# MITTEILUNGEN

DER

# ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

# IN WIEN.

10722

REDAKTIONS-KOMITEE:

HOFRAT PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), HOFRAT FRANZ HEGER,
REGIERUNGSRAT DR. RICHARD LASCH, PROF. DR. RUDOLF MUCH,
PROF. DR. RUDOLF PÖCH, REGIERUNGSRAT JOSEF SZOMBATHY.

REDAKTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

L. BAND.
(DER DRITTEN FOLGE XX. BAND.)

MIT 42 ABBILDUNGEN IM TEXTE.

WIEN.
IM SELBSTVERLAG DER GESELLSCHAFT.
1920.

GN
2
A83
Bd.50-52

610563
4.7.55

W. Hamburger, Wien VI, Mollardgasse 41.

# INHALT.

## ABHANDLUNGEN UND MITTEILUNGEN.


Seite

**Bayer Josef,** Die Kulturzugehörigkeit und geologische Zeitstellung des Plateaulehmpaläolithikums des n.-ö. Waldviertels . . . . . 51

**Hilber V.,** Die geologische Stellung des Paläolithikums . . . . . 69

**Holl Moritz,** Über ein merkwürdiges Verhalten der Brüste bei einer Buschmannfrau. (Mit 2 Abbildungen im Text) . . . . . 7

— — Über den Abstand der Brustwarzen voneinander und die Sinusbreite beim weiblichen Geschlechte. (Mit 4 Abbildungen im Text) . . . . . 11

**Lach Dr. Robert,** Die Musik der turk-tatarischen, finnisch-ugrischen und Kaukasusvölker in ihrer entwicklungsgeschichtlichen und psychologischen Bedeutung für die Entstehung der musikalischen Formen . . . . . 23

**Lugn Pehr,** Die magische Bedeutung der weiblichen Kopfbedeckung im schwedischen Volksglauben . . . . . 81

**Menghin Dr. Oswald,** Neue Wallburgenforschungen in Deutschsüdtirol. (Mit 8 Abbildungen im Text) . . . . . 53

**Mötefindt Hugo,** Der ägyptische Königsbart . . . . . 133

**Obermaier Hugo,** Die Dolmen Spaniens. (Mit 17 Abbildungen im Text) . . . . . 107

**Toldt Karl,** Über den zahlenmäßigen Ausdruck der Schädelhöhe und die Messung derselben. (Mit 2 Abbildungen im Text) . . . . . 1

Druckfehlerberichtigung . . . . . 80


## LITERATURBERICHTE.


Seite

**Abel O.,** Die Stämme der Wirbeltiere *(Pia)* . . . . . 72

**Classen D. K.,** Über den Ursprung der Germanen *(R. Pokorny)* . . . . . 143

**Fehr Dr. Hans,** Hamurapi und das salische Recht *(R. Pokorny)* . . . . . 144

Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Leipzig *(V. Christian)* . . . . . 143

**Haberlandt Dr. Michael,** Völkerkunde II *(R. Lasch)* . . . . . 141

**Hadfield E.,** Among the Natives of the Loyalty Group *(L. Bouchal)* . . . . . 152

**Heepe M.,** Die Komorendialekte Ngazidja, Nzwani und Mwali *(V. Christian)* . . . . . 145

**Heisenberg Dr. August,** Neugriechenland . . . . . 77

**Hoernes M.,** Urgeschichte der Menschheit. 5. Aufl. *(Bayer)* . . . . . 152

**Keller C.,** Die Stammesgeschichte unserer Haustiere *(O. Abel)* . . . . . 65

**Knabenhaus Dr. Alfred,** Die politische Organisation bei den australischen Eingebornen *(R. Pokorny)* . . . . . 76

**Krämer Dr. Augustin,** Palau. 2. Teilband *(L. Bouchal)* . . . . . 148

**Lehmann Dr. J.,** Die Ornamente der Natur- und Halbkulturvölker *(V. Christian)* . . . . . 142

**Lehmann-Nitsche Robert,** Folklore Argentino. Monographien zur argentinischen Volkskunde *(L. Bouchal)* . . . . . 145

**Machatschek F.,** Allgemeine Geographie III: Geomorphologie *(Bayer)* . . . . . 72

Seite

**Mieses Matthias**, Zur Rassenfrage *(R. Pokorny)* . . . . . 141
— — Die Gesetze der Schriftgeschichte *(R. Pokorny)* . . . . . 141
**Nordenskiöld Erland**, Eine geographische und ethnographische Analyse der materiellen Kultur zweier Indianerstämme in El Gran Chaco *(A. Haberlandt)* . . . . . 146
Osten und Orient *(V. Christian)* . . . . . 80
**Róheim Géza**, Spiegelzauber *(L. B.)* . . . . . 75
**Sarfert Dr. E.**, Kusae *(L. Bouchal)* . . . . . 149
**Schmidt P. Wilhelm**, Die Gliederung der australischen Sprachen *(L. Bouchal)* . . . . . 66
**Thurnwald Richard**, Politische Gebilde bei Naturvölkern *(Thurnwald)* . . . . . 73

Sitzungsberichte. Jahrgang 1919/20 . . . . . [1]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

# Über den zahlenmäßigen Ausdruck der Schädelhöhe und die Messung derselben.

Vortrag, gehalten in der Sitzung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft am 22. Mai 1918.

Von Hofrat **C. Toldt** in Wien.

Die Schwierigkeit, einen genauen und richtigen Ausdruck für die Schädelhöhe zu finden, geht schon aus den mannigfachen Vorschlägen hervor, welche im Laufe der Jahre für die Art der Messung derselben gemacht worden sind.

Nach der Frankfurter Verständigung vom Jahre 1882, an welche sich seither die große Mehrzahl der deutschen Anthropologen gehalten hat, soll die „Höhe" des Schädels als sogenannte „ganze Höhe nach Virchow" von der Mitte des vorderen Randes des großen Hinterhauptloches (Basion) senkrecht zur Horizontalebene bis zur Scheitelkurve gemessen werden. Da aber die Horizontalebene an gebrochenen Schädeln häufig nicht bestimmt werden kann, so wird als „Hilfshöhe" die Entfernung des Basion von dem Treffpunkte der Kranz- und Pfeilnaht (Bregma) vorgesehen — die „Basion-Bregmahöhe". Außerdem wird zufolge der Frankfurter Verständigung die „Ohrhöhe" gemessen, von dem oberen Rande des äußeren Gehörganges (Ohrpunkt) zu dem senkrecht darüberstehenden Punkte des Scheitels, also senkrecht zur Horizontalebene, und eine „Hilfs-Ohrhöhe" vom Ohrpunkte zur höchsten Stelle der Scheitelkurve, etwa 2—3 *cm* hinter der Kranznaht.

Bei dem internationalen Anthropologenkongreß zu Monaco (1906) kam eine internationale Vereinbarung zur Vereinheitlichung der Schädelmessung zustande, nach welcher als „Schädelhöhe" die Basion-Bregmahöhe und als „Ohrhöhe" die Entfernung des Bregma von der Mitte einer ideellen, die beiderseitigen Ohrpunkte verbindenden Linie — also eine Ohr-Bregmalinie vorgeschlagen wurde. Diese Beschlüsse sind auf die Abneigung der französischen Anthropologen gegen die Festlegung einer Horizontalebene des Schädels zurückzuführen. v. Luschan sagt in seinem Berichte über die Konferenz von Monaco (Korr.-Bl. d. Deutschen Gesellschaft für Anthrop., 1906, Nr. 7): Die größte Höhe der Hirnkapsel wird immer ohne jede Rücksicht auf die Horizontale einfach als die Entfernung zwischen Basion und Bregma gemessen. Hinsichtlich der Ohrhöhe, deren Messung er als „fakultativ" bezeichnet, weicht v. Luschan von den Konferenzbeschlüssen insofern ab, als er für die Messung derselben die Einstellung des Schädels in die deutsche Horizontalebene als unerläßlich erklärt und sie im Sinne der Frankfurter Verständigung ausgeführt wissen will.

Von anderen Vorschlägen sei hier nur noch der von Emil Schmidt herrührende und von ihm in seinem Katalog der im anatomischen Institut der Universität Leipzig aufgestellten kraniologischen Sammlung zur Durchführung gebrachte erwähnt (Arch. f. Anthrop., XVII). Er verzeichnet Höhenmaße: 1. Höhe, ein Projektionsmaß: Der Abstand zwischen der Projektion des höchsten und des tiefsten

Punktes der Medianebene des Schädels auf eine Vertikale, die senkrecht auf der Richtung des Längen- und des Breitendurchmessers aufgerichtet ist (Stangenzirkel). 2. Bregmahöhe = Hilfshöhe der Frankfurter Verständigung. 3. Ganze Höhe nach Virchow der Frankfurter Verständigung; als oberer Meßpunkt derselben wird jedoch ein Punkt in der Medianlinie, $2^1/_2$ *cm* hinter dem Bregma genommen. 4. Ohrhöhe = Hilfshöhe der Frankfurter Verständigung.

Ich kann mich hier nicht auf eine eingehende Besprechung aller eben erwähnten Meßmethoden einlassen, muß jedoch betonen, daß nur eine solche Methode den wissenschaftlichen Anforderungen und unserem praktischen Bedürfnis entspricht, welche geeignet ist, die wirkliche Höhe des Schädels, sei es im ganzen, sei es in bestimmten Abschnitten desselben, mit hinreichender Genauigkeit zu erfassen. Dieser Forderung entspricht speziell die Basion-Bregmahöhe keineswegs, am allerwenigsten, wenn sie als die „größte Höhe" oder als Ersatz für die „ganze Höhe" des Schädels gelten soll. Die Gründe dafür sind die folgenden:

1. Der obere Meßpunkt, das Bregma, liegt nur selten, und zwar nur bei ganz flachem Scheitel, in gleicher Höhe mit dem obersten Punkte des letzteren. An den allermeisten Schädeln steigt der Scheitel hinter dem Bregma noch mehr oder weniger an, so daß dieses bis zu 6 *mm* tiefer liegen kann als der Gipfelpunkt des Scheitels. Diesem für den Gesamtbau des Schädels wichtigen und für die Höhe desselben sehr maßgebenden Umstande trägt das Basion-Bregmamaß in keiner Weise Rechnung, und dies ist einer der Gründe, aus welchen es in den allermeisten Fällen kleiner ist als die tatsächliche Höhe des Schädels.

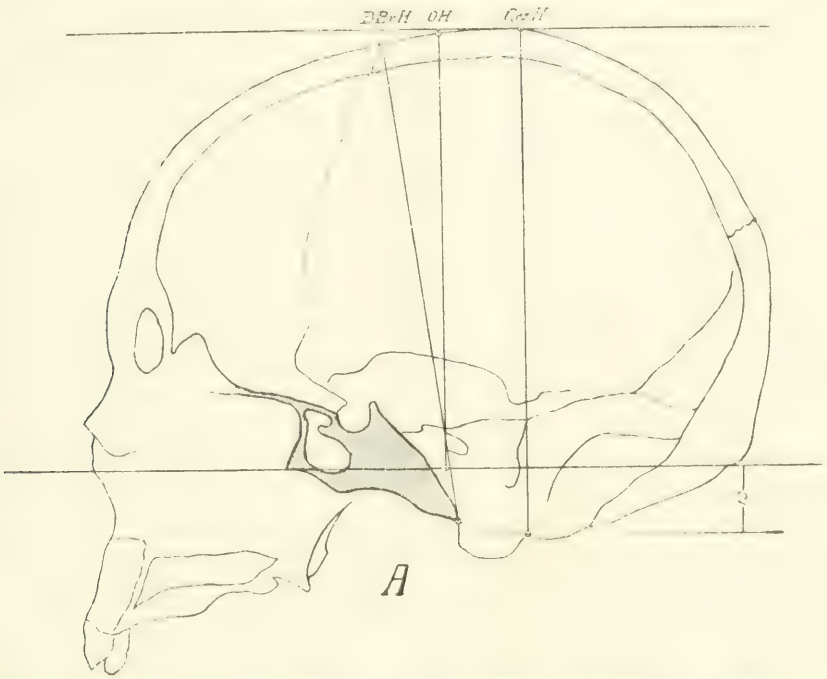
2. Der untere Meßpunkt, das Basion, fällt nur ganz ausnahmsweise mit dem tiefsten Punkte des Schädels zusammen, regelmäßig liegt es höher und ist seiner Lage nach von der Länge und von der Neigung der Pars basilaris abhängig, welche beiden sehr bedeutenden individuellen Verschiedenheiten unterliegen, ohne daß diese auf die wirkliche Schädelhöhe einen Einfluß üben oder mit ihr irgendwie zusammenhängen. Durch stärkere Neigung sowie durch größere Länge der Pars basilaris wird aber das Basion-Bregmamaß verlängert und umgekehrt, und zwar manchmal ganz erheblich. Durch die verschiedene Neigung der Pars basilaris wird namentlich die Richtung der Meßlinie stark beeinflußt. Weniger in Betracht kommt der Umstand, daß das hinterste Stück der Pars basilaris nicht selten nach unten abgeknickt erscheint, wodurch das Basion um 1—2 *mm* herabgerückt wird.

Aus allen diesen Gründen kann dem Basion-Bregmamaß nicht die Bedeutung eines geeigneten Höhenmaßes zuerkannt werden, aber auch im allgemeinen ist sein Wert ein ganz untergeordneter, weil es nicht irgendeine wesentliche Eigenschaft des Schädelbaues zum Ausdruck bringt. Zu seinen Gunsten könnte allenfalls die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Feststellung angeführt werden, allein wer ein bestimmtes Ziel erreichen will, wird nicht einen Weg gehen, der neben demselben vorbeiführt, nur weil dieser Weg ein bequemer ist.

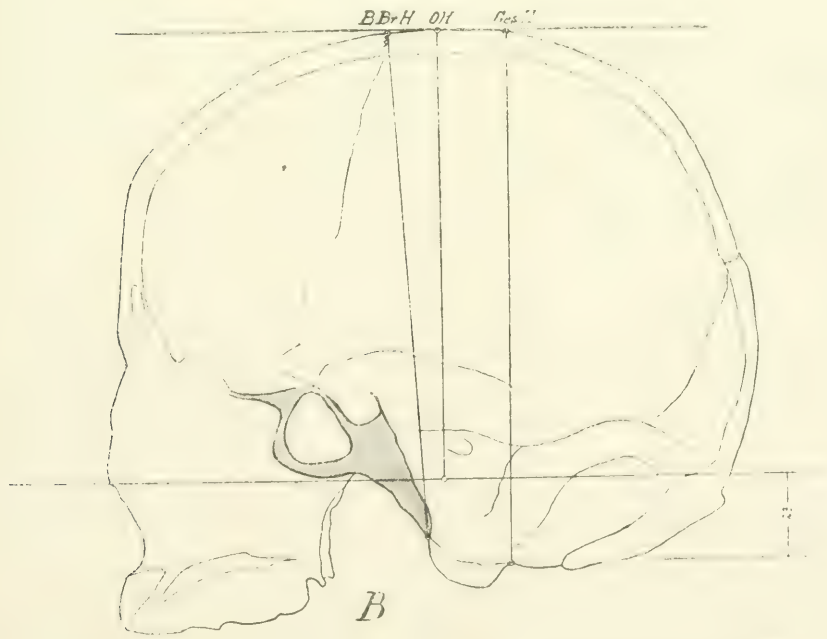
Die beigegebenen Diagramme von Mediandurchschnitten zweier weiblicher Schädel sollen beispielsweise das verschiedene Verhalten der Basion-Bregmahöhe gegenüber der Ohrhöhe und der Gesamthöhe veranschaulichen, wozu bemerkt sei, daß die Pars basilaris an beiden Schädeln gleich lang ist, aber der Winkel, in dem sie zur Horizontalebene steht, an dem Tirolerschädel (*A*) 49°, an dem Aflenzer (*B*) 64° beträgt. Daraus ergibt sich die verschiedene Richtung der Basion-Bregmalinie.

Ein richtiger Ausdruck für die Schädelhöhe muß vor allem anderen der Tatsache Rechnung tragen, daß sie einen bestimmten Anteil der Leibeshöhe darstellt.

Deshalb kann sie nur in genau senkrechter Richtung gemessen werden, und zwar dort, wo der Schädel der Wirbelsäule aufruht. In diesem Sinne soll der untere Meßpunkt




Gesichtshöhe 133 *mm*, Ohrhöhe 115 *mm*, Basion-Bregmahöhe 128 *mm*.




Gesichtshöhe 140 *mm*, Ohrhöhe 117 *mm*, Basion-Bregmahöhe 133 *mm*.

in die Mitte einer queren Linie fallen, welche jederseits den unteren Rand des großen Hinterhauptloches tangiert, und zwar an jener Stelle, wo der mediale Rand

des Gelenkhöckers von dem Rande des Hinterhauptloches abrückt. Eine solche Linie halbiert in der Regel ziemlich genau die Länge des Hinterhauptloches und entspricht ihrer Höhe nach annähernd der Querachse des Atlas-Hinterhauptgelenkes (oberen Kopfgelenkes). Als oberer Meßpunkt ergibt sich von selbst der bei Einstellung des Schädels in die Horizontalebene senkrecht über dem unteren Meßpunkt gelegene Punkt des Scheitels. In den meisten Fällen entspricht dieser in der Tat dem Gipfelpunkte des Scheitels, manchmal jedoch, insbesondere an sehr kurzen Schädeln liegt er ein wenig tiefer, doch kaum je um mehr als 1 *mm*.

Die Messung kann auf dem Kraniostaten mittels des Tasterzirkels vorgenommen werden, wobei die obenbezeichnete Querlinie durch ein an den unteren Rand des Hinterhauptloches angeklebtes Stäbchen markiert wird. Da diese Art der Messung, namentlich wenn es sich um größere Schädelreihen handelt, immerhin ziemlich umständlich ist, so bin ich in solchen Fällen in folgender Weise vorgegangen: Ich halte den mit der linken Hand an den Jochfortsätzen des Stirnbeins gefaßten Schädel in der Horizontalebene, was ich mir dadurch sichere, daß ich ein Fensterkreuz oder dergleichen als Hintergrund benütze. Mit der rechten Hand lege ich den genau senkrecht gestellten Stangenzirkel so an, daß die eine Querstange desselben unmittelbar hinter den Gelenkhöckern die beiden Seitenränder des großen Hinterhauptloches, der andere den senkrecht darüber liegenden Punkt des Scheitels berührt. Die Ablesung des Maßes erfolgt noch während des Anliegens des Zirkels.

In den allermeisten Fällen kommt man auf diese Weise zu dem erwünschten Ziele, indem man ein Maß erhält, welches mit dem auf dem Kraniostaten gewonnenen übereinstimmt. Nur an Schädeln, welche sehr breite Warzenfortsätze besitzen, erweist sich die beschriebene Art des Anlegens des Stangenzirkels an die Ränder des großen Hinterhauptloches als unmöglich und man muß sich mit dem vorhin erwähnten Stäbchen und dem Tasterzirkel behelfen. Das so erhaltene Höhenmaß des Schädels bezeichne ich als die Gesamthöhe des Schädels. Diese deckt sich nicht mit der oben erwähnten, von Emil Schmidt eingeführten „Höhe", welche durchschnittlich etwas größere Ziffern ergibt. Ich kann mich diesem Vorschlage Emil Schmidts nicht anschließen, weil sein Maß durch die individuell sehr verschiedene Neigung der Ebene der größten Schädellänge zur Horizontalebene wesentlich beeinflußt wird und die Richtung der Meßlinie gewöhnlich nicht unerheblich von der Rumpfachse abweicht.

Von wesentlich anderer Bedeutung ist ein zweites unentbehrliches Höhenmaß, die Ohrhöhe im Sinne der Frankfurter Verständigung. Der untere Meßpunkt derselben, der Ohrpunkt, fällt ziemlich genau in gleiche Höhe mit dem Grunde der mittleren Schädelgrube sowie auch annähernd mit der Ausgangsstelle der oberen Leiste der Querfurche der Hinterhauptschuppe — also der Haftlinie des Gezeltes — zusammen, während der obere Meßpunkt gewöhnlich auf die höchste Erhebung des Scheitels trifft. Die Ohrhöhe bezeichnet daher, wenn auch nicht mit voller Genauigkeit, so doch annähernd die Höhe desjenigen Schädelanteiles, welcher das Großhirn birgt, während die Gesamthöhe nebst diesem Schädelanteile noch jenen in sich schließt, welcher das Kleinhirn enthält. Aus diesem Grunde und wohl auch, um Verwechslungen mit anderen, als „ganze Höhe" oder „größte Höhe" bezeichneten Maßen vorzubeugen, habe ich den Namen „Gesamthöhe" gewählt. Die Höhe des Kleinhirnanteiles des Schädels kommt durch die Differenz der Gesamthöhe und der Ohrhöhe zum Ausdruck und ist im wesentlichen durch den Grad der Ausladung des hinteren Abschnittes der Schädelbasis nach unten bedingt; sie gibt daher über eine

bemerkenswerte Eigentümlichkeit des Schädelbaues Aufschluß und bildet eine ganz beträchtliche, jedoch sehr wechselnde Quote der Gesamthöhe, indem sie, von Extremen abgesehen, sich zwischen 12 und 25% der letzteren bewegt.

Da anderseits auch das individuell sehr verschiedene Ansteigen des Scheitels einen nicht zu vernachlässigenden Einfluß auf die Gesamthöhe des Schädels ausübt und für die besondere Beschaffenheit des Schädeldaches sehr charakteristisch ist, so sollte im Zusammenhang mit den Höhenmessungen auch die Differenz der Höhenlage des Bregma und jenes Punktes, bis zu welchem der Scheitel von diesem an noch ansteigt, festgestellt werden. Am einfachsten und sichersten kann dies an dem im Kraniostaten eingespannten Schädel geschehen[1]).

Zum Schlusse noch ein Wort über die Beurteilung ganzer Schädelreihen in bezug auf die Höhenverhältnisse. Da zu diesem Zwecke die absoluten Höhenmaße wegen der verschiedenen Größe der Schädel nicht unmittelbar verwertbar sind, so pflegt man das betreffende Höhenmaß, und zwar gewöhnlich die Basion-Bregmahöhe ins Verhältnis zur größten Länge, wohl auch zur größten Breite des Schädels zu setzen und so einen Höhen-Längen- beziehungsweise Höhen-Breitenindex zu berechnen. Ist es hinsichtlich der Charakteristik des Schädelbaues nicht ohne Interesse, das gegenseitige Verhältnis dieser Maße an dem einzelnen Schädel zu kennen, so gibt dasselbe jedoch keineswegs einen zutreffenden Ausdruck für die wahre Schädelhöhe, denn es ist selbstverständlich, daß bei gleicher absoluter Schädelhöhe der Höhen-Längen- sowie der Höhen-Breitenindex um so kleiner ausfallen muß, je länger bzw. je breiter der betreffende Schädel ist.

Die geeignetste Grundlage, auf welcher die Höhenverhältnisse verschiedener Schädel verglichen und nach gewissen Höhenabstufungen gruppiert werden könnten, wäre wohl das Außenvolumen des Hirnschädels, weil damit die Schädelhöhe in direkte Beziehung zur Größe der einzelnen Schädel gebracht würde. Die Bestimmung desselben ist aber mit solchen Umständlichkeiten und daher mit erheblichen Fehlerquellen verknüpft, daß die praktische Durchführung dieser Methode im großen, wenigstens vorläufig, als ausgeschlossen erscheint. Ich halte es daher für das beste, dem Vorgange J. Szombathys zu folgen, den er erst vor kurzem an dieser Stelle dargelegt hat. Nach dem Vorschlage Szombathys werden alle Schädelmaße zum Zwecke ihrer Vergleichung gleichmäßig auf einen Rauminhalt des Hirnschädels von 1000 *ccm* reduziert und so an Stelle der absoluten Maße relative Maße eingestellt. Ich verkenne nicht die Mängel dieses Verfahrens, welche auch schon Szombathy hervorgehoben hat, allein gegenüber dem erzielten Vorteil scheinen sie mir nicht allzusehr ins Gewicht zu fallen. Zufolge einer Kalkulation Szombathys, welche er selbst nur als eine vorläufige bezeichnet, würde sich auf dieser Grundlage die folgende Gruppierung der Schädel mit Bezug auf ihre Höhenverhältnisse ergeben:

| | sehr klein | klein | mittel | groß | sehr groß |
|---|---|---|---|---|---|
| Gesamthöhe | x – 111·9 | 112·0 – 119·9 | 120·0 – 122·9 | 123·0 – 127·9 | 128·0 – y |
| Ohrhöhe | x – 96·9 | 97·0 – 101·9 | 102·0 – 104·9 | 105·0 – 109·9 | 110·0 – y |

[1]) In analoger Weise könnte ein ziffermäßiger Ausdruck für das Maß der seitlichen Abdachung des Scheitels gefunden werden.

Würde sich nach diesem Vorgange beispielsweise ergeben, daß auf Grund der relativen Ohrhöhe die große Mehrzahl der Schädel einer Reihe zu den mittelhohen und niederen gehört, während hinsichtlich der Gesamthöhe die hohen Schädel weitaus überwiegen, so würde dies besagen, daß an der bedeutenden Mehrheit der Schädel der Großhirnanteil mittelhoch oder nieder ist, daß aber ein großer Prozentsatz dieser Schädel infolge starker Ausladung ihres Kleinhirnanteiles nach unten eine beträchtliche Gesamthöhe erreicht.

Diese beiden Maße geben über alles hinsichtlich der Schädelhöhe Wissenswerte Aufschluß. Die sogenannten „Hilfshöhen" entfallen von selbst, wenn die Ermittlung der beiden Hauptmaße möglich ist. Aber auch dann, wenn auf eines oder das andere von den letzteren verzichtet werden muß, ist es nicht unbedenklich, sie einfach an Stelle des betreffenden Hauptmaßes einzusetzen, weil man nicht beurteilen kann, wie weit sie im einzelnen Falle von demselben abweichen. Hier scheint mir der Satz zu gelten: „Nicht wissen ist besser als schlecht wissen."

Ich habe der hochgeehrten Versammlung meine Auffassung über die Feststellung und vergleichende Beurteilung der Höhenverhältnisse des menschlichen Schädels dargelegt, weil ich die Hoffnung hege, daß die Fachgenossen dadurch veranlaßt werden, diese Frage, welche mich schon seit Jahren beschäftigt, einer erneuten Prüfung zu unterziehen und daß diese dazu führen werde, die unleugbaren Mängel der bisher üblichen Methoden zu beseitigen.

# Über ein merkwürdiges Verhalten der Brüste bei einer Buschmannfrau.

(Mit 2 Abbildungen im Texte.)

Von **M. Holl** in Graz.

Oberhalb der normalen Brüste lagernde Mammae (Supramammae) scheinen zuerst Robert Lee und Astly Cooper[1]), P. Shannon[2]) und Gardeur[3]) beobachtet zu haben. In Coopers Falle fand sich bei einer Frau (Puerpera) oberhalb der normalen Brüste, von diesen durch eine tiefe Furche getrennt, am Rande des Pectoralis major, der Achselhöhle sich nähernd, beiderseits je eine Milch absondernde akzessorische Mamma mit Areola und Papille. Die akzessorische Brust war von $^1/_6$ der Größe der normalen. Wurde an der Brust einer Seite gesogen, so floß aus der anderen Brust derselben Seite Milch aus. Shannon berichtet, daß eine Frau, die zum sechsten Male gebar, vier Brüste hatte (Abb. 1). Die beiden überzähligen, von Gänseeigröße, waren oberhalb und etwas nach außen von den normalen Brustdrüsen. Die linke akzessorische Mamma hatte eine Warze, die rechts zwei Warzen. Alle Warzen hatten eigene Höfe und alle vier Brüste gaben Milch. Leichtenstern[4]) hat eine schematische Abbildung dieses Falles gebracht. Der von Gardeur beobachtete Fall ist dem eben erwähnten ganz ähnlich; die vier Brüste hatte eine junge Mulattin am Cap der guten Hoffnung.

Hofstätter[5]) beobachtete bei einer Zweitgebärenden auf der Höhe der vorderen Achselfalte jederseits eine akzessorische Mamilla mit leicht pigmentiertem Warzenhofe; auf beiden Seiten tastete man deutliches Drüsengewebe, das gegen die Achselhöhle zu in zirka Bohnengröße lag. Während der Schwangerschaft vergrößerten sich die Mamillen; rechts entquoll Kolostrum. Bei einer anderen Zweitgebärenden fand sich in der linken Axillargegend, gerade auf der Höhe der vorderen Achselfalte, eine kleine akzessorische Mamilla mit kleinem Warzenhofe. Bei einer Erstgebärenden zeigte die rechte Mamma zwei Prominenzen übereinander und jede war von einem Warzenhofe mit einer zentralen Mamilla eingenommen. Einschließlich der linken Brust trank das Kind aus allen drei Mamilla gleiche Mengen. Wenn das Kind nur bei der rechten Brust angelegt wurde, trank es die Brust ganz leer; beim Saugen aus einer der beiden Warzen sickerte aus der zweiten ganz wenig Milch; die zweite Warze war gleichzeitig auch immer etwas erigiert.

Im Anschluß an diese Fälle mag ein ganz eigentümlicher Fall von Supramammae mitgeteilt werden, den ich Gelegenheit hatte, auf einem Lichtbilde, welches

[1]) Cooper, on the anetimy of the breast, London 1840, S. 14. Lond. med. Gaz. Vol. XXI, S. 666. Medico chir. transact. Sec. Ser., 3. Vol., 1838, S. 266.

[2]) Case of quadruple mammae with Illustration. Dublin quart. Journ., Vol. V, 1848, S. 266.

[3]) Zitiert bei Percy, Sur les femmes multimammes.

[4]) Über das Vorkommen und die Bedeutung superumerärer (akzessorischer) Brüste und Brustwarzen. Virchows Archiv, 73. Bd., S. 222; Taf. IV, Fig. 5.

[5]) Über Polythelie und Achselhöhlenmilchdrüsen. Münchener med. Wochenschrift, 1910, S. 2298.

eine junge Buschmannfrau darstellt, zu beobachten.[1]) Die Abbildung hat Martin[2]) veröffentlicht: „Buschmannfrau mit achselständigem Sitz der Brust. Phot. Seiner. (Die Frau hat einen Säugling.)" Das Bild wird als Beleg angeführt, daß bei der reifen Brust ziemlich große individuelle Differenzen bestehen, da die Entwicklung und der Sitz der Brust von verschiedenen individuell variierenden Faktoren abhänge.

Von einem achselständigen Sitz der Brüste, wie Martin sagt, kann keine Rede sein, denn die Brüste sitzen nicht in der Achselhöhle, sondern in der Höhe der Achselhöhle. Achselständige Brustdrüsen liegen hinter dem Pectoralisrand, in der Achselhöhle selbst und sie sind also eigentlich Axillarbrüste. Es handelt sich im vorliegenden Falle um hochsitzende, am Pectoralisrande aufliegende, in der Nähe der Achselhöhle lagernde Brüste. Derart hochliegende normale Brüste sind bisher nicht beobachtet worden und es entsteht daher die Frage, welches Bewandtnis diese eigentümliche Lage der Brüste hat. Die Brüste haben eine Lagerung, wie sie den eingangs erwähnten Supramammae zukommt, und man würde sie auf den ersten Blick auch als

Abb. 1. Schematische Abbildung der vier Brüste einer Sechstgebärenden (nach Shannon). Auch die beiden Supramammae gaben Milch.

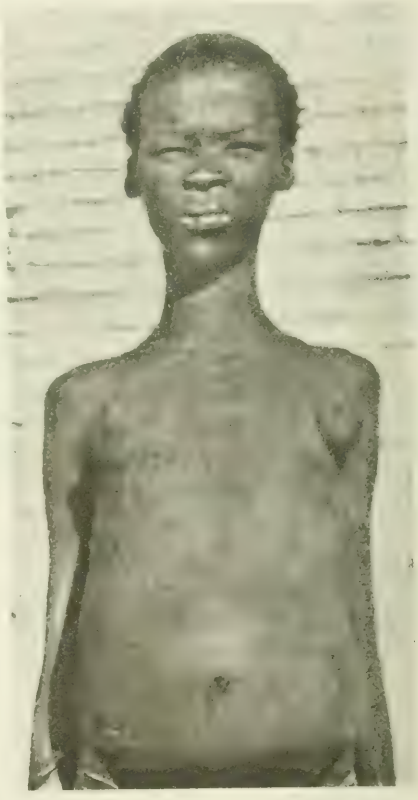


Abb. 2. Buschmann-Frau mit vier Brustdrüsen. Phot. Seiner. (Die Frau hat einen Säugling.) Die Supramammae sind funktionierend.

Supramammae auffassen, wenn dem nicht, wie es den Anschein hat, das Fehlen der normalen Brüste widersprechen würde. Der vorliegende Fall verdient daher eine eingehende Untersuchung.

Auf der linken Seite sitzt eine auffallend kleine, halbkugelige Brust, nach unten zu durch eine tiefe Furche abgegrenzt, am seitlichen Pectoralisrande in der Höhe der Achselhöhle. Unter der Furche befindet sich am Pectoralisrande eine leichte, die Brust umgreifende brustähnliche Wölbung der Haut, welche Wölbung dem Sitz einer hohen kleinen Brust entsprechen würde; der Wulst trägt keine Papille, keine Areola und, wie es scheint, auch keinen Pigmentfleck. Die Brust und Brustwarze

[1]) Das Lichtbild verdanke ich der Freundlichkeit des Afrikaforschers Herrn G. Seiner.

[2]) Lehrbuch der Anthropologie. Jena 1914, S. 281, Fig. 77.

ist nach außen und ein wenig oben gerichtet. Der freie Pol der Brust und die Brustwarze haben hinter sich den inneren Anteil der vorderen Fläche des Oberarmes liegen, die Brustwarze liegt in einer Vertikalen, die durch das Tuberculum minus des Humerus geht. Die Brust liegt vor der Achselhöhle, ihre Achse geht fast quer vor derselben vorbei. Eine derartige Lagerung der Brust, wie sie die linke dazu auffallend kleine Brust der Buschmannfrau zeigt, wird bei normalen Brüsten niemals beobachtet; es kann sich daher nicht um normale Verhältnisse handeln. Erwähnt muß ferner werden, daß auf den rechten oberen Quadranten, in der Nähe der Basis der Brust, ein lineares, pigmentiertes Wülstchen sich vorfindet, das an seinem unteren Rande durch eine Furche begrenzt wird. Das pigmentierte Wülstchen macht den Eindruck einer flachen akzessorischen Brustwarze.

Auf der rechten Seite finden sich ganz andere Verhältnisse als links vor. Ein kleiner halbkugeliger Wulst, wohl um die Hälfte kleiner als die linke Brust, sitzt dem Pectoralisrande auf, aber der Wulst sitzt tiefer als die linke Brust, jedoch in derselben Höhe wie die unter der linken Brust liegende Wölbung. Der obere Rand des Wulstes und der untere Rand der linken Brust liegen beiläufig in einer Linie. Etwas unter dem Scheitel des Wulstes befindet sich eine kreisrunde, flache Stelle. Der Lage nach würde der in Rede stehende Wulst einer im allgemeinen normal sitzenden Brust entsprechen, wobei die anscheinend zu hohe und laterale Lage dieser Brust eben durch ihre bedeutende Kleinheit bedingt ist; der kreisrunde, dunkle Fleck auf dem Wulst entspricht dann einer Areola samt unentwickelter (fehlender?) Brustwarze. Der Wulst hat sohin eine rudimentäre, rechts normal sitzende Brustdrüse zur Grundlage. Oberhalb dieser rudimentären Brust findet sich eine sehr kleine, aber mit allen Eigenschaften einer normalen Brust versehene Brust vor; sie ist halbkugelig, durch eine Furche von der rudimentären Brust abgegrenzt. Die kleine Brustwarze ist fast so stark entwickelt wie auf der linken Brust. Die Achse der Brust und Brustwarze zieht nach außen und aufwärts. Die Brustwarze liegt in derselben Höhe wie die akzessorische Brustwarze der linken Brust. Das Brüstchen liegt auf der vorderen Brustwand unterhalb der Mohrenheimschen Grube (fossa infraclavicularis), oberhalb einer Querlinie, die durch den Scheitel der vorderen Achselfalte gezogen wird, ihre untere Begrenzungslinie trifft in der Fortsetzung die linke Brustwarze. Die durch die Brustwarze gezogene Vertikale geht durch die fossa infraclavicularis und liegt sohin nicht so weit lateral wie die linke Brustwarze. So klein das in Rede stehende Brüstchen ist, sie dürfte $^1/_4$ so groß sein als die linke Brust, so zeigt es doch alle Eigenschaften einer normalen Brust und es ist zweifellos, daß es sich um eine vollkommen entwickelte, jedoch sehr klein gebliebene Brustdrüse handelt. Die relativ wohl entwickelte Warze des Brüstchens, wie auch die gute Wölbung des Brüstchens lassen vermuten, daß das Brüstchen zu dem Sauggeschäfte geradeso herbeigezogen wurde, als es bei der linken Brust der Fall ist.

Es sind also auf der rechten Seite zwei übereinander lagernde Brüste vorhanden; die untere hat normalen Sitz, ist aber rudimentär (keine Papilla mammae), die obere kleinere ist trotz ihrer Kleinheit wohl entwickelt und funktionierend. Das obere Brüstchen ist daher als eine funktionierende Supramamma aufzufassen. Daß eine Supramamma funktionieren kann, ist nach den eingangs erwähnten Fällen nachgewiesen.

Wir haben sohin bei der jungen Buschmannfrau eine rudimentäre (nicht funktionierende) normal sitzende Mamma und ober ihr eine kleine funktionierende Supramamma. Die Supramamma hat die Rolle der eigentlichen Mamma übernommen. Dieser Fall steht in der Literatur einzig da.

Welche Bedeutung hat nun die linke Brust? Aus einem Vergleiche der Verhältnisse auf der rechten und linken Seite ergibt, daß die unter der linken Brust vorfindliche Wölbung der rudimentären rechten, normal sitzenden Mamma entspricht. Es ist also linkerseits auch eine normal sitzende Mamma vorhanden, dieselbe aber ist noch mehr rudimentär als die rechte, da ihr die Papille vollkommen fehlte. Da die normale Brust linkerseits, wenn auch in bedeutend rudimentärem Zustande, vorhanden ist, so kann die oberhalb dieser gelegene, mit allen Eigenschaften einer entwickelten Brustdrüse versehene Brust nichts anderes als eine Supramamma darstellen. Die linke Supramamma ist größer als die rechte und wegen ihrer Größe natürlich in größerem Ausmaße funktionierend als die rechte. Eine besondere Eigentümlichkeit weist die linke Supramamma durch die Gegenwart einer akzessorischen rudimentären Papille auf.

Das Besondere an der jungen Buschmannfrau ist sohin, daß die an normaler Stelle sich vorfindlichen Brüste in hohem Grade rudimentär sind, die linke noch mehr als die rechte; an der rechten findet sich an Stelle der Papille ein Pigmentfleck (Areola), an der linken fehlt Papille und Areola. Beiderseits sind Supramammae vorhanden, die linke ist vierfach so groß als die rechte; beide Supramammae zeigen alle Eigentümlichkeiten einer normalen Brustdrüse und sind, da die Frau einen Säugling besitzt, funktionierend, die linke wegen der Größe mehr als die rechte.

Das Seltene an dem Falle ist, daß die normalen Brustdrüsen in der Entwicklung zurückgeblieben sind; es haben sich oberhalb von ihnen funktionierende Brüste, Supramammae, entwickelt. Die Supramammae vertreten die Mammae.

# Über den Abstand der Brustwarzen voneinander und die Sinusbreite beim weiblichen Geschlechte.

(Mit 4 Abbildungen im Texte.)

Von **M. Holl** in Graz.

In Rücksicht auf die Höhe, in der die weiblichen Brüste angesetzt sind, ergeben sich Unterschiede, die, wie schon Brücke[1]) bemerkt, nichts zu tun haben mit dem durch Schwere oder Schlaffheit bedingten Herabsinken, sondern sich schon in einem früheren Stadium der Entwicklung bemerkbar machen. (Unter sonst gleichwertigen Modellen verdienen die mit höher angesetzter Brust den Vorzug. Die Antiken zeigen sämtlich hoch angesetzte Brüste.)

Auch in Rücksicht auf die Entfernung der Brüste von der Mittellinie (Sternallinie), also auf die Weite des Zwischenraumes zwischen den Brüsten, dem Sinus oder Busen, ergeben sich Unterschiede, die ebenfalls schon in einem früheren Stadium der Entwicklung sich bemerkbar machen.

Die höhere oder tiefere Ansatzstelle der weiblichen Brüste wie auch die Größe der Entfernung voneinander wird durch die Anlage der Papillae, s. Mamillae mammae (Ort der Anlage der Brustdrüsen), bestimmt. Auf die Breite des Sinus oder Busens hat auch die Größenentfaltung der Brüste eher Einfluß, aber nur in zweiter Linie.

Der Zwischenraum zwischen den Brüsten wird in der Literatur als verschieden groß angegeben, auf die Ursache der Verschiedenheiten wird jedoch nicht näher eingegangen. Es scheint die Annahme gerechtfertigt, daß die Aufstellung eines breiteren oder schmäleren Sinus (Busens) gemeinhin mit der Größe der Brüste in Zusammenhang gebracht wird, denn gewöhnlich ist der Sinus zwischen großen Brüsten enger, zwischen kleinen Brüsten weiter. Es gibt aber Fälle, in welchen kleine Brüste einen schmalen Sinus und große Brüste einen weiten Sinus zwischen sich haben; kleine Brüste können also enger aneinanderstehen, große Brüste weit voneinander abstehen. Die Weite des Sinus kann sohin in erster Linie nicht von der Größe der Brüste abhängig sein, sondern muß mit dem Orte zusammenhängen, an welchem die Brustdrüsen in Entwicklung treten.

Brücke war der Erste, der auf die unter Umständen auffällig große Entfernung der Brüste voneinander aufmerksam gemacht hat, und zwar zunächst an Kunstwerken.[2]) Brücke sagt[3]): „Michel Angelo hatte die Neigung, die Brüste durch einen breiten Zwischenraum zu trennen und sie recht und scharf deutlich von diesem Zwischenraum abzugrenzen (Abb. 1). Die Ursache des Weitauseinanderstehens der Brüste bei Michel Angelos Figuren liegt nicht in einer Verschiebung der beweglichen Brüste durch die Haltung der Figuren, denn z. B. ist die „Nacht“ mit dem

[1]) Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt. Wien 1891.

[2]) *a*) Michel Angelo: Die „Nacht“, Statue am Monument des Julius de Medici (Florenz, Sacrestia nuova di S. Lorenzo); *b*) Barberinische Juno.

[3]) a. a. O. S. 66.

Abb. 1. Michel Angelo: „Nacht".

Oberkörper so weit aufgerichtet, daß die Verschiebung der Brüste mehr nach abwärts als seitlich erfolgen müßte. Man vergleiche die weit auseinanderstehenden Brüste, z. B. der Barberinischen Juno mit der kapitolinischen Venus; der große Unterschied, der sich hier zeigt, könne nicht allein auf Rechnung der Körperstellung gebracht werden.

Brücke äußert sich weiter dahin, das solche weit auseinanderstehende Brüste in der Wirklichkeit namentlich bei großen Frauenzimmern mit breiten, aber vorn mehr flachem als gewölbtem Thorax und kleiner, runder Mamma vorzukommen scheinen; denn je kleiner die Brüste umgrenzt sind, um so weiter werden sie auf breiter Brustfläche voneinander entfernt stehen, und je weniger das Brustbein mit den daran gehefteten Rippenknorpeln sich vorwölbe, um so allmählicher werde sich die Brust gegen die Mittellinie zu abdachen, um so schärfer werde sie sich auf der Fläche, auf der sie aufsitzt, abgrenzen.

Da Brücke angibt, daß solch weit abstehende Brüste an Lebenden nur vorzukommen scheinen, dürfte er eine diesbezügliche Beobachtung an Lebenden nicht gemacht haben; doch setzt er theoretisch die Bedingungen fest, unter welchen weit abstehende Brüste auftreten werden. Inwiefern die Brückeschen Angaben den an Lebenden gemachten Beobachtungen entsprechen, wird später erörtert werden.

Die Brüste der „Nacht" sind Frauenbrüste und an und für sich nicht klein; klein sind sie nur im Verhältnis zur Körpergröße und besonders zum großen, breiten Thorax. Hätte Michel Angelo dem Sinus (Busen) eine den gewöhnlichen Verhältnissen entsprechende Weite zukommen lassen wollen, so hätte er die Brüste übermäßig groß gestalten müssen, was ungemein störend gewirkt hätte, daher blieb Michel Angelo nichts anderes übrig, als an der Figur zwischen den Brüsten einen sehr breiten Zwischenraum darzustellen, wodurch der Anschein erweckt wird, als handle es sich um absolut kleine Brüste, bei welchen ja der Zwischenraum größer ist als bei großen Brüsten. Auf das vorhandene Mißverhältnis zwischen Brustgröße und Körpergröße bzw. Brustkorbgröße, hat Michel Angelo dadurch seine Darstellungsweise abgelenkt. Die Brüste der „Nacht" sind nicht absolut klein dar-

Abb. 2. Eirene und Plutos-Kind. (München, Glyptothek.)

gestellt; es handelt sich ja um Frauenbrüste, welche schon das Säugegeschäft durchgemacht haben; hätte Michel Angelo wirklich kleine Brüste dargestellt, so wäre ein Mißverhältnis zwischen großem Brustkorb und kleinen Brüsten zustande gekommen, welches den unnatürlichen Verhältnissen zufolge störend wirkte.

Die Eirene in der Glyptothek in München (Abb. 2, Eirene mit dem Plutoskinde), die Kopie eines Werkes Kephisodotos, hat bei einem großen, breiten Brustkorbe große volle, pralle Brüste und sie sind doch weit abstehend; ein weiteres Beispiel, daß die Künstler bei großem, breitem Brustkorbe die weit voneinander abstehenden Brüste nicht absolut klein, sondern nur relativ klein dargestellt haben, was sie dadurch erreichten, daß sie entsprechend der großen Breite des Brustkorbes den Zwischenraum zwischen beiden Brüsten entsprechend groß dargestellt haben. Wie bei der „Nacht", wäre es auch bei der „Eirene" dahin gekommen, daß, wenn der Künstler eine Sinusbreite im gewöhnlichen Ausmaße hätte darstellen sollen, die Brüste eine unnatürlich übermäßige Größe hätten erlangen müssen.

Die „Eirene" ist außer der von Brücke angeführten Barberinischen Juno ein weiteres Beispiel, daß, wie Brücke zuerst bemerkte, weit auseinanderstehende Brüste bei den Antiken vorkommen. Angeführt werde auch noch die sogenannte Venus von Esquilin in Rom. Auf dieser Figur sind die Brüste sehr weit abstehend, aber es handelt sich nicht wie bei der „Nacht" oder der „Eirene" um Frauenbrüste, die keineswegs absolut klein sind, sondern um mädchenhafte, absolut kleine Brüste. Der überaus breite Sinus scheint nun in der Tat durch die Kleinheit der Brüste bedingt zu sein; wollte man die Sinusbreite auf natürliche Verhältnisse bringen, so müßten die Brüste eine unnatürliche, übermäßige Größe erhalten. Daraus ergibt sich, daß ein Mißverhältnis zwischen der großen Brustkorbbreite und der Größe der Brüste besteht.

Abb. 3. Marmorrelief. Sammlung Boncampagnis Ludovici, Rom. Geburt der Aphrodite (?).

Einen ganz übertrieben großen Zwischenraum zwischen den gerade nicht sehr kleinen, aber mädchenhaften Brüsten zeigt die Aphrodite (Abb. 3) auf einem Marmorrelief der Sammlung Boncampagni-Ludovisi in Rom, wahrscheinlich die Geburt der Aphrodite darstellend. Die Brustdrüsen sind mit ihren Spitzen nach aus- und vorwärts gerichtet und sitzen mit ihren lateralen Anteilen auf der Brustwand dort auf, wo die Vorderfläche in die Seitenfläche übergeht; die Papilla mammae kommt in die vordere Axillarlinie zu liegen. Die emporgehobenen oberen Extremitäten der Aphrodite können die Lage der so übermäßig weit voneinander abstehenden Brüste allein gewiß nicht verursachen, denn in der Hauptsache werden ja die Brüste durch die erwähnte Stellung der Extremitäten nach oben gezogen. Der Brustkorb ist groß und breit. Würde man auch in diesem Falle, wie in den früheren, den Sinus in Be-

ziehung auf seine Breite auf gewöhnliche Verhältnisse bringen wollen, so müßten die Brüste derartige Größen annehmen, welche als widernatürliche bezeichnet werden müßten. Wie in den früheren Fällen, so ist auch bei der Aphrodite ein Mißverhältnis zwischen Größe und Breite des Brustkorbes und der Brüste vorhanden, welches aber das Mißverhältnis an der „Nacht" und der „Eirene" weit übertrifft, wodurch bei der „Aphrodite" ein so großer Zwischenraum zwischen den beiden Brüsten zur Darstellung gelangte, der als ein vollständig unnatürlicher und weit übertriebener bezeichnet werden muß.

Aus dem Gemeldeten ergibt sich, daß Michel Angelo und die Künstler der Antike bei den Darstellungen weiblicher Körper mit weit auseinanderstehenden Brüsten sich nicht an natürliche Verhältnisse gehalten haben, sondern zwischen der Größe und der Breite des Brustkorbes und der Größe der Brüste ein Mißverhältnis zustande brachten. Die Stelle des Ansatzes der Brüste ist aber richtig; denn wenn die Brüste auch etwas weiter entfernt von der Mittellinie, als gewöhnlich der Fall ist, ihre Ansatzstelle am Brustkorbe haben, so muß bemerkt werden, daß dies keinesfalls unnatürlich ist, weil die Anlage der Brustdrüsen näher oder entfernter von der Mittellinie stattfinden kann.

Es entsteht die Frage, ob an Lebenden sehr weit auseinanderstehende Brüste beobachtet werden können. Wie schon angegeben, meint Brücke, daß solche Brüste an Lebenden bei großen Frauenzimmern mit breiten, aber vorn mehr flachem als gewölbtem Thorax und kleiner, runder Mamma vorzukommen scheinen.

Die Mode in den letzten Jahren hat es dahin gebracht, daß sie beim weiblichen Geschlechte die Brustwarzen (und was herum und daran sich befindet) mehr zeigt als verhüllt. Es kann unschwer festgestellt werden, daß es weibliche Individuen gibt, die eine auffällig große Entfernung beider Brustwarzen (gewöhnlich bei gleichzeitigem Hochstande), also eine besonders lange Linea intermamillaris aufweisen; selbstredend handelt es sich meistens um Individuen in der Zeit der Pubertät und darüber bis in die zwanziger Jahre hinein; die Beobachtung wurde vereinzelt auch an älteren (30jährigen) Individuen gemacht. Die Brustdrüse ist in derlei Fällen nicht groß und so viel das durchsichtige oder durchscheinende Gewand erkennen läßt, elastisch, prall und wegstehend. Es war keine Gelegenheit vorhanden, diese beobachtete auffallend große Entfernung beider Brustwarzen auch an nackten weiblichen Individuen festzustellen. An den käuflich zu erwerbenden Photographien nackter weiblicher Körper konnte in betreff der Angelegenheit nichts Bestimmtes ermittelt werden, weil entweder die Stellung des weiblichen Körpers für die Untersuchung ungünstig war oder die Brüste, wie es meist der Fall war, das Stadium der Floreszenz überschritten haben. Es scheint auch, daß, da eine abnorm breite Entfernung beider Mamillae bzw. beider Brustdrüsen voneinander gewiß nicht zu den Schönheiten des weiblichen Körpers gehört, von einer photographischen Abbildung des nackten weiblichen Körpers Umgang genommen wird. Günstiger für die in Rede stehende Angelegenheit erwies sich eine Durchsicht von Photographien von weiblichen Individuen niederer Rassen.

Die Abbildung (Abb. 4), betitelt: „Karayá", „Junge Frau und Mädchen", welche Stratz [1]) bringt, zeigt, daß sowohl bei der Frau als bei dem Mädchen, bei vollständig normalen, noch floreszenten tief sitzenden Brustdrüsen die Entfernung der beiden Mamillae auffällig groß ist. Der Brustkorb ist bei der Frau und dem Mädchen breit und mehr flach. Da die Brustdrüsen der jungen Frau nicht groß sind, so kommt es,

[1]) Die Rassenschönheit des Weibes. Stuttgart 1901, S. 65, Fig. 26.

daß der Sinus, der Busen, eine ganz bedeutende Breitenentwicklung besitzt, die ungemein auffällig wirkt. Sollte die Busenweite bei der Karayáfrau eine den gewöhnlichen Verhältnissen entsprechende sein, so müßten die Brustdrüsen größer sein, aber sie müßten eine derartige Größe annehmen, daß dann bezüglich der Größe der Brüste nicht mehr von natürlichen Verhältnissen gesprochen werden kann. Die Ursache des auffällig breiten Sinus oder Busens ist also nur zum kleinen Teil in den nicht großen Brüsten gelegen, vielmehr durch die überaus große Entfernung ihrer embryonalen Anlagen, der Mamillae, bedingt. Beim Karayámädchen sind die Brustdrüsen wohl noch nicht zur vollen Entwicklung gekommen, aber auch wenn sie diese erreicht haben werden, so wird der Sinus beim Mädchen wie bei der Frau dennoch ein überaus breiter sein müssen, denn auch beim Mädchen müßten, wenn der Sinus im gewöhnlichen Maße auftreten sollte, die beiden Brüste eine ganz unnatürliche Größe erreichen. Wie bei der Frau, so ist auch beim Mädchen die überaus große Entfernung der Brüste voneinander, der breite Sinus weniger durch ihre Kleinheit als vielmehr durch die abnorme, weit entfernte embryonale Anlage beider Milchdrüsen (der Papillae) bedingt.

Abb. 4. Karayá. Junge Frau und Mädchen. (Phot. Dr. Ehrenreich.) Kopie aus Stratz: Rassenschönheit des Weibes.

Bei den Bantunegerinnen findet man, daß auch Fälle mit weitabstehenden Brüsten vorkommen, aber nicht in dem Ausmaße, wie es bei den erwähnten Karayás der Fall war (bei Stratz, l. c. Fig. 60 Dschaggamädchen, Fig. 55 Zulumädchen, Fig. 52 Sundamädchen); herangezogen könnten allenfalls werden die Sudannegerinnen, wo bei einigen der Sinus auch sehr weit ist (bei Stratz, Fig. 64 Togomädchen, Fig. 67 Mandombomädchen).

Die Feststellung, daß in allen den besprochenen Fällen die Brüste sehr weit, weiter, als es die Regel ist, voneinander abstehen, wurde eigentlich schätzungsweise vorgenommen. Es handelt sich aber doch zu ermitteln, inwieweit in diesen Fällen das Mittelmaß der Entfernung der Brüste überschritten wurde, was nur geschehen kann durch eine Untersuchung der Entfernung der Brüste bei verschiedenen Individuen. Das Maßgebende wird dabei die Feststellung der Entfernung der Papillae mammae sein, da diese es ja sind, welche anzeigen, an welcher Stelle die Entwicklung der Brustdrüse ihren Ausgang genommen hat; die Entfernung der Brüste, richtiger gesagt, die Entfernung der Brustwarzen beim Erwachsenen ist von dem Orte der Anlage der Brustdrüsen abhängig.

Was nun die Bestimmung der Lage der Brustwarzen weiblicher Erwachsener, mit Rücksicht auf die Bestimmung der embryonalen Anlage der Brustdrüsen, anbelangt, so ist dieselbe nur an jenen Brüsten ausführbar, die nicht sekundär, sei es aus dieser oder jener Ursache, eine Größe-, Form- und Lageveränderung eingenommen haben. Es kann sich sohin bei der Bestimmung immer nur um pralle, derbe, jungfräuliche Brüste handeln, bei welchen das Drüsenparenchym, und zwar nur jener derbe, elastische, bindegewebige Kern, der der Brust Form und Größe verleiht, vorhanden ist, welcher Kern nach wiederholter Bildung milchender Acini immer mehr schwindet und dem Fette Platz macht. Dabei ist es selbstverständlich, daß die Brüste nicht durch verschiedene Stellungen der oberen Extremitäten aus ihrer primären Lage verschoben sein dürfen.

Zu berücksichtigen ist ferner folgendes: Brücke erwähnt: „Die Brüste müssen in Feindschaft miteinander leben," hörte ich einmal einen Bildhauer sagen. „Während die rechte nach rechts sieht, muß die linke nach links sehen." Bei den halbkugeligen Brüsten wird die Divergenz der Brustwarzen kleiner sein als bei den kegelförmigen (ziegeneuterförmigen); denn bei den letzteren ist die Achse der Brust schief, nach außen und vorn, bei den ersteren mehr gerade (sagittal) gerichtet. Je stärker die Achsen die kegelförmigen Brüste divergieren, um so weiter werden die Papillae mammae voneinander abstehen und die Divergenz hängt mit der Größenentfaltung der Brüste zusammen. Es wird demnach angezeigt sein, für die Bestimmung der Lage der Brustwarzen nur die halbkugeligen Brüste in Betracht zu ziehen.

Nach Momberger[1]) liegt die Brustwarze des Weibes in der Mehrzahl der Fälle auf der fünften Rippe und ihre Entfernung von der Mittellinie des Brustbeines beträgt durchschnittlich 11 *cm*; die Entfernung der Brustwarzen voneinander ist demnach 22 *cm*.

Nach Kollmann[2]) beträgt die absolute mittlere Distanz der Brustwarzen 20 *cm*. Stratz[3]) sagt, daß der jeweilige Abstand der Brustwarzen bei gut entwickelten Brüsten nicht kleiner sein darf als 20 *cm*. Luschka[4]) gibt an, daß eine durch die Papilla mammae gefällte Vertikale durch die Grenze zwischen mittlerem und äußerem Drittel der Clavicula geht.

Genau kann die Lage und Entfernung beider Brustwarzen voneinander und in Beziehung auf ihre Höhenlage durch einen bzw. zwei Winkel bestimmt werden. Der Winkel zeigt auch an, ob die Brustwarzen symmetrisch liegen oder nicht.

Man mißt die Entfernung der Brustwarzen voneinander (Linea intermamillaris), die Entfernung der Brustwarze jederseits von der Mitte der Incisura jugularis sterni (Linea jugulo-mamiliaris) und konstruiert mittels dieser drei Linien ein Dreieck. Die Größe der Winkel an der Grundlinie des Dreiecks rechts und links wird bestimmt. Ist vollständige Symmetrie der Lage der Brustwarzen vorhanden, so sind die Winkel einander gleich. Liegt eine Brustwarze tiefer, so wird der entsprechende Winkel an der Basis des Dreiecks kleiner (spitzer); liegt eine Brustwarze näher der Medianlinie, so wird der entsprechende Winkel größer (stumpfer) als der der anderen Seite. Man kann zur Lagebestimmung auch die Winkel messen, die die Linea mamillaris (Vertikallinie durch die Mamillae) mit der Linea jugulo-mamillaris bilden.

Wenn die beiden Mamillen der Mittellinie näher liegen, so ist jederseits der Winkel, den die Linea intermamillaris mit der Linea jugulo-mamillaris bilden, größer

[1]) Untersuchungen über Sitz, Gestalt und Färbung der Brustwarze. Gießen 1860. Diss. S. 29.
[2]) Plastische Anatomie des menschlichen Körpers. Leipzig 1910. S. 523.
[3]) Die Schönheit des weiblichen Körpers. Stuttgart 1900. S. 122.
[4]) Anatomie des Menschen. Tübingen 1863. I. Bd., 2. Abt., S. 30.

(stumpfer), als wenn die Mamillae eine größere Entfernung voneinander einnehmen. An einem 19jährigen Individuum mit jungfräulichen Brüsten sind die Maße: Linea intermamillaris 24 *cm*, Linea jugulo-mamillaris beiderseits 20 *cm*. Der basale Winkel der aus den Linien konstruierten Dreiecks beträgt jederseits 52°. An einem 21jährigen Individuum mit jungfräulichen Brüsten, mit Linea intermamillaris 20·5 *cm*, Linea jugulo-mamillaris beiderseits 19 *cm* beträgt der basale Winkel beiderseits 57°. An einem Individuum mit jungfräulichen Brüsten beträgt der basale Winkel links 57°, rechts 52°; die linke Brustwarze ist näher der Medianlinie als die rechte.

Nach Messungen an Photographien junger Mädchen, und zwar an solchen Lichtbildern, wo der Körper in einer frontalen Ansicht war und die Brüste in floreszentem Stadium sich befanden, ergab sich:

| | | |
|---|---|---|
| 1. | 20jähr. Mädchen, basaler Winkel | 45° Brüste klein, Sinus weit. |
| 2. | junges „ „ „ | 45° Brüste mittelgroß, Sinus weit. |
| 3. | „ „ „ „ | 45° Brüste mittelgroß, Sinus weit, Thorax breit. |
| 4. | 17jähriges „ „ „ | 48° Brüste größer, Sinus weit. |
| 5. | „ „ „ „ | 50° Brüste klein, Sinus sehr weit. |
| 6. | „ „ „ „ links 50°, rechts | 53° Brüste noch nicht voll entwickelt, Sinus sehr weit, Thorax breit. |
| 7. | junges „ „ „ | 51° Brüste klein, Sinus weit. |
| 8. | „ „ „ „ | 54° Brüste größer, Sinus eng. |
| 9. | 17jähriges „ „ „ | 55° Brüste klein, Sinus sehr weit. |
| 10. | 16jähriges „ „ „ | 56° Brüste mittelgroß, Sinus mittelweit. |
| 11. | älteres „ mit infantilen Formen | 56° Brüste klein, Sinus weit. |

Rechnet man die oben angeführten an den drei Lebenden ermittelten Winkel hinzu, so ergeben sich: 45°, 45°, 45°, 48°, 50°, 50° (bzw. 53°), 51°, 52°, 52° (bzw. 57°), 54°, 55°, 56°, 56°, 57°. Unter 14 Fällen finden sich in 7 Fällen Winkel von 45°—50° und in 7 Fällen Winkel von 51° - 57°. Die kleinen Winkel werden bei Individuen mit breitem (jedoch nicht auffällig breitem) Sinus angetroffen, die größeren Winkel mit schmalem Sinus, jedoch kommen Fälle vor, in welchen auch bei größeren Winkeln der Sinus weiter ist; ein Fall mit einem Winkel von 56° hat einen weiten Sinus, ein anderer mit einem Winkel von 54° hat einen engen Sinus. Jedenfalls ist bei der größeren oder kleineren Sinusbreite die Größe der Brüste von Einfluß.

Wenn auch die Winkelbestimmungen keine sicheren direkten Schlüsse über das Verhalten der Sinusbreite bei verschiedenen Individuen in allen Fällen zulassen, denn für die Sinusbreite kommt ja vornehmlich auch die Größe der Brüste in Betracht, so zeigen sie doch in allen Fällen den Abstand der Brustwarzen voneinander bei den verschiedenen Individuen genau an, und diese Größe des Abstandes ist aber in erster Linie maßgebend für eine größere oder geringere Sinusbreite.

Die Zahlen der ermittelten Winkel zeigen deutlich, daß bei den verschiedenen Individuen der Abstand der Brustwarzen voneinander größer oder kleiner sein kann, daß die Anlage der Brüste im Embryo in größerer oder geringerer Entfernung voneinander erfolgte. Bei der Anlage der Brüste dürfte die Thoraxbreite sicherlich von wesentlichem Einflusse sein, so daß bei größerer Thoraxbreite die Anlage der Brustdrüsen weiter voneinander erfolgt, als bei einer geringeren Thoraxbreite. Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß Individuen mit einem größeren Brustwarzenabstande

einen verhältnismäßig breiten Thorax besitzen, während bei kleinerem Brustwarzenabstande die Thoraxbreite geringer sein wird. Dieses würde mit der Brückeschen Angabe, daß weit auseinanderstehende Brüste bei großen Individuen mit breitem Thorax vorzukommen scheinen, im Einklange sein.

Aus den verschiedenen Winkelgrößen läßt sich sohin mit Sicherheit die Größe des Abstandes der beiden Brustwarzen voneinander bestimmen und indirekt ein Schluß ziehen auf größere und kleinere Thoraxbreite, und falls die Brüste das ihnen im jungfräulichen Zustande zukommende gewöhnliche Größenmaß einhalten, auch auf die Sinusweite.

Wenn die jungfräulichen Brüste die ihnen gewöhnlich zukommende Größe nicht überschreiten, so werden die kleineren Winkelgrößen eine größere Sinusbreite, die größeren Winkel eine kleine Sinusbreite anzeigen. Diese Angabe stimmt mit den angestellten Untersuchungen im wesentlichen überein und dürfte sicherlich eine allgemeine Geltung besitzen; möglicherweise kommen Ausnahmen vor, es ist aber wahrscheinlich, daß eine Untersuchung an einem größeren Material, als sie hier vorgenommen wurde, zu keinem anderen als zu dem mitgeteilten Ergebnis führen wird. Jungfräuliche normale Größe aufweisende Brüste, bei welchen der durch die Linea intermamillaris und Linea jugulo-mamillaris ermittelte Winkel 45° beträgt, stehen viel weiter auseinander als solche, bei welchen der Winkel 56° beträgt; erstere haben eine große, letztere eine kleine Sinusbreite.

Mit dem bisher Gemeldeten ist nicht ganz im Einklange der überaus große Abstand der Brüste, also die überaus große Sinusbreite an den Figuren Michel Angelos und an Figuren der Antike. Es konnte nur an der „Eirene“ und an der „Aphrodite“ der Winkel zwischen Linea intermamillaris und Linea jugulo-mamillaris mit Sicherheit bestimmt werden; bei der Eirene beträgt er 32°, bei der Aphrodite 38°. Bei Michel Angelos „Nacht“ dürfte er 39° betragen, die Messung ist wegen der Lage der Figur unsicher, aber jedenfalls ist der Winkel verhältnismäßig klein, was auf den ersten Anblick der Figur wahrzunehmen ist, und es muß dem auch so sein, weil es sich um Brüste handelt, die übertrieben weit voneinander entfernt sind. Balzac[1]) erwähnt, daß die ligurischen Frauen große Sinusbreite besitzen, und daß Michel Angelos weibliche Modelle aus Genua stammten. Balzac fiel es auch auf, daß Michel Angelo bei der „Nacht“ eine große Sinusbreite darstellte. Balzac sagt: „Onorina Fedrotti est une de ces belles Génoises, le plus magnifiques créatures de l'Italie, quand elles sont belles. Pour le tombeau de Julien, Michel-Ange prit ces modèles à Gênes. De là vient cette amplitude, cette curieuse disposition du sein dans les figures du Jour et de la Nuit, que tant de critiques trouvent exagérées, mais qui sont particulières aux femmes de la Ligurie.“

Michel Angelo und die Künstler der Antike haben sohin, wie die Winkelbestimmungen lehren, Sinusbreiten zur Darstellung gebracht, welche weit über das bei Lebenden beobachtete Maß hinausgehen. Dem an Lebenden beobachteten kleinsten Winkel von 45° stehen Winkel von 32°, 38°, 39° gegenüber. Es fragt sich, welche Ursache die Künstler der Antike für die Darstellung einer allzu großen Sinusbreite hatten. Wenn Brücke[2]) bemerkt, daß bei gleicher Thoraxbreite weiter gestellte Brustwarzen mit Recht bevorzugt werden, so ist auch hiefür der Grund anzugeben.

Die Künstler der Antike haben nicht immer ein so großes Ausmaß der Sinusbreite bei ihren Werken zur Darstellung gebracht. Um nur eines von den vielen Bei-

[1]) H. de Balzac, Honorine. Paris, Ernest Flammarion Éditeur, S. 12.
[2]) a. a. O. S. 61.

spielen, die erwähnt werden könnten, anzuführen, sei aufmerksam gemacht, daß bei der sogenannten „esquilinischen Aphrodite“ wohl ein weiter Abstand der Brustwarzen bzw. der Brüste vorhanden ist, aber der Abstand hält sich in natürlichen Grenzen.

Der Winkel, den die Linea intermamillaris mit der Linea jugulo-mamillaris bildet, beträgt $50^0$, also ein Maß, wie es auch an Lebenden beobachtet wird. Eine sehr weite Entfernung der Brüste haben die Künstler der Antike daher nur an den Gestalten von Göttinnen angebracht. Die Entfernung der Brustwarzen bzw. der Brüste ist im sich entwickelnden Alter eine größere als später; eine große Sinusbreite ist daher eine Eigentümlichkeit der Jugend und Gestalten mit großer Sinusbreite erinnern daher immer an den Jugendzustand des Organismus; der Jugendzustand ist aber ein Schmuck für den Organismus. Aus diesem Grunde werden weiter gestellte Brustwarzen bei gleicher Thoraxbreite bevorzugt und die Bemerkung Brückes findet damit ihre Begründung. Der Künstler der sogenannten „esquilinischen Venus“ hat eine zur vollen Reife herangewachsene Jungfrau mit sehr gut entwickelten Brüsten zur Darstellung gebracht; um an ihr aber das Attribut der Jugend in auffälliger Weise zuteil werden zu lassen, hat er die Brüste weit auseinandergestellt, eine Sinusbreite trotz relativ nicht kleiner Brüste gegeben, wie sie eben an sehr jugendlichen Personen zur Beobachtung gelangt. Die Göttergestalten der Antike sind teilhaftig ewiger, unvergänglicher Jugend. Um den Göttinnen den Reiz der Jugend zu verleihen, haben die Künstler der Antike in ihren Darstellungen an Göttinnen die Brüste weit auseinandergestellt angebracht. Sie haben durch die übermäßige Sinusbreite wohl die natürliche Grenze überschritten, aber sie wollten das Attribut der ewigen, unvergänglichen Jugend recht eindringlich zur Anschauung bringen und waren bei der großen Thoraxbreite, die die Göttinnen aufweisen, auch gezwungen, die große Sinusbreite darzustellen, ansonsten sie die Brüste in einer ungeheuren Größe hätten darstellen müssen, die geradezu abstoßend gewirkt hätte.

Das ist ein durchgehender Zug bei den Künstlern der Antike, daß sie bei allen ihren Gestaltungen, wenn es sich um Darstellungen von Göttern, Göttinnen und Helden handelte, die Merkmale der Jugend anbrachten. Ich habe an anderer Stelle [1]) gezeigt, daß sie die Gesichter solcher Kunstwerke mit annähernd kindlichen Proportionen bildeten. Die Stirne wurde ausladend, stark gewölbt, wie sie bei Kindern auftritt, dargestellt; keine Falte, keine Furche wird im Gesicht angebracht, sondern das Gesicht glatt, wie es bei den Kindern ist, behandelt; in der Augendarstellung kommt keine Erregung der Seele zum Ausdruck, keine Leidenschaft zeigt sich im Gesicht und frei von Schmerzen und Freuden des irdischen Daseins blicken die Augen, wie die Kinderaugen, darein. Vergänglichkeit ist das Los alles Organischen, aber unvergänglicher Jugend, eine Eigenschaft der hochheiligen Götter, und mit dieser schmückten die bildenden Künstler des Altertums ihre Götter und die diesen ähnlich sein sollenden Heldengestaltungen.

Die Künstler der Antike haben an ihren Gestaltungen von Göttinnen eine derartige Breite des Abstandes der Brüste gewählt, welche an Lebenden nach den wegen der Schwierigkeit der Materialbeschaffung wohl nicht erschöpfend zu nennenden Untersuchungen nicht vorzukommen scheint.

Es tauchte der Gedanke auf, ob nicht vielleicht bei weiblichen Individuen niederer Rassen ein größerer Abstand der floreszenten Brustdrüsen bzw. der Brustwarzen

[1]) Über die Lage des Ohres. Mitteilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, 29. Bd., S. 189, und über Gesichtsbildung, ebenda 28. Bd.

als bei den kultivierten Rassen vorkomme. Es wurden daher diesbezügliche Untersuchungen, und zwar an den hiezu geeignet erscheinenden photographischen Abbildungen in den Werken Stratz's [1]) angestellt. Es ergab sich, daß die Sinusbreite schwankend ist wie bei den kultivierten Rassen, aber unter der Zahl der zur Untersuchung brauchbaren Bilder waren relativ mehr Formen von großen als von kleinen Sinusbreiten, ja in einem Falle war der Abstand der Brüste bzw. der Brustwarzen ein ganz auffällig großer. Die Bestimmung des Abstandes der Brustwarzen wurde, ebenso wie früher, mittels des Winkels, den die Linea intermamillaris mit der Linea jugulomamillaris bildet, bestimmt.

1. Karayá junge Frau, basaler Winkel r. 37°, l. 34° Brüste klein, wegstehend, sehr große Busenbreite, Brustkorb groß und breit. [2])
2. 18jähr. jav. Mädchen, basaler Winkel r. 53°, l. 46° Brüste groß, Busen schmal.
3. Mädchen aus Oberägypten, basaler Winkel 47° Sinus breit, Brüste nicht groß.
4. Karayámädchen, basaler Winkel 48° Brüste klein, Sinus sehr weit, Brustkorb groß und breit.
5. Dschaggamädchen, basaler Winkel 49° Sinus sehr breit, große Brüste.
6. Togomädchen, basaler Winkel 49° Sinus breit, Brüste mittelgroß.
7. Arabisches Mädchen, basaler Winkel 49° Sinus breit, Brüste etwas groß.
8. Hereromädchen, [3]) basaler Winkel 50° Sinus sehr breit, Brüste klein.
9. Togomädchen, basaler Winkel 50° Sinus breit, Brüste mittelgroß.
10. 17jähr. Mädchen aus Singapore, bas. Winkel 51° Sinus breit, Brust etwas groß.
11. Sudanesin, basaler Winkel 52° Sinus mittelbreit, Brust groß.
12. Mädchen aus Tonga, basaler Winkel 55° Sinus breit, Brüste mittelgroß.
13. Mädchen von der Insel Ruk, bas. Winkel 55° Sinus mittelbreit, Brüste mittelgroß.
14. Lappländerin, basaler Winkel 56° Sinus breit, Brüste mittelgroß.
15. 20jährige Javanin, basaler Winkel 57° Sinus enge, Brüste groß.
16. 18jährige Chinesin, basaler Winkel 57° Sinus enge, Brüste mittelgroß.
17. 18jähr. Mädchen, chinesisch-malaiischer Abkunft, basaler Winkel 59° Sinus enge, Brüste groß.
18. 14jähr. jav.-europ. Nonna, basaler Winkel 60° Sinus mittelbreit, Brüste mittelgroß und tiefstehend.
19. Mädchen aus Samoa, basaler Winkel 60° Sinus schmal, ziemlich große Brüste.
20. Mädchen aus Tonga, basaler Winkel 60° Sinus breit, euterförmige Brüste.
21. Mädchen aus Samoa, basaler Winkel 60° Sinus schmal, ziemlich große Brüste.

Unter den niederen Rassen finden sich Individuen mit verschieden großem Abstande der Brustwarzen, der betreffende Winkel schwankt zwischen 46° und 60°. Der Sinus ist verschieden breit; es gibt außer den Mittelzuständen sehr breite und sehr enge.

[1]) Die Rassenschönheit des Weibes, Stuttgart 1901, und die Schönheit des weiblichen Körpers, Stuttgart 1900.

[2]) Die Winkelbestimmung konnte nur annähernd ausgeführt werden, da der Oberkörper nicht rein frontal eingestellt ist.

[3]) Die Photographie verdanke ich der Freundlichkeit des Afrikaforschers Herrn E. Seiner.

Besonders hervorzuheben ist die große Sinusbreite und der große Abstand der Brustwarzen beim Hereromädchen und bei der jungen Frau und dem Mädchen aus Karayá. Die Form des Brustkorbes und der Stand der Brüste ist bei der Frau und dem Mädchen fast ganz übereinstimmend, selbstredend ist der Thorax beim Mädchen noch etwas kleiner als bei der Frau, ebenso verhalten sich die Brüste. Die Brüste der jungen Frau sind klein und wegstehend und verhältnismäßig ebenso weit auseinanderstehend als beim Mädchen. Brustkorb und Brüste des Mädchens sind ein etwas verkleinertes Abbild der gleichen Gebilde der jungen Frau. Geradezu auffällig ist der große Abstand der Brüste und Brustwarzen voneinander bei der Frau und beim Mädchen. Die junge Frau erinnert mit ihrem großen, breiten Thorax und dem überaus großen Abstand der Brüste voneinander an die Verhältnisse, wie sie bei den oben angeführten Werken der Künstler der Antike („Aphrodite") angeführt wurden, und daran, daß Brücke im Recht ist, wenn er bemerkt, daß weit auseinander abstehende Brüste [1]) namentlich bei großen Frauenzimmern mit breitem, aber vorn mehr flachem als gewölbtem Thorax und kleiner, runder Mamma vorzukommen scheinen.

Die Ähnlichkeit der Sinusbreite bei der Karayáfrau mit den Sinusbreiten an den Gestaltungen der Antike geht auch aus den entsprechend gefundenen Winkelwerten hervor: „Karayáfrau" 38° bzw. 37°, „Aphrodite" 38°, „Eirene" 32° und Michel Angelos „Nacht" 39°.

Der Busen. Die sich entwickelnden Brustdrüsen wölben die sie bedeckende Haut seitlich und unten, weil sie an diesen Stellen an ihrer Unterlage loser anhaftet, hervor; aber zwischen den beiden Drüsenhemisphären haftet die Haut am Sternum straffer und kann daselbst nicht abgehoben werden. Diesem Umstand verdankt die Vertiefung zwischen den beiden Drüsen, der eigentlich sogenannte Busen, seine Entstehung. Die Tiefe (die hintere Wand) des Busens wird sohin von der am Sternum schraff haftenden Haut gebildet und ist selbst bei stark entwickelten Brüsten fast so breit wie das Sternum; die Seiten des Busens werden von den Brüsten hergestellt und volle Brüste können die Tiefe des Sinus mehr weniger überlagern. So erscheint der Busen oberflächlich enge, fast verloren gegangen, aber in der Tiefe zwischen den Brüsten ist er im Bereiche des Sternums vorhanden. Es ist bemerkenswert, daß unter Umständen auch bei nicht großen Brüsten kein eigentlicher sternaler Busen vorhanden ist, da die beiden Brüste eine horizontale, quer über das Sternum ziehende Hautfalte verbindet, wie dies ein Mädchen aus Tonga, abgebildet bei Stratz, [2]) zeigt. Es wurde oben bemerkt, daß die Haut am Sternum straff haftet und von den wachsenden Brüsten nicht abgehoben werden kann, und es entsteht die Frage, wie so es zur Bildung der horizontalen Plica intermammalis kommt. Wenn die Brüste tief angesetzt sind, so gelangen sie in die Nachbarschaft des unteren Endes des Körpers des Brustbeines und der Basis des Processus xyphoideus, allwo die Haut nicht mehr so straff an der Unterlage haftet. Das Absein eines sternalen Busens und die Bildung einer beide Brüste verbindenden Querfalte ist sohin durch tiefer angesetzte Brüste bedingt, wobei eine ziegeneuterförmige Form der Brüste wahrscheinlich unterstützend mitwirkt. Der Beginn der Bildung einer Plica intermammalis ist bei einer Butanfrau zu beobachten, welche Martin [3]) abgebildet hat.

Nachschrift. In den Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften (VIII. Jahrgang, 1909) findet sich ein Referat von Sudhoff (S. 527) über eine

[1]) a. a. O. S. 66.
[2]) Die Rassenschönheit des Weibes. Stuttgart 1901. S. 201, Fig. 120.
[3]) Lehrbuch der Anthropologie. Jena 1914. S. 280, Fig. 76.

Abhandlung Reinachs[1]), aus welchem hervorgeht, daß Reinach den Basisabstand der Brüste an griechischen Kunstwerken untersuchte: Die archaische Kunst und die des 5. Jahrhunderts kennen nur weit voneinander abliegende Brüste; im 4. Jahrhundert rückten sie langsam zusammen; sich an der Basis berührende kommen vor der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nicht vor.

[1]) Reinach Salomon, Un indice chronologique applicable aux figures féminines de l'art grec. Revue des études grecques. Tome XXI, Janvier-Février 1908, S. 13--38.

# Die Musik der turk-tatarischen, finnisch-ugrischen und Kaukasusvölker in ihrer entwicklungsgeschichtlichen und psychologischen Bedeutung für die Entstehung der musikalischen Formen.

Von **Dr. Robert Lach** in Wien.

Die nachfolgenden Ausführungen bedürfen vielleicht insofern einiger Worte der Erklärung, als es auf den ersten Blick nicht so ohne weiteres einleuchtend erscheinen mag, wieso musikwissenschaftliche Untersuchungen sich in den Rahmen des in der vorliegenden Zeitschrift bebauten Forschungsgebietes einordnen.

Und doch wäre es eine schwere Verkennung des Tatbestandes, wenn man sich der Erkenntnis dieses wirklich vorhandenen, tief innerlichen, notwendigen Zusammenhanges beider Forschungsgebiete verschließen wollte.

Wenn irgendeine Wissenschaft, so ist gerade die vergleichende Musikwissenschaft auf das innigste und intimste Zusammenarbeiten mit der Anthropologie angewiesen, und zwar nicht bloß mit den spezifisch anthropologischen Fachwissenschaften wie der Ethnographie und der Ethnologie, sondern auch mit jenen Grenzwissenschaften, die als Zweige oder Spezialfächer zwar einer anderen — sei es Geistes-, sei es Naturwissenschaft zugezählt werden, die aber wegen ihrer innigen Berührung und unzertrennlich engen Zusammengehörigkeit mit der anthropologischen Forschung ebensogut auch dieser zugerechnet werden dürfen.

Es sind dies einerseits von seiten der Psychologie her : die Völkerpsychologie, die Psychologie des Kindes, die Tierpsychologie und die Psychopathologie, anderseits — von seiten der Physiologie her —: die Phonetik, die Laut- und Tonphysiologie.

Daß weiters ein ebenso inniges Zusammenarbeiten mit der vergleichenden Sprachwissenschaft und mit der vergleichenden Kunstwissenschaft einerseits ergänzend hinzutreten muß, wie anderseits auch mit der Biologie (vor allem speziell der Vögel und der Säugetiere), braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden.

Nur durch das engste und innigste Zusammenarbeiten mit allen diesen eben angeführten Disziplinen — ein Zusammenarbeiten, wie es in auf musikwissenschaftlichem Gebiete zum ersten Male in dem Wirken von Forschern wie Karl Stumpf, Erich v. Hornbostel, Peter Wagner, Hugo Riemann, Richard Wallaschek u. a. verkörpert ist, bzw. war —, nur durch dieses Zusammenarbeiten mit den erwähnten Disziplinen also wird die vergleichende Musikwissenschaft in den Stand gesetzt, jene Probleme in Angriff zu nehmen und zu bewältigen, die ihre spezifische Domäne gegenüber der bloß deskriptiven Musikwissenschaft, der Musikgeschichte, bilden und unter welchen neben anderem in erster Reihe das musikalische Rassenproblem steht.

Und damit sind wir auch schon mitten bei dem Kernpunkt unseres Themas angelangt.

Wenn man vom anthropologischen Standpunkt aus an die Betrachtung der Musik der oben angeführten Völker herantritt, so ist die erste Erwartung, die sich zunächst aufdrängt, die: daß die scharfe somatische, kulturelle und sonstige Diffe-

renziertheit aller dieser verschiedenen Völker und Rassen auch in einer entsprechenden Divergenz ihrer musikalischen Stile zum Ausdruck gelange, mit anderen Worten also: daß den anthropologischen Rassenmerkmalen analoge musikalische Merkmale, musikalische Rassenstile, korrespondieren.

Und schon hier setzt nun die vergleichende musikwissenschaftliche Forschung mit einer Überraschung ein, insofern nämlich — wie dies gleich jetzt schon hier vorweggenommen werden mag — die Untersuchung der Gesänge der verschiedenen oben angeführten Völker nach ihren charakteristischen Merkmalen ergibt: daß diese letzteren keine Symptome musikalischer Rassenstile sind, sondern solche verschiedener musikalischer Entwicklungsschichten, die ohne Unterschiede nach Rassen oder Völkern in der musikalischen Entwicklung der Gesamtmenschheit, in den verschiedensten räumlich wie zeitlich weitest voneinander entlegenen Gebieten oder Epochen immer wieder gleichmäßig und übereinstimmend auftreten.

Wenden wir uns, um dies gleich an einem konkreten Beispiele zu illustrieren, der Betrachtung der Musik der erstangeführten Gruppe der in Rede stehenden Völker, der Tataren, zu, so zeigt sich bei diesen gleich von vornherein eine ungemein charakteristische scharfe Scheidung zwischen der Musik der Nordtataren (Kasan-, sibirische Tataren, Baschkiren, Tipteren, Mischeren) einer- und den Süd(Krim)tataren anderseits: während nämlich die letztere sowohl in ihrem Tonschatz, der Skala usw., wie auch ihrer Kompositionstechnik (dem weiter unten näher zu erörternden Maqâmprinzip) nach sich durchaus dem arabisch-persischen Kulturkreis und dessen Tonsystem wie Musik überhaupt anschließt, zeigt die erstere dieselbe Skala, die für die Musik des äußersten Ostens so überaus charakteristisch ist und den chinesischen, japanischen, siamesischen, birmanischen, mongolischen u. dgl. Gesängen ihre so markante melodische Physiognomie verleiht: die sogenannte anhemitonisch-pentatonische Skala, d. h. die Skala aus fünf Ganztönen ohne Halbton (z. B. f g a c d f, c d e g a c usw.; der sechste Ton ist wieder die Verdopplung des Grundtones, dessen Oktave. Man erinnere sich z. B. an die von Weber als Grundthema seiner „Turandot"-Ouverture benützte altchinesische Melodie, die diesen Typus in schulbeispielmäßiger Klarheit zum Ausdruck bringt). Der Musikhistoriker weiß, daß merkwürdigerweise dasselbe Tonsystem anderseits auch in einer den eben genannten Gebieten polar entgegengesetzten Weltgegend, nämlich im äußersten Westen Europas, bei den Kelten (und zwar im irischen — gelegentlich auch, aber vereinzelter, im schottischen — Volkslied) anzutreffen ist, wie denn das von Flotow in seiner „Martha" verwendete irische Volksliedmotiv „Die letzte Rose" ein charakteristisches Beispiel hiefür bietet. Daß dasselbe Tonsystem auch den Gesängen der Germanen der Urzeit zugrunde gelegen habe, ist vermutungsweise zuerst von Ludwig Riemann ausgesprochen worden und erscheint mir nach meinen eigenen Wahrnehmungen diesbezüglicher Spuren in den ältesten deutschen Gesängen (z. B. dem nachweisbar aus dem 9. bis 10. Jahrhundert herrührenden „Christ ist erstanden" mit seinen auffallend an die anhemitonisch-pentatonische Skala anklingenden Lieblingswendungen wie a g a c d a, g g d e f g a usw.) als sehr wahrscheinlich. Ebenso sind auch in den uns überlieferten Berichten über die ältesten Perioden der altgriechischen Musik deutliche Spuren eines auch dortselbst nachweisbaren ursprünglichen Vorhandenseins der anhemitonisch-pentatonischen Skala unverkennbar. So zeigt sich uns also die merkwürdige Erscheinung, daß in den verschiedensten Epochen, im grauesten Altertum wie in der Gegenwart, und in den entgegengesetztesten Weltrichtungen, im äußersten Osten wie im fernsten Westen, wie bei den verschiedensten Rassen und Völkern ein Tonsystem

anzutreffen ist, das heute noch bei der oben erwähnten Gruppe der nordtatarischen Stämme das tonale Kristallisationssystem verkörpert. Schon diese eine Tatsache genügt also, um zu beweisen, daß man in diesem Tonsystem keinen musikalischen Rassentypus der Tataren erblicken darf, wenngleich anderseits gewiß nicht die ungeheure Bedeutung abgeleugnet werden kann und soll, die die anhemitonische Pentatonik in der Gegenwart für die Charakteristik der Musik speziell der mongoloiden Völker vom äußersten Osten bis tief in das Herz Rußlands hinein, von Japan und China über Sibirien bis in die Gegend von Moskau, und hier wieder im besonderen für die Musik der Nordtataren, hat. Merkwürdig ist nun, daß dieser so überaus charakteristischen, tonal wie melodisch, rhythmisch wie architektonisch (zweitaktige Gliederung, je vier Paare von je zwei Takten zu einer Strophe zusammengefaßt) ungemein scharf ausgeprägten Physiognomie der nordtatarischen Musik auf das Schroffste geschieden die Musik der Süd(Krim)tataren gegenübersteht, — ein Gegensatz, der in anthropologischer Hinsicht allerdings noch mehr an Interesse gewinnt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich als korrespondierendes Parallelphänomen eine ganz analoge Erscheinung auch auf sprachlichem Gebiete zeigt, insofern auch hier zwischen den nordtatarischen Dialekten einer- und den süd(krim)tatarischen anderseits ein bedeutender Unterschied besteht, und auch hier wieder durchaus in gleichem Sinne wie bei den von uns im vorstehenden beobachteten musikalischen Phänomenen: während nämlich das Kasantatarische, Mischerische, Baschkirische, Sibirisch-Tatarische usw. in ihrem Laut- und Wortschatz, ihren Konstruktionen usw. häufig Beeinflussung durch oder Annäherung an das Mongolische u. dgl. verraten oder zum mindesten wenigstens keine Abhängigkeit vom arabisch-persischen Kulturkreis erkennen lassen, ist das Krimtatarische mit arabischen Worten, Konstruktionen u. dgl. total durchsetzt. Genau dasselbe Bild bietet sich uns nun auch auf musikalischem Gebiete dar: im Gegensatz zur engen zweitaktigen Rhythmik und anhemitonisch-pentatonischen Melodik der kasantatarischen und mischerischen Gesänge zeigen die krimtatarischen eine vollkommene rhythmisch wie melodisch nahezu ungebundene Freiheit, nur der Rhythmus der Wortfolge des Textes gibt einen ganz allgemeinen Rahmen ab, innerhalb dessen sich mit der größten Freiheit, rein nur nach langer oder kurzer, betonter oder unbetonter Silbe unterschieden, die einzelnen Töne und Tongruppen aneinandergliedern, die betonten Silben durch oft ungeheuer lange Koloraturen und Melismen hervorgehoben, die unbetonten dazwischenhinein monosyllabisch vorüberhuschend eingefügt; eine größere oder geringere Anzahl solcher kurzer Absätze schließt sich zu einer Strophe (Maqâm) zusammen, die dadurch charakterisiert ist, daß die gleiche Anzahl von Gliedern mit demselben darüber gewebten melodischen Gespinst bei jeder Wiederholung im großen und ganzen unverändert beibehalten werden muß, wobei aber freilich im einzelnen auf das Allerkühnste und -freieste variiert werden kann, insofern statt mehrerer kurzer Silben eine einzige lange oder umgekehrt treten kann und analog auch in melodischer Hinsicht die in der ersten Strophe einmal gewählte melodische Linie nur in ihren allgemeinsten, vagsten Umrissen, sozusagen nur mit ihrem melodischen Gerippe, beibehalten wird und alles Detail, die einzelnen Tonhöhen und -längen, die Länge der Melismen und Tongruppen, die Verteilung der einzelnen langen und kurzen Töne usw., nach vollstem Belieben auf das Allerfreieste variiert und gewechselt werden kann. Was innerhalb des Rahmens einer solchen Strophe, eines solchen Maqâms ganz unverändert bleibt und regelmäßig wiederkehrt, sogar auch melodisch mit genau denselben Tonhöhen und -längen, das sind die Stütz- und Knotenpunkte der archi-

tektonischen Disposition, die Hauptpunkte der durch die Textesworte und -sätze dargebotenen Gliederung, durch die das Ganze in eine Reihe annähernd gleichlanger Abschnitte zerfällt; die an solchen Stellen stehenden Töne, die rhythmisch stets durch eine lange Fermate mit daran sich schließender Pause zu neuem Atemholen ausgezeichnet und hervorgehoben werden, dürfen nie geändert werden, sie bilden also rhythmisch wie melodisch die Stütz- und Angelpunkte, sozusagen das Skelett, des ganzen Gesanges, und oft nur an ihnen allein ist zu erkennen, daß eine Strophe die Nachbildung der früheren, der in der ersten Strophe gewählten Melodie ist: so schrankenlos ungebunden ist die Variierung sämtlicher übrigen Töne und die Veränderung aller einzelnen Details mit Ausnahme dieser unveränderlichen Töne (die uns in ganz ähnlicher Weise in den „stehenden Tönen", τόνοι ἑστῶτες, der griechischen Musiktheorie begegnen, wie in der analogen Erscheinung unveränderlicher Töne in der arabisch-persischen Musik). Dieser ganze eben geschilderte Typus ist nun der der arabisch-persischen Kompositionstechnik der Maqâmat, und so zeigt sich denn hier in schlagender Weise die Abhängigkeit der krimtatarischen Musik von der arabisch-persischen, genau wie anderseits die kasantatarischen, mescherischen, baschkirischen usw. Gesänge ihre Zugehörigkeit zum mongolischen und ostasiatischen Kulturkreise deutlich zum Ausdruck bringen.

Ein dritter Typus, der uns in den Gesängen der Turkmenen, der Nogai- und tscherkessischen Tataren entgegentritt, bietet eine neuerliche Bestätigung für den oben ausgesprochenen Satz, daß die in der Musik der hier von uns betrachteten Völker zutage tretenden musikalischen Typen durchaus nicht als musikalische Rassenstilmerkmale angesehen werden dürfen, da sie durchaus nicht mit der anthropologischen Verschiedenheit dieser einzelnen Völker bzw. Rassen korrespondieren. Dieser selbe Typus nämlich, der uns in der Musik der letztgenannten osttatarischen Stämme, der Turkmenen usw., begegnet, ist — wie wir gleich im folgenden sehen werden — ebenso auch bei einer großen Anzahl kaukasischer Stämme, speziell der Kartvelvölker, anzutreffen, genau so wie er uns aber auch bei den finnisch-ugrischen Wolgavölkern, also vor allem den Mordwinen und Syrjänen sowie auch — wenigstens zum Teil — bei den Wotjaken und Tscheremissen (soweit deren Musik nicht von der durchaus den nordtatarischen Typus — mit allen seinen charakteristischen Merkmalen, also 2- bzw. 4- und 8taktiger Rhythmik, anhemitonisch-pentatonischer Skala usw. — in geradezu idealer, schulbeispielmäßiger Weise repräsentierenden tschuwaschischen Musik beeinflußt ist) entgegentritt. Das Charakteristische dieses Typus liegt darin, daß der Text dieser Gesänge von den Sängern improvisierend in eine Anzahl ungefähr gleichlanger Abschnitte mit ungefähr gleicher Silben- oder Wortanzahl zerlegt und jeder dieser Abschnitte — Strophen — nun nach einer und derselben, für den Vortrag der ersten Strophe gewählten und dann fortwährend wiederholten Phrase von einigen wenigen Tönen halb singend, halb rezitierend vorgetragen wird; sind in einer späteren Strophe mehr oder weniger Silben, als deren in der ersten Strophe waren, so wird einfach der nach dem Schema der ersten Strophe auf die betreffende Stelle entfallende Ton der neuen Silbenanzahl entsprechend oft wiederholt, bzw. — bei geringerer Silbenanzahl — statt mehrerer Töne der ersten Strophe ein einziger gleichlanger Ton gesetzt oder (was übrigens ziemlich selten vorkommt) die auf die zahlreichen Silben der ersten Strophe entfallenden Töne über der in der neuen Strophe sie ersetzenden einen Silbe als Ligatur angebracht, wobei dann, um bei allen Abschnitten die annähernd gleiche rhythmische Ausdehnung beizubehalten, durch Zusammenfassung der neu hinzugekommenen, überschüssigen

Silben zu Duolen-, Triolen- und dergleichen Gruppen oder — bei Wegfall einiger Silben — durch entsprechend längeres Aushalten der übrigbleibenden, beibehaltenen Töne das für die erste Strophe gewählte rhythmische Maß gewahrt wird, — das übrigens durchaus nicht aus musikalischen Takten im Sinne unserer Musik bestehen muß (wenngleich es gelegentlich auch mit z. B. dem $^{4}/_{4}$- oder $^{5}/_{4}$- oder $^{6}/_{8}$- oder $^{6}/_{4}$-Takt u. dgl. zusammenfallen kann), sondern ganz frei, rein nur von der Silbenanzahl des Textes abhängig, 7, 11, 13, 15 u. dgl. rhythmische Einheiten als Grundwerte umfassen kann. Indem nun dieselbe kurze Phrase einiger weniger Töne zu jeder der (oft sehr zahlreichen) folgenden Strophen unverändert wiederholt wird, entsteht so eine Einförmigkeit dieser Gesänge, die nur durch die Monotonie mancher Wotjakengesänge übertroffen wird, welche nicht einmal diese wenigen 5—6 Tonstufen und die Gliederung in rhythmische Parallelabschnitte aufweisen, sondern bei welchen alle oft halbstundenlangen Lieder mit ihren sämtlichen Versen und Strophen, auf 2, 3 oder 4 ganz eng unmittelbar nebeneinanderliegenden Tönen stets hin- und herziehend, in unendlicher Monotonie und unter endloser Wiederholung derselben Tonstufen mit gleichförmiger Langeweile und schleppender Langsamkeit herabgenäselt werden. Daß auch in diesem eben geschilderten Typus kein musikalischer spezifischer Rassenstil, etwa der der finnisch-ugrischen Völker, zum Ausdruck kommt, dafür ist — ganz abgesehen davon, daß der anthropologischen Verschiedenheit der Mordwinen und Syrjänen voneinander keinerlei musikalische Differenziertheit ihrer Gesänge entspricht, sondern beide anthropologisch deutlich voneinander unterschiedenen Stämme musikalisch denselben vorhin erörterten litaneienartigen Rezitationstypus gemeinsam haben — bezeichnend genug, daß — wie schon vorhin erwähnt — einerseits die anderen finnisch-ugrischen Stämme einen anderen musikalischen Typus zeigen (so die Wotjaken und Tscheremissen, bei welchen infolge der Beeinflussung durch die — in ihrer Sprache wie Musik und ganzen Kultur überhaupt — total turkisierten Tschuwaschen überwiegend der nordtatarische musikalische Typus mit seiner anhemitonisch-pentatonischen Skala, der 2- bzw. 4- und 8taktigen Gliederung usw. anzutreffen ist), anderseits aber derselbe litaneienartige Rezitationstypus — zu dem man übrigens auch in den rezitierenden Gesängen der ukrainischen Kosaken, den sogenannten Kobsarenliedern, manche analogen Bildungen findet — auch bei anderen Rassen und Völkern, z. B. den Nogaitataren und vor allem den Kaukasusvölkern, anzutreffen ist. So sind es namentlich die Kachetier, die Pschawen, Swanen, Thuschen u. a., bei welchen der eben geschilderte litaneienartige Rezitationstypus das Um und Auf aller Musik bildet. Und genau wie bei den Mordwinen und Syrjänen, so tritt uns auch hier bei den Kaukasusvölkern die Tatsache entgegen, daß Melodie und Text durchaus nicht aneinandergebunden sind, sondern jeder Text beliebig nach einer anderen Melodie gesungen und umgekehrt jede Melodie beliebig einem anderen Text adaptiert werden kann; der Sänger „richtet" sich nur, bevor er sein Lied vorträgt, Text und Melodie entsprechend „ein", d. h. er strebt, die Glieder seines Textes mit seinem melodischen Schema derart in Übereinstimmung zu bringen, daß die Anzahl der Töne des melodischen Modells mit der Anzahl der Silben des Textabschnittes zusammenfällt: wo Silben oder Töne überzählig sind, werden sie durch entsprechendes rhythmisches und melodisches Arrangement (Zusammenfassung in Duolen-, Triolen- und dergleichen Gruppen, entsprechend häufige Wiederholung eines und desselben Tones zu mehreren Silben u. dgl.) wechselweise einander angepaßt. So ergibt sich denn, daß ein und derselbe Sänger ein und dasselbe Lied verschiedene Male mit ganz verschiedenen Melodien vortragen kann, ja daß er innerhalb derselben

Stunde einen Gesang, auf welchen er mehrere andere Lieder hatte folgen lassen, ein zweites Mal nicht mehr so zu singen imstande ist, wie er ihn das erste Mal gebracht hatte, da er sich nicht mehr erinnert, zu welcher Melodie er ihn vorgetragen hatte, und auch, wenn man ihm diese angibt, nicht mehr weiß, wie er im Moment des ersten Vortrages die einzelnen Details arrangiert hatte. Jeder solche Sänger trägt einen gewissen größeren oder geringeren Vorrat melodischer Schablonen oder Modeln und ebenso eine gewisse Anzahl von Texten als geistigen Schatz in seinem Gedächtnis mit sich herum, und aus diesem Vorrat wählt er, zum Singen aufgefordert, jenes melodische Modell und jenen Text aus, die ihm augenblicklich am leichtesten und ungezwungensten einander anzupassen gelingt, die sich ihm am bequemsten und mit den geringsten Schwierigkeiten ineinanderfügen. Wie viel jemand dergestalt an solchen Texten und melodischen Schablonen auswendig weiß, ist natürlich ganz individuell verschieden, manche wissen sehr viele Gesänge (30, 40, 60, 80) andere nur 4, 5 oder dgl., mancher weiß viele Texte (z. B. 20, 30), aber nur wenige Melodien (3, 4), ein anderer wieder mehr Melodien, aber weniger Texte, und umgekehrt. Nicht selten begegnet einem der Fall, daß ein solcher „Sänger" zwar zahlreiche (60, 70, oft über 100) Texte auswendig weiß, aber nur eine einzige (!) Melodie. Nach dieser einen „Leib"melodie trägt er dann alle seine Texte vor, wie mir dies denn verschiedene Male, und zwar ohne Unterschied der Rassen und Völker, sowohl bei Angehörigen der finnisch-ugrischen als auch der Kaukasusvölker vorgekommen ist.

Musikalisch das weitaus interessanteste Bild zeigt die Musik der Osseten, Gurier und Mingrelier; sie hebt sich vor allem anderen schon durch ein wichtiges Merkmal von der aller anderen Kaukasus- wie überhaupt aller bisher betrachteten Völker ab: durch ihre Mehrstimmigkeit (im Gegensatze zur Einstimmigkeit der Musik aller übrigen). Während die Tataren oder die Angehörigen der finnisch-ugrischen Völker nie anders als nur allein zu singen imstande sind, vermögen umgekehrt die Angehörigen dieser drei eben erwähnten Völker bzw. Stämme nie anders als zu mehreren (gewöhnlich im Chor oder mindestens zu dreien) ihre Gesänge vorzutragen. Am tiefsten stehen hier wieder die Osseten, insofern ihre Lieder analog der Kompositionstechnik der Mordwinen und Syrjänen aus einer und derselben zu zahlreichen Strophen stets immer wiederholten Phrase einiger weniger Töne bestehen: eine (gewöhnlich die Mittel-) Stimme setzt mit dem Motiv ein, nach einigen Tönen oder auch nachdem die ganze Phrase von ihr gebracht worden ist, fällt die zweite (oberste) Stimme in kreischendem, plärrendem und näselndem Falsett ein und bringt dasselbe Motiv mit denselben Worten oder ein nach Analogie mit ihm gebildetes Parallelmotiv in höherer Lage (gewöhnlich eine Quinte oder Sexte höher), während die Mittelstimme dazu in Quinten-, Quarten-, bisweilen auch Terzen- oder Sextenparallelen (oder auch zwischen allen diesen Intervallen abwechselnd, bisweilen auch auf einzelnen Tönen verweilend, indes die obere Stimme dazu zwei oder mehrere Silben bzw. Töne bringt) weiterschreitet und die dritte (unterste) Stimme, die gewöhnlich mit der zweiten (obersten) gleichzeitig einsetzt, einige wenige Töne bald ebenfalls in Quintenparallelen zu der obersten Stimme bringt (wobei die Mittelstimme dann häufig die dazwischen liegende Terz nimmt, so daß dann oft eine Reihe schwebender Parallel-Quintendreiklänge entsteht) oder orgelpunktartig eine tiefe Note aushält, während die beiden anderen über ihr in schwebenden Quarten-, Quinten-, Terzen- oder Sexten-, auch (bisweilen) Sekundenparallelen sich weiterbewegen, bis am Schlusse alle drei Stimmen sich in Gegenbewegung nähern und gewöhnlich im Unisono (oder aber auch in leeren Quinten, seltener Quarten, ganz vereinzelt in Sekunden) schließen. Der Typus

der mingrelischen Gesänge zeigt zwar im großen und ganzen einen diesen ossetischen „Liedern" ähnlichen Bau, unterscheidet sich aber von ihnen vorteilhaft insofern, als ihre Motive bereits musikalisch unvergleichlich höher stehen, schon wirkliche melodische Einfälle (auch im Sinne unserer abendländischen Musik) verkörpern und auch in harmonischer wie kontrapunktischer Hinsicht gegenüber der barbarischen Roh- und Rauhheit der ossetischen Gesänge bereits eine bedeutende Annäherung an unseren europäischen musikalischen Geschmack zeigen: die Stimmen gehen vorwiegend in schwebenden Sextenharmonien (mit Quintenparallelen vermischt), oder die beiden oberen Stimmen in Terzenparallelen, wozu die unterste Stimme eine auch im Sinne unserer Harmonielehre zulässige Note aushält (z. B. die unterste Note eines Quartsextakkordes) u. dgl.; der Schluß aller drei Stimmen erfolgt stets nach vorheriger Gegenbewegung im Einklang. Die Technik dieser Gesänge ist eine derartige, daß es dem musikalisch gebildeten Europäer ohne weiteres möglich ist, nach zwei- bis dreimaligem Anhören solcher Gesänge selbst eine der beiden begleitenden Stimmen zu improvisieren und sie zur Zufriedenheit der mingrelischen Sänger auszuführen (wie mir dies denn, als ich — um die Richtigkeit meiner Notierung der begleitenden Stimmen zu prüfen — selbst die Ausführung abwechselnd der zweiten und dritten Stimme übernahm und dann bei einigen neuen, bisher noch nicht gesungenen und demgemäß also auch noch nicht notierten Gesängen sofort diese entsprechenden Begleitstimmen richtig improvisierte — zur großen Freude meiner mingrelischen Mitsänger, denen dies ganz unbegreiflich vorkam —, von diesen das Kompliment eintrug: es sei schade, daß ich nicht bei ihnen in Mingrelien lebe, denn ich hätte einen prächtigen mingrelischen Musiker abgegeben).

Der wichtigste und interessanteste der drei hier in Rede stehenden mehrstimmigen Musiktypen aber ist entschieden der der gurischen Gesänge. Auch hier erfolgt wie bei den mingrelischen Liedern der Einsatz der (meist) drei Stimmen nacheinander und die gleichzeitige Bewegung der Stimmen in Quinten-, Quarten-, Terzen- oder Sextenparallelen, mit dazwischen gestreuten anderen Intervallen (Sekunde, Septime, Einklang) gemischt, auch hier vollzieht sich der Schluß nach vorangegangener Gegenbewegung im Einklang. Was aber diesen Gesängen ihren ganz eigentümlichen, sozusagen kanonischen oder fugenartigen Charakter verleiht, das ist: daß sie architektonisch sich aus einer Reihe von durch die Textgliederung dargebotenen Abschnitten oder Absätzen aufbauen, deren musikalische Konstruktion sich stets nach dem gleichen Schema vollzieht: Eintritt einer Stimme solo, nach einigen Tönen oder einer längeren Solopartie Hinzutritt der zweiten und dann der dritten Stimme, Neben- und Durcheinandergehen derselben (oft mit Kreuzungen u. dgl.) in der oben geschilderten Weise, dann Gegenbewegung und Schluß im Einklang, wobei alle drei Stimmen mit einem eigentümlichen schluchzer- oder schluckenartigen, knacksenden oder knarrenden, abschnappenden Laute (etwa dem beim Ausgehen des Windes entstehenden Geräusche versagender Orgelpfeifen ähnlich) abbrechen, worauf nach einer kurzen Pause eine neue Stimme einsetzt und der nächste Abschnitt beginnt, und so fort bis zum Generalschlusse. In rhythmischer Hinsicht vollzieht sich diese Bewegung der einzelnen Stimmen mit der Gleichmäßigkeit eines aufgezogenen Uhrwerkes: ohne die geringsten Spuren einer Gliederung nach Takten in unserem Sinne, aber doch mit strengster Ebenmäßigkeit und Gleichförmigkeit der Bewegung, insofern eigentlich nur zwei Notenwerte, ein längerer und ein kürzerer (von denen genau zwei auf einen längeren kommen) vorhanden sind, deren längerer die rhythmische Einheit abgibt, nach der in unaufhörlichem Wechsel kurzer und langer Töne sich die gesamte Ton-

bewegung vollzieht. Indem hiebei nicht der leiseste Wechsel des Tempos, nicht die geringste dynamische oder sonstige Veränderung eintritt, sondern alles unaufhörlich und gleichmäßig mit der Exaktheit einer aufgezogenen Spieldose oder eines Uhrwerkes sich vollzieht (auch die Pausen am Schlusse der einzelnen Absätze ordnen sich rhythmisch vollkommen und streng in dieses mit Eintritt der ersten Note festgelegte Schema ein), entsteht so eine eigentümlich leblose, starre, orgelartige Wirkung des Klanges der Singstimmen und ein durchaus fugen- oder kanonähnlicher Eindruck des ganzen Gesanges überhaupt, der am ehesten dem Eindruck der altniederländischen Mensuralmusik des 14. und 15. Jahrhunderts oder — noch genauer — der Werke aus den Anfangsepochen der Kontrapunktik, des Déchants und der Ars nova des 13. und 14. Jahrhunderts gleichkommt, wie denn ja auch die Kompositionstechnik dieser Gesänge (inmsichtlich der Gesetze ihrer Stimmbewegung usw.) ganz merkwürdig an die der eben erwähnten Epochen der abendländischen Musikentwicklung, ja noch weiter zurück: an das Organum des 9. bis 11. Jahrhunderts, an die Anfänge des Discantus vom 12. bis 13. Jahrhundert und an die Technik der Caccia des 14. bis 15. Jahrhunderts erinnert. Und in der Tat liegt hier etwas Tieferes als eine bloße äußere Ähnlichkeit vor: wir haben hier — in der Musik der Gurier — vielmehr noch in der Gegenwart ein musikalisches Entwicklungsstadium vor uns, wie es bei uns im Abendlande die Musik in den eben erwähnten Zeitläuften, also bereits vor Jahrhunderten, durchgemacht und überwunden hat. So ist uns also in der Musik der Gurier usw. noch der letzte Rest einer Entwicklungsschichte erhalten, die sich zu der unserer gegenwärtigen europäischen Musik verhält wie ein erratischer Block zu seiner heutigen Umgebung.

Was mir nun dem im vorstehenden erörterten Tatsachenmaterial vom Standpunkte der anthropologischen Forschung aus besonderes Interesse zu verleihen geeignet scheint, das sind die ungemein charakteristischen Streiflichter, die von ihm her namentlich in psychologischer und entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht auf eine ganze Reihe von Problemen der Ethnologie fallen. Hier ist es zunächst das Problem vom Ursprung der Sprache und Dichtung, zu dem die Betrachtung der im vorstehenden kurz charakterisierten musikalischen Phänomene einige ungemein frappante Parallelen zu analogen Erscheinungen auf sprachlichem Gebiete beisteuert. Wenn man beispielsweise die kasantatarischen und mischerischen kurzen, vierzeiligen Lieder (und ähnlich auch Gesänge der Kaukasus- und finnisch-ugrischen Völker) hinsichtlich ihrer Texte ins Auge faßt, so fällt an der weitaus überwiegenden Mehrzahl derselben auf, daß ihr Inhalt formal aus einem Spiel mit gleich- oder ähnlichklingenden Worten oder Silben besteht: indem derartige Elemente, die oft die verschiedensten Wurzeln und demgemäß natürlich auch die verschiedensten Begriffe und Bedeutungen verkörpern, aneinandergereiht, auch einzelne Worte oder ganze Phrasen wiederholt werden, ruft so das Wort erst den Gedanken hervor und wird so aus dem Spiel mit diesen gleich- oder ähnlichklingenden Silben und fortwährenden Wiederholungen sozusagen schrittweise erst der geistige Inhalt geweckt und geboren. Es ist nun sehr wichtig, daß uns diese selbe Erscheinung genau so auch bei zahllosen anderen Völkern in archaischen oder sonstigen frühen Entwicklungsphasen begegnet, in finnischen Runen-, in esthnischen Zauberliedern ebenso wie in den altmexikanischen Tempelgesängen, in altorientalischen Götterhymnen und Gebeten, in den Zauber- und Beschwörungsformeln der „Medizinmänner" bei den Indianern und Negern sowie in den Gesängen der Naturvölker überhaupt u. dgl. Diese Tatsache gewinnt nun besondere Bedeutung, wenn man damit die ungeheure Wichtigkeit vergleicht, die

auch ontogenetisch, im Leben des Kindes, der Wiederholung eines und desselben Wortes oder ganzer Phrasen und der Aneinanderreihung gleicher oder gleichklingender, oft ganz sinnloser bzw. willkürlich zur Sinnlosigkeit entstellter Worte und Silben zukommt. Wir alle wissen, wie der Sprachschatz des frühesten Kindesalters aus der Wiederholung derselben lautlichen Elemente sich zusammensetzt: ham-ham, hapi-bapi, kak-kak, heidi-heidi, lu-lu, hop-hop usw., und wie das Kind nicht müde wird, in stundenlangem Spiel ein und dasselbe von ihm erfundene, nur durch den Gleichklang willkürlich aneinander gereihte Silben entstandene sinnlose Wort, z. B. „bagerla", zu wiederholen, es zu singen, dazu zu tanzen oder zu marschieren u. dgl.: „bagerla-bagerla-bagerla-ba". Diese Phänomene aus dem Kindesleben finden aber nun überraschende Parallelen in analogen Erscheinungen auf phylogenetischem Gebiete, im Leben der Primitiven und der archaischen Völker usw. So ist für die Sprachen der Naturvölker: der Neger, Papuas, Samoaner u. dgl., die Wiederholung desselben Wortes, derselben Silben charakteristisch: ate-ate, oku-oku, anga-anga, moto-moto usw.; im Malaiischen, wie überhaupt in den polynesischen Sprachen, liegt hierin eines der wichtigsten Ausdrucksmittel. Und auch die sinnlosen Worte der Kindersprache finden ihre Analoga in den zahlreichen, bei allen Naturvölkern in deren Gesängen anzutreffenden sinnlosen Worten und Sätzen, die die Sänger stets getreu beibehalten und gedankenlos herunterleiern, ohne sie zu verstehen und, darum befragt, erklären zu können; man hat in diesen Erscheinungen, soweit darin nicht letzte Überreste einer längst verklungenen und vergessenen Sprache früher ansässiger und dann (z. B. durch Unterwerfung und Ausrottung) ausgestorbener Völker und Ureinwohner erhalten sind, offenbar den vorhin erwähnten Bildungen der Kindersprache analoge sinnlose Aneinanderreihungen von Silben nach dem bloßen Klange zu erkennen, wie wir deren weiter unten — bei Besprechung der Vortragsmanieren — noch zu erwähnen und ausführlicher zu besprechen haben werden. Um aber auf das oben erwähnte Moment der Wiederholung derselben Silbe- und Lautelemente zurückzukommen, so ist es nun sehr bedeutsam, daß uns auch aus den archaischen Perioden der Kulturgeschichte, in den Sprachgute der altorientalischen Völker und der toten Sprachen überhaupt, eine Fülle von Spuren erhalten ist, aus denen wir auf das Vorhandensein des gleichen Tatbestandes in den archaischen Epochen der Menschheit zurückschließen können, so im Altägyptischen, im Äthiopischen sowie den altsemitischen Sprachen überhaupt: die quadri- und quinqueliterales der altsemitischen bzw. -hamitischen Wurzeln sind häufig bloße derartige Wiederholungen derselben Silben, z. B. im Altägyptischen die Wurzeln uhmhm „brüllen" (Stamm: hm), nddd „bleiben" (Stamm: dd), ngśgś „überquellen", ndjdj, im Äthiopischen adlaqlaq „er hat gewankt" (oder: „wanken gemacht"), ahmalmala „er hat gegrünt" u. dgl. Ähnlich spielte auch in den indogermanischen Sprachen[1]) die Wiederholung noch eine große Rolle; man vergleiche z. B. im Altarmenischen Beispiele wie medsameds „sehr groß", čaračar „sehr böse", hoidsch-hoidsch „gar sehr", geragur „Nahrung, Speise" u. dgl. (Übrigens sind auch noch in den heute lebenden Sprachen gelegentliche letzte Reste dieses Wiederholungsmoments der archaischen Perioden erhalten: vgl das italienische pian-piano, molto-molto usw.) Meist ist mit dieser Wiederholung derselben Silben

[1]) Der gütigen Mitteilung Herrn Prof. Dr. Rudolf Much verdanke ich die wertvolle Kenntnis, daß auch in den alten germanischen Sprachen der Wiederholung dieselbe oben kurz charakterisierte Bedeutung zukommt und daß noch im heutigen Neuhochdeutschen eine ganze Reihe von Worten vorhanden ist, denen es der Laie nicht mehr ansieht, daß sie ursprünglich bloße derartige Wiederholungen derselben Silbe sind (z. B. „Muhme").

in den alten Sprachen bereits eine bestimmte Nuancierung des Begriffes verbunden, so z. B. die Kausativbedeutung (beispielsweise im Altägyptischen: śnfhfh — von fh „losen" —, śnhbhb u. dgl., die Iterativbedeutung (z. B. altägyptisch: śdɛ̆dɛ̆ „zittern" — von śdɛ —, wɛ̆dɛd „grünlich sein" — von wɛd „grün sein" —, ršrš — vonršw „sich freuen" —, gbgb — von gbj „schwach sein" u. dgl., ähnlich im Äthiopischen, vgl. die vorher angeführten Beispiele!), die Steigerung der Intensität (vgl. die eben angeführten Beispiele aus dem Altarmenischen!) oder — wie dies namentlich bei den Indogermanen, den Ariern, der Fall ist —: die Bedeutung des Abgeschlossenseins der Handlung, also die Perfektbedeutung. So zeigt z. B. noch das Sanskrit in seinem ältesten uns noch erhaltenen Entwicklungsstadium, im vedischen Sanskrit, die Perfektbildung durch bloße Wiederholung: čara-čara, čala-čala. Bei fortschreitender Entwicklung der Sprachen schrumpften diese ursprünglichen Wort- und Silbenwiederholungen im Laufe der Kulturgeschichte allmählich zu bloßen Wiederholungen der Anfangslaute der Silbe zusammen (Reduplikation, so im Sanskrit: Stamm „pač" „kochen", Perfekt: papač, ähnlich bekanntlich im Griechischen und Lateinischen). Ein Übergangsstadium zu dieser Entwicklungsphase ist uns im Altägyptischen erhalten, in Formen wie ḥḥ „stehen", nhn „jung sein", grg „Fallen stellen", shs „laufen" u. dgl., die Verkürzungen ursprünglicher Reduplikationen darstellen. Aber auch noch in bedeutend späteren Stadien der menschlichen Kulturgeschichte als den eben erwähnten archaischen, in Epochen, die über die eben besprochenen weit hinaus vorgeschritten sind, nämlich im Mittelalter und der Neuzeit bis zur Gegenwart, sind uns in der Dichtung noch letzte Reste dieses Wiederholungsmoments erhalten: in der Wiederholung derselben Konsonanten oder Vokale oder beider zusammen, als Alliteration, Assonanz, Reim usw. Der Kehrreim mit seiner Wiederholung ganzer Sätze und Glieder, der Kettenreim mit seiner ganze Strophen miteinander verknüpfenden und umschlingenden Funktion sowie alle jene oft sehr komplizierten künstlichen Formen der Metrik, die uns u. a. unter den Namen Sonett, Terzine, Stanzen, Glossen u. dgl. überkommen sind, sind nur die letzten bis in die Gegenwart herübergeretteten Rudimente dieses uraltertümlichen Wiederholungsmoments, das übrigens in den Denkmälern der Weltliteratur noch einige andere Spuren hinterlassen hat, so u. a. in der Formelhaftigkeit, d. i. in der steten Wiederholung gewisser Formeln, Phrasen und Redensarten, die in allen Dichtungen aus der Frühzeit der menschlichen Kulturgeschichte so auffallend zutage tritt; ich erinnere hier nur an die altägyptischen, babylonischen und assyrischen Hymnen, Gebete und Dichtungen (z. B. das Gilgameš-Epos), an die Bibel, die Veden, die ältesten chinesischen Dichtungen (z. B. das Shi-King), an die altarabischen Poesien, an die Maqamen des Hariri, an die altmexikanischen Tempelhymnen, an die homerischen Dichtungen u. dgl. mit ihrer steten Wiederholung ganzer Worte, Sätze, Redensarten, ja ganzer größerer Partien (vgl. die wortgetreue Wiederkehr ganzer Reden von Helden im Berichte durch den Mund anderer bei Homer, die Wiederkehr gewisser typischer Beinamen und Epitheta ornantia ebendaselbst usw.). Und ebenso auch im philosophischen Denken dieser frühen Kulturepochen: man erinnere sich an die typischen Formeln in der Beweisführung und dem Gedankengang der Upanishads, an die Formelhaftigkeit der altgriechischen philosophischen Dialektik mit ihrer dichotomischen Aufstellung der Positionen der Argumentation u. dgl., weiters an die gleiche Formelhaftigkeit auf juristischem Gebiete: im römischen, im altdeutschen Recht u. dgl., in der Abfassung der Urkunden des Altertums und Mittelalters, wie auch auf religiösem Gebiete: die typischen Formeln der Gebete, der theologischen Argumentation und Disputation usw., wie

schließlich an die Formelhaftigkeit der antiken (und zum Teil auch noch der mittelalterlichen) Redekunst: die Klauseln des Altertums wie den Kursus der gregorianischen Rezitationstechnik u. dgl. Und als ein letzter Rest dieser Formelhaftigkeit aus der Frühzeit der menschlichen Kulturgeschichte haben sich bis in die Gegenwart herein gewisse formelhafte Verbindungen von Worten erhalten, bei denen in recht charakteristischer Weise auch das andere vorhin besprochene Merkmal des Wiederholungsmoments, die Wiederholung desselben lautlichen Elements, getreulich bewahrt worden ist: typische Redeformeln, wie „Stock und Stein", „Wind und Wetter", „Nacht und Nebel", „Kind und Kegel", „Haus und Hof", „Leib und Leben" usw.

Wenn in den vorstehenden Ausführungen der Erörterung des Wiederholungsmoments in Sprache, Dichtung u. dgl. mehr Raum gegönnt worden ist, als dies scheinbar mit dem durch das Thema gegebenen Rahmen vereinbar ist, so ist dies doch dadurch zu rechtfertigen, daß damit erst der Boden gewonnen und vorbereitet ist, von dem aus wir in das richtige, tiefere Verständnis und die gebührende Würdigung der entsprechenden Parallelerscheinungen auf musikalischem Gebiete einzutreten befähigt werden. Denn alles, was wir bisher auf sprachlichem usw. Gebiete an Erscheinungen des Wiederholungsmoments beobachten konnten, kehrt mutatis mutandis in dem Moment der Wiederholung und Nachahmung auf musikalischem Gebiete in vollständig übereinstimmendem Parallelismus wieder. Der Wiederholung desselben Lautes und Wortes dort entspricht hier als eine der tiefsten und frühesten Phasen die Wiederholung desselben Tones — ein Moment, das namentlich in der Musik der Primitiven eine Rolle von ungeheurer Bedeutung spielt, da die gesamte Musik der Naturvölker fast aus nichts anderem als solchen Tonwiederholungen besteht —, und der Wiederholung ganzer Sätze und Phrasen dort entspricht hier die Wiederholung derselben musikalischen Phrase oder desselben Motivs, wie sie uns oben bei der Betrachtung der mordwinischen und syrjänischen Gesänge begegnet ist und ähnlich so auch in der Melodie des altesthnischen Nationalepos Kalewipoeg sowie anderer urältester esthnischer Gesänge entgegentritt, die alle aus der bloßen Wiederholung eines solchen kurzen Motivs von einigen wenigen Tönen bestehen. Wie sehr bei allen diesen Völkern und Stämmen — zu denen, wie schon oben bemerkt, die Kaukasusvölker: die Kachetier, Pschawen, Swanen, Thuschen u. dgl. sowie ähnlich die indogermanischen Osseten als in jeder Hinsicht gleichartigen Verhaltens hinzuzurechnen sind — das musikalische Denken derartig unzertrennlich mit dem Wiederholungsmoment verwachsen ist, daß sie ganz außerstande sind, anders als in dieser Weise Töne und Tonreihen sich vorzustellen und einzuprägen, dafür möchte ich nur folgende charakteristische Beispiele anführen: ein bei allen diesen Völkern und Stämmen wohlbekanntes und offenbar in den zahlreichen Provinzen Rußlands weitverbreitetes russisches Volkslied: „Sobira lišja" (es wurde mir von Angehörigen finnisch-ugrischer Stämme wie auch Kaukasusvölker vorgetragen, selbstverständlich immer angeblich als echtes autochthones Lied des Volkes des betreffenden Sängers!) wird von den Syrjänen wie auch den Mordwinen in der Weise gesungen, daß nur die ersten beiden Takte der russischen Originalmelodie ununterbrochen so lange wiederholt werden, bis alle Worte der syrjänischen bzw. mordwinischen Übersetzung dazu abgehaspelt sind. Genau so verfuhren Sänger dieser Stämme auch dann, wenn sie (wie sie dies einige Male in Fällen versuchten, wo sie mit ihrem Schatz einheimischer echter Gesänge zu Ende waren, anderseits aber sich gern noch den Fortbezug des aus dem Vortrag ihrer Lieder ihnen zufließenden Trinkgeldes gewahrt hätten) Volkslieder fälschten, d. h. russische, ukrainische u. dgl. Volkslieder ins Syr-

jänische oder Mordwinische übersetzten und dann zu irgendeiner ihrer eigenen echten nationalen melodischen Schablonen oder aber zu der (russischen, ukrainischen usw.) Originalmelodie des Liedes sangen; auch hier waren es nur die ersten Töne, beispielsweise die des ersten Taktes der Melodie, die sie festhielten und fortwährend wiederholten, während alle weiteren Partien der Melodie ohne weiteres mit Selbstverständlichkeit wegfielen. Deuten also schon alle diese eben besprochenen Symptome auf ein offenbares Unvermögen dieser Völker hin, längere Tonreihen (wie sie z. B. in den russischen, ukrainischen usw. Liedern gegeben sind) in toto im Gedächtnis festzuhalten, so bietet eine recht charakteristische Parallele hiezu die Tatsache, daß wie ich während meiner Studien in den Lagern fortwährend an Hunderten von Beispielen beobachten konnte — auch Angehörige solcher Völker und Stämme, deren Musik nicht den Litaneien-Rezitationstypus der mordwinischen und syrjänischen Gesänge zeigt, sondern — wie z. B. die tatarische — direkte melodische, also rein musikalische Konstruktion besitzt, dann, wenn ich sie in ihrem Gesange zu unterbrechen gezwungen war (weil ich nicht so schnell nachschreiben konnte, als sie sangen) oder wenn sie von selbst beim Vortrag einer Melodie sich unterbrachen, entweder um sich zu korrigieren oder weil sie nicht weiterwußten, dann regelmäßig bei der Wiederaufnahme ihres Gesanges darein verfielen, die ersten Töne der Melodie wie ein aufgezogenes Repetierwerk in infinitum zu wiederholen, also ganz so, wie dies in den Gesängen der Mordwinen und Syrjänen geschieht. Dies ging so weit, daß sie dann sogar ganz steif und fest behaupten konnten, das Lied laute gar nicht anders — trotzdem sie mir einige Minuten vorher, vor der Unterbrechung, die ganze Melodie in einem Zuge richtig vorgetragen hatten. Dabei konnte ich im allgemeinen als Regel beobachten, daß, je tiefer die intellektuelle Stufe eines Individuums war, dieses um so eher und leichter in solches automatische Repetieren verfiel, wogegen die intelligenteren Individuen sich davon leichter fernhielten. Alle diese eben angeführten Symptome scheinen mir also darauf hinzudeuten, daß uns in diesem Wiederholungsmoment ein psychisches Trägheitsmoment, eine Unfähigkeit zum Erfassen und Reproduzieren größerer Tonreihen oder Melodien vorliegt, eine Armut, Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Denkens, die sich hier auf musikalischem Gebiete in ähnlicher Weise äußert wie auch in dem gesamten übrigen intellektuellen Habitus dieser Individuen, Stämme und Völker und wohl als für deren psychisches und Kulturniveau charakteristisch angesprochen werden darf. Es ist nun sehr bedeutungsvoll, daß auch ganz parallele Erscheinungen hiezu im psychischen Leben des Kindes als für dieses typische Symptome auftreten, wie übrigens in ähnlicher Weise auch schon im Leben der Tiere sowie der Naturvölker Phänomene zu beobachten sind, die als Vorstufe dieses Moments, bzw. als in der Fortsetzung der durch diese vorstehend gegebenen Punkte angedeuteten Linie nach unten gelegen, betrachtet werden dürfen, ja müssen. Um zunächst die infantilen Analogien kurz zu streifen, sei nur an folgende Tatsachen erinnert: so wie das Kind nicht müde wird, endlos, oft stundenlang, ein und dasselbe Wort (z. B. singend, hin- und hermarschierend oder tanzend) unzählige Male zu wiederholen, so wird es auch nicht müde, aus bloßer spielerischer Freude an der Wiederholung als solcher eine und dieselbe Handlung unzählige Male zu wiederholen (z. B. die Hand vorzustrecken, um klatschend darauf „gepatscht“ zu werden, oder beim Schaukeln oder Reiten auf den Knien Erwachsener immer wieder von neuem die Wiederholung zu verlangen) oder an eine Frage unzählige andere zu knüpfen — nur um der Wiederholung der Frage willen — u. dgl. Und ebenso wiederholt das vom Lehrer zur Beantwortung einer Frage aufgerufene

Schulkind bekanntlich mit typischer Regelmäßigkeit den ganzen Wortlaut des Vordersatzes der Frage usw. Vergleicht man nun vollends die Spielreime, Abzählverse und Tanzlieder des Kindes, so zeigen diese bekanntlich keinen anderen musikalischen Typus als den einer fortwährenden Wiederholung eines eintönig auf drei Tonstufen, Tonika, Obersekunde und Unterquarte sich hin- und herbewegenden Tonfalls. Alle diese Symptome deuten also auf eine gleiche Schwerfälligkeit, Langsamkeit und Trägheit des (nicht bloß musikalischen) Denkens hin, wie sie uns ähnlich in den vorhin erörterten Gesängen der in Rede stehenden Stämme entgegengetreten sind. Und wendet man sich von hier nun der Betrachtung des tierischen Lebens zu, so tritt hier die ungeheure Bedeutung des Wiederholungsmoments erst recht in ihrer ganzen Größe hervor: nicht bloß, daß die Tiere einen und denselben Laut, Ton oder ein und dasselbe melodische oder rhythmische Motiv unzählige Male wiederholen (man erinnere sich an den Gesang der Singdrossel, den Kuckucksruf, den Amselgesang mit seiner steten Wiederholung bestimmter stereotyper Phrasen, den Schlag der Goldammern, den Ruf der Meisen, das Gurren der Wildtauben, den Wachtelschlag u. dgl.), sondern was dabei fast stets als besonders auffallend hinzukommt, ist die strenge Rhythmik, die mathematisch abgezirkelten, gleichmäßigen Zwischenräume, die zwischen der Wiederkehr solcher einzelner Rufe oder Stimmäußerungen genau beobachtet werden; man erinnere sich — um nur einige besonders markante Beispiele herauszugreifen — an das Zirpen der Grillen, das Gackern der Hühner, das Krähen der Hähne, den Kuckucksruf, das Quaken der Frösche, das Blöken der Schafe, ja sogar das Bellen der Hunde (in stillen Nächten, wenn sie sich gegenseitig von Gehöft zu Gehöft antworten) usw. Alle diese Phänomene scheinen mir nichts anderes zu erklären, als daß man einen allen Lebensgeschöpfen immanenten Trieb zur Wiederholung annimmt, als Ausfluß eines physischen Automatismus, eines Trägheitsvermögens, demzufolge im Geschöpfe die ihm immanente Tendenz liegt, einen einmal vollzogenen Phonations- oder Tätigkeitsakt überhaupt rhythmisch zu wiederholen, und zwar ist dieses Vermögen um so stärker, auf je tieferer Stufe der Entwicklung das physische Leben des betreffenden Geschöpfes selbst steht, also beim Tiere stärker als beim Menschen, bei den Primitiven stärker als beim Kulturmenschen, beim Kinde stärker als beim Erwachsenen usw. Welche wichtige Rolle dieses Wiederholungsmoment bei den Naturvölkern spielt, ist aus zahllosen Berichten und Beobachtungen Weltreisender nur zu wohl bekannt; ich erinnere hier nur an den Bericht Lenz' von den Eingebornen am Gabun, die singend und tanzend unzählige Male die Worte wiederholten: „Der weiße Mann ist ein guter Mann, er hat uns Salz gegeben", oder an die analoge Schilderung Baumanns vom Gesange tanzender Bube auf Fernando Po (mit den unzählige Male wiederholten Worten: „Der Haifisch beißt des Bube Hand"), oder die von Hornbostel veröffentlichten phonographischen Aufnahmen der Gesänge von den westlichen Salomoninseln (Buka, Koromida) mit der endlosen Wiederholung einer und derselben Phrase von wenigen Tönen, oder den Bericht von dem auf der Kotzebueschen Expedition auf dem Schiffe gefangen mitgeführten Eskimo, der die ganze Zeit bis zu seinem Tode, tagaus tagein auf dem Verdeck reglos hockend und stumpfsinnig vor sich hinstierend, ununterbrochen dieselbe monotone Phrase von einigen ganz wenigen Tönen und Worten wiederholte. Und ähnlich zeigt uns jeder nächstbeste Blick auf die Gesänge der Neger, Maori, Tasmanier, Weddas usw. die Herrschaft desselben Wiederholungsmoments mit unumschränkter Gewalt. Und wenden wir uns nun von den Naturvölkern dem Zustande der Zivilisation, des Kulturmenschen, zu, so finden wir auch hier dieses Moment

noch nicht ganz erloschen, allerdings hauptsächlich unter pathologischen Bedingungen, so bei Maniaken, Katatonikern, Paralytikern, Hysterikern, in Fällen seniler Demenz oder Dementia praecox usw., bei welchen allen als charakteristisches Krankheitssymptom unter anderem auch dieser Wiederholungsautomatismus hervortritt. Ich erinnere hier nur an die bekannten Beispiele aus der Krankheitsgeschichte Hölderlins, Lenaus, Schumanns, Nietzsches („Mutter, ich bin dumm!") usw., um die Bedeutung dieses Moments zu charakterisieren, dessen symptomatische Wichtigkeit bekanntlich auch vom Dichter richtig eingeschätzt und für die Darstellung eines Paralytikers entsprechend verwendet worden ist (Ibsens Oswald in den „Gespenstern": „Gib mir die Sonne!") Und analog sind uns allen von den traurigen Verwundetenstatistiken des im Vorjahre beendeten Weltkrieges her leider nur allzu gut jene Berichte von in tiefster Besinnungslosigkeit wochen- oder monatelang darniederliegenden, durch Gehirnschüsse schwer Verwundeten gegenwärtig, die tagaus tagein rastlos ununterbrochen eine und dieselbe Bewegung, dieselben Worte oder Laute u. dgl. rhythmisch wiederholen. Und — um von diesen tieftraurigen Fällen uns anderen, weniger tragischen zuzuwenden — was ist das Stottern anderes als eine aus gewissen pathologischen Ursachen hervorgegangene Tendenz zur automatischen Wiederholung eines und desselben lautlichen Elements? Daß schließlich dieselbe automatische Wiederholung derselben Bewegung auch beim normalen Kulturmenschen als bloße Ermüdungserscheinung auftreten kann, ist jedem bekannt, der je sogenannten spiritistischen Séancen aus psychologischem Interesse beigewohnt und beobachtet hat, daß regelmäßig nach längerer Dauer der Sitzung, bei der die Zirkelteilnehmer längere Zeit hindurch die Arme über die Planchette ausgestreckt gehalten hatten, diese dann in die bekannte kreisende, schnecken- oder spiralförmige Bewegung gerät, bei der Hände und Arme dann ununterbrochen, in denselben kreisenden, tellerförmigen Bahnen auf- und abschwankend, die Bewegung mitmachen.

Die im vorstehenden angeführten psycho- und physiologischen Momente gewinnen sofort eine ganz andere Bedeutung, wenn man nunmehr in dem von ihnen ausgehenden Lichte die musikalisch-formalen Phänomene betrachtet. Man sehe sich z. B. auf den eben beleuchteten Gesichtspunkt des Wiederholungsmoments hin die Nummern 1—4 der Griegschen „Peer Gynt-Suite" (I. Teil) oder Nr. 1 der Schumannschen „Kreisleriana" oder das Fugenthema der „Zauberflöten"ouverture oder den Anfang des „Siegfried"vorspieles an, um sich klar vor Augen zu führen, wie hier mitten in den vollendetsten Produkten der Kunstmusik des 19. bzw. 18. Jahrhunderts das Wiederholungsmoment noch eine Rolle spielt, wie man sie — auf das Gebiet der sprachlichen Mitteilung übertragen — nur in den zahllosen Wiederholungen eines Wortes oder Satzes beim Kind und beim Primitiven antrifft. Erinnert man sich weiters, welche Wichtigkeit der Figur der Sequenz oder Rosalie zukommt und wie hier von jeher — trotz der unermeßlichen Bedeutung dieser Figur als musikalisches Konstruktionsprinzip und Kunstmittel — dennoch mit richtigem Instinkt auch die Kehrseite dieses Prinzips (nämlich sein symptomatisches Auftreten als Ausfluß musikalischer Denkschwerfälligkeit, -langsamkeit, -faulheit und Gedankenarmut) herausgefühlt, erkannt und von Mattheson mit der wenig schmeichelhaften Bezeichnung als „Eselsbrücke des Komponisten" gebrandmarkt worden ist, und erinnert man sich vollends, daß ja auch eine ganz eigene Kunstform in der Rüstkammer der musikalischen Kompositionstechnik, nämlich die Variationsform, in letzter Linie auf der — allerdings in den einzelnen Details fortwährend mehr oder weniger, stärker oder schwächer modifizierten — Wiederholung eines und desselben Gedankens beruht,

dann tritt die ungeheure Bedeutung dieses Moments der Wiederholung namentlich in psychologischer Hinsicht wohl zur Genüge klar hervor. (Übrigens wird dieser zuletzt berührte Zusammenhang von Wiederholung und Veränderung weiter unten noch ausführlicher zur Sprache kommen.)

Es ist daher nur allzuwohl begreiflich und ganz natürlich, daß dieses Prinzip — ganz abgesehen jetzt von seiner bereits oben kurz charakterisierten Bedeutung für die Musik der Primitiven und der orientalischen Kulturvölker — in der historischen Entwicklung unserer europäischen Musik von jeher eine hervorragende Rolle gespielt hat: so ist die uralte Litaneienform zahlloser Gebete und Gesänge der katholischen Kirche — und ebenso auch bei den übrigen christlichen Konfessionen mit Ausnahme der protestantischen, aber weiters auch überhaupt bei sämtlichen Religionen der großen Kulturvölker, also im Islam, im Judentum, im Buddhismus usw. (denn auch hier finden wir ganz analoge, den katholischen Litaneien gleichartige Formen, so namentlich im tibetanischen Buddhismus) — ja nichts anderes als genau dieselbe Form, deren Prinzip uns schon in den oben erörterten mordwinischen und syrjänischen Gesängen entgegengetreten ist. Und wenn wir nun weiters die eigentlichen rein musikalischen Gesänge der römischen Kirche, also die Melodien des gregorianischen Chorals, zum Vergleiche heranziehen, so finden wir auch hier zahllose musikalische Gebilde — und darunter ganz prachtvolle, hochberühmte Gesänge (ich erinnere hier nur an das „Te deum laudamus", die Gesänge des Totenoffiziums u. dgl.) —, die nichts anderes als unausgesetzte Wiederholungen eines und desselben kurzen Motivs zu zahlreichen Textstrophen, also Litaneien, sind. Und auch in den aus dem gregorianischen Gesang als dessen Ableger hervorgegangenen späteren musikalischen geistlichen Kunstformen des Mittelalters: den Hymnen, den Sequenzen und dem katholischen deutschen Kirchenlied, treffen wir noch häufig genug das uralte Litaneienprinzip als musikalisches Konstruktionsprinzip an: ich erinnere hier beispielsweise nur an das erschütternd gewaltige „Dies irae" oder an das in der Schlacht bei Kroissenbrunn 1278 (zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg) gesungene: „Es sungen drei Engel ein süßen Sang" usw. Überhaupt sind es vor allem die sogenannten „Rufe", d. h. die nach der Weise der „Schnitterhüpfl" gebauten, nur aus der Wiederholung eines ganz kurzen musikalischen Motivs, einer Phrase von wenigen Tönen oder Takten bestehenden geistlichen Volkslieder, die diesen uralten Litaneientypus am getreuesten bewahrt und unverändert bis in die Gegenwart herübergerettet haben; denn auch im heutigen Volkslied — so vor allem im slawischen, im kroatischen, mährischen, böhmischen usw. — trifft man noch bisweilen solche aus nichts anderem als der litaneiartigen Wiederholung einer ganz kurzen musikalischen Phrase bestehende Lieder an; so konnte ich selbst seinerzeit (im Sommer 1909 in Grein a. d. Donau in Oberösterreich) eine derartige, den alten „Rufen" des Mittelalters nahestehende litaneiartige Melodie, einen Gesang kroatischer Bahnarbeiter, notieren und analog eine ganz gleichartige im Sommer 1913 in einem Orte an der mährisch-niederösterreichischen Grenze als Gesang einer hannakischen Bauernhochzeitsgesellschaft.

Aber nicht bloß in der Geschichte der einstimmigen Musik, auch in der der mehrstimmigen, in den Anfängen des Kontrapunktes, läßt sich die Wiederholung als Konstruktionsprinzip nachweisen: ist ja schließlich alle Imitation, alle Nachahmung in der polyphonen Musik nichts anderes als eine Wiederholung des imitierten Motivs, ob dies nun in derselben Stimme liegt oder in einer anderen. So zeigt denn die Betrachtung der Entwicklungsgeschichte des Kontrapunktes, daß die polyphone

Technik der frühesten Stadien der Mehrstimmigkeit dadurch gekennzeichnet ist, daß jede Stimme im großen und ganzen die melodische Linie der anderen nachzuzeichnen sucht, diese also wiederholt: der Wiener Musikforscher Oskar Thalberg hat an der Kompositionstechnik der Trientiner Codices (15. Jahrhundert) eingehend und überzeugend nachgewiesen, wie die gesamte Stimmführung in den Werken dieser Periode in nichts anderem besteht als in einem derartigen fortwährenden Nachzeichnen und Nachgezeichnetwerden einer Stimme durch die anderen, und zwar in der Weise, daß die melodische Linie als großes Ganzes wiederholt, alles einzelne Detail aber (z. B. die rhythmischen Werte, die Länge der einzelnen Töne, deren Tonhöhe u. dgl.) beliebig variiert, auch der eine oder andere Punkt der so nachgezogenen melodischen Linie durch melismatische Verschnörkelungen und Ausbiegungen ausgeschmückt und erweitert wird, so daß statt eines bestimmten Tones der einen Tonlinie in der anderen, sie nachzeichnenden eine Gruppe von mehreren, sie ornamental paraphrasierenden Tönen stehen kann, also z. B. statt eines einfachen f ein melismatischer Schnörkel: f g f e f oder f e f g f e d e f u. dgl. Genau dies ist aber nun auch heute noch in unserer Kunstmusik der Gegenwart die Technik der Variation, und so zeigt sich uns hier denn abermals, wie — ohne Unterschied, ob auf dem Gebiete der ein- oder mehrstimmigen Musik, ob auf dem rein tonaler oder melodischer oder kontrapunktischer Ausdrucksmittel — stets das gleiche Prinzip der Wiederholung sich als wirksam erweist, d. h. also mit anderen Worten, in psychologischer Formulierung: die Entwicklung des musikalischen Denkens der Menschheit ist in den paar Jahrtausenden der Kulturgeschichte (vom Menschen der archaischen Perioden bis zu dem des 15. Jahrhunderts und von da bis zur Gegenwart) trotz all der ungeheuren Fortschritte auf den übrigen Gebieten des geistigen Schaffens so unmerklich langsam fortgeschritten und dieses musikalische Denkvermögen selbst hat sich — im Verhältnisse zum menschlichen Denkvermögen auf den übrigen Gebieten intellektueller Leistungen — um relativ so Geringes gehoben, entwickelt und vervollkommnet, daß, wenn der menschliche Geist in der Gestaltung tonaler Gebilde — sei es nun einstimmig, also als einfaches lineares Tongebilde: Tonreihe oder Melodie, sei es mehrstimmig: als Erfindung einer zweiten oder dritten Stimme, Kontrapunkt — etwas Neues schaffen wollte, er dazu keinen anderen Weg, kein anderes Mittel fand, als: das bereits Produzierte immer und immer zu wiederholen und es in kleinen Details verändernd und variierend im großen und ganzen immer wieder nachzuzeichnen. Indem diese Variierungen der Details allmählich, aber ganz langsam und schrittweise, immer zahlreicher, häufiger, tiefgreifender und umfangreicher wurden, bis schließlich die Veränderungen das Beibehaltene überwogen und so den Rahmen der Wiederholung und der ihr zugrunde liegenden Schablone sprengten, die Gußform des alten Modells zerbrachen, gelangte so — aber, wie gesagt, ganz allmählich und schrittweise, sozusagen mühsam tastend und sich vorwärts tappend — der menschliche Geist zur Auffindung neuer Stile, neuer Kunstformen, neuer Ausdrucksmittel. So ist das Prinzip der Wiederholung sozusagen die Krücke oder, vielleicht besser ausgedrückt, die Gehschule, auf die gestützt bzw. an der sich an- und aufrechthaltend das musikalische Denkvermögen der Menschheit sich Schritt für Schritt vorwärtsschiebt zur Entdeckung neuer musikalischer Gestaltungsmöglichkeiten, die Krücke, ohne welche oder bei deren Versagen es haltlos zusammenbrechen würde wie ein Lahmer, dem seine Krücke entrissen wird, oder ein die ersten Gehversuche machendes Kind, dem seine Stütz- und Anhaltspunkte, die hingereichte Hand des Erwachsenen oder die Gehschule oder die Stuhl- bzw. Tischlehne, an die es sich anklammert,

entzogen werden. Und ist denn, abgesehen von der bereits erwähnten Variationsform, nicht auch das noch heute in unserer Gegenwartsmusik, im Lied, vor allem im Volkslied, befolgte Prinzip der strophischen Komposition (also der Wiederholung einer und derselben Tonreihe — Melodie — zu mehreren Textstrophen) ein letzter solcher Rest dieses Prinzips, das auf früheren tieferen Entwicklungsstufen für den primitiven und archaischen Menschen wie auch für das Kind noch eine unvergleichlich höhere Bedeutung besaß bzw. besitzt?

Es ist im Verlaufe der bisherigen Ausführungen bereits mehrmals das Moment der Variation und sein Zusammenhang mit dem Wiederholungsmoment flüchtig berührt worden. Wir sind damit bei der zweiten, tiefsitzenden und weitverzweigten Hauptwurzel der musikalischen Entwicklung der Menschheit angelangt, der zweiten großen Komponente, aus deren Zusammenwirken mit den anderen bereits besprochenen bzw. noch zur Besprechung gelangenden als Resultierende das musikalische Schaffen der Menschheit hervorgeht. Wir haben schon oben, bei der Betrachtung der krimtatarischen Gesänge, gesehen, wie deren Maqâmtechnik dadurch gekennzeichnet ist, daß bei jeder Wiederholung der melodischen Linie im großen und ganzen alles einzelne Detail beliebig verändert wird und nur gewisse Punkte unveränderlich bleiben, ähnlich wie dies mit den „stehenden Tönen" der altgriechischen Musik und ganz gleich in der indischen, persischen und arabischen der Fall ist. Dieses schier ins Uferlose gehende Variationsbedürfnis, das weder hinsichtlich der Höhe noch der Länge der einzelnen Töne, noch deren Zusammenfassung zu größeren oder kleineren Gruppen, noch endlich hinsichtlich der einzelnen architektonischen Glieder eine Beschränkung kennt, ist nun ein Moment, das ebenso wie die bisher besprochenen musikalischen Konstruktionsprinzipien ein wesentliches Charakteristikon der orientalischen Musik bildet, der der Primitiven ebenso wie der orientalischen Kulturvölker, so vor allem der Araber, Perser, Inder, Türken usw. Und auch bei uns in Europa haben wir Gelegenheit, dieses Moment in seiner ganzen Bedeutung zu beobachten und zu studieren: an der Musik jenes rätselhaften Stammes, der als ein Ableger des Orients (und zwar nach der gewöhnlichen Ansicht: der Inder) betrachtet wird und jedenfalls durch sein Verhalten in musikalischer Hinsicht diese seine Einordnung an die ihm von der europäischen Wissenschaft zugewiesene Stellung vollkommen rechtfertigt: ich meine die Zigeuner. Der Zigeuner ist einfach unfähig, eine und dieselbe Melodie mehrere Male unverändert zu wiederholen, er wird fortwährend variieren, geringere oder größere melodische Ausbiegungen und Verzierungen anbringen, bald einzelne Töne durch Melismen ausschmücken, bald ganze Gruppen oder Glieder verändern, er wird die rhythmischen Werte wechseln, zahlreiche Läufe, Glissandos, Portamentos und enharmonische Tonstufen einfügen, ja er wird sogar jede Zumutung, ein Musikstück unverändert zu wiederholen, direkt als Beleidigung seiner musikalischen Erfindungskraft betrachten, als Mißtrauensvotum, durch das man ihm zu erkennen geben wolle, daß man ihm so wenig musikalische Schaffens- und Erfindungskraft zutraue, ihn für musikalisch so steril und gedankenarm halte, daß er unfähig sei, andere Tonreihen zu produzieren, als er bereits einmal gebracht habe. Etwas ganz Ähnliches findet man übrigens auch im russischen, ukrainischen u. dgl. Volkslied, wo bekanntlich selbst im Chorgesang jede Stimme sich die vollste Freiheit der Improvisation bewahrt und nie eine bestimmte Melodie Ton für Ton wiedergibt, sondern stets unerschöpflich neue Nuancen und Variationen anbringt, nur im allgemeinen und großen und ganzen (gleichsam nur wie hinter einem Schleier von Momentimprovisationen aus dem Hintergrunde hervor- und hindurchscheinend) eine melodische

Linie mehr als ungefähre Leitlinie und allgemeine Orientierung, nach welcher Richtung hin die Tonbewegung sich vollziehen solle, denn als Thema im gewöhnlichen Sinne zugrunde legt, sozusagen nur als Zeichenvorlage verwendet und ungefähr nachzeichnet, alles einzelne Detail aber fortwährend mit vollster Willkür ganz nach dem Belieben des Sängers verändert, ausgestaltet und neu improvisiert (die sogenannte Heterophonie des russischen Volksliedes), so daß sich dann jede solche einzelne Stimme zu dem (theoretischen oder idealen, als sozusagen melodisches und harmonisches Gerippe dieses ganzen musikalischen Gebildes zu postulierenden) melodischen Urbild oder Archetypus, der Urvorlage, genau so verhält wie in unserer Musik eine ganz freie Variation oder Phantasie über ein musikalisches Thema zu diesem selbst. Dieses Variationsmoment, das, wie gesagt, in der Musik aller eben erwähnten Völker und Stämme eine ganz ungeheure Bedeutung hat, findet sein psychologisches Korrelat nur in dem bei allen diesen Stämmen wie auch — ontogenetisch — beim Kinde so riesig stark ausgebildeten und überwuchernden Fabulierdrange, der beim Kinde wie beim Naturmenschen und den orientalischen Kulturvölkern dazu drängt, von irgendeinem realen Erlebnisse oder gedanklichen Moment ausgehend, der Phantasie vollkommen freien Lauf zu geben, sie mit verhängten Zügeln davongaloppieren und sich in den üppigsten Ausschweifungen des tollsten Gestaltungsdranges ergehen zu lassen; man erinnere sich nur zur Illustration des eben Gesagten an die Märchen von „Tausend und eine Nacht", an die indischen Göttersagen, Märchen und bildenden Kunstwerke oder — als ontogenetische Parallele — an die analogen Erdichtungen und Tagträumereien des Kindes, dessen Hang zum Phantasieren von psychologisch unerfahrenen Eltern oder Lehrern so häufig als kindliche „Verlogenheit", als Hang zum „Lügen" angesehen und bestraft wird. Die psychologische Wurzel ist in allen diesen eben erwähnten Fällen die gleiche: ein Mangel an Begrenzungsfähigkeit des Phantasievermögens, dem als formales Korrelat ein Mangel an Prägnanz der Ausdrucksmittel, an Konzisheit der Darstellung entspricht. Während es in unserer Kultur und auf unserem intellektuellen Niveau die Grundvoraussetzung jeder künstlerischen Darstellung und jedes allen Anforderungen Genüge leistenden Ausdruckes ist, daß der sich Äußernde genau jenen Ausdruck, jene Nuance finde, die ganz genau dem von ihm auszusprechen beabsichtigten Gedanken oder Gefühle Ausdruck verleihen und demgemäß Gedanke wie Ausdrucksmittel haarscharf einander angepaßt, vollkommen abgestimmt und mit plastischer Prägnanz dem Produzierenden selbst gegenwärtig sein, wie dem Hörer zum Bewußtsein kommen müssen, und jeder Ausdruck, der diese Bedingungen nicht erfüllt, als unvollkommen, als mißlungen, verworfen und solange nach einem treffenderen, passenderen gesucht wird, bis dieser endlich gefunden ist, diese endlich einmal gefundene Formulierung dann aber auch als die einzig befriedigende unveränderlich beibehalten und bei jeder späteren Reproduktion genau so unverändert wiedergegeben werden muß, wie sie vom Schaffenden endgültig geprägt worden war, jede spätere Veränderung durch den Reproduzierenden dann aber als fehler-, als mangelhaft, als Entstellung des Originals empfunden und angesehen wird, — während also auf unserem Kulturniveau dies alles die Grundvoraussetzung für jedes künstlerische Schaffen wie Reproduzieren bildet, ist dem Geistesniveau der in Rede stehenden Entwicklungsstufen der Menschheit diese Forderung der Prägnanz und Konzisheit (der Erfindung wie der Darstellung), der scharfen, vollkommen klaren Abgrenzung des Gedankens bzw. Gefühles wie seiner plastischen, bis ins kleinste Detail abgeschlossenen und abgerundeten Wiedergabe gänzlich fremd: hier genügt es vielmehr dem sich Aus-

sprechenden wie dem Zuhörenden vollkommen, wenn der Gedanke oder das Gefühl nur im allgemeinen angedeutet, nur sozusagen von der Ferne in nebelhaften Dämmerumrissen in den Gesichtskreis gerückt wird, — sie scharf und plastisch abzugrenzen, sie sozusagen auf bestimmte Dimensionen des Ausdruckes festlegen, geschweige denn diese dann auch bei der Wiedergabe jederzeit getreu einhalten zu wollen, ist eine Forderung, der alle Individuen auf dieser Stufe gänzlich verständnislos gegenüberstehen. In ungemein charakteristischer Weise kommt dies auf musikalischem Gebiete zum Ausdruck: Tonhöhe, rhythmische Details u. dgl. sind für alle diese Sänger der in Rede stehenden Völker und Stämme etwas derartig Nebensächliches, daß sie es absolut nicht begreifen können, wenn man sie wegen der fortwährenden Änderung solcher Details befragt; ihre Antwort ist dann stets die gleiche: ein verwundertes Achselzucken und die Worte: „Aber das ist doch ganz gleich, man kann so singen oder so, — das ist alles dasselbe!" Ja, diese Details würdigen sie so wenig der Aufmerksamkeit, daß sie, selbst wenn man sie auf die Unterschiede zwischen den verschiedenen Reproduktionen eines und desselben Liedes aufmerksam macht und sie sich redlich Mühe geben, sie zu sehen, sie ihrer dennoch trotz besten Willens gar nicht gewahr werden. Sogar sehr intelligente Sänger (sowohl unter den Kaukasusvölkern als auch unter den Tataren), die innerhalb weniger Minuten eine und dieselbe Phrase bei mehrfacher Wiederholung jedesmal anders sangen (bald mit Ganz-, bald mit Halb-, Viertel- oder Achteltönen, bald eine oder mehrere Stufen höher oder tiefer, bald in vier-, bald in dreiteiligen Rhythmen), versicherten mich, wenn ich sie deshalb befragte, stets mit vollster Überzeugung: sie sängen ja doch ohnehin fortwährend ein und dasselbe, und es sei ihnen unbegreiflich, wie ich bei den Wiederholungen Unterschiede merken wolle. Und wenn es mir schließlich bei dem einen oder anderen besonders Intelligenten doch noch gelang, ihm durch Vorsingen der betreffenden Stellen in den verschiedenen Fassungen die Verschiedenheit des einzelnen Details ad oculos zu demonstrieren, so wiederholte er nur achselzuckend sein: „Man kann so singen und so." Diese vollkommene Gleichgültigkeit allen solchen Einzelheiten gegenüber, ja dieses gänzliche Unvermögen, sie auch nur überhaupt gewahr zu werden, scheint mir nun auch die psychologische Erklärung für das Auftreten einer ganzen Reihe von Phänomenen im Verlaufe der Musikgeschichte zu bieten, deren Verständnis meines Erachtens auf bloß historischer Basis nie und nimmer beizukommen ist. Ich denke hier vor allem an das Problem der Enharmonik, die bekanntlich ebenso in der Musik der Natur- und orientalischen Kulturvölker eine Hauptrolle spielt, wie ihr auch in der altgriechischen Musik eine überragende Bedeutung zukam. Wenn man einmal an den Gesängen der Kaukasusvölker, der Tataren usw. beobachtet hat, wie in allen diesen musikalischen Gebilden ohne die geringste Unterscheidung, ja sogar auch — wie wir soeben zu konstatieren Gelegenheit hatten — ohne das auch nur leiseste Bewußtwerden ihrer Verschiedenheit alle möglichen Arten diatonischer, chromatischer und enharmonischer Intervalle, alle möglichen und nur denkbaren Nuancen von Ganz-, Halb-, Drittel-, Viertel-, Achteltönen u. dgl. verwendet werden und wie ohne die leiseste Spur irgendwelcher absichtlichen Differenzierung oder bewußten Auswahl eine und dieselbe Phrase, zehnmal oder hundertmal vorgetragen, jedesmal anders gesungen wird: jetzt diatonisch, jetzt chromatisch, jetzt enharmonisch, jetzt in Dur, jetzt in Moll usw., — wer also derartiges eingehend zu beobachten Gelegenheit hatte, dem wird sich die Überzeugung aufdrängen müssen, daß in der Enharmonik das Symptom eines musikalischen Entwicklungsstadiums vorliegt, in dem noch nicht jene scharfe Abgrenzung und Prägnanz

der musikalischen Vorstellung — sowohl beim Schaffen wie beim Reproduzieren — erreicht ist, wie sie nach dem, was wir vorhin gesehen haben, für die Musik unseres Kulturniveaus die Grundvoraussetzung alles musikalischen Gestaltens bildet. Mit anderen Worten: die enharmonischen Intervalle sind nicht das Produkt einer besonders feinen und hohen musikalischen Entwicklung, die bereits über das Niveau der diatonischen Intervallfestsetzung hinaus gelangt ist, sondern umgekehrt: sie gehören einer musikalischen Entwicklungsepoche an, die noch nicht zu jener scharfen, plastischen und haarfeinen Abgrenzung der musikalischen Tonhöhen (wie sie unter anderem z. B. durch die Diatonik verkörpert wird) gelangt ist, sondern deren Tonbewegung sich noch in jenen ungeklärten, unabgegrenzten, schluchzer- und geheulähnlichen Intervallverhältnissen vollzieht, wie sie uns unter anderem z. B. in der Musik der Naturvölker, in deren heulendem Portamento u. dgl. noch in vollster Ursprünglichkeit entgegentreten. Wenn dann später, im Verlaufe der altgriechischen Kulturgeschichte und ebenso bei den Indern, Persern, Arabern usw. die Theoretiker diese in der Praxis fortwährend vorkommenden enharmonischen Intervalle in Systeme brachten und sozusagen kodifizierten, so ist dies nur eine Erscheinung, wie sie uns auch sonst in der Musikgeschichte aller Zeiten und Völker stets begegnet: daß nämlich lange nachher, nachdem die musikalische Praxis irgendwelche Kunstmittel, Ausdrucksformen oder eine bestimmte Technik geschaffen, ausgebildet und verwendet hat, ohne daß die Gesetze dieser Praxis theoretisch formuliert worden wären, erst nachträglich, oft erst, wenn die betreffende Stilperiode ihrem Ende zugeht und diese Kunstübung selbst im Abblühen begriffen ist, die Theorie sich ihrer bemächtigt, sie formuliert und ordnet, d. h. in ein bestimmtes System bringt und so nachträglich rationalisiert und logisch begründet, was ursprünglich sozusagen eine reine Lebensäußerung, ein biologisches Phänomen, ein physiologischer Reaktionsprozeß, der Ausfluß eines Vitalitätsbedürfnisses war. Daß dann bei der nachträglichen Kodifizierung und Sanktionierung der Praxis durch die Theorie das Ordnungs- und Systemisierungsbedürfnis der Theoretiker oft in eine förmliche Systematisierungswut, in einen kleinlichen und pedantischen Einschachtelungsfuror ausartet und die Phantasie der Theoretiker, namentlich bei Völkern, wo an und für sich schon ein starker Hang zur Phantastik und maßlosen Übertreibung vorhanden ist, wie z. B. bei Indern, Arabern und Persern, sich oft in die bizarrsten, willkürlichsten und zufälligsten Konstruktionen versteigt (ich erinnere hier nur an die vielen Hunderte von Tonarten der indischen, ähnlich auch der arabischen und persischen Musiktheorie), ist ebenfalls eine wohlbekannte völkerpsychologische Erscheinung. Vielleicht sind auch die verschiedenen χρόαι der altgriechischen Tongeschlechter, z. B. das χρῶμα μαλακὸν und χρῶμα ἡμιόλιον, das μέλος ἐναρμόνιον, das διάτονον μαλακόν und das διάτονον ἔντονον des Ptolemaios, das ἐναρμόνιον des Polymnastos u. dgl., nichts anderes als solche nachträgliche Einschachtelungs- und Systematisierungsversuche (ähnlich den indischen Ragas und Raginis mit ihren sämtlichen Ableitungstonarten, den arabisch-persischen Maqâmat, Thabaku, Awasat, Schaabé, Buhur, Mere und wie sonst alle diese Bezeichnungen angeblicher Tonarten lauten mögen), nachträgliche Konstruktionen, durch die man in die unerschöpfliche Fülle von Möglichkeiten tonaler Gebilde der musikalischen Praxis (die noch nicht gebändigt war durch die scharfe Abgrenzung der Tonhöhe und die plastische Prägnanz der Tonvorstellung, sondern noch in einem uferlosen Meere indifferenzierter, heulender, winselnder Portamentonuancen, enharmonischer Tonstufen, in grenzenloser Ungebundenheit herumschweifte) System und Ordnung, in das Chaos von Willkür und Zufälligkeiten Gesetz und Notwendigkeit zu bringen suchte.

Daß schließlich auch in unserer europäischen Musikübung in Wirklichkeit alle solchen enharmonischen Tonnuancen — Drittel-, Viertel-, Achteltöne usw. — vorkommen, aber nur eben von der Theorie nicht in das System aufgenommen und in den Kanon unserer musikalischen Schönheitsforderungen zugelassen worden sind, ist eine jedem musikalisch Erfahrenen wohlbekannte Tatsache; ich erinnere hier nur an das Portamento, dessen wesentliches Charakteristikon gerade das Vorkommen solcher durchgehender Tonnuancen bildet, wie an den Gesang des Volkes in den Kirchen, überhaupt jedes musikalisch Ungebildeten, Unbegabten oder Ungeschulten, der bekanntlich, je unmusikalischer oder ungeübter das betreffende Individuum ist, um so „unreiner", „unsicherer" oder „falscher" klingt, d. h. also, statt der präzisen, „glockenreinen", klaren Intonation der ganz scharf und plastisch abgegrenzten diatonischen oder chromatischen Tonstufen, wie sie unser Musiksystem und das nach diesem erzogene, gut musikalische Gehör fordert, nur annäherungsweise andere um Nuancen von Drittel-, Viertel-, Achteltönen u. dgl. unterschiedene Tonhöhen produziert. Wer beispielsweise den Gesang eines unmusikalischen, falsch singenden Europäers phonographisch aufnehmen und dementsprechend exakt aufzeichnen wollte, würde darin genau so das Vorkommen enharmonischer Tonstufen konstatieren müssen wie im Gesange der orientalischen Kulturvölker. Eine tragikomische Illustration zu dieser Tatsache bildet das Beispiel jenes vornehmen Inders, der (in den letzten Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges) in London die europäische Musik studieren wollte, und zwar um nur ja ganz „exakt" vorzugehen, nur an der Hand phonographischer Aufnahmen, und der nach monatelangem heißen Bemühen schließlich sein ganzes Studium resigniert aufgab, da die Musik dieser Europäer ja von so zahllosen Tonnuancen und feinsten Tonschattierungen wimmele, daß es ihm (dem Inder) mit seinem nicht europäisch erzogenen Gehöre ganz unmöglich sei, alle diese Nuancen (die er im Phonographen fein säuberlich aufgenommen und gewissenhaft „exakt" bis auf jede feinste Differenz von Schwebungen nachgeprüft hatte) voneinander zu unterscheiden und sie zu behalten. (Der Unglückselige hatte eben einfach jedes zufällig auftretende, bei jeder nicht ideal reinen Intonation von selbst sich einstellende enharmonische Intervall als wesentlich, als zum Tonsystem gehörig, angesehen, ohne — wie dies für den musikalisch gebildeten und empfindenden Europäer selbstverständliche Voraussetzung ist — es auf jene Tonstufe der ideal reinen Skala unseres Tonsystems zu beziehen, die bei der Intonation dieses unreinen Tones beabsichtigt war; er hatte also buchstäblich den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, d. h. in den real produzierten unreinen Tonstufen nicht deren in der Vorstellung dahinterliegende ideelle Vorbilder, die absolut reinen Töne der Idealskala, erkannt.) Nebenbei — im Vorübergehen bemerkt, ergibt sich aus dem eben Ausgeführten aber auch ein bedeutungsvoller Rückschluß auf den Wert der phonographischen Aufnahmen überhaupt für den vergleichend-musikwissenschaftlichen Forscher. Die ungeheure und unersetzlich wertvolle Bedeutung der phonographischen Aufnahmen für alle jene Fälle, wo es sich darum handelt, ein akustisches Phänomen mit naturwissenschaftlicher Exaktheit und minutiöser, sozusagen photographischer Genauigkeit bis ins letzte, kleinste, ich möchte sagen mikroskopische Detail festzustellen, steht natürlich ganz außer Zweifel. Eine ganz andere Frage aber ist die, ob diese phonographische „Momentaufnahme" dem musikwissenschaftlichen Forscher unter allen Umständen auch das richtige Bild des wirklich betreffenden Gesanges als musikalischen Typus (also nicht des vom Sänger in dem und dem Moment tatsächlich mit allen zufälligen Details und Akzidentien des Augenblickes produzierten Gesanges, sondern der von ihm wiederzugeben beabsichtigten

ideellen musikalischen Form, also des Gesanges als musikalischen Formtypus überhaupt) zu vermitteln geeignet sein wird. Wenn, wie wir oben gesehen haben, ein Krimtatare ein und dasselbe Maqâm zehnmal verschieden singt und, wie wir von den obigen Ausführungen her wissen, mit derartigen Abweichungen, daß oft nicht eine Note der späteren Reproduktionen mit der an der entsprechenden Stelle in den früheren übereinstimmt, so ergibt sich daraus dann für den vergleichend-musikwissenschaftlichen Forscher, der das Typische der von dem Sänger produzierten Gesänge und Kunstformen festzustellen bemüht sein muß, daß nur das aus der Vergleichung dieser zehn verschiedenen divergierenden Fassungen sich ergebende Durchschnittsbild — ich erinnere hier nur an das analoge Verfahren in der Photographie, wo z. B. aus den Photographien von zwanzig Mathematiker- oder Physikerphysiognomien übereinander auf derselben Platte dann das Durchschnittsbild des Mathematiker-, des Physikerkopfes an sich gewonnen wird — eine richtige Vorstellung von der wirklichen, d. i. nicht bloß zufälligen, von den Umständen des Augenblickes beeinflußten Form des Gesanges an sich zu vermitteln imstande sein wird. Die wenn auch noch so bis ins kleinste Detail getreue und exakte phonographische Aufnahme wird immer nur eine Momentaufnahme sein, d. i. also: nur einen ganz willkürlich herausgegriffenen Zeitpunkt mit allen den Zufällig- und Willkürlichkeiten des Augenblickes festhalten, so daß das Dauernde, Bleibende, Wesentliche, Typische möglicherweise hinter dem Überwiegen des Zufälligen, Augenblicklichen zu kurz kommen muß oder wenigstens kann. Es ist hier eben auf musikalischem und überhaupt akustischem Gebiete mit dem Phonogramm genau dasselbe Verhältnis wie auf optischem Gebiete mit der Photographie: jedermann weiß, daß die technisch noch so gelungenste ausgezeichnetste Photographie unter Umständen doch ein ganz falsches, fremdes Bild von dem Dargestellten geben kann und hinter der (gewiß allen Gefahren subjektiver Fehlerquellen viel mehr ausgesetzten und tatsächlich auch leichter unterliegenden) Fixierung durch Zeichnung oder Malerei von der Hand eines Künstlers wird zurücktreten müssen, aus dem einfachen Grunde, weil letzterer in einer Reihe von Sitzungen, also in einem viel größeren für die Beobachtung zur Verfügung stehenden Zeitraume Gelegenheit hat, alles Charakteristische und Wesentliche gegenüber dem bloß Zufälligen und Vorübergehenden herauszufinden und in seiner Darstellung hervorzuheben, wogegen die Photographie ohne Unterschied Zufälliges und Wesentliches festhält, wie es eben im Augenblicke der Aufnahme bunt durcheinander gewürfelt nebeneinander vorlag, wobei durch die Laune des Zufalls möglicherweise das erstere auf Kosten des letzteren bedeutend hervorgetreten sein kann. So unschätzbar also die Bedeutung der phonographischen Aufnahme für die Kontrolle der Aufnahmen nach dem Gehör und für die exakte Konstatierung des Details auch ist — und tatsächlich gibt es nichts, was sich mit ihr in dieser Hinsicht messen könnte oder auch nur neben ihr genannt werden dürfte —, so wenig vermag sie anderseits die Aufnahmen nach dem Gehör zu ersetzen oder gar überflüssig zu machen, wo es sich darum handelt, aus dem Wuste der zufälligen Details der einzelnen verschiedenen Reproduktionen das Typische, Wesentliche und Notwendige herauszuerkennen und festzuhalten.

Das vorhin erörterte Moment des Mangels an Prägnanz der Tonvorstellung sowie Tonwiedergabe und scharfer, konziser Abgrenzung derselben hinsichtlich Tonhöhe, Tondauer usw. scheint mir auch den Schlüssel für das psychologische Verständnis eines der wichtigsten Kapitel der europäischen Musikgeschichte zu liefern, nämlich der Entwicklung der gregorianischen Neumennotation. Bekanntlich ist diese

bis zur Einführung der gefärbten Linien (also bis zirka zum 10. Jahrhundert) nicht imstande, Tonhöhe wie auch Tonlänge eindeutig zu fixieren, und unsere ersten, bedeutendsten Musikhistoriker der Gegenwart haben eine Unsumme kostbarster Arbeitskraft, Zeit, Mühe und unschätzbarsten Scharfsinnes auf die Lösung des Problems verwendet, welche melodische und rhythmische Geltung den durch die einzelnen Neumenzeichen angedeuteten Tonschritten bzw. den in ihnen enthaltenen Notenwerten zukommen möge, ob dieses oder jenes Zeichen einen Terzen- oder Quartenschritt, ein Ganz- oder Halbtonintervall u. dgl. bedeute, ob die virga den Wert von zwei puncta habe usw. Und ebenso faßte man seitens der Musikhistoriker die seit dem zirka 9. bis 10. Jahrhundert allmählich immer mehr sich durchsetzende Einführung gefärbter Linien zur absolut eindeutigen Fixierung der Tonhöhe der auf den betreffenden Linien stehenden Zeichen in dem Sinne auf, daß die mittelalterliche Menschheit in dieser Zeit eben durch einen glücklichen Einfall auf die Erfindung eines Mittels geraten sei, das der bis dahin bestandenen Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der Neumenschrift hinsichtlich der Fixierung von Tonhöhe und Tonlänge abzuhelfen geeignet war. Auf Grund meiner Beobachtungen in psychologischer Hinsicht an den hier in Rede stehenden Völkern und Stämmen scheint mir nun eine derartige Fragestellung psychologisch etwas zu eng: nicht, als ob die Neumenschrift unfähig gewesen sei, Tonhöhe und Tonlänge eindeutig wiederzugeben und festzuhalten und dann seit dem zirka 9. bis 10. Jahrhundert durch die Einführung der Linien verbessert und vervollkommnet worden sei — im Gegenteil: der Entwicklungsstand der Neumenschrift war nur das Symptom eines viel tiefer liegenden innerlichen, psychologischen Moments: des Entwicklungsstandes des Tonvorstellungsvermögens des mittelalterlichen Menschen. So lange dieser noch nicht jene Prägnanz der Tonvorstellung besaß, wie sie für unser heutiges Musikempfinden charakteristisch ist (derzufolge also jeder Ton hinsichtlich Höhe und Länge vollkommen scharf, plastisch und eindeutig von den Nachbartönen abgegrenzt ist: diatonisches und chromatisches Intervallensystem, temperierte Stimmung), so lange hatte er auch gar nicht das Bedürfnis, diese einzelnen Details klar und eindeutig abzugrenzen (sowohl beim Produzieren und Reproduzieren seiner Gesänge, als auch bei der Niederschrift und dem Ablesen derselben), und wenn vom zirka 9. bis 10. Jahrhundert ab das Bestreben ersichtlich wird, in der Schrift die Tonhöhen eindeutig zu fixieren, so ist dies — psychologisch betrachtet — das Symptom davon, daß erst von diesem Zeitpunkt ab die Tonvorstellung des mittelalterlichen Menschen immer mehr zu jener Prägnanz und Klarheit sich durchzuringen beginnt, die dann für die späteren Epochen der Musikgeschichte mit ihrem höheren Entwicklungsstand charakteristisch ist. Geradeso also, wie der tatarische, georgische, pschawische, thuschische usw. Sänger es nicht begreift, warum denn der europäische Forscher ihn bei jeder Variierung der Details wiederholter Gesänge wegen der Verschiedenheiten der verschiedenen Fassungen zur Rede stelle und ihn ausforsche, weshalb er jetzt einen höheren oder tieferen Tonschritt singe als vorhin, und dafür stets nur dasselbe verwunderte Achselzucken und die Antwort hat: „Das ist doch ganz alles eins; man kann so singen und so!", genau so würde auch der frühmittelalterliche Sänger auf die Frage, ob die durch dieses oder jenes Neumenzeichen angedeutete Hebung oder Senkung der Stimme einens Sekunden- oder Terzenschritt, ein Ganz- oder Halbtonintervall bedeute u. dgl., verwundert und verständnislos die Achsel zucken und antworten: „Das ist doch alle ganz gleich und ein und dasselbe, man kann so singen und so!" Für den Menschen

auf dieser musikalischen Entwicklungsstufe handelt es sich eben nicht, wie für den Menschen unserer Stufe, um die ganz klar und haarscharf abgegrenzte Präzisierung jedes auch des kleinsten Details, sondern bloß um eine ganz allgemeine Stimmbewegungslinie im großen und ganzen, sozusagen nur das melodische Gerippe, das in jedem einzelnen Augenblicke des musikalischen Vortrages bei der Reproduktion immer wieder von neuem mit dem lebenden, blühenden Fleische der improvisierten Töne umkleidet wird, wobei das Urbild der betreffenden Melodie, das durch die Neumenzeichen überlieferte melodische Schema, nur die ganz allgemeine Richtung und Anweisung: „jetzt steigen, jetzt fallen, jetzt ein großer Tonschritt, jetzt ein kleiner", geben, aber nicht mehr sein soll: alles andere, alle Ausführungsdetails bleibt der Eingebung des Augenblickes, der Improvisation, überlassen. Wie diese Details dann ausgeführt werden, ob die virga doppelt so lang als das punctum sein soll, oder weniger oder mehr, ob der Tonschritt eine Quarte oder Terze, einen Halb- oder Ganzton umfaßt u. dgl., das alles sind für den Menschen dieser Zeit genau so nebensächliche und gleichgültige Dinge wie für den Georgier oder Tataren die Frage, warum er das zweite Mal dieselbe Phrase in Moll gesungen habe, die er zuerst in Dur gebracht hatte, oder warum jetzt ein enharmonisches Intervall, wo früher ein diatonisches war usw. Die durch die Neumenzeichen angedeutete Linie der Stimmbewegung ist für ihn nur ein Anhaltspunkt zur Erinnerung, eine Anregung zur Neuimprovisation, nicht — wie für uns das Notenbild unserer Musikstücke — die Fixierung, das sozusagen versteinerte Abbild der erklungenen Töne selbst. Erst ziemlich spät, wie gesagt, erst vom zirka 9. bis 10. Jahrhundert an, und auch da ganz langsam und allmählich, beginnt eine immer stärkere Entwicklung des musikalischen Fühlens im Sinne allmählich immer schärferer, klarerer Präzision der einzelnen Details der Tonvorstellung, der Tonhöhe, der rhythmischen Qualitäten u. dgl. sich durchzuringen, und Hand in Hand damit geht dann auch das Bedürfnis, dieser Forderung nach Klarheit und genauer Abgrenzung der tonalen, melodischen und rhythmischen Qualitäten auch in der Notenschrift Genüge zu leisten, d. h. also, die Orientierung hinsichtlich der Tonhöhe durch beigesetzte Buchstaben oder farbige Linien zu ermöglichen u. dgl. So, scheint mir, liegt uns in der Geschichte der Neumenschrift ein Dokument vor für eine der bedeutungsvollsten psychologischen Wandlungen und Phasen in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes.

Wir haben nunmehr noch einen Punkt zu erledigen, der bisher noch nicht eingehender erörtert werden konnte: es ist dies das Kapitel der Vortragsweisen. Hier ist zunächst vor allem die ungeheure Bedeutung zu erwähnen, die bei allen diesen Völkern dem Singen im Falsett zukommt, eine Vortragsweise, die, so fremdartig, kindisch, ja läppisch sie uns vorkommt, doch allen diesen Völkern so selbstverständlich und natürlich erscheint, daß sie eine andere Art des Singens sich überhaupt nicht vorstellen können. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist die Antwort, die mir von einem Kachetier gegeben wurde, als ich ihn frug, warum er denn seine Gesänge alle mit so hoher, dünner, quiekender Kinderstimme vortrage und nicht vielmehr mit seiner Bruststimme singe (einem sehr wohlentwickelten, metallischen Bariton): „Mit der gewöhnlichen Stimme? So bellt doch jeder Hund!" Es gehört also für alle diese Völker und Stämme zum Begriffe des Singens, d. i. also der Kunst, unzertrennlich auch der der Anwendung des Falsetts. Diese Tatsache, die vollkommen übereinstimmt mit ganz gleichen Erscheinungen auch bei den Primitiven, den orientalischen Kulturvölkern usw., gewinnt nun an Bedeutung, wenn man sie mit Beobachtungen auf dem Gebiete der Tiermusik (vor allem des Vogelgesanges) zusammenhält, wo

ebenfalls der Gebrauch der Falsettstimme typisch immer dort auftritt, wo, im Gegensatze zu den mit der Bruststimme erfolgenden lautlichen Äußerungen des gewöhnlichen Alltagslebens mit seinen vitalen Bedürfnissen, die Anfänge des spezifischen künstlerischen Schaffens (der tierischen Bewerbungskünste: Gesang, Tänze, Flüge u. dgl.) auftreten. Ich habe schon an anderer Stelle die Vermutung ausgesprochen, ob man in dem Gebrauche der Falsettstimme bei unseren in Rede stehenden Völkern und Stämmen nicht einen atavistischen Rückfall in die Ausdrucksformen der Bewerbungskünste der tierischen Urzeit zu erblicken haben dürfte, und bin bis jetzt noch keinem Argument begegnet, durch das ich mich zur Zurücknahme dieser Vermutung bemüßigt gefunden hätte. Ein weiteres Symptom, das ebenfalls für den Gesangsvortrag aller dieser Völker charakteristisch ist, ist das starke Näseln, das ebenfalls in der Musik der Primitiven wie der orientalischen Kulturvölker (auch im fernsten Osten: China, Japan, Birma, Annam, Siam usw.) eine gleichbedeutende Rolle spielt, wie übrigens auch in den Gesängen der byzantinischen Kirche, die für diese Vortragsweise einen eigenen Kunstausdruck hatte: ἐνδόφωνον. Ein letzter Rest dieser wohl im Verlaufe des Mittelalters von Byzanz einerseits, den Arabern anderseits her in das Abendland verpflanzten Vortragsweise dürfte dieselbe auch heute noch in Italien (bei den pescatori, facchini, campagnuoli u. dgl.) sowie in unseren adriatischen Küstenländern (Istrien, Kroatien, Dalmatien) und Inseln überaus verbreitete Manier sein, der zufolge die Bevölkerung dieser Gegenden Gesänge überhaupt nicht anders als dergestalt näselnd vorzutragen imstande ist. Von der merkwürdigen Manier des Abschnappens der Stimme am Schlusse der einzelnen Abschnitte der gurischen Gesänge ist bereits oben die Rede gewesen; eine ganz ähnliche ist das an der umgekehrten Stelle, am Anfange der Gesänge eintretende, diese sowie überhaupt jedes Neueinsetzen der Stimme (also auch z. B. nach einer Pause, am Beginne jedes neuen Abschnittes u. dgl.) begleitende und einleitende, schlucken- oder schluchzerartige, glucksende Geräusch eines Aufschnappens der Stimme bei den Baschkiren und Kasantataren (vgl. die Phonation des ʿAin bei den Semiten); daß man in diesen beiden Manieren nur den letzten Rest, das letzte Rudiment jenes Portamentos, jenes Ziehens, Schleppens und in langem, heulendem Glissando herunter- oder hinauffahrenden Abschnappens der Stimme zu erblicken haben dürfte, das bei den Primitiven und ähnlich fast sämtlichen orientalischen Kulturvölkern, so den Chinesen, Japanern Arabern, Indern, Persern usw., ebenso auch in Europa bei den Balkanvölkern (Neugriechen, Serben u. dgl.) eine so bedeutende Rolle spielt, ist schon oben angedeutet worden. Die psychologische Wurzel wohl auch dieser Phänomene dürfte in dem bereits zur Genüge erörterten Mangel an Prägnanz der Tonvorstellung einerseits und in mangelhafter Beherrschung der Stimmtechnik, des sicheren Einsatzes einer bestimmten Tonhöhe, anderseits zu suchen sein: der Mensch auf diesem musikalischen Entwicklungsniveau hat einerseits (wie bei den Primitiven) noch nicht jene für unser europäisches Musikempfinden als unentbehrliche Voraussetzung unumgänglich notwendige klare, scharf abgegrenzte Vorstellung des einzelnen Tones oder, wenn er sie bereits besitzt, hat er seinen Stimmapparat mangels der erforderlichen Geschultheit noch nicht derart in seiner Macht, daß er sofort mit dem ersten Einsatze auch schon die beabsichtigte Tonstufe in sicherem Sprunge erreichte; so gleitet denn die Stimme von dem Punkte ihres Einsatzes bis zu dem Niveau des angestrebten Tones durch alle dazwischen liegenden Nuancen von Achtel-, Viertel-, Dritteltönen usw. auf- oder abwärts, und je nach der Länge oder Kürze des so zurückgelegten Weges sowie nach der Stärke oder Schwäche des Einsatzes entsteht dann jenes bald heulende

oder winselnde, bald schluchzende oder glucksende, knacksende oder schnappende Geräusch, das uns in den vorstehend charakterisierten Manieren entgegentritt.

Das weitaus eigenartigste und psychologisch interessanteste Phänomen aber unter allen diesen Vortragsmanieren ist die Einschaltung zahlreicher vollkommen sinnloser Silben und Vokale zwischen die Textessilben beim Gesange, eine Manier, die uns ohne Unterschied nach Rassen, Völkern oder Stämmen bei den Tataren ebenso wie bei den Kaukasusvölkern, bei den Osseten ebenso wie bei den finnisch-ugrischen Völkern begegnet und durch die die Textesworte oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. So schalten die Georgier und die übrigen Kaukasusvölker ganze Silben oder lange Phrasen von solchen in zahllosen Wiederholungen, wie z. B. nanina, o nada, o deli, o dela u. dgl., ein; bei den Osseten sind es wieder die Silben o warira, warada, švorada, hoj, oj u. dgl., denen die gleiche Funktion zukommt, bei den Tataren wieder werden gern die Endvokale der Silben (vor allem a und o) gedehnt und durch angehängtes j hinausgezogen (wie übrigens ganz ähnlich auch im Neupersischen dieselbe Erscheinung bei den Flexionssilben, der Deklination und Konjugation, zwischen Vokalen zu beobachten ist, insofern nach langem Endvokal der Stammsilbe zwischen diesen und den Anfangsvokal der Flexionssilbe, ebenso zwischen das i der Vorsilbe bi und den Anfangsvokal der Stammsilbe ein y-Laut eingeschoben wird) und analog auch im Georgischen, wo im Gesang z. B. die Worte mraval šamier zu mre-e-val-j-o, ša-a-j-mi-ero auseinandergezogen werden usw. Vergleicht man nun diese eben angeführten Tatsachen mit ganz analogen Phänomenen bei den primitiven und orientalischen Kulturvölkern, wo — wie bei den ersteren — oft ganz lange Gesänge aus solchen sinnlosen Interjektionen und Silben bestehen (zum Teil mögen hier allerdings auch durch die Tradition überlieferte Texte in der Sprache längst untergegangener, von den gegenwärtig ansässigen Eingeborenen ausgerotteter Ureinwohner vorliegen) oder, wie bei letzteren, z. B. äthiopische, koptische, syrische u. dgl. Kirchengesänge stundenlang sich durch solche fortwährend eingewobene Vokalisen hinziehen (das Halleluja ist eine der ältesten, beliebtesten derartigen Vokalisen, hervorgegangen aus der seit der Urzeit her bei den Semiten, speziell den Weibern, in Verwendung stehenden Gesangsmanier eines trillerartigen Kehlschlages, einer Kette gurgelnder Laute: ul-ul-ul-ul-ul-esch): vergleicht man also diese verwandten Erscheinungen, so ist deutlich ersichtlich, daß auch in diesen Einschaltungen von Interjektionen und Silben ein für alle niederen und archaischen Entwicklungsstadien charakteristisches Symptom liegt, das durchaus nicht bloß bestimmten Rassen, Völkern oder Stämmen als eigentümlich zuzusprechen ist. So sind unter anderem z. B. auch die altmexikanischen Götter- und Tempelhymnen durch zahllose Wiederholungen derartiger Interjektionen und Vokalisen, wie yya, ayya, ayyayya ya uia ayyayyo u. dgl., zwischen den eigentlichen Textesworten ausgefüllt, und wenn wir uns von der neuen Welt der alten zuwenden, so finden wir anderseits in den byzantinischen Kirchengesängen genau dasselbe Prinzip der Einschaltung von Vokalisen und Silben wie ρε. τε. γε. ερρε. τερρε. αγγα. neane, noeane, noeagis u. dgl. Ganz analoge Erscheinungen zeigt uns aber nun auch das Verhalten des Kindes: sowie das Kind — ganz wie der primitive und archaische Mensch — dieselben Worte, dieselben Silben im Spiele unzählige Male wiederholt, so schiebt es sie auch mitten zwischen die Worte gelernter Liedertexte u. dgl. ein, und ebenso zeigen auch Kinderlieder, Kinderreigen, Abzählverse u. dgl. solche fortwährend eingeschobenen sinnlosen Silben und Vokalisen. (Man vergleiche z. B. das italienische Kinderlied: „Gli angeli cantavan, la madonna sospirava: o li o li o lela o li o li o la.“ Ebenso

zahllose deutsche, holländische, französische usw. Kinderlieder.) Genau so bestehen auch die Gesänge der Primitiven (z. B. der Australier, der Neger u. dgl.) aus einigen wenigen stets wiederholten Worten, zwischen welche zahllose, fortwährend wiederholte Interjektionen und Rufe, wie a, o, ho, he, aj, hoj u. dgl., eingeschoben werden. Und erinnert man sich an die altgermanischen Dichtungen sowie die mittelalterlichen der Minnesänger, fahrenden Schüler, das mittelalterliche Volkslied u. dgl., so treffen wir auch hier wieder die häufige Verwendung derartiger Vokalisen oder Silben an. (Vgl. „lodircundei" oder — bei Walter von der Vogelweide —: „Tandaradei". Mit Recht hat Richard Wagner in seinem „Ring des Nibelungen" dieses altgermanische Prinzip der Einschaltung von Interjektionen und Vokalisen als Stilcharakteristikon dieser altertümlichen Kulturepochen wieder aufgenommen und zu Analogiebildungen, wie „Hojotoho", „Weia waga", „Wagala weia" u. dgl., verwendet.) Ebenso hat auch das mittelalterliche wie selbst noch das heutige Volkslied diesen Gebrauch beibehalten; ich erinnere hier nur an die „Fa-la" des 15. Jahrhunderts, an das lala, tralala, duliäh u. dgl. von heute usw. Die Jodler, die Kuhreigen und Alpenrufe waren und sind von jeher nichts anderes als derartige Vokalisen. Und erinnern wir uns vollends an die zahllosen eingeschobenen Silben, Worte oder ganzen Verse im Volks- und Studentenlied, in den Reimsprüchlein deutscher Märchen (vgl. z. B. die Grimmschen Märchen oder die Lieder in „Des Knaben Wunderhorn", die „Carmina burana", überhaupt die Lieder der „fahrenden Schüler und Klosterschüler" u. dgl.) sowie namentlich die Verwendung des Reims, Kehrreims, Refrains u. dgl. im Volks- und Studentenlied, so wird klar, daß uns hier in dieser Wiederholung sinnloser Worte, Silben und Vokalisen als Reim usw. genau dasselbe Prinzip entgegentritt, wie in den endlosen Halleluja-Vokalisen der äthiopischen, koptischen, syrischen usw. Hymnen oder im fortwährend eingestreuten „Kyrie eleys" des altdeutschen geistlichen Volksliedes. Fragt man sich nun nach der psychologischen Wurzel aller dieser Phänomene, so scheint mir, daß man auch hier zur Erklärung dasselbe Moment der primitiven und archaischen Denklangsamkeit, des psychischen Trägheitsvermögens, wird heranziehen dürfen, das uns bereits oben ausführlicher beschäftigt hat. Wir haben es hier, scheint mir, mit einer Parallelerscheinung zu dem oben eingehender besprochenen ursächlichen Moment der Enharmonik und des Portamentos zu tun, mit einem Korrelat desselben auf dem Gebiete des sprachlichen Ausdruckes: sowie uns dort in jenen erstgenannten Symptome des unsicheren, langsamen und mühsam schwerfälligen Vorwärtstastens der Stimme von einer Tonstufe zur anderen entgegentreten, so auch hier in diesen eingeschobenen Vokalisen und Interjektionen Symptome des gleichen schwerfällig mühsamen und unsicheren Vorwärtstastens des Gedankens von Wort zu Wort, Silbe zu Silbe, Laut zu Laut: das noch schwerfällige, ungeschulte Denken tastet sich schrittweise langsam vorwärts, und die eingestreuten Vokale und Silben dienen als Stützen, als Krücken und Erholungsrast der Psyche, die während dieser Denkpausen nach neuen Gedanken sucht. Wir finden auch hier wieder in unseren heutigen Kulturverhältnissen, am heutigen Kulturmenschen noch letzte Reste und Spuren dieser ursprünglichen primitiven und archaischen Denkschwerfälligkeit: ich erinnere hier nur an die von manchen beim Sprechen zwischen die einzelnen Worte und Silben eingeschobenen Vokale oder Laute (wie ä, ä, hm u. dgl.) oder die von uns allen verwendeten und eingeschobenen Flickworte („nun", „also", „natürlich", „zum Beispiel", „ich meine", „Verstanden?", „Verstehst du?", „Verstehen Sie?", „und so weiter", „etcetera" usw.), Lieblingsredensarten und -phrasen u. dgl., wie wir sie alle anzuwenden pflegen — jeder eine (oder mehrere) andere — (vor allem Redner im eifrigen

Sprechen), schließlich alle Redensarten, Phrasen, konventionellen Formeln und Formen überhaupt. Auch gewisse nervöse Akte physiologischer Natur, wie z. B. Räuspern, Hüsteln oder Husten, werden von manchen als solche gedankliche Stützen oder Erholungspausen eingeschoben (man erinnere sich an Bismarcks bekanntes donnerähnliches Husten, mit dem er seine Parlamentsreden zu begleiten pflegte und so Erholungspausen gewann, während deren er seinen gedanklichen Faden weiterspann.) Auch das Stottern dürfte in diesem Zusammenhange anzuführen sein; denn man wird darin wohl nichts anderes erblicken dürfen als ein Hilfsmittel, sozusagen einen Kunstgriff, durch welchen das von der Außenwelt irgendwie überraschte oder aus dem Gleichgewicht gebrachte Individuum, das noch nicht mit seinen Gedanken „fertig", noch nicht zum Vorwärtsschreiten gerüstet, noch nicht schlagfertig ist, sich durch die Wiederholung der letzten Artikulationselemente, der letzten Silbe, der letzten Laute u. dgl. vor der Außenwelt zu verschanzen sucht (so wie das Kind, das durch eine Frage überrascht oder verblüfft wird, diese oder deren Vordersatz statt der Antwort wiederholt).

Die vorstehenden Ausführungen, so flüchtig, skizzenhaft und in den gröbsten, rohesten Umrissen sie auch gehalten sind, dürften doch immerhin genügen, wenigstens in summarischer, wenn auch nur ganz oberflächlicher Weise einen ungefähren Überblick über die wichtigsten Probleme zu gewähren, zu deren — wenn auch nicht Lösung, so doch wenigstens: — Inangriffnahme die Betrachtung der Musik der hier besprochenen Völker und Völkergruppen anregt und Beiträge liefert. Aber auch schon in der fragmentarischen und kursorischen Form, in der hier versucht worden ist, wenigstens eine allgemeine oberflächliche Andeutung des sich hier erschließenden Arbeitsfeldes und Interessenkreises zu bieten, dürfte, glaube ich, dem Leser dieser Ausführungen das eine klar zur Überzeugung gekommen sein: daß in den vorstehend erörterten musikalischen Phänomenen keinerlei Symptome musikalischer Rassenstile erblickt werden dürfen, sondern einzig und allein solche verschiedener, über die Kulturgeschichte der ganzen Menschheit sich erstreckender und dieser gemeinsamer (wenn auch in verschiedenen Erdgegenden zu verschiedenen Zeiten) musikalischer Entwicklungsschichten.

# Die Kulturzugehörigkeit und geologische Zeitstellung des Plateaulehmpaläolithikums des n.-ö. Waldviertels.

Von J. Bayer in Wien.

Die unter dem Namen „Plateaulehmpaläolithikum des n.-ö. Waldviertels" bekannt gewordenen fundreichen Stationen aus der Umgebung von Drosendorf, deren sorgfältige Erschließung wir F. Kießling danken, wurden in der ersten Publikation [1]) von H. Obermaier dem Aurignacien zugeteilt, „ohne einstweilen eine feinere Altersgruppierung derselben im Rahmen des letzteren wagen zu wollen". Als Landschaftsbild schwebt Obermaier eine Tundrensteppe vor, „auf der wir uns stellenweise insularen Kümmerwald und eine Fauna zu denken haben, wie sie uns die Tierliste von Krems a. d. D. und Willendorf in der Wachau überliefert hat." [2])

Auf Grund neuerlicher Fundstücke, die Herr Kießling in den Jahren 1910 und und 1911 auf den Paläolithstationen bei Drosendorf sammelte und anderer typischer Stücke, welche sich noch unter dem alten Fundmaterial vorfanden, gab das internationale Institut für menschliche Urgeschichte in Paris nach einer erneuten Überprüfung des Materials durch Henri Breuil und Hugo Obermaier jedoch nachfolgendes in einer späteren ergänzenden Publikation F. Kießlings [3]) veröffentlichtes, hier verkürzt wiedergegebenes Gutachten ab:

1. Die Funde sind sicher paläolithisch.

2. Es lassen sich „unverkennbar zwei Kulturabschnitte" unterscheiden: das Moustérien und das Aurignacien, und zwar ist:

I. Autendorf: Moustérien und Aurignacien.
II. Elsern: Wahrscheinlich Moustérien.
III. Nonndorf (Schwarzäcker): Aurignacien.
IV. Nonndorf (Steinlüß): Moustérien.
V. Thürnau: Moustérien oder Aurignacien.
VI. Trabersdorf: Moustérien und Aurignacien.
VII. Zissersdorf: Moustérien oder Aurignacien. [4])

3. Die Drosendorfer Plateaulehmstationen gehören mit ihrem Moustérien noch der letzten Eiszeit an.

Wie mich nun vor kurzem eine durch die Güte Herrn Kießlings ermöglichte genaue Durchsicht des umfangreichen Fundmaterials lehrte, ist diese letzte archäologische Klassifizierung unrichtig, desgleichen die geologische Zeitansetzung, wie sich aus meiner Chronologie der eiszeitlichen Kulturen ergibt.

---

[1]) F. Kießling und H. Obermaier: Das Plateaulehmpaläolithikum des nordöstlichen Waldviertels von Niederösterreich. Mitt. d. Anthrop. Ges., Wien, XLI, 1911, S. 1—32.

[2]) a. a. O. S. 32.

[3]) F. Kießling, Neue Beiträge zum Plateaulehmpaläolithikum des nordöstlichen Waldviertels in Niederösterreich. Mitt. d. Anthrop. Ges., Wien, XLII, 1912, S. 1—10.

[4]) Seither sind zwei neue bisher noch nicht publizierte Fundplätze hinzugekommen, und zwar Nonndorf III (ungestörter Haufe) und Zettlitz-Pingendorf im Ger.-Bez. Geras.

## Archäologische Klassifikation.

Das archäologische Urteil des Pariser Instituts hat zwei Fehler:

1. ist eine Anzahl typischer, für die Feststellung der Kultur entscheidender Stücke bisher unberücksichtigt geblieben,

2. wurde Moustérien auf Grund von Manufakten angenommen, welche an und für sich wohl dieser Stufe angehören könnten, die aber hier durch Zusammenvorkommen mit echten Aurignactypen deutlich als archaistische Begleitformen bzw. Zufallsformen erkennbar sind. Dem entspricht auch, daß die führenden Typen des Moustérien gänzlich fehlen.

Des näheren darauf einzugehen, behalte ich mir für die mit Herrn Kießling vereinbarte gemeinsame Publikation des gesamten Drosendorfer Fundmaterials vor und stelle daher vorläufig ohne weiteren Kommentar mein archäologisches Urteil dem des genannten Instituts gegenüber:

Das Waldviertler Plateaulehmpaläolithikum gehört einer und derselben Zeit und Kultur an und zwar dem älteren Aurignacien.

Es entspricht den untersten Schichten von Willendorf II.

Für eine zeitliche Verschiedenheit der einzelnen Stationen liegen keinerlei Anhaltspunkte vor, im Gegenteil spricht die große Einheitlichkeit des ganzen Ensembles für gleichzeitige Anwesenheit oder doch für unmittelbare zeitliche Nachbarschaft der Aufenthalte des Aurignacmenschen an den genannten Plätzen.

## Geologische Altersbestimmung.

Auch das geologische Urteil des Pariser Instituts ist unrichtig.

Da nämlich die Drosendorfer Stationen, wie der archäologische Befund ergeben hat, gleichalterig mit den untersten Schichten von Willendorf II sind, erfährt man durch die geologische Lagerung der letzteren, in welche Phase des Eiszeitalters unsere Funde gehören: Die ältesten Schichten Willendorfs liegen in einem den oberen jüngeren Löß unterlagernden Schwemmlehm, dessen Zugehörigkeit zum letzten Interglazial von mir nachgewiesen wurde.

Die Anwesenheit des Drosendorfer Diluvialjägers fällt also in das letzte Interglazial und nicht, wie Breuil und Obermaier glauben, „noch in die letzte Eiszeit“ und in die Nacheiszeit.[1])

Der diluviale Mensch lebte demnach im n.-ö. Waldviertel nicht in einem eiszeitlichen Klima, sondern in der gemäßigten, wenn auch sicher nicht sehr warmen Zeit des letzten Interglazials.[2])

Mit dieser Feststellung ist die Unwahrscheinlichkeit aus der Welt geschafft, welche von vornherein der Breuil-Obermaierschen Annahme anhaftete, daß der diluviale Jäger das hochgelegene, an und für sich rauhe Gebiet von Drosendorf während eines Tundrenklimas bewohnt haben sollte, wo ihm doch zweifellos viel angenehmere Lebensverhältnisse in den klimatisch viel günstigeren Nachbargebieten, wie im Randgebiete des Tullnerfeldes oder in den mährischen Ebenen, winkten.

Herzogenburg, 11. November 1919.

[1]) Letzte Eiszeit und Nacheiszeit kämen für unser Paläolithikum auch dann nicht in Betracht, wenn Moustérien vorläge, denn diese Kulturstufe deckt sich mit der vorletzten Eiszeit und in die Würm-Eiszeit und in das frühe Postglazial fallen Solutréen und Magdalénien.

[2]) Vgl. die klimatische Kurve in der Tabelle meiner „Chronologie des jüngeren Quartärs“. Mitt. d. prähist. Komm. d. Akademie d. Wiss. Wien 1913.

# Neue Wallburgenforschungen in Deutschsüdtirol.

Von Prof. Dr. **Oswald Menghin** in Wien.

(Mit 8 Abbildungen im Texte.)

## 1. Vorwort.

Als ich vor mehreren Jahren in dieser Zeitschrift rasch hintereinander drei Arbeiten über südtirolische Wallburgen veröffentlichte[1]), ahnte ich nicht, daß meine Untersuchungen bald einen jähen Abbruch erleben sollten. In den Jahren 1912 und 1913 war mir allerhand neues Material zugewachsen. Meine Arbeiten hatten in Südtirol das Interesse einheimischer Fachfreunde geweckt und so kamen mir mehrfach Nachrichten über neue Fundplätze zu, gewiß ein höchst erfreulicher Erfolg meiner Tätigkeit.

Mein 1918 verstorbener Vater, Bürgerschuldirektor Alois Menghin, der schon seit längerem an prähistorischen Forschungen in der Meraner Gegend Anteil nahm[2]), widmete die Sommer 1912 und 1913 der Fundnachlese auf dem Tartscher Bühel und hatte, durch Mediziner Alois Wallnöfer darauf hingewiesen, auch noch das Glück, eine höchst interessante Wallburg am Gangleck bei Schluderns neu zu entdecken, die ich im August 1913 besuchte. P. Ruprecht Eberhart O. T. machte mich auf ein merkwürdiges Mauerwerk beim Hofe Sillhacker, Gemeinde Lana, aufmerksam. Oberpostverwalter Josef Psenner, Direktor des Deutschsüdtiroler Museums in Bozen, untersuchte den Peterbühel zu Völs am Schlern und konnte hier ebenfalls die Reste einer Wallburg feststellen. Ich besuchte den Platz unter seiner Führung im August 1913.

Im Gebiete von Brixen betätigt sich Benefiziat Adrian Egger rühmlich auf dem Gebiete der Vorgeschichte. Er hat die Ergebnisse seiner Forschungen zum Teil selbst, zum Teil mit mir[3]) publiziert.[4]) Durch die Untersuchungen Eggers ist die Zahl der vorgeschichtlichen Wallburgen und Siedelplätze des Eisacktales um ein Beträchtliches vermehrt worden; zum Teil befassen sie sich auch mit schon bekannten Stationen. Im Jahre 1912 ging Paul Reinecke, der bekannte Münchner Prähistoriker, eine Anzahl der von mir behandelten Südtiroler Wallburgen ab und konnte mir darüber manche wertvolle Beobachtung mitteilen.

[1]) Neue Wallburgen im Etschtale zwischen Meran und Bozen. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XL, 1910, S. 161; Zur Urgeschichte des Venostenlandes. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XII, 1911, S. 297; Kleine Beiträge zur südtirolischen Wallburgenforschung. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLIII, 1913, S. 76.

[2]) Vgl. Georg Kyrle, Wiener Präh. Zeitschr., V, 1918, S. 98.

[3]) Die prähistorische Ansiedlung von Stufels (Brixen a. E.) in Südtirol. Wiener Präh. Zeitschr., I, 1914, S. 172, vgl. dazu O. Menghin, Mitt. u. Forsch. z. Geschichte Tirols und Vorarlbergs, XII, 1915, S. 229.

[4]) Prähistorische Topographie des Feldthurner Plateaus. Mitt. u. Forsch. z. Gesch. Tirols und Vorarlbergs, XII, 1915, S. 116; Prähistorische Stationen auf dem St. Andräer Berge bei Brixen. Mitt. d. Zentralkomm. f. Denkmalpflege, III. F., XV, 1916/17, S. 130; Vorgeschichtliche Ortsbeschreibung des Natzerberges bei Brixen. Mitt. u. Forsch. z. Gesch. Tirols und Vorarlbergs, XIV, 1917, S. 129, vgl. dazu O. Menghin, Wiener Präh. Zeitschr., IV, 1917, S. 114.

Auch mir selber blühte mancher neue Fund. Ein kurzer Aufenthalt in Bozen im Jahre 1912 brachte mir die Entdeckung einer prähistorischen Hügelstation zu St. Georgen auf dem Kofel, Gemeinde Gries. Im Jahre 1913 wanderte ich mit Josef Garber, dem jetzigen Direktor des Ferdinandeums in Innsbruck, über den Ritten. Ich besuchte bei dieser Gelegenheit die Wallburg zu St. Verena und fand zwei neue Wallburgen, die eine zu Zwingenstein bei Unterinn, die andere am Piperbühel zu Klobenstein. Die letztgenannte ergab so reiches und merkwürdiges Fundmaterial, daß ich sie in einem eigenen Aufsatze behandelte.[1]) Die übrigen hier genannten neuen Plätze sollen nun der Reihe nach besprochen werden. Leider kann ich über einige von ihnen nicht einmal so viel des Abschließenden sagen, als es sonst bei auch nur flüchtiger Untersuchung solcher Stätten möglich ist. Die Verhältnisse entschuldigen das wohl. Ich hoffte, im Jahre 1914 oder 1915 die Erforschung dieser neuen Fundstellen fortsetzen zu können. Der Krieg hinderte mich daran. Dann brach jenes Unglück herein, das Deutschsüdtirol in die Hand Italiens gab und es vorderhand überhaupt in Frage stellt, ob ich künftig der wissenschaftlichen Durchforschung meiner Heimat werde nachgehen können. Ich will deshalb mit dem angesammelten Material nicht länger zurückhalten, da es ja auch in seiner Lückenhaftigkeit nicht ohne Wert ist und jetzt vielleicht besonderes Interesse findet.

## 2. Becken von Glurns.

Im Becken von Glurns waren bisher zwei prähistorische Siedelplätze bekannt: der bedeutende am Tartscher Bühel und der etwas dunkle auf dem Fachegg am Glurnser Köpfl. Beide habe ich seinerzeit ausführlich besprochen.[2])

Am Fachegg habe ich im Jahre 1913 nur einen prähistorischen Scherben finden können und aus der ganzen Situation die Überzeugung gewonnen, daß es sich hier nicht um ein Gräberfeld, sondern um eine Ansiedlung handelt, die allerdings in der Auswahl des Terrains von den übrigen Wallburgen dieses Gebietes abweicht und sich am meisten der Form nähert, die in der Pipe von Gais und der Pipe von St. Georgen im Pustertal vorliegt.[3]) Das Fachegg ist ein ganz unbedeutender, aus dem Berghange sich abhebender Erdhügel, ohne besondere Wehrhaftigkeit. Es steht nach meinen bisherigen Forschungen fest, daß solche von der Natur weniger begünstigte Plätze im allgemeinen erst spät der Besiedlung unterzogen wurden. So lange steile, wehrhafte Felshügel mit guter Fernsicht und ausgiebiger Sonnenbestrahlung zur Verfügung standen, wurden diese belegt. Erst nach deren Verbrauch griff man auch auf andere Bodenerhebungen über, deren Befestigung größeren Arbeitsaufwand erforderte.[4]) Ich glaube daher heute schon auf Grund dieser Tatsache sagen zu können, daß das Fachegg nicht vor der La Tène-Zeit besiedelt worden ist. Paul Reinecke hat bei seinem Besuche der Stelle auch die weitere Umgebung des Platzes abgesucht und am benachbarten Riedel Scherben in hoher Lage gefunden. Er vermutet daher, daß doch wohl ganz oben am Berge, etwa 1300 *m*

[1]) Ein umwallter La Tène-Pfahlbau am Ritten (Südtirol). Wiener Prähistor. Zeitschr., I, 1914, S. 51.

[2]) Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLI, 1911, S. 308, 313 (mit Situationsplan).

[3]) Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XL, 1910, S. 175, XLIII, 1913, S. 89.

[4]) Ich habe das insbesondere in meinem Aufsatze: Das vorgeschichtliche Siedlungswesen in Tirol, Mitt. d. Geogr. Ges. in Wien, 1919, S. 84, gezeigt. Die Pipe von St. Georgen scheint allerdings mindestens frühbronzezeitlich zu sein. Allein im Tauferer Tale fehlen überhaupt steile Felshügel und darum ist die frühzeitige Besetzung dieses Platzes hier erklärlich.

hoch, noch etwas liegen müsse. Vielleicht ist es die Hauptsache. Doch muß hier erst eine eingehende Untersuchung Platz greifen.

Am Tartscher Bühel grub mein Vater im Jahre 1912 in der Nähe des Triangulierungszeichens (siehe Planskizze Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLI, 1911, S. 310, Abb. 9) ein Stück Boden von Zimmergröße um und fand in diesem kleinen Bereiche ungefähr 1 *kg* Bronze. Es handelte sich freilich durchaus um kleine Stücklein, die vielfach angeschmolzen waren. Die besseren Sachen sind in Abb. 1 nach Zeichnung meines Vaters wiedergegeben. Fig. 1—4 sind verzierte Bronzebleche, 5 das Fragment einer Kahnfibel mit langem Fuß, 6 der obere Teil einer Nadel, 7 Reste eines gedrehten Henkels; außerdem wurden von kenntlichen Dingen Stücke von schmalen Bändern, ein Knopf, ein Pfriemenfragment, eine Öse aus Bronze gefunden. An Scherbenmaterial hat mein Vater manches Charakteristische gefunden. Es handelt sich zum Teil um feine, offenbar sehr späte Keramik, auch Drehscheibenarbeit ist vertreten. Ferner kam eine Lanzenspitze aus Eisen mit langem Schaft zutage; das Blatt war abgebrochen und offenbar klein, ein Typus, den wir besonders aus der späteren La Tène-Zeit kennen. Von Knochen erschien mancherlei, aber nichts Bearbeitetes, außer ein schön abgeschnittener Eberzahn. Merkwürdig war es, daß sich große Steine, offenbar Baumaterial, fanden, an denen geschmolzene Bronze haftete. Es begegneten auch verkohlte Balkenstücke von über 1 *dm* Durchmesser. Am Westabhang des Bühels fand mein Vater das Fragment eines Steingefäßes (den Boden mit geringen Resten der Wand). Er bestimmte das Material als einen „schlechten Gneis"; ich möchte aber dafür nicht unbedingt bürgen und halte es doch für möglich, daß es sich um Lavetzstein handelt, eine Specksteinart, die im Kanton Graubünden gebrochen und im Altertum zu Gefäßen verarbeitet wurde.

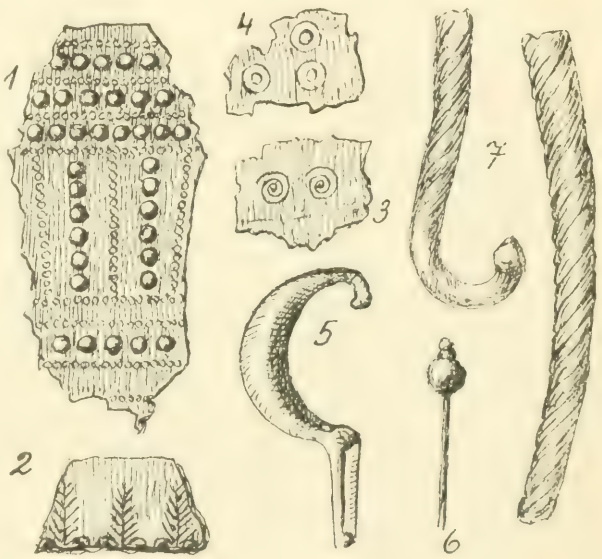



Abb. 1. Funde vom Tartscher Bühel. (3/4 nat. Gr.)

Das neu zutage getretene Fundmaterial fügt sich vortrefflich in die chronologischen Grenzen, die ich früher (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLI, 1911, S. 311) für die Besiedlung des Tartscher Bühels gezogen habe. Die Kahnfibel mit langem Fuß ist zwar ein späthallstättischer Typus, hat sich aber in Tirol offenbar bis in die späteste La Tène-Zeit gehalten. Auch die Station von Klobenstein hat eine solche mitten unter Fundstücken, die der Zeit um 100 v. Chr. angehören, geliefert.[1]) Ich möchte nun der Meinung Ausdruck verleihen, daß der Tartscher Bühel überhaupt erst in der eigentlichen La Tène-Zeit besiedelt worden ist; denn von echt Hallstättischem hat sich hier noch keine Spur gefunden. Wahrscheinlich handelt es sich sogar noch nicht einmal um die La Tène-Stufe *A*; doch reicht für genauere Datierung das Material nicht aus. Ziemlich sicher scheint mir nur zu sein, daß die Besiedlung bis

[1]) Wiener Präh. Zeitschr., I, 1914, S. 58, Abb. 3c, vgl. S. 75.

zur Römerzeit angedauert hat. Die Fundverhältnisse weisen darauf hin, daß die Ansiedlung in vollem Flore stand, als sie von feindlicher Hand in Asche gelegt wurde. Der Feind dürften wohl die Römer gewesen sein, die im Jahre 16 oder 15 v. Chr. das hier hausende Volk der Venosten unterworfen haben.

Für eine Besiedlung des Platzes nach der römischen Okkupation liegen keine sicheren Anzeichen vor. Auch den oben erwähnten Steingefäßrest darf man nicht ohne weiteres als römisch bezeichnen. Es ist zwar eine Tatsache, daß die große Masse der in Rätien so häufigen Scherben und Gefäße aus Lavetzstein der römischen Zeit angehört; allein wie sich diese weströtische Lokalindustrie noch im Mittelalter nachweisen läßt und bis heute nicht ganz verschwunden ist, ist sie auch schon in der La Tène-Zeit geübt worden.[1]) Wenn der Platz in römischer Zeit noch besiedelt gewesen sein sollte, so ist ihm doch keinesfalls irgendeine Bedeutung zugekommen; Paul Reinecke möchte nicht einmal mehr die kleine römische Station, die zweifellos in dieser Gegend als Vereinigungspunkt der Via Claudia mit den Alpenwegen vom Veltlin und Engadin her anzusetzen ist, auf dem Tartscher Bühel suchen.

In einem Punkte möchte ich meine früheren Ansichten über den Ringwall auf dem Tartscher Bühel und damit auch die daraus sich ergebende Folgerung für die chronologische Sonderung der Tiroler Wallburgen berichtigen. Ich meinte feststellen zu können, daß der Wall an diesem Platze wie auch am Tiroler Bühel bei Dorf Tisel und am Drumbühel bei Velturns im wesentlichen aus Erde, nicht, wie es sonst in Tirol meist der Fall ist, aus Steinen bestanden habe (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, LXI, 1911, S. 310, XLIII, 1913, S. 84, 92). Diese Ansicht läßt sich kaum aufrecht erhalten, denn mein Vater erhob, daß man z. B. beim Bau des Schulhauses von Tartsch die Steine aus dem Ringwall genommen habe. Die alte Kirche mit der ungeheuren Ringmauer ist wohl ganz gewiß aus dem Material des Walles erbaut worden. Der Wall gibt sich heute also vermutlich nur deswegen mehr als ein niederer Erdrücken zu erkennen, weil die meisten Steine aus ihm entfernt, die zerwühlten untersten Lagen aber mit Humus überschichtet worden sind. Das Charakteristikum des Erdwalles hat also für die latènezeitlichen Wallburgen Tirols wegzufallen; denn wo immer auch sonst reine Erdwälle aufzutreten scheinen, sind sie immer sehr niedrig und somit wohl nur durch den Abbruch des eigentlichen Steinwalles entstanden. Dieser bestand aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich aus sogenanntem gallischen Mauerwerk, das ist Steinmauern in Verbindung mit Holzeinlagen, deren Verwesung oder Verbrennung den Einsturz der Wälle zweifellos schon früh herbeigeführt hat. Paul Reinecke hat solche Mauertechnik am Kobaltbühel in Völlan und am Sinickkopf bei Untermais festgestellt. Es soll hier betont werden, daß der Fachausdruck „gallisches Mauerwerk" keineswegs in einem Sinne zu fassen ist, als kämen lediglich Gallier (Kelten) als Erbauer solcher Wälle in Betracht. Dieser Name ist aufgekommen, weil Cäsar diese Technik bei den Galliern beobachtet hat und beschreibt. Sie war sicherlich auch anderen Völkern bekannt. Wir wissen auch nicht, wie alt sie ist und ob sie nicht schon vor der La Tène-Zeit Verwendung fand.[2])

[1]) Zusammenfassend handeln darüber Keller, Über den ältesten Gebrauch des Lavetzsteines. Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde, 1871; Deuring, Steingeräte in Brigantium. Veröff. d. Ver. f. chr. Kunst u. Wissensch. in Vorarlberg, VII, 1914, S. 13; vgl. dazu Dopsch, Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, II, 1913, S. 151; die dort angeführte frühkarolingische Briefformel aus Reichenau bezieht sich ohne Zweifel auf die Lavetzsteinindustrie.

[2]) Schumacher, Materialien zur Besiedlungsgeschichte Deutschlands. 1913, S. 151. Vgl. daneben Déchelette, Manuel d'archéologie, II, 3, 1914, S. 985.

Durch die Entdeckung A. Wallnöfers und meines Vaters ist die Zahl der prähistorischen Ansiedlungen im Glurnser Becken um eine dritte höchst interessante vermehrt worden. Sie liegt auf dem bedeutendsten der zahlreichen Moränenhügel am rechten Ausgange des Matscher Tales, gerade ober dem Dorfe Schluderns. Die Leute nennen den Hügel Schloßgangleck oder Schloßganglbühel, meist nur Ganglеck, haben also noch die Tradition von dem einstmaligen Zwecke der hier ersichtlichen Mauerzüge. „Gangl" bedeutet in der dortigen Mundart soviel als Viehhürde, Umfriedung fürs Vieh. Tatsächlich haben die terrassenförmig ansteigenden Mauervierecke am Grate des Hügels eine gewisse Ähnlichkeit mit den Hürden aus roh zusammengeworfenen Steinen, wie man sie im Hochgebirge allenthalben sieht.

Der Hügel liegt ungefähr 1100 *m* über dem Meere und ist, wenn auch felsfrei, so doch im großen und ganzen ziemlich wehrhaft. Gegen Osten stürzt er steil ins Matscher Tal ab und ist von dieser Seite fast unzugänglich. Gegen Norden läuft er beinahe in eine Spitze aus, so daß der Grundriß des Hügels, der in Abb. 2 nach einer Skizze meines Vaters gegeben ist, einem Dreieck ähnelt. Auf der Westseite fällt er wiederum sehr steil ab, kann aber, da der Boden berastes Erdreich ist, nicht allzu schwer erstiegen werden. Am Südende des Hügels trennt ein kleiner, scharf eingeschnittener Graben einen zweiten Bühel ab, der in seinem nördlichen Teil auch noch Spuren prähistorischer Besiedlung aufweist. Vielleicht hat der heute vorhandene Erdriß in vorgeschichtlicher Zeit noch nicht bestanden. Die Länge der Oberfläche des Haupthügels, wie er sich heute darstellt, beträgt 216 Schritte (*a*—*b* in Abb. 2). Von seinem südlichen Teile sieht man den Tartscher Bühel. Aber auch sonst hat man vom Gangleck eine gute Aussicht. Der Blick reicht von hier über das ganze Glurnser Becken und gegen Norden tief ins Matscher Tal. Die Oberfläche des Hügels ist ziemlich unregelmäßig. Der höchste Punkt liegt an der spitz zulaufenden Nordecke (Punkt *a* in Abb. 2); von hier ab senkt sich der Grat des Hügels, indem er sich ständig verbreitert. Das Plateau im Süden liegt etwa 30 *m* tiefer als die Spitze und neigt sich gegen den Matscher Bach zu, wie überhaupt der ganze Grat nach dieser Seite zu sanfter abdacht, wogegen er zum Westabfall hin eine scharfe Kante bildet.

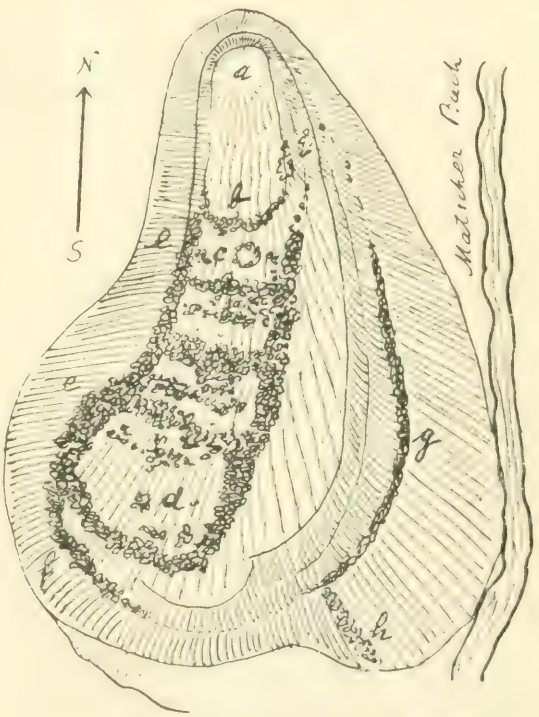



Abb. 2. Planskizze des Ganglecks bei Schludenrs.

Auch die Mauerreste, mit denen der Hügel übersät ist, begegnen ausschließlich auf dieser gegen Osten langsam absteigenden Fläche. Die Westkante bildet nach dieser Seite hin zugleich den Abschluß der vorgeschichtlichen Burg und ist demgemäß mit einer starken Mauer von mehr als Meterdicke bewehrt gewesen (*e* in Abb. 2). Diese biegt im Süden ostwärts um (*f*) und stand jedenfalls mit dem langen Wallstücke (*g*), das den Anstieg im Osten der Burg hinderte, in Verbindung. An der

Südostecke scheint ein radialer Vorwall (*h*) noch ein Stück gegen den Bach hinab verlaufen zu sein. An den Flanken der sehr steil abfallenden höchsten Erhebung (*a*) des Hügels im Norden streichen die Wälle aus und es finden sich keine sicheren Spuren mehr von ihnen. Es hat hier aber gewiß nicht ganz an natürlichem Schutz gefehlt. Entweder sind die Steine hier zum größten Teil abgekollert oder es handelte sich lediglich um Palisaden und Verhaue.

Im Innern dieses Wallbezirkes finden sich nun, an den Westgrat gelehnt, die oben erwähnten annähernd rechteckigen Mauergrundrisse (von *b* *d* im Plane reichend), der eine immer an den anderen stoßend. Die Planskizze meines Vaters läßt etwa vier solcher Rechtecke erkennen, mir schienen es mehr zu sein. Sicherheit ist hier ohne Grabung nicht zu gewinnen, da die Versturzmassen zu stark ineinander übergreifen. Im großen und ganzen bietet sich dem Beschauer ein ähnlich unübersichtliches Bild dar, wie auf der höchsten Fläche der Wallburg am Kobaltbühel zu Völlan (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XL, 1910, S. 171). Im obersten dieser Rechtecke (bei *c*) glaubte mein Vater die Reste einer Zisterne zu erkennen; solche Wassergruben waren auf diesen Höhensiedlungen notwendig und finden sich allenthalben (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XL, 1910, S. 164, 169, 172; XLI, 1911, S. 299). Die Westmauer der Rechtecke ist mit der Westmauer der Umwallung identisch. An der Südseite sind die Verhältnisse unklar. Die nähere Umgebung des höchsten Punktes (*a*) zeigt gegen Osten dürftige Wallspuren; es gilt hier das gleiche, was oben für die Verhältnisse der äußeren Umwallung an diesem Punkte gesagt wurde.

Besondere Erwähnung verdient auch der Umstand, daß die Mauern dieser Wallburg mehrfach Mörtelspuren zeigen. Solche kommen auch auf anderen Tiroler Wallburgen vor (vgl. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XL, 1910, S. 164; XLIII, 1913, S. 90, Anm. 3); unten werden wir einen neuen Platz dieser Art kennen lernen (Völs am Schlern). Ich war bisher geneigt, diese Mörtelungen als mittelalterliche Nachmauerung anzusehen. An einem Platze, wie es das Gangleck ist, fällt eine solche Annahme aber schwer, denn wer hätte hier nach dem Untergange der Wallburg noch ein Interesse gehabt, an den Ruinen herumzumauern? Auch wurde hier der Mörtel besonders tiefer in der Erde gefunden. Die Kenntnis des Mörtels fehlt zwar, so weit wir sehen, der La Tène-Zeit des Alpengebietes und des nördlichen Europa. In Südtirol kann sie aber leicht durch die Etrusker auch anderen Stämmen – wir haben hier die wahrscheinlich venetischen Venostes anzusetzen (vgl. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLI, 1911, S. 313) vermittelt worden sein. Ich möchte demgemäß jetzt eher die Ansicht aussprechen, daß die hin und wieder vorfindlichen Mörtelspuren an den prähistorischen Wallmauern Südtirols zum mindesten vorrömisch sein können, wenn sie es auch auf Hügeln, wo später Kirchen, Mesnerhäuser usw. errichtet wurden, nicht sein müssen. Genauere Beobachtung kann hier unschwer Klarheit bringen.

Mein Vater und A. Wallnöfer haben auf dieser Wallburg auch kleine Schürfungen nach Artefakten unternommen, um Anhaltspunkte für die Datierung des Platzes zu gewinnen. Von Bronzen sind zutage getreten: der Kugelkopf einer Nadel (Abb. 3, Fig. 3), einer Fibelnadel (Abb. 3, Fig. 4), das Fragment eines runden, starken, gebogenen Bronzestabes, der von einer Spirale umwunden wird (Abb. 3, Fig. 5), eine Bronzespirale (Abb. 3, Fig. 6), ferner ein kleines Bronzeringlein von 1 *cm* Durchmesser, ein Ringbruchstück von dreikantigem Querschnitt, ein keilförmiges Bronzestücklein, ein Blechstück, Gußtropfen und Schlacken. Von Eisensachen wurden ein merkwürdiges, vermutlich spitzhakenförmig zu ergänzendes Gerät und ein großer

Nagel gefunden. Besonders wichtig für die Datierung sind die beiden Fragmente von breiten, violetten Glasarmbändern (Abb. 3, Fig. 1 und 2), deren eines auch eine gelbliche Einlage zeigt. Außerdem wurden drei kobaltblaue Glassplitter gefunden. Von Topfscherben trat allerlei an den Tag, was durchaus an die auf anderen Wallburgen Südtirols gefundenen Typen erinnert (Abb. 4). Das eingepreßte Schrägmuster, das dem Abdruck eines gedrehten Seiles gleicht und stets auf dünnwandigen Scherben kleiner Gefäße vorkommt (Abb. 4, Fig. 3), kenne ich z. B. auch von St. Hippolyt bei Tisens; ich halte es für etwas besonders Spätes (Stufe *B* *D* der La Tène-Zeit, vielleicht innerhalb dieses Zeitraumes noch beschränkt). Es fehlt in der Station von Stufels zu Brixen, die in Stufe *A* der La Tène-Zeit noch bestand.[1]) Es fehlt allerdings auch in der Wallburg zu Klobenstein, die der Zeit um 100 v. Chr. und später angehört. Die Topfware dieses Platzes bietet aber ein so gänzlich von allem bisher bekannten abweichendes Bild, daß wir wohl mit ethnischen Unterschieden als Ursache rechnen müssen. Wir befinden uns ja an der Grenze zwischen veneto-illyrischen und etruskischen Stämmen. Ein geringer Bruchteil der Keramik ist auf der Drehscheibe hergestellt, der Hauptteil ist roh. Im großen und ganzen stimmt sie mit der vom benachbarten Tartscher Bühel überein. Außer diesen Gegenständen wurden Hüttenlehm, ein Wetzsteinfragment aus Glimmerschiefer, angebrannte Knochen, viel Asche, zwei Silexstücke und das Fragment einer Holzpalisade gefunden. Unter einem großen Stein fand Wallnöfer am Ostabhang der höchsten Erhebung des Hügels in einer

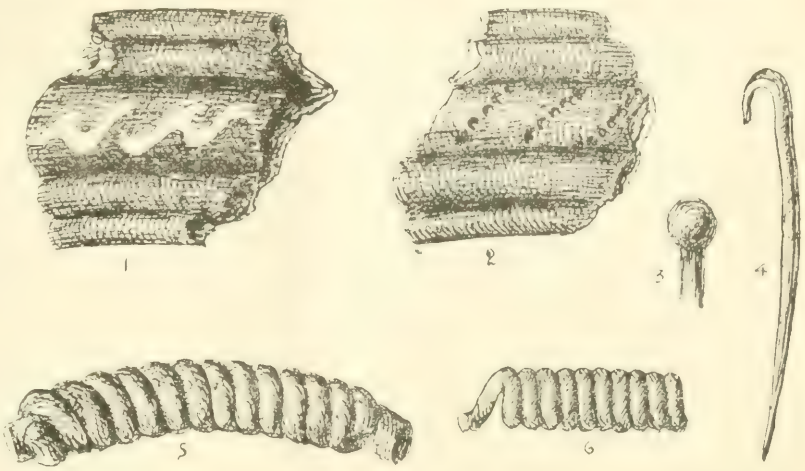



Abb. 3. Funde vom Gangleck bei Schluderns. 1, 2 Glas, 3–6 Bronze. (4/5 nat. Gr.)

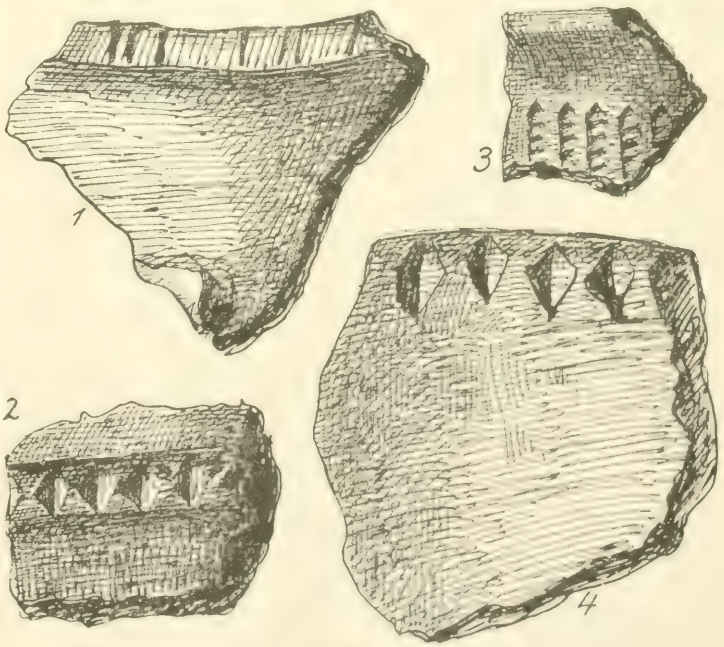



Abb. 4. Funde vom Gangleck bei Schluderns. (3/4 nat. Gr.)

[1]) Wiener Präh. Zeitschr., I, 1914, S. 179 ff.

Tiefe von einem halben Meter eine große Menge verkohlten Getreides, das mit Kohle gemischt und von einer Brandschicht umgeben war. Es ist nicht näher bestimmt, doch handelt es sich wahrscheinlich um Roggen.[1])

Von diesen Artefakten klären vor allem die Glasgegenstände die zeitliche Stellung der Wallburg. Sie gehören aller Wahrscheinlichkeit nach der Stufe *C* der La Tène-Zeit an und wären nur noch in Stufe *D* möglich. Ungefähr dem gleichen Zeitraume gehört auch die Keramik an. Zur Datierung der Wallburg dürfen wir schließlich ohne weiteres den bekannten „etruskischen" Bronzehelm von Churburg heranziehen. Die Churburg liegt der Wallburg auf der anderen Seite des Matscherbaches gegenüber, der Helm soll unten im Tale gefunden worden sein. Dieser Helmtypus ist unlängst von Paul Reinecke ausführlich besprochen und mit Sicherheit dem Ausgange der La Tène-Zeit zugewiesen worden.[2]) Weniger in diesen Rahmen scheint ein anderer Fund zu passen, der vom Meraner Altertumshändler Schenk an das Ferdinandeum in Innsbruck verkauft wurde. Er besteht aus einem großen Bronzedolch und zwei Ringlein und soll beim Bahnbau zutage getreten sein.[3]) Meinem Vater wurde aber in Schluderns gesagt, ein Hirte hätte diese Gegenstände am Gangleck gefunden. Wenn dies richtig ist, so müßte die Besiedlung des Platzes wohl schon in eine frühere Zeit hinaufgerückt werden; denn wenn ich den Bronzedolch auch nicht gesehen habe, so steht doch so viel ziemlich fest, daß er nicht latènezeitlich ist. Immerhin scheint es mir vorderhand geraten, von diesem durch Händlerhände gegangenen Fund abzusehen. Schalten wir ihn aus, so paßt alles übrige zur Annahme, daß diese Wallburg etwa im 4. oder 3. Jahrhundert v. Chr. erbaut worden ist. Auch sie hat offenbar ein gewaltsames Ende gefunden und wir dürften nicht fehl gehen, wenn wir es mit dem Eindringen der Römer in Verbindung bringen. Irgendeine Spur römischer oder späterer Besiedlung findet sich hier nicht und ist auch nicht zu erwarten.

### 3. Becken von Meran.

Meran ist von einem ganzen Kranz vorgeschichtlicher Wallburgen umgeben, zu denen durch die Entdeckung P. Rupert Eberharts nun eine neue tritt, die allerdings manches Rätsel bietet. Sie liegt beim Hofe Sillhacker auf dem steil ansteigenden Wege zwischen Niederlana und der bereits neolithisch besiedelten Wallburg St. Hippolyt bei Tisens in etwa 600 *m* Seehöhe, noch im Gemeindegebiete von Lana. Sie thront also nicht auf einem der stolzen Hügelköpfe, die das Mittelgebirge von Tisens krönen, sondern nimmt eine ganz geringe Bodenerhebung auf einer der vielen Stufen am Abhange dieses Berglandes ein. Nur dadurch gewinnt die Stelle einige orographische Bedeutung, daß sie hart an der fast senkrecht abstürzenden Brandiser Schlucht liegt. So hebt sich denn der Punkt, von der anderen Talseite gesehen, ziemlich deutlich ab; auch gegen das Etschtal zu besitzt er ein scharfes Gefälle. Wenn man aber von der Südseite, vom Sillhacker Hofe aus, oder vom Westen her auf ihn zugeht, dann bemerkt man nur eine leichte felsige Bodenwelle. Bei keiner Wallburg fand ich noch eine geringere relative Bodenerhebung. Zeigt also schon die Lage dieser Wallburg Besonderheiten, so weist auch ihr Grundriß ganz ungewöhnliche Züge auf. Ich gebe in Abb. 5 eine Planskizze nach einer ganz flüchtigen Aufnahme, die auf Genauigkeit keinen Anspruch erheben kann. Die Verwallungen erstrecken sich auf zwei kleine Kuppen; die nördliche besitzt nur eine

[2]) Die Funde erliegen, wie alle übrigen, die mein Vater gemacht, im Museum zu Meran.

[3]) Der Bronzehelm von Saulgrub. Wiener Präh. Zeitschr., VII, 1915, S. 179, bes. S. 184.

[4]) Vgl. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLI, 1911, S. 312.

einfache, unvollständige Umwallung. Das Hauptwerk stand auf der südlichen Kuppe, die von einem Gewirre von Trockenmauern überzogen ist. Dieses bedeckt ein Areal von etwa 30 $m^2$, wenn man von dem Wallstücke, das sich um die Nordwestseite biegt, absieht. In seiner Geschlossenheit gleicht der Plan des Kernwerkes eher dem einer mittelalterlichen Festung, als dem einer vorgeschichtlichen Wallburg. Dieser Eindruck mag aber vielleicht seinen Grund darin finden, weil wir es hier mit einem besonders gut erhaltenen Denkmale zu tun haben, während sonst die Mauern immer fast gänzlich zerworfen sind. Hier stehen an der Südseite noch Mauern in 2 3 *m* Höhe aufrecht. Leider ist mir bei dem kurzen Besuche, den ich dieser Stelle widmen konnte, nicht gelungen, auch nur die Spur eines Artefaktes zu finden, obwohl sich aufgebrochene Äcker an die Südmauer der Wallburg unmittelbar anschließen. So muß denn dieses Bauwerk in chronologischer und typologischer Hinsicht eine offene Frage bleiben, die nur durch genauere Untersuchungen gelöst werden kann.

### 4. Tschegglberg und Becken von Bozen.

Der südliche Teil des zwischen Etsch- und Sarntal von Meran nach Bozen streichenden Höhenzuges heißt Tschegglberg. Ich habe in meiner letzten Ringwallarbeit (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLIII, 1913, S. 80 f.) zusammengestellt, was bis dahin an vorgeschichtlichen Funden aus diesem Gebiete bekannt war. Leider bin ich nicht mehr dazu gekommen, das Gebiet neuerlich abzugehen, nachdem ich im Jahre 1911 eine ungünstige Route eingeschlagen hatte; doch teilte mir akad. Maler Hugo Atzwanger mit, daß ihm bei einem Aufenthalte in Rumsein, etwa 900 *m*, Gemeinde Jenesien, ein Hügel aufgefallen sei, der von einer Trockenmauer festungsartig umgeben war. Man wird hier um so eher eine Wallburg vermuten, als offenbar der gleiche Platz auch ein latènezeitliches Gräberfeld geliefert hat.[1])

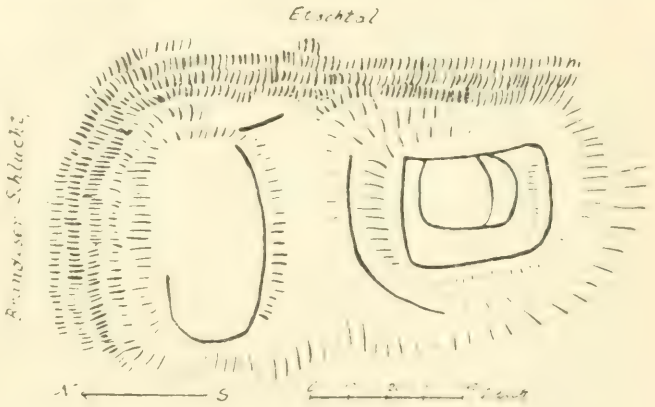



Abb. 5. Planskizze des Sillhackerbühels in Lana

Fast sicher ist eine Wallburg auf dem Hügel des St. Ulrichkirchleins (1383 *m*) in Mölten anzusetzen, in dessen Nähe ein Ried den bezeichnenden Namen Gschleier führt.[2]) Eine dritte darf zu St. Georg auf dem Schrofen (1035 *m*) in Versein, Gemeinde Mölten, vermutet werden, wo Bronzesachen gefunden worden sein sollen.[3]) Der Untersuchung würdig wäre auch St. Jakob auf der Lafum, wo nach der Volkssage ein heidnischer Tempel stand[4]), der Punkt liegt in einer Seehöhe von 1526 *m*, die von einzelnen Wallburgen Südtirols aber noch übertroffen wird.

[1]) Literatur a. a. O., dazu Tarneller, Archiv f. österr. Gesch., CI[2], 1911, S. 243: „Mair in Rumsein... Auf einem nahen Hügel wurden ... keltische Gräber mit Urnen u. dgl. gefunden."

[2]) Literatur a. a. O.

[3]) Atz und Schatz, Der deutsche Anteil des Bistums Trient. I, 1903, S. 323. An der obenzitierten Stelle in Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLIII, habe ich diese Angabe der Diözesanbeschreibung irrtümlich auf St. Ulrich bezogen.

[4]) Atz und Schatz, a. a. O. S. 325; Riesensage bei Zingerle, Sagen aus Tirol, 1891, S. 126, Sage von einer untergegangenen Stadt, ebenda, S. 355, und Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen aus Tirol, 1897, S. 200.

Der Südabfall des Tschegglberges gehört zur Gemeinde Gries bei Bozen. Hier liegt, gegen die Sarntaler Seite schauend, das Kirchlein St. Georgen auf dem Kofel (595 *m*), vom Markte Gries in einer Stunde ersteigbar. Das Kirchlein steht auf einer Felskuppe, die aus dem Berghange aufragt und eine ausgezeichnete Fernsicht bietet. Vom Tal aus merkt man gar nicht, daß die Felskuppe auch nach hinten einen steilen Abfall hat. Die Bodenkonfiguration ist ganz ähnlich wie beim Grumsterbühel in Obermais (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLI, 1911, S. 300). Ich fand auf diesem Punkte keine Spur von Umwallungen mehr. Es sind früher solche vorhanden gewesen, doch wurden die Steine offenbar restlos beim Bau der Kirche und des Bauernhauses, das hier steht, aufgebraucht. Daß es sich hier um eine Wallburg handelt, beweisen die prähistorischen Scherben, die ich in den Äckern der Hügeloberfläche auflesen konnte; auch ein Bronzestückchen fand ich.

Abb. 6. Certosafibel und Eisenaxt von St. Verena am Ritten. (1/2 nat. Gr.)

### 5. Ritten.

Der Höhenzug, der zwischen dem Eisack- und dem Sarntale von Bozen gegen Nordosten streicht, heißt bis Kollmann der Ritten und wird zum größten Teile von der Gemeinde gleichen Namens eingenommen. Niemand, der auf dem Gebiete der Wallburgenforschung auch nur einige Erfahrung hat, wird daran zweifeln, daß dieses reizvolle Mittelgebirge in vorgeschichtlicher Zeit sicherlich ein Zentrum der Besiedlung war. In meiner letzten Ringwallarbeit (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLIII, 1913, S. 83) konnte ich von dieser Gegend nur wenig berichten, weil neuere Forschungen fast gänzlich fehlten. Lediglich Adrian Egger hatte zu St. Verena (896 *m*), einem einsam gelegenen Hügelkirchlein im Riede Rotwand, vorgeschichtliche Scherben ergraben, die ich in seiner Sammlung sah. Egger hat dann die Wallburg selber kurz besprochen[1]); über meinen Besuch an dieser Stelle habe ich ebenfalls schon einmal berichtet.[2]) Es handelt sich hier um einen von Natur aus sehr wehrhaften Porphyrhügel, der auch einmal ein mittelalterliches Schlößchen getragen haben soll.[3]) An seiner Nordseite sind stark verstürzte Wallreste sichtbar. Auf der Südseite, gegen das Meßmerhaus zu, traten inmitten von dicker Schwarzerde reichlich Scherben zutage; auch ein Silexstück fand ich. Vom Meßmer erwarb ich für das Bozner Museum eine schöne Certosafibel aus Bronze (Länge 10·8 *cm*) und eine Eisenaxt frühmittelalterlichen Typs (Höhe 12·5 *cm*, Schneidenbreite 11·2 *cm*), die ich hier (Abb. 6) nach Skizzen Hugo Atzwangers wiedergebe. Die Fibel sichert die latènezeitliche Besiedlung, doch darf man den Certosatypus hier nicht ohne weiteres der Stufe *A* zurechnen, er kann auch jünger sein. Die Eisenaxt an dieser Stelle ist auffällig und dürfte als Hinweis dafür zu nehmen sein, daß der übliche Verkehrsweg, der alten Römerstraße folgend, hier ging.[4])

[1]) Die Heimat (Meran), II, 1913/14, S. 134.

[2]) Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols und Vorarlbergs, XII, 1915, S. 228.

[3]) Heyl, l. c. S. 207, Atz und Schatz, l. c. S. 182.

[4]) Vgl. Scheffel, Die Brennerstraße zur Römerzeit. 1912, S. 39. Die Patronin St. Verena spricht für sehr hohes Alter dieser Kirche.

Eine genauere Untersuchung dieses Platzes, der fundreich zu sein scheint, wäre sehr erwünscht.

Betreffs des Piperbühels in Klobenstein, der Reste von ganz ungewöhnlicher Bedeutung, insbesondere aber eine Steininschrift etruskischer Sprache barg, muß ich auf meine einleitungsweise zitierte Abhandlung hinweisen. Ich fand aber nur eine gute halbe Stunde von diesem Punkt entfernt noch eine dritte Wallburg bei St. Sebastian auf der Weit im Viertel Eschenbach zu Unterinn. Der schroffe Felshügel, der sie trägt, ist von der mittelalterlichen Burgruine Zwingenstein, dem „Weitner Schlosse" des Volkes (zirka 930 *m*), gekrönt und gehört heute dem Krobbalderbauern. Hier hat die mittelalterliche Bautätigkeit ausnahmsweise die Spuren der vorgeschichtlichen Besiedlung nicht verwischt, wohl weil das Schloß verhältnismäßig klein war. Der Hügel hat eine oberste Spitze, auf der die mittelalterlichen Mauern stehen; ringsherum läuft der innere prähistorische Wall. Tiefer unten zeigt sich noch ein zweiter, in seinem ganzen ovalen Umriß deutlich verfolgbarer äußerer Wall als Befestigung des eigentlichen Hügelplateaus. Gegen das Eisacktal hin erscheinen am äußersten Vorsprung noch zwei Rechtecke aus Trockenmauerwerk, die offenbar auch zur prähistorischen Anlage gehören. Scherben oder derlei fand ich bei meiner flüchtigen Begehung nicht. Allein 1847 sollen hier Funde gemacht worden sein[1]) und auch beim St. Sebastianskirchlein sind angeblich römische Gräber und Münzen zutage getreten.[2])

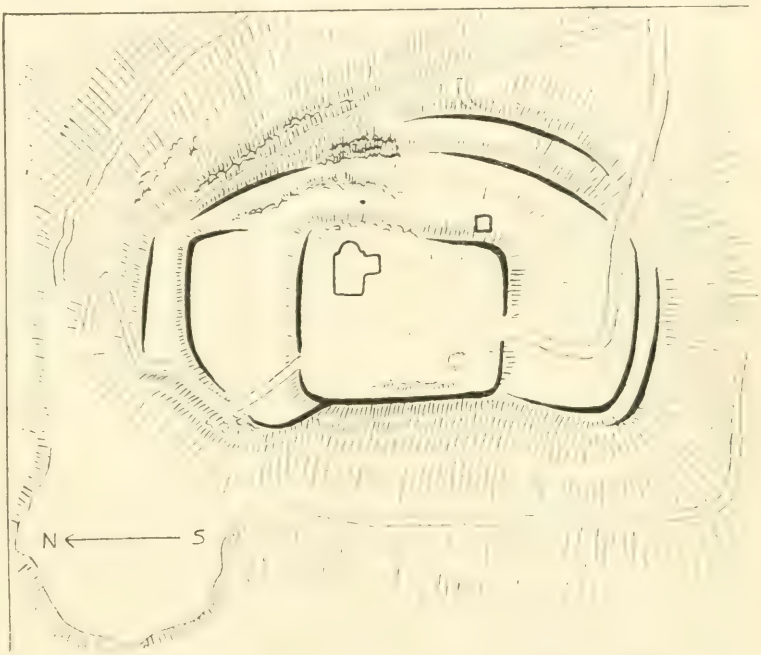



Abb. 7. Planskizze des Peterbühels zu Völs am Schlern (1 : 2000).

Es kann gar kein Zweifel darüber obwalten, daß mit diesen drei Entdeckungen die Zahl der Wallburgen aus Ritten noch keineswegs erschöpft ist, ich erwarte von hier im Gegenteil noch eine ganze Reihe neuer Feststellungen.

## 6. Mittelgebirge von Kastelrut.

Auf dem linken Ufer des Eisack entspricht dem Ritten fast in gleicher nordsüdlicher Ausdehnung — von Bozen bis zur Mündung des Grödner Tales — das Mittelgebirge von Kastelrut. Es ist an vorgeschichtlichen Wallburgen und Funden nicht weniger reich als die übrigen Mittelgebirge Südtirols und hat auch am meisten

[1]) Schatzsagen von Zwingenstein vgl. bei Zingerle, l. c. S. 301, 311. Gespenstersagen Heyl, l. c. S. 207, 210.

[2]) Atz und Schatz, l. c. S. 154. Der Weitner Bühel, auf dem das St. Sebastianskirchlein steht, wird als Heidenfreithof bezeichnet, vgl. Heyl, l. c. S. 197.

Beachtung durch einheimische Forscher gefunden. Auch für dieses Gebiet habe ich alles Bekannte (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, XLIII, 1913, S. 82) schon zusammengestellt. Seitdem ist eine neue Wallburg dazugetreten, der Peterbühel (908 *m*) zu Völs am Schlern. Auch diesen Platz haben Andrian Egger[1]) und ich schon kurz gewürdigt[2]); hier etwas mehr darüber: Der Hügel, den eine Kirche zum heil. Petrus krönt, ist keineswegs durch besondere Wehrhaftigkeit ausgezeichnet, besitzt aber eine herrliche Fernsicht. Die alten Wälle sind ziemlich deutlich zu sehen. Die Höhe des Plateaus war, wie aus der von Oberpostverwalter J. Psenner hergestellten Planskizze hervorgeht (Abb. 7), von einer viereckigen Vorwallung, die auch eine Felspartie benützt, geschützt. Daran schloß sich auf der Nordseite ein zweiter, etwas kleinerer Wallbezirk von mehr polygonaler Form. Darüber hinaus liegt gegen Norden noch ein Wallstück, an das sich im Osten ein langer, südwärts streichender bogenförmiger Wall anschließt, der, in der Ecke von einem neuen Wege unterbrochen, nach Westen und schließlich noch einmal nach Norden umbiegt, um das Wallviereck des obersten Plateaus an seiner Südwestecke zu treffen. Der äußere Wallbogen ist auf der Süd- und Ostseite durch Verdopplung verstärkt; hier bot die natürliche Bodengestaltung am wenigsten Schutz. Das Dorf Völs liegt im Osten des Hügels, dessen relative Höhe nur zirka 50 *m* beträgt. Die Längenausdehnung der Wallburg beträgt ungefähr 140 *m*. Die Wälle sind sehr schlecht erhalten und durchweg von Rasen überzogen. Die erkennbare Wulst ist etwa 50 *cm* hoch, 1—1·50 *m* breit. Im Innern finden sich durchaus kleine Porphyrbruchsteine, auch begegnen überall Mörtelspuren. Die Wälle sind hie und da durch neuere Weganlagen beschädigt, doch haben sie zweifellos schon beim Kirchenbau den Hauptteil ihres Materials eingebüßt. Auch in neuerer Zeit wurden ihnen noch Steine entnommen, so beim Bau der Schießhütte.

Abb. 8. Topfscherben vom Peterbühel zu Völs am Schlern. (Nat. Gr.)

Durch eifriges Suchen hat J. Psenner auf diesem Platz auch allerhand Kleinfunde an den Tag gefördert. Hieher gehören einzelne Feuersteine, ein Bleigußtropfen, viele Bronzegußtropfen, Schlacken; von erkennbaren Bronzedingen: der Bügel einer Fibel der La Tène-Stufe *B*, durch Brand beschädigt, der Spiralteil einer Armbrustfibel, zahlreiche Fragmente von Ringlein, Kettchen, Draht, ein Bronzeblechstück. Das Scherbenmaterial gleicht durchweg dem, was wir von spätzeitlichen Wallburgen Südtirols kennen; insbesondere ist auch das eingepreßte Schrägmuster vorhanden (Abb. 8), über dessen zeitliche Stellung ich oben sprach. Nach all diesen Funden müssen wir die Hügelstation von Völs, ähnlich wie jene am Tartscher Bühel, in die letzten vier Jahrhunderte v. Chr. verweisen. Auch sie ist wahrscheinlich durch feindliche Eroberung in verheerendem Brande zugrunde gegangen, das beweisen die vielen Bronzeschmelztropfen. Ein Stückchen Glas mit Musterung kann römischer Zeit angehören aber auch älter sein. Sicher ist es Import.

[1]) Die Heimat (Meran), III, 1914/15, S. 186.

[2]) Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols und Vorarlbergs, XII, 1915, S. 228.

# LITERATURBERICHTE.

1.

**Keller, C.:** *Die Stammesgeschichte unserer Haustiere.* (252. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", Teubners Verlag.) Leipzig und Berlin, 2. Aufl., 1919.

Es war eine dankenswerte Aufgabe, eine gedrängte Übersicht der Ergebnisse der stammesgeschichtlichen Forschungen auf dem Gebiete der Haustiere einem größeren Kreise zu erschließen; daß das Interesse dafür ein lebhaftes ist, beweist der Umstand, daß schon kurze Zeit nach Ausgabe der ersten Auflage eine zweite notwendig wurde

Daß bei einer so großen Zahl von Problemen, wie sie die Geschichte der Haustiere umfaßt, noch sehr viele ungelöst sind, braucht nicht besonders betont zu werden. Immerhin sind wir in einigen Punkten anderer Ansicht als der Verfasser. So z. B. ist die hier angenommene Abstammung des Windhundes von dem windhundähnlichen abessinischen „Wolf", den Rueppell als Canis simensis beschrieb, nach den Forschungen von Nehring, Studer und Hilzheimer unbedingt abzulehnen, die Annahme einer innerasiatischen Herkunft der Doggen ist ganz unbegründet. Auch die Abstammung des Torfhundes (Canis palustris) von Canis aureus, dem gemeinen Schakal, ist keineswegs in dem Grade wahrscheinlich, in dem sie vom Verfasser dargestellt wird. Studer hat gezeigt, daß sie im Gegenteil sehr unwahrscheinlich ist.

Auch in dem die Geschichte der Pferde und Esel betreffenden Abschnitte sind mancherlei Irrtümer zu beanstanden. Seitdem O. Antonius die Bedeutung des Tarpans (Equus Gmelini, Antonius) als des letzten im Jahre 1876 ausgerotteten europäischen Urwildpferdes klargelegt hat, geht es nicht mehr an, ihn als ein „herrenloses verwildertes Pferd" zu bezeichnen. Der Verfasser tritt der Ansicht der Kunsthistoriker entgegen, die in den Wildpferddarstellungen auf assyrischen Reliefs den Onager erblicken und hält dieses Tier für eine „feinköpfige, zartgebaute Abart" des Przewalskischen Wildpferdes (Equus ferus Pall.), indessen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß es sich in der Tat um Darstellungen des Equus onager, des Halbesels, handelt. Hingegen ist wieder die Ansicht von einer „Onagerrasse" des Hausesels abzulehnen.

Der Verfasser hält noch an seiner früheren Auffassung bezüglich der Abstammung des Hausrindes vom Sundaochsen oder Banteng (Bos sondaicus) fest; es ist jedoch diese Annahme, wie von verschiedenen Forschern überzeugend dargelegt worden ist (Nehring, Adametz, Hilzheimer, Gans), durchaus unhaltbar. Wenn der Verfasser das Vorhandensein von Mähnenschafblut in den Hausschafen annimmt, so ist dem entgegenzuhalten, daß Ovis tragelaphus trotz vieler Versuche niemals Bastarde mit dem Hausschaf erzeugt hat, was unbedingt der Fall sein müßte, wenn eine enge Blutsverwandtschaft bestehen würde. Aus dem gleichen Grunde ist auch die Annahme einer Beimischung von Tharblut (Capre jemlaica) in der Hausziege unhaltbar.

Es liegt dem Referenten jedoch ganz fern, mit diesen kritischen Bemerkungen den Wert des Büchleins herabsetzen zu wollen. Für den weiten Leserkreis, für den die Schrift bestimmt ist, werden die beanstandeten Ansichten nur als ganz belanglose Einzelheiten erscheinen; dies gilt freilich nicht für den wissenschaftlichen Leser. Da erscheint es geboten, neben allem Lobe für die übersichtliche Darstellung der behandelten Fragen und der Anerkennung für das überwiegend viele Gute, das der Verfasser in dem Buche niedergelegt hat, auch auf die verhältnismäßig geringe Zahl von Irrtümern hinzuweisen, um zu verhindern, daß sich dieselben festsetzen und als sicher begründete Forschungsergebnisse betrachtet werden.

*O. Abel.*

2

**Schmidt, P. Wilhelm, S. V. D.:** *Die Gliederung der australischen Sprachen.* Geographische, bibliographische, linguistische Grundzüge der Erforschung der australischen Sprachen. Mit 1 farbigen Sprachenkarte. Wien (Mechitaristen-Buchdruckerei) 1919. XVI, 299 S., 8°.

Verfasser hat die umfassende Bearbeitung des gesamten uns über Australien zu Gebote stehenden sprachlichen Materials schon 1911 im „Anthropos" begonnen; nach einer durch den Krieg verursachten Verzögerung liegt sie nunmehr abgeschlossen vor. Bisher hat sich noch kein Forscher mit einer zusammenhängenden Behandlung aller australischen Sprachen in systematischer Weise befaßt. Wir können also die Arbeit als die erste wirkliche Grundlage zum weiteren Studium der australischen Sprachen mit um so größerer Freude begrüßen, als der Verfasser, dessen ethnologische Arbeiten über die soziologischen und religiösen Verhältnisse der Australier ja bekannt sind [1]), bemüht ist, die unabhängig voneinander auf ethnologischem und sprachlichem Wege gewonnenen Ergebnisse miteinander in Einklang zu bringen und gegenseitig zu erhärten. So ist denn die vorliegende Arbeit auch für den Ethnologen von größtem Belange. Denn, wie Verfasser mit Recht betont, sind sprachliche Beziehungen von Völkern, wenn auch Sprachverwandtschaft nicht mit Rassen- oder Völkerverwandtschaft identisch ist, doch ein Beweis dafür, daß diese Völker miteinander in einem solch engen Verkehre gestanden sind, daß dieser auch den Austausch anderer Kulturgüter mindestens wahrscheinlich macht. Dies ist ja insbesondere vom Standpunkte der kulturhistorischen Methode von größter Bedeutung.

Das erste Ergebnis der Untersuchung, das sich schon früh zeigte, ist, daß die australischen Sprachen nicht eine im wesentlichen einheitliche Sprachengruppe darstellen, sondern zwar der weitaus größere Teil von Australien Sprachen aufweist, welche trotz mancher Verschiedenheiten doch durch starke Gemeinsamkeiten zusammengehalten werden, aber der gesamte Norden Australiens in Sprachgebiete zerfällt, die weder mit jener größeren Gruppe noch unter sich Beziehungen erkennen lassen. Hierauf basiert die Grundeinteilung in *nord-* und *südaustralische Sprachen;* die Grenze beginnt im Westen etwa südlich der Roebuck-Bai, verläuft dann östlich, biegt im Zentrum des Kontinents tief nach Süden aus, die Aranda noch einbeziehend, und läuft dann in nordöstlicher Richtung bis an die Ostküste der Cap York-Halbinsel, etwa bei 15° s. Br. Ein sicheres Ergebnis der Untersuchung ist des weiteren, daß in Australien eine Reihe verschiedener Völkerstämme zeitlich nacheinander eingewandert ist und von einer Einheitlichkeit der australischen Rasse somit nicht die Rede sein kann. Die längst erkannten Unterschiede sind auf die verschiedenen Einwanderungsschichten und deren komplizierte gegenseitige Mischung und Beeinflussung zurückzuführen. Es ergibt sich, daß die ältesten Stämme nicht im Zentrum des Kontinents sitzen, sondern gerade die Mitte Australiens ist der breite Kanal, in den die jeweils neuesten Einwanderungen, auf der Cap York-Halbinsel den Kontinent betretend, sich ergießen; die ältesten Völker sind überall in die Randlage abgedrängt worden und im Herzen des Weltteiles sitzen die ganz jungen Aranda. Die linguistischen Tatsachen lassen sich ungezwungen mit der Annahme der Einwanderungen über die Torres Straits in Einklang bringen und gerade am Südostende des Carpentaria-Golfes ist auch heute noch eines der verwickeltsten Völkergemische Australiens.

Die Reihenfolge und Richtung der verschiedenen Einwanderungen in Australien lassen sich nach den sprachlichen Verhältnissen etwa folgendermaßen in großen Zügen darstellen: Die ersten Einwanderer, der altaustralischen Kulturschicht Graebners (Globus, XC, 1906) angehörend, redeten Sprachen mit Genetivnachstellung, mit Vorkommen von *r* und *l* im Anlaut; die ältere Schicht, mit rein vokalischem Auslaut ist rein nur mehr in *Tasmanien* [2]) und in Victoria in Überbleibseln nachzuweisen, die jüngere mit auch konsonantischem Auslaut ist in den *Victoriasprachen* und in Resten in den Gebieten östlich und nordöstlich von Victoria erhalten. Diese jüngere Schicht entspricht Graebners Bumerangkultur. Die *Yuin-Kuri-Gruppe* (im südlichen und mittleren Küstengebiete von Neu-Südwales) ist der einzige deutlich noch als solcher erhalten gebliebene Rest dieser Kultur. Der älteren Schicht wären die Kurnai (im Osten von Victoria) zuzuweisen. Für die ganze Urschicht setzt Verfasser als soziologisches Charakteristikum den Geschlechtstotemismus an, dessen Verbreitungsgebiet fast genau mit dem der Genetivnachstellung zusammenfällt und den er daher nicht bloß als eine Begleiterscheinung des Gruppentotemismus betrachtet wissen will. In großen Gebieten außerhalb der genannten Striche ist diese ganze Urschicht durch die folgenden Einwanderungen überlagert worden und es werden sich

[1]) Zeitschr. f. Ethn., 1908, S. 866 ff. (Aranda), 1909, S. 328 ff.; Globus, XCVII, S. 157, 173, 186; XCVIII, S. 238 (südostaustralische Stämme); ferner: Der Ursprung der Gottesidee, Münster i. W., 1912.

[2]) Durch *Kursivschrift* sind die Hauptgruppen der Schmidtschen Einteilung hervorgehoben.

wohl Spuren ihres Vorhandenseins besonders unter den nordaustralischen Sprachen noch nachweisen lassen. Dazu wird aber eine gründliche Aufnahme der australischen Sprachen erst noch notwendig sein; denn gute Wörterverzeichnisse und grammatikalische Darstellungen sind bei weitem noch nicht von allen den zahllosen Sprachen vorhanden, bei vielen sind wir auf höchst dürftige, phonetisch ungenaue und unsichere und meist ungenau lokalisierte Wörterlisten von sprachlich unvorgebildeten Beobachtern angewiesen.

Die zweite Einwanderung, Sprachen mit Genetivvoranstellung, *r* und *l* im Anlaut und neben vokalischem auch mit konsonantischem Auslaut, findet sich rein nur mehr im äußersten Nordwesten und Norden, stellenweise auch im Nordosten. Es ist die ältere Schichte der nordaustralischen Sprachen, soweit nicht noch Reste der ersten Einwanderung sich werden nachweisen lassen. Unter den südaustralischen Sprachen gehören zu dieser Schicht die *Narrinyeri-Gruppe* (im unteren Murray-Gebiet); Reste sind im Südwesten und vielleicht auch im Turrubul-Wakka-Kabi (zu den *Ostsprachen* gehörig, im südöstlichen Queensland) vorhanden. Im Wortschatz scheinen alle diese Sprachen unabhängig voneinander gewesen zu sein. Diese Sprachen decken sich mit der Totemkultur Graebners, mit fester Lokalisation der Totemgruppen und Vaterfolge.

Der dritten Einwanderung (für das Gebiet der südaustralischen Sprachen die jüngste Schicht), Sprachen mit Genetivvoranstellung, ohne *r* und *l* im Anlaut, mit rein vokalischem Auslaut, gehören die vom Verfasser als *Südzentralgruppe* zusammengefaßten Sprachen an, welche von Stämmen mit Zweiklassensystem und Mutterfolge (ohne Lokalisierung der Totems und Klassen) gesprochen werden. Diese Sprachen haben auf die sie umgebenden den größten Einfluß ausgeübt; am wenigsten beeinflußt haben sie das Narrinyeri und Kurnai (im Osten von Victoria), die nordaustralischen Sprachen haben sie mehr verdrängt als beeinflußt. Sie weisen auch einen großen gemeinsamen oder doch mehreren Untergruppen gemeinsamen Wortschatz auf (besonders Personalpronomina und Wörter für Körperteile). Die *Nordzentralgruppe*, die sich nordöstlich an die Südzentralgruppe anreiht, bildet mit ihr eine breite Zone, die sich von der Osthälfte der großen australischen Bai quer durch den Kontinent bis an die Nordostküste hindurch zieht und die südöstlichen Gruppen der südaustralischen Sprachen (mit dem Großteil der *Ostsprachen*) einerseits von der *südwestlichen Gruppe* der südaustralischen und den gesamten *nordaustralischen* Sprachen anderseits trennt. Das Bundyil (an den Quellen des Flinders- und Leichhardt-River) und die Halifax-Bai-Sprachen (an der Ostküste Queenslands) gehören zu den Ostsprachen, von denen sie erst durch das Eindringen der Zentralgruppe getrennt wurden; das Bundyil wurde überdies durch die vierte Einwanderung in zwei Teile zerrissen. Beiderseits der von der Zentralgruppe eingenommenen Zone entstanden Vier- (und im Northern Territory Acht-)Klassensysteme, deren Entwicklung aus den Zweiklassensystemen noch nicht ganz geklärt ist; heute finden sich Vierklassensysteme auch im Gebiete der Nordzentralgruppe.

Die vierte Einwanderung ist endlich die jüngere Schicht der nordaustralischen Sprachen. Sie hat, wie eben erwähnt, im Quellgebiete des Flinders- und Leichhardt-River die früheren Schichten durchbrochen und sich bis ins Zentrum des Kontinents ergossen. Ihr gehören die Aranda an und ihr Einfluß macht sich über die Südzentralgruppe und die südwestliche Gruppe der südaustralischen Sprachen (Loritja) hinaus bemerkbar. Sie ist durch einen neueren Totemismus mit Wandersagen und Befruchtungsriten und anderem gekennzeichnet.

Für die Ethnologie ergibt sich aus diesen sprachlichen Resultaten die Folgerung, daß auch hier nicht etwa eine durchgehende genetische Entwicklung der heute beobachteten Formen vorliegt, sondern daß Gruppentotemismus und Zweiklassensystem zwei verschiedenen Einwanderungsschichten angehören und erst aus der Mischung von Gruppentotemismus mit Vaterfolge und Zweiklassensystem mit Mutterfolge Verbindungen von Totemismus mit Mutterfolge, Einreihung der Totemgruppen unter die Heiratsklassen, dann die Vier- und Achtklassensysteme hervorgegangen sind.

Die Zusammenfassung der *nordaustralischen* Sprachen besitzt lediglich eine negative Bedeutung, d. h. diese Gruppe umfaßt alle Sprachen, welche nicht die gemeinsamen Merkmale der südaustralischen aufweisen. Im Wortschatz finden sich viel tiefergreifende Verschiedenheiten und wahrscheinlich auch im Sprachbau, von dem wir noch sehr wenig wissen. Der Gruppierung der nordaustralischen Sprachen ist daher auch nicht die Bedeutung beizumessen wie der der südaustralischen.

In dem Abschnitte „Zusammenfassende Vergleichung der australischen Sprachen" sucht Verfasser die Zusammenhänge zwischen den erarbeiteten Sprachgruppen untereinander darzulegen und damit auch ein Bild von der zeitlichen Aufeinanderfolge der Sprachgruppen und ihres Entwicklungsganges zu geben. Dazu werden die Untersuchungen in dreifacher Hinsicht angestellt: bezüglich des Wortschatzes, der Pronomina und der Grammatik.

Aus diesen Ergebnissen sei nur dieses hervorgehoben, daß bei den ursprünglich wohl entsprechend ihren Kulturkreisen grundverschiedenen *Ostsprachen* (im nordöstlichen Neu-Südwales und

südöstlichen Queensland) die gegenseitige Beeinflussung und Ausgleichung soweit gediehen ist, daß sie heute als eine klassifikatorische Einheit betrachtet werden müssen. Zu den *Yuin-Kuri-* und *Victoria-sprachen* und den Sprachen der *Südzentralgruppe* haben die Ostsprachen keine unmittelbaren Verbindungen. Die Beziehungen werden stets durch das *Wiradyuri-Kamilaroi* (im zentralen Neu-Südwales) vermittelt. Dieses ist eine Mischung aus Elementen der ersten Einwanderung (mit dem Yuin-Kuri verwandte Sprachen) mit solchen der zweiten (Ostsprachen) und dritten (Nordzentralsprachen). In das Tafelland am oberen Murray muß schon früh von Norden her eine Strömung rein mutterrechtlicher Zweiklassensysteme eingedrungen sein, die auch auf die Victoriastämme noch ihren Einfluß ausübte, und diese Strömung hat auch sprachlich auf dem Wege über das Yuin die Victoriasprachen beeinflußt. Die Pronominalsysteme der Ost- und Zentralsprachen lassen sich bis in die Inselsprachen der *Cap York-Gruppe* zurückverfolgen, ebenso wie die Zahlwörter und der Wortschatz der Aranda.

Auf weitere Zusammenhänge außerhalb Australiens einzugehen, erscheint beim heutigen Stande der Kenntnis gerade der Papuasprachen Neu-Guineas und Melanesiens, auf die wohl zunächst zu denken sein wird, verfrüht. Und erst, wenn in diese Verhältnisse etwas Klarheit gekommen sein wird, wird an die Vergleichung mit dravidischen und vordravidischen Sprachen Indiens mit mehr als spekulativem Erfolge herangetreten werden können [1]). *L. Bouchal.*

[1]) Zu den mit größter Gründlichkeit ausgespurten Quellen wird naturgemäß immer noch irgendwo ein kleiner Beitrag hinzugefunden werden können. Er wird aber am Bilde nicht mehr viel ändern. Wir nennen z. B. das kurze Wakka-Vokabular von 120 Worten, das R. Semon: Im australischen Busch usw. (2. Aufl., Leipzig 1903, S. 551—553) gibt; das kurze Wörterverzeichnis, das David Lindsay in den Proc. Roy. Geogr. Soc. Lond., 1889 (XI), S. 668, bringt (Plenty- und Marshall-River [Aranda]); das Wörterverzeichnis von Clement im Int. Arch. f. Ethn., XVI, S. 14, das im wesentlichen mit dem vom Verfasser auf S. 32 unter *l*) angeführten übereinstimmt; die grammatikalische Skizze des Murawarri und Wamba-Wamba [Westkulin] von Mathews in Proc. Amer. Philos. Soc., XLII, S. 179, des Anewan und Banbai von demselben, ebenda S. 249 (mit Wörterliste des Anewan) [Neu-Südwales]. Der Aufsatz von P. Mac Pherson: Ngarrabul usw. in den Proc. Linnean Soc. N. S. W., XXIX, Sydney 1904, S. 677, der eine geographische Einteilung von 23 Stämmen im Nordosten von Neu-Südwales und im Südosten von Queensland nach den Sprachen enthält, ist mir selbst nicht zur Hand, ich möchte nur auf ihn hinweisen. Auf S. 134 ist das pron. pers. des Kumbainggeri in die Kolonne für Pikumbul geraten.

# Die geologische Stellung des Paläolithikums.

Von **V. Hilber** in Graz.

Boule und Obermaier[1]) gehen von drei Fixpunkten aus: 1. Chellean ist eine Warmzeit, Acheulean eine sich anschließende Steppenzeit und, da nach dieser Kulturstufe keine Warmzeit mehr folgt, müssen sie in das letzte Interglazial gehören. 2. Das darauf folgende Mousterian ist eine Kaltzeit, entspricht also dem letzten Glazial. 3. Das Magdalenian ist sicher postglazial und, weil es im jüngeren Löß vorkommt, auch dieses. In diesem Löß liegen auch Solutrean und Aurignacian, folglich ist das ganze Oberpaläolithikum postglazial.

Diese Ableitung scheint vollkommen einwandfrei.

Penck[2]) nimmt zwei Fixpunkte an: 1. Die Niederterrasse ist letztglazial. 2. Der jüngere Löß ist letztinterglazial, da er wohl die Hoch-, nicht aber die Niederterrasse bedeckt. Das Solutrean ist, da es im Löß vorkommt, letztinterglazial, das „kalte Mousterian" kann also, da es älter ist, nicht der letzten, sondern muß der vorletzten Eiszeit angehören. Die noch älteren Warmzeiten Chellean und Acheulean müssen demnach in die vorletzte Zwischeneiszeit fallen. Die Schlüsse folgen aus den Annahmen. Sind diese aber richtig? Pencks im wesentlichen auch von Bayer[3]) vertretene Gliederung geht von der Annahme aus, daß die Terrassen Eiszeitbildungen seien. Hier handelt es sich nur um die Stellung der Niederterrasse, der jüngsten diluvialen Baustufe und im Gefolge um die des jüngeren Löß. Ist die Niederterrasse letztglazial, so könnte der jüngere Löß spätestens in einem früheren Abschnitte des Letztglazials entstanden sein; er wurde jedenfalls gebildet zwischen den Bildungszeiten der Hoch- und der Niederterrasse. Der Löß ist aber nach seiner Schneckenfauna nicht eiszeitlich[4]), der jüngste Löß müßte also, wie Penck folgerichtig annimmt, da die zwei Terrassen nach Penck den zwei letzten Eiszeiten entsprechen, in das letzte Interglazial gehören. Pencks Schlüsse auf die geologische Stellung der paläolithischen Kulturstufen folgen zwingend aus dem von ihm angenommenen Alter der Niederterrasse.

Diese Folgerungen widersprechen aber unzweifelhaften Tatsachen. Nicht nur das Solutrean, sondern auch Aurignacian und Magdalenian liegen im jüngsten Löß. Was also für das unbestrittene postglaziale Alter des Magdalenian gilt, gilt für das ganze Oberpaläolithikum. Einen Ausweg sucht Bayer, indem er das Lößmagdalenian auf der Niederterrasse ohne Beweis für Aurignacian erklärt.[5])

---

[1]) Der Mensch aller Zeiten, I, 325 f.

[2]) Archiv für Anthropologie, 29. Bd., 1904, 78. Mein unrichtiges Zitat in Mitt. d. Geolog. Ges. in Wien, 1919, nach der gleichen Angabe im Neuen Jahrb. f. Min., 1906, II.

[3]) Die Chronologie des jüngeren Quartärs. Mitt. d. Prähist. Kommission der kaiserl. Akademie d. Wissensch., II. Bd., Nr. 2, 1912. Wien 1913.

[4]) Hilber, Mitt. der Geolog. Ges. in Wien, 1919, und Schluß dieser Abhandlung.

[5]) Hier sind auch Obermaiers Ausführungen (Archiv f. Anthrop., 1906) zu beobachten, welcher aus den Terrassen der Pyrenäen nachweist, daß die Acheuleanmenschen erst nach der dritten (vorletzten) Eiszeit, und zwar in der Lößphase des letzten Interglazials, lebten, und aus den dortigen Höhlen, daß schon das Solutrean postglazial ist.

Die zweite Klippe der Penckschen Anschauung, das Fehlen einer weiteren Warmzeit in den Kulturstufen nach dem Acheulean, sucht Bayer dadurch zu umschiffen, daß er das letzte Interglazial eine Kaltzeit sein läßt, deren Schneegrenze unter der heutigen gelegen habe.

Menzel[1]) gelangt im Gefolge der Bayerschen Darlegungen zu der absurden Konsequenz, das Aurignacian auf zwei Eiszeiten zu verteilen.

Ich bemühe mich seit 1908, zu zeigen, daß die Schotterterrassen oder, wie ich sie nenne, Baustufen, nicht in Eiszeiten entstanden sind. Da das Oberpaläolithikum nacheiszeitlich ist, muß es auch der Junglöß, welcher es enthält, sein. Für die vielfach erwähnte Nichtbedeckung der Niederterrasse durch Löß gibt es für den Geologen nur die Erklärung, daß dieser Löß älter ist als diese Terrasse. Da er aber wegen seines Magdaleniangehaltes nacheiszeitlich ist, muß es auch die (jüngere) Niederterrasse sein. In der Nacheiszeit haben sich also zuerst Löß und darauf die Niederterrasse gebildet.

Diese Erkenntnis stimmt mit allen Tatsachen und löst alle Schwierigkeiten. Sie ist ferner eine weitere Stütze meiner Annahme der nichteiszeitlichen Bildung der Baustufen, da hiemit an einer derselben trotz ihrer „Verzahnung mit Moränen“[2]) (aus welcher das eiszeitliche Alter der Baustufen gebildet wird) das nichteiszeitliche Alter nachgewiesen ist.

Für das aus den Kulturen gefolgerte Alter des jüngeren Lösses gibt es auch unmittelbare Beweise. Neue Analysen der Lößschneckenfauna durch Herrn Oberstabsarzt Wagner und den Verfasser[3]) ergaben in der strittigen Frage des Klimacharakters dieser Fauna deren gemäßigte Natur. Die entgegengesetzten Ergebnisse anderer Autoren sind gewonnen durch ausschließliche Berücksichtigung einzelner nordischer Arten, welche nach meinen Nachweisen auch in nichtglazialen Ablagerungen vorkommen.

Das nichtglaziale, interstadiale Alter des jüngsten Lösses wird ferner bewiesen durch das mehrfach beobachtete Auftreten einer Warmfauna zwischen zwei kalten im Löß. Es ist klar, daß das Intensitätsmaximum einer Klimaperiode in der Mitte der zugehörigen Ablagerung erscheinen muß. Eine Eiszeit muß die kalte Fauna, eine Zwischeneiszeit die warme in der Mitte haben. Nach Wiegers[4]) läßt der jüngere Löß eine untere und eine obere Lemmingschichte, dazwischen eine Steppenschicht unterscheiden, und „läßt die Lößbildung nach dem faunistischen Inhalte drei Phasen erkennen, je eine kältere am Anfang und am Schluß und eine wärmere in der Mitte“. Er schließt aber trotzdem auf Eiszeitalter des Lösses.

Bayer[5]) zeichnet eine warme Waldfauna zwischen zwei kälteren Steppenfaunen, alle aus Schnecken bestehend, im nach ihm interglazialen Aurignacianlöß. Für Menzel[6]) hingegen sind der Schwemmlehm mit der Waldfauna interglazial, der Löß darüber und darunter, wie erwähnt, verschiedenen Eiszeiten angehörig. Für Wiegers[7]) ist der Schwemmlehm nur eine Verschwemmungszone in einer einheitlichen Lößbildung.

---

[1]) Zeitschr. d. Deutschen Geolog. Ges., 1914, erschienen 1915, Monatsberichte 192.
[2]) Baseler Niederterrasse mit Schneckenfauna gemäßigten Klimas, gleich der des dortigen Löß.
[3]) Mitt. d. Geolog. Ges. in Wien 1919.
[4]) Prähist. Zeitschr., I, 1909, 36 und 32.
[5]) Mitt. d. Prähist. Kommission an der kaiserl. Akademie d. Wissensch., II, 1913.
[6]) l. c.
[7]) Ebenda 379.

Eine ähnliche Erscheinung hat sich nach Bärtling[1]) in interglazialen Kiesen gezeigt, deren Warmfauna unten und oben von kälteren begrenzt wird. Das ist ein weiterer Anhaltspunkt für das nichtglaziale Alter von Schotterterrassen.

## Ergebnis.

Das allgemein anerkannte postglaziale Alter des Magdalenian ergibt dieses Alter auch für den jüngeren Löß, in dem es vorkommt, ferner für Solutrean und Aurignacian, die auch in diesem Löß liegen, also für das ganze Oberpaläolithikum. Das sich nach unten anschließende Mousterian fällt als Kaltzeit in die jüngste Eiszeit. Das nach unten folgende Acheulean, kulturell und faunistisch eng verbunden mit der ausgesprochenen Warmzeit des Chellean, gehört mit diesem in das letzte Interglazial, wie dies Boule zuerst dargelegt.

Der jüngere Löß ist nach seiner Schneckenfauna und dem Umstande, daß er seine wärmste Fauna in der Mitte hat, auch faunistisch als nichtglazial erwiesen. Da der Löß ein Produkt klimatischer Faktoren ist, müssen auch die älteren Lösse nichtglazial sein.

Die Niederterrasse ist nach ihrer Nichtbedeckung durch Löß nach diesem gebildet, also ebenfalls postglazial. Diese Stellung der Niederterrasse ist der Hauptschlüssel zum Aufschluß des Problems.

[1]) Zeitschr. d. Deutschen Geolog. Ges., Monatsberichte 1912, 155.

# LITERATURBERICHTE.

3.

**Abel, O.:** *Die Stämme der Wirbeltiere.* (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin und Leipzig 1919.) 914 S., 669 Figuren im Text.

Die Absicht des Werkes ist eine Zusammenstellung der wichtigsten fossilen Dokumente über die Stammesgeschichte der Wirbeltiere, die geeignet ist, zu beweisen, daß die Paläontologie schon heute als die entscheidende Grundlage der Stammesgeschichte jener Gruppe betrachtet werden muß. Das Hauptinteresse wendet sich dabei den Fischen, Amphibien und Reptilien zu. Die Säugetiere, die schon bei einer anderen Gelegenheit eingehender dargestellt wurden („Die vorzeitlichen Säugetiere, Jena 1914), werden diesmal kürzer abgetan. Innerhalb der Klassen werden solche Gruppen, die für die Erkenntnis der Phylogenie besonders wichtig sind, eingehend besprochen, während die rezenten Formen und solche fossile, die sich ihnen eng anschließen, nur ganz kurz behandelt werden. An geeigneter Stelle sind vielfach längere vergleichend anatomische Kapitel über die Entwicklung bestimmter Skeletteile in größeren Gruppen eingeschaltet. Überhaupt enthält das Buch eine Fülle von wertvollsten osteologischen Daten. Zu einem großen Teile sind diese auch in den vielen Zeichnungen enthalten, die meist von der Hand des Verfassers selbst herrühren, teils überhaupt neue Darstellungen, teils doch Kombinationen oder Umzeichnungen nach älteren Figuren sind. Besonders angenehm wirkt auf den Referenten der relativ große Maßstab aller Abbildungen und die gänzliche Vermeidung jener in Lehrbüchern oft beliebten Zusammendrängung vieler Figuren auf einen engen Raum. Sind doch diese scheinbaren Äußerlichkeiten zweifellos von der größten, bisher meist viel zu wenig beobachteten Wichtigkeit für die Auffassung und Einprägung der Formen, d. h. also für die Fruchtbarkeit der Lektüre. Die ausgezeichneten Literaturnachweise seien noch besonders hervorgehoben. Bezüglich der Definition der systematischen Kategorien huldigt der Verfasser einer radikal phylogenetischen Auffassung.

Auf Einzelheiten aus dem reichen Inhalte des Werkes einzugehen, ist hier nicht möglich. Es sei nur noch einmal betont, daß das besprochene Buch durch die Bevorzugung rekonstruktiver und vergleichender Methoden besonders geeignet ist, auch demjenigen Naturhistoriker, der in der Paläontologie nicht Fachmann ist, eine Vorstellung von der Formenfülle der fossilen Wirbeltiere und ihrer ausschlaggebenden Bedeutung für das System des ganzen Kreises zu vermitteln. *Pia.*

4.

**Machatschek, F.:** *Allgemeine Geographie III: Geomorphologie.* 129 S., 33 Textabbildungen. Aus Natur und Geisteswelt. Verlag und Druck von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1919 (627. Bändchen).

Das heutige Antlitz der Erde, das die Geographie kennen lehrt, ist das Ergebnis der verschiedenartigen Vorgänge auf der Erdoberfläche, von welchen die Geologie aus allen Zeitaltern berichtet und die sich zum Teil noch heute vor unseren Augen abspielen.

Mit Recht bezeichnet daher der Verfasser als Grundlage der Geomorphologie die Geologie, wie ja überhaupt ohne Geologie Geographie als wissenschaftliche Disziplin heute nicht mehr denkbar ist.

In der durch den Rahmen des Büchleins vorgeschriebenen Gedrängtheit gibt Verfasser ein klares Bild der Gestaltung der Erdoberfläche und der hiebei wirksamen Kräfte, wobei er in zahlreichen Anmerkungen und in einer kleinen Zusammenstellung am Schlusse auf die wichtigste Literatur verweist. Hier findet sich auch eine „Erklärung fremdsprachiger Fachausdrücke".

Das Büchlein reiht sich würdig seinen beiden Vorgängern (I. Die Erde, ihre Bewegungen und ihre Eigenschaften. Von Admiralitätsrat Prof. Dr. E. Kohlschütter [Bd. 625]. II. Die Atmosphäre der Erde. Von Prof. O. Baschin [Bd. 626]) als Vermittler jenes Maßes von Kenntnissen auf geographischem Gebiete an, das für den gebildeten Nichtfachmann genügt. *Bayer.*

5.

**Thurnwald, Richard:** *Politische Gebilde bei Naturvölkern.* (Ein systematischer Versuch über die Anfänge des Staates auf Grund eigener Forschungen in der Südsee.) Aus der Festgabe für Josef Kohler, zum 70. Geburtstage dargebracht von Freunden, Schülern und der Verlagshandlung. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, 1919, 37. Bd., S. 376 ff.

Die Einladung, einen Eigenbericht zu geben, ist mir um so mehr willkommen, als ich auf diese Weise Gelegenheit habe, einige Mißverständnisse klarzustellen.

Von der sozialen Ordnung, die sich bei Naturvölkern in der eigenartigen Gruppierung der Verwandtschaft und Heiratsordnung spiegelt, ist der politische Aufbau der einzelnen Gemeinwesen zu unterscheiden, in dem die Verteilung der Macht enthalten liegt. Dieser politische Aufbau hat die Gestaltung der sozialen Ordnung stark beeinflußt.

In der Südsee treten drei Typen politischer Machtverteilung zutage. Da die politischen Formen bei anderen Naturvölkern sich den drei aus der Südsee gewonnenen Typen zumeist angleichen lassen, dürfte den in Rede stehenden Typen eine gewisse Allgemeingültigkeit zukommen. Das gilt, so weit die aus der Forschung „historisch" ermittelbaren primitiven Formen des politischen Lebens gruppiert werden können.

Die hier zuerst zu schildernde Form soll natürlich nicht als „die älteste" oder „ursprüngliche" an sich bezeichnet werden, sondern nur nach dem hier verwendeten Material kann ihr dieser relative Rang zuerteilt werden. Wir können immer nur versuchen, neue Tatsachen zu ermitteln oder aus neuen Ermittlungen Konstruktionen um einen Schritt weiter nach rückwärts zu machen, die Geschichte der Institutionen also zu verlängern, aber nicht sie gewissermaßen in die Unendlichkeit nach rückwärts auszudehnen.

Den ersten Typ (der in sich noch Bestandteile aus älteren, aber sich noch nicht deutlich abhebenden Formen enthält) bezeichne ich als „Gerontokratie auf Grund der Volksgleichheit". In der Südsee wird man ihn mit dem prämelanesischen, dem sogenannten papuanischen Volkstum, in Verbindung bringen dürfen. Er ist charakterisiert durch einzelne selbständige kleine Rodungen für eine Sippe oder einen Klan. Diese Sippen oder Klans bilden die soziale und religiöse Einheit. Eine solche Gruppe wird gekennzeichnet durch die Verwandtschaftsbeziehungen, die unter den Mitgliedern gepflegt werden. Deshalb kommt den Verwandtschaftsnamen eine besondere Bedeutung zu. Sie dienen dem Zweck, um an ihnen zu messen, ob nach den Traditionen der Gruppe sexueller Verkehr unter bestimmten Personen verschiedenen Geschlechtes zulässig ist oder nicht. Nur diese Personen kommen für die Paarung in Betracht. Eine sich abhebende weiter zurückliegende Form scheint eine Art von konsekutiver Paarung gewesen zu sein. (Die dabei in Verbindung getretenen Verwandten sind wohl diejenigen, die für die Verheiratung auf der späteren Stufe zugelassen werden.) Die Familienbildung beginnt damit, daß ein Mann an Stelle des Bruders der Frau den Schutz für sie und ihre Nachkommenschaft übernimmt (d. h. die Verpflichtung zur Blutrache und die Bewahrung gegen sexuelle Angriffe Unberechtigter), während ihr Bruder subsidiär und zeremoniell diesen Schutz noch lange daneben behält. Die Nachkommenschaft einer Siedlung wächst gemeinsam auf.

Im Verlaufe des Alterns gelangt der Jüngling und junge Mann durch eine Reihe von Weihen zu den in der Tradition seiner Gruppe bewahrten Wissen und Können und damit zu Autorität. Diese ist unter die Ältesten verteilt, ohne daß der eine oder andere ein Übergewicht anders als durch persönliche Führereigenschaften besäße. Im übrigen stehen aber die Mitglieder einander unabhängig, „frei", gegenüber. Diese ungebundene Freiheit wird indessen durch gemeinsames Heranwachsen, ähnliche Erlebnisse und Schicksale, die gleichen Traditionen und Kenntnisse in Schach gehalten. Dazu tritt für jeden die Unmöglichkeit, außerhalb seiner Gruppe zu existieren, ohne Gefahr zu laufen, als vogelfrei von Fremden getötet zu werden. Mächtige Gemeinschaftsgefühle zwingen zur Kompensation gegenüber der formell anarchisch erscheinenden Unabhängigkeit.

Die Gemeinschaftsgefühle gelten nur innerhalb der Verwandtschaft, vor allem innerhalb des Klans, der immer nur aus Verwandten besteht. Sehr häufig ist der Klan in zwei Hälften gespalten, von denen jede eine Sippe für sich bildet. Die eine Hälfte unterhält dann Sexualbeziehungen mit der

anderen.[1]) Aber die Mitglieder des in zwei Sippen gespaltenen Klans sind, wenn man von der biologischen Scheidung der Geschlechter und der Schichtung der Lebensalter absieht, durch keine wirtschaftlichen oder politischen Schranken voneinander geschieden. Unter den Sippengenossen gilt wechselseitige Hilfe. Anders werden die Dinge außerhalb des Klans. Das weist eben auf den Klan als politische Einheit hin. Die einzelnen Klans stehen einander unabhängig gegenüber. Unter ihnen herrscht gegenseitige Vergeltung. Sie sind einander fremd, nicht verwandt. Fehden reißen nie ab, und diese Fehden bilden mit ihrer Drohung einer Vergeltung das Gegengewicht für Übergriffe.

Das von einem Klan durch wirtschaftliche Ausbeutung (Sammeln, Jagd, Pflanzung) beanspruchte Land ist der Gau. Die einzelnen Landstücke werden nach charakteristischen Merkmalen benannt und sind unter die Sippen traditionell verteilt. Der Ertrag seiner Tätigkeit gehört dem Individuum oder der Gruppe, welche die Tätigkeit verrichtete. Eine Jagdgesellschaft verteilt unter sich ihre Beute. Aber wer persönlich auf Jagd ging oder einen Baum pflanzte, beansprucht die Verfügung darüber für seine Person allein. Dasselbe trifft zu für das Werk der Hände. Geräte und Waffen werden so sehr als mit dem Verfertiger und Besitzer verbunden betrachtet, daß sie sogar oft mit ihm bestattet oder verbrannt werden. Anderseits gilt das Produkt gemeinsamer Arbeit, wie z. B. Häuser, Klanhallen, Kanus, als Eigentum der Gesamtheit, die am Bau mitgewirkt hat. Man wird sagen dürfen, daß der Instinkt für den Anspruch auf persönliche Verfügung über das Produkt der Tätigkeit, das Eigentumsgefühl also, scharf hervortritt. Gerade aus diesem Gefühl entspringt das Verlangen der anderen bei gemeinsamer Arbeit auf ihre Verfügungsgewalt. Bei der Verfügung über den Boden aber handelt es sich — wenn wir einen modernen juristischen Ausdruck anwenden dürfen — um öffentlich-rechtliche Verhältnisse, da die Klangemeinde die politische Einheit bildet.

Der Handel ist im wesentlichen Außenhandel unter den Klans und Stämmen und beruht auf Tausch, vielfach traditionell gewordener Warenarten und -mengen.

Der zweite Typ wird durch beginnende Ungleichheit gekennzeichnet. In der Südsee haftet er sich an das Erscheinen des melanesischen Elements. Dieses trat dem papuanischen nicht in der Weise gegenüber, daß es sich dieses unterwarf, sondern sich zwischen den papuanischen Siedlungen einschob. Mit den melanesischen Wanderzügen waren aber bittere Kämpfe verbunden, mit Plünderungen und Raub von Weibern und Kindern. Diese Wanderungen bestanden nicht im Hin- und Herfluten wie unter den sachte nomadisierenden Papuanern, sondern in Wanderzügen nach fremden Ländern. Daher waren die daraus entstandenen Kämpfe anderer Art als die zur Aufrechterhaltung primitivster Rechtsausgleichung geführten Vergeltungsfehden. Sie leiteten auch zu einem anderen Ergebnis, zu dem nämlich, wodurch dieser Typ hervortritt, zu den Anfängen von Sklaverei und Häuptlingstum und zu Vielweiberei. Diese Einrichtungen hängen miteinander zusammen. Sie ermöglichen eine wirtschaftliche Auszeichnung von Individuen. Der persönliche Einfluß und das soziale Ansehen werden mit dem Besitze verknüpft, der hier erst Bedeutung erlangt dadurch, daß ein Mensch andere für sich arbeiten läßt: die Frauen nämlich, die verschiedene Felder bestellen, und die Sklaven, die vom Ertrag ihrer Bestellungen etwas abgeben müssen. Unter den Alten des Klans gewinnt der reichste das meiste Ansehen, und dieser Reichtum hängt wieder mit erfolgreichen Raubzügen zusammen. Die wirtschaftliche Ungleichheit erstreckt sich auch auf ganze Klans. Alte sind Hüter des Klanschatzes, der dem Hüter zur Erhöhung seines persönlichen Ansehens dient. Wie die Abhängigkeit im allgemeinen milde ist, so auch die Herrschaft. Der hervortretende Alte bleibt aber immer nur der angesehenste unter gleichen.

Die Klans sind in engere Beziehungen untereinander getreten. Diese Beziehungen äußern sich in wechselseitigen Einladungen oder gemeinsamen, manchmal den Stamm umfassenden Festen. Die Bedeutung der Klanumgrenzung ist oft gegenüber der Klanhalbierung zurückgetreten und der ganze Stamm erscheint mitunter in zwei Hälften (Phratrien) geteilt. Die Heiratsmöglichkeiten für eine Person bleiben nicht mehr auf bestimmte Verwandte beschränkt, sie sind nur auf die Nichtzugehörigkeit zum eigenen Klan oder zur eigenen Hälfte ausgedehnt.

Wenn in den wechselseitigen Beziehungen unter den Gruppen die Fehden nach wie vor Übergriffe kompensieren und die psychologische Grundlage für die Anerkennung einer über den Klan hinausreichenden Ordnung bildet, so treten hier doch schon, gerade dank der Bedeutung, die wirtschaftliche

---

[1]) Genauere Ausführungen darüber in meiner Schrift „Banaro Society, Social Organization and Kinship System of a Tribe in the Interior of New Guinea“ in den Memoirs of the American Anthrop. Assoc., vol. III, Nr. 4, Oct.-Dez. 1916, S. 254 ff., die jetzt im Bd. 38 der Zeitschr. f. vergl. Rechtswiss., 1920, in erweiterter Bearbeitung erscheint, sowie auch meinen Vortrag über „Entstehung von Staat und Familie“ in der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft vom 29. Mai 1920, in den „Blättern“ dieser Vereinigung.

Werte einzunehmen beginnen, Ablösung der Blutrache durch Leistungen wirtschaftlicher Natur ein. Parallel damit geht die Ausbildung des Frauenkaufes, der an die Stelle des Frauentausches tritt.

Das Hervortreten stärkerer Wirtschaftlichkeit zeigt sich auch in der Ausbildung lokaler Wertzentren, die Töpferei, Verfertigung von Pfeilen, Muschelringen u. dgl., die regelmäßig, ja sogar schon auf Märkten getauscht werden. Dazu kommt die Herstellung oder der Gebrauch besonderer Gegenstände als Tauschmittel, als Geld.

Im dritten Typ ist die im zweiten Typ erst angebahnte Ungleichheit durchgeführt. In den Einrichtungen der mikronesischen und polynesischen Bevölkerung gelangt dieser dritte Typ zur Entfaltung. Die Ungleichheit zerlegt die Bevölkerung in eine Reihe von dem Range nach scharf unterschiedenen Kasten, die wieder in zwei oder drei Schichten gestaffelt sind. Die Kasten sind mutterrechtlich, die Rangklassen von endogamer Tendenz. Die wirtschaftliche Einheit bildet die Familie. Von den alten Klans sind nur mehr Reste übrig (z. B. totemistische Klans auf Yap und Nauru). Ein umständliches Zeremoniell beherrscht den Verkehr zwischen Hoch und Niedrig, eine Differenzierung der Tätigkeit in Priester, Handwerker, Fischer, Feldbesteller, Sklaven u. dgl. hat eingesetzt. Die Wertung hat diese verschiedenen Berufe ergriffen, wie auch die Produkte ihrer Tätigkeit. Diese Wertung ordnet alles dem sozialen Rangsystem ein, das religiös verankert ist. Selbst die Sprache wird davon in Mitleidenschaft gezogen und der Gebrauch gewisser Ausdrücke für bestimmte Ränge reserviert oder ausgeschlossen (Samoa). Vor allem ist die Wertung natürlich mit dem Besitze verknüpft, besonders mit dem Besitze gewisser Grundstücke (Yap) oder gewisser Gegenstände als sozialer Auszeichnung (Matten, Schädel). Die Herrschaft, die hier schon voll ausgebildet ist, wird oft in der Weise ausgeübt, daß alles Land als Eigentum von ein oder zwei Kasten gilt. Innerhalb dieser Kasten besteht die Organisation wie in den früheren Klans: es herrschen die Alten. Die Vertreter dieser regierenden Kasten üben in den einzelnen Siedlungen die Macht aus: sie vergeben das Land zu Lehen oder zur Arbeit und treiben die Abgaben ein. Die Wirtschaft nimmt in vielen Fällen die Gestalt einer „Planwirtschaft" ein, die von besonderen Wirtschaftshäuptlingen (besonders im polynesischen Gebiete) geleitet wird. Parallel neben ihnen sind Kriegshäuptlinge vorhanden. Möglich, daß diese zwei Arten von Häuptlingen aus der alten Halbierung des Klans (den Sippen) hervorgegangen sind. Handel und Geld sind hier zu weiterer Ausbildung gelangt.

Auf den kleinen Inseln ist die Aufrichtung solcher Organisationen vor allem dadurch möglich geworden, daß das Land verhältnismäßig beschränkt und übersichtlich war.

Die zuletzt geschilderten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse erinnern an altorientalische Formen, wie wir sie aus Ägypten und Babylonien, dem alten China und Indien kennen.

Mit Hilfe der hier unterschiedenen drei Typen kann man allgemeine Grundzüge politischer Gebilde um einige Etappen weiter rückwärts konstruieren, wie sie einem Niederschlag im historischen Werdegang wahrscheinlich entsprechen.

Für die soziologischen Studien sollten Forschungen, die in engster Anlehnung an die Wirklichkeit Feststellungen versuchen, wichtiger sein als tendentiöse Projektionen von Wünschen in die Vergangenheit. Solche Feststellungen haben Wert für die Erkenntnis einesteils der Faktoren, die zur höheren Staatsbildung geführt haben, anderseits aber zeigen sie uns die verhältnismäßig geringe Zahl von typischen Möglichkeiten, die für die Grundlinien politischer Gestaltung überhaupt gegeben sind. In den Fällen konkreter geschichtlicher Gestaltung und Auslebens indessen tritt jede Erscheinungsform nur einmalig auf und eine unendliche Buntheit von Formen drängt sich da vor das Auge. *R. Thurnwald.*

6.

**Róheim, Dr. Géza:** *Spiegelzauber.* (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Nr. 6.) Leipzig und Wien (Internat. Psychoanalyt. Verlag) 1919. 263 S., 8°.

Verfasser sucht auf Grundlage der Freudschen Dreistufentheorie der Libidoentwicklung nachzuweisen, daß alle Vorstellungen und Bräuche, die sich auf den Spiegel beziehen, in der zweiten Stufe der psychosexuellen Entwicklung, in der Selbstlibido, dem Narzissismus, ihre Erklärung finden. (Narkissos wurde bekanntlich dafür, daß er die Liebe der Echo verschmähte, damit bestraft, daß er, sein eigenes Bild in einer Quelle erblickend, von Leidenschaft zu sich selbst ergriffen und verzehrt wurde.) Am reinsten findet sich dieses Entwicklungsstadium im Kindesalter, daher das Spiegeltabu besonders mit dem Kinde verknüpft ist. Daran schließen sich Erörterungen über den Spiegel des Sehers, des Herrschers, Liebeszauber (Libidoübertragung), über verhängte und zerbrochene Spiegel (Grauen vor der Selbsterkenntnis, Macht des Spiegelbesitzers über das Spiegelbild) und über die Beziehungen zwischen Himmelskörper und Spiegel.

Der Verfasser hat außerordentlich viel Material zusammengetragen und gruppiert und schon von diesem Gesichtspunkt aus ist das Buch als verdienstlich zu bezeichnen. *L. B.*

7.

**Knabenhaus, Dr. Alfred:** *Die politische Organisation bei den australischen Eingeborenen.* (Studien zur Ethnologie und Soziologie, Heft 2.) Berlin-Leipzig 1919, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Das Buch stellt sich die Aufgabe, zu untersuchen, ob und wie weit es berechtigt ist, bei Völkern von so niedriger Kulturstufe wie bei den australischen Eingeborenen vom Vorhandensein staatlicher Gebilde zu sprechen. Diese Frage ist naturgemäß weder durch rein begriffliche Deduktion noch durch bloß empirische Induktion zu lösen, sondern erfordert die Vereinigung der beiden Erkenntnismethoden. So legt der Autor den Grund für seine Untersuchung durch eine Diskussion über Begriff und Wesen des Staates. Nach Ablehnung der zu engen Begriffsfassung durch Ratzel und Schurtz einerseits, durch Oppenheimer anderseits, akzeptiert er im ganzen den Standpunkt Vierkandts und auch Wundts in dieser Frage. Das Wesen des Staates sei hienach gegeben, wenn die drei Merkmale der Autonomie (nach außen), der Suprematie oder Rechtsordnung (nach innen) und der Existenz eines Gesamtwillens mit entsprechenden Durchführungsorganen vorhanden sind. Nicht notwendig sei zum Begriff des Staates das Bestehen einer „staatlichen Zwangsgewalt", wie sie Vierkandt ursprünglich forderte (in dem Vorwort zu der vorliegenden Arbeit aber selbst als nicht gerechtfertigt zugibt). Denn einerseits gebe es soziale Gebilde, welche wohl diese Zwangsgewalt, aber sonst keinerlei Charakteristika des „Staates" besitzen und offenbar nicht als staatliche Formationen bezeichnet werden können (Familien, Altersklassen, Kultgemeinschaften usw.). Anderseits sei besonders auf jenen tieferen Stufen gesellschaftlicher Kultur, die Macht der inneren moralischen Kräfte, insbesondere der öffentlichen Meinung, ferner der Selbsthilfe stark genug, um eine ausgesprochene „staatliche" Zwangsgewalt zu erübrigen. Dieses Kriterium sei vielmehr richtig als „oberste Macht" zu bezeichnen, also als einmalig anerkannte höchste Gewalt mit bloß eventueller Heranziehung des physischen Zwanges.

Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen geht Knabenhaus daran, das Wesen und die Beschaffenheit der staatlichen Organisation bei den Australiern zu untersuchen. Die Methode, die er dabei verwendet, ist die, daß er zunächst den Quellen das Wort gibt und dann unter sorgfältiger Kritik namentlich der älteren Autoren resumiert und seine Folgerungen zieht.

Zunächst stellt er auf diese Weise fest, daß bei den australischen Eingeborenen überall auf dem ganzen Kontinent der Stammesverband als zentrale Einheit besteht. Als staatliche Grundeinheit aber kommt nicht dieser, sondern die Lokalgruppe in Betracht, die von den Autoren verschieden als Klan, Horde, Familiengruppe usw. bezeichnet wird, wodurch Mißverständnisse und Verwechslungen entstehen mußten. Dieser Lokalgruppe kommt nach übereinstimmendem Zeugnisse der wichtigsten Quellen eine feste dauernde Organisationsform und vor allem auch territoriale Autonomie zu, ferner weist sie eine feste Oberleitung (Gruppenvorsteher oder Häuptlinge) auf.

Was die Größe dieser sozialen Gebilde anlangt, sind sie allerdings, der Natur und den Siedlungsverhältnissen des Kontinents entsprechend, sehr klein, meistens unter hundert, nur selten mehr als zweihundert Köpfe stark.

Die Australier besitzen eine ziemlich ausgesprochene soziale Gliederung, wenn auch natürlich von Klassenbildung noch keine Rede ist. Als wichtigstes Differenzierungsmoment in diesem Sinne kommt das Alter in Betracht, indem die alten Männer in jeder Hinsicht gegenüber der Jugend bevorrechtet sind. Abgesehen von der ihnen vorbehaltenen politischen Betätigung, sind sie namentlich im Verhältnis zum weiblichen Geschlecht privilegiert. Nur alte Männer dürfen mehrere Weiber haben, dürfen junge Mädchen zu Frauen haben. Es besteht vielfach geradezu ein jus primae noctis für die Stammesalten und stellenweise sogar das merkwürdige Verbot des ehelichen oder außerehelichen Geschlechtsverkehres für die männliche Jugend. Daß die alten Leute auch hohe Achtung, ja Verehrung genießen, erscheint unter diesen Umständen nur selbstverständlich. Die Frau spielt im Sozialleben der australischen Eingeborenen eine ziemlich untergeordnete Rolle, wenn es auch nicht richtig ist, daß sie die bloße Sklavin des Mannes ist. Auch Persönlichkeiten als solche durchbrechen die Gleichförmigkeit und bereichern die Mannigfaltigkeit der sozialen Gliederung. Einzelne Häuptlinge verstanden es, durch Tatkraft, Rednergabe usw. Macht und Einfluß über weite Gebiete und mehrere Stämme zu gewinnen.

In wirtschaftlicher Beziehung herrscht gleichfalls schon eine relativ beträchtliche Individualisierung. Es besteht Individualeigentum aus gewerblichen Erzeugnissen, Arbeitsteilung sowohl innerhalb der Gruppe wie auch (durch natürliche Verhältnisse, wie Rohproduktenvorkommen) zwischen Stamm und Stamm. Bezüglich der Nahrungsbeschaffung herrscht der gesonderte Familienhaushalt vor, zu dem Frau und Mann jeder nach besonderer Weise beitragen. Außerdem genießen die älteren Männer gegenüber den Speiseverboten gewisse Vorrechte, während die Frauen in dieser Hinsicht benachteiligt

sind, was ebenfalls wenigstens in den Konsequenzen als wirtschaftliche Sonderform betrachtet werden muß.

All diese soziale Differenzierung ist im ganzen keimhaft, sie stellt den Anfang dar und ist deshalb von älteren Beobachtern, die weder theoretisch genügend geschult noch praktisch genug mit den Eingeborenen vertraut waren, oft übersehen oder unterschätzt worden. Ihr entspricht im wesentlichen auch die politische Organisation, die differenzierenden Momente der Persönlichkeit, des Alters und des Geschlechtes äußern sich auf politischem Gebiete in den Institutionen des Häuptlings, des Altenrates und der Volksversammlung der Männerklubs. Allerdings ist, entsprechend dem Gesamtcharakter der Kulturstufe, all dies nicht scharf ausgedrückt, aber trotzdem deutlich. Die politische Macht liegt in den Händen der alten Männer, welche sowohl nach außen wie nach innen Macht und Recht handhaben. Ihr wichtigstes Mitglied ist der Häuptling, der unter Umständen, wenn er die persönlichen Fähigkeiten besitzt, eine sehr bedeutende Rolle spielen kann, im allgemeinen aber vom Despoten weit entfernt ist. Nach unten zu schließt sich die Versammlung der initiierten mannbaren männlichen Volksgenossen an. Der ganze Typus muß bei der nicht scharfen Ausprägung von Individualismus und dem Nichtbestehen von eigentlichen Klassenunterschieden als genossenschaftlicher bezeichnet werden. Daß man berechtigt ist, von „Staat" zu sprechen, scheint nach dem reichen Quellenmaterial außer Zweifel. Der gegenteiligen Ansicht kann man nur sein, wenn man entweder die beobachteten Tatsachen in der weniger eingehenden Art der früheren Beobachter sieht oder wenn man den Begriff des Staates enger und differenzierter auffaßt.

Da es sich schließlich bei dem Kulturniveau Australiens hier um Grenzgebiete handelt, da es auf ethnologischem ebenso wie auf anthropologischem Gebiete sich hier immer wieder um die Frage handelt: Keim oder Sache?, so ist eine andere Auffassung als die des Autors möglich. Aber selbst dann bleibt das reiche Tatsachenmaterial des Buches und die methodisch-begriffliche Anordnung desselben sehr wertvoll für jeden, der über den Staat und über die Gesellschaft nachdenkt, sei er Ethnologe, Historiker, Jurist oder Politiker. *Dr. R. Pokorny.*

8.

**Heisenberg, Dr. August:** *Neugriechenland.* (Aus Natur und Geisteswelt, 613. Bdch.) Leipzig und Berlin 1919. 127 S., $8^0$.

Eine kurze geographische, geschichtliche, politische und wirtschaftliche Darstellung des Königreiches Griechenland, in welcher die Abschnitte II, VI und VII (Bevölkerung, Materielle Kultur, Geistige Kultur) auch das Wichtigste über Herkunft und ethnische Zusammensetzung, Charakter, Wohnung, Tracht, Sitten und Gebräuche, Sprache und Religion des heutigen griechischen Volkes behandeln.

9.

**Osten und Orient.** (Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Osten und Orient in Wien.)

Aus dem Bedürfnis heraus, den Osten und Orient durch wissenschaftliche Bebauung der praktischen Arbeit zu erschließen, entstand mitten im Kriege, im März 1916, das Forschungsinstitut für Osten und Orient, das in nunmehr vierjähriger Tätigkeit unter der bewährten Leitung von R. Geyer und H. Übersberger eine Anzahl wertvoller Schriften herausgab. Aus dem großangelegten Veröffentlichungsplan (1. Reihe: Forschungen; 2. Reihe: Schriften zur Kunde der Balkanhalbinsel; 3. Reihe: Wissenschaftliche Textausgaben; 4. Reihe: Quellenwerke in Übersetzungen; 5. Reihe: Hilfswerke; 6. Reihe: Aufklärungsschriften; 7. Reihe: Berichte) liegen bisher trotz der Ungunst der Verhältnisse doch schon Teile der 1., 4. und 7. Reihe vor.

1. Reihe, Forschungen; Bd. I: Robert Bleichsteiner, Kaukasische Forschungen; I. Teil: Georgische und mingrelische Texte. Wien 1919. CLX und 308 S. Mk. 30·—.

Verfasser legt in diesem Werke Texte der Georgier und Mingrelier vor, wie er sie in den österreichischen Kriegsgefangenenlagern den Soldaten aus den kaukasischen Gebieten abgehorcht hatte; aus einfachen Erzählungen, Märchen, Sagen, Liedern, Rätseln und Sprichwörtern reden diese Völker in volkstümlichem Gewande zu uns. In einer umfassenden Einleitung hat Bleichsteiner reiches Material zur vergleichenden Märchenforschung, Volkskunde u. dgl.. zusammengetragen, wofür ihm die Fachleute sicher Dank wissen werden. Vom sprachlichen Teile scheint mir für den Ethnologen das Wörterverzeichnis wichtig, das im georgisch-mingrelischen Sprachschatze neben türkischem, persischem, arabischem Sprachgut auch einzelne assyrische Worte aufzuweisen scheint. Jedenfalls dürfen wir von der Fortsetzung dieses Werkes nicht nur eine Förderung der kaukasischen Linguistik, sondern auch manch wertvollen Beitrag zur Volkskunde des Kaukasus erwarten.

Bd. II: Leopold Adametz, Herkunft und Wanderung der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen. Wien 1920. 109 S. und 24 Kunstdrucktafeln mit 44 Abb. Mk. 30·—.

Von besonderer Wichtigkeit für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte ist dieser 2. Band, der Adametz, den Leiter des Instituts und der Lehrkanzel für Tierzuchtlehre an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, zum Verfasser hat. Adametz geht von der richtigen Forderung aus, daß der Ethnologe bei der Erforschung der Zusammenhänge zwischen verschiedenen Völkern in gleicher Weise, wie er die Beziehungen der Geräte u. dgl. untersucht, so auch seine Aufmerksamkeit der Art der gehaltenen Haustiere zuwenden müsse, da diese gerade in primitiven Verhältnissen wesentliche Anhaltspunkte für Völkerverwandtschaften liefern können. Nachdem die Tragfähigkeit dieser Untersuchungsmethode an einem verhältnismäßig modernen Beispiele (der Einwanderung der Wolga-Kalmücken, die auch in der neuen Umgebung ihr altes, innerasiatisches Rind beibehielten) gezeigt wurde, geht der Verfasser daran, festzustellen, welche Haustiere den Hamiten eignen, um dann aus deren mutmaßlichem Zähmungsort auf die Herkunft der Züchter selbst zu schließen. Als hamitische Haustiere wären nach Adametz zu betrachten: das altägyptische Rind, in Ägypten aus dem ägyptischen Wildrind, Bos primigenius nov. subspec. Hahni, Hilzheimer, gezüchtet. Diese primigene Langhornrasse ist über Nordost- und Südafrika, Spanien („andalusische Rasse") bis nach England nachweisbar (Rind von Wales, Devon usw.). Aus ihm entstand im Bereich Abessiniens, vielleicht unter dem Einfluß eines großhörnigen Zebus, eine Mutation nach der Riesenhörnigkeit hin (Batussirind u. ä.). Das Hamitenrind kreuzte sich mit einem über Südarabien nach Somaliland und Äthiopien gelangten Höckerrind (indisches Zebu); dieses Kreuzungsprodukt ist über große Teile Nord-, Ost- und Südafrikas verbreitet. Verdrängt wurde das alte, langhörnige Hamitenrind vielenorts durch das Kurzhornrind, das in Ägypten scheinbar in Begleitung der Hyksos zum ersten Mal auftritt und als Kulturgut der vorderasiatischen Kurzkopfrasse zu betrachten ist. Als Ausgangspunkt des oben erwähnten Höckerrindes bezeichnet Adametz Nordindien, von wo es einerseits über die Ostküste Arabiens nach Südarabien und Ostafrika, anderseits über Babylonien nach Westen (Ägypten) gewandert sei (siehe dazu unten, wo Südarabien als gemeinsamer Ausgangspunkt für die Verbreitung nach Ostafrika und Babylonien wahrscheinlich gemacht werden wird).

Das Pferd haben die Osthamiten wahrscheinlich erst durch Vermittlung der vorderasiatischen Kurzkopfrasse (Hettiter, Hyksos u. a.) erhalten; fraglich bleibt, ob diese das Pferd selbst zähmten oder von anderen Völkern (Ariern) übernahmen. Dieser Pferdetypus (Tarpan, Equus Gmelini, Antonius), dessen Wildform sich noch vor einem halben Jahrhundert in Südrußland vorfand, herrschte nicht nur in Babylonien und Ägypten, sondern hat sich auch über Ost- und Südafrika einerseits, Nordafrika anderseits verbreitet, im nordwestlichen Teil Afrikas eine andere, wahrscheinlich hamitische Pferderasse (iberisch-berberische) verdrängend, die von Spanien ihren Ausgang genommen haben dürfte; Reste davon auf afrikanischem Boden finden sich noch im Tsad-See-Gebiet und vielleicht gehört auch das Dongolapferd hieher.

Von größter Wichtigkeit sind, da vermutlich zum ältesten Haustierbestande zu rechnen, Schaf und Ziege. Als altägyptische Schafrasse bezeichnet Adametz eine aus Ovis vignei cycloceros, Kreishornschaf, gezähmte Art, gekennzeichnet durch schraubenartig gedrehte, fast wagrecht vom Kopfe nach außen verlaufende Hörner, dünne, hohe Beine und langen, gleichmäßig dicken Schwanz. Sein Verbreitungsgebiet ist nicht nur Altägypten, sondern wir finden es auch auf alten sumerischen Darstellungen; über Abessinien hinaus scheint es nach Süden nicht vorgedrungen zu sein, im Westen dürften noch die Lybier ähnliche Schafe besessen haben. Das heutige Verbreitungsgebiet der zugehörigen Wildform ist das Salt Range, Pandschab, Sind, Afghanistan, Belutschistan. Als den Westhamiten eigentümlich bezeichnet Adametz das Fezzanschaf von kleinerer, oft geradezu kleiner Körperform, kurzem Schwanz, kurzen bis mittellangen Hörnern mit nach abwärts gebogenen Spitzen; Verfasser hält es für ein Zähmungsprodukt aus Ovis musimon (Mufflon, der sich heute noch auf Korsika und Sardinien findet). Das Fezzanschaf soll einst über das ganze nordwestliche Afrika verbreitet gewesen sein; es tritt aber auch in Westafrika (Senegambien, Guinea bis zum Kongo und darüber hinaus in Portugiesisch-Westafrika) auf. Beide Rassen, das altägyptische wie das Fezzanschaf, wurden stark in ihrer Verbreitung eingeschränkt durch das Fettschwanzschaf, das wieder in Begleitung der vorderasiatischen Kurzkopfrasse auftritt; seine Stammform ist Ovis vignei arkar, das Steppenschaf, das sich in Transkaspien und großen Teilen Persiens findet. Eine Einführung neuester Zeit im hamitischen Wohnbereiche stellt das aus Arabien herübergekommene Stummelschwanz-(„Somali"-)Schaf dar, ein kurzhörniges Fettsteißschaf.

Ziemlich verwickelt liegen die Verhältnisse bei der Hausziege. Adametz weist für die älteste Zeit sowohl in Südmesopotamien als auch in Altägypten die Schraubenziege (Capra falconeri) nach, deren Wildform heute von Ostbochara über Afghanistan bis in den westlichen Himalaya lebt. Daneben kennt aber Altägypten noch eine Zwergziege, die älter sein soll als die Schraubenziege und die viel-

leicht einen veränderten Abkömmling von Capra aegagrus, der Bezoarziege, darstellt. Auffallend ist, daß auch in Mesopotamien neben der Schraubenziege schon in ältester Zeit eine andere Form nachweisbar ist, die Hausziege mit säbelförmig gebogenem, starkem Gehörn, die auf die Bezoarziege, Capra aegagrus, zurückgeht und deren Wildform in Kreta, im Taurus, in Teilen des Kaukasus und vielen Gebirgen Persiens lebt. Es liegt die Frage nahe, ob diese mesopotamische Form nicht doch irgendwie mit der altägyptischen Zwergrasse in Beziehung zu bringen ist; Adametz scheint, wenn ich recht sehe, keinen Zusammenhang anzunehmen. Als dritter Typus wird Capra prisca erwähnt, der im Gebiete der Hamiten in historischer Zeit mit Kurzhornrind, Tarpanpferd und Fettschwanzschaf auftritt und wie diese zu den Kulturgütern der vorderasiatischen Kurzkopfrasse zählt.

Erwähnen wir noch, daß sich auch ein bestimmter Windhundtypus, der nach Hilzheimer einen ägyptischen Schakal, Canis lupaster, zum Stammvater haben soll, als gemeinhamitisch in seiner Verbreitung von Schottland, Irland über einige spanische Inseln nach den Kanarischen Inseln, Nord- und Westafrika bis hinüber zu den Beduinen Syriens und Nordarabiens erweist (von da weiter vielleicht sogar bis Persien und Rußland), so wäre hiemit der ganze Haustierbestand aufgezählt, der nach Adametz den Hamiten zukäme. Der Schluß, den der Verfasser aus diesem dargelegten Material nun zieht, ist der, daß, da die Wildform der den Hamiten zugehörigen Schaf- und Ziegenart (Kreishornschaf und Schraubenziege) sich in Afghanistan, Belutschistan und im nordwestlichen Indien findet, auch die Einwanderung der hamitischen Völkergruppe nach Mesopotamien und Ägypten von jenen Gebieten ihren Ausgang genommen habe.

Dagegen scheint mir doch einiges eingewendet werden zu dürfen. Um zuerst vom Grundsätzlichen auszugehen, so halte ich es vor allem für strittig, ob diejenigen Gebiete, wo sich heute noch die Wildform einer Haustierart findet, auch gerade als Orte der Zähmung gelten müssen. Es liegt immerhin im Bereiche der Möglichkeit, daß zur Zeit der Zähmung das Verbreitungsgebiet ein anderes war, so daß jedem Schlusse nach den Gegenwartsverhältnissen immer ein gewisses Maß von Unsicherheit anhaftet. Aber abgesehen davon, glaube ich auch der Zuweisung gerade jener Tiere, aus denen auf die Herkunft der Hamiten geschlossen wird, vom Standpunkte des Ethnologen widersprechen zu müssen. Für hamitisch halte ich mit dem Verfasser das Langhornrind, ohne daß ich gerade Ägypten für den einzig möglichen Ort der Zähmung halten möchte; vielleicht war das Primigenius-Rind, das Adametz als Stammform des ägyptischen Langhornrindes bezeichnet, auch weiter noch im Westen, etwa auch in Spanien, verbreitet. Von den Schafen scheint mir nur das Fezzanschaf als Hamiten-Haustier bezeichnet werden zu dürfen, und bezüglich des Kreishornschafes, das die Ausgangsform für die altägyptische Schafrasse darstellt, möchte ich doch eher als Verbreiter an indische oder ähnliche Elemente[1]) denken, die ebenso wie das Zeburind so auch das Kreishornschaf gebracht hätten und deren Haustiere sich gegenüber den hamitischen durchsetzten. Ganz ähnlich dürfte es dann auch um die Ziegen bestellt sein. Auch da mag Capra aegagrus (Bezoarziege) die eigentliche Hamitenziege darstellen, wofern auch die altägyptische Zwergziege dazu gehört; dagegen wäre C. falconeri dem östlichen indischen Einschlag zuzuschreiben. Ordnen wir das Haustiermaterial derartig, wogegen, soviel ich sehe, sachliche Gründe sich nicht vorbringen lassen, so ergibt sich ein einheitlicher hamitischer Kulturbesitz, z. T. von England bis Südmesopotamien reichend (mit dem Mittelpunkt etwa in Spanien oder Nordwestafrika), umfassend das Langhornrind, Fezzanschaf (das in Spanien vor dem in verhältnismäßig später Zeit eingeführten Feinwollschaf immerhin gehalten worden sein kann), Bezoarziege, Windhund und iberisch-berberische Pferderasse; letztere allerdings wohl ein verhältnismäßig spätes Kulturgut, das die Osthamiten nicht mehr erreichte, da ihm dort das kleinasiatische Tarpanpferd zuvorkam, das auf seinem Zuge nach Westen den hamitischen Pferdetypus noch weiter auch in Nordwestafrika verdrängte. Mit dieser Ausscheidung von Kreishornschaf und Schraubenziege aus dem hamitischen Kulturbesitze fällt jedoch auch die Nötigung weg, die Geburtsstätte der hamitischen Kultur im Bereiche des heutigen Afghanistan, Belutschistan und des anschließenden Persiens, eventuell gar im nordwestlichen Indien zu suchen und die Hamiten aus Asien herzuleiten, wogegen mancherlei spricht. Ausgehend von der unleugbaren sprachlichen Verwandtschaft zwischen Hamiten, Semiten und Indogermanen, scheint mir unter Berücksichtigung der auffallenden Beziehungen der genannten Gruppen untereinander auch im Körperbau der Schluß unabweislich, daß diese drei Äste in vorgeschichtlicher Zeit auch eine anthropologisch und sprachlich einheitliche Menschenart bildeten, die ihren Mittelpunkt in Westeuropa und vielleicht auch Nordwestafrika hatte; von dort erst wanderte der hamitische Typus im Norden Afrikas nach Osten, wo er, nach Asien übersetzend, mit den Sumerern[2]) sein nordöstliches Ver-

[1]) Für ein altes indisches (drawidisches) Element in Arabien siehe Pöch, FIOO. Ber. II, S. 23f.

[2]) Für den stark hamitischen Einschlag in der Sprache der Sumerer (neben nigritischem Gut) siehe Meinhofs Besprechung von Delitzsch, Sumerische Grammatik, in Zeitschr. f. Kolonialsprachen, Bd. V, 319ff.

breitungsgebiet erreicht zu haben scheint. Ob das indische Element, dem ich neben dem Höckerrind auch Kreishornschaf und Schraubenziege zuweisen möchte, schon vor der hamitischen Einwanderung im Lande saß oder in steter Durchdringung von Südarabien her über die Ostküste Arabiens ins untere Zweistromland seine Kulturgüter brachte, bleibe vorläufig dahingestellt.

Als dritte und jüngste Völkergruppe treten, wie Adametz wohl einwandfrei nachweist, im Bereiche der Hamiten die vorderasiatischen Kurzköpfe mit klar bestimmten Haustieren auf den Plan; ihre Tierwelt, Kurzhornrind, Fettschwanzschaf, Priskaziege und Pferd vom Tarpantypus, beginnt vom Anfange des 2. Jahrtausends v. Chr. immer mehr und mehr Fuß zu fassen, ein Entwicklungsgang, der ihr in der Gegenwart zu einer stark überragenden Stellung verhalf.

Es sind weitgehende Probleme, die das Buch von Adametz aufrollt; und wenn damit auch nicht über alle schon das letzte Wort gesprochen ist, so wird doch jede weitere Forschung über die Herkunft der Hamiten auf den Ergebnissen dieser Arbeit aufbauen müssen.

4. Reihe: Quellenwerke in Übersetzungen. I. Abteilung (Sammlung türkischer Gesetze), Heft 1: Friedrich v. Kraelitz-Greifenhorst. Die Verfassungsgesetze des osmanischen Reiches, übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Wien 1919. VIII und 108 S. mit einer genealogischen Tafel des kaiserl. Hauses Osman. Mk. 7·—.

Für die praktischen Bedürfnisse des Kaufmannes und Juristen, der für seine Unternehmungen der Kenntnis der einheimischen Gesetzgebung nicht entraten kann, berechnet, wird dieses Buch auch über diesen Kreis hinaus für jene Wissenszweige, die, wie die Völkerkunde, sich mit der modernen Türkei zu befassen haben, als Nachschlagebuch oft von Wert sein.

7. Reihe: Berichte. Bd. I, 1917 18 (103 S., Mk. 6·—.); Bd. II, 1918/19 (XVI und 176 S., Mk. 10·—).

Aus dem reichen Inhalte der Berichte, die im wesentlichen die im Forschungsinstitute gehaltenen Vorträge wiedergeben, seien, als für die anthropologischen Wissenschaften wichtig, folgende Aufsätze genannt:

Bd. I: R. Geyer, Die Zukunftsfrage des Islam. F. v. Kraelitz: Besuch des k. u. k. Kriegsgefangenenlagers in Sigmundsherberg; A. Grohmann, Besprechung von F. Stuhlmann, Kampf um Arabien zwischen der Türkei und England; A. Haberlandt: Bericht über eine Forschungsreise in Montenegro und Albanien im Sommer 1916; R. Bleichsteiner: Kaukasische Forschungen im k. u. k. Kriegsgefangenenlager Eger.

Bd. II: G. Hüsing: Die Saken; R. Bleichsteiner: Die Alanen; R. Pöch: Hamitische und semitische Rassenmerkmale; A. v. Rosthorn: Sind die Tschinesen ein autochthones Volk?; Derselbe: Einige Bemerkungen zur Völkermischung in Tschina; A. Grohmann: Altorientalische Agrarwirtschaft; R. Bleichsteiner: Überblick über kaukasische Völker und Sprachen. *V. Christian.*

## Druckfehlerberichtigung.

In den Unterschriften der Abbildungen auf S. 3 dieses Bandes hat es statt „Gesichtshöhe“ beidemale richtig zu heißen „Gesamthöhe“.

# Die magische Bedeutung der weiblichen Kopfbedeckung im schwedischen Volksglauben.

Von **Pehr Lugn.**

In Schweden gleichwie in allen anderen germanischen Ländern hatte seit Urzeiten nur die Jungfrau das Recht, mit unbedecktem Kopf und frei herabhängendem Haar aufzutreten. Die verheiratete Frau dagegen trug ausnahmslos daheim wie draußen irgendeine Art von Kopfbedeckung.[1]) Als ein Standeszeichen der Hausfrau ist indes, wenigstens in christlicher Zeit, diese Kopfbedeckung nicht aufgefaßt worden. Verpflichtet, eine Haube zu tragen, waren nämlich nicht nur die ehrbaren Frauen, sondern auch Huren, verführte Mädchen und überhaupt jedes Weib, das mit oder ohne Verschulden seine Jungfräulichkeit verloren hatte.[2])

Das Volk in Schweden hielt im allgemeinen noch im vorigen Jahrhundert an dieser Sitte fest, daß die Mädchen zum Unterschied von den Frauen mit unbedecktem Kopfe gingen. Selbst in Gegenden, wo auch die jungen Mädchen begonnen hatten, Kopfbekleidung zu tragen, unterschied sich diese in der Regel auf irgendeine Weise von derjenigen der Frauen. So trugen im Gerichtsbezirke Västbo in Småland allerdings sowohl Verheiratete als auch Unverheiratete ein weißes Kopftuch und den sogenannten Hut (hatt), während bloß die Frauen das Recht hatten, die Haube (hufva) zu verwenden, die unter dem Hut getragen wurde und offenbar die ursprüngliche Frauenhaube war.[3]) In anderen Gegenden trugen in späterer Zeit Mädchen und Frauen in gleicher Weise eine Bindemütze (bindmössa), aber die verheirateten Frauen allein hatten das Recht, unter dem vorderen Rande dieser Mütze einen losen, spitzengeschmückten Linnenstreifen zu befestigen,[4]) der ohne Zweifel der letzte eingeschrumpfte Rest der Frauenhaube ist.

Mit der Kopfbedeckung der Frau und des gefallenen Weibes war im schwedischen Volksglauben eine Anzahl abergläubischer Vorstellungen verbunden, von denen ich glaube, daß sie eine Veröffentlichung verdienen als Beitrag zu der seit einiger Zeit geführten Diskussion über Ursprung und Natur der verschiedenen Verhüllungsriten und -bräuche.[5]) Die reiche schwedische Volksüberlieferung ist im Auslande verhältnismäßig wenig bekannt. Jeder Aufsatz, der sie behandelt, erhält daher Bedeutung auch

[1]) J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, II, 1913–1915, S. 347; IV, 1918—1919, S. 353.

Troels-Lund, Dagligt Liv i Norden, 4. uppl., X, S. 169.

[2]) Schon eine mittelalterliche dänische königliche Verordnung befiehlt, daß die öffentlichen Frauenzimmer Kopfbedeckung tragen sollten (J. Kamp, Danske Folkeminder, 1877, S. 189, Anm. 1), und es ist kein Grund, anzunehmen, daß die Verhältnisse in Schweden zur selben Zeit andere waren. Zahlreiche Beispiele derselben Forderung in Schweden sollen im Verlaufe der Untersuchung gegeben werden.

[3]) P. G. Wistrand, Svenska folkdräkter, 1907, S. 34.

[4]) P. G. Wistrand, Svenska folkdräkter, S. 73, und von demselben: Fataburen, 1908, S. 9.

[5]) Vgl. Dieterich, Kleine Schriften, S. 440ff.; E. Samter, Familienfeste der Griechen und Römer, 1901, S. 33ff.; H. Bächtold, Schweiz. Archiv für Volkskunde, 1916, S. 6ff.; E. Fehrle, ebenda S. 120ff., und Die kultische Keuschheit im Altertum, 1910, S. 38, Anm. 4, und S. 70, Anm. 3.

als Materialsammlung für andere Forscher. Dieser Gesichtspunkt hat mich zu einer vollständigeren Darstellung veranlaßt, als vielleicht nötig gewesen wäre, wenn ich nur schwedische Leser im Auge gehabt hätte.

Ich beginne damit, die älteste Mitteilung über den in Frage stehenden Aberglauben, die mir zu finden geglückt ist, vorzulegen, ein Gerichtsprotokoll aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts.

Im Jahre 1704 zitierte die Magd Hanna Larsdotter in Anderslöf sämtliche Männer des Dorfes samt den Hausfrauen mit Ausnahme von vier Haushalten vor das Bezirksgericht.[1]) Durch ihren Bevollmächtigten überbrachte sie eine schriftliche Eingabe, „worin sich bemeldete Hanna Larsdotter über die betreffenden Frauen beschwert, daß diese bei dem in diesem Jahre gehaltenen sogenannten gåsegång (Gänseschau)[2]) sie durch die Hebamme Ingeborg Anders Jönssons zu Anderslöf hätten in Augenschein nehmen und „melken“[3]) lassen sowie daß sie in böswilliger Absicht zu ihres Brotherrn Sören Anderssons Haus gekommen seien, um ihr Schimpf und Schaden zuzufügen, sie mit Gewalt in Abwesenheit ihres Brotherrn herausgeholt, ihr im Beisein der Pfarrersmutter die Hände festgehalten und ihr Schande zugefügt hätten, indem sie ihr ein Tuch um den Kopf banden, so wie man es mit Huren macht, was alles sie ohne Auftrag irgendeiner Obrigkeit vorgenommen; weshalb darauf bestanden wird, daß sie für eine so ungebührliche Behandlung Strafgeld zahlen und die verursachten Gerichtskosten im Betrage von 12 Silbertalern ersetzen sollten“.

Vor Gericht erklärte der Dorfälteste im eigenen Namen und in dem der Mitangeklagten, „die Hausfrauen hätten in herkömmlicher Weise die Gänseschau vorgenommen und die Gänse des Dorfes besichtigt; dann seien sie in sein Haus gekommen, um das Gänsefest zu begehen, und hätten alle Mägde beisammen haben wollen, um Nachschau zu halten, ob einer etwas fehle, wie immer Gepflogenheit gewesen. Hanna Larsdotter habe sich ferngehalten, daher sie um sie schicken wollten und des Dorfältesten Magd zu ihr sandten, mit der sie aber nicht hätte gehen wollen, weshalb einige Frauen sie holten, der Älteste weiß nicht mehr, welche es waren. Als sie kam, waren alle die anderen Dorfmägde in der Stube, worauf die Frauen eine nach der anderen hernahmen und deren Brüste besahen; aber als sie zu Hanna Larsdotter kamen, schien sie ihnen nicht so auszusehen wie die anderen, weshalb sie Verdacht gegen sie hatten und sagten, daß sie ein Kopftuch nehmen sollte (att hon skulle binda på hufvudet),[4]) aber sie meinte, daß das nicht nötig sei. Da sagte Pehr Franssons Weib: Ja, Du mußt das tun, denn Du gehst auf die Gasse hinaus barhäuptig, mir, meinen Kindern und meinem Vieh zum Schaden (efter du går uth på gatan barhufvad mig, mina barn och creatur till skada), worauf Hanna

[1]) Nicolovius, Folklifvet i Skytts härad i Skåne vid början af 1800—talet, 1908, S. 64.

[2]) Zusammenkunft der Hausmütter des Dorfes im Herbst, um zu überwachen, daß die Gänse, die man den Sommer über auf der Allmende des Dorfes frei weiden ließ, wieder an ihre rechtmäßigen Besitzer verteilt würden. Der Besichtigung folgte ein Fest, bei dessen erstem Teile nur die Weiblichkeit vertreten war (a. a. O. S. 62).

[3]) Eine solche Untersuchung der Brüste war früher eine allgemein angewandte Magdtumsprobe, z. B., wenn es galt, ein Frauenzimmer ausfindig zu machen, das sein neugeborenes Kind umgebracht hatte. (G. Hyltén-Cavallius, Wärend och wirdarna, 1863—1868, II, S. 328; Finskt Museum, II, 1895, S. 70.)

[4]) Im Bezirke Skytts, gleichwie an den meisten Orten Schonens, hielt sich noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die uralte Sitte, daß die Jungfrau mit unbedecktem Kopfe ging, indessen die Hausfrau drinnen wie draußen Kopfbedeckung trug. (Nicolovius, a. a. O. S. 27.) Die versammelten Frauen forderten also, daß die der Schwangerschaft verdächtige Dienstmagd die Kopfbedeckung der Verheirateten anlegen solle.

Larsdotter antwortete: Dann ist's um so besser, daß Du nicht viel Vieh hast. Aber die Frau sagte: Hab ich's nicht zu eigen, so hab ich's zu Miete, so daß es gleich viel ist. Du hast wohl verdient, daß Du ein Tuch trägst, wenn Du auf die Gasse gehst. Sie antwortete: Ich nehme gern einen Lappen um den Kopf, wenn ich ausgehe, und ich werde weder Dir noch jemand anderem im Wege stehen! worauf der Älteste sagte: Hanna, nun sprichst Du, wie's recht ist; hol' mich dieser und jener, wenn Du nicht beinah die Wahrheit gesagt. Darauf ging sie hinaus und der Dorfälteste ging zum Pfarrer. Inzwischen sagte die Pfarrersfrau, daß Hanna zu ihr kommen solle, weshalb der Älteste und die Frauen um sie gingen, aber sie war auf den Dachboden hinaufgekrochen und hatte sich versteckt. Da stieg der Älteste zu ihr hinauf und forderte sie auf, zur Pfarrerin hinunter zu gehen, sie aber wollte anfänglich nicht; doch ging sie schließlich zu ihr, und als sie dorthin gekommen war, redete die Pfarrerin mit ihr und, da sie wieder ihre Brüste besahen, schien es ihnen, daß sie nicht waren, wie sie sein sollten, weshalb sie ihr ein Kopftuch umbinden wollten; aber sie warf dieses fort und sagte, daß sie selbst etwas um den Kopf nehmen wolle, wenn sie es verdient hätte, womit sie sich trennten. Zugleich teilte die Hebamme mit, daß sie ihre Brüste nicht berühren ließ, was sie bei ihnen in Verdacht gebracht habe. All das hätten sie getan auf Grund einer alten Gepflogenheit, die, wenn Gänseschau war, immer eingehalten worden sei".

Sowohl der Ortsrichter Jonas Akeson als auch die Gerichtsbeisitzer sagten zur Aufklärung, daß es in einer Anzahl von Dörfern Sitte war, im Anschluß an die Gänseschau die Brüste der Mägde zu untersuchen, „sintemal sie der unbegründeten Meinung sind, daß, wenn ein Mädchen, das sich nicht ordentlich gehalten hat, mit geflochtenem Haar[1]) ginge, schwangere Frauen und deren Leibesfrucht sowie das Vieh davon Schaden nehmen und mit besonderer Krankheit behaftet werden würden".

Das Ende des Prozesses war, daß die angeklagten Weiber verurteilt wurden, ihre drei Taler Strafgeld zu zahlen und der Klägerin die Gerichtskosten zu ersetzen. Zugleich wurden sie verständigt, daß sie in Zukunft die ungesetzliche Untersuchung zu unterlassen hätten, sofern sie Straffälligkeit vermeiden wollten.

Das Volk in Schweden legte von altersher großes Gewicht darauf, die Leibesfrucht gegen vermeintliche schädliche Einflüsse zu schützen. In Schweden wie anderswo hatte die Schwangere zahlreiche Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Unterblieben diese, so wurde damit das erwartete Kind ernstlichen Gefahren ausgesetzt. Aber auch die Umgebung war verpflichtet, alles zu vermeiden, was der Leibesfrucht schaden konnte. So erzählt Nicolovius[2]), daß, als er jung war, niemand gewagt hätte, einen geschossenen Hasen zum Verkaufe zu bringen, ohne ihm vorher mit irgendetwas den Kopf einzubinden. Wenn eine Schwangere zufällig einen Hasenkopf zu sehen kriegte, glaubte man nämlich, daß das Kind hasenschartig werden könnte. Ich erinnere mich selbst aus meiner Heimat, wie der Jäger aus gleichem Grunde die Maulpartie des Hasen wegzuschneiden pflegte, bevor er ihn zum Kauf ausbot. Letzten Endes war es Sache der Gesellschaft, zuzusehen, daß durch die Nachlässigkeit unachtsamer Personen kein Schade angestiftet wurde. In Finnveden glaubte man zum Beispiel, daß es Gebrechen des Kindes zur Folge hätte, wenn die werdende Mutter einen nach Abspannung der Zugtiere in der Furche stehengebliebenen Hakenpflug (årder) oder

[1]) d. h. mit langem Haar und bloßem Kopf. Frauen waren kurzgeschoren. (Nicolovius, a. a. O. S. 27 und 161.)

[2]) a. a. O. S. 174.

eine ebensolche Egge mit noch daransitzendem Eggenzug (harfdrag) zu sehen bekam.[1]) Sich solcher Unachtsamkeit schuldig zu machen, war deshalb verboten und jeder, der ein Gerät traf, mit dem es in der angegebenen Weise bestellt war, wurde für berechtigt angesehen, es ohne weiteres zu zerschlagen. Ein Glied in der Schutzpflicht der Gesellschaft gegen das erwartete Kind bildete noch die oben geschilderte Mägdemusterung im Bezirke Skytts. Im besonderen Fall kommt außerdem noch hinzu, daß auch die Schwangere selbst und ebenso das Vieh[2]) gefährdet wird, wenn eine Gefallene es unterlassen hat, sich freiwillig den Kopf zu umhüllen.

Der Bezirk Skytts ist nicht die einzige Gegend in Schonen, aus der die Mägdemusterung bekannt ist. In dem nahegelegenen Bezirke Rönneberg kam noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts diese Kontrolle der Dorfgemeinde über die Tugend der unverheirateten Weiblichkeit vor als eine Art prophylaktischer Vorkehrung, die zum Endzweck den Schutz der Umgebung gegen den von dem gefallenen Weibe ausgehenden schädlichen Einfluß hatte.[3]) Im Bezirke Rönneberg wurde diese Untersuchung zu größerer Sicherheit zweimal im Jahre vorgenommen, im Frühling, wenn die Gänschen auf die Allmende hinausgebracht wurden, und im Herbste, wenn man die Gänse wieder an die verschiedenen Eigentümer verteilte. Daß die Mägdemusterung somit regelmäßig mit der Musterung der Gänse zusammengelegt wurde, erklärt sich wohl am einfachsten daraus, daß die Frauen des Dorfes bei und zum Zwecke dieser Verrichtung ohnedies zusammengerufen werden mußten und man es mithin angezeigt fand, die beiden Geschäfte zusammenzuschlagen. Auch hier nahm die Hebamme des Ortes teil, um möglichen Irrtümern vorzubeugen. Fand man irgendein Mädchen, das mit Grund verdächtigt werden konnte, schwanger zu sein, so band man ihm ein Tuch um den Kopf. Die Aufzeichnerin führt an, daß die Sache nicht ohne jeglichen Protest seitens der Verdächtigten ablief.

In Anderslöf waren es die „schwangeren Frauen mit ihrer Leibesfrucht samt dem Vieh", die von den schädlichen Einflüssen getroffen wurden, die von dem unverheirateten schwangeren Weibe ausgingen, wenn man es zuließ, daß dieses, gleichwie die anderen Unverheirateten, mit entblößtem Kopfe ging. In der Aufzeichnung aus dem Bezirke Rönneberg ist der Wirkungskreis des geheimnisvollen Einflusses enger begrenzt. Die Begründung für das Umbinden des Tuches ist nämlich die, daß, „wenn eine Frau in der Hoffnung eine ebensolche unverheiratete Weibsperson mit bloßem Haar sah, das eheliche Kind „horskäfver" bekam". Hier wird also nichts davon gesagt, daß die schwangere Frau selbst oder das Vieh irgendwelchen Schaden leiden sollten, wenn ein schwangeres Mädchen mit entblößtem Kopfe ging. Statt dessen erfahren wir, von welcher Art der der Leibesfrucht vermeintlich zugefügte Schade war. Das Kind bekam „horskäfver". Das Wort *skäfver*, gewöhnlich *skärfva*, ist eine schwedische volkstümliche Bezeichnung der englischen Krankheit. Von „skärfva" kommen verschiedenartige Formen mit ungleichem Krankheitsanlasse

[1]) F. J. E. Eneström, Finnvedsbornas seder och lif, 1910, S. 75.

[2]) Auf welche Weise das Vieh geschädigt wurde, wird nicht gesagt. Eine Aufzeichnung aus Södermanland teilt indessen mit, daß, wenn eine Schwangere in einen Stall geht, wo sich trächtige Kühe befinden, die Kälber „fallsjuka" oder Fallsucht bekommen. (H. Aminson, Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria, V, 1884, S. 105.) Auch das Pferd war nach dem Volksglauben sehr empfindlich gegen die Unreinheit des Weibes. Nach einer über das ganze Land verbreiteten Vorstellung kam das Brautpferd von Kräften, besonders wenn die Braut nicht Jungfrau war.

[3]) Eva Wigström, Svenska Landsmål, VIII, 2, 1891, S. 51.

und daher auch ungleicher Behandlungsart vor.[1]) Unter den Krankheitsursachen spielt die eine oder andere Form von Kontakt zwischen dem Kinde und einer Gefallenen eine hervorragende Rolle.

Bemerkt muß werden, daß der unheilbringende Einfluß ausgesprochenermaßen auf das bloße Haar der Gefallenen zurückgeführt wird. Noch eine Aufzeichnung von Eva Wigström handelt von den gefährlichen Folgen, die es hat, wenn eine unverheiratete schwangere Person mit entblößtem Haare geht. Diese Aufzeichnung ist nicht lokalisiert, aber da das von Frau Wigström gesammelte folkloristische Material in überwiegendem Maße aus Schonen herrührt und die Krankheit mit der in den schonischen Dialekten vorkommenden Wortform *skäfver* bezeichnet wird, wage ich die Vermutung, daß auch diese Angabe aus Schonen stamme. Nach dieser Aufzeichnung entsteht „horskäfver", „wenn eine unverheiratete Person, die in der Hoffnung ist, sich den Kopf so schlecht einhüllt, daß eine Frau, die gleichfalls schwanger ist, ihren Haarscheitel zu sehen kriegt".[2]) Hier ist es also nicht ausreichend, daß die gefallene Weibsperson ein Kopftuch umnimmt. Bindet sie es so unsorgfältig, daß irgendein Teil ihres Haares zum Vorschein kommt, so treten nichtsdestoweniger die unheilvollen Folgen ein.

Irgendwelche weiteren Beispiele einer regelmäßigen Besichtigung der unverheirateten Frauenzimmer habe ich nicht gefunden, wiewohl eine solche vermutlich auch in anderen Teilen von Schonen als den bereits genannten stattgefunden hat. Daß die Bäuerinnen in der ganzen Landschaft das unverheiratete Weibervolk unter scharfer Aufsicht hielten, ist auf jeden Fall sicher. So wird aus dem Bezirke Bara im südwestlichen Schonen mitgeteilt, daß eine schwangere Braut bei der Trauung ein Tuch um den Kopf tragen muß, „das ihr die Weiber des Ortes, in dem sie sich aufhält, bei dem geringsten Beweis ihrer Schuld umbinden".[3]) So weit ich es verstehe, bedeuten die von mir zitierten Worte, daß das Tuch dem gefallenen Mädchen umgebunden wird, sobald man ihren Zustand bemerkt, nicht erst am Hochzeitstage, wie der erste Teil der Mitteilung vielleicht vermuten ließe. Eine Aufklärung über den Anlaß zu der Vorkehrung wird nicht gegeben. Im Bezirke Ingelstad im südöstlichen Schonen zwang man gefallene Mädchen, beständig ein Halbtuch (halfklut) zu tragen, eine Kopfbedeckung, die vollständig zusammenfiel mit der alltäglichen Kopfbekleidung der Frauen. Bei festlicheren Gelegenheiten banden diese später ihre Kopftücher über einen diademförmigen, flachen Bogen von Hanfflechten, von dem rote Wollenbänder über den Rücken herabhingen. Diese Bänder waren das Kennzeichen, daß die Trägerin eine ehrbare Frau war.[4]) Aus dem Kirchspiele Jämshög in Blekinge wird berichtet, daß die unverheirateten Frauenzimmer für gewöhnlich meist barhäuptig gingen. Eine Ausnahme machten diejenigen von ihnen, die entweder geboren hatten oder doch mindestens eingestanden, daß sie schwanger waren. Diese nämlich mußten ein Tuch tragen, sofern sie sich nicht öffentlichen Beleidigungen aussetzen wollten.[5])

[1]) *Horskärfva* heilte man dementsprechend dadurch, daß das Kind aus dem Schuh einer leichtfertigen Person (vgl. schwedisch *hora* „Hure") zu trinken bekam. (Gaslander, Wessbo härad, 1774, S. 43.) Litt das Kind an *likskärfva*, so heilte man diese dadurch, daß man das Kind nackt in ein Grab legte, es aus der linken Hand einer Leiche (schwedisch *lik*) trinken ließ usw. (Hyltén-Cavallius, Wärend och wirdarna, II, S. XLIV.)

[2]) Eva Wigström, Svenska Landsmål, VIII, 3, nr. 1166, S. 381.

[3]) J. Svanander bei A. Hazelius, Bidrag till vår odlings häfder, I, 1882, S. 29. Die Mitteilung stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

[4]) N. G. Bruzelius, Allmogelifvet i Ingelstads härad, 1876, S. 33.

[5]) J. J. Öller, Beskrifning öfver Jemshögs socken, 1800, S. 263.

In Anbetracht des begrenzten geographischen Bereiches und des einheitlichen Kulturmilieus, aus dem die oben wiedergegebenen Beispiele von Zwangsmaßnahmen zur Verhüllung des Kopfes des gefallenen Mädchens herstammen, wird man es wohl ohne weiteres für ausgemacht halten dürfen, daß diesen allen der Glaube an die magische Gefährlichkeit der Gefallenen zugrunde lag.

Sämtliche im vorausgehenden gegebenen Beispiele stammen, wie sich zeigt, aus den zwei südlichsten, vor 1658 zu Dänemark gehörigen Provinzen. Aber auch im übrigen Schweden hielt der gemeine Mann streng an der alten Forderung fest, daß das gefallene Mädchen den Kopf bedecken sollte. So erwähnt der deutsche Geistliche Fr. W. v. Schubert, der in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ausgedehnte Reisen durch Schweden unternahm, die über ganz Jämtland verbreitete Sitte, daß gefallene Mädchen eine besondere Kopfbedeckung trugen. Aus dem Pastorat Berg, wo sich alter Brauch am besten erhalten haben dürfte, teilt er mit: „Während ehrliche Mädchen mit rosenroten und anderen hellfarbigen Mützen gehen, dürfen unkeusche Mädchen in der Kirche nur mit dunkelbraunen und dunkelblauen Mützen erscheinen und auch im alltäglichen Leben sich nur wie Frauen kleiden, das ist ihren ganzen Kopf mit Tüchern umwinden, indes die Mädchen den obersten Teil des Kopfes unumwunden tragen.“ [1]) Obwohl man, vielleicht des Klimas wegen, in manchen Gegenden von Norrland früher als im südlicheren Schweden die uralte Sitte aufgegeben hatte, die der Jungfrau vorschrieb, mit bloßem Kopfe zu gehen, behielt man sie also in dieser altväterischen Gegend soweit bei, daß die Mädchen beim Umbinden der Kopfbedeckung den Scheitel frei ließen. In v. Schuberts Mitteilung ist daher in typischer Form die schon aus Schonen und Blekinge belegte Forderung wiederzufinden, daß das gefallene Mädchen in Übereinstimmung mit der Frau den Kopf bedecken soll. Daß ein abergläubisches Motiv dem Brauch zugrunde läge, wird nicht berichtet, sei es, daß dieses ursprüngliche Motiv schon in Vergessenheit geraten war oder daß es von den Gewährsmännern des Verfassers als bedeutungslos übergangen wurde. Aus Härjedalen berichtet derselbe Schriftsteller: „Gefallene Mädchen haben eine auszeichnende dunkle Trauertracht.“ [2]) Eine Beschreibung der Tracht wird nicht gegeben, aber da alle volkstümlichen weiblichen Trauertrachten in Schweden sich vor allem durch eine umfängliche Kopfbedeckung auszeichnen,[3]) haben wir allen Grund, anzunehmen, daß das auch hier der Fall war. Das Beispiel gibt Aufklärung darüber, daß man auch in Härjedalen zu dieser Zeit an der ursprünglichen Sitte festhielt, die der Unverheirateten Barhäuptigkeit vorschrieb.[4])

Die auffallende Übereinstimmung zwischen diesen Fällen und den früher mitgeteilten aus Südschweden machen es von vornherein glaubhaft, daß auch hinter den zuletzt beschriebenen Verhüllungsbräuchen der Glaube lag, die Kopfbedeckung besitze die magische Kraft, die Tabu-Ansteckung des unreinen Weibes zu binden. Diese Annahme wird bekräftigt durch eine Aufzeichnung aus Småland, die zeigt, daß der besprochene Aberglaube wirklich auch nördlich von der alten dänischen Grenze vorgekommen ist. Nach Aussage Törners bekommt nämlich das künftige Kind „skärfva“, wenn eine schwangere Frau eine barhäuptige „löndahora“ zu sehen kriegt. Als „löndahora“ bezeichnete das Volk ein Frauenzimmer, das leichtfertig lebt, ohne

[1]) Fr. W. v. Schubert, Reise durch Schweden usw., II, 1823, S. 563.
[2]) v. Schubert, a. a. O. S. 577.
[3]) v. Schubert, a. a. O. S. 573.
[4]) v. Schubert, a. a. O. S. 573.

Kinder zu bekommen. Das Wort selbst ist ein Kasuskompositum, dessen erster Teil dasselbe ist wie aisl. *leynd*, Gen. *leyndar*; vgl. aisl. *leyndar-maðr, leyndar-vinr* „heimlicher Geliebter". Eine „löndahora" ist somit eine heimliche Hure. Törners Mitteilung hat deshalb ihr besonderes Interesse, weil sie zeigt, daß es nicht einfach die Schwangerschaft, sondern der unerlaubte Geschlechtsverkehr war, der das leichtfertige Weib für seine Umgebung gefährlich machte.[1])

Natürlich darf man aus dem Umstande, daß sich unmittelbare Zeugnisse über den in Frage stehenden Aberglauben bloß aus Schonen und Småland finden, nicht den Schluß ziehen, daß er nur dort verbreitet war. Diese zwei Landschaften sind nämlich die einzigen, aus denen es eine größere Anzahl von Aufzeichnungen mit rein folkloristischem Zwecke gibt, die aus älterer Zeit stammen. Für die übrigen Teile des Landes muß man sich mit zufälligen Bemerkungen in Arbeiten weiterhelfen, die in einer ganz anderen Absicht verfaßt worden sind als in der, Volksbrauch zu sammeln. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn eine bestimmte abergläubische Vorstellung überhaupt vorkommt, sie stets über ein größeres Gebiet verbreitet ist. So erklärt der bekannte dänische Folklorist Evald Tang Kristensen, während seiner langen Forschungszeit allerdings örtliche Spielarten eines bestimmten Aberglaubens vorgefunden zu haben, dagegen keinen Aberglauben, der bloß innerhalb eines engeren Bereiches vorgekommen sei.[2])

Wie aus dem Vorausgehenden erhellt, ist der Glaube an die magische Kraft der Kopfbedeckung, die Tabu-Ansteckung des unreinen Weibes zu binden, sowohl innerhalb der einstmals dänischen Provinzen als auch im übrigen Schweden vorgekommen. Daß es diesen Aberglauben auch im eigentlichen Dänemark gegeben hat, wissen wir durch eine Mitteilung des dänischen Folkloristen Jens Kamp. Es war, sagt er, in alter Zeit Sitte, daß Frauen und verführte Mädchen ständig mit bedecktem Kopfe gingen. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging in Westjütland ein verführtes Frauenzimmer niemals mit bloßem Kopfe. Dieser Brauch „stammt aus einer abergläubischen Vorstellung und ist früher in allen Gegenden des Nordens streng beobachtet worden".[3]) Worin diese abergläubische Vorstellung bestand, versäumt er leider mitzuteilen. Niemand wird wohl ernstlich bezweifeln, daß sie gleicher Art ist wie die uns aus Schweden schon bekannte.

Kamp spricht die Vermutung aus, daß der in Frage kommende Aberglaube mit im Spiele war, als König Hans seine Verordnung erließ, daß Huren eine Haube, zur Hälfte rot, zur Hälfte schwarz,[4]) tragen sollten. Für diese Annahme möge er selbst einstehen. Sicher ist, daß während der folgenden Jahrhunderte sowohl höhere als auch niedere Behörden in allen drei nordischen Ländern eifrig darüber wachten, daß das gefallene Mädchen nicht mit bloßem Kopfe ging.[5]) Viele davon teilten sicher gleich der Pfarrersfrau in Anderslöf den volkstümlichen Aberglauben. Andere hinwiederum eiferten ganz einfach dafür, daß alte gute Sitte in Kraft blieb. Ich begnüge mich mit diesem kurzen Hinweis, da ich mich grundsätzlich ausschließlich an die reinen, im Volke selbst lebenden Vorstellungen halte.

* * *

[1]) J. J. Törner bei L. Rääf, Manuskriptsamling. III, S. 159. Die Aufzeichnung stammt aus der Zeit um 1760.

[2]) Evald Tang Kristensen, Sagn og overtro fra Jylland, 2. samling. 2. afd., 1888. S. 78.

[3]) Jens Kamp, Danske Folkeminder, 1877, S 89.

[4]) Jens Kamp, a. a. O. S. 89, Anm. 1.

[5]) Troels-Lund, Dagligt Liv i Norden, 4. uppl., X, S. 172.

Es war indessen, wie schon angedeutet, nicht bloß das leichtfertige Frauenzimmer, das seine Kopfbedeckung trug, um übernatürliche Gefahren abzuwenden. Es ist ganz ebenso notwendig, daß die schwangere Frau den Kopf bedeckt, obwohl der Gesichtspunkt in diesem Fall ein anderer ist. Hier handelt es sich nicht darum, die Umgebung der Schwangeren gegen die von ihr ausgehenden schädlichen Wirkungen zu schützen. Es gilt vielmehr, die Leibesfrucht gegen von außen drohende, krankheitbringende Einflüsse zu schützen, denen man sie ausgesetzt glaubt, wenn die Mutter während der Schwangerschaft mit unbedecktem Kopfe geht. Die Haube hat somit in diesem Fall den Charakter einer Art von Amulett angenommen. „Mit entblößtem Kopfe durfte sie niemals gehn, denn sonst kriegte das Kind „skäfver“ ..., eine Kinderkrankheit, von der man glaubte, daß die Mütter sie in mehrfacher Weise verschulden könnten“,[1]) sagt Nicolovius über die schwangere Frau im Bezirke Skytts. Von demselben Aberglauben berichtet Gaslander aus dem Bezirke Västbo in Småland[2]) und Hyltén-Cavallius aus Värend in derselben Landschaft.[3]) Aus Södermanland liegt dieselbe Vorstellung in etwas verflachter Form vor. Man glaubte dort, daß, wenn die Schwangere außer Haus barhäuptig ging, das Kind Erbgrind (ondskorf), d. i. Favus, bekäme.[4]) Falls der Gewährsmann des Aufzeichners sich nicht undeutlich ausgedrückt hat, scheint man somit hier die ursprüngliche Forderung, daß die schwangere Frau ohne Unterschied sowohl drinnen wie draußen eine Art von Kopfbedeckung tragen sollte, aufgegeben zu haben. Man begnügt sich, solche vorzuschreiben, wenn sie sich draußen aufhält, da man wohl glaubt, daß dort größere Gefahren lauern als daheim im Hause. Auch die Krankheit, die eine Folge davon war, daß man die Vorsichtsmaßregel unterließ, hat den Charakter geändert; wenngleich unangenehm genug, ist sie nicht von derselben unheilvollen Art wie in den vorhergehenden Fällen. Auch in Blekinge sah man es als gefährlich an, wenn die werdende Mutter barhäuptig ausging. Tat sie es, so kriegte das Kind „himmelsskirfva“.[5]) Frau Wigström bringt eine nicht lokalisierte, vermutlich aus Schonen stammende Aufzeichnung, der zufolge das Kind „härskäfver“ bekommt, wenn die Mutter während der Schwangerschaft barhäuptig geht.[6]) Auch die unkeusche Braut mußte in irgendwelcher Weise den Kopf bedecken, um ihre Leibesfrucht zu schützen. „Eine Braut, die sich dessen bewußt ist, keine Jungfrau zu sein, darf den Scheitel in der Brautkrone nicht entblößt lassen, da das Kind sonst „skäfver“ bekommt.“[7]) Wie sie dabei verfuhr, teilt eine Aufzeichnung aus Søndmør in Norwegen mit. „Wenn einem Mädchen der Brautschmuck angelegt wird, trägt sie jedesmal eine Krone auf ihrem bloßen Kopfe; ist sie aber geschwängert, so legt man — ich weiß nicht, aus welchem Anlaß — einen Lappen oder ein Stück Zeug in die Krone, um den Scheitel zu bedecken.“[8]) Indessen brauchte die Braut nur dann solche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, wenn ihr Zustand noch nicht allgemein bekannt war. Die offenbar schwangere Braut zwang man, mit bedecktem Kopfe zur Trauung zu kommen, wie wir bei dem Fall aus dem Bezirke Bara in Schonen (S. 85) gesehen haben. Samuel

[1]) Nicolovius, a. a. O. S. 173.
[2]) Gaslander, a. a. O. S. 29.
[3]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. II, S. 246.
[4]) Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria, VI, 1886, S. 95.
[5]) K. Nilson, Blekingst folklif och öfvertro, 1919, III, S. 64.
[6]) E. Wigström, in Fornminnesföreningens tidskr., 9., S. 282.
[7]) Gaslander, a. a. O. S. 27.
[8]) H. Ström bei Junge, Danmarks Folkeminder, 13, S. 162, Anm. 7.

Ödmann berichtet in seinen „Hågkomster" (Erinnerungen) von einer gefallenen Braut aus Delsbo, die genötigt wurde, in der Brautbank zu sitzen, angetan mit einem weißen Schleier und darüber einer „korsmössa" (Kreuzmütze) aus Otterpelz. Ihr verzweifeltes Weinen übertönte fast die Stimme des Predigers.[1]) In älterer Zeit fand die vom Volk ausgehende Forderung, daß eine gefallene Braut den Kopf bedecken sollte, eine Stütze bei den Behörden. So mußte ein Pfarrer auf Gotland im Jahre 1681 zusammen mit seinem Bruder eine Geldbuße von 30 Silbertalern bezahlen, da er den Bruder und dessen Braut getraut habe und diese „an ihrem Hochzeitstag mit Krone und bloßem Kopf gegangen sei, wo sie doch 16 Wochen später ein Kind geboren hätte".[2]) Offenkundig hat eine solche Unterstützung von seiten der Obrigkeit den gemeinen Mann noch fester in seinen abergläubischen Vorstellungen bestärkt, obgleich das gesetzliche Verbot für eine gefallene Braut, mit Krone und offenen Haaren zu erscheinen, seitens der Behörden bloß darauf abzielte, die gefallene Braut zu brandmarken.

Djurklou bemerkt in Beziehung auf die Frauentracht im Kirchspiel Unnaryd in Småland: „Das Haar, eine der schönsten Zierden des Weibes, suchte man soviel als möglich zu verbergen." Als vermutliches Motiv führt er teils den Umstand an, daß das menschliche und zumal das weibliche Haar ein gefährliches Mittel in der Hand von Zauberkundigen war, weshalb solches, das beim Kämmen ausging oder infolge von Krankheit ausfiel, sorgfältig verwahrt und verbrannt werden mußte, teils auch „die allgemein verbreitete Vorstellung, daß die Frau, wenn sie mit entblößtem Kopfe ging, leicht der Behexung ausgesetzt ist".[3]) Man bekommt aus dieser Aufzeichnung den Eindruck, daß man auch von der Frau selbst glaubte, daß sie Gefahren übernatürlicher Art ausgesetzt sei, wenn sie barhäuptig ging. Indessen wäre es übereilt, aus einer solchen alleinstehenden Notiz Schlüsse zu ziehen. Die Möglichkeit, daß die verheiratete Frau auch außerhalb der Schwangerschaftsperioden dieses Schutzes für bedürftig gehalten wurde, ist indessen nicht ganz ausgeschlossen. In diese Richtung weist nämlich die Tatsache, daß die Frauenhaube ohne Unterbrechung vom Hochzeitstage an getragen wurde, bis sie der Besitzerin ins Grab folgte. Auf Öland bekam die Frau in älterer Zeit sogar drei Leinwandhauben mit ins Grab, eine über der anderen.[4])

Bei einem vereinzelten Anlaß galt es auch für das junge Mädchen als notwendig, den Kopf zu bedecken, nämlich, wenn sie bei einer gefallenen Braut Brautjungfer war. Gaslander teilt aus Småland mit, daß Brautjungfern im Gefolge einer Braut, die nicht eine reine Jungfrau ist, glauben, daß ihnen das Haar ausfallen werde, besonders wenn sie mit entblößtem Kopfe gehen; aber wenn sie einen Kupferheller ins Haar einlegten, würde es nicht ausfallen.[5]) Die Münze gilt in diesem Falle deutlich als eine Art rudimentärer Kopfbedeckung, ausreichend, die Trägerin zu schützen, aber nicht so in die Augen fallend, daß sie für die Braut unangenehmes Aufsehen erregen konnte. Auch in Södermanland pflegten die Brautjungfern Geldstücke ins Haar einzuflechten, wenn sie die Braut nicht für eine Jungfrau hielten, da sie es sonst verloren.[6]) Deutlich sind es die außerordentliche Unreinheit der gefallenen Braut und der Umstand, daß die Brautjungfern, als zum nächsten Gefolge der Braut gehörig, mit ihr

[1]) S. Ödmann, Hågkomster från hembygden och skolan, 1861, S. 93.
[2]) Fataburen, 1907, S. 156.
[3]) Djurklou, Unnarsboarnas seder och lif, 1874, S. 15.
[4]) Gahm Persson, Beskrifning öfver Öland, 1768, S. 179.
[5]) Gaslander, a. a. O. S. 59.
[6]) Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria, VIII, 1895, S. 93.

durch ein sympathisches Band vereinigt waren, die bewirken, daß man das sonst immune jungfräuliche Weib in diesem Falle den schädlichen Einflüssen unterworfen glaubte.

Der Vollständigkeit halber muß schließlich bemerkt werden, daß nach Hyltén-Cavallius die verheirateten Frauen nicht die einzigen waren, die normalerweise der Haube als eines magischen Schutzmittels bedurften. Er weist zuerst darauf hin, daß die Schmucksachen der Bewohnerin von Värend von Haus aus nichts anderes waren als eine Form des uralten Brauches, zum Schutze gegen unbewußte schädliche Einwirkungen seitens unreiner Personen (onda tydor) und Behexung (förgerning) Amulette zu tragen. „Hieher gehört auch," fährt er dann fort, „der noch lebendige Volksbrauch, daß Kinder und verheiratete Frauen nicht mit bloßem Hals oder bloßem Scheitel gehen dürfen, weshalb sie auch in allen unseren alten Volkstrachten mit Kappe oder Mütze auf dem Kopf und Band oder Kette um den Hals auftreten."[1]) Eine Angabe von anderer Seite, daß des Kindes Kopfbekleidung aus magischen Gründen getragen wurde, habe ich nicht gefunden. Die Verfasser unserer Trachtbeschreibungen erwähnen indessen oftmals, daß die Kinder eine Art Kopfbekleidung auch in Gegenden trugen, wo das junge Mädchen nach alter Sitte barhäuptig ging. So spricht Bruzelius von der „unvermeidlichen Pickelhaube" der Kinder von Ingelstad.[2]) In Gagnef trägt das kleine Volk noch heute Kappen (hättor), verschieden für Knaben und Mädchen. Sogar noch in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts trug das kleine Mädchen aus Gagnef in der Kirche und beim Gastmahl dieselbe Kopfbekleidung wie seine Mutter.[3]) Daß den Kindern die magisch schützende Haube aufgesetzt wurde, beruhte natürlich darauf, daß sie nach alter Anschauung übernatürlichen Gefahren besonders ausgesetzt waren.[4])

Wie aus den gegebenen Beispielen hervorgeht, mußte sich die Frau den Kopf bedecken, um das Kind gegen magische, krankheitbringende Gefahr zu schützen. Über die Herkunft des schlimmen Einflusses, gegen den die Haube schützt, gibt in der mir zugänglichen Literatur nur Hyltén-Cavallius eine Aufklärung. Er sagt nämlich: „Man hat in alter Zeit auch eine religiöse Bedeutung damit verbunden, daß verheiratete Frauen immer mit bedecktem Kopfe gehen sollen (vgl. § 96)."[5]) Der zitierte Paragraph handelt von unreinen Menschen, von denen er mehrere Gattungen aufzählt, Menschen mit bösem Blick, unglückliche Menschen, Gebrechliche und Verkrüppelte, Wiedersäuglinge („tvedäggingar")[6]), heimliche Huren („löndahoror", vgl. oben S. 86 f.),

[1]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. II, S. 248.

[2]) Bruzelius, a. a. O. S. 36.

[3]) Wistrand, Svenska Folkdräkter, 1907, S. 120.

[4]) Aus Nöbbelöf in Schonen liegt ein vereinzeltes Beispiel einer magischen Umhüllung des Kopfes vor, die für beide Geschlechter Vorschrift gewesen zu sein scheint. Dieser Aufzeichnung zufolge durfte man am Sommersonnwendabend nicht barhäuptig ausgehen. Sicher war der Anlaß der Vorschrift ursprünglich die Furcht vor den übernatürlichen Wesen, die an diesem heiligen Abend in Bewegung waren. Verstieß man gegen die Vorschrift, so fiel das Haar aus. (Nyblén, samlingar i folkmedicin m. m., Handschr.)

[5]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. II, S. XI.

[6]) Ein „tvedägging" oder „tvedäggling" ist ein Kind, das schon abgesetzt war und dann wiederum die Brust bekam, etwa wenn es krank wurde und es die Mutter deshalb für nötig hielt, es aufs neue zu stillen. Diese armen Geschöpfe wurden früher vom Landvolk für besonders unrein gehalten und ihnen böser Blick zugeschrieben. In seinem schwedischen Dialektlexikon erwähnt Rietz, daß das Volk von ihnen mit dem größten Abscheu spricht. Die Ursache dieses auf den ersten Blick ganz sinnlosen Aberglaubens ist ohne Zweifel die, daß die Säuglingsperiode als eine Periode sexueller Unreinheit betrachtet wurde. Durch die doppelte Säuglingsperiode wurde das Kind in abnorm hohem Maße von der Unreinheit der Mutter angesteckt und deshalb für die Umgebung gefährlich.

andere Huren, Diebe, Mörder und andere Missetäter, die heimlich Verbrechen begangen haben, ohne daß es aufgekommen ist, endlich Hexen.[1]) Was die heimlichen Huren und geheimen Missetäter betrifft, erwähnt er ausdrücklich, daß ihre Blicke „skärfva" verursachen könnten.[2]) Es ist darum anzunehmen, daß es diese zwei Arten unreiner Personen sind, um derentwillen die Frau den Kopf bedeckt halten muß. Daß dies zutrifft, bestätigt sich im übrigen durch etliche andere in Schweden früher verbreitete Verhüllungsbräuche, auf die ich weiter unten zurückzukommen Gelegenheit haben werde (s. S. 101). Da aus diesen hervorgeht, daß „skärfva" hervorgerufen wird, wenn ein leichtfertiges Weib auf einen entblößten Körperteil sieht, muß sich im vorliegenden Falle die Ansteckung darauf zurückführen, daß ihr Blick das entblößte Haar der Hausfrau trifft.

* * *

Wie aus dem Vorausgehenden zur Genüge hervorgeht, ist es die Vorstellung, daß das Weib bis zu einem bestimmten Maße allezeit, vor allem aber während gewisser geschlechtlicher Krisen, unrein ist, mit anderen Worten, daß das sogenannte Sexual-Tabu den Forderungen, das Haupt bedeckt zu halten, zugrunde liegt. Der Glaube an die sexuelle Unreinheit, von dem die bekannte Furcht vor der Begegnung mit einem alten Weib ein letzter Rest ist, lebte im schwedischen Landvolk bis in die jüngste Zeit mit erstaunlicher Zähigkeit fort.

Die kritischen Zeiten, während welcher das Weib zufolge eines über die ganze Erde mehr oder weniger verbreiteten Glaubens unrein oder Tabu ist, sind, wie bekannt, vor allem die Menstruationsperioden, die Zeit vor dem ersten Beilager, d. h. die Hochzeit, die Schwangerschaft mit der Geburt und der Periode des Stillens. In Schweden ist indessen die Auffassung der Menstruation als sexueller Krisiszeit, wenigstens in späterer Zeit, wenig hervortretend. Aus dem schwedischsprechenden Teile Finnlands liegt eine Aufzeichnung vor, wonach man glaubte, daß eine Menstruierende sich des Kirchenbesuches enthalten müsse, da andernfalls, heißt es, die Blutung nicht aufhören würde.[3]) Die ursprüngliche Vorstellung ist wohl die gewesen, daß sie als unrein sich von einem geheiligten Orte fernhalten mußte, wobei die abnorme Blutung als Folge der Tabu-Übertretung eintrat.[4]) Irgendein gleichwertiges Beispiel dafür, daß die Menstruationszeit im eigentlichen Schweden als sexuelle Krisiszeit betrachtet wurde, habe ich nicht finden können. Törner teilt mit, daß ein Gewehr verdorben wird, wenn eine Weibsperson zu gewissen Zeiten es angreift.[5]) Im übrigen habe ich in der mir zugänglichen Literatur bloß etliche Angaben gefunden, daß das Menstruationsblut jemanden schußfest macht, Krankheiten heilt usw.[6])

Da die Menstruationszeit im schwedischen Volksglauben eine so wenig hervortretende Rolle spielt, sind es also in Wahrheit einzig das mit einem Manne Verkehr pflegende Weib, d. h. die Ehegattin und das leichtfertige Frauenzimmer, die im Volke als Tabu angesehen wurden und von denen gewisse Vorsichtsmaßregeln verlangt wurden um ihrer selbst oder ihrer Umgebung willen. Der Tabu-Begriff selbst schließt ja in sich, daß der zum Tabu Gewordene sowohl gefährlich als auch außergewöhnlich empfindlich für übernatürliche Gefahren verschiedener Art ist. Bezüglich des sexuell

[1]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 378.
[2]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 377.
[3]) J. Tegengren, Hembygden, 1916, S. 54.
[4]) Die huzulischen Weiber halten sich während der menses für unrein und glauben, während dieser Zeit nicht in die Kirche gehen zu dürfen." (R. Kaindl, Zeitschr. f. Volkskunde, 11, S. 286.)
[5]) Zit. aus Rääf, Handskr., I, S. 379.
[6]) Rääf, Handskr., II, S. 341 und 482.

sich betätigenden Weibes fließen die Angaben um so reichlicher. Da das Material so umfänglich ist, beschränke ich mich so weit als möglich auf die Hure und die schwangere Frau.[1])

Daß das leichtfertige Weib, vor allem, wenn es schwanger war, einen verderblichen Einfluß auf die schwangere Frau und die Leibesfrucht ebenso wie auf das Vieh ausübte, wissen wir bereits. Daß man auch annahm, daß sie den Pflanzenwuchs ersticke, zeigt ein Beispiel aus dem schwedischsprechenden Finnland. Um Disteln aus dem Acker zu entfernen, riß man in Vörå einige Stück aus und warf sie auf einen Weg. Dort ließ man dann eine Person, die ein uneheliches Kind geboren hatte, über sie hinweggehen. Man konnte auch ein Bündel aus ihnen machen und es durch sie am Julabend verbrennen lassen.[2]) Obwohl der verderbliche Einfluß der Gefallenen hier zu einem nützlichen Zweck verwertet ist, zeigt eine Zusammenstellung mit verwandten Fällen, die dem Bereiche der Wöchnerin entnommen sind, daß dies ein Zufall gewesen sein muß. Dafür spricht übrigens auch schon der Umstand, daß man die Disteln nicht auf dem Acker liegen ließ, sondern auf einen Weg brachte, bevor man das Frauenzimmer darauf treten ließ. Ohne diese Vorsichtsmaßregel wäre sicher auch der übrige Pflanzenwuchs auf dem Acker vernichtet worden. Eine allgemein verbreitete Vorstellung war die, daß einer, der von einem leichtfertigen Weibe geschlagen wurde, seine Widerstandskraft gegen Feinde einbüßte.[3]) Am unreinsten von allen gefallenen Weibern war die Braut, die keine Jungfrau war. Sogar die jungfräuliche Braut galt in gewissem Maße als unrein, natürlich deshalb, weil die Hochzeit zu den sexuellen Krisiszeiten gehört. Daß die Braut, vor allem die nicht jungfräuliche, das Pferd verdarb, auf dem sie ritt,[4]) ist schon nebenbei erwähnt worden. Auf Öland war diese Furcht vor der Einwirkung der Braut auf das Pferd so weit ausgeartet, daß sie bei der Hochzeit überhaupt nicht reiten durfte, sondern gezwungen wurde, zu und von der Kirche, gefolgt von den Brautjungfern, zu Fuß zu laufen, indes der Bräutigam und das übrige Gefolge ritten.[5]) Daß diese sonderbare Gepflogenheit wirklich auf der Sorge um das Pferd beruhte, geht daraus hervor, daß die junge Gattin bei der Heimkehr ins neue Heim am Tage nach der Hochzeit zwar das Pferd des Bräutigams besteigen durfte, aber erst, nachdem er seinen Überrock über dessen Rücken gebreitet hatte, offenbar in der Absicht, das Tier gegen unmittelbare Berührung mit dem Körper der Braut zu schützen. Daß die Unreinheit der gefallenen Braut den Brautjungfern schadete, ist schon erwähnt worden. Ja sogar der Brautstaat wird durch sie beeinflußt. „Wenn die Braut Jungfrau ist, glänzt die Krone und der übrige Brautschmuck; andernfalls wird alles matt und dunkel aussehen," sagt Gaslander.[6])

Daß auch die angetraute Frau während der Schwangerschaft als unrein galt, geht aus mehreren Angaben hervor. Nach einer solchen aus Södermanland durfte eine Schwangere nicht auf eine offene Wunde sehen, da diese sonst niemals heilte.[7]) Ganz die gleiche Wirkung hat es nach Hyltén-Cavallius, wenn „unreine Menschen"

[1]) Im übrigen siehe Rob. V. Wikmans Abhandlung über „Tabu och orenhetsbegrepp i. g. nordgermansk folktro om könen" in den Skrifter utgifvna av Svenska Litteratursällskapet i Finland, Nr. 135, S. 1 ff.

[2]) J. Tegengren, Hembygden, 1918, S. 126.

[3]) Gaslander, a. a. O. S. 50; Bidr. t. Södermanlands ä. kulturhist., VIII, S. 109.

[4]) Djurklou, a. a. O. S. 50.

[5]) Gahm Persson, a. a. O. S. 172.

[6]) Gaslander, a. a. O. S. 28.

[7]) Wahlfisk, Bidr. t. Södermanlands ä. kulturhist., VIII, 1895, S. 109.

auf eine Wunde sehen, die offen ist. Unter solchermaßen mit „bösem Blick" behaftete Personen rechnet er unter anderem heimliche Huren (löndahoror), geheime Missetäter und Hexen.[1]) Auch die Schwangere hat somit bösen Blick. In Dänemark fand sich die gleiche Vorstellung.[2]) Begegnete man einer Schwangeren auf der Jagd, so hatte das großes Pech zur Folge.[3]) Wie schon angeführt, glaubte man in Södermanland, daß die Schwangere der Leibesfrucht der trächtigen Kühe schade.[4]) Ein Unterschied zwischen Frauen und leichtfertigen Personen wird dabei nicht gemacht. Nach einer Angabe aus dem schwedischsprechenden Finnland hielt man dort die Schwangere für unrein und fürchtete sich vor dem Verkehr mit ihr. Man sagte sogar, sie sei nicht mehr wert als eine Sau. Sie mußte sich soviel wie möglich im Hause aufhalten und sich nicht unter anderen Leuten bewegen, zum Teil, weil man glaubte, sie sei für schlimme Einflüsse ungewöhnlich empfänglich, aber auch, weil man annahm, daß ihre Unreinheit andere anstecke.[5]) In Småland durfte die Schwangere in älterer Zeit bei gewissen größeren Festen die Kirche nicht besuchen.[6]) Nach Hyltén-Cavallius bewirkte eine Übertretung dieser Vorschrift, daß das erwartete Kind die Fallsucht bekam.[7]) In Dänemark durfte eine Schwangere den Gottesdienst am Sommersonnwendtag nicht besuchen,[8]) ein Verbot, das man noch im 18. Jahrhundert genau befolgte. Wie bei dem menstruierenden Weibe beruhte das Verbot sicher darauf; daß das Weib während gewisser Krisiszeiten als unrein galt. Fallsucht gehört gleich der englischen Krankheit zu den Krankheiten, die nach schwedischem Volksglauben die Folge von Übertretungen gewisser Tabu-Regeln sind. Ein Ausfluß derselben Anschauung ist wohl der aus einem uppländischen Kirchspiel berichtete Aberglaube, daß eine Schwangere niemals in die Kirche gehen solle, ohne Eisen oder Stahl bei sich zu tragen, da die Leibesfrucht sonst gefährdet sei.[9]) Wenn sie Eisen oder Stahl bei sich tragen soll, deutet das in diesem Falle darauf hin, daß bei den in der Kirche drohenden Gefahren zunächst an solche gedacht wurde, die von übernatürlichen Wesen ausgehen. Auch die schwangere Frau schadet der Saat. So wird aus Uppland berichtet, daß sie nicht auf fremden Grundstücken gehen durfte.[10]) Aus Blekinge wird dasselbe Verbot für die Frau mitgeteilt, die eben entbunden und ihren ersten Kirchgang nach dem Kindbett noch nicht hinter sich hatte (noch nicht „kyrktagen" war), wobei ausdrücklich gesagt wird, daß die Saat für das betreffende Jahr vernichtet wurde, wenn sie über die Felder ging. Ging eine Kuh, die eben gekälbert hatte, über ein Feld oder zu nahe daran vorbei, so hatte es dieselbe Wirkung.[11]) Aber die Schwangere war, wie erwähnt, nicht nur gefährlich, sondern auch Gefahren ausgesetzt. Beim Schlachten z. B. durfte sie unter keiner Bedingung behilflich sein, da das Kind sonst Fallsucht bekam. Besonders das Schweineschlachten scheint mit Gefahren verbunden gewesen zu sein. In Finnveden sollten am liebsten nur Weiber im Alter von mehr als 50 Jahren bei einem solchen Geschäfte sich beteiligen. Erbot sich ein der Schwangerschaft ver-

[1]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 377.
[2]) Skattegraveren, 1887, S. 36.
[3]) Grip, Några bidrag till kännedomen om Svenskt Allmogeliv, 1917, S. 158.
[4]) U. Aminson, Bidr. t. Södermanlands ä. kulturhist., V, 1884, S. 105.
[5]) J. Tegengren, Hembygden, 1916, S. 55.
[6]) Rääf, Handskr., III, S. 155; Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 290.
[7]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 290.
[8]) Troels-Lund, a. a. O. VIII, S. 11.
[9]) E. Grip, a. a. O. S. 29.
[10]) E. Grip, a. a. O. S. 29.
[11]) K. Nilsson, a. a. O. III, S. 117.

dächigtes Mädchen, das Schweineblut zu rühren („att röra efter grisen"), so galt dies als ein ausreichender Beweis dafür, daß der Verdacht unbegründet gewesen war.[1])

Wie aus den angeführten Beispielen hervorgeht, gab es kaum ein Gebiet des Lebens, wo nicht entweder die Unreinheit des Weibes für die Umgebung schädliche Wirkungen nach sich zog oder ihre durch den Tabu-Zustand verursachte Empfindlichkeit sie selbst oder ihre Leibesfrucht gefährdete. Mit diesen Vorstellungen als Hintergrund muß man die Forderung betrachten, daß das nicht jungfräuliche Weib den Kopf bedeckt halte. Vor wievielen von den oben aufgezählten Gefahren die Kopfbedeckung ursprünglich schützen sollte, ist unmöglich zu sagen. Zu beachten ist, daß in der ältesten Mitteilung über den Aberglauben, die wir besitzen, derjenigen von Anderslöf, die Wirkungen der Kopfbedeckung am weitesten reichen, indem diese nicht bloß menschliche Wesen in magischem Schwächezustand, sondern auch Vieh schützt. Möglich ist, daß noch weiter zurück die Kopfbedeckung sämtliche Wirkungen der Unreinheit des Weibes aufhob oder wenigstens milderte. Über ein verwandtes magisches Schutzmittel, die Schürze,[2]) wissen wir, daß sie die schädlichen Wirkungen der Begegnung mit einem Weibe[3]) hintanhielt oder doch abschwächte. Auch die Hausfrau dürfte in diesem Fall einmal ihre Haube zum Schutz nicht allein für sich selbst und ihre Leibesfrucht, sondern auch für die Umgebung getragen haben. Für diese Hypothese spricht unleugbar der Umstand, daß die Wirkungen der Unreinheit der Frau und des gefallenen Weibes so gleichartig sind. Der Mangel an Quellenmaterial bewirkt indessen, daß man sich hier mit Vermutungen begnügen muß. Volle Sicherheit dürfte die Kopfbedeckung jedenfalls niemals gegeben haben; dafür spricht, daß man auch andere Schutzmittel gebraucht hat. Der Volksglaube kennt unzählige spezifische Mittel gegen alles Üble, alle unfehlbar, von denen das eine das andere nicht ausschließt und die alle zugleich nicht vollkommen zuverlässig sind. Ein wichtiges Mittel, ganz sicher das wichtigste, im Kampf gegen die unheilvollen Folgen der sexuellen Unreinheit des Weibes war jedenfalls in alter Zeit die magisch wirkende Verhüllung des Kopfes des nicht jungfräulichen Weibes.

* * *

Daß Nacktheit die Ausstrahlung der dem Menschen innewohnenden magischen Kraft befördert und diesen zugleich für Einflüsse von außen empfänglicher macht, ist eine innerhalb primitiven Denkens wohlbekannte Vorstellung; ebenso ihr Gegenstück, daß man durch Bedeckung des Körpers zugleich die vom Individuum ausgehenden Ausstrahlungen bindet und gegen schädlichen Einfluß von außen Schutz bietet.[4]) Natürlich ist es dieser Gedankengang, der auch dem hier behandelten Verhüllungsbrauch zugrunde liegt. Soweit begegnet die Erklärung keinen Schwierigkeiten. Dagegen scheint es auf den ersten Blick ganz unerklärlich, daß man die Wirkungen der aus der Sexualsphäre ausstrahlenden Unreinheit durch Aufsetzen einer Haube oder anderen Kopfbedeckung aufheben zu können glaubte. Weit vernunftgemäßer erscheint da der gleichfalls vorkommende Brauch, die sexuelle Unreinheit durch das Umnehmen einer Schürze zu binden. Vielleicht verrät gerade der dunkle Gedankengang das hohe Alter des Brauches. Die Erklärung ist deutlich die, daß man die Unreinheit des Weibes im Haar konzentriert glaubte. Daß dies der Fall war, geht

[1]) F. J. E. Eneström, a. a. O. S. 101.

[2]) Siehe S. 100f.

[3]) Henning Josefson, Svenska Landsmål, 1917, I, S. 19; Norges Land og Folk, XX, 1906, S. 298.

[4]) W. Kroll, Antiker Aberglaube, 1897, S. 21; E. Fehrle, Die kultische Keuschheit, 1910, S. 38, Anm. 4; S. Reinach, Cultes, mythes et religions, I, S. 166.

aus dem Nachdruck hervor, mit dem man betonte, daß gerade das Haar verhüllt werden mußte. Es half, wie wir sahen, nichts, daß das schwangere unverheiratete Weib ein Tuch umnahm, falls sie dieses so unachtsam band, daß ein Teil des Haares zum Vorschein kam.

Bei vielen, besonders bei primitiven Völkern in verschiedenen Weltteilen kehrt die Vorstellung wieder, daß die „Macht" oder die Eigenschaften einer Person im Haare konzentriert seien, sicherlich weil das beständig wachsende Haar ebenso wie das Blut, das Haupt in seiner Gänze und noch mehrere Organe ursprünglich als „Seelenträger" aufgefaßt wurden.[1]) Ich erinnere bloß an die aus der Bibel wohlbekannte Erzählung von Simson, den seine Kraft verließ, wenn ihm das Haar abgeschoren wurde.[2]) Besonders verbreitet scheint die Auffassung des Haares als Träger der sexuellen Unreinheit des Weibes zu sein. Bei einigen australischen Stämmen verbrennt man einen Teil des Haares der Wöchnerin nach der Entbindung, gleichwie man alle Gefäße verbrennt, die von ihr während der Isolierungsperiode gebraucht worden waren.[3]) Bei dem Latuka-Volk in Zentralafrika wird die Wöchnerin durch vierzehn Tage nach der Entbindung isoliert gehalten, worauf ihr Haar abgeschoren und verbrannt wird.[4]) Während der Pubertätszeit wird das junge Mädchen bei den Primitiven allgemein als besonders unrein betrachtet und auch in diesem Falle werden oft Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um zu verhindern, daß die in ihrem Haar angesammelte Tabu-Ansteckung ihr selbst oder der Umgebung schade. So wird beim Bavili-Stamm im unteren Kongotale der Kopf des Mädchens geschoren, wenn sie die Pubertätszeit erreicht hat.[5])

In einer Reihe von Fällen hat man, um die Verbreitung der sexuellen Ansteckung zu verhindern, zu demselben Mittel gegriffen, dessen sich das schwedische Landvolk bedient hat, nämlich den Kopf des unreinen Weibes mit irgendeiner Art von Haube zu bedecken. Bei den kanadischen Indianern feierte man nach dem Bericht eines Eingebornen das Eintreten der ersten Menstruation folgendermaßen: „Très-bien joliment on la traite. Un bonnet grand pour elle on fait, ses seins sur on place deux bois en croix"[6]) usw. Bei den Haida-Indianern auf den Königin Charlotte-Inseln betrachtete man die Mädchen während der Pubertätsperiode als besonders unrein und zwang sie, ein vollständig abgesondertes Leben zu führen. Während mehrerer Monate, mitunter sogar eines halben Jahres, war das Mädchen gezwungen, eine Haube oder eigentümliche Kapuze aus Zedernrinde zu tragen, fast kegelförmig und über die Brust herabreichend, aber vor dem Gesicht offen.[7]) Da von ihr ausdrücklich gesagt wird, daß sie das Gesicht freiließ, kann ihr Zweck nicht gewesen sein, die Umgebung gegen den bösen Blick des Mädchens zu schützen; vielmehr muß man mit ihr beabsichtigt haben, die im Haar oder im Kopf in seiner Gänze konzentrierte Tabu-Ansteckung zu binden. Bei den Thompson-Indianern in Britisch-Columbia wurde das Mädchen während der Pubertätsperiode gleichfalls isoliert. Eine schwere Decke verhüllte seinen Leib und während der ersten vier Tage trug es außerdem eine kegelförmige Haube aus kleinen Nadelholzzweigen, die über die Brust

[1]) W. Wundt, Völkerpsychologie, II, 2, 1906, S. 305: Jevons, Introduction to the History of Religion, 1896, S. 45.

[2]) Buch der Richter, Kap. 16, 17.

[3]) J. G. Frazer, The golden Bough, 3, 1911, S. 284.

[4]) J. G. Frazer, a. a O. 3, S. 284.

[5]) J. G. Frazer, a. a. O. 10, 1913, S. 31.

[6]) Ploss-Bartels, Das Weib, I, 1908, S. 478.

[7]) J. G. Frazer, a. a. O. 10, 1913, S. 44.

herabging, aber wie im vorhergehenden Fall eine Öffnung für das Gesicht hatte.[1]) In dieser Aufzeichnung wird außerdem ausdrücklich erwähnt, daß sie ihr Haar während der ersten vier Tage nicht berühren durfte, natürlich damit sie ihre Hände mit der im Haar angesammelten Tabu-Ansteckung nicht infiziere.

Auch um der Verbreitung der Leichenansteckung vorzubeugen, die der Trauernde in sein Haar aufgenommen hat, braucht man mitunter eine solche Kopfbedeckung. So war es im 18. Jahrhundert bei den Abiponern üblich, den Witwen den Kopf zu scheren, worauf sie eine graue und schwarze Haube tragen mußten. Legte eine diese Haube ab, bevor sie sich wieder verheiratete, so galt das als Vergehen. Den Witwern hinwieder wurde das Haar abgeschnitten und der Kopf mit einem kleinen netzartigen Hut bedeckt, bis das Haar wieder gewachsen war.[2])

Daß auch die Germanen in heidnischer Zeit dem Haar eine besondere Bedeutung beilegten, geht aus vielen Zeugnissen hervor und diese Anschauung hielt sich weit herein in christliche Zeit. Nach Grønbech,[3]) dessen Theorie alle bekannten Vorkommnisse befriedigend zu erklären scheint, wohnte des Menschen „Glück", mit anderem Worte, sein Mana, im Haare. Die Frauen trugen ihr ganzes Leben hindurch das Glück in ihren langen Locken konzentriert und schwuren deshalb bei der Eidablegung, die Hand um die Haarflechte geschlossen. Personen mit langem Haar waren heiliger als andere, d. h. besaßen mehr Mana oder Kraft als ihre Umgebung. Daher wurde langes Haar getragen außer von Frauen auch von Priestern, Königen und Personen, die ein Gelübde abgelegt hatten, ein besonders schweres Unternehmen auszuführen. Man erinnere sich z. B. an Harald Harfagrs Gelübde, sein Haar nicht zu schneiden oder zu kämmen, bevor er sich ganz Norwegen unterworfen. Die fränkischen Könige durften niemals ihr Haar kürzen. Wurden die langen Locken abgeschnitten, die über ihre Schultern herabhingen, so gingen sie dadurch des Anspruches auf den Thron verlustig. Eine Person, der in solcher Art eine größere Heiligkeit anhaftete als anderen, war auch größeren Gefahren ausgesetzt. Das ist nach Grønbech die Erklärung dafür, daß die Männer, die in stärkerer Berührung mit der Außenwelt standen als die Frauen, im allgemeinen ihr Haar kürzten, sobald sie erwachsen waren.

Das Abschneiden der Haare bei der Ehebrecherin, wie es die schwedischen Landschaftsgesetze[4]) vorschrieben und schon Tacitus[5]) erwähnt, schloß somit nach alter Anschauung eine ebensolche wirkliche Verstümmelung in sich wie das Abschneiden von Nase und Ohren, womit die besprochene Maßregel noch in einem so jungen Aktenstück wie Herzog Johanns Patent vom Jahre 1614[6]) verbunden erscheint. Das gleiche galt natürlich vom Sklaven. Er wurde in eine niedrigere Menschenklasse hinabversetzt, indem sein Haar abgeschnitten oder abgeschoren wurde.

Daß die im Weibe wohnende Kraft durch Auflösen des Haares frei wurde, geht daraus hervor, daß die Hexen nach altem schwedischem Glauben ihr Haar lösten, wenn sie Zauberei ausübten. Nach dem Gesetze der Västgötar war es eine Beschimpfung, wenn man zu einem Weibe sagte, man habe es auf der Gattertür reiten sehen „mit aufgelöstem Haar und geöffnetem Gürtel in Unholdsgestalt".[7])

[1]) J. G. Frazer, a. a. O. 10, 1913, S. 49.
[2]) Jevons, a. a. O. S. 79.
[3]) V. Grønbech, Vor Folkeæt i Oldtiden, III, 1912, S. 156ff., vgl. S. 190.
[4]) Uplandslagen, III, 6.
[5]) Germania, Cap. 20.
[6]) L. Rääf, Ydre härad, III, 1861, S. 160.
[7]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 113.

Diese Vorstellung, daß die „Macht" oder die Seele im Haare wohne, hat sich beim Volke in Schweden mit großer Zähigkeit bis in unsere Tage erhalten und äußerte sich unter anderem in der großen Achtsamkeit, mit der man das vom Kopf getrennte Haar behandelte. Bevor man ausgekämmtes oder abgeschnittenes Haar fortwarf, mußte man daran riechen, deutlich, um den noch daran haftenden Seelenstoff aufzusaugen, oder auch es anblasen, um auf diese Weise die gefährliche Substanz zu entfernen.[1]) Ich entsinne mich aus meiner eigenen Kindheit eines altväterischen Bauern, der es nie unterließ, auf das eben abgeschnittene Pferdehaar zu blasen, bevor er es fortwarf.

Als die germanische Weltanschauung durch den Katholizismus und den Einfluß der südeuropäischen Kultur im allgemeinen verdrängt wurde, verblaßte auch die alte Auffassung von der Heiligkeit des Weibes. Bestehen blieb nur die Vorstellung von seiner Unreinheit, kräftig gestützt durch die asketische katholische Lebensanschauung. Es ist demzufolge nur logisch, wenn man dahin gelangte, das Haar des Weibes, früher den Sitz seines „Glückes", als Träger seiner sexuellen Unreinheit zu betrachten.

Ein Ausfluß der im Volke verbreiteten Furcht vor den übernatürlichen Eigenschaften des weiblichen Haares war deutlich der aus dem Bezirke Skytts in Schonen bekannte eigentümliche Brauch, die langen Flechten der Braut abzuschneiden, wenn ihr die Frauenhaube, der sogenannte „klut", zum erstenmal feierlich aufgesetzt wurde.[2]) Während der Zeremonie, die am Hochzeitsabend stattfand, spielten die Musikanten und, wenn sie vorbei war, besang man in dem auch aus anderen Teilen Schwedens und aus Deutschland[3]) in Varianten bekannten Hochzeitslied halb wehmütig, halb scherzhaft die verlorene Jungfrauschaft der Braut. Die Frau trug in dieser Gegend stets kurzes Haar.[4]) Das Abschneiden des Haares beschränkte sich also nicht auf den Hochzeitstag, was den Gedanken an ein Haaropfer ausschließt. Auf eine Spur solchen rituellen Abschneidens der Haare bin ich im übrigen Schweden nicht gestoßen. Dagegen kam es allgemein in Dänemark, wenigstens in Jütland vor. Auch das Haar des gefallenen Weibes wurde dort abgeschnitten, wenn es die Haube aufsetzte. Kamp sagt darüber: „Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts ging ein verführtes Frauenzimmer in Westjütland niemals mit bloßem Kopf und langem Haar."[5]) Und weiter: „In älterer Zeit gingen die Frauen in Westjütland niemals mit langem Haar; man trug es am Nacken kurz abgeschnitten und schon am zweiten Hochzeitstage trugen sie die „Kappe", später eine kleine dunkle Haube."[6]) Das verheiratete und das verführte Weib gingen also beide mit kurzem Haar durchs Leben, offenbar zufolge derselben abergläubischen Vorstellung, die den Anlaß zum Aufsetzen der Kopfbedeckung gab. So weit ist alles schön und gut.

Aber woher ist der Brauch gekommen? Altnordischen Ursprunges scheint er mir, mindestens was die verheiratete Frau betrifft, füglich nicht sein zu können. Das

[1]) Rääf, Handskr., III, S. 281.

[2]) Nicolovius, a. a. O. S. 161. Im Bezirke Ingelstad, wo das Haar der Braut ebenfalls abgeschnitten wurde, setzte ihr der Bräutigam den „klut" auf im Beisein der Gäste, nachdem sich das junge Paar zur Ruhe begeben hatte, und die Neuvermählte mußte die erste Nacht mit der Haube auf dem Kopfe schlafen. (Bruzelius, a. a. O. S. 35.)

[3]) P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien, I, 1903, S. 226.

[4]) Nicolovius, a. a. O. S. 27.

[5]) J. Kamp, a. a. O. S. 89.

[6]) Ebenda, S. 367. Die Notiz steht bezeichnend genug unter der Rubrik: „Kinder und schwangere Frauen" und ist aufgenommen mitten unter eine Reihe von Vorschriften über Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung übernatürlicher Gefahren, die diese beiden Kategorien von Personen bedrohen.

Abschneiden des Haares bei einem Weibe war ja, wie wir bereits gesehen, im Altertum ein Schandmal. Troels-Lund vermutet, daß das Abschneiden des Haares der Braut eine Nachahmung der Nonneneinweihung sei, bei der ja auch das Abschneiden des Haares eine Rolle spielt.[1]) Diese Erklärung kommt mir nicht ganz überzeugend vor. Denn einmal hatte der gemeine Mann in Dänemark kaum so oft Gelegenheit, eine Nonneneinweihung mit anzusehen, daß sich die dabei üblichen Zeremonien seinem Bewußtsein einprägen konnten. Und weiter ist es ganz unsicher, ob das Volk mit seiner realistischen Auffassung der Dinge die Parallele zwischen der Braut und dem Weib, das zu ständigem Magdtum geweiht wurde, wirklich ganz klar erfaßte. Jedenfalls müßte dann für das Abschneiden des Haares der Verführten ein anderer Ursprung gesucht werden; denn es ist natürlich undenkbar, daß man das bei der Einweihung einer Braut Christi übliche Zeremoniell entlehnt habe, nicht bloß, wenn man eine irdische Braut für ihren Beruf weihte, sondern auch, wenn man dem gefallenen Weibe das Zeichen seiner Schande anheftete. Unmöglich ist es ja nicht, daß der ganze Brauch spontan aufkam unter dem Druck der Furcht vor dem Haare des nicht jungfräulichen Weibes, der wir schon so oft begegnet sind. Am glaubhaftesten scheint mir jedoch, daß das Abschneiden des Haares der Gefallenen aus der altgermanischen Sitte stammt, in dieser Weise die Ehebrecherin zu behandeln, und daß das Abschneiden des Haares bei der Verheirateten slawischen Stämmen abgeborgt ist, mit denen ja die Dänen im Mittelalter enge Beziehungen hatten. Wenigstens war der Brauch, die langen Flechten der Braut abzuschneiden, in älterer Zeit unter den Slawen allgemein und verbreitete sich im 16. Jahrhundert zu den polnischen Juden und später nach Deutschland.[2]) Da bei den Slawen abergläubische Vorstellungen über das Haar allgemein verbreitet waren[3]), hatte der Brauch möglicherweise schon bei ihnen die Bedeutung, die ihm in Dänemark und Schonen beigelegt wurde.[4])

Daß man auch die Unreinheit des neugeborenen Kindes in seinem Haar konzentriert glaubte, geht aus einem interessanten Fall aus Finnveden in Småland hervor. Dort rieb man nämlich den Kopf des Neugeborenen mit einem wollenen Lappen, der in die zwei wohlbekannten kathartischen Mittel, Asche und Salz, getaucht war, so lange, bis von dem ersten Haar, dem sogenannten „Heidenhaar" (hednahäret), keine Spur mehr übrig war.[5]) Diese Zeremonie mußte spätestens am Tage vor dem ersten Kirchgang der Mutter (der sogenannten „kyrkotagning") ausgeführt werden, deutlich, damit es nach ihrer Reinigung auch keinen anderen Ansteckungsherd mehr im Hause gebe. Daß das Neugeborene in dieser Gegend als besonders unrein angesehen wurde, geht daraus hervor, daß das Kind unmittelbar nach der Geburt nicht mit bloßen Händen angegriffen werden durfte, sondern auf einem Laken

---

[1]) Troels-Lund, a. a. O. XI, S. 162.

[2]) The Jewish Encyclopedia, II, 1903, S. 531.

[3]) B. Kahle, Zeitschr. f. Volkskunde, XI, 1901, S. 441.

[4]) Was den Bräutigam betrifft, scheint ein zeremonielles Bartscheren im Norden im 16. Jahrhundert allgemein vorgekommen zu sein (Troels-Lund, a. a. O. X, S. 152.). Ich erinnere nebenher an den in Frankreich noch im 18. Jahrhundert geübten äußerst merkwürdigen Brauch, daß sich Prinzen von Geblüt vor Besteigen des Brautbettes den ganzen Körper rasieren ließen. (E. et J. de Goncourt, La femme au dix-huitième siècle, 1907, S. 20, Anm. 3.) Der Brauch macht den Eindruck großer Altertümlichkeit und kann ursprünglich kaum ein anderes Motiv gehabt haben, als durch Entfernung der Haarbedeckung des Körpers den wegen seiner hohen Geburt besonders empfindlichen Bräutigam gegen die Gefahr zu schützen, welche die sexuelle Ansteckung in sich schloß.

[5]) F. J. E. Eneström, a. a. O. S. 41.

oder Leintuch zur Tür getragen wurde, um auf der Türschwelle niedergelegt zu werden.[1])

* * *

Wie aus dem Vorausgehenden mit voller Klarheit hervorgehen dürfte, können wir also feststellen, daß dem magischen Gebrauche der Frauenhaube der Glaube zugrunde lag, daß sowohl die Gefährlichkeit des sexuell sich betätigenden Weibes als auch ihre Empfindlichkeit gegen übernatürliche Gefahren in ihrem Haare konzentriert war.

Die Kopfbedeckung des unverheirateten nicht jungfräulichen Weibes band, glaubte man, die seinem Haar anhaftende sexuelle Unreinheit, die, wenn es barhäuptig ging, menschlichen Wesen oder Tieren in seiner Umgebung, die sich in einem magischen Empfindlichkeitszustand befanden, Schaden zufügte. Hingegen deutet nichts darauf hin, daß die Kopfbedeckung des gefallenen Weibes auch seinem bösen Blick die Wirkung nahm. Das war ja auch nicht notwendig, da sowohl Frauen als auch kleine Kinder gegen den bösen Blick jener wie anderer unreiner Personen durch die eigenen Kopfbekleidungen ohnedies geschützt waren.

Des verheirateten Weibes Kopfbedeckung hinwiederum wurde getragen als Schutz gegen den bösen Blick, d. h. schädliche Einflüsse übernatürlicher Art, die übertragen wurden durch die Blicke unreiner Personen, wenn diese das entblößte Haar trafen. Hingegen schützte die Frauenhaube sichtlich nicht gegen die sexuelle Unreinheit, die sich in dem Haare des gefallenen Weibes konzentriert fand und die die Frau durch den Anblick in sich aufnahm. Die verheiratete Frau aus dem Volke trug, wie schon gesagt, in älterer Zeit ausnahmslos Kopfbedeckung, sowohl innerhalb wie auch außerhalb des Hauses. Nichtsdestoweniger litt sie selbst und vor allem ihre Leibesfrucht Schaden, sofern sich nicht das leichtsinnige Weib den Kopf bedeckte.

Obwohl keine positiven Beweise erbracht werden können, ist es doch wahrscheinlich, daß diese strenge Scheidung zwischen den beiden Kopfbedeckungen betreffend ihre Funktionen nicht ursprünglich ist, sondern daß auch die Haube der Frau einmal getragen wurde, um ihre Umgebung gegen ihre sexuelle Unreinheit zu schützen.

* * *

Eine interessante Frage ist selbstverständlich die nach dem Alter der im Vorhergehenden dargelegten, mit der Kopfbedeckung des Weibes verbundenen abergläubischen Vorstellungen. Soll man die Annahme wagen, daß sie aus heidnischer Zeit stammen, oder sind sie in späterer Zeit aufgekommen infolge einer Motivverschiebung, die die Frauenhaube aus einem Standesabzeichen in eine Art magischen Instrumentes verwandelte?

Daß schon in heidnischer Zeit die verheirateten Frauen zum Unterschied von den Jungfrauen Haube und aufgestecktes Haar trugen, ist sicher.[3]) Nach Valtýr Gudmundsson scheinen indessen mindestens die jungen Witwen in Übereinstimmung mit den Jungfrauen mit herabhängendem Haar und unbedecktem Kopfe gegangen zu sein.[3]) Sicher ist, daß Hallgerd, die Tochter Höskulds, so als Witwe nach ihrem

[1]) Eneström, a. a. O. S. 38. Nachdem man das Kind auf die Schwelle gelegt, führte man die Mutter hin, worauf sie sechsmal mit dem rechten und dreimal mit dem linken Fuß auf das Kind trat, während sie eine Beschwörung hersagte, die das Kind gegen verschiedene Krankheiten schützen sollte. Diese Zeremonie hielt man für so wichtig, daß sie nicht unterlassen wurde, selbst wenn die Wöchnerin in offenbarer Lebensgefahr schwebte.

[2]) J. Hoops, Reallexikon der germ. Altertumskunde, II, 1913–1915, S. 347.

[3]) Ebenda.

ersten Mann auftrat.[1]) Dies kann so erklärt werden, daß man glaubte, sie brauchten nicht länger die Haube zu tragen, weil sie nicht mehr mit einem Manne zusammenlebten und folglich wieder sexuell rein geworden waren. Schlüsse aus einem solchen vereinzelten Vorkommnis zu ziehen, wäre indessen übereilt und ich erwähne es nur nebenbei.

Fragt man sich, welcher Faktor in christlicher Zeit Anlaß zur Vorstellung gegeben haben kann, daß die Verhüllung des Kopfes des Weibes magische Wirkungen hervorbrachte, so lenken sich unsere Gedanken natürlich zuerst auf die katholische Kirche. Wie bekannt, hält diese noch immer im Prinzip daran fest, daß das Weib in der Kirche mit bedecktem Kopf erscheinen solle,[2]) sich dabei auf die bekannte Vorschrift des Apostels Paulus im ersten Korintherbrief 11, 5 - 10, stützend. Der deutsche Trachtenforscher Spieß leitet aus dieser kirchlichen Vorschrift sogar den in Deutschland teilweise noch festgehaltenen uralten Brauch her, daß die Frauen im Gegensatz zu den Mädchen ständig Hauben tragen.[3]) Dies ist, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, ein Irrtum. Die Sitte ist schon älter und muß, wenn sie nicht einheimischen germanischen Ursprungs ist, schon in heidnischer Zeit von den klassischen Völkern entlehnt sein. Aber auch ein Versuch, wenn nicht die Sitte selbst, so doch die mit ihr verknüpften magischen Vorstellungen als Erzeugnisse kirchlichen Einflusses zu erklären, stößt auf Schwierigkeiten. Nach Hildebrand mußten nämlich im Mittelalter alle weiblichen Wesen, nicht nur die verheirateten, beim Betreten der Kirche ihren Kopf bedecken.[4]) Hätte die in Frage stehende Vorschrift wirklich die volkstümliche Auffassung beeinflußt, so hätte die Folge also sein müssen, daß man es auch für Jungfrauen als notwendig angesehen hätte, den Kopf zu bedecken, um übernatürlichen Gefahren zu entgehen. Dazu kommt, daß nach Hildebrand das zum Bedecken des Kopfes beim Betreten einer Kirche verwendete Kleidungsstück nicht eine Haube war, sondern ein Zipfel des Mantels oder ein Schleier, also ein Überkleid.

Gegen die Annahme, daß die mit der weiblichen Kopfbedeckung verbundenen abergläubischen Vorstellungen sich aus dem besprochenen Kirchengebote herleiten, spricht auch der Umstand, daß die Verhüllung als magisches Schutzmittel deutlich innerhalb des schwedischen Volksglaubens eine stark hervortretende Rolle spielte. So hat es noch andere mehr oder minder verwandte Verhüllungsbräuche gegeben, die nicht gut durch Einfluß von kirchlicher Seite entstanden sein können.

Die größte Ähnlichkeit mit den Vorstellungen von den magischen Wirkungen der Haube zeigen die Vorstellungen über die gleicherweise magisch wirkende Schürze, die schon von dem finnischen Volkskundler Rob. Wikman[5]) behandelt worden sind. Die wichtigste Aufgabe der Schürze ist nach dem Volksglauben die, den Sexualbereich des Weibes,[6]) besonders während der Schwangerschaft, zu schützen. Gleichwie

[1]) A. O. Bååth, Nials saga, 1909, S. 26.

[2]) E. Fehrle, a. a. O. S. 38, Anm. 4.

[3]) Spieß, Zeitschr. f. Volkskunde, 22, S. 153.

[4]) Hildebrand, Sveriges Medeltid, II, 1884—1898, S. 365.

[5]) K. Rob. V. Wikman, Byxorna, kjolen och förklädet, ett bidrag till frågan om klädedräktens magi, Hembygden 1915, S. 61.

[6]) Daß das Volk wirklich in der Schürze eher eine Bedeckung des Sexualbereiches als einen Schutz für den Kleiderrock gesehen zu haben scheint, dafür zeugt die auf Öland verbreitete drastische Bezeichnung *skamskyle* (Schamhülle) für dieses Kleidungsstück. (Nyblén, Samlingar i Folkmedicin usw., Handschr.) Aus Småland wird berichtet, daß man einem Weibe zutraute, für immer ein Gewehr verderben zu können, einzig durch Aufheben des Schürzenzipfels, wenn ein Schuß zu hören war (Törner bei L. Fr. Rääf, Handskr., I, S. 388), ein Mittel, durch das deutlich die in der Sexualsphäre wohnende magische Kraft befreit wurde.

die Haube, schützt die Schürze das Kind im Mutterleib[1]) und schützt gleichzeitig auch die Umgebung vor der magischen Gefährlichkeit des unverheirateten Weibes während seiner Schwangerschaft. Daß die Schürze das Unglück aufhob, das sonst die Begegnung mit einem Weibe zur Folge hatte, ist schon gesagt worden. Die intime Berührung der Schürze mit der Sexualsphäre des Weibes hat es bewirkt, daß man von ihr auch glaubte, daß sie die Fruchtbarkeit beim Vieh fördere und im allgemeinen glückbringende Wirkung habe, Vorstellungen, die außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen und deshalb hier nur gestreift werden. Wikman zeigt in seinem interessanten Aufsatz, daß die kulturhistorisch jüngsten Kleidungsstücke, wie Weste, Mieder, Unterhosen u. a., bloß ausnahmsweise und da gewöhnlich durch Übertragung von verwandten her Gegenstand abergläubischer Vorstellungen geworden sind. Je primitiver und durch den Einfluß moderner weniger verändert diese Kleidungsstücke sind, desto ursprünglicher scheinen die mit ihnen verbundenen abergläubischen Vorstellungen zu sein. Er sieht hierin mit Recht einen Beweis für das hohe Alter des hiehergehörigen Volksglaubens. Wikmans hier angeführtes Argument berührt zunächst die seit der Vorzeit in Brauch befindlichen Hosen und die Schürze, aber hat natürlich auch Anwendung auf die gleichfalls in der Vorzeit gebrauchte Frauenhaube.

Als eine Art Verhüllungsbrauch darf auch die allgemeine Sitte angesprochen werden, die verheiratete Frau und das zarte Kind gegen den bösen Blick heimlicher Huren oder geheimer Missetäter durch eine Halskette oder einen wollenen Faden, der um den Hals, mitunter um den einen Arm, gebunden wurde, zu schützen. Das in Frage stehende Amulett ist nämlich dazu bestimmt, gegen eine zufällige Entblößung des Körpers, vor allem der Brust, zu schützen und leistet so, entsprechend der wohlbekannten Regel: „der Teil für das Ganze", Ersatz für den magischen Schutz, den sonst die Bekleidung gewährt. Zahlreiche Belege bezeugen, für wie wichtig man es im Volke ansah, daß eine nackte Person doch „einen Faden auf dem Leibe hatte".[5]) Aus dem besprochenen Brauche geht auch hervor, daß man der Kleidertracht in ihrer Gänze eine magisch schützende Wirkung zuschrieb.

Weiter verhüllte man das Gesicht der Leiche,[3]) um zu verhindern, daß die Unreinheit der Leiche einen Anwesenden infiziere, der für solchen magischen Einfluß empfänglich war. „Man gab genau acht, daß das Gesicht der Leiche verhüllt wurde für den Fall, daß eine Frau, deren kleinstes Kind ein Jahr oder ungefähr so alt war, die Leichenbekleidung sehen wollte."[4]) Die Maßregel fand natürlich ihre Motivierung darin, daß zwischen der Frau und dem zarten Kind, wahrscheinlich noch einem Säugling, ein sympathisches Band vorhanden war. Unterließ man diese Verhüllungsmaßregel, so dürfte das Kind „likskärfva", eine Variante von „skärfva", bekommen haben, die nach verbreitetem Volksglauben durch eine Art von Kontakt zwischen dem Kind und einer Leiche (schwed. *lik*) hervorgerufen wurde.[5])

Auch die Hände wurden oft verhüllt, z. B., wenn man Arzneien bereitete,[6]) sichtlich, damit die unbedeckten Hände nicht die Kraft von dem betreffenden Präparat

[1]) Die Schürze als Schutz gegen magische Gefahren, welche die Schwangere oder die Leibesfrucht bedrohen, ist auch von primitiven Völkern her bekannt. (E. Crawley, The Mystic Roses, 1902, S. 9.)

[2]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. II, S. 248, und I, S. 378; A. E. Holmberg, Bohusläns historia, I, 1867, S. 238; Eva Wigström, Sv. Landsmål, VIII, 3, S. 406; H. Josefson, a. a. O. S. 8.

[3]) Vgl., daß nach altgermanischer Sitte die Leiche unbedingt verhüllt werden mußte. Der Totschläger, der dies unterließ, wurde für friedlos erklärt. (Paul, Grundr. d. germ. Philologie, III, S. 427.)

[4]) Eva Wigström, Sv. Landsmål, VIII, 2, S. 65.

[5]) Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 458.

[6]) L. Fr. Rääf, Handskr., II, S. 384, und III, S. 387; Hyltén-Cavallius, a. a. O. I, S. 405.

abzögen. Mitunter wird auch erwähnt, daß man auf die Substanz, aus der das Heilmittel bereitet wurde, nicht atmen durfte. In norwegisch Finmarken zog man Handschuhe an, ehe man die Leichenbekleidung begann, da man glaubte, daß die Hände sonst gefühllos würden.[1])

Im ganzen Norden war es früher üblich, nach dem Kalben die Biestmilch zuzudecken, wenn sie unter freien Himmel hinausgetragen wurde, da man glaubte, daß sonst die Kuh krank werde. Mitunter wurde auch das Trinkwasser für die Kuh aus demselben Grunde zugedeckt.[2])

Verschiedene andere Belege würde man noch als Beispiele für schwedische Verhüllungsbräuche anführen können, die dazu bestimmt waren, eine Gefahr oder Unannehmlichkeit übernatürlicher Art abzuwehren. Die bereits aufgezählten dürften indessen ausreichen, um zu zeigen, daß die Verhüllung des Kopfes des nicht jungfräulichen Weibes bloß ein Glied bildete, wenn auch das wichtigste, in einer Reihe verwandter Verhüllungsbräuche von magischem Inhalte.

Auch der ausgedehnte Bereich, über den der behandelte Aberglaube verbreitet ist, spricht in gewissem Maße für sein hohes Alter. Daß er in Dänemark und Norwegen vorhanden war, wissen wir bereits. Daß er aber auch auf deutschem Boden vorkam, scheint aus verstreuten Überbleibseln von ihm im deutschen Volksglauben hervorzugehen. So hält man es in Baden nicht für rätlich, daß die Braut nach Einbruch der Dunkelheit ausgehe. Muß sie das notwendigerweise tun, so soll sie ein Tuch um den Kopf binden, damit „die bösen Leute" ihr keinen Schaden zufügen können.[3]) Die Schwangere darf nicht barhäuptig ausgehen, weil sie sonst eine schwere Entbindung haben wird.[4]) Wenn die Kindbetterin gezwungen ist, auf den Dachboden oder in den Keller zu gehen, muß sie sich das Tischtuch über den Kopf binden.[5]) Alle diese Fälle tragen den Stempel des in Deutschland so hervortretenden Glaubens, daß das Weib in allen sexuellen Krisiszeiten von übernatürlichen Wesen bedroht werde. Verwandt mit den vorhergehenden Fällen ist auch das Verbot, sich mit unbedecktem Kopfe neben eine Leiche zu stellen. Die Folge solcher Unvorsichtigkeit ist, daß das Haar ausfällt.[6]) An das schwedische Verbot, am Sommersonnwendabend barhäuptig auszugehen, erinnert der deutsche Aberglaube, daß man zur Nachtzeit keinesfalls mit unbedecktem Kopf ausgehen darf. Die Übertretung des Verbotes bewirkt Haarausfall.[7])

Aus dem germanischen Altertum ist uns allerdings nicht unmittelbar bezeugt, daß man der Frauenhaube magische Wirkungen zuschrieb. Aber wenn die verheiratete Frau gemeingermanisch als *wība-* (ahd. *wīb*, as. ags. *wīf*, anord. *vīf*) bezeichnet wurde, d. i. als „das Verhüllte",[8]) offenbar mit einem Deckwort, das man verwendete, um für sie oder für sich schädlichen Wirkungen vorzubeugen, die mit ihrer Nennung verbunden sein konnten, so liegt es sehr nahe, daß man sie dabei absichtlich gerade nach einer Vorkehrung bezeichnete, die selbst Schutz vor magischen Einflüssen in der einen oder anderen Richtung bezweckte.[9]) Wäre die Angabe W. Golthers[10])

[1]) Norges Land og Folk, XX, 2, 1906, S. 315.
[2]) Bidrag till Södermanlands äldre kulturhistoria, 5, 1884, S. 90.
[3]) E. Fehrle, Schweiz. Arch. f. Volkskunde, 20, S. 120.
[4]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, 1869, S. 354.
[5]) Ebenda, S. 356.
[6]) Paul Drechsler, a. a. O. I, S. 294.
[7]) A. Wuttke, a. a. O. S. 382.
[8]) Falk und Torp, Norw.-dän. etym. Wörterbuch unter „Viv."
[9]) Ich schließe mich dabei einer von Rudolf Much ausgesprochenen Ansicht an.
[10]) W. Golther, Handbuch der germ. Mythologie, 1895, S. 618.

begründet, daß die gotischen Priester „pileati" hießen, weil sie bedeckten Hauptes die Opferhandlung vollzogen, so wäre darauf hier ebenfalls Gewicht zu legen, da es sich dabei um eine Kopfbedeckung handeln würde, die aus rituellen Gründen getragen wurde, vermutlich, um während der heiligen Handlung das Haupt, vor allem das Haar, in dem das „Glück" wohnte, vor übernatürlichen Gefahren zu schützen. Aber Jordanes, cap. 5. 11, auf den Golther sich dabei beruft, wirft Geten und Goten ständig durcheinander und setzt auch hier bei einer Einrichtung, die er ausdrücklich dem dakischen Propheten Dicenaeus zuschreibt, sichtlich Getisches auf gotische Rechnung, zumal die dakischen πιλόφοροι auch aus Dio Cassius bekannt sind. Deshalb hat seine Nachricht für germanische Verhältnisse kein unmittelbares Interesse. Eher ließe sich hier verwerten, daß von Tacitus, Germania 43 den Priestern im Heiligtum der Naharvali „muliebris ornatus" zugeschrieben wird, eine Tracht, die eine der weiblichen ähnliche Kopfbedeckung in sich geschlossen haben kann.[1]) Aber bei diesen Priestern wird es vielleicht gerade auf die von dem unbedeckten langen Haar ausgehende „Macht" angekommen sein.

Wie aus dem früher Angeführten hervorgehen dürfte, kann man aber doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß schon in altnordischer Zeit das Weib aus magischen Gründen den Kopf bedeckte.

Für die Richtigkeit dieses Schlusses spricht natürlich auch der Umstand, daß der Glaube an die magischen Wirkungen der Kopfbedeckung keineswegs auf die germanischen Völker beschränkt ist. Selbst, wie schon gesagt, nur ein einzelner Trieb des Glaubens an die zugleich magisch bindende wie abwehrende Kraft der Verhüllung, kommt er weit verbreitet in der Welt vor und in mehr oder weniger deutlichen Spuren auch bei Völkern, die nicht die geringste Berührung mit der katholischen Kirche gehabt haben.

Eine vollständige Darstellung der bei verschiedenen Völkern beobachteten abergläubischen Vorstellungen über die magische Wirkung der Kopfbedeckung würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten und mir auch unmöglich sein, schon wegen der Schwierigkeiten, die Literatur über den Gegenstand zu beschaffen. Meine Absicht ist es einzig, meine oben ausgesprochene Ansicht über das Alter des mitgeteilten nordischen Volksglaubens zu stützen durch etliche Beispiele von mit Bedeckung des Kopfes verbundenem Aberglauben, der mir mit dem nordischen verwandt scheint. Wir sind schon im Verlaufe unserer Untersuchung bei nordamerikanischen Indianern auf Verhüllung des Kopfes gestoßen, die die Verbreitung sexueller Ansteckung sowie solcher durch Leichen hindern sollte. Wenn der Raum es gestattete, würden diese Belege leicht durch verschiedene andere, gleichfalls von primitiven Völkern hergeholte, vervollständigt werden können. Indessen erinnere ich nur an die tönerne Kalotte der australischen Witwe, die nach Ablauf der Trauerzeit auf dem Grabe des Mannes hinterlegt wird[2]) und wohl die magische Haube in ihrer primitivsten Form darstellt.

Daß man in der Zeit der Ausbreitung des Christentums in der griechisch-orientalischen Welt der Kopfbedeckung der Frau eine magische Bedeutung beilegte, dafür zeugt nach meiner Ansicht unmißdeutbar die bekannte Vorschrift des Apostels

[1]) Der scharfsinnige Kenner des Volkslebens Hylten-Cavallius hat aus der Rolle, die der Hut („dvärghatten") einst bei den Zauberhandlungen des Volkes in Schweden spielte, den Schluß gezogen, daß der altnordische Opferpriester bei Amtsverrichtungen sein Haupt mit einem Hut bedeckt hatte, und weist darauf hin, daß Odin Sidhǫttr genannt wurde. (Hylten-Cavallius, a. a. O. I, S. 154.)

[2]) Frazer, a. a. O. 3, S. 182, Anm. 2.

Paulus im I. Korintherbrief, 11, 5—20, daß das Weib den Kopf bedecken solle, wenn es betet oder weissagt. Die geläufige Auffassung unter modernen Religionshistorikern dürfte die sein, daß Paulus die Kopfbedeckung des Weibes als eine Art von Amulett betrachtete, das das magisch empfindliche Weib gegen Angriffe aus dem Bereiche der Geisterwelt schützte.[1]) Möglich scheint mir aber auch die Deutung zu sein, daß die vorgeschriebene Kopfbedeckung bestimmt war, als eine Art Bindemittel zu dienen, das verhinderte, daß die Unreinheit des Weibes die aus Anlaß der heiligen Handlung anwesenden Engel anstecke. Es ist dies ja eine in der Religionsgeschichte wohlbekannte Erscheinung, daß heilige Wesen, Menschen, Geister der Abgeschiedenen und Götter, eben infolge ihrer Heiligkeit als für Tabu-Ansteckung besonders empfänglich angesehen wurden. So bezwecken die aus griechischen Kulten bewahrten zahlreichen Reinheitsvorschriften[2]) deutlich, die Götter vor Ansteckung durch unreine Individuen oder Dinge zu schützen. Auch innerhalb der ägyptischen Religion gibt es analoge Vorschriften, die sowohl für den Götter- wie für den Totenkult gelten.[3]) Jahve war deutlich, wie aus Deuteron. 23, 9—14, hervorgeht, für derartige Einflüsse empfänglich. Innerhalb der altpersischen Religion stoßen wir auf Vorschriften über teilweise Verhüllung, um das Heilige vor Verunreinigung zu schützen. So bedeckte der Diensttuende den unteren Teil des Gesichtes mit einem Schleier, damit sein Atem das heilige Feuer nicht besudle. Die Hände waren aus gleichem Grunde mit Handschuhen bedeckt.[4]) Beide Auslegungen lassen sich übrigens vereinigen. Personen, die sich im Tabu-Zustand befinden, sind ja sowohl gefährlich für ihre Umgebung als auch selbst äußerst empfindlich gegen magischen Einfluß. Die paulinische Vorschrift für das Weib, den Kopf zu verhüllen, würde dann zugleich bezwecken, es selbst gegen gefährlichen Einfluß aus der Geisterwelt und die Engel gegen Ansteckung zu schützen. Jedenfalls kann natürlich eine solche von krassestem Aberglauben zeugende Anschauung nicht bei einem geistig so hoch stehenden Mann wie Paulus ihren Ursprung haben. Die einzig mögliche Erklärung ist die, daß die besprochene Vorstellung in der Umgebung des Apostels in solchem Grade allgemein und durch das Herkommen geheiligt war, daß es ihm niemals in den Sinn kam, sie einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen.

Etliche im Talmud erhaltene Zeugnisse deuten an, daß die Juden der Kopfbedeckung eine magische Bedeutung beilegten. Von einer gewissen Kamḥit wird

[1]) E. Fehrle, Schweiz. Archiv für Volkskunde, 1916, S. 120; J. Weiß, Meyers Kommentar zum Neuen Testament, 5, S. 274.

[2]) Th. Wächter, Reinheitsvorschriften im griechischen Kult, 1910.

[3]) H. Sottas, La préservation de la propriété funéraire dans l'ancienne Égypte, 1913, S. 27 ff. Eine mit den vorausgehenden Fällen verwandte magische Bedeutung hat, nebenbei bemerkt, vermutlich ein Teil der im alten Ägypten von Königen, Königinnen, Göttern und Göttinnen getragenen Kopfbedeckungen, die alle durch die ängstliche Sorgfalt gekennzeichnet sind, mit der sie das Haar verbergen. Ich erinnere an die rote und die weiße Krone, die so genau dem Haarboden folgen, daß ein Ausschnitt für die Ohren gemacht werden mußte. (Vgl. A. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, 1885, Abbildungen auf S. 311.) In dieselbe Kategorie gehört die eigentümliche Haube, die regelmäßig von Isis und Nephtys getragen wird, wenn sie die Totenklage über Osiris veranstalten. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß die rückwärtige, über den Rücken herabhängende Partie der Haube um das lange Nackenhaar gewickelt und umbunden ist, so daß das Ganze das Aussehen eines Steifzopfes annimmt. Eine solche Haube wurde auch von den Königinnen getragen. (Borchardt, Der Porträtkopf der Königin Teje, 1911, S. 6.) Dieselbe steifzopfartige Aufmachung kommt auch bei den beiden sogenannten Königshauben vor (ebenda S. 7) und macht unleugbar den Eindruck, daß man die Entblößung irgendeines Teiles des Haares um jeden Preis vermeiden wollte.

[4]) Darmesteter, zit. bei J. Capart, a. a. O. S. 45.

erzählt,[1]) daß sieben von ihren Söhnen Hohepriester wurden und daß zwei von ihnen sogar am selben Tag Dienst taten. Selbst schrieb sie dieses einzig dastehende Glück dem Umstande zu, daß die Dachbalken in ihrem Hause nie ihr Haupthaar gesehen hatten, mit anderen Worten, daß sie innerhalb wie außerhalb des Hauses nie von der Vorschrift abgewichen, daß das Weib sein Haar bedeckt halten solle. Die Sorgfalt, mit der die Mutter ihr Haar bedeckt hielt, hatte also, glaubte man, einen mystischen Einfluß auf das Schicksal des Kindes. Nach einer im Talmud aufgenommenen Sage retteten Ons Gattin und Tochter diesen von der Teilnahme an Koras mißlungenem Aufruhrversuch,[2]) indem sie ihn verlockten, sich sinnlos zu betrinken, worauf sie sich beide mit unbedecktem Haar vor den Zelteingang setzten. Als Ons Begleiter kamen, um ihn zu holen, und die Weiber sahen, wagten sie nicht, ins Zelt zu treten.[3]) Um sich in solcher Weise in ihren Plänen stören zu lassen, müssen die israelitischen Krieger füglich im entblößten Haar der Weiber etwas Ernsteres gesehen haben als einen Verstoß gegen die gute Sitte. Es war verboten, das jüdische Glaubensbekenntnis im Beisein eines Weibes mit unbedecktem Kopf aufzusagen.[4]) Auch die jüdischen Männer sollen nach dem Talmud beim Gottesdienst Kopfbedeckung tragen,[4]) ein Brauch, der, wie bekannt, noch heute innerhalb der mosaischen Gemeinde beobachtet wird. Im Falle Ḳamḥit sollte die Kopfbedeckung deutlich die Leibesfrucht des Weibes schützen und leistete somit die Dienste eines Amuletts. In den anderen Fällen muß als ihre Aufgabe gegolten haben, die Ausbreitung der Unreinheit des Weibes auf die Umgebung zu hindern und der Befleckung des Heiligen vorzubeugen.

Daß man noch in unseren Tagen im Orient der Kopfbedeckung eine magische Bedeutung beilegt, dürfte unzweifelhaft sein. In seiner Abhandlung über südpalästinensische Kopfbedeckungen sagt Ulmer,[5]) daß zwar die brennende Sonne an und für sich eine Bedeckung des Kopfes notwendig macht. Das außerordentliche Gewicht, das man darauf legt, den Kopf bedeckt zu halten, zeigt indessen unzweideutig, daß auch andere Motive hereinspielen. Er bringt die peinliche Sorgfalt, mit der man stets das Haupt bedeckt hält, in Verbindung mit dem uralten Aberglauben, daß das Haar der Sitz des Lebens sei,[6]) also mit derselben Anschauung, die nach dem, was ich gezeigt habe, der Kopfbedeckung des Weibes im nordischen Volksglauben zugrunde liegt. Für das unmittelbare Motiv hält er „die allgemeine Scheu, religiös Gewertetes den Blicken anderer auszusetzen", also die Furcht vor dem bösen Blick Daß man das Haar und wohl das ganze Haupt als heilig betrachtet, geht unzweideutig aus der tiefen Ehrerbietung hervor, die man sogar der Kopfbedeckung als solcher entgegenbringt.[7]) Nach morgenländischer Anschauung gehen nämlich einer Person oder eines einzelnen Körperteiles Eigenschaften in die Kleidung über.[8]) Noch heutigen Tages betrachten es die ägyptischen Weiber als wichtiger, den Scheitel und den rückwärtigen Teil des Kopfes zu bedecken als das Gesicht und als wichtiger, das Gesicht zu verbergen als den übrigen Körper.[9]) Diese Auffassung, welche so viel

[1]) The Jewish Encyclopedia, II, S. 530, und VI, S. 158.
[2]) Num. 16.
[3]) The Jewish Encyclopedia, 1913, II, S. 530.
[4]) Ebenda, S. 531.
[5]) Fr. Ulmer, Zeitschr. des Deutschen Palästina-Vereines, XLI, 1918, S. 38ff.
[6]) Über die Heiligkeit des Haares bei den Semiten siehe W. Robertson Smith. Die Religion der Semiten, 1899, S. 257.
[7]) Lane, Manners and Customs of the Modern Egyptians, 1837, I, S. 50.
[8]) A. Jirku, Zur magischen Bedeutung der Kleidung in Israel, Zeitschr. für die Alttestamentliche Wissenschaft, 1917—1918, S. 109ff.
[9]) Lane, a. a. O. I, S. 77.

belacht worden ist, gründet sich natürlich darauf, daß die Verhüllung von Haupt und Angesicht nicht aus Schamhaftigkeit erfolgt, sondern um eine übernatürliche Gefahr abzuwehren. Daß der Gesichtsschleier nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in der Eifersucht des Ehemannes seinen Ursprung hat, geht daraus hervor, daß mitunter auch Männer einen solchen Schleier tragen, um sich gegen den bösen Blick zu schützen.[1])

Die gegebenen Beispiele dürften zur Genüge zeigen, daß die Vorstellung von den magischen Eigenschaften der Kopfbedeckung einmal allgemein herrschend gewesen sind und noch fortleben, nicht allein bei Naturvölkern, sondern auch bei Völkern, die eine verhältnismäßig hohe Kulturstufe erreicht haben. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle kann nachgewiesen werden, daß der Verhüllung des Hauptes der Glaube an die Eigenschaft des Haares als Sitz der „Macht" oder der Seele zugrunde liegt. Kein Grund liegt vor, anzunehmen, daß die schwedische Forderung an das nicht jungfräuliche Weib, den Kopf zu bedecken, um übernatürliche Gefahren für sie selbst oder ihre Umgebung abzuwehren, einem Mißverständnis des katholischen Kirchengebotes entspringe, das von dem Weibe verlangt, seinen Kopf im Heiligtum zu bedecken. Die alte Kirche hat im Gegenteil in diesem wie in so manchem anderen Falle bloß einen allgemein vorkommenden Aberglauben sanktioniert, den sie vermutlich selbst teilte. Alles spricht dafür, daß der magische Eigenschaften der Frauenhaube voraussetzende nordische Volksglaube bloß ein Überbleibsel eines vordem allgemein herrschenden Aberglaubens ist, der einstmals Anlaß zu der bei allen indogermanischen Völkern vorkommenden Sitte gegeben hat,[2]) daß die verheiratete Frau, zum Unterschied von der Jungfrau, den Kopf bedeckt.[3])

[1]) Frazer, a. a. O. 3, S. 122.

[2]) O. Schrader, Reallexikon der Indogerm. Altertumskunde, 1901, S. 359.

[3]) Ein anderer Rückstand desselben uralten Aberglaubens ist nach meiner Überzeugung die gleichfalls bei allen indogermanischen Stämmen wie bei den meisten anderen Völkern vorkommende Sitte, daß die Braut den Kopf und oft größere Teile des Leibes mit einer Art Schleier bedeckt (O. Schrader, a. a. O. S. 358), eine Sitte, die ich nicht Anlaß hatte zu berühren, da sie bis in die jüngste Zeit beim Volk in Schweden in keiner anderen Gestalt vorgekommen ist als in derjenigen der am Brautabend aufgesetzten Frauenhaube. Dieser Verhüllungsbrauch, dessen magischer Inhalt von den meisten Forschern anerkannt wird, ist nach meinem Ermessen von dem Brauch, daß die Frau den Kopf bedeckt, nicht zu trennen. Valtýr Gudmundsson vermutet, daß das altnordische Brautlinnen ganz einfach die der verheirateten Frau zum erstenmal aufgesetzte Kopfbedeckung war (Paul, Grundriß der germ. Philologie, III, S. 444), und Roßbach identifiziert das flammeum der römischen Braut mit dem Schleier der Braut (zit. aus E. Samter, a. a. O. S. 52). Ich glaube, daß diese beiden Forscher Recht haben und daß der sogenannte Brautschleier, sowohl was seine Beschaffenheit wie auch seine Funktionen betrifft, eins ist mit der Kopfbedeckung der Frau. Möglicherweise schied er sich mitunter von dieser dadurch, daß er umfangreicher war, was sich leicht daraus erklärt, daß der Zeitpunkt des ersten Beilagers als sexuelle Krisiszeit eine vollständigere Verhüllung nötig machte. Seine Aufgabe war nichtsdestoweniger die gleiche wie die der magischen Frauenhaube, nämlich die, das Weib selbst und ihre Umgebung vor den Einwirkungen ihrer sexuellen Unreinheit zu schützen. (Ich finde nach Vollendung meiner Abhandlung, daß R. Meringer in Wörter und Sachen, V, S. 171, ebenfalls die Überzeugung ausgesprochen hat, daß Frauenhaube und Brautschleier zusammengehören und daß beide ursprünglich in einer Art von Aberglauben ihren Grund haben.)

# Die Dolmen Spaniens.

Von **Hugo Obermaier** (Madrid).

(Mit 17 Abbildungen im Texte.)

Die Dolmen der iberischen Halbinsel bieten hinsichtlich ihrer großen Anzahl wie überraschenden Mannigfaltigkeit, ihrer vielfach imposanten Bauart und ihres wichtigen Grabinhaltes ein nicht zu unterschätzendes Interesse, sind jedoch bisher in der Fachliteratur ziemlich stiefmütterlich behandelt worden. Selbst die einschlägigen neueren Werke von E. Cartailhac, O. Montelius, P. Paris, J. Déchelette, G. Wilke gehen verhältnismäßig kurz auf sie ein und widmen den megalithischen Bauten Portugals ungleich mehr Aufmerksamkeit als jenen Spaniens. Es wird dies begreiflich angesichts der Tatsache, daß die Dolmenliteratur des letzteren Landes zwar zahlreich, aber unter sich sehr ungleichwertig ist und sich überdies im Auslande, ob ihrer Zersplitterung, nur schwer beschaffen läßt. Dazu kommt, daß großzügigere Versuche einer modern wissenschaftlichen zusammenfassenden Übersicht überhaupt noch nicht vorliegen, abgesehen von einem jüngst erschienenen trefflichen Aufrisse aus der Feder von P. Bosch, welcher jedoch gezwungen war, seine Ausführungen über das spanische Dolmenproblem desgleichen auf einen verhältnismäßig geringen Umfang zusammenzudrängen.[1])

Für den im Lande und Felde selbst arbeitenden Forscher wurzelt die größte Schwierigkeit darin, daß eine systematische Aufnahme und plangemäße Erforschung der Dolmenbauten der Pyrenäenhalbinsel bis zur Stunde überhaupt noch nicht in Angriff genommen wurden. So wird begreiflich, daß verschiedene Provinzen, welche bestimmt einschlägige Monumente bergen, noch so viel wie ununtersucht sind, und daß wir über andere Landstriche wohl positive Aufschlüsse besitzen, aber noch viel zu selten in jener zuverlässigen, wissenschaftlichen Form, wie sie der moderne Spezialist mit Recht beansprucht.

Angesichts dessen bedarf es keiner besonderen Betonung, daß auch die vorliegende Studie, die sich sowohl auf persönliche Forschungen stützt, als auch die gesamte Literatur nutzbringend zu verwerten sich bemüht, weit davon entfernt ist, irgendwie vollständige oder abschließende Ergebnisse darzubieten. Trotzdem ist das heute bereits vorliegende Material so umfangreich und wichtig, daß wir eine kurze Zusammenstellung und kritische Besprechung bzw. Sichtung desselben für angezeigt und lohnend erachten.

## I. Die Verbreitung der Dolmen auf der iberischen Halbinsel.

Wir beginnen unsere Studie mit einer gedrängten Beschreibung und Charakterisierung[2]) der spanischen Dolmenbauten, und zwar in geographischer Anordnung.

[1]) P. Bosch Gimpera, La arqueologia prerromana hispánica. Anhang zur spanischen Übersetzung von A. Schulten „Hispania". — Barcelona 1920.

[2]) Im nachstehenden Texte begegnen uns die folgenden Typen:

*a*) Einfacher Dolmen, bestehend aus einer einfachen gedeckten Kammer von eckiger, polygonaler oder runder Form, je nach der Zahl und Anordnung der Tragsteine. („Einfacher Kammerdolmen".)

Verhältnismäßig gut unterrichtet sind wir über die Dolmen der **Baskischen Provinzen,** an deren Erforschung sich besonders L. de Velasco [1880], R. Becerro de Bengoa [1881], F. Baráibar [1881], J. Apraiz [1892, 1893, 1896, 1905], P. M. de Soraluce [1895], J. Iturralde [1911], E. de Eguren [1914, 1919], F. de Ansoloaga [1915, 1918], T. de Aranzadi [1915, 1918, 1919] und J. de Barandiarán [1919] beteiligt haben.

Zwar ist es zweifelhaft, ob in der Blockanhäufung von San Miguel de Arrechinaga, unweit Marquina (Provinz Vizcaya) tatsächlich ein megalithisches Bauwerk vorliegt, und bedarf der „Dolmen" von Zaldivia noch einer fachmännischen Nachprüfung. Trotzdem ist nunmehr das Vorkommen von Dolmengräbern in der Provinz Guipúzcoa einwandfrei erwiesen, auf Grund der Feststellungen von J. M. de Barandiarán, T. de Aranzadi und E. de Eguren, welche (1916 bzw. 1918) im Südosten dieser Provinz, im Massiv des Aralar, neun und in der Sierra de Aizkorri sechs einschlägige Monumente entdeckten.[1]) Es sind stets kurze Galerien oder einfache Kisten, die erstgenannten manchmal auch von trapezoidem Grundrisse, wobei jedoch ihre Erhaltung viel zu wünschen übrig läßt. Aus den Überbleibseln ihres ehemaligen Inhaltes sind mehrere Glockenbecher[2]) und spärliche Kupferfunde beachtenswert. Die Menschenzähne weisen in einigen Fällen künstliche Feilung auf.

Seine natürliche geographische Fortsetzung findet das biskainische Dolmenzentrum in den Provinzen Alava[3]) und Navarra[4]), aus welch ersterer vor allem

*b*) Gangdolmen, bestehend aus einer Grabkammer und einem davon abgegliederten, den Zutritt vermittelnden engeren Gange. („Ganggrab".)

*c*) Dolmengalerie, gebildet aus einer meist geradlinigen Flucht von aneinandergereihten Kammern, häufig unter Beibehaltung der inneren Transversalwände; auch in den Fällen, in welchen die letzteren fehlen, dient die gesamte Galerie, welche die Breite der hintersten Kammer im wesentlichen beizubehalten pflegt, zur Aufnahme von Sepulturen und nicht als bloßer Eingang. („Gedeckte Galerie"; „Galeriedolmen".)

*d*) Kuppeldolmen, mit meist runder Kammer, die sich nach oben durch langsame Überkragung der Wandsteine zu einer sogenannten „falschen Kuppel" verengt, d. h. nicht spitz schließt, sondern mit einer schweren Schlußplatte horizontal eingedeckt ist. (Kuppelgrab".) Ein längerer, enger Zugang ist gewöhnlich vorhanden.

*e*) Steinkisten, d. h. kleine rechteckige, viereckige oder trapezoide Kammern, welche sich als jüngste Kümmerformen der einfachen Dolmen bzw. kleinen Galerien zu erkennen geben.

Wir brauchen nicht eigens hervorzuheben, daß neben diesen Haupttypen eine Reihe von Varianten bzw. vermittelnden Übergängen besteht.

Ausgeschaltet bleiben aus dieser Studie die anscheinend in Nordostspanien ziemlich häufigen Menhirs, in Anbetracht der großen Schwierigkeit, die Mehrzahl der diesbezüglichen Angaben auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen.

[1]) T. de Aranzadi, J. M. de Barandiarán y E. de Eguren, Exploración de nueve dólmenes del Aralar guipuzcoano. — San Sebastian 1919.

Dieselben, Exploración de seis dólmenes de la Sierra de Aizkorri. — San Sebastian 1919.

[2]) Glockenbecherreste lieferte speziell der Dolmen von Pagobakoitza in der Sierra Aizkorri.

[3]) Wichtigste neuere Literatur: J. Apraiz, Discurso acerca de los dólmenes alaveses. — San Sebastian 1905. J. Pavía y Birminghan, Discurso acerca de los dólmenes alaveses por D. Julián Apraiz. — San Sebastian 1905.

E. Eguren y Bengoa, Estudio antropológico del Pueblo Vasco. La Prehistoria en Alava. — Bilbao 1914.

[4]) Juan Iturralde y Suit, La Prehistoria en Navarra. — Pamplona 1911. [Vergleiche, ergänzend hiezu: F. de Ansoleaga y J. Altadíu, Monumentos megalíticos de Navarra. — „Boletín de la Real Academia de la Historia." — t. LVIII, 1911 (S. 197—225). F. Fita, Nuevos dólmenes de Navarra. — *Ebenda,* t. LIX, 1911 (S. 422—427).]

T. de Aranzadi y F. de Ansoleaga, Exploración de cinco dólmenes del Aralar. — Pamplona 1915.

*Dieselben,* Exploración de catorce dólmenes del Aralar. — Pamplona 1918.

die Grabbauten von Eguílaz und Arrízala und aus welch letzterer jene von Pamplonagañe, Arzábal und Zubeinta Beachtung verdienen.

An Konstruktionstypen sind nur kleine rechteckige, quadratische oder trapezoide Kammern bzw. sehr kurze, gedeckte Galerien vertreten, deren archäologischer Inhalt stets mehr oder minder geplündert ist, so daß nur spärliche Reste von feinem Silexmaterial, dann und wann auch von Metallgeräten (Kupfer oder Bronze) erhalten sind. Da in den kleinen Kammern (Kisten) bereits Keramik vom El Argar-Typus vorkommt, kann es als erwiesen gelten, daß diese jüngste Kümmerform in die erste Bronzezeit herabreichte.

Folgen wir das Ebrogebiet ostwärts, so steht vorläufig jede positive Kunde aus den Provinzen Zaragoza und Huesca aus, dagegen erweist sich **Katalunien** (Provinzen Lérida, Barcelona und Gerona) abermals als wichtiges Dolmenzentrum, vor allem dank der Untersuchungen von J. M. Moner [1872], Conde de Belloch [1879][1]) S. Sampere [1880][2]), L. M. Vidal [1893, 1911][3]), F. Carreras y Candi [1903], M. Cazurro [1912][4]), H. Neuville [1914], P. Bosch Gimpera [1914][5]) und J. Serra [1917[6]). Eine zusammenfassende Übersicht veröffentlichte jüngst P. Bosch [1919][7]).

Die Monumente sind teils Galeriedolmen von langgestrecktem rechteckigen Grundrisse (manchmal noch mit Reminiszenzen an die Gangdolmenanlage), teils kürzere, trapezoide Galerien und endlich (vielfach bereits mit El Argar-Keramik) reduzierte eckige Kammern bzw. trapezoide Kisten.

Aus dem Fundmateriale möchten wir den von J. Serra im Jahre 1916 untersuchten Dolmen von Llanera, unweit Solsona (Provinz Lérida), hervorheben. Eine gedeckte Galerie von nahezu 9 *m* Länge und 2 *m* innerer Breite, enthielt sie, neben sehr sorgfältig bearbeiteten Silexspitzen, einem geschliffenen Knochengeräte, Fragmenten von Kupfer (?) und ähnlichem, einen typischen Glockenbecher mit einfacher Strichverzierung am Halse. Ein Steinkranz, von 20 *m* größtem Durchmesser, umgab das Bauwerk, welches leider bereits teilweise zerstört war.

Aus der Provinz Gerona vermochte M. Cazurro die stattliche Anzahl von 22 Menhirs und 38 Dolmen namhaft zu machen, unter denen sich vor allem die gedeckte Galerie Cova d'en Dayna, nächst Romanyá de la Selva, abhebt

[1]) Conde de Belloch, Descripció de dos monuments megalitichs, cromlech, cercles de pedra o tumulus de la segona época de la edat de la pedra polida. — „Memorial de l'Associació Catalanista de Excursions Científicas". — t. III. Barcelona 1879.

[2]) S. Sampere y Miquel, Contribución al estudio de los monumentos megalíticos ibéricos. — „Revista de Ciencias Históricas", Barcelona. — Dezember 1880 — März 1881.

[3]) Luis Mar. Vidal, Mas monumentos megalíticos en Cataluña. — „Memorias de la Real Academia de Ciencias y Artes de Barcelona." 1893.

*Derselbe,* Otros monumentos megalíticos en Cataluña. — *Ebenda,* 1911.

[4]) Manuel Cazurro, Los monumentos megalíticos de la Provincia de Gerona. — „Junta para Ampliación de Estudios é Investigaciones Científicas: Centro de Estudios Históricos." Madrid 1912.

[5]) Pedro Bosch Gimpera, Els dolmens de la Serra de l'Arca (Ayguafreda). — „Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans." — Barcelona 1913—1914. (S. 804.)

[6]) J. Serra Vilaró, Ex cavaciones en el Dolmen de Llanera. — „Junta superior de Excavaciones y Antigüedades." — Madrid 1917.

Man vergleiche außerdem die folgenden Bände der „Geografía General de Catalunya":

Ceferí Rocafort, Provincia de Lleyda. Botet, Provincia de Gerona.

[7]) Pedro Bosch Gimpera, Prehistória Catalana. [Enciclopédia Catalana, Nr. 16.] — Barcelona 1919.

(Fig. 1), welche durch einen Tumulus geschützt und von einem Steinkreise, von 11 *m* größtem Durchmesser, umrahmt ist. Die Dolmengalerie selbst ist 7·70 *m* lang und 1—1·20 *m* breit und lieferte abermals feines Silexmaterial, Knochenperlen, grobe Keramikreste mit einfachen Zierritzen und einen Pfriemen aus Kupfer (?).

Fig. 1. Dolmengalerie „Cova d' en Dayna" unweit Romanyá de la Selva (Prov. Gerona). Nach M. Cazurro.

Ziemlich nahe beim eben genannten Bauwerke liegt der Dolmen de Santa Cristina, eine gedeckte Galerie von trapezoidem Grundriß (Fig. 2). Wie mir Herr A. Kläbisch gütigst mitteilte, besteht dieselbe aus 12 vertikalen Granitplatten, von denen eine drei schüsselförmige Näpfchen und zwei weitere mehrere tiefeingravierte Striche tragen. Die Gesamtlänge beträgt 4·50 *m*, von den Deckplatten ist nur eine einzige erhalten. Der Grabinhalt war großenteils vernichtet, immerhin fanden sich aber noch eine ansehnliche Menge von Menschenknochen, vier lange Silexklingen, eine Quarzkugel und zwei ziemlich vollständige Glockenbecher.

Es ist auffallend, daß sich die Dolmen Kataluniens — wenigstens vorläufig — ausschließlich auf die unmittelbaren Vorlande der Pyrenäen (Hochlérida, Gerona und Nordbarcelona) beschränken und nicht in die Ebroniederung herabreichen. Wir sind heute geneigt, angesichts dessen an ein ziemlich junges und selbständiges Dolmenzentrum am Fuße der Südpyrenäen zu denken, welches mit jenem der Nordpyrenäen in engem Zusammenhang gestanden haben dürfte, über welches wir leider ebenfalls noch keineswegs erschöpfend unterrichtet sind.

Fig. 2. Dolmengalerie von Santa Cristina bei Romanyá de la Selva (Prov. Gerona).

Geographisch völlig isoliert steht, bis auf weiteres, das Ganggrab bei Aguilar de Anguita, im Nordosten der Provinz Guadalajara[1]).

J. Vilanova spricht fernerhin von einem Dolmen im Gemeindegebiete von Mirambel (Provinz Teruel) und macht auch vorsichtig diskrete Anspielungen auf ebensolche in den Provinzen Castellón und

[1]) Marqués de Cerralbo, El arte rupestre en la región del Duratón. — „Boletín de la Real Academia de la Historia." t. LXXIII. (S. 158). — Madrid 1918. [Das Grab enthielt Kupfer.]

Murcia.[1]) Noch mehr Interesse bietet der Dolmen „Castellet del Porquet" bei Ollería, im Süden der Provinz Valencia. Dieser letztere wurde im Jahre 1845 von J. Plá untersucht und scheint, dem ganzen Fundberichte nach zu schließen, ein aus Trockenmauern aufgebautes Kuppelgrab gewesen zu sein, das Stein- und Kupferbeile enthielt, von welch letzteren Vilanova noch zwei Exemplare erwerben konnte.

Diese große Seltenheit von Dolmen an der Ostküste Spaniens hängt übrigens vielleicht nicht nur damit zusammen, daß hier noch wenig systematisch gesucht wurde, sondern ist möglicherweise noch darauf zurückzuführen, daß diese ebenda in den seit alters intensiv kultivierten „huertas" (bewässerten Kulturböden) von Castellón, Valencia und Murcia vielfach zerstört worden sein dürften.

In um so größerer Anzahl und in wahrhaft großartiger Entfaltung erscheinen hingegen Megalithbauten in **Andalusien,** worüber ältere Angaben seitens von R. Mitjana [1847], M. de Góngora [1868], F. M. Tubino [1863, 1876][2]) und anderen vorliegen.

Die Reihe eröffnet die Provinz Almeria, die Urheimat der spanischen Kupfermetallurgie, um deren archäologische Erforschung sich L. Siret unvergängliche Verdienste erwarb.[3]) Dieser Forscher erblickt die Vorläufer der eigentlichen Dolmen in

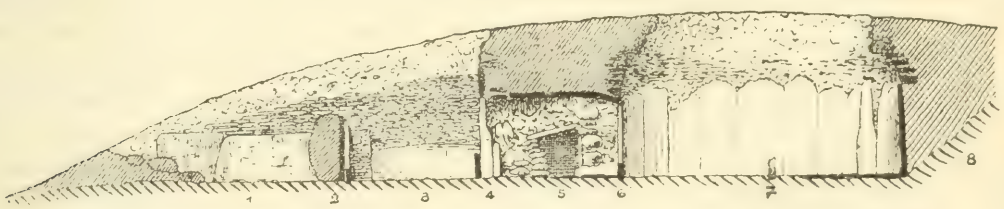


Fig. 3. Kuppeldolmen von Los Millares („Sepultur Nr. 17") (Provinz Almería). Nach L. Siret (1893).

runden oder rechteckigen Steinkisten, deren ehemalige Bedeckung verschwunden wäre. Für uns ist von Wichtigkeit, daß in jener Gegend jedenfalls einfachere Ganggräber (mit eckiger oder kreisförmiger Kammer) auftreten, ferner Kuppelgräber, mit sehr sorgsam hergestellter Kammer, öfters zugleich mit seitlichen Nischen und mit langem Zugange.

Besondere Beachtung verdient die ansehnliche Dolmennekropole von Los Millares, am Ufer des Flusses Andarax gelegen.

Wir bilden hier den Kuppeldolmen ab, welchen L. Siret im Jahre 1893, leider erst in einer kurzen Mitteilung, veröffentlichte (Fig. 3) und fügen die Erklärung der Ziffern nach demselben Autor bei:

1. Ergänzter Eingang.
2. Durch einen Steinblock gestützte Zugangstüre.

[1]) Juan Vilanova, y J. de la Rada y Delgado, Geologia y Protohistoria Ibéricas. — Madrid 1894. Man vergleiche besonders S. 491 [Provinz Teruel]; S. 538 [Provinz Castellón]; S. 492 und 531 [Provinz Valencia]; S. 494 und 495 [Provinz Murcia].

[2]) Franc. María Tubino, Estudios prehistóricos; Heft 1. (S. 49—59). — Madrid 1868.

*Derselbe,* Los monumentos megalíticos de Andalucía, Extremadura y Portugal, y los aborígenes ibéricos. — „Museo Español de Antigüedades". Bd. VII. (S. 303—364). — Madrid 1876.

[3]) L. Siret, L'Espagne préhistorique. „Revue des questions scientifiques"; Oktoberheft 1893. Bruxelles.

*Derselbe,* Mitteilungen an Manuel Gómez-Moreno, veröffentlicht in dessen Werk: „Granada y su provincia". — Madrid 1907. (S. 9—12.)

*Derselbe,* Villaricos y Herrerías. Antigüedades púnicas, romanas, visigóticas y árabes. — „Memorias de la Real Academia de la Historia". t. XIV. (S. 381—478). — Madrid 1907.

3. Gang.
4. Zweite Türe.
5. Gang, mit lateralen Nischen an beiden Seiten.
6. Dritte Türe.
7. Hauptkammer, mit zentraler Stützsäule.

   Die Mauern dieser Kammer sind aus kleinen losen Steinen errichtet, die im unteren Teile durch flache Steinplatten verstärkt und verkleidet sind; die Kuppel bilden dünne Schieferplatten, die sich in allmählicher Überkragung schließen.
8. Natürlicher Hügel.

Mehrere Teile des Monuments sind gepflastert; die Fugen zwischen den Steinblöcken sind häufig mit Gips ausgefüllt, mit welch letzterem auch die Wände und die Säule verputzt erscheinen.

Die seitlichen Anexe und äußeren Teile der Zugangsgalerie scheinen erst angefügt worden zu sein, als der Hauptbau bereits vollendet war.

Von stark abweichender Bauanlage ist das am gleichen Orte befindliche Kuppelgrab, welches wir in Fig. 4 wiedergeben. Das Bauwerk ist in seiner ganzen Anlage aus kleinem Steinmaterial zusammengefügt; der Zugang ist seinerseits in mehrere „Vorkammern" gegliedert und besitzt linkerhand einen kleinen Seitenanbau, in welchem Siret elf Kinderskelette vorfand. Die Hauptkammer enthielt die Skelette von zwanzig Erwachsenen, deren beide Seitenanexe bargen die Reste von je zwei Leichen.

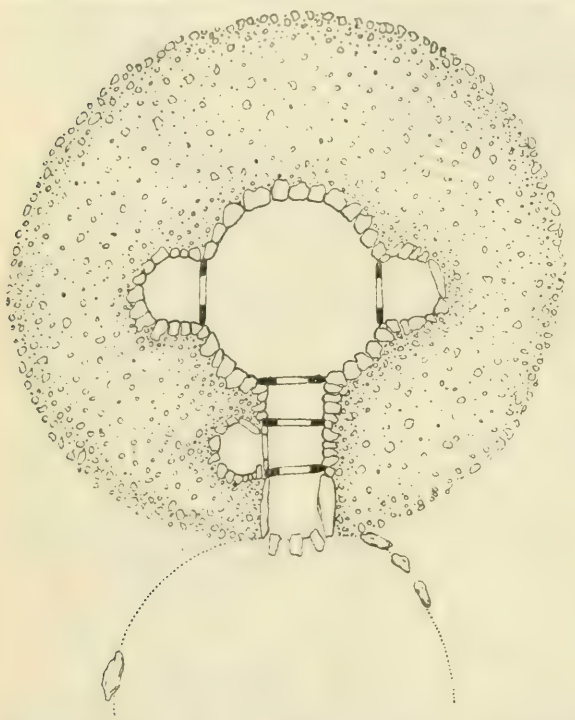


Fig. 4. Kuppeldolmen von Los Millares („Sepultur Nr. 20") (Provinz Almería). Nach L. Siret (1893).

Mit diesem Monumente stimmt wesentlich der Kuppeldolmen überein, welchen der nämliche Forscher in Almizaraque, unweit Herrerías, entdeckte. Von rundem Grundrisse, besitzt er zunächst eine vertikale Mauerauskleidung, die abwechselnd aus dünnen Lagen von Steinen bzw. Lehmschichten gebildet war. Darüber setzte in einer gewissen Höhe die aus überkragenden Plattenlagen geformte Kuppel ein, welche ehedem von einem großen Deckstein abgeschlossen wurde, der durch einen massiven Holzpfeiler gestützt war. Der Zusammenbruch des letzteren hatte auch den Einsturz der Kuppel selbst im Gefolge.

Dieses Massengrab, dessen Zugang durch drei Türen verschlossen war, barg die Reste von mehr als fünfzig Individuen, deren Skelette nur in wenigen Fällen intakt geblieben waren. Zumeist formten die Knochen kleine Haufen und waren alsdann teilweise angebrannt und verkohlt, wobei klar ersichtlich war, daß man seinerzeit unter ihnen, im Innern der Kammer, kleine Feuer zurechtgerichtet hatte. Die Totenbeigaben waren die üblichen der Kupferzeit, vor allem zahlreiche Callaïs-Perlen.

Wertvolle wissenschaftliche Aufschlüsse verdanken wir abermals L. Siret über die Provinz Granada, wo die ersten systematischen Untersuchungen über Dolmen von Manuel de Góngora [1868][1]) begonnen und seitens Manuel Gómez-Moreno fortgesetzt wurden, welcher zugleich die einschlägigen Hauptergebnisse von Siret bekannt gab.[2])

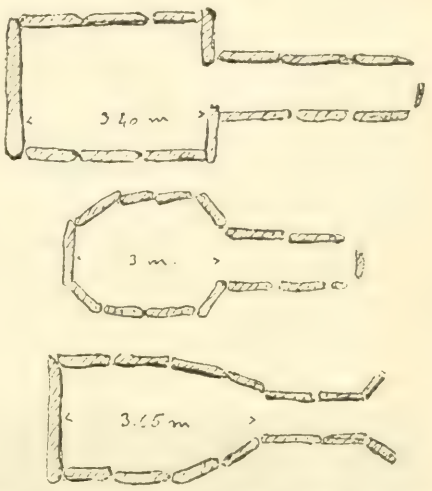



Fig. 5. Dolmentypen aus der Gegend von Guadix (Prov. Granada). Nach M. Gómez-Moreno.

Die Dolmennekropolen dieser Provinz setzen im Osten in Baza ein; daran reiht sich ein weiteres Zentrum mit fast 150 Gräbern zwischen Gor, Gorafe und Guadix, sodann jenes von Fonelas (51 bereits untersuchte Dolmen), von Huélago und Moreda, von Don Diego (mit 18 großen Dolmen), von Pedro Martínez (mit 12 primitiven Dolmen), von Laborcillas (mit etwa 50 Dolmen) und von Los Eriales.

Ein Teil dieser Bauten sind, abgesehen von mehreren einfachen Dolmen, Ganggräber von relativ kleinen Dimensionen (Fig. 5). Ihre Kammern erreichen bis zu 3·80 *m* Länge und sind gewöhnlich rechteckig, daneben treten jedoch auch polygonale und trapezoide Varianten auf. Die Zugangsgalerien erreichen bis zu 4 *m* Länge.

An Kuppelgräbern machte Siret nur 8 Exemplare von verhältnismäßig schlichter Anlage ausfindig: 5 in Gor, 2 in Baza und 1 in Laborcillas (Fig. 6). Die Wände ihrer kleinen Kammern sind teils vom Boden aus in dünnen Steinlagen aufgeschichtet, teils besitzen sie einen Unterbau aus senkrecht aufgestellten Steinplatten. Ihre obere Hälfte nahm regelmäßig das falsche Gewölbe ein, wobei der gesamte Bau von einem künstlichen Hügel umkleidet und überdeckt war.

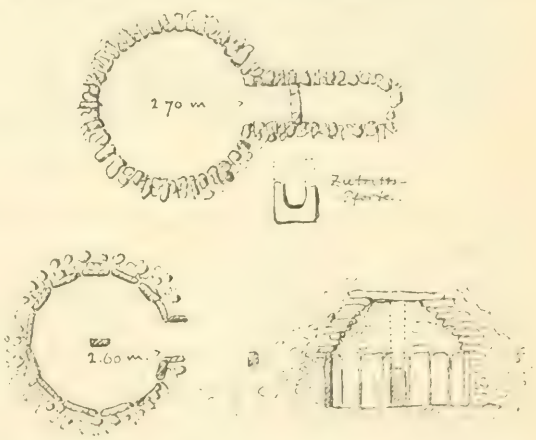



Fig. 6. Kuppeldolmen von Gor (Prov. Granada). Nach M. Gómez-Moreno.

Nach ihrem Inhalte gliedert L. Siret, der Erforscher dieser Zone, die granadinischen Anlagen in drei Gruppen. Die erste umfaßt Dolmen mit rein neolithischem Inhalte (geschliffene Beile, einfache Klingen oder Pfeilspitzen aus Silex und, in zwei Fällen mit je einem aus einer Pectunculusschale herausgeschnittenen Armreife). Hieher gehören 31 Gräber von Pedro Martínez, Fonelas und Los Eriales. Die zweite Gruppe ist vorab in den Grabfeldern von Gor und Fonelas, sodann in Laborcillas und Moreda vertreten. Zu ihrem mehr verfeinerten Stein- und Silexmaterial treten wohl als Amulette benützte Tierphalangen, sowie Pfriemen, kleine Lanzenspitzen, Messer und flache Beile aus Kupfer. Die dritte Gruppe (19 Dolmen von Los Eriales,

[1]) Man. de Góngora y Martínez, Antigüedados prehistóricas de Andalucía. — Madrid 1868.
[2]) M. Gómez-Moreno y Martínez, „Granada y su provincia". — Siehe die Fußnote 3, S. 111.

17 von Gor samt Umgebung, 1 von Huélago) enthält bereits eine Keramik mit starkem El Argar-Gepräge; das Steininventar verarmt wesentlich, Kupfergeräte sind sehr häufig, dann und wann findet sich auch Bronze. Die Schmuckgegenstände sind aus Kupfer, Silber oder Blei.

Von Granada griffen die Dolmen nach der Provinz Jáen über, aus welcher bereits M. de Góngora mehrere schöne Monumente unweit von Alcalá la Real namhaft machte und abbildete.

So viel wie gänzlich unerforscht ist die Provinz Córdoba.

Die Glanzperiode der Megalitharchitektur Andalusiens verkörpern jedoch, unseres Erachtens, die drei großen Dolmen, welche sich in nächster Nähe von Antequera (Provinz Málaga) befinden und denen M. Gómez-Moreno eine treffliche Studie[1]) gewidmet hat, welche zugleich dem Problem der vor- und frühgeschichtlichen „Kuppelbauten" überhaupt eingehende Aufmerksamkeit schenkt.

Schon seit langer Zeit bekannt ist die imponente Grabanlage der „Cueva de Menga" (Mengal), eine in einen Hügel eingebaute gigantische gedeckte Galerie von ovalem Grundrisse.[2]) Ihre innere Länge beträgt 25·40 *m*, ihre größte Breite 6·10 *m*, ihre gegenwärtige Höhe 2·70—3 *m*. Die Wände werden von riesigen, leicht schräg nach innen geneigten Kalksteinplatten gebildet, deren Innenflächen gut geglättet sind. Vier enorme weitere Platten bedecken die Kammer, in deren Mitte drei mächtige Monolithen als verstärkende Stützpfeiler aufragen. Eine fünfte Platte deckt den kurzen, aber sehr breiten Eingang, von dem es nicht ausgeschlossen ist, daß er ehedem etwas länger war. (Fig. 7.)

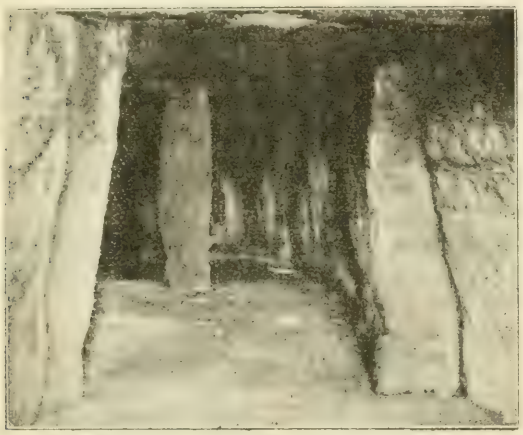


Fig. 7. Inneres der „Cueva de Mengal" (Provinz Málaga).

M. Gómez-Moreno erwähnt, nach Angabe von Trinidad de Rojas (1874), daß sich im Inneren der Dolmenhalle „rohe Steingeräte" gefunden hätten, welche verschollen sind. Mir selbst gelang es, in Privatbesitz, ein breitnackiges, geschliffenes Serpentinbeil ausfindig zu machen, welches M. de Mazas im Jahre 1904 ebenda persönlich in 50 *cm* Bodentiefe ausgrub. Es ist 8·9 *cm* lang, 3·6 *cm* dick und oben bzw. unten 2·9 bzw. 4·7 *cm* breit. Sein Gewicht beläuft sich auf 256 *g*, die Schneide ist ziemlich abgenützt, ein Hinweis, daß das Exemplar stark benützt worden sein dürfte.

Ungleich jünger ist die Kunde, welche wir über die zwei nunmehr zu besprechenden Dolmen besitzen.[3])

---

[1]) Manuel Gómez-Moreno, Arquitectura tartesia: la Necrópoli de Antequera. — „Boletín de la Real Academia de la Historia." t. XLVII. (S. 81—132.) — Madrid 1905.

[2]) Rafael Mitjana, Memoria sobre el templo druida hallado en las cercanias de la Ciudad de Antequera. — Málaga 1847.

E. Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. — Paris 1886. (S. 186—189.)

M. Gómez-Moreno, Arquitectura tartesia. — a. a. O.

[3]) M. Gómez-Moreno, Arquitectura tartesia. — a. a. O.

R. Velázquez Bosco, Cámaras sepulcrales descubiertas en término de Antequera. — „Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos." t. IX. (S. 413—419, mit 7 Tafeln.) — Madrid 1905.

J. Ramón Mélida, Iberia arqueológica ante-romana. — Discurso de recepción en la Real Academia de la Historia. — Madrid 1906. (S. 31—40.)

Nächst dem Hügelgrabe von Menga liegt, ebenfalls in einen großen natürlichen Hügel eingebettet, der Gangdolmen der „Cueva de Viera“. Den Zutritt vermittelt ein 19 *m* langer, 1·20—1·30 *m* breiter und 1·85—2·10 *m* hoher Gang (Fig. 8). Seine Seitenwände sind mit durchschnittlich 1·8—2·0 *m* hohen Steinplatten (von rund 0·35 *m* Dicke und 0·70—1·90 *m* Breite) ausgekleidet, welche sehr regelmäßig flach behauen sind. Sie stehen nach innen leicht schräg geneigt und sind von massiven Dachplatten überdeckt, von denen ein Teil zertrümmert ist. Tief im Inneren des Hügels liegt die nahezu quadratische Kammer von etwa 1·75 *m* im Geviert und 2 *m* Höhe. Ihre Wände bilden vier massige Steinplatten, aus deren vorderer eine rechteckige, 93 *cm* hohe und 75 *cm* breite Öffnung ausgemeißelt ist, wodurch die Verbindung mit dem Gange hergestellt wird. Oben ist die sehr ebenmäßige Krypta durch eine gigantische Felsplatte eingedeckt.[1])

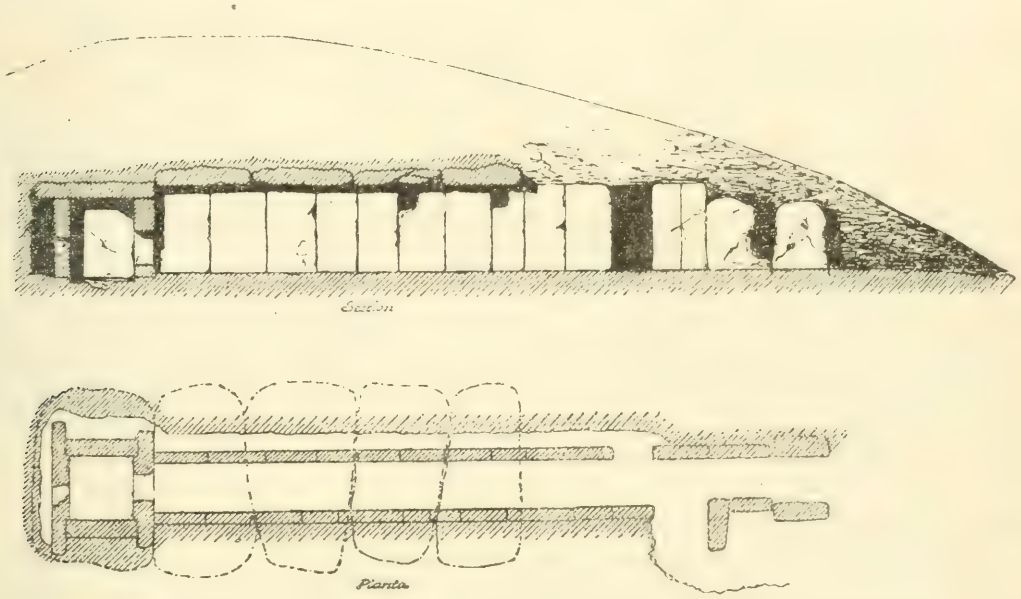



Fig. 8. Gangdolmen „Cueva de Viera“, bei Antequera (Prov. Málaga). Nach R. Velásquez Bosco.

Der dritte Dolmen befindet sich, endlich, im Inneren eines Hügels unfern der Zuckerfabrik von Antequera und trägt den Namen der „Cueva del Romeral“. Er besteht aus einem Gange von 23·5 *m* Länge, 1·70—1·80 *m* Breite und 2 *m* Höhe. Seine Wände sind nicht, wie im vorherbesprochenen Monumente, mittels dünner Platten, sondern aus Trockenmauerwerk hergestellt, bestehend aus Wechselstraten von von 5—8 *cm* dicken Kalksteinplatten und Lehmlagen, in die zumeist kleine Gesteintrümmer eingekeilt sind. Dieser im Querschnitte abermals leicht trapezoide und flach eingedeckte Gang führt zu zwei kreisrunden Kammern, deren vordere 4 *m* Höhe und 5·20 *m* Durchmesser, und deren hintere 2·05 *m* Höhe und 2·35 *m* Durchmesser aufweist. Beide Kammern sind desgleichen, von unten an, aus Trockenmauern gebildet, deren Steinlagen gegen oben systematisch vorspringen und sich so allmählich kuppel-

[1]) Die unregelmäßigen „Gänge“ und Hohlräume, welche hinter den Wänden der Kammer und teilweise auch hinter jenen des Ganges wahrnehmbar sind, rühren von alten „Schatzsuchern“ her. Angesichts dessen kann es nicht überraschen, daß unser Dolmen, wie leider die große Mehrzahl dieser Bauten, bereits geplündert war und keine nennenswerten Funde mehr barg.

förmig verengen. Den Schlußstein bildet wiederum je eine große Felsplatte. Der Boden dieses interessanten Kuppelgrabes ist mit flachen Steinen gepflastert.

Noch jüngeren Datums sind die Angaben über Dolmen in der Provinz Cádiz; es handelt sich anscheinend um einfache Kammern oder kurze, gedeckte Galerien, welche H. Breuil und W. Verner[1]) unweit von Acizar (Facinas) und Casas Viejas, am Rande der Laguna de la Janda, entdeckten. Sie scheinen ziemlich zerstört zu sein und besitzen häufig äußere Steinkreise. Untersuchungen ihres Inhaltes stehen noch aus.

Viel reicher fließen wiederum die Aufschlüsse für die Provinz Sevilla, wo G. Bonsor in den Alcores Sevillanos und in der Sierra de Constantina mehrere Dolmennekropolen erforschte, in welchen die sämtlichen Bautypen von Antequera vertreten sind, jedoch von kleineren Dimensionen. Leider sind diese wichtigen Ergebnisse noch nicht publiziert, so daß wir uns auf die bloße Mitteilung beschränken müssen, daß ein Teil der Kuppelgräber noch wesentlich unberührt war und neben Gegenständen aus Kupfer und Gold vor allem Glockenbecher geliefert hat.

Ein weiteres Zentrum von Megalithbauten liegt etwas mehr westlich, nahe bei Sevilla, zwischen den Ortschaften Castilleja de Guzmán und Castilleja de la Cuesta. Es ist erst ungenügend untersucht; schon seit langem bekannt ist der Dolmen der „Cueva de la Pastora", von welchem vor allem seitens C. Cañal und F. Candau nähere Beschreibungen existieren.[2]) Sein endgültiger, genauer Grund- und Aufriß wurde kürzlich von mir veröffentlicht.[3])

Abermals im Inneren eines flachen, natürlichen Hügels angelegt, besitzt dieses Grab seinen Zugang in Gestalt eines 27·6 *m* langen Korridors, von welchem überdies noch einige 2—3 *m* des ehemaligen äußersten Stückes fehlen dürften. Im Gegensatze zu seiner außerordentlichen Länge ist der Gang sehr schmal, d. h. im Mittel nur 1 *m* breit und zugleich anfangs nur 1·50 *m* hoch. Weiter nach innen fällt derselbe leicht schräg ein und nimmt zu gleicher Zeit an Höhe zu, welche in der Nähe der Kammer bis auf 1·80—1·85 *m* anwächst. Seine Monotonie wird in 13·7 *m* Entfernung vom heutigen Eingang durch die Steinpfosten einer ehemaligen Türe unterbrochen, welche in die rechte bzw. linke Wand eingegliedert sind. Diese letzteren sind in Trockenmauerung aufgeführt und bestehen jeweils aus rund 40 Straten dünner Sandsteinplatten von etwa 3—4 *cm* Höhe und 15—20 *cm* äußerer Breite. Ihre Tiefe, im Sinne der Mauerstärke, scheint 50 *cm* nicht zu überschreiten. Der Boden ist gepflastert, d. h. mit flachen Steinen belegt, das Dach bilden 23 massive Platten aus Sandstein oder Granit, ohne feinere Zubearbeitung ihrer sichtbaren Unterseite.

Zwei weitere Türpfosten führen zur kleinen Kammer von 2·50 *m* Durchmesser und 2·60 *m* Höhe. Sie ist bis zur Deckenhöhe des Ganges mit einer der eben beschriebenen durchaus entsprechenden Trockenmauer ausgekleidet und verengt sich alsdann in der bekannten parabolischen Kuppelform, welche ein kurzer Hals aus

---

[1]) H. Breuil et W. Verner, Découverte de deux centres dolméniques sur les bords de la Laguna de la Janda (Cadix). — „Bulletin Hispanique." t. XIX. (S. 157—188). — Bordeaux 1917.

[2]) Carlos Cañal, Sevilla prehistórica. — Madrid—Sevilla 1894. [S. 185—208.]

Feliciano Candau y Pizarro, Prehistoria de la Provincia de Sevilla. — Sevilla 1894. [S. 33 bis 41].

Die ältere Bibliographie über die „Cueva de la Pastora" findet sich bei C. Cañal, a. a. O. S. 185, Fußnote 1.

Die erste wissenschaftliche Beschreibung dieses Monuments geht auf F. M. Tubino, Estudios prehistóricos, Madrid 1868, zurück.

[3]) H. Obermaier, El Dolmen de Matarrubilla (Sevilla). Taf. I. [Vgl. die nähere Literaturangabe: Anm. 2, S. 117.]

2—3 größeren, polygonal angeordneten Steinreihen abbricht, worauf sich als oberster Abschluß endlich eine riesige Granitplatte lagert.

Das Monument war zur Zeit seiner „wissenschaftlichen" Erschließung, im Jahre 1860, schon geplündert; dagegen fand man im nämlichen Jahre, „nahe am Tumulus und gegenwärtigen Eingange des Megalithbaues", unter einer Steinplatte eine „Art Urne", welche 30 Bronzepfeile mit rundem, 15—27 *cm* langem Schaft enthielt.[1]) Nichts berechtigt, diese merkwürdigen Waffen von orientalisierendem Typus mit dem Kuppelgrabe selbst in Zusammenhang zu bringen; die Umstände sprechen im Gegenteil dafür, daß es sich um einen sogenannten „Depotfund" handeln dürfte, welcher am Fuße des Hügels gegen Ende der Bronzezeit vergraben wurde.

Nur 3 *km* von der Cueva de la Pastora entfernt, liegt auf dem Gemeindeboden von Valencina del Alcor der Dolmen von Matarrubilla, im Inneren einer völlig verflachten Erderhebung. Im Herbste 1917 durch Zufall entdeckt, wurde er von mir im Sommer 1918 erforscht, wobei sich seine Kammer als wesentlich unversehrt erwies, indes der Gang ungleich mehr verfallen und zerstört war. (Fig. 9.)[2])

Fig. 9. Kuppelgrab von Matarrubilla, bei Castilleja de la Cuesta (Prov. Sevilla).

Der Grundriß der ungepflasterten Kammer ist ungenau kreisrund, von 2·75 *m* mittlerem Durchmesser; ihre Wände sind ausschließlich aus kleinem Schlichtwerk hergestellt und bestehen zumeist aus weißlichen oder rötlichen Sandsteinplatten von 1·5—4 *cm* Dicke („Höhe") und rund 12—15 *cm* Breite (im Mauerbilde). Die Stärke der Mauer selbst erreicht, wie wir an ruinösen Stellen ersehen konnten, bis zu 80 *cm*, doch ist diese in ihren hinteren Partien ungleich flüchtiger zugerichtet und besteht in ihrer äußersten Peripherie nur mehr aus losem Füllwerk. Die Steine sind an der Innenseite sehr sorgsam nebeneinandergelegt und bilden gleichmäßige Reihen, welche horizontal rund um die ganze Kammer laufen und sich ebenso genau und einheitlich in den Wänden des Ganges fortsetzen. Zwischen je zwei Steinlagen schaltet sich eine im Mittel 4—5 *cm* starke Lehmlage ein, und zwar in der Form, daß der Lehm stückweise, in Gestalt von rohen „Ziegelklößen", aufgelegt wurde. Um die Außenseite dieser Erdschichten genau der Mauerstirne anzupassen, pflegte man zu vorderst in die freien Zwischenräume festgeknetete Lehmkugeln hineinzupressen, die sich im Mauerbilde, mehr oder minder quadratisch deformiert, deutlich abheben und

[1]) Siehe E. Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne, a. a. O. S. 189; Fig. 265.
C. Cañal, Sevilla prehistórica, a. a. O. S. 207; Fig. 120.
Die Originale befinden sich teils im „Museo Provincial" von Sevilla, teils im „Museo Arqueológico" von Madrid.

[2]) H. Obermaier, El Dolmen de Matarrubilla (Sevilla). „Comisión de Investigaciones Paleontológicas y Prehistóricas." Memoria. Nr. 26. — Madrid 1919.

dann und wann selbst noch Fingerabdrücke bewahrt haben. So erscheinen 27 Steinlagen, alternierend mit den entsprechenden Zwischenschichten aus festem Lehm, bis zu 1·62 *m* Höhe aufgeschlichtet, die sich zugleich unmerklich überkragen, d. h. zur bekannten „Kuppelform" verengen. Darüber folgt ein nahezu senkrechter Hals von rund 30 *cm* Höhe, bestehend aus vier Reihen größerer Sandsteinblöcke, auf denen noch, 20—25 *cm* hoch, verschiedentlich angeordnetes Mauerwerk ruht. Das Ganze überdeckt eine riesige Granitplatte von 95 *cm* Dicke und 3·60 *m* nachweisbarer Länge, welche mindestens aus einer Entfernung von 20 *km*, aus der Gegend von Gerena, herbeigeschafft worden sein muß.

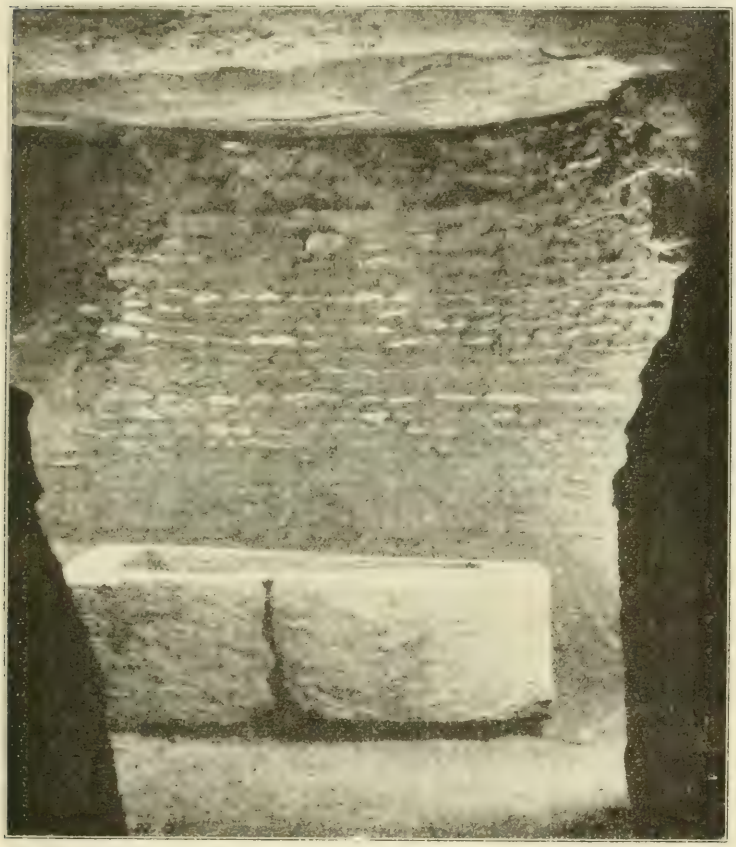


Fig. 10. Grabkammer des Dolmen von Matarrubilla, mit Leichenbank aus Marmor.

Der Gang mündet nicht genau zentral in die Kammer ein und besitzt eine Breite von 1·30 *m*, seine Höhe war die gleiche wie jene der Kryptą, d. i. 2·10 *m*, doch ist die Mehrzahl der Decksteine eingebrochen bzw. gesunken, was auch die teilweise Zerstörung der im Mittel 40—50 *cm* starken Seitenmauern im Gefolge hatte, welche in genauer Übereinstimmung mit der Wandverkleidung der Kammer aufgerichtet waren.

Aus Sicherheitsgründen vermochten wir nur eine Strecke von 9·80 *m* dieses Korridors, überlagert von sieben groben Decksteinen, vorzudringen, so daß der eigentliche ehemalige Eingang noch nicht ausfindig gemacht ist. — Leider war auch dieser Dolmen schon geplündert, so daß wir in ihm nur 31 grobe, schwärzliche Scherben von handgemachten Gefäßen, das Bruchstück eines Armringes aus Elfenbein und die bunt zerstreuten Reste von mindestens zwei menschlichen Skeletten vorfanden. Daß die letzten „Besucher" dieses Monuments iberische „Schatzgräber" waren, erhellte aus dem Vorkommen von bemalter Keramik des 5. bis 4. Jahrhunderts v. Chr.

Trotzdem war unsere Ausgrabung überreich belohnt durch die Entdeckung eines einzigartigen „Steintisches", welcher die hintere Hälfte der Kammer einnimmt (Fig. 10; vgl. Fig. 9). Er besteht aus einem einzigen Blocke schwarz und weiß geäderten, groben Marmors und weist die Form eines Rechteckes von 1·71 *m* Länge, 1·20 (1·25) *m* Breite und 0·50 *m* Höhe auf. Die Außenseiten sind rauh übermeißelt,

aus der Oberfläche ist eine rechteckige Vertiefung ausgehauen, deren Tiefe zwischen 8 und 10·5 *cm* wechselt. Die kurzen und wenig scharfen sowie unregelmäßigen Hiebfurchen lassen im vorherein eher auf langsame Auspickung durch Steinhämmer als durch scharfe Metallwerkzeuge schließen.[1])

Wenig Positives wissen wir über die Provinz Huelva zu sagen, wo angeblich jüngst ein Dolmen bei Encinasola, nahe an der portugiesischen Grenze, festgestellt wurde.[2])

Von großer Wichtigkeit für das Dolmenproblem der iberischen Halbinsel ist weiterhin **Portugal,** welches im allgemeinen sehr gut erforscht ist und eine treffliche Spezialliteratur besitzt.[3])

Es fällt nicht in den Rahmen dieser kurzen Studie, die megalithischen Monumente des alten Lusitanien auch nur annähernd zu schildern; wir möchten nur hervorheben, daß Dolmen ebenda sehr häufig sind und in allen Typen auftreten, d. h. in Gestalt einfacher alter Kammerdolmen, von Gräbern mit beginnendem und solchen mit vollentwickeltem Gange, ferner von Dolmengalerien, bis herab zu den Kuppelbauten und den reduzierten Steinkisten.[4])

Man kann die Monumente Portugals, welche in unverkennbarem Zusammenhange mit Andalusien, besonders mit der Region von Almeria stehen, in drei Hauptzonen gliedern:

Die erste umfaßt Algarve, den südlichen Alemtejo und Estremadura bis zum Tejo und birgt vor allem prächtige Kuppeldolmen, deren bedeutendstes Zentrum in Alcalar (auch Alcalá, Algarve) gelegen ist und von S. Estacio da Veiga mustergültig studiert wurde.

[1]) Über die nähere Bedeutung und Bestimmung dieses Steintisches haben wir uns in unserer spanischen Monographie des Matarrubilla-Dolmens eingehend geäußert. Es handelt sich wohl um einen Sockel, auf welchem ehedem die Leiche einer hervorragenden Persönlichkeit samt den ihr zugedachten Grabbeigaben aufgebettet war.

Das Stück steht einstweilen ohne Parallele, doch entsprechen ihm jedenfalls in Irland die mächtigen Steinbecken (Schalen), welche aus New Grange, Dowth, Lough Crew usw. bekannt sind.

[2]) „Boletin de la Real Sociedad Española de Historia Natural." Bd. XV. (S. 74.) — Madrid 1915.

[3]) Die wichtigste einschlägige Literatur bilden:

F. A. Pereira da Costa, Noções sobre o estado prehistorico da terra e do homem, seguidas da descripção de alguns dolmins ou „antas" de Portugal. — „Memoiras da Academia Real das Sciencias." — Lisboa 1868.

Gabr. Pereira, Dolmens ou antas dos arredores da Evora. — Evora 1875.

Carlos Ribeiro, Estudos prehistoricos em Portugal. — 2 Bde. Lisboa 1878 und 1880.

E. Cartailhac, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. — Paris 1886.

S. Ph. M. Estacio da Veiga, Paleoethnologia. Antiguidades monumentaes do Algarve. — Lisboa, Bd. I, 1886; Bd. II, 1887; Bd. III, 1889; Bd. IV, 1891.

A. dos Santos Rocha, Antiguidades prehistoricas do Concelho da Figueira. Coimbra 1888, 1891, 1895 und 1900.

J. Leite de Vasconcellos, Religiões da Lusitania. — Lisboa, Bd. I, 1897.

*Derselbe,* Sepulturas prehistoricas de caracter mycenense. — „O Archeologo Português." Bd. VII. (S. 129—134.) — Lisboa 1902.

G. Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur. — Würzburg 1912.

[4]) Bezüglich der Benennungen der Dolmen Portugals („anta, orca, mámoa" usw.) vergleiche man die Studie von

J. Leite de Vasconcellos, Le peuplement du Portugal aux temps préhistoriques d'après les données de la toponymie. — Mémoire présenté au Congrès International d'Archéologie; Session de Rome (Octobre 1912). — Lisbonne 1912.

Wir bringen hier das „Monument Nr. 3" des genannten Platzes zur Abbildung (Fig. 11), dessen Eingang durch ein quadratisches „Atrium" (e), von 1 *m* im Geviert, gebildet wird, worauf ein mit dünnen Steinplatten ausgekleideter Gang folgt, in welchem drei Türen eingesetzt waren (b, c, d). Die Kammer (a) mißt 2·70 *m* im Durchmesser und von ihr zweigt ein nahezu runder seitlicher Anex (a') ab, von 1·50 *m* größtem Durchmesser. Der Eingang dieser Nebennische liegt 75 *cm* über dem Boden der Hauptkrypta. Die Höhe des Korridors beträgt 1·32 *m*, jene der Kammer ist nur bis zur einstigen Ansatzstelle der Kuppel, d. h. bis zu 1·70 *m*, erhalten.

Der Grabinhalt dieses Baues setzte sich aus feinbearbeiteten Silexpfeilspitzen aus Callaïs- und Bernsteinperlen, aus mehreren bis zu 36 *cm* langen Feuersteinklingen und endlich aus einer Anzahl von Kupferbeilen und -Dolchen zusammen.

Das „Monument Nr. 4" besitzt hingegen einen aus wahrhaft gigantischen Steinplatten gebildeten Gang, indes die Kammer aus Trockenmauerwerk besteht und zwei

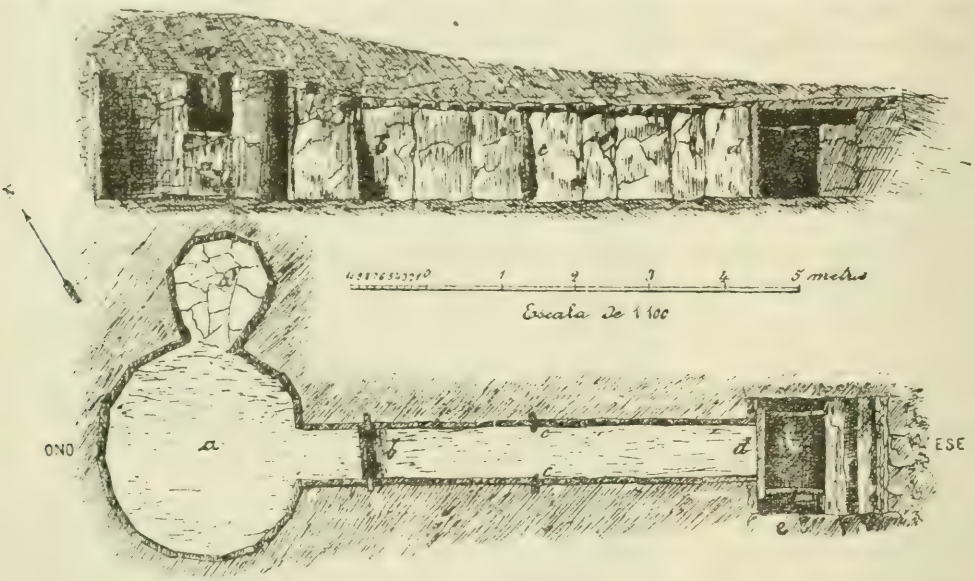



Fig. 11. Kuppelgrab („Nr. 3") von Alcalá (Algarve). Nach S. Ph. M. Estacio da Veiga.

Seitennischen aufweist. Aus dem archäologischen Inventar dieses Kuppelbaues verdienen Bruchstücke von Elfenbein, Schieferplattenidole, Callaïs- und Bernsteinperlen, Goldplättchen und ein Dolchblatt aus reinem Kupfer hervorgehoben zu werden.

Ähnliche Gräber treten auch weiter im Norden, unweit Cintra und in der Sierra gleichen Namens, auf. Ihre Wände sind meist mit senkrechten Steinplatten verkleidet, ihre Gewölbe in der großen Mehrheit eingestürzt.

Die zweite Hauptzone erstreckt sich über den Norden des Alemtejo und die Gegend von Das Beiras, die dritte über die Region des Minho und von Tráz-os-Montes. In beiden sind Kuppelbauten selten, dagegen einfache Dolmen sowie Ganggräber viel und in mannigfachen Varianten vertreten.

Die eben umschriebene zweite Zone greift stark auf die spanische **Extremadura** über, über deren megalithische Bauten ältere Notizen seitens J. Viu, F. M. Tubino und F. L. Guerra [1]) vorliegen. Aber erst in den Jahren 1913 bzw. 1920 er-

[1]) José Viu, Antigüedades de Extremadura. — t. I. Madrid 1852.
F. M. Tubino, Los monumentos megalíticos de Andalucía, Extremadura y Portugal. — „Muse español de Antigüedades." Bd. VII. (S. 303—364.) — Madrid 1876.
F. L. Guerra, Notas á las „Antigüedades de Extremadura" de D. José Viu. — Coria 1883.

hielten wir wirklich wissenschaftliche Monographien aus der Feder des Archäologen J. R. Mélida, welche die Dolmen der Provinzen Badajoz und Cáceres behandeln.

An Typen erscheinen Dolmen mit polygonaler Kammer, solche mit beginnender bzw. sehr entwickelter Zugangsgalerie und Kuppelgräber, über deren Inhalt wir jedoch vielfach keine Kunde besitzen.

Die von J. R. Mélida[1]) untersuchten Anlagen sind wenig monumental. Wir erwähnen aus ihnen den Dolmen der Granja de Toniñuelo, nordöstlich von Jérez de los Caballeros. Der Durchmesser seiner Kammer beläuft sich auf 3·4 *m*, der Gang ist noch auf eine Länge von 7·35 *m* erhalten (Fig. 12). Die Kammer besitzt einen polygonalen Grundriß und ist in ihrem unteren Teile durch hohe Wandplatten gebildet; daran schloß sich die ehemalige aus dünnen, überkragenden Plattenreihen aufgeschichtete Kuppel, von welcher jedoch nur mehr die tiefsten Ansatzreihen existieren. Wie des öfteren die portugiesischen Monumente, so trägt auch jenes von Jérez de los Caballeros in seinem Inneren Spuren von Gravierungen.

Fig. 12. Kuppeldolmen von der „Granja de Toniñuelo", bei Jérez de los Caballeros (Provinz Badajoz). Nach J. Ramón Mélida.

Der „Dolmen del Prado Lacara", südlich von Mérida, ist insofern merkwürdig, als die massiven Wandsteine seiner Kammer konkav ausgearbeitet sind und also, schräg in Zeltstangenform zusammengelehnt, ein regelrecht konisches Gewölbe bilden.[2])

An das Dolmenzentrum von San Vicente de Alcántara, dessen Gangdolmen neuerdings auch von Aurelio Cabrera[3]) besucht wurden, reiht sich, in natürlicher Fortsetzung, jenes von Valencia de Alcántara, welches bereits in der Provinz Cáceres gelegen ist und von J. Vilanova[4]) bzw. neuestens von J. R. Mélida[5]) studiert wurde. Es liegen zumeist stark beschädigte Monumente mit polygonaler Kammer und beginnendem Gange vor. Sehr schöne Gangdolmen meldet der letztgenannte Autor

[1]) José Ramón Mélida, Arquitectura dolménica ibérica: Dólmenes de la Provincia de Badajoz. „Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos". III. Serie, Bd. XXVIII (S. 1—24) und Bd. XXIX (S. 317 bis 327) — Madrid 1913.

[2]) *Ebenda*, S. 9 bzw. Taf. II.

[3]) Ed. Hernández-Pacheco y Aur. Cabrera. Pinturas prehistóricas y Dólmenes de la región de Alburquerque (Extremadura). — „Boletín de la Real Sociedad Española de Historia Natural." Bd. XVI (S. 118—128). — Madrid 1916

[4]) J. Vilanova, Valencia de Alcántara en el concepto protohistórico. — „Boletín de la Real Academia de la Historia." t. XV (S. 192—193). — Madrid 1889.

[5]) J. R. Mélida, Monumentos megalíticos de la Provincia de Cáceres. — „Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos." III. Serie, Bd. XLIV (S. 55—67). — Madrid 1920

auch aus Garrovillas, am Guadancilbache. Weiteren Bauten begegnete Amalio Maestre am Salorflusse und Vic. Barrantes in der Umgebung des Castillo de la Erguijuela, indes wir uns über die von Mar. Roso de Luna [1]) angegebenen Dolmen aus Miajadas am Búrdalobache noch nicht endgültig zu äußern wagen.

Aus der Provinz Salamanca, über welche kürzlich C. Morán Bardón eine kurze Übersicht publizierte [2]), ist vor allem der schöne Dolmen von Gejuelo del Barro, unfern Ledesma, zu erwähnen, mit einer kreisrunden Kammer von 2·90 *m* Durchmesser und einer 3—4 *m* langen, engen Zugangsgalerie. Weitere Dolmen existieren bei Sobradilla und ein größeres Zentrum ebensolcher vor allem im Flurbereiche von Lumbrales (Lumbrales, Hinojosa de Duero, Fuenteliante). Hier liegen sowohl Gangdolmen als auch kleine Kuppelgräber vor, auf welch letztere bereits M. Gomez-Moreno hingewiesen hat. Weitere vereinzelte Megalithbauten bzw. Ruinen von solchen meldet Morán noch aus Las Torres, Villasdardo sowie aus der Gegend von Salvatierra de Tormes. Nähere Untersuchungen stehen jedoch noch so viel wie ganz aus.

Was endlich die Provinz Zamora anlangt, so haben wir vorläufig einzig von einem Dolmen nahe an der portugiesischen Grenze Kenntnis, den J. Vilanova aus Fariza am Duero anführt.

Sehr zu bedauern ist, daß der Nordwesten der iberischen Halbinsel, **Galicien**, noch keine irgendwie systematische Untersuchung erfuhr. Es steht außer Zweifel, daß dieses Gebiet als Fortsetzung der nordportugiesischen Zone (Region des Minho und von Traz-os-Montes) eine ziemliche Anzahl von Dolmenbauten birgt, wir suchen aber vergeblich in der ziemlich umfangreichen Literatur über die Prähistorie von Galicien [3]) brauchbare genauere Aufschlüsse. Die Mehrzahl der Angaben sind vag, oft irrig, denn es ist gewiß, daß die galicischen Tumuli („mámoas") nur zum Teil in ihrem Inneren Dolmenanlagen bergen, sondern vielfach Grabhügel der Bronzezeit (mit Absatzbeilen u. ä.) sind.

[1]) Mario Roso de Luna, Protohistoria extremeña. — „Boletín de la Real Academia de la Historia." t. LII (S. 140—152). — Madrid 1908.

Die Steinbauten von Miajadas scheinen Kuppelgräber aus kleinem Gesteinmaterial zu sein, von etwa 3 *m* Durchmesser und 2·50 *m* Höhe und mit einer 2—3 *m* langen Zugangsgalerie. Das Auffallendste ist, daß die Gewölbe sich oben regelrecht durch Überkragung schließen würden, statt durch eine horizontale Deckplatte abgeschnitten zu sein.

Die Angaben des Autors (eines Nichtfachmannes) sind nicht nur textlich unzureichend, sondern entbehren überdies jeden graphischen Beleges, so daß wir sie hier nur mit aller Reserve anführen.

J. R. Mélida erklärt seinerseits (1920), daß es ihm nicht möglich war, die von M. Roso de Luna zitierten Monumente an Ort und Stelle ausfindig zu machen.

[2]) César Morán Bardón, Investigaciones acerca de Arqueología y Prehistoria de la región salmantina. — Salamanca 1919.

[3]) Manuel Murguía, Historia de Galicia. — Bd. I. Lugo 1866. [2. Ausgabe: La Coruña 1901.]
*Derselbe*, Galicia. [Aus dem Sammelwerke: „España y sus monumentos".] Barcelona 1888.
Leandro de Saralegui y Medina, Estudios sobre la época céltica en Galicia. — Ferrol 1867. [3. Auflage, 1894.]
Villaamil y Castro, Antigüedades prehistóricas y célticas de Galicia. — Lugo 1873.
*Derselbe*, Los castros y las mámoas de Galicia. — „Museo español de antigüedades." t. VII (S. 199—237). — Madrid 1876.
Barros Silvelo, Antigüedades de Galicia. — La Coruña 1875.
C. de la Riega, Galicia Antigua. — Pontevedra 1904.
Manuel de Saralegui, Los monumentos megalíticos en España. — Madrid 1918.

Ziemlich arm scheint an Dolmen Asturias zu sein, wo nach F. de Aramburu[1]) ein einschlägiges Bauwerk unweit Tapia gelegen wäre, und wo sich, nach Angabe von Sebast. de Soto Posada, mehrere zerstörte Megalithgräber bei der Kirche von Mian, in Migoya de Piloña und an anderen Orten befinden würden. Diese Angaben wurden in der Jüngstzeit vom Grafen de la Vega del Sella dahin präzisiert, daß die Gegend von Cangas de Onís tatsächlich ein kleines Dolmenzentrum darstellte. Die Bauten von Mian bei Sames und von Corao bei Abamia lassen sich heute noch, trotz ihres ruinösen Zustandes, festlegen; von noch größerem Interesse ist der Dolmen von Cangas de Onís selbst, der im Inneren eines künstlichen Hügels errichtet ist, auf welchem sich die althistorische Kapelle de la Santa Cruz de la Victoria erhebt. Er wurde seinerzeit „christianisiert" und zum Grabe des Königs Favila umgewandelt. Von trapezoidem Grundrisse besitzt er 2·40 *m* Länge, 1·30 *m* Breite und trägt an seiner rückwärtigen Wandplatte beachtenswerte Zickzackmalereien. Im Inneren fand sich noch ein geschliffenes, angeöhrtes Votivbeil von langschmaler Form aus Fibrolit. Wir werden auf dieses Monument, ebenso wie auf jenes von Mian, im späteren Texte noch zurückkommen.[2])

Nicht verwertbar sind die Angaben von Angel de los Rios [1857] über den angeblichen „Dolmen del Abra" in der Sierra de Brañosera, Provinz Santander, und ebenso unsicher sind einige kurze Notizen über ähnliche Vorkommnisse in Vizcaya. Um so positiver werden dafür abermals die Daten bezüglich der Provinz Guipúzcoa, welche wir bereits auf S. 108 zur Sprache brachten.

Vereinigen wir die im vorstehenden niedergelegten Daten, deren Unvollständigkeit wir eingangs genügend betonten, so hat es den Anschein, daß zunächst eine Dolmenzone im Norden existierte, die wir heute, übereinstimmend mit P. Bosch, nicht mehr als „Ebro"-, sondern als „Südpyrenäen-Zone" bezeichnen möchten und welche mit dem südwestlichen bzw. südöstlichen Frankreich in enger Beziehung stehen dürfte.

Als zweites Zentrum hat ganz Südspanien, d. i. Andalusien im weitesten Sinne, zu gelten, ohne daß seine nördliche Begrenzung bereits scharf gezogen werden könnte. Daran reihte sich ein westliches Zentrum oder jenes von Portugal, an dem zugleich die spanische Extremadura und der Südwesten der leonesischen Region, als sekundäre Hinterländer, einen ziemlichen Anteil hatten. Es ist endlich wahrscheinlich, daß, im Zusammenhange mit der lusitanischen Zone, auch ein galicisches Zentrum bestand, von welchem östliche Ausläufer, das kantabrische Scheidegebirge entlang, wenigstens bis nach Asturien reichten.

Trotz aller Reserven, welche uns die unzureichenden Vorarbeiten auferlegen, drängt sich die Annahme auf, daß die Dolmenkultur Spaniens im wesentlichen eine peripherische Kultur war, welche die Küstenstriche besonders des Südosten, Süden und Westen überzog, woran sich überdies die „Einkreisung" am Südfuße der Pyrenäen schloß. Im Gegensatze hiezu erscheint das zentrale Spanien im großen und ganzen dolmenfrei, eine Tatsache, welche nicht ausschließt, daß sich späterhin Infiltrationen längs der größeren Flüsse oder Gebirgsketten ergeben könnten.

[1]) F. de Aramburu y Zuloaga, Monografía de Asturias. [Kapitel IV, S. 53–65.] – Oviedo 1899.

[2]) Man vergleiche den Abschnitt III dieser Studie sowie die vorzügliche Monographie:
Conde de la Vega del Sella, El Dolmen de la Capilla de Santa Cruz (Asturias). — „Comisión de Investigaciones Paleontológicas y Prehistóricas." Memoria Número 22. — Madrid 1919.
Daß der Cángas-Dolmen einen kurzen Gang besessen hätte, ist bei seinem heutigen Erhaltungszustande nicht mehr zu entscheiden. Wir halten es nicht für wahrscheinlich.

Was die Kuppeldolmen anlangt, so erscheinen sie auf die Südhälfte der Halbinsel beschränkt. Sie setzten im Osten, in der Provinz Valencia, ein und überziehen ganz Andalusien, um sich schließlich, im Westen, längs der atlantischen Küste bis nahezu an die Südgrenze Galiciens zu erstrecken. Dabei sind sie in Südportugal, vom Algarve bis an den unteren Tajolauf (Cintra), verhältnismäßig häufig, treten aber, vereinzelt, noch in der Gegend von Figueira da Foz und in den beiden Beiras auf. Beachtenswert ist, daß sie im Westen ziemlich tief in das Hinterland eindringen, d. h. sporadisch noch in den spanischen Provinzen Badajoz, Cáceres und Salamanca vorkommen.[1])

## II. Versuch einer chronologischen Klassifikation der Dolmen Spaniens.

Es stellt sich nunmehr die Aufgabe, an die chronologische Klassifikation der Dolmengräber Spaniens zu schreiten, welche ebensowohl in bezug auf ihre Bauart, als auch hinsichtlich ihres archäologischen Inhalts vielfach wesentlich voneinander abweichen. Derartige Versuche sind keineswegs neu, wir verweisen nur auf die wiederholt zitierten Arbeiten von J. Leite de Vasconcellos, M. Gómez-Moreno, G. Wilke[2]), L. Siret[3]) und vor allem von P. Bosch Gimpera.[4])

Unsere eigenen Aufstellungen verwerten die einschlägigen Vorstudien und versuchen, dieselben auf Grund persönlicher Untersuchungen zu präzisieren. Dabei kann vorläufig erst an ein großliniges Allgemeinschema gedacht werden, was vor allem für die Anfangsstufen gilt, über welche noch keine methodischen Aufnahmen existieren.

Aus unseren früheren Darlegungen erhellt zur Genüge, daß sich die Evolution der iberischen Dolmenbauten keineswegs auf der ganzen Halbinsel einheitlich vollzog. Gewisse Typen, wie die Kuppelgräber, blieben überhaupt auf bestimmte Zonen beschränkt, andere waren mehr oder minder universal, haben sich aber jedenfalls früher im Süden eingebürgert als in den nördlichen Teilen und sind noch später in die binnenländischen Zonen eingedrungen. Ähnliches gilt auch für viele Grabbeigaben, speziell für das Kupfer, das viel eher im Süden (Almería) als im Norden (Pyrenäenregion) aufgetaucht ist. Wir haben uns also mit dem Gedanken vertraut zu machen, neben „vorgeschrittenen" Zonen anderen „rückständigen" und mehr archaistischem als gleichzeitigem Äquivalent zu begegnen, und dies sowohl hinsichtlich der Architektur der Bauten als auch bezüglich ihres Grabinhaltes. Außerdem haben wir mit einer Reihe von Zwischen- und Übergangstypen zu rechnen, ferner mit Mischungen von älteren und neuen Elementen, ja allenfalls mit lokalen „Rückschlägen". Die äußere Formverwandtschaft zwischen alten einfachen Kammerdolmen und den viel jüngeren Steinkisten hat in der Literatur zu schweren Verwechslungen geführt, welche heute vielerorts nicht einmal mehr nachgeprüft und richtiggestellt werden können.

---

[1]) Verwandte Megalithbauten treten, weiter nördlich, erst wiederum in Frankreich, und zwar in der Charente, Provence, Bretagne und Normandie auf.

[2]) G. Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. — („Mannus-Bibliothek.") — Würzburg 1912.

[3]) L. Siret, bei M. Gómez-Moreno, Granada y su provincia. [„Monumentos Arquitectónicos de España."] — Madrid. 1907 (S. 9–12.)

*Derselbe*, Questions de Chronologie et d'Ethnographie Ibériques. — Bd. I. Paris 1913. — [Man berücksichtige speziell die Tafeln I, II, III, IV, VII und X.]

[4]) P. Bosch, La arqueología prerromana hispánica. 1920.

*Derselbe*, Prehistoria Catalana. 1919.

Die zuverlässigsten Grundlagen für chronologische Gruppierungen liefert naturgemäß der Inhalt der Dolmen, wobei es angezeigt erscheint, hiefür in erster Linie die Ergebnisse moderner Ausgrabungen zu verwerten. Überaus störend wirkt hiebei die Tatsache, daß die Mehrheit dieser megalithischen Bauten ganz oder teilweise geplündert erscheinen, indes viele andere wiederum, auch noch in der neuesten Literatur, nur schlechthin als „Dolmen" namhaft gemacht wurden, ohne daß sie bereits auf ihren Inhalt untersucht wären.

Heute wissen wir, daß die Dolmen teils noch der ausgehenden reinen Neolithzeit angehören und vor allem die ganze Kupferzeit hindurch andauern, um mit der beginnenden Bronzezeit zu erlöschen. Die auftretenden Metallgegenstände sind demnach in weitaus den meisten Fällen aus Kupfer, das zunächst nur in Almeria an Ort und Stelle gewonnen worden zu sein scheint. Zum Schlusse taucht auch seltene Bronze (mit El Argar-Keramik) auf, was zugleich das Ende der eigentlichen „Dolmenanlagen" in Westeuropa bedeutet.

Weitere wichtige Chronologieschlüssel liefert die Keramik. Wir kennen derzeit auch in Spanien mit ziemlicher Genauigkeit die einfachen Formen, welche das reine Neolithikum begleiten, und ebenso jene, welche den Beginn der Bronzezeit charakterisieren und durch die „Keramik von El Argar" repräsentiert sind. Zwischen beide schaltet sich die „Keramik von Ciempozuelos" mit dem Glockenbecher als Hauptform ein, der schon von O. Montelius und Mat. Much als klassischer Begleittypus der Kupferzeit erkannt und in seiner Bedeutung für Spanien speziell von Hubert Schmidt gewürdigt wurde.[1]) Glockenbecher kamen, wie wir im vorhergehenden anzugeben nicht versäumten, gerade in den letzten Jahren in einer Reihe von Dolmen von sehr verschiedenem Typus zutage, wodurch deren Alter und Synchronismus endgültig erwiesen wurden.

Auf Grund unserer derzeitigen Kenntnisse glauben wir für Spanien mindestens die folgenden Dolmenstufen aufstellen zu dürfen, die wir bereits im wesentlichen im Jahre 1919 in Madrid veröffentlichten.[2])

### Ende der reinen Neolithzeit.

*a*) Einfache Kammerdolmen.

Inhalt: Geschliffene Beile mit meist massiv rundem Körper und aus gewöhnlichen Gesteinsarten hergestellt. Gewöhnliche Feuersteingeräte von „intereuropäischem Typus", manchmal auch geometrische Typen. — Einfache Spitzen, Pfriemen oder Meißel aus Horn oder Knochen. — Schlichte Keramik (Näpfe, Becher) mit wenigen und primitiven Wulst- oder Stichverzierungen. — Ärmliche Schmuckgegenstände, wie durchbohrte Zähne, Muscheln, Knochenscheibchen u. ä.

*b*) Dolmen mit beginnendem Gange und kleine gedeckte Galerien.

Inhalt: Ähnlich der Stufe *a*), jedoch mit feiner retuschierten Silextypen. — Aus Pectunculus-Schalen geschnittene Armreife; erste einfache Schieferidole.

[1]) Hubert Schmidt, Der Bronzefund von Canena (Bezirk Halle). — „Prähistorische Zeitschrift", Bd. I, 1909. (S. 113.)

*Derselbe*, Der Dolchstab in Spanien. „Opuscula archaeologica Oscari Montelio septuagenario dicata." — Stockholm 1913. (S. 69.)

*Derselbe*, Zur Vorgeschichte Spaniens. — „Zeitschrift für Ethnologie", 1913. (S. 238.)

[2]) H. Obermaier, El Dolmen de Matarrubilla, a. a. O.

## Beginnende Kupferzeit.

*c*) Lange Gangdolmen und große gedeckte Galerien, die letzteren vielfach bereits von trapezoidem Grundrisse.

Inhalt: Geschliffene Beile, teils aus wertvollem Gestein. — An der ganzen Oberfläche retuschierte Silexpfeilspitzen, häufig gestielt oder mit einfachen Basalflügeln; größere feine Dolchblätter.

Keramik mit reicherer linearer Verzierung in Form von geometrischen Mustern, Wellenlinien, Spiralen u. a.; erste Glockenbecher.

Schmuckperlen aus Callaïs, Schieferidole, Amulette aus Tierphalangen.

Erstes Auftreten von Kupfer im Süden der Halbinsel.

## Volle Kupferzeit.

Sie gliedert sich jedenfalls in zwei Zonen, eine südliche und nördliche. Von einer weiteren Unterscheidung der ersteren in einen andalusischen bzw. portugiesischen Kreis sehen wir hier ab, da dieselbe nicht so sehr die Dolmenbauten als solche, als das äneolithische Kulturgut beider Regionen betrifft, welches im Rahmen dieser Studie nur eine sekundäre Rolle bekleidet.

### Süd-Zone:

$d_1$) Kuppeldolmen, mit oder ohne Zugangsgalerie bzw. innere Anexe. Daneben: Gangdolmen und gedeckte Galerien.

Inhalt: Starke Abnahme des neolithischen Fundinventars. — Geschliffene Votivbeile; überaus fein und sorgfältig gearbeitete Dolchblätter und Schwertstäbe aus Silex; eben solche Pfeilspitzen, teils mit langem Stiel und geschweiften Basalflügeln, teils weidenblatt- oder rautenförmig.

Knochenknöpfe und Nadeln mit rundem, gerilltem Köpfchen.

Allgemeines Vorherrschen von Werkzeugen und Waffen aus Kupfer, darunter Flachbeile und Schwertstäbe.

Vorwiegen von Keramik vom Ciempozuelos-Stile, mit Glockenbechern. Die Ziermuster sind teils rein geometrisch, teils figural (Sonnenmuster, schematische Tierbilder, Augenornamente u. ä.). — Seltene bemalte Gefäße.

Schmuckperlen u. ä. aus Gold, Silber, Kupfer, vergoldetem Blei, Elfenbein, Bernstein, Amethyst, Türkis, Callaïs. — Armreife aus Elfenbein oder dünnen Steinscheiben.

Schminkpaletten; anthropomorphe Flachidole aus Stein; Schieferidole, häufig mit reicher Gravierung (menschliche Schematisierungen), manchmal bemalt; Zylinder- oder Kegelidole aus Kalkstein, Alabaster u. ä.; Salbentöpfchen; Idole aus oft reich gravierten oder bemalten Tierphalangen.

Mit Beginn dieser Stufe vollzieht sich ein durchgreifender Wechsel in der Bautechnik der Monumentaldolmen.

Die teilweise wahrhaft gigantischen Bauwerke vom Ende der Stufe *c* legen die Erklärung nahe, daß man zunächst einen „Bauplatz" für dieselben absteckte oder, viel häufiger, einen solchen aus einem natürlichen Hügel aushob. Nachdem man also den Raum für Gang und Kammer aus dem Erdreich ausgeschnitten hatte, wurden ebenda mit primitiver Technik die riesigen Steinplatten aufgerichtet, welche die Wände zu bilden hatten; über die letzteren wurden zum Schlusse die schweren Deckplatten geschoben. In diesen älteren Phasen bilden mithin die oft zyklopischen Wandblöcke ein wesentlich und unbedingt notwendiges Element, auf welchen

die großen Decksteine unmittelbar ruhen und ohne welche das Dach eingestürzt wäre.

Die jüngeren Kuppeldolmen (der Stufe $d_1$) besitzen desgleichen in den meisten Fällen enorme Deckplatten, und zwar sowohl über der Kammer als über dem Gange. Die Wände der letzteren sind hingegen gewöhnlich aus losen kleinen Steinplatten, in Form von dünnen „Trockenmauern", nicht selten mit Wechsellagern aus bloßem Lehm, aufgeschlichtet, können also als Träger und wirkliche Stützen des Daches überhaupt nicht in Betracht gezogen werden, da sie keinerlei größeren Druck auszuhalten vermögen.

Wir sind daher der Ansicht, daß ihre Herstellung in der Weise erfolgte, daß man zunächst im ausgewählten Terrain einen langgestreckten, aber nicht allzu tiefen Graben aushob, in welchem alsdann die kolossalen Decksteine der Reihe nach nebeneinander eingebettet wurden. Nachdem man also an erster Stelle das Dach hergestellt hatte, grub man unter ihm, in Form eines Kellerganges, die nötigen Hohlräume für Gang und Kammer aus. Da die letzteren nachweislich stets viel enger sind als die großen Platten der Decke, bestand keine Gefahr für die Sicherheit dieser Aushöhlungen, weil die breiten Dachblöcke seitlich auf den unberührten Erdmassen des Hügels aufruhten. Erst an dritter Stelle wurden alsdann diese unterirdischen Räume mit dünnen Platten oder leichten Trockenmauern ausgekleidet, deren Errichtung viel mehr ästhetischen Bedürfnissen als technischer Notwendigkeit entsprang.

Dieses System hatte eine wesentliche Ersparnis von Kraft und Vereinfachung der Arbeit zur Folge und löste daher in der Südzone der Kuppelbauten die schwierigen und plumpen Konstruktionen der Vorstufe so viel wie ganz ab. Es ist trotzdem selbstverständlich, daß wir vielfachen Kombinierungen und Übergängen begegnen. Etwas älter ist vielleicht die Technik, wenigstens die Korridore noch mit vertikalen Platten auszukleiden, wozu jedoch bereits kleinere und dünnere Baustücke verwendet werden konnten. In ähnlicher Weise begegnen uns auch Kammern, deren unterer Teil noch aus senkrechten, polygonal angeordneten Platten gebildet ward, worauf erst in der oberen Hälfte der Krypta die in Trockenmauerung aufgeschlichtete „falsche Kuppel" einsetzte. In den nicht seltenen Fällen, in welchen der Anschluß dieser Kuppel an den Deckstein schlecht erraten wurde, verfiel man auf die Idee eines „Halses" als verbindenden Mittelgliedes.[1])

Etwas jünger sind hingegen, möglicherweise, die Kuppeln, welche vom Boden weg aus dünnen Schlichtmauern errichtet sind.

Um dieses wenig feste Mauerwerk besser gegen den Druck der schweren Decke zu schützen, treten des öfteren im Mittelpunkte der Kammern freie Pfeiler auf, die manchmal aus Monolithen[2]), manchmal aus flachen, aufeinandergeschlichteten Platten bestehen und nicht selten überhaupt durch Holzbohlen ersetzt waren, was den Ruin derartiger Monumente entsprechend beschleunigen mußte.

Neben den Kuppelgräbern laufen gleichzeitig auch ungleich einfachere Ganggräber oder gedeckte Galerien, letztere oft von trapezoidem Grundrisse. In ihnen hat schon J. Leite de Vasconcellos die Vorläufer und den Übergang zu den jüngeren „Steinkisten" erblickt und sie, wie Siret als den „einheimischen" Typus erklärt, im Gegensatze zum „exotischen", viel selteneren Kuppeldolmen.

[1]) Man vergleiche damit unsere Ausführungen auf S. 116, 117 und die Abbildungen 9 und 10

[2]) „Vorläufer" dieser Pfeiler finden sich bereits in der frühkupferzeitlichen, gigantischen Galerie „Cueva de Menga". Nachträglich aufgestellt, berühren diese Monolithen, wenigstens heute, die Decke überhaupt nicht mehr, sondern stehen völlig frei. (Siehe Fig. 17.)

Nord-Zone:

$d_2$) Kurze Galeriedolmen und kleinere kistenförmige Kammern.[1])

Inhalt: Starke Abnahme des typisch neolithischen Materials. — Sehr fein gearbeitete Silexpfeilspitzen, teils gestielt und mit Basalflügeln, teils blattförmig.

Ziemlich zahlreiche Kupferfunde.

Wenig verzierte Keramik, mit Einschlägen von Ciempozuelos-Typen (Glockenbecher).

Perlen aus Stein und Muschelschalen. — Kleinschmuck aus Gold, Silber, Kupfer und Bernstein.

[Seltene Beispiele von Trepanation.]

**Frühe Bronzezeit.**

$e$) Reduzierte Steinkisten (mit Deckplatten), so ziemlich in den meisten Teilen Spaniens nachgewiesen.

Inhalt: Verfallende Silexindustrie. — Zahlreiche Kupfergeräte, neben welchen auch die Bronze häufiger wird. (Pfriemen, Meißel, dünne Flachbeile mit Bogenschneide, Schwertstäbe und dreieckige Dolche, Ringe und Armreifen.)

Zierlose, glatte Keramik vom El Argar-Typus.

Quadratische Knochenknöpfe; Schmuck aus Gold, Silber und Bernstein.

## III. Die dekorative Innenausschmückung der Dolmen.

Das Innere der Dolmen der iberischen Halbinsel war verschiedenenorts Gegenstand bildlicher Darstellungen, d. h. deren Wand- oder Decksteine tragen Gravierungen oder Malereien, welche stets sehr einfach sind und jedenfalls religiösen Motiven entsprangen. Es ist heute nicht mehr nötig, darüber zu diskutieren, ob diese graphischen Zeichen nicht etwa erst spätere Zutaten und mithin entsprechend jünger wären; sie decken sich vielmehr derart übereinstimmend mit den zahlreichen anderweitigen schematisierten Kunstäußerungen der Neolith- und Kupferzeit Spaniens, daß ihre Zugehörigkeit zur „Dolmenzeit" nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Graphischer Dolmenschmuck fehlt bisher gänzlich im Pyrenäengebiete[2]), sodann auffallenderweise auch in ganz Andalusien, so daß es dringend zu wünschen wäre, daß die zahlreichen Südbauten einer Revision auf Gravierungen unterzogen würden.

Im Gegensatze hiezu kennen wir aus Portugal eine Reihe von Dolmen („Orcas") mit Rötelmalereien, welche J. Leite de Vasconcellos zusammengestellt hat.[3]) Es sind dies, in der Provinz Beira, die Orca do Tanque bei Cas-Freires, die Orca dos Juncaes, die Orca do Fojinho und die Orca de Forles, sämtliche bei Queiriga, sowie die bereits von Santos Rocha beschriebene Casa dos Moiros da Sobreda. Dazu kommen in der Provinz Traz-os-Montes zwei Dolmen von Salles, deren Untersuchung auf J. Fortes[4]) zurückgeht.

[1]) Kuppeldolmen fehlen gänzlich, aber auch die Anwendung geschlichteter Trockenmauern an Stelle der großen schweren Wandplatten fand keinen Eingang.

[2]) Hier erscheinen dann und wann nur ausgehöhlte Näpfchen, wie z. B. im oben beschriebenen Dolmen von Santa Cristina (Gerona).

[3]) J. Leite de Vasconcellos, Peintures dans des Dolmens de Portugal. — „L'Homme Préhistorique." Bd. V. (S. 33—37.) — Paris 1907.

[4]) José Fortes, A necropole dolmenica de Salles (Terras de Barroso). „Portugalia." Bd. I, Faszikel 4. (S. 665—686.) — Porto 1901.

Es handelt sich stets um geometrisch-schematische Zeichen, deren genauere Bestimmung um so schwerer fällt, als sie überdies vielfach schlecht erhalten sind. Am deutlichsten heben sich im Juncaes-Dolmen zwei stilisierte Menschen- und ein paar Tierfiguren ab (Fig. 13); die Dolmen von Salles tragen fast ausschließlich Wellenlinien, welche sicherlich nicht als Schlangenbilder zu deuten sind.

In ähnlicher Weise existieren auch vereinzelte Dolmengravierungen, welche zumeist aus kreuzförmigen bzw. gitterähnlichen Zeichen bestehen.[1]) Die ersteren sind wohl auf die einfachste Form reduzierte Menschengestalten, die letzteren überaus schematisierte Wiedergaben des in Portugal so häufigen Schieferplattenidols.

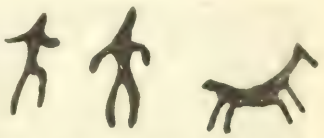


Fig. 13. Rote Malereien (schematisierte Menschen- bzw. Tierbilder) aus der Orca dos Juncaes (Portugal). Verkleinert. Nach J. Leite de Vasconcellos.

Im engsten Zusammenhange hiemit stehen die von J. R. Mélida in der spanischen Extremadura entdeckten bildlichen Darstellungen im Dolmen der Granja de Toniñuelo.[2]) Drei der Wandsteine seiner Kammer tragen, neben „einigen Ockerstrichen", Gravierungen, unter denen fünfmal das bekannte Sonnenbild (Fig. 14), sodann ein „Stern" und eine schematisierte Menschengestalt auftreten.

Daß auch in den Dolmen Galiciens verwandte Gravierungen (Menschenschemen, Kreuze, Wellenlinien u. ä.) vorhanden sind, steht fest[3]), doch besitzen wir hierüber noch keinerlei Untersuchungen oder Publikationen.

Erhöhtes Interesse beanspruchen zwei merkwürdige Vorkommnisse aus dem kleinen Dolmenzentrum von Cangas de Onís in Asturias[4]):

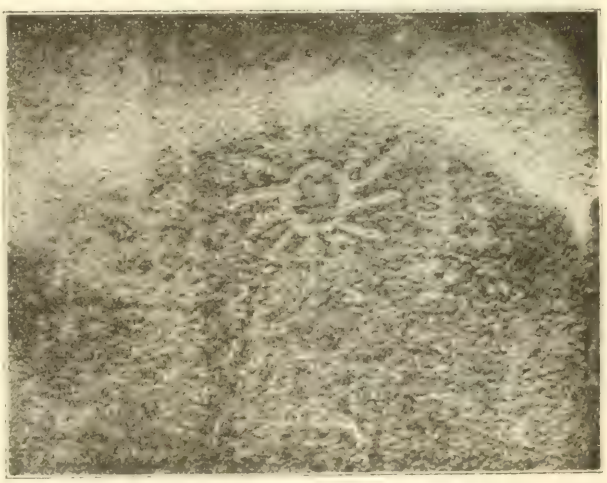


Fig. 14. Gravierung („Sonnenbild") aus dem Dolmen de la Granja de Toniñuelo. Nach Original-Photographie von J. Ramón Mélida.

Aus dem zerstörten Dolmen von C o r a o, unweit Abamia, besitzt das archäologische Museum von Madrid eine 1·75 *m* hohe und 0·60 *m* breite Sandsteinplatte, welche ehedem angeblich als Deckplatte gedient hatte. Der Block trägt oben ein schematisches „Idolgesicht", dessen äußere Kopfkontur und Nase scharf graviert sind (Fig. 15). Die Augen werden durch zwei runde Näpfchen gebildet, der Mund erscheint rein zufällig durch eine halbrunde, natürliche Erosionsstelle angedeutet. Darunter gewahrt man eine Anzahl von leicht aus dem Steine ausgehämmerten, vertieften Figuren, über deren inneren Zusammenhang sich nichts Sicheres aussagen

[1]) J. Leite de Vasconcellos, Religiões da Lusitania. — Bd. I. Lisboa 1897. (S. 363—365.)
V. Correia, Gravuras do „Dolmen" da Pedra dos Mouros (Belas). — „Terra Portuguêsa". Nr. 12. (S. 185—186.) — Lisboa 1916.

[2]) Vgl. S. 121 sowie Fig. 12.

[3]) J. Cabré, El arte rupestre en España. — Madrid 1915. (S. 92—96.)

[4]) Vgl. S. 123.

läßt. Deutlich hebt sich links ein Kreis mit aufgesetztem Kreuze (wahrscheinlich eine menschliche Schematisierung) ab, rechts ist ein hakenähnliches Zeichen (Arm?) sichtbar, das sich nach unten in eine „tulpenförmige" Figur fortsetzt. Die Umrahmung der letzteren bilden einige unregelmäßige Zickzacks, die an ihren Ansatzstellen mit je zwei kleinen Näpfchen in Verbindung stehen und unter sich durch eine horizontale Linie vereinigt sind. Es liegt nahe, hiebei an eine bizarre menschliche Schematisierung mit langen „Armen" und „Beinen" zu denken, mag man diese Zeichnung im vertikalen oder horizontalen Sinne betrachten. Ganz unten befinden sich weitere Reste einer ausgehämmerten Figur.

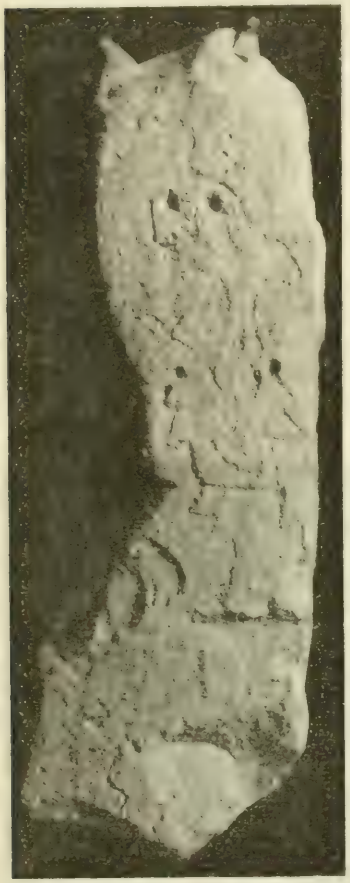


Fig. 15. Steinplatte vom Dolmen von Corao, bei Abamia (Asturias). Archäologisches Museum von Madrid.

H. Breuil [1]) vermutet, daß die ausgehämmerten Zeichnungen vielleicht ehedem einen freien Felsen geziert hätten; später habe man die Platte ausgebrochen und sie durch Eingravierung des Kopfbildes in eine Menhirstele umgewandelt, welche schließlich im Dolmen als bloßes Baumaterial Verwendung gefunden hätte. Wir selbst glauben, daß die verschiedenen Darstellungen wohl gleichen Alters sein dürften, wofür die als „Augen" dienenden Näpfchen und weitere Auspickelungsspuren in der Kopfkontur sprechen. Einzig die ebenda wahrnehmbaren scharfen Gravierungen könnten eine unwesentlich jüngere „Verbesserung" sein. Mehr läßt sich über den Fund nicht ermitteln, von welchem nur bekannt ist, daß er gegen „1860—1870" gemacht wurde; sein Platz im ehemaligen Dolmen und der Zeitpunkt seiner teilweisen Zertrümmerung sind ungewiß.

In der Auffassung, daß die Coraoplatte einstens einen wesentlichen und nicht bloß zufälligen Bestandteil dieses Megalithgrabes gebildet haben dürfte, bestärkt uns das Auftreten eines weiteren klassischen Dolmenbildes in dem unmittelbar benachbarten Cangas de Onís.[2]) Es bedeckt die gesamte 2·20 *m* hohe und 1·20 *m* breite

[1]) H. Breuil, La Roche peinte de Valdejunco à la Esperança, près Arronches (Portalegre). — „Terra Portuguêsa." Año. 2. (S. 17—27.) — Lisboa 1917.
[Vgl. auch: „L'Anthropologie", Bd. XXX, S. 47. Paris 1920.]

[2]) Vgl. S. 123.

Stirnplatte des Monuments und besteht aus mehreren Reihen rotausgeführter Dreiecke bzw. Zickzacklinien (Fig. 16). Außerdem bemerkt man auf der stellenweise glattgeschabten Oberfläche und unabhängig von den asymmetrisch angeordneten Malereien, weitere durch leichte Auspickelung des Steines hervorgerufene Zickzacklinien. Sie sind auf die vertikalen Außenränder beschränkt und stehen in keiner Harmonie zu den Farbmustern, über welche sie hinweggehen. Trotzdem gewannen wir, nach eingehender Prüfung, den Eindruck, daß sie als im großen und ganzen gleichzeitig mit den Malereien zu fassen sind.

Es ist unschwer, für diese Dolmenpiktographien Parallelen aus dem sontigen archäologischen Inventar der spanischen Kupferzeit anzuführen. Die stilisierten Menschen- und Tierbilder des Dolmen von Juncaes kehren vielemale unter den schematisierten Felsmalereien der Sierra Morena wieder. Das gleiche gilt von den „Sonnen" des Grabes von Toniñuelo, welchen wir zu gleich mehrfach auf Ziergefäßen der Glockenbecherkeramik begegnen, so z. B. in Las Carolinas unweit Madrid.[1]) Dem Gesichtsbilde von Corao stehen formvollendetere Darstellungen in der freien Felsmalerei von Peña Tú (Asturias) und in den Menhirstelen von Crato und La Esperança (Portugal) gegenüber (Fig. 17 *a*) und was endlich die Verzierung des Dolmen der Capilla de la Santa Cruz bei Cangas de Onís anlangt, so wiederholt sie sich mit Häufigkeit auf den schematisierten Schieferidolen Portugals, welche zum gewöhnlichen Inventar der äneolithischen Gräber dieses Landes gehören (Fig. 17 *b*).

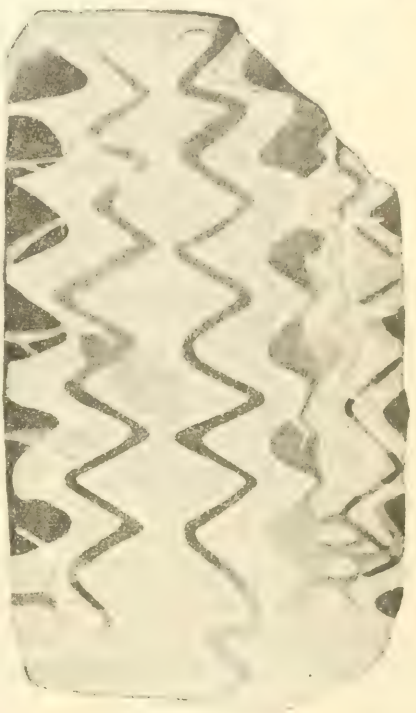


Fig. 16. „Idol" aus den Dolmen von Cangas de Onís. Nach Graf de la Vega del Sella.

Nicht minder beachtenswert ist, daß Motive dieser Dolmen- und Schieferplattenidole speziell wiederum in Irland auftauchen, und zwar in einer noch radikaleren, von ihren Verfertigern jedenfalls völlig unverstandenen Zersetzung,[2]) was auf ihre Importation aus fernen Landen deutet. Bei dieser Gelegenheit sei betont, daß über-

[1]) H. Obermaier, Yacimiento prehistórico de las Carolinas (Madrid). — Comisión de Investigaciones Paleontológicas y Prehistóricas. Memoria, Nr. 16. — Madrid 1917.

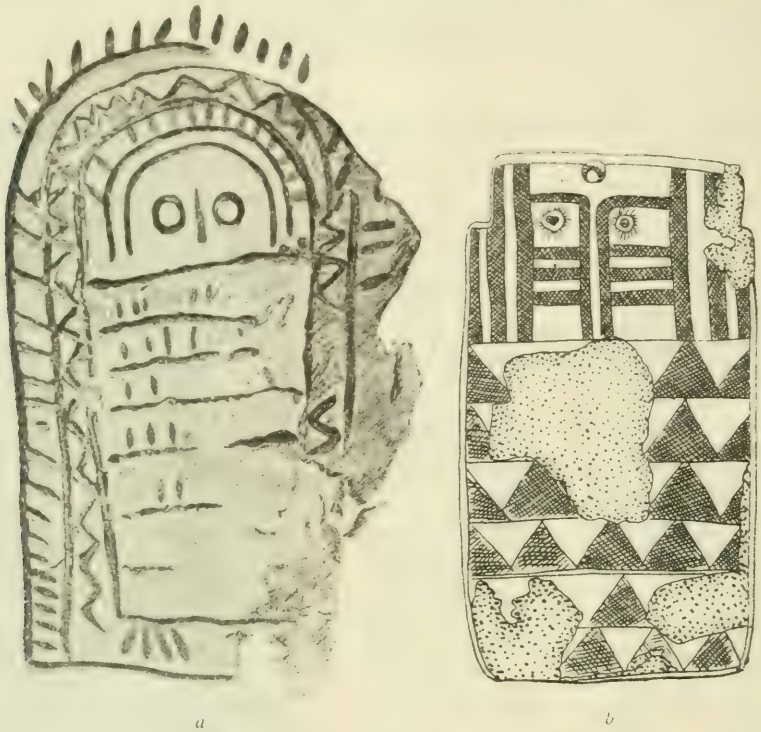
[2]) Wir haben bereits erwähnt, daß diesen Dolmenbildern sicherlich eine symbolisch-religiöse Bedeutung zukommt. Ablehnend verhalten wir uns gegenüber dem angeblichen „Schriftcharakter" der lose im Inneren der Dolmen von Alvão (unweit Pouca d'Aguiar, Traz-os-Montes, Portugal) aufgelesenen „Bilder- und Inschriftensteine", da uns die große Mehrheit derselben überhaupt Fälschungen zu sein scheinen. G. Wilke, Lichtenberg und Bosch-Gimpera haben sie im Sinne einer alteuropäischen Urschrift interpretiert.

Wir verweisen auf die Originalarbeiten.

J. Brenha, Dolmens ou antas no concelho de Villa Pouca d'Aguiar (Traz-os-Montes). „Portugalia." Bd. I. (S. 691—706.) — Porto 1903.

R. Severo, Commentario ao espolio dos dolmens do concelho de Villa Pouca d'Aguiar. *Ebenda*, Bd. I (S. 707—750). — Porto 1903.

haupt die größerenteils bereits älterbronzezeitlichen Megalithpiktographien Irlands stark an die schematisierte Felskunst Spaniens erinnern und ungleich weniger mit den Dolmendarstellungen Frankreichs gemein haben, ausgenommen die merkwürdige Fundstätte von Gavr'inis (Gemeinde Baden, im Morbihan).[1]) Noch jünger sind die



*a* *b*

Fig. 17. *a* teils graviertes, teils rot gemaltes Idol vom Felsen Peña Tú (Asturias). $^1/_{10}$ nat. Gr. Nach Graf de la Vega del Sella. *b* Schieferidol von Ponte de Sôr (Portugal). $^1/_3$ nat. Gr. Nach V. Correia.

Megalithbauten der Balearen (jüngere Bronzezeit, teils sogar mit seltenen Einschlägen von Eisen), wenngleich auch in ihnen, wie in so manchem Grabbau Kleinafrikas noch unverkennbar die Seele der monumentalen Äneolithdolmen Spaniens nachlebt.

[1]) Vgl. JAMES FERGUSSON, Rude Stone Monuments in all countries. — London 1872. — [Kapitel V.] GEORGE COFFEY, New Grange and other incised tumuli in Ireland. — Dublin 1912. — [Fig. 4, 6, 9, 11—24, 31—40, 57—59, 71—77, 83—85.]

# Der ägyptische Königsbart.

Von **Hugo Mötefindt**-Wernigerode a. H.

Während wir bei den meisten Völkern des Orients sowohl wie bei denen des Okzidents einen mehrfachen Wechsel in der Barttracht im Laufe der Vorgeschichte und der Geschichte verfolgen können, scheint es in Ägypten bis in die römische Zeit hinein eine eigentliche Barttracht überhaupt nicht gegeben zu haben. Dieselbe weitgetriebene Reinlichkeit, die dem Ägypter in den langen Haaren seines Hauptes etwas Unreines und zu Beseitigendes sehen ließ, flößte ihm auch einen Widerwillen gegen seinen Bartwuchs ein[1]), er rasierte ihn, wie das heute sein Nachkomme, der Fellache, ja auch noch tut.[2]) Erst als im römischen Imperium unter Hadrian der Vollbart wieder einmal Modetracht wurde und als solche im ganzen Imperium mit fabelhafter Schnelligkeit Eingang fand, da drang diese Modetracht auch in Ägypten ein, wie uns die Mumienporträts[3]) und die Mumieneinlagen[4]) u. a. m. bezeugen. Aber selbst in diesem Falle vermögen wir nicht zu sagen, ob diese Modetracht von langer Dauer war, ob sie überhaupt auf die weitesten Kreise übergriff oder nur von gewissen Schichten, die der Beeinflussung besonders leicht zugänglich waren, getragen wurde.

Das einheitliche Bild einer glattrasierten Tracht, das uns demnach Ägypten von den ältesten Zeiten an bis in das 2. Jahrhundert n. Chr. bietet, wird jedoch vorübergehend einmal während des alten Reiches gestört. Während der 3. Dynastie taucht plötzlich eine Schnurrbarttracht auf[5]) und für die 4. und 5. Dyn. mehren sich dann die Belege für diese Tracht.[6]) Aus der Zeit nach der 5. Dyn. läßt sich diese Tracht jedoch nicht mehr nachweisen. Merkwürdigerweise tritt diese Tracht eines Schnurrbartes ohne Backen- und Kinnbart während des ganzen Altertums in dem Bereiche des Orients nirgends wieder hervor. Die Tracht dürfte also wohl in Ägypten selber aufgekommen sein, aber welche Gründe zu ihr Veranlassung gegeben haben und weshalb sie so bald wieder aufgegeben wurde, vermögen wir nicht zu enträtseln.

Ebenso taucht noch einige Jahrhunderte früher eine andere Barttracht in Ägypten auf, die Tracht der sogenannten Fräse, d. h. ein Backen- und Kinnbart bei glattrasierter Oberlippe. Wir können diese merkwürdige Barttracht erstmalig an einigen vordynastischen Tonfiguren erkennen[7]), und treffen sie dann wieder auf den sogenannten Schiefertafeln.[8]) Am bekanntesten wird diese Tracht jedoch durch die Darstellungen der sogenannten Fremdvölker.[9]) Das Vorkommen dieser Tracht hat

[1]) Wreszinski, Atlas der ägyptischen Kulturgeschichte. Leipzig (im Erscheinen). Text zu Tafel 95.
[2]) Landberg, Proverbes et dictions du peuple arabe I, Leiden-Paris 1883. S. 259.
[3]) Möller, Das Mumienporträt, Wasmuths Kunsthefte 1, Berlin 1919. Dort auch die weitere Literatur.
[4]) Archäol. Anzeiger 1898, S. 58. Forrer, Reallexikon der prähistorischen usw. Altertümer. Berlin-Stuttgart 1907, S. 636, Abb. 504. Edgar, Graeco-egyptian coffins, masks and portraits. Catalogue général du Musée du Caire, Caire 1905, Taf. 19 ff.
[5]) v. Bissing, Denkmäler ägyptischer Skulptur, München 1906—14, Taf. 5 A.
[6]) Für die 4. Dyn.: Borchardt, Statuen und Statuetten von Königen und Privatleuten. Catalogue usw., Berlin 1911, Nr. 224. Für die 5. Dyn.: Ebendort Nr. 20, 62, 133, 214 u. a.
[7]) Petrie, Diospolis parva. The cemeteries of Abadiyeh and Hu, London 1901, Taf. 5 und 6. Garstang, Mahasna and Bêt Khallâf, London 1903.
[8]) Legge, Proceedings of the society of biblical archaelogy, 22, S. 125, 270. 26, S. 262. 31, S. 204, 297. Schäfer, Von ägyptischer Kunst, besonders der Zeichenkunst, Bd. 2, Leipzig 1919, Taf. 4 ff.
[9]) Vgl. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern, 2. Aufl., Leipzig 1887, S. 173. W. M. Müller, Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern, Leipzig 1893, S. 114.

eine ganze Reihe von Forschern, unter anderen Ed. Meyer,[1]) zu der Ansicht geführt, daß die Ägypter in der ältesten Zeit allgemein diese Tracht getragen hätten; erst in der Zeit der Thinitendynastie sei die Sitte des Glattrasierens aufgekommen. Schwerlich wird jedoch diese Ansicht zu Recht bestehen. Denn einmal lassen sich gerade all die Denkmäler, die diese Tracht am deutlichsten erkennen lassen, als Darstellungen von Nichtägyptern nachweisen,[2]) und von den übrigen Denkmälern bleibt es zum mindesten zweifelhaft, ob sie uns wirklich Ägypter vorführen. Nach der 1. Dyn. können wir diese Tracht lediglich an Fremdvölkern nachweisen.[3]) Da dürfte es denn nicht ganz unwahrscheinlich sein, daß auch bereits alle diese Tracht zeigenden Denkmäler aus der frühesten Zeit gleichfalls Fremdländer darstellen. Ich werde diese Anschauung weiter unten noch durch einen anderen Grund zu stützen versuchen.

Die Tracht der Fräse läßt sich im Orient in Babylonien, Assyrien, im Lande Elam, in Syrien, in Palästina usw. nachweisen. Mit dem Vorkommen dieser Tracht in Babylonien und Assyrien hat sich Ed. Meyer in seiner Abhandlung „Sumerier und Semiten in Babylonien" (Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1906) ausführlich beschäftigt. Meyer vertritt dort die Überzeugung, daß die Tracht aus Arabien stamme und von dort aus durch die Semiten auf ihren Wanderzügen in die oben genannten Gebiete verbreitet worden sei. An anderer Stelle werde ich über das heutige Vorkommen dieser Tracht in Südarabien noch einige weitere Belege bekannt geben und die Wahrscheinlichkeit der Meyerschen Theorie auch noch durch andere Gründe darzulegen versuchen. Offensichtlich steht das Vorkommen dieser Tracht in Ägypten in Verbindung mit dieser Trachtengruppe, deren Geschichte sich über das klassische Altertum bis in die Gegenwart hindurch verfolgen läßt.

Diese Trachtengruppe hat auf ägyptischem Boden jedoch noch eine andere Spur hinterlassen: den sogenannten Königsbart.

Ein sorgfältiges Studium der Schiefertafel des Königs Narmer (Athotis) vom Beginn der 1. Dyn.[4]) läßt uns nämlich die Barttracht der Fräse erstmalig in zweierlei Ausprägungen beobachten. Wer beide Seiten der Narmertafel in guten Abbildungen nebeneinander hält und aufmerksam die Köpfe der dort dargestellten Personen auf ihre Barttracht hin vergleicht, wird finden, daß die Barttracht an dem König ganz anders dargestellt ist als an den vor ihm liegenden Feinden. An den Köpfen der Feinde handelt es sich offensichtlich um eine echte, natürliche Barttracht, in der gleichen Form, wie wir sie auf den Bildern der Fremdvölker immer und immer wieder beobachten können. Ganz anders mutet dagegen die Darstellung der Barttracht am König selber an: Sie ist offensichtlich die gleiche, die wir in der Folgezeit immer wieder an den Königsbildern beobachten können, der sogenannte Königsbart. Diese Königsbarttracht ist aber eine künstliche

[1]) Ed. Meyer, Ägypten zur Zeit der Pyramidenerbauer, Leipzig 1908, S. 8.

[2]) So z. B. Quibell, Hierakonpolis, I, London 1900, Taf. 7, 8, 10 und 11. Naville im Recueil de travaux à l'archéologie et philologie égyptiennes et assyriennes 22, 1900, Taf. 5. Capart, Les débuts de l'art en Égypte, Brüssel 1904, S. 153. — [3]) Ausführlichere Angaben hierüber werde ich in einer späteren, an anderer Stelle erscheinenden Arbeit bringen.

[4]) Proceedings usw., 22, Taf. 3. Compte rendu de l'academie des inscriptions et de belles lettres 27, 1899, S. 66, Taf. 3. Quibell, a. a. O. I, Taf. 29. Petrie, History of Egypt from the earliest kings to the XVI. dynastie, 5. Aufl., London 1903, S. 8. Monuments et mémoires publiées par l'academie des inscriptions et de belles lettres, Fondation Eugen Piot 10, 1904, S. 107. Archäol. Jahrbuch 19, 1904, S. 38. Capart, a. a. O. S. 236. Forrer, a. a. O. Taf. 55. v. Bissing, a. a. O. Taf. 2. Ed. Meyer, a. a. O. Taf. 1. Michaelis, Kunstgeschichte des Altertums, 9. Aufl., Leipzig 1911, S. 12. Hunger und Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde, Leipzig 1912, S. 13. Curtius, Die antike Kunst, Berlin o. J., S. 25 und 72. Schäfer, Ägyptische Kunst. Kunstgeschichte in Bildern. Neue Bearb. I, Leipzig 1913, S. 14. Derselbe, Von ägypt. Kunst usw. 2, Taf. 6.

Barttracht, wie uns so viele Denkmäler deutlich erkennen lassen [1]) und wie man dementsprechend von jeher angenommen hat.[2]) Auf der Narmerplatte steht also der echten, natürlichen Barttracht der Fräse eine falsche, künstliche Barttracht in der Form des Königsbartes gegenüber.

Wie kommt nun aber der König der Ägypter zu dieser Falschbarttracht?

Betrachten wir einmal, um zu einer Antwort auf diese Frage zu gelangen, zunächst die weitere Entwicklung dieser Falschbarttracht.

Vom Beginn der 1. Dyn. an bildet diese Falschbarttracht ein charakteristisches Kennzeichen der ägyptischen Königsbilder. Für die Zeit der 1. Dyn. können wir sie z. B. noch an der kleinen Statuette aus der Sammlung von Mac Gregor in Tamworth nachweisen.[3]) Hier sieht der Bart noch sehr unbeholfen aus, und dieses Aussehen hat sowohl Naville wie auch Capart zu der Annahme verführt, hier sei, vielleicht aus Reinlichkeitsgründen, ein Sack über den wirklichen Bart übergezogen. Meinem Erachten nach liegt hier jedoch unzweifelhaft ein angeklebter Bart vor, und zwar ein Bart der großen breiten Form, die wir, freilich in einer viel späteren Zeit, mit senkrechten Streifen verziert, an der Statue eines Chonspriesters[4]), an dem Kopf eines Königs (sogenannten Hyksos Ludovisi) im Museo delle Terme in Rom[5]) und an der Königsgruppe aus Tanis[6]), alle drei Denkmäler wohl aus der Zeit der 21. Dyn., wiederfinden. Diese breite, massige Bartform erinnert in mehr als einer Beziehung an babylonisch-assyrische Vorbilder, auch in der späten Ausschmückung durch die Querbänder. Ich möchte jedoch nicht glauben, daß hier irgendwelche direkte Beziehungen zu Babylonien-Assyrien vorliegen, viel eher dürften beide auf eine gemeinsame archaische Wurzel zurückgehen.

Neben dieser Bartform finden wir jedoch auch in der Zeit der 1. Dyn. die später allgemein übliche kleine Form des Königsbartes. So an einer Statuette aus Abydos, die wohl einem König der 1. Dyn. zuzuschreiben sein dürfte.[7])

Eine dritte Form aus der Zeit der 1. Dyn. bildet der Bart des Narmer: er zeigt wieder eine etwas längere Ausgestaltung der Spitze, die ein klein wenig verdickt bzw. verbreitert ist. Diese Verbreiterung der Spitze wird an jüngeren Formen oft künstlich ausgeschmückt durch Querbänder, Verzierungen usw. Daß derartige Ausschmückungen auch an natürlichen Bärten vorkommen, zeigen die Darstellungen auf der Stiertafel[8]), auf der Schlachtfeldtafel[9]), auf der Londoner Tafel mit den Gefangenen.[10])

Keineswegs sind jedoch in dieser Periode alle Königsbilder mit dem Königsbart versehen. Neben diesen bärtigen Königsbildern gibt es vielmehr auch solche, die den König in der bartlosen Tracht zeigen, so z. B. das Bild des Königs Usaphais der 1. Dyn.[11]) Ebenso erscheint auch der König Chaseskem in der Zeit der 2. Dyn. auf seiner Statue bartlos.[12])

[1]) Perrot und Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité. I. Deutsche Bearbeitung, Leipzig 1884, S. 743, Abb. 540. — [2]) Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, Tübingen 1885, S. 212.
[3]) Recueil usw. 22, 1900, S. 68, Taf. 6. Capart, a. a. O. S. 44. Revue archéol. IV, Ser. XV, 1910, S. 247, Abb. 13. Curtius, a. a. O. S. 51. Schäfer, Kunstgeschichte usw., S. 23, Abb. 5.
[4]) v. Bissing, a. a. O. Taf. 30. — [5]) Fechheimer, Die Plastik der Ägypter, 3. Aufl., Berlin 1918, Taf. 59. — [6]) v. Bissing, a. a. O. Taf. 56. — [7]) Rev. archéol. 15, 1910, S. 257, Abb. 33.
[8]) Bulletin de correspondence hellénique 16, 18, 92, Taf. 1. Schäfer, Von ägypt. Kunst usw. 2, Taf. 4, 1. — [9]) Capart, a. a. O. S. 240. Schäfer, a a. O. 2, Taf. 4, 2.
[10]) Capart, a. a. O. S. 238. Schäfer, a. a. O. 2, Taf. 5, 1.
[11]) Petrie, Royal tombs of the first dynasty, London 1900, Taf. 14, 9. v. Bissing, a. a. O. Taf. 33. A. Michaelis, a. a. O. S. 7, Abb. 10. Ägypt. Zeitschrift 35, 1899. S. 8. Schäfer, a. a. O. 2, Taf 8, 2.
[12]) Quibell, a a. O. Taf. 39 und 41. Spiegelberg, Geschichte der ägypt. Kunst, Leipzig 1903, S. 10. Capart, a. a. O. S. 258.

In der 3. Dyn. finden wir unsere Spitzbarttracht an den Reliefs von einer Scheintür zu Sakkara wieder.[1]) Nach v. Bissing handelt es sich in diesem Falle um einen natürlichen Bart, was ich jedoch in Abrede stellen möchte. Besteht v. Bissings Deutung zu Recht, so dürfte hier wohl ein Nichtägypter dargestellt sein. Handelt es sich jedoch um einen künstlichen Bart, wie ich zu erkennen meine, so hätten wir hier den ersten Beleg dafür, daß diese künstliche Barttracht auch von Leuten getragen wurde, die nicht im königlichen Range standen, sondern sich dieses königliche Abzeichen anmaßten. Durch weitere Denkmäler können wir jedoch diese Erscheinung erst von der 5. Dyn. an belegen.

In der Zeit der 4. Dyn. begegnen wir der Form des ausgeschmückten Königsbartes wieder an den Bildern der Pyramidenerbauer Chefren[2]) und Mykerinos[3]) sowie auf dem Bilde des Kronprinzen Schepseskaf.[4]) Daneben kommen freilich auch Königsbilder vor, bei denen dieser Bart völlig fehlt, so z. B. an dem Bilde des Königs Cheops.[5]) Aber diesem Fehlen dürfen wir weiter keine Bedeutung zumessen, da wir denselben Wechsel zwischen bärtig und bartlos durch die ganze ägyptische Geschichte hin verfolgen können. So ist z. B. Amenemhet III., 12. Dyn., bartlos[6]), ebenso Amenophis IV.[7]) u. a. m. Dieser Wechsel ist eben durch die Natur des künstlichen Bartes bestimmt, den man bald trug, bald ablegte.

Zur Zeit der 5. Dyn. erscheint diese eigenartige Barttracht bereits auch an den Bildern der Nilgötter auf dem Relief am Totentempel des Königs Neweserre in Abusir[8]) und bei den personifizierten Gottheiten des Ozeans, des Opfers und des Getreides auf dem Relief vom Totentempel des Königs Sahure zu Abusir.[9])

Doch nicht nur Gottheiten haben den Bart jetzt übernommen. Die Sitte hat sich vielmehr allgemein auf die weitesten Kreise übertragen. Schöne Beispiele bieten uns z. B. hiefür das Bild des königlichen Beamten Ti in Sakkara[10]) und das Bild des Richters Achti-hetep-hrai, gleichfalls in Sakkara[11]), für die 6. Dyn. z. B. das Bild des Kaigemni.[12])

Wer von den Großen des Landes bei feierlichen Gelegenheiten ehrfurchtgebietend aussehen wollte, mußte bärtig erscheinen, und da nun einmal der natürliche Bart verpönt war, so blieb nichts übrig, als einen künstlichen unter das Kinn zu binden. Im alten Reich ist das noch verhältnismäßig selten der Fall.[13]) W. M. Müller hat zur Erklärung hiefür angeführt[14]), daß dieses unschöne Anhängsel gewiß niemand habe gern tragen wollen und daß es deshalb auch fast nie an den Porträtstatuen erscheine, weil jedermann befürchtete, damit die Schönheit seines Gesichts zu ent-

[1]) v. Bissing, a. a. O. Taf. 14.
[2]) Perrot und Chipiez, a. a. O. I, S. 90 und 611. Petrie, History usw., S. 94. v. Bissing, Einführung in die Geschichte der ägyptischen Kunst von der ältesten Zeit bis auf die Römer, Berlin 1908, Taf. 3. Derselbe, Denkmäler usw., Taf. 9 und 10. Meyer, a. a. O. Taf. 5. Michaelis, a. a. O. S. 20. Maspéro, Egypte, Paris 1912, S. 80 und 81. Hölscher, Das Grabmal des Chefren, Leipzig 1912, S. 88, Taf. 16. Bulle, Der schöne Mensch im Altertum, 2. Aufl., Leipzig 1912, Taf. 1. Curtius, a. a. O. S. 63. Schäfer, Kunstgeschichte usw., S. 24, Abb. 6. Fechheimer, a. a. O. Taf. 22–4.
[3]) v. Bissing, Denkmäler usw., S. VI. Delbrück, Antike Porträts, Bonn 1912, S. XXIV, Taf. 1. Maspéro, a. a. O. S. 17 und 81.
[4]) Delbrück, a. a. O. Taf. 2. — [5]) Petrie, Royal tombs usw. 2, Taf. 13.
[6]) Delbrück, a. a. O. S. 25, Taf. 4.
[7]) v. Bissing, Denkmäler usw., Taf. 45 u. a. m. Michaelis, a. a. O. S. 41, Abb. 96. Delbrück, a. a. O. S. XXVII, Taf. 7.
[8]) Meyer, a. a. O. S. 15. — [9]) Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft 37, 1908, S. 23.
[10]) Perrot und Chipiez, a. a. O. I, S. 91. Steindorff, Das Grab des Ti, Leipzig 1913.
[11]) Wreszinski, a. a. O. Taf. 95. — [12]) v. Bissing, Mastaba des Gemnikai. Taf. 15.
[13]) Lepsius, Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien 2, Berlin 1850, Taf. 8. Schäfer, Von ägyptischer Kunst usw. 2, Taf. 12.
[14]) W. M. Müller, a. a. O. S. 114.

stellen, und das man deshalb nur dann umgebunden hätte, wenn man mit einer großen Perücke in Gala erscheinen mußte oder wollte. Ich glaube nicht, daß diese Erklärung zu Recht besteht. Meiner Anschauung nach war vielmehr der falsche Bart in dieser Zeit noch viel zu sehr ein Hoheitsabzeichen, das nur ganz beschränkte Kreise tragen durften und das die fernerstehenden Kreise nicht so ohne weiteres zu übernehmen wagten.

Erst in jüngeren Zeiten trat hier ein Umschwung ein. Im mittleren Reich wird die Sitte, einen Falschbart zu tragen, immer häufiger, jetzt tragen ihn bereits Gau- und Gutsbeamte.[1]) Wegen der Häufigkeit der Barttracht in dieser Periode hat Wiedemann die Tracht, z. B. an dem Relief des Ra-cheper-ke, 12. Dyn., als natürliche Barttracht und zwar als Fliege deuten wollen.[2]) Eine derartige Erklärung erscheint jedoch nicht angängig, denn einmal sieht die Barttracht der Fliege ganz anders aus, wird vor allem nie unter dem Kinn getragen, und dann gehört die Barttracht doch offensichtlich in den großen Zusammenhang, in dem sie schon in der 1. Dyn. in dieser kleinen Form vorkommt. Im übrigen wird noch im mittleren Reich ängstlich daran festgehalten, eine etwas länger ausgestaltete Form ausschließlich dem Könige und den Göttern vorzubehalten. Diese besondere Bartform ist durchschnittlich zwei Fingerbreiten länger als der von den übrigen Menschen getragene Bart, nach Art eines Zopfes geflochten und unten umgebogen. Ein gutes Beispiel für diese Form gibt uns der Kopf des Horfuabra, Mitregenten des Königs Amenemhets III.[3]) und das Relief mit der Darstellung der Landesgötter am Throne Sesostris I. im Ägyptischen Museum zu Berlin.[4]) Besonders häufig findet sich diese Bartform bei dem Gotte Osiris,[5]) daneben aber auch bei dem Gotte Chonsu,[6]) Amen-Ra[7]) u. a. m. Der Gott Osiris stellt dann wohl auch die Verbindung her, daß sich der Bart von nun ab bei den Totendarstellungen findet. Besonders geläufig ist uns die Bartform hier bei den Mumiensarkophagen.[8]) Wie notwendig der Besitz eines derartigen Besitzes zeitweise für den Toten erschien, geht daraus hervor, daß er sich in einem hölzernen Modell als Grabbeigabe fand.[9])

Im neuen Reich endlich wird dieser Königsbart um so seltener. Jetzt war er augenscheinlich eine der Vergangenheit angehörige Tracht, die nur noch bei bestimmten Gelegenheiten zur Verwendung kam.[10]) Jedoch erscheint er auch hier ständig auf den Mumienbildern und Mumiensarkophagen und ebenso halten auch noch die Könige an dieser Tracht fest. In ihr erscheinen noch bei besonderen feierlichen Anlässen, wie z. B. bei Einweihungen, die ptolemäischen Könige. So Ptolemäus IV. am Horustempel in Edfu[11]), Ptolemäus IX.[12]), Ptolemäus X.[13]), Ptolemäus XIII.[14]) Selbst von der Mehrzahl der römischen Kaiser haben sich Darstellungen in dieser Tracht erhalten, so von Augustus[15]), Tiberius[16]), Caligula[17]), Caracalla[18]), so auch der Kopf eines noch unbekannten Kaisers, der in die Reihe der unmittelbaren Nachfolger

[1]) Lepsius, a. a. O. 2, Taf. 128 und 131. Steindorff, Grabfunde des mittleren Reiches in den königl. Museen zu Berlin I, Berlin 1896, Taf. 6. Petrie, History usw. 2, S. 199.
[2]) Wiedemann, Das alte Ägypten, Heidelberg 1920, S. 139 und 140, Taf. 2.
[3]) Bulle, a. a. O. Taf. 12. — [4]) Schäfer, Von ägypt. Kunst 2, Taf. 24. Wiedemann, a. a. O. Taf. 1.
[5]) Wiedemann, a. a. O., Taf. 8. — [6]) Ebendort, Taf. 5.
[7]) Ebendort, S. 121. — [8]) Ebendort, S. 116.
[9]) Annales du service des antiquités I, S. 42 (Daressy).
[10]) Lepsius, a. a. O. 3, Taf. 9 a. 29 a. 77 a. 116. 173. Schäfer, Kunstgeschichte usw., S. 27, Abb. 1, S. 31, Abb. 4. Forrer, a. a. O. Taf. 129.
[11]) Bulle, a. a. O. Taf. 22, S. 28.
[12]) Mahaffy, A history of Egypt under the ptolemaic dynasty, London 1898, S. 194.
[13]) Ebendort, S. 213. — [14]) Ebendort, S. 228.
[15]) Milne, A history of Egypt under roman rule, London 1898, S. 16 und 17.
[16]) Ebendort, S. 25 u. f. — [17]) Ebendort, S. 29. — [18]) Ebendort, S. 71 2.

des Caracalla bis etwa auf Gallienus gehören wird.[1]) Schwerlich werden all diese Kaiser die altägyptische Barttracht je, wenn auch nur für kurze Zeit, in Wirklichkeit getragen haben. Es dürfte sich hier vielmehr um idealisierte Bilder handeln, die zu irgendwelchen bestimmten Zwecken verfertigt wurden und bei denen man auf das alte Königssymbol nicht zu verzichten zu können glaubte.

Das jüngste Beispiel für die Spitzbarttracht, das ich aus Ägypten nachweisen kann, fand ich auf einem koptischen Scherben aus der Zeit um 600 n. Chr.[2]) Doch ist es in diesem Falle schon wieder unsicher, ob es sich um die Darstellung eines Falschbartes handelt, oder ob hier bereits wieder ein natürlicher Bart in dieser eigenartigen Ausgestaltung vorliegt.

All diese verschiedenen Arten der künstlichen Barttracht haben wir uns wohl in der Weise zu denken, daß die betreffende Person einen aus Haaren usw. künstlich hergestellten Bart entweder umgebunden oder angeklebt trug, immer jedoch ohne Schnurrbart. In der ältesten Zeit ist dieser künstliche Bart oft dem echten natürlichen Bart so täuschend ähnlich gebildet, daß eine Entscheidung darüber, ob es sich um Kunst oder Natur handelt, oft nicht leicht, mitunter einfach ganz unmöglich ist. In der späteren Zeit wird der künstliche Bart immer mehr lediglich zu einer Andeutung eines Bartes, er ist nichts weiter als eine lange Mähne festgedrehten Haares, die durch zwei Bänder hinter dem Ohr befestigt wird. Diese „Bänder" sind oft auf den Skulpturen noch sichtbar.[3]) Gerade bei diesen „Bändern" hat sich die alte Erklärung, die noch nichts von dem Zusammenhange ahnte, in den wir heute die Barttracht einordnen, eine Fehldeutung insofern zuschulden kommen lassen, als sie diese sogenannten Aufhängebänder von dem Barte als solchen scharf abtrennte, während sie doch in Wirklichkeit nur einen Teil des Bartes selber darstellen, nämlich den Backen- und Kinnbart, der in manchen Fällen lediglich in Form eines ganz dünnen Streifens in der Partie zwischen Hals und Kinn getragen wurde und daneben erst, gewissermaßen in zweiter Linie, die Rolle einer Aufhängevorrichtung des Bartes übernahm. Das hat wohl zum Teil Borchardt vorgeschwebt, als er sich einmal gegen die alte Tradition der Erklärung des Königsbartes wandte.[4]) Seine Erklärung der bisher lediglich als Aufhängebänder angesehenen Stücke als einen dünnen Backenbart besteht entschieden zu Recht, aber Borchardt geht dann selber wieder zu weit, wenn er aus diesem Grunde den Königsbart als einen natürlichen Bart angesehen wissen will. Diese Anschauung wird auch, wenigstens soweit ich erfahren konnte, von keinem Fachgenossen geteilt.[5]) Entscheidend dafür, daß es sich um eine künstliche Barttracht und nicht um eine natürliche handelt, bleibt doch immer der Umstand, daß sich ein und dieselbe Person bald mit, bald ohne Bart darstellen läßt,[6]) und daß diese Barttracht auch von Königinnen getragen wird, wenn diese die Herrschaft ausüben, z. B. von der Königin Hatschepsowet (12. Dyn.).[7])

Im Hinblick auf diese Falschbarttracht der Könige kann ich mir einmal nicht denken, daß die Tracht der Fräse früher von den Ägyptern selber getragen worden sei. Denn warum sollte gerade der König als Falschbart tragen, was vom Volke als natürliche Tracht getragen wurde?

[1]) v. Bissing, Denkmäler usw., Taf. 111. — [2]) Milne, a. a. O. S. 113.
[3]) Dümichen, Resultate der im Sommer 1868 nach Ägypten entsandten wissenschaftlichen Expedition, Berlin 1869, S. 9 und 12. Lepsius, a. a. O. 2, Taf. 22a.
[4]) Göttingische gelehrte Anzeigen, 1906, S. 557.
[5]) Vgl. v. Bissing, Denkmäler usw., Text zu Taf. 46, Anm. 13.
[6]) Z. B. Amenophis III. Mitteilungen der deutschen Orientgesellschaft 57, 1917, S. 15.
[7]) Petrie, History usw. 2, S. 80. v. Bissing, Denkmäler usw., Text zu Taf. 40 A.

Auf der anderen Seite kann ich mir nicht denken, daß die Ägypter diesen künstlichen Bart deshalb getragen hätten, weil sich bei ihnen „aus älterer, naiverer Zeit die Vorstellung erhalten hatte, die allen orientalischen Völkern vertraut ist, daß der Bart des Mannes das Zeichen seiner würdigen Stellung sei".[1]) Denn diese Anschauung ist keineswegs allen orientalischen Völkern vertraut oder war wenigstens nicht allen Völkern von Anfang an vertraut, da vielmehr alle nichtsemitischen Völker des Orients in den ältesten Zeiten eine bartlose Tracht trugen und eine Barttracht bei ihnen erst aufkam, als Semiten sich mit ihnen vermischten. Warum klebt sich der Ägypter nur diesen Spitzbart einschließlich des Wangen- und Backenbartes an, warum nicht auch einen Schnurrbart? Sicherlich hängt das nicht etwa damit zusammen, daß „der Volksstamm nur zu einem dünnen Bartwuchs veranlagt gewesen ist und deshalb keinen Vollbart hätte tragen können". Gerade im ständigen Zusammenhange mit dem Fehlen eines Schnurrbartes wirkt dieser Spitzbart auffällig. Er stellt so dieselbe Form der Barttracht dar, die wir im übrigen Orient immer bei dem Eindringen des semitischen Bevölkerungselementes antreffen, und überall dort finden wir dann die Anschauung von dem Bart als Hoheitsabzeichen wieder. In diesen Zusammenhang weist auch noch eine andere Beobachtung. Bisweilen finden wir nämlich den Königsbart auf Statuen blau bemalt.[2]) Gerade die Verwendung der blauen Farbe berührt uns dabei recht eigenartig. Im „Hymnus der Handerhebung vor Sin" hören wir auch von dem babylonischen Gotte Sin einen lasurfarbenen Bart rühmen.[3]) Auch dort finden wir also die blaue Farbe wieder. Weist diese Beobachtung nicht wiederum deutlich auf einen Zusammenhang hin?

Ich kann mir nicht denken, daß diese Barttracht lediglich durch die Berührungen mit Babylonien von den Ägyptern übernommen worden sei. Gewiß liegen gerade für die älteste Zeit in der Kunst im einzelnen Anklänge an Babylonien vor, wie sich das z. B. an der Pariser Schiefertafel verfolgen läßt.[4]) Aber diese Anklänge sind doch viel zu geringfügig, als daß man gleich die Übernahme einer derartigen Tracht und gar der damit verknüpften Anschauungen daraufhin annehmen dürfte. Meinem Gefühl nach müssen wir hier eine andere Erklärung suchen.

Die Ägypter sind von Haus aus ein hamitisches Volk, ihre Sprache ist jedoch semitischer Herkunft.[5]) Man hat deshalb angenommen, daß diese Sprache von Babylonien oder Ostarabien stamme und in sehr früher vordynastischer Zeit durch irgendwelche uns unbekannte Völkerwellen oder gar durch unternehmende Kolonisten über Nubien eingedrungen und dem Nillande aufgezwungen sei. Hier haben wir also einen uralten semitischen Einschlag vor uns, der sich auch noch in so manchen anderen Erscheinungen zu erkennen gibt[6]) und den man selbst in der Religion wieder zu finden meinte.[7]) Könnte mit diesem Einschlag nicht auch die eigenartige Barttracht und die damit verbundene Anschauung ins Land gekommen sein?

[1]) W. M. Müller, a. a. O. S. 114.

[2]) Annales du service des antiquités V, 1905, S. 32 (Lagrain).

[3]) Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, Leipzig 1913, S. 172 und 244.

[4]) Heuzey und Budge in der „Ägyptiaca", Festschrift für Georg Ebers, Leipzig 1896, S. 127. Compte rendu usw. 27, 1899, S. 60 (Heuzey). Annales du service des l'antiquités 11, 1911, S. 171 (Newberry). Schäfer, Von ägypt. Kunst 1, S. 209.

[5]) Vgl. hierüber Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens, Berlin 1885, S. 39 und 63. Derselbe, Der babylonische Ursprung der ägyptischen Kultur, München 1892. Schweinfurth, Über den Ursprung der Ägypter. Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, 1897, S. 253 ff.

[6]) Vgl. Wiedemann, a. a. O. S. 48, wo in Anm. 5 auch noch weitere Literatur verzeichnet ist.

[7]) King, History of Summer and Accad. London 1910.

Wir können sogar meinem Erachten nach noch weitergehen und vermuten, daß diese Anschauung Hand in Hand mit bestimmten Göttervorstellungen ins Land gekommen ist. Nach dem oben vorgelegten Denkmälermaterial scheint es so, als ob der Spitzbart mit glattrasierter Oberlippe zuerst von den Königen getragen und erst von dort aus auf den göttlichen König übertragen worden sei. Wir müssen jedoch auch auf die Lücken achten, die dieses Material aufweist. Wohl können wir die Königsbilder bis weit in die dynastische Zeit zurückverfolgen. Aber daneben fehlen uns gleichalte Götterbilder. Die ältesten ägyptischen Götterbilder, die wir heute besitzen, dürften ein paar Steinstatuen des Gottes Min aus Koptos sein.[1]) Sie gehören nach freundlicher Mitteilung von Direktor Schäfer vielleicht in die vorgeschichtliche Zeit, nach v. Bissing dagegen erst in die Zeit gegen Ende der 1. Dyn. Zu all diesen Statuen fehlen jedoch die zugehörigen Köpfe. Durch Ansatzspuren etwa in Brusthöhe können wir feststellen, daß diese Statuen einen Bart trugen, der natürlich gewachsen gewesen zu sein scheint. Schwerlich wird dieser Bart ein Vollbart gewesen sein, sondern vermutlich ein Spitzbart mit Backen- und Kinnbart ohne Schnurrbart. In der späteren Zeit erscheint der Gott Min immer in dieser Barttracht, nur ist hier der Bart ein künstlicher geworden. So z. B. auf einem Relief aus Koptos, 12. Dyn.,[2]) und auf einer Statue aus der 13. Dyn.[3]) Diese Beobachtungen an den Bildern des Gottes Min legen uns den Gedanken nahe, daß der sogenannte Königsbart ursprünglich ein Abzeichen der Götter gewesen und dann erst von den Göttern gemäß der engen Verbindung von Gott und König, wie sie den alten Ägyptern überhaupt geläufig war[4]), auf den weltlichen König übertragen worden ist — genau so, wie der weltliche König auch so manches andere Attribut vom göttlichen König entlehnt hat — und nicht etwa umgekehrt. Die nämliche Geschichte läßt sich in der Entwicklung der Barttracht ja noch einmal in Babylonien-Assyrien beobachten. Gerade dadurch werden wir in unserer Anschauung bestärkt, daß hier in Ägypten ein ähnlicher Entwicklungsgang vor uns liegt. Für Babylonien hat Ed. Meyer aus der gleichen Erscheinung den Schluß gezogen, daß die Babylonier ihre Götter von einem fremden Volke — von den Semiten —, übernommen hätten. Für Ägypten dürfte schwerlich die gleiche Schlußfolgerung gestattet sein. Die ägyptische Religion erweckt zu sehr den Eindruck eines ureigenen Erzeugnisses von Ägypten selber und ist auch dementsprechend bisher immer gewertet worden.[5]) Meiner Meinung nach brauchen wir jedoch auf Grund der von uns beobachteten Tatsachen auch nicht gleich soweit zu gehen und an der Anschauung von der Indigenität der ägyptischen Religion zu rütteln. Die ägyptische Religion kann sehr wohl ureigenes Erzeugnis der Ägypter sein, aber trotzdem auch einen derartigen Zug, wie ihn die hier behandelte Sitte der Barttracht ausdrückt, übernommen haben.

[1]) Capart, a. a. O. S. 217. Rev. archéol. 15, 1910, S. 253 (v. Bissing).
[2]) v. Bissing, Denkmäler usw., Taf. 34. — [3]) Petrie, History usw. 1, S. 211.
[4]) Erman, Die ägyptische Religion, 2. Aufl., Berlin 1909, S. 39.
[5]) Ebendort, S. 1.

# LITERATURBERICHTE.

10.

**Mieses, Matthias:** *Zur Rassenfrage.* Eine stammes- und kulturgeschichtliche Untersuchung. W. Braumüller. Wien, Leipzig 1920. Mk. 14·—.

Das Buch kämpft mit einem großen Aufwand von Tatsachenmaterial gegen eine ganze Anzahl von Behauptungen und Theorien in der Rassenfrage. Es streitet gegen die Annahme von reinen Rassen, gegen die Theorie der Identität von Arier und Indogermanen, gegen die behauptete Superiorität der Arier, gegen die europäische Urheimat der Indogermanen, gegen den Polygenismus u. a.; die Arbeit ist fast ausschließlich negativ orientiert und erhält dadurch einen eigentümlichen Charakter. Daß bei den vielen Kampfobjekten auch oft offene Türen eingerannt werden, ist um so eher erklärlich, als die Quellen zumeist älteren Datums sind und das Buch offensichtlich noch vor dem Kriege geschrieben wurde. Trotzdem ist das Buch als kenntnisreiche Darstellung der verwickelten und vielfältigen Probleme von Wert. *Dr. R. Pokorny.*

11.

**Haberlandt, Dr. Michael:** *Völkerkunde. II. Beschreibende Völkerkunde.* Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 29 Abbildungen. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruylér & Co., 1920.

Der I. Teil der 3. Auflage der Haberlandtschen Völkerkunde erschien bereits 1917 und wurde in diesen Mitteilungen im 47. Jahrgange auf S. 116 (Literaturbericht Nr. 15) besprochen. Der nunmehr vorliegende II. Teil enthält die beschreibende Völkerkunde oder Ethnographie. Gegen die früheren Auflagen erscheint der Stoff vollkommen umgearbeitet; ganz neu ist das einleitende Kapitel mit der Rassenübersicht. Dem modernen Standpunkt der Forschung erscheint überall Rechnung getragen und muß auch die sorgfältig abwägende Kritik gegenüber manchen die Fachkreise heute noch geradezu beherrschenden Hypothesen rühmend hervorgehoben werden. Besonders gilt das Gesagte für Haberlandts Auffassung der Kulturkreislehre, welche er nur dann gelten läßt, wenn ihre Ergebnisse mit anthropologischen und linguistischen Momenten zusammenfallen. Wir möchten das Büchlein zur allgemeinen Orientierung und als Nachschlagewerk der gebildeten deutschen Leserwelt auf das wärmste anempfehlen.

Wien. *Dr. Rich. Lasch.*

12.

**Mieses, Matthias:** *Die Gesetze der Schriftgeschichte.* Konfession und Schrift im Leben des Volkes. Ein Versuch. 506 S. Wilh. Braumüller. Wien 1919. Mk. 28·—.

In einem stattlichen, sehr schön ausgestatteten Band wird ein ungeheures, aus unzähligen älteren und neueren Quellen gesammeltes Tatsachenmaterial aufgeboten, um die These zu beweisen: die Schriftgeschichte läuft parallel mit der Religionsgeschichte. Der Autor hat dabei weniger die Entstehung der Schrift als ihre Entwicklung auf vorgeschritteneren Stadien im Auge.

Die Unterschiede der Schriften gehen regelmäßig auf Verschiedenheiten der Religionen zurück und Schriftdifferenzierung entspricht Sektenbildung. Dafür werden eine Unzahl von Belegen angeführt. Die katholischen Ungarn schreiben Lateinschrift, die protestantischen Finnen und Esten Fraktur, die Türken arabische Schrift. Die Albanesen schreiben dreierlei Alphabete und gehören dreierlei Religionen an (katholisch, orthodox und mohammedanisch). Die orthodoxen Russen haben das kyrillische, die katholischen Polen, Tschechen, Slowenen, Kroaten das lateinische, die bosnischen Moslims das arabische Alphabet.

Die Verbreitung der Schriften geht Hand in Hand mit der Ausbreitung der Religionen, nicht mit der Kultur, auch nicht einmal mit der Sprache. Der Islam verhalf z. B. der arabischen Schrift im persischen Iran, also bei einem literarisch hochentwickelten Volke, zur Herrschaft, ohne daß die persische Sprache aufhörte. Selbst in dem literaturreichen China wird die chinesische Sprache mit dem arabischen Alphabet geschrieben, wo der Islam eingedrungen ist (S. 19). Auch die christliche Missionstätigkeit propagiert gleichzeitig die lateinische Schrift (Japan, Indien, Spanien). Durch die orthodoxe Kirche wird wieder die griechische Schrift verbreitet. Besonders interessant ist hier Ägypten, in dem Jahrhunderte hellenischer Hochkultur die alte Schrift nicht verdrängen konnten, während das griechische Alphabet siegte, nachdem im 4. Jahrhundert n. Chr. das griechische Christentum zur Herrschaft gekommen war (S. 54, 94). Das geistig latinisierte Etrurien erhielt sich sein eigenes Alphabet, so lange es seine Religion erhielt (?). Ebenso konnte Alexander der Große und seine Nachfolger in Persien nicht die griechische Schrift durchsetzen. Dafür, daß bloße Kulturausbreitung keinen Einfluß auf die Schrift haben muß, ist weiter ein Beweis das moderne Rußland.

Daß selbst Sprachwechsel keinen Schriftwechsel zur Folge haben muß, wird durch eine Reihe von Beispielen belegt. So gibt es in Aleppo, Konstantinopel und Smyrna eine Reihe von Zeitschriften und Tagesblättern, welche in türkischer Sprache, aber in griechischer Schrift erscheinen und von nichtislamitischen (griechischen) Türken herausgegeben. Die christlichen Armenier schreiben türkisch mit armenischem Alphabet, die Juden deutsch, auch slawisch und z. B. persisch mit jüdischer Schrift.

Rasseneinfluß auf die Schriftgeschichte ist nicht festzustellen, vielmehr zeigt sich Zusammengehörigkeitsgefühl viel eher bei konfessioneller Gemeinschaft.

In einem eigenen Kapitel setzt Mieses an der Hand von vielen Tatsachen auseinander, daß der Ausgangspunkt der Schreib- und Lesekunde eines Volkes das Priestertum ist und daß dementsprechend der Analphabetismus viel weiter verbreitet ist bei Sacerdotalreligionen (Katholizismus) als bei Laienreligionen (Judentum, Luthertum).

Die Gründe dieses Parallelismus zwischen Schrift und Konfession liegen nach Mieses zunächst in der Bedeutung und Wirkung des Religionsbuches, welches sowohl Schrift als auch Religion trägt und verkörpert. Weiter konstatiert er vor allem auch die „psychologische Eigenart konfessioneller Gesamtheiten" als wichtige Ursache.

Natürlich muß auch Mieses Ausnahmen und Widersprüche gegenüber seiner These zugeben, z. B. vor allem bei der Fraktur- bzw. Lateinschrift und ihrem konfessionellen Zusammenhange. Er erklärt die Herrschaft der Fraktur in katholischen Ländern bzw. in Österreich als Überbleibsel früherer Protestantenvorherrschaft.

Man wird sich dem Eindruck nicht verschließen dürfen, daß die mit soviel Aufwand an Belegen vorgetragene These eine solide Basis hat. Doch muß anderseits zu bedenken gegeben werden, daß Konfession vielfach gar nicht so sehr gemeinschaftsbildend als vielmehr Exponent einer Gemeinschaft ist, welche noch andere wichtige Zusammengehörigkeitsmerkmale hat. Die nationale, die historisch-politische Solidarität kann durch Religionseinheit nicht verdrängt werden, vielmehr sind National- und Staatsgefühl ebenso wie das Bewußtsein religiöser Zusammengehörigkeit gleichberechtigte Exponenten von bestehenden Gruppen. Es wird nicht geleugnet werden können, daß Schrift und Kultur besonders auf größeren Kulturstufen in vorzüglich engem Zusammenhang stehen, doch muß ebenso zugegeben werden, daß das Beharren bei einem Alphabet ein Ausdruck weitergehender als bloß konfessioneller Zusammengehörigkeit ist.

Wie immer man sich auch zu dieser Theorie stellen mag, das Buch ist schon durch die Zusammenstellung so vieler Tatsachen aus den Wissensgebieten der Philologie, Schriftgeschichte, Religionsgeschichte usw. sehr wertvoll. *Dr. R. Pokorny.*

13.

**Lehmann, Dr. J.:** *Die Ornamente der Natur- und Halbkulturvölker mit einem Beitrag zur Entwicklung der Ornamente und ihrer Verwertung für Kunstgewerbe und Architektur.* Frankfurt a. M. 1920. Josef Baer & Co.

Verfasser verfolgt, wie der Titel des Buches auch besagt, zum Teil praktische Zwecke, indem er zeigen will, wie auch hochentwickelte Kunst aus der Verwendung der Ornamente primitiver Völker Nutzen ziehen kann. Eine kurze, entwicklungsgeschichtliche Einleitung, ein umfassender Literaturnachweis und 61 Tafeln mit Ornamenten bilden ein Material, das jeder, der sich mit Ornamentstudien beschäftigen will, mit Freuden begrüßen wird. *V. Christian.*

14.

*Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Leipzig.* Herausgegeben von der Direktion. 3. Aufl. Leipzig 1919. (Selbstverlag des Museums für Völkerkunde.)

Die Anlage dieses Führers weicht von dem sonst Üblichen ab, indem hier das Streben zum Ausdruck kommt, eine allgemeine Kulturübersicht, sozusagen einen Leitfaden der Völkerkunde zu geben, zu dem die ausgestellten Gegenstände Illustrationen bilden sollen. Dementsprechend gehen auch die dem Führer beigegebenen Abbildungen darauf aus, charakteristisches Material, nicht irgendwelche besonders hervorragende, aber sachlich wenig belangreiche Stücke zu bringen. Das Bildermaterial soll bei kommenden Auflagen nach Tunlichkeit vermehrt werden, aber auch jetzt schon stellt dieser Führer eine brauchbare Einführung in die Völkerkunde dar, für die wir der Direktion und ihren Mitarbeitern verpflichtet sind. Wenn wir für eine Neuauflage einen Wunsch anmerken dürfen, so wäre es der einer gleichmäßig deutschen Schreibung der ausländischen Eigennamen. *V. Christian.*

15.

**Classen, D. K.:** *Über den Ursprung der Germanen.* (Studien und Forschungen zur Menschen- und Volkskunde, XV.) Strecker & Schröder, Stuttgart 1920. Mk. 7·—

Das Buch geht von der Grundannahme aus, daß das Menschengeschlecht aus mehreren Ursprüngen herstamme. Die drei angenommenen Tierrassen werden nach dem Hauptgewährsmann Maurus Horst als schimpanside, pavianide und orangide Hauptgruppe bezeichnet und sollen aus Westeuropa, Vorderasien und Ostasien stammen. Beweise dafür fehlen in dem Buche gänzlich, es wird nur einmal angedeutet, daß die biologische Blutreaktion die Hypothese experimentell bestätigen könne.

Die Menschwerdung sei gemäß den drei Grundstämmen mehrmals, mindestens dreimal vor sich gegangen. Die Spuren des Menschen ließen sich bis zum Ende der Tertiärzeit zurückverfolgen und die Klimaschwankungen, die zur Eiszeit führten, wie diese selbst, seien ein mächtiger Faktor bei der Menschwerdung gewesen.

Ein zweites wichtiges Moment für die Menschenentwicklung ist die Vermischung und gegenseitige Beeinflussung der Grundstämme. Die kulturelle Bedeutung der Rassenmischungen sei durch die hohen Kulturstufen Altägyptens und Altbabyloniens belegt. Einstämmige Rassen gebe es heute nur sehr wenige, so namentlich wahrscheinlich die echten Pygmäen, die auf der ganzen Welt in Gegenwart und Vergangenheit verbreitet sind, und zwar eine gut entwickelte Sprache besitzen, sonst aber auf der denkbar niedersten Kulturstufe stehen.

Seit dem Ausgange der Eiszeit seien die Rassen konstant geblieben, wenigstens die natürlichen Rassen, deren Gegensatz die historischen Rassen seien, welche durch Völkerwanderungen und Eroberungskriege infolge Durchdringung mehrerer Rassen entstehe und in denen immer die Züge einer der sie bildenden natürlichen Rassen vorherrschen. Wenn eine geschichtliche Rasse eine eigentümliche Kultur und Sprache besitzt, so nenne man sie Volk; Teile eines Volkes, die durch gemeinsame wirtschaftliche und politische Interessen geeinigt sind, seien eine Nation (?). Reine Rassen seien sehr selten, deutlich ausgeprägte Völker aber allgemein verbreitet.

Das wichtigste Einigungsband von Völkern sei die Sprache. Die Sprache sei der charakteristische Ausdruck der Rasseneigenschaften und sei zweifellos zugleich mit der Rasse entstanden, wenngleich heute die Verbreitung der Rassen und der Sprachen sich nicht mehr decken. Es ließen sich allerdings die hypothetischen Ursprachen nicht mehr erkennen, aber alle Sprachen ließen sich nach der Art und Weise der Verbindung von Wort und Begriff in zwei große Gruppen scheiden (Hommel).

Alle die verschiedenen diluvialen Rassen seien mehrfach miteinander in Berührung und Vermischung getreten. Das gleiche gelte auch von den Rassen, welche seit dem Neolith kum in Europa mehr oder weniger konstant geblieben sind, übrigens vielfach über die Grenzen Europas hinausreichen. Es sind dies: der langschädlige, großwüchsige homo septemtrionalis, der gleichfalls langschädlige, aber zierlicher gebaute homo mediterranus, die langschädlige, aber von der nordischen Rasse verschiedene mitteleuropäische Rasse, an Kurzschädeln der homo alpinus und die dinarische Rasse. Nach Schliz sei auch noch eine kleine Unterrasse mit alpiner Dolichokephalie zu unterscheiden.

Der Autor versucht nun, bei den fünf Hauptrassen den Zusammenhang mit einer eigenen Sprache oder Sprachgruppe nachzuweisen und kommt zu folgenden Annahmen:

Die Mittelmeerrasse sei überall dort verbreitet, wo die iberobaskischen Sprachen herrschen.

„Der dinarischen Rasse scheinen diejenigen Sprachen angehört zu haben, welche einstmals von den Rätischen Alpen bis zum Südabhange des Kaukasus geredet wurden."

Die alpine Rasse spricht im östlichen Europa finnisch-ugrische Sprachen. Für die kurzköpfige Rasse im inneren und westlichen Europa will der Autor als eigene Sprache das wenig bekannte Ligurische ansehen und basiert dabei auf Forschungen Arbois de Jubainvilles, die aber nach Schuchardt, Mitt. XXXXV, S. 115, vielleicht etwas kritisch aufgenommen werden müßten. Auf dieser Annahme baut er eine zweite auf, wonach die Ligurer ein abgesprengter Teil der finnisch-ugrischen Sprach- und Völkerfamilie seien, die sich in sehr früher Zeit von ihren östlichen Verwandten losgelöst hätten.

Die Frage nach der eigenen Sprache der nordischen und der mitteleuropäischen Rasse enthält gleichzeitig das Problem, welche dieser Rassen das indogermanische Urvolk ist, und hängt mit der Frage nach der Urheimat der Indogermanen zusammen. Der Autor will aus sprachlichen (auf Schrader fußenden) und archäologischen Gründen die mitteleuropäische Rasse als urindogermanische und ihre Urheimat in Südrußland annehmen; dieses Hauptergebnis wird allerdings wieder nur sehr karg begründet.

Die nordische Rasse soll in Sprache und Herkunft mit den Eskimos zusammenhängen.

Die Germanen sind nach der einen Auffassung (Penka, M. Much, Wilser, Kossinna) der Rest der reinen indogermanischen Rasse, der in den nordischen Ursitzen zurückgeblieben sei, nach der anderen Lehre (Schrader, Montelius, S. Müller) durch Auswanderung aus Südrußland in ihre nordische Urheimat gelangt. Der Autor steht auf dem Boden der letzteren Anschauung.

Bis zum Höhepunkt der Dolmenkultur lassen sich westeuropäische Einflüsse im Norden nachweisen, von da ab süd- und osteuropäische. Sprachgeschichtliche Erwägungen ergeben, daß die Germanen eigene Bezeichnungen für Eiche, Buche, namentlich aber für See und Seefahrt haben, die sie der nordischen Urbevölkerung entlehnt haben müssen, aus der Sprache des Volkes der Kjökkenmöddinger oder der nordischen Rasse überhaupt, die heute längst verschollen ist. Auf diese Sprache weisen auch noch andere Spuren im Germanischen, wie die Lautverschiebung und das Abwerfen der vollen indogermanischen Flexionsendungen.

Die indogermanische Infiltrierung erfolgte wahrscheinlich von den paläolithischen Trägern der Lausitzer Kultur, anthropologisch betrachtet, wahrscheinlich Angehörige der mitteleuropäischen Rasse, wenngleich kaum mehr ungemischt, zu Zeiten, da noch Austern in der Ostsee lebten. Dieses Volk ging in der Urbevölkerung auf und es entstand eine eigenartige Kultur, die sich bald nach Süden durch Auswanderung ausbreitete. Die nordische Rasse wurde so bald (noch im Neolithikum) bis an den Fuß der Alpen, bis nach Oberitalien und den Balkan geführt, während die damals noch im Werden begriffene germanische Sprache unter der andersredenden Bevölkerung unterging. Ebenso blieb es in der Bronzezeit. Erst mit dem Besitz des Eisens, das die Kelten brachten, kam das Germanentum zur weltgeschichtlichen Geltung. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. erlangten die Germanen ihre größte Ausdehnung, gleichzeitig aber spalten sich die Skandinavier, die Angeln und Friesen in sprachlicher und nationaler Beziehung ab.

An einigen Stellen der Besprechung wurde darauf hingewiesen, daß der Autor die Beweise für seine Annahmen, und gerade für die wichtigsten, ganz oder teilweise schuldig bleibt. So vor allem wird die durchaus noch nicht abgeschlossene Frage des Polygenismus als einwandfrei gelöst betrachtet. So wird behauptet, die Spuren des Menschen reichen bis ans Ende der Tertiärzeit. Die Identifizierung der mitteleuropäischen Rasse mit dem indogermanischen Urvolk und die Feststellung Südrußlands als Urheimat, die doch von außerordentlicher Wichtigkeit wären und ausführlich belegt werden müßten, sind gar zu knapp begründet und machen ebenso wie die Beziehung der Ligurer zu den Finno-Ugriern einen sehr intuitiven Eindruck. Das gleiche gilt von der sehr unbestimmten Behauptung, daß die nordische Rasse sprachlich mit den Eskimos zusammenhinge. *Dr. R. Pokorny.*

16.

**Fehr, Dr. Hans:** *Hamurapi und das salische Recht.* Eine Rechtsvergleichung. A. Marcus & E. Weber Verlag. Bonn.

Die vorliegende Arbeit bringt an der Hand einer großen Anzahl von Quellenangaben überraschende und weitgehende Übereinstimmungen des altdeutschen und altbabylonischen Rechtes zutage. Nicht nur in einzelnen Formen, Sätzen und Symbolen (z. B. der Verwendung des Stabes, der Festuca, bei Eigentumsübertragungen von Immobilien) zeigt sich das, sondern in allgemeinen Rechtsgrundsätzen auf den Gebieten des Zivil-, Straf- und Prozeßrechtes. Das Prinzip der Erfolghaftung, die Forderung nach Augenfälligkeit der verbindlichen Rechtshandlungen ist gemeinsam, desgleichen die vaterrechtliche Organisation der Familie, die im allgemeinen monogamische Kaufehe, die eherechtliche Gütertrennung, ebenso die strafrechtliche Klassifikation des Diebstahls und vielfach das Prozeßverfahren. Die Frage läßt sich

nicht abweisen, woher sich die Gleichheiten von räumlich und zeitlich so weit getrennten Rechtskreisen ergeben. Gegenseitige Beeinflussung kommt nicht in Betracht, da Hamurapi an den Anfang des 3. Jahrtausends v. Chr. und das salische Recht in die Hälfte des 1. Jahrtausends n. Chr. zu setzen ist. Auch die räumliche und die kulturelle Verschiedenheit der beiden Völker schließt diese Möglichkeit aus. Aus den gleichen Gründen und aus rassenmäßigen Überlegungen lehnt der Verfasser auch die Erklärung ab, daß die beiden Rechtssysteme aus einer Wurzel stammen. So bleibt nur der eine Ausweg, eine über den Rassen, über den Nationen stehende allgemeine menschliche Gemeinsamkeit anzunehmen, wofür sich der Verfasser aber nicht vorbehaltslos entschließen kann, da er dadurch in den Irrtum des „Naturrechtes" zu verfallen fürchtet. Eigentlich muß also das aufgeworfene Problem ungelöst gelassen werden. *Dr. R. Pokorny.*

17.

**Heepe, M.:** *Die Komorendialekte Ngazidja, Nzwani und Mwali.* (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstitutes. Bd. XXIII, Reihe B, Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Bd. 13.) Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1920.

Verfasser hat das einschlägige Material wohl lückenlos zusammengetragen; aus ihm und den von Eingeborenen aufgenommenen Texten und Auskünften ergibt sich dem Verfasser folgendes Bild von den Sprachen der Komoren: die Komorensprachen sind mit Suaheli nicht identisch, wenngleich sie mit diesen in lautlicher Hinsicht weitgehende Übereinstimmung aufweisen, daneben sind aber Beziehungen zu südlichen Bantusprachen unverkennbar, und zwar stehen sie da in der allgemeinen Lautentwicklung dem Venda am nächsten. Die Dialekte von Ngazidja (Gr.-Komoro) und Nzwani (Anjouan) sind deutlich voneinander scheidbar; auf Mwali (Moheli) herrscht ein Dialekt, der als Mischform zwischen Ngazidja und Nzwani bezeichnet werden kann, ersterem allerdings näherstehend. Welcher Dialekt auf der vierten Insel der Komorengruppe, Maore (Mayotte), gesprochen wird, läßt sich gegenwärtig noch nicht ausmachen.

Neben den Komoren-(Bantu-)Sprachen steht das Suaheli als Verkehrssprache im Gebrauch und hat natürlich Spuren in den einheimischen Dialekten hinterlassen. Das Arabische ist auf den kleinen Kreis literarisch Gebildeter beschränkt; auf Majotte und Moheli spricht man auch einen madagassischen Dialekt (Antalote, Antilote).

In der Behandlung der Lautlehre kommt Verfasser über den Rahmen der Komorendialekte hinaus zu Ergebnissen, die, falls sie sich bestätigen, für die allgemeine Bantuforschung von großer Bedeutung sind, weswegen hier auf sie wenigstens hingewiesen sei. (Verhältnis der Explosivlaute g, d, b zu den Frikativlauten γ, l, v: Entstehung der „schweren" Vokale i und û; die Verbalstämme mit gleichen Vokalen sind ursprünglich.[1])

Die Texte bringen wichtige Beiträge zur Geschichte der Inseln; auch der Ethnolog wird aus der Schilderung der Hochzeitsgebräuche, den an Festtagen üblichen Stock- und Faustkämpfen, aus der Beschreibung der Zucker- und Reisgewinnung, des Haus- und Bootbaues mannigfachen Nutzen ziehen. *V. Christian.*

18.

**Lehmann-Nitsche, Robert:** *Folklore Argentino.* I. (Resumen.) Adivinanzas Rioplatenses. II. El retajo. III. El chambergo. IV. La bota de potro. V. Santos Vega. VI. La ramada. (S.-A. aus Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba, tomo XX, p. 362–368, 151–234; tomo XXI, p. 1–99, 183–300; tomo XXII; tomo XXIII, p. 610–628.) Buenos Aires 1915, 1914, 1916, 1916, 1917, 1919. 8°.

*Monographien zur argentinischen Volkskunde.* Kurze Zusammenfassung. I. Volksrätsel. II. Tierchirurgisches. III. Der Schomberghut. IV. Der Gauchosstiefel. V. Die Santos Vega-Sage. VI. Der Zweigschuppen. (S.-A. aus Zeitschr. d. Deutsch. Wissensch. Vereines zur Kultur- und Landeskunde Argentiniens, III, S. 169–175, 246–248, 334–342; IV. S. 162–171, 239–245; IV. S. 401–407; V. S. 449–452.) 1917–1919. 8°.

Der um die anthropologische Forschung in Südamerika so verdiente Abteilungschef am Museo de La Plata, Univ.-Prof. Dr. Robert Lehmann-Nitsche, hat uns durch die vorliegende Serie in

[1]) Eingehender hat Heepe über diese Fragen in der Zeitschrift der deutschen Morgenländ. Gesellschaft, Bd. 74, Heft 1, gehandelt, wobei er allerdings (a. a. O. H. 2 3) auf scharfen Widerspruch seitens Meinhofs stößt.

spanischer Sprache, von der die deutsche Serie einen kurzen Inhaltsauszug gibt, mit wertvollen Beiträgen zur Volkskunde Argentiniens bereichert.

Der kurze Beitrag zu den Volksrätseln gibt nur einen Auszug aus dem großen Werke des Autors, das unter dem gleichen (spanischen) Titel im Jahre 1911 in Buenos Aires erschienen ist.[1]) Dort hat er im ganzen 2105 Aufzeichnungen gesammelt, die systematisch in 15 Gruppen geteilt sind. Nachgewiesenermaßen sind ein Drittel europäischen Ursprungs, bei Vorhandensein größeren Vergleichsmaterials hätte sich dieser Anteil sicher noch wesentlich höher herausgestellt.

Der Aufsatz „El retajo" berichtet über eine in Europa längst vergessene, in Südamerika jedoch noch in Übung stehende Methode, durch operative Eingriffe am Genitalapparat von Pferden solche männliche Tiere, von denen keine Nachkommenschaft gewünscht wird, die aber den zur Beschälung ausersehenen Hengst aneifern sollen, zu sterilisieren. Einen ausführlicheren Auszug hat der Autor auch im „Archiv für wissenschaftliche und praktische Tierheilkunde", Bd. 42, Heft 4 und 5 (1916), veröffentlicht. Er vermochte etwa 30 verschiedene Methoden der Verstümmelung zu eruieren In der spanischen Ausgabe hat Verfasser zum Vergleich eine Zusammenstellung ähnlicher Verstümmelungen des menschlichen männlichen Genitalapparates bei verschiedenen Völkern gegeben.

Die Besprechung des gewöhnlichen vom argentinischen Volke heute getragenen Hutes „chambergo" und des Gauchostiefels „bota del potro", der aus der ganzen Haut eines Pferde- oder Rinderoberschenkels bis unterhalb der Ferse hergestellt wird, gibt Anlaß zu Untersuchungen über die Herkunft dieser Trachtenstücke. Der Name des chambergo führt auf den Feldmarschall Schomberg (1615 bis 1690) zurück, der in Modesachen tonangebend war; ein spanisches Garderegiment in Madrid, das wegen seiner Uniform den Spitznamen „La Chamberga" führte, trug große Filzhüte, die dann modern wurden und auch in Südamerika Eingang fanden. Verfasser unterzieht die Hutmoden Spaniens und Argentiniens seit dem 16. Jahrhundert einer eingehenden Betrachtung und kommt auch auf die Bedeutung des griechischen *petasos* und des römischen *pileus* zu sprechen. Die Untersuchung über den Gauchostiefel bietet Anlaß zu Exkursen über antike griechische, römische, langobardische und mittelalterliche Fußbekleidungen und inhaltsreichen etymologischen Betrachtungen über die Worte *bota, huesa* (Hose), *estibal, zueco* (Socken), *coturno* und *calzado*.

Das Thema der Santos Vega-Sage ist die Figur eines Troubadours, der im argentinischen Volke als eine Art Nationalheld gilt, der sich wohl ähnlich Faust gegen den Ruhm der Sangeskunst dem Teufel verschrieben hat und von diesem, den er in seinem Übermute selbst herausforderte, geholt wird. Die hervorragendste dichterische Verwertung der Sage stammt von Rafael Obligado (1877 ff.). Der Stoff wurde schon vorher und besonders nachher lyrisch, novellistisch und dramatisch von zahlreichen Dichtern zum Teil unabhängig voneinander behandelt und die ausführlichen Proben davon geben einen Überblick über die Motive der argentinischen Volkspoesie überhaupt. Drei der vier Teile der Dichtung Obligados hat Verfasser frei übersetzt (in der spanischen Ausgabe).

In der letzten Monographie versucht der Autor nach Analogie der Untersuchungen Brockmanns über das „Lauben" (Schneiteln) in der Schweiz den Nachweis zu erbringen, daß das spanische „ramada", womit eine Laube bezeichnet wird, dem gleichen Brauche seine Existenz verdankt, nur daß hier nicht nur die Blätter, sondern die mit dem Laube geernteten Zweige namengebend gewesen sind.

*L. Bouchal.*

19.

**Nordenskiöld, Erland:** *Eine geographische und ethnographische Analyse der materiellen Kultur zweier Indianerstämme in El Gran Chaco.* Göteborg 1918. (Vergleichende ethnographische Forschungen, II.)

In der Erforschung des primitiven Völkerlebens hat Südamerika, namentlich das tropische Gebiet, von jeher einen hervorragenden Platz eingenommen; hat doch auch kaum ein anderer Erdteil so viel relative Abgeschlossenheit und Selbständigkeit aufzuweisen. So hat uns K. v. d. Steinen seinerzeit mit einem Reisebuch aus Brasilien, allerdings einem Reisebuch, durchleuchtet von feiner, tiefschürfender Psychologie, geradezu ein klassisches Werk der Völkerkunde schenken können und die Amerikanisten sind, wie ihre Leistungen bezeugen, willens, mit vorzüglicher unbeirrter Sachkenntnis die Interpretation dieses Völkerlebens in bester und objektivster Art fortzusetzen. Wichtig ist hiebei vor allem, daß die Basis der Isoliertheit dieser Forschungen erhalten bleibt, da anders eine Verifikation örtlich ausgebauter Theorien über den kulturgeschichtlichen Werdegang der Menschheit überhaupt unmöglich wird, mindestens der Aufschwung lokaler Kulturgruppen gegenüber vorgefaßten Meinungen von Zusammenhängen

[1]) In Kommission bei E. Beutelspacher & Co., Sarmiento 815, 495 S.

und einer ihnen entsprechenden Schematisierung und Interpretation ins Hintertreffen gerät, wie uns dies in Afrika und Ozeanien auf Schritt und Tritt begegnet, obwohl von berufener Seite „Zusammenhänge" auch heute noch vielfach als Ansichtssache bezeichnet werden. (Vgl. v Luschan, „Zusammenhänge und Konvergenz", diese Zeitschrift, Jahrgang 1918.)

Von jeder solchen Meinung hält sich Verfasser des vorliegenden Buches in vollster Objektivität frei, indem er ausdrücklich betont, daß er sich mit der Frage nach der allfälligen Einwanderung nach Südamerika selbst — aus dem Norden oder direkt von der alten Welt her — überhaupt nicht beschäftigt.

Seine Erkenntnisse von der Herkunft der verschiedenen Kulturelemente des Chaco-Gebietes — Verfasser bezeichnet es selbst als nebensächlich, daß er gerade den Choroti und Ashluslay-Indianern am R. Pilcomayo in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt hat — erfließen ihm aus folgenden methodischen Gesichtspunkten:

1. Anthropogeographische Erkenntnisse über die Landesnatur, wobei ihm besonders das Verständnis für den Anteil der Landesnatur für Schöpfung und Übertragung bzw. Abwandlung von Kulturelementen weiterer Geltung wichtig erscheint.

Damit scheint eine erfreuliche Übereinstimmung der Methodik mit der von K. Weule (Peterm. Mitt., 1920, S. 69ff.) angekündigten Arbeit Dr. F. Krauses über die kalifornischen Indianer hergestellt, wie sich denn auch sonst der Verfasser wohl ziemlich allgemeiner Zustimmung der Forscherwelt sicher ist, wenn er sagt: „Wichtig ist, daß man die gesamte Kultur der Stämme oder des Stammes zu analysieren versucht und nicht nur einige wenige ziemlich willkürlich gewählte Kulturelemente berücksichtigt, und daß man stets bei der Untersuchung wirkliche Kenntnis von den Naturverhältnissen hat, unter welchen der Stamm oder die Stämme leben."

2. Archäologische und völkergeschichtliche Tatsachen sind es, die für die Wanderung der Kulturelemente in erster Linie maßgebend sind. Sie lassen für das besprochene Gebiet etwa folgende Kulturbeziehungen erwarten:

1. von den ostwärts kommenden Guarani-Indianern (Chiriguano);

2. von den Arowaken (Chané);

3. vor allem von dem Kulturgebiete im Westen, d. h. von der in so vielen Beziehungen hochstehenden Bronzezeitkultur der Quichua und Aymara, wobei wir allerdings das Wort Bronzekultur schlechthin vorziehen würden, um mißverständliche Parallelisierungen mit der altweltlichen Archäologie zu vermeiden.

4. Hinzukommen noch offensichtliche direkte und indirekte Kultureinflüsse von den Weißen her.

Im einzelnen arbeitet der Verfasser nun mit sehr klaren und übersichtlichen Verbreitungskärtchen für jedes Kulturelement bei möglichst erreichbarer Genauigkeit der Belege, Angabe der Fehlerquellen, genauem Formkriterium und was nachdrücklichst hervorgehoben zu werden verdient, eben mit dem vollständigen materiellen Besitzstand dieser Völker schlechthin, nicht etwa mit sogenannten Leitfossilien, als welche P. W. Schmidt neuerdings die Kulturelemente der Graebnerschen Kulturkreislehre verstanden wissen will. Die objektive Forschung wird sich wohl stets für die von den Amerikanisten gewählten Methode entscheiden, da es zu bedenklich ist, Kulturkreise durch „Leitfossilien" zu präsentieren, solange dieser ihr Charakter noch nicht feststeht und gar Unstimmigkeit auf Grund eines solchen Postulates zu interpretieren. Verfasser weiß ferner bzw. die Übertragung der Sachgüter, soziale und psychische Tatsachen mit feinem Verständnis herauszuziehen, wie die Bedeutung des Frauenraubes für derlei Besitz oder die Annahme von Kleidung und Schmuck „höher stehender" Völkergruppen (im Sinne des Ratzelschen Kulturgefälles usw.)

Kulturelemente, die ganz sporadisch oder vorwiegend im verkehrsabgelegenen Osten Südamerikas verbreitet sind, hält Verfasser für besonders alt. Bedeutungsvoll erscheint es, daß einmal systematisch auf den Einfluß des kulturell hochstehenden Westens auf weite Gebiete im Osten hingewiesen wird und ferner auch der Einfluß der Europäer berücksichtigt wurde, der sich manchmal auch auf „primitive" Elemente, wie etwa den Tonkugelbogen, nach Überzeugung des Referenten aber auch stellenweise, namentlich in Mittelamerika, auf primitive Sitten und Gebräuche erstreckt.

Auch der im tiefsten Zentralbrasilien noch anzutreffende Lehmofen zum Backen von Bejúfladen dürfte hieher gehören (vgl. hiefür: Spix und Martius, Reisen in Zentralbrasilien III, S. 112, Indianerinnen von Nogueira usw.).

Die Ethnologen rechnen meist viel zu wenig mit der „Niveaugleichheit" der europäischen und außereuropäischen Volkskulturen im Entdeckungszeitalter und darüber hinaus.

Zum Schluß gibt Verfasser genaue und sehr übersichtliche Aufstellungen über die Herkunft der Kulturelemente von Nord, West und Süd wie auch von jenen Elementen, deren Herkunft zunächst

nicht bestimmbar erscheint. Gerade dieses „Reduzierverfahren" erscheint uns als die wichtigste Voraussetzung für jede Kulturkreisforschung, wie es denn tatsächlich ohne besonderen Titel in Volks- und Völkerkunde bald mehr, bald weniger kritisch angewendet wurde.

Auf selbständige Schöpfung bestimmter sporadisch verbreiteter Güter geht Verfasser nicht ein, was beispielsweise für den Erdofen (Venezuela, Ostbrasilien, Patagonien) vielleicht anzunehmen wäre.

Verfasser glaubt, „daß eine sorgfältig und in großem Stile durchgeführte Registrierung, wie in der vorliegenden Arbeit, uns eine sehr exakte Vorstellung von der Geschichte der materiellen Kultur auf diesem Kontinent gewähren wird".

Für ihn selbst ist es eines der Hauptergebnisse seiner Arbeit gewesen, wie er wörtlich sagt, „daß ich eingesehen habe, wie ungeheuer viel Sammelarbeit und Registrierarbeit noch vonnöten ist, bevor wir wirklich sagen können, daß wir die Geographie der materiellen Kultur in Südamerika kennen".

In der Tat wird sich die kulturgeschichtliche Vertiefung der Ethnologie auch wieder nur im Gefolge solcher gründlicher und exakter Erforschung vollziehen, wobei der Weg programmatisch vom Referenten bereits im Jahre 1917 in einer Zusammenfassung in Peterm. Mitt. („Der moderne Betrieb der Völkerkunde", 60. Jahrgang, S. 57 ff.) abgesteckt wurde. An methodischen Leitlinien fehlt es dabei, ausgehend von der Kulturkreislehre wie auch von objektiv entwicklungsgeschichtlicher Seite, wie die Arbeiten M. Haberlandts, A. Haberlandts, J. Eisenstädters, v. Luschans, Max Schmidts, Weules über Parallelen, Konvergenz usw. beweisen, wahrlich nicht.

Wenn diese Gesichtspunkte noch nicht einheitlich in den ethnologischen Arbeiten hervortreten, so ist die Hauptschuld daran in den meisten Fällen die mangelnde Gründlichkeit, gepaart mit Universalität des einzelnen Bearbeiters gegenüber dem gewaltigen zu beherrschenden Stoff.

Dank und Anerkennung um so mehr jenen Arbeiten, die, wie die vorliegende, ein gegebenes Material in den Hauptrichtungen gründlichst durchgearbeitet haben und ihre Ergebnisse darin übersichtlich, klar und abschließend darbieten. *A. Haberlandt.*

20.

**Krämer, Dr. Augustin:** *Palau.* Zweiter Teilband. Abteilung III. Siedlungen, Bezirke, Dörfer, Verfassung. Abteilung IV: Demographie, Anthropologie, Sprache. Mit 4 farbigen und 16 Lichtdrucktafeln, 57 Abbildungen im Text, nebst 50 Dorfplänen und 11 Ahnentafeln. (Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung. Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908–1910. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Thilenius. II. Ethnographie: B. Mikronesien. Bd. 3.) Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1919. XIII, 367 S. 4°.

Über den ersten Teilband dieser groß angelegten Monographie haben wir im XXXXVIII. und XXXXIX. Bande dieser „Mitteilungen" (1918/19), S. 270 ff., berichtet. Den größten Teil des vorliegenden zweiten Teilbandes – 290 Seiten — nimmt eine detaillierte Schilderung der Siedlungen ein. Sie basiert auf der rein pelauischen, von europäischen Einflüssen unberührten Einteilung des Archipels in 9 Bezirke, deren jeder seinen Oberhäuptling hat, der am Hauptorte wohnt. Jedes Dorf (*pelú*) hat seinen Dorfschulzen. Jeder Bezirk, jedes Dorf, jede Familie hat ihren Gott (*galid*). Jedes größere Dorf hat 10 Häuptlinge (sing. *göbak, rübak*, plur. *arübak*), deren Gemeinschaft, der Rat, *klöbak* heißt. Ebenso sind 10 Frauen des Dorfes organisiert. Diesen 10 Männern und 10 Frauen entsprechen 10 Häuser (*blai*), deren Namen zugleich Titel ihrer zugehörigen Häuptlinge und Frauen sind. Die Führung im Dorfe pflegen 2 *blai's* zu haben. Außer den 10 Häusern kann es noch titellose Wohnhäuser geben. Mitten im Dorfe stehen 1–3 Dorfhäuser (*bai l pelú*), aber außerdem hat jeder Männerklub (*gäldëbegël*) sein Klubhaus (*bai l gäldëbegël*). Meist sind im Dorfe noch 2 Bootshäuser vorhanden, für jedes der zwei führenden *blai* mit ihrem Anhang eines; jedes Bootshaus hat seine eigene Ausfahrt durch das Mangrovegebüsch.

Die Anlage der Siedlungen ist somit auf eine Zweiteilung der Dorfgemeinschaft gegründet, deren Ursache in totemistischen Grundlagen zu suchen sein dürfte. Die Dorfhäuser, die, wie die polynesischen *marae*, mitten im Ort auf großen Steinpflastern liegen, dienen dem Aufenthalte der Gäste und zu Versammlungen und Festen. Ganz spezifisch sind für Pelau die mit losen Steinen bepflasterten Dorfstraßen, meist zwei, die, vom großen Pflaster ausgehend, in möglichst entgegengesetzter Richtung verlaufen und an den beiden Landungsplätzen enden. Oft sind die Steinwege Prunkbauten.

Der Name Palau gilt für den ganzen Archipel; Pelau nennen die Eingeborenen das vulkanische Land, während die Kalkfelsen Gogeál heißen. Aus den Überlieferungen und Geschichten geht hervor, daß in alter Zeit vorwiegend die hohen Kalkfelsen besiedelt waren, die vermöge ihrer Lage bei den steten Fehden und der mangelnden Organisation den Siedlungen natürlichen Schutz boten. Später erst

wurde mehr und mehr auf das vulkanische Land übergesiedelt, wo Quellen und Ackerland zur Verfügung standen. Bis auf Peliliõu und Ngeaur sind die Kalkfelsen heute unbesiedelt. Letzteres scheint die älteste echte Palausiedlung zu sein; es steht im Sagenkreis ähnlich da wie Manu'a im Samoaarchipel. Die Überlieferung geht, trotz der Bildergeschichten, durch die Palau in dieser Beziehung im melanesisch-mikronesischen Gebiet eine bevorzugte Stellung einnimmt, nicht auf mehr als 200 Jahre zurück, während sie in Samoa auf 600—700 Jahre zurückreicht und in viel ausgiebigerer Weise.

Auf 282 Seiten werden nun die einzelnen Bezirke und Siedlungen geographisch und geschichtlich (auf Grund von Überlieferungen, Sagen und Geschichten, die im folgenden Teilbande gesammelt sein werden) geschildert, von jedem Orte genaue Situationspläne gegeben, die Ortsverfassung und Familienverhältnisse analysiert und in vielen Fällen Stammbäume beigebracht.

Es ist derart eine Kleinarbeit geliefert, wie sie in der Literatur bisher in solcher für ein abgeschlossenes Gebiet erschöpfender Art nicht vorliegt und an die kaum volkskundliche und flurgeschichtliche Arbeiten, wie wir sie beispielsweise über einige alpine Bezirke in den Hausforschungen Bunkers besitzen, heranreichen. Es ist ein wahres Archiv für die geographische und siedlungsgeschichtliche Kenntnis der Palaugruppe. Dabei fallen unzählige gelegentliche Beiträge zur Ethnographie ab: Aufzählung und Abbildung wichtigerer Steinbilder, Steinsitze, Steintöpfe usw., Daten über Menschenopfer, Kopfjagd und Schädelkult, Vorrechte der einzelnen Ortschaften, Speiseverbote und sonstige Verbote (z. B. des Tragens von Dugongarmbändern), über Zeremonien bei Titelverleihungen, Sagen und Geschichten, Asylrecht, über den technisch großartigen 520 *m* langen Verbindungssteindamm zwischen der Insel Ngarakedlúkl mit dem Festlande von Babldáob und den 400 *m* langen Steindamm Ngarekamais von Goréör bis zum vorgelagerten Riff.

Abteilung IV behandelt Demographie, Anthropologie und Sprache. Krämer schätzt die heutige Bevölkerung Palaus auf 4000 Seelen, also kaum 10 pro Quadratkilometer. Nach Berechnungen aus den heutigen und den verlassenen Dörfern, den Dorfgeschichten und Ahnentafeln dürfte die Volkszahl um 1800 20—25.000 betragen haben. Die Ursachen des Aussterbens liegen im Rückgange der Geburtenziffer und in der Einschleppung von Krankheiten; ersterer ist wieder auf den Einfluß der europäischen Kultur und die Einmischung der Weißen zurückzuführen.

Die anthropologischen Ergebnisse der Expedition werden als besonderer Band erscheinen, hier ist daher nur auf wenigen Seiten das Wichtigste hervorgehoben. Wir erwähnen daraus die Körpergröße mit durchschnittlich 161½ *cm* für Männer (152·7 ♀), den L.-B.-Index mit 75·1—91·3 (ungefähr gleichviel über und unter 80·0). Die Hautfarbe schwankt sehr stark, im allgemeinen ist sie vielleicht etwas dunkler als die der hellbraunen Yapinsulaner. Das Haar ist schwärzlich bis braunschwarz, der Form nach wellig bis gekräuselt.

Aus der Charakterschilderung sei hervorgehoben die Sittenlosigkeit, Habgier, Grausamkeit, Undankbarkeit, dagegen aber ein gewisser Fleiß, Kunstsinn und eheliche Treue.

Der Abschnitt über Sprache (S. 310—361) beruht auf eigenen Studien des Verfassers (1909 bis 1910) und ist unabhängig von der 1913 erschienenen Grammatik der Palausprache von P. Salvator Walleser, bestätigt und ergänzt dieselbe aber vielfach. Eine Durchsicht des Abschnittes genügt, um zu ersehen, daß die Sprache, die im ganzen Archipel mit geringen Abweichungen herrscht, zu den schwierigsten Südseesprachen gehört. Mit dem Polynesischen ist ein kleiner, aber sicher festzustellender Wortschatz gemeinsam; dieser ist deshalb wichtig, weil er die Vokalisierung des Possessivsuffixes erklärt, die mit dem im Palau abgefallenen Endvokal des polynesischen Stammwortes übereinstimmt.

Reich ist die Ausstattung des Bandes mit vorzüglichen Bildern von Bauten, die von dem hohen Kunstsinn der Bewohner Zeugnis ablegen, ferner von Typen der Eingeborenen. Einige Farbentafeln sind Reproduktionen von Gemälden der Gattin des Verfassers, die in hervorragender Weise an den Forschungen der Expedition teilnahm. *L. Bouchal.*

21.

**Sarfert, Dr. E.:** *Kusae.* Erster Halbband: Allgemeiner Teil und materielle Kultur. Zweiter Halbband: Geistige Kultur. (Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung. Ergebnisse der Südsee-Expedition, 1908—1910. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Thilenius. II. Ethnographie: B. Mikronesien, Bd. 4.) Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1919 20. XXVIII, XV, 541 S. 4°. Mit 173 Abbildungen im Text, 1 farbigen und 44 schwarzen Tafeln, 3 Karten und 8 Stammtafeln.

Von den Ergebnissen der Südsee-Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung liegen bisher abgeschlossen vor: A. Melanesien, Band 1: Der Kaiserin-Augusta-Fluß (von Dr. Otto

Reche); B. Mikronesien, Band 1: Nauru (von Dr. Paul Hambruch); Band 2: Yap (von Dr. Wilhelm Müller-Wismar); ferner von Band 3: Palau (von Dr. Aug. Krämer); die ersten zwei Teilbände. Nun schließt sich als 4. Band Kusae an.

Der Aufenthalt der Expedition in Kusae war ursprünglich nur für kurze Zeit in Aussicht genommen, da nach den Berichten Duperreys und Lütkes, die die Inselgruppe noch vor dem Einsetzen des rapiden Kulturverfalles besucht hatten, und der Übersicht der Kultur, die Finsch gegeben hatte, eine reichlichere ethnographische Ausbeute nicht mehr zu erwarten war. Unverhoffterweise gelang es aber noch, die letzten Quellen zur Erschließung der Tradition aufzufinden, und so konnte Dr. Sarfert über drei Monate ergebnisreich in Kusae tätig sein.

Der erste Teilband enthält die äußere Geschichte und die geographische Schilderung der Inselgruppe, eine Darstellung der Siedlungsverhältnisse, Bevölkerungsstatistik, Anthropologie und Psychologie der Bewohner und die eingehende Schilderung des materiellen Kulturbesitzes.

Der erste Entdecker der Inselgruppe war wohl der Spanier Alvaro de Saavedra 1528; dann blieb sie unerwähnt, bis sie 1804 der Whalerkapitän Crozer wieder entdeckte und Strong benannte. Dann bekam sie im Laufe der Jahre verschiedene Namen. Genaue Beschreibungen, welche noch heute die Hauptquelle der Kenntnis von den Inseln darstellen, lieferten Duperrey, der mit der „Coquille“ 1824 zehn Tage im „Coquille-Hafen“ lag und die Inselgruppe mit dem Namen der Hauptinsel „Oualan“ benannte, und Lütke, der mit dem „Senjawin“ drei Wochen ebenda zubrachte. Von da ab wurden die Inseln häufig durch (amerikanische) Whaler aufgesucht, die keine Nachrichten über sie brachten, aber den beginnenden Kulturverfall beschleunigten. Erst gegen 1880 hörten diese Besuche wieder auf und es begann eine neue ungestörtere Entwicklung unter der wieder aufgenommenen Wirksamkeit der Boston-Mission. Wissenschaftlich ist nur noch Finschs Besuch 1880 bedeutsam.

Der einheimische Name der Gesamtgruppe ist erst von der Boston-Mission festgestellt worden: „Kusaia“, dann „Kusaie“; die richtige Schreibung wäre nach Sarfert „Kósch ië“, Verfasser und Krämer haben sich auf die Vermittlungsschreibung „Kusae“ geeinigt. Die Hauptinsel ist richtig „Uálang“ zu schreiben. Es muß aber — entgegen dem Verfasser — betont werden, daß die französische Schreibung „Oualan“ zu einer solchen Aussprache nicht berechtigt.

Die Hauptinsel Uálang ist ostwestlicher Richtung (ohne Riff) etwa 14, in nordsüdlicher etwa 12 *km* lang und erhebt sich bis 625 *m* über den Seespiegel. Die Insel Lölö hat eine Ausdehnung von etwa 1·6 · 0·6 *km*. Eigentümlich für Uálang ist das Vorland zwischen dem Festland und Riff, das sich immer mehr zubaut und nur mehr teilweise ganz schmale Riffkanäle, die parallel zur Küste laufen, übrig läßt. Der wirtschaftliche und siedlungsgeographische Schwerpunkt der Insel liegt heute auf dem niedrigen Vorland, das Binnenland ist heute gar nicht besiedelt und war es auch früher wohl nur in sehr beschränktem Maße. Im Mangrovegebiete findet man noch die alten Strandmauern aus rohen Basaltblöcken, welche die Zufahrt zu den Siedlungen erleichterten; heute weist auch das Mangrovegebiet fast keine Siedlungen mehr auf.

Uálang zerfällt in 57 Landschaften, *fäl*, die radial von der Küste ins Innere sich erstrecken. Heute findet man in vielen *fäl* keine Siedlung mehr (in 33 *fäl* zählt man heute insgesamt 44 Siedlungen, oft nur Einzelsiedlungen). Früher waren manche Siedlungen (Wúkat, Útua, Matánte) ziemlich volkreich (bis 35 Bewohner). Lölö hat wenig Kulturboden, aber eine günstige Verkehrslage an stets fahrbarem Tiefwasser. Es ist Hauptort der Inselgruppe und am stärksten besiedelt ($^1/_2$—$^1/_3$ der Gesamtbevölkerung). Es zerfällt in 6 *fäl*. Westlölö ist meist künstliches Land; wann es durch Korallenmauern und Sandaufschüttung gewonnen wurde, ist nicht feststellbar.

Die Bevölkerungszahl dürfte von Duperrey mit zirka 2000 für 1824 wohl ziemlich richtig angegeben sein. 1855 wurden 1100 Einwohner gezählt, 1874 400 und 1905 500. Die Ursachen der Abnahme der Volkszahl ist in der Einschleppung der Syphilis, in sexueller Ausschweifung, dem Alkoholgenuß (dem früher schon übermäßiger Kawagenuß vorausgegangen war) und der Influenza zuzuschreiben, außerdem inneren Ursachen: dem starken Überwiegen der Männer, der Sterilität. Der Verfall der alten Kultur hat aber schon vor dem Erscheinen der Europäer begonnen. In letzter Zeit machte sich eine erfreuliche Zunahme der Bevölkerung und Erhöhung der Kinderzahl bemerkbar.

In Anbetracht der starken Mischung mit anderen Mikronesiern und Polynesiern in neuerer Zeit kann der ursprüngliche Typus nicht mehr erkannt werden. Im allgemeinen sind die Kusaer mittelgroß, früher kleiner als — infolge polynesischer Beimischung — heute. Das Haar ist schlicht bis schwachwellig, die Hautfarbe hellbraun. Schiefstehende Augen sind häufig. Bemerkenswert ist die Sitzweise der Frauen mit aneinandergepreßten Oberschenkeln und seitlich nach rückwärts auf dem Boden aufliegenden Unterschenkeln und Fuß-Innenrändern; wohl eine Folge des Tragens der Kleidmatten.

Der Charakter wird als friedfertig, gastfreundlich, ziemlich ehrlich (mit Ausnahme der Häuptlinge) geschildert; viel hält man auf Etikette. Die Stellung der Frau ist gut. Selbstmord ist nicht selten.

Der spezielle Teil gibt an Hand der älteren Berichte und eigener Beobachtungen eine erschöpfende Behandlung der materiellen Kultur in folgenden Abschnitten: Körperpflege, Körpertracht (keine Beschneidung), Tatauierung, Schmuck und Kleidung (unhygienische Wirkung der von der Mission eingeführten europäischen Kleider), Landbau, Fischerei (auch Giftfischerei), Arbeitsteilung bei Landbau und Fischerei, Fischereigerechtsame, Glaube und Brauch, Jagd, Haustiere (erst neu eingeführt), Nahrungsbereitung (Erdofen, Feuerhobel), Technik (Drillbohrer), Seilerei, Filetstrickerei (mit Beiträgen von Frau Elisabeth Krämer-Bannow). Färberei, Matten- und Taschennäherei, Flechterei, Weberei, Handel, Geld, Kanu, Haus, Hof und Dorf, Kriege und Waffen (Schleuder, Bogen und Pfeil nur als Spielzeug).

Bemerkenswert sind die Ausführungen über Geldverkehr (Perlmuttergeld, Eßwaren und andere Gegenstände von Geldeswert); Schuldenmachen ist bekannt. Alte geographische Kenntnisse und Reste nautischer deuten auf ehemalige Hochseeschiffahrt, Traditionen des Kusaer und von anderen Inseln bestätigen dies; diese Schiffahrten der Kusaer dienten wohl auch dem Handel, doch hat der passive Fernhandel länger angehalten als der aktive. Die neue Kanuform ist auch von der alten verschieden; sie stellt eine bloß der Lagunenschiffahrt angepaßte Vereinfachung dar. Ebenso ist das moderne Haus einfacher und kunstloser als das alte; aber es hat das Steinfundament, die Wandfüllung mit Brettchen beibehalten. Überall gibt es eigene Kochhäuser. Dies und die Umfriedung von Wohnhaus und Kochhaus verleiht den Einzelsiedlungen einen Gehöftcharakter. Früher war das Kochhaus des Dorfschulzen zugleich Gemeindehaus.

Der Abschnitt über Weberei ist von Frau Elisabeth Krämer-Bannow verfaßt, die sich dem Studium dieser Technik eingehend gewidmet hat. Wir erhalten eine genaue Beschreibung des Vorganges beim Weben und des Gebrauches des Kettenbockes, der zur Vorbereitung des eigentlichen Webens dient. Das Knüpfen des Garnes zur Herstellung der Muster ist ein außerordentlich komplizierter Hergang. Die Ordnung und Ornamentik der Kleidmatten behandelt Prof. Krämer in einem besonderen Anhang (mit vielen Tafeln).

Dr. P. Hambruch hat einen Abschnitt den „Ruinen" von Lölö gewidmet. Es sind die Mauern der alten Gehöfte, zum Teil auch Befestigungen und Tabuplätze. Die Gehöftmauern sind vielleicht teilweise zugleich Strandmauern, welche der Abgewinnung neuen Landes vom Meeresstrande dienten. Die Annahme, daß die Ruinen nicht von den eigenen Vorfahren der Kusaer herrühren, wird widerlegt und die Frage, wann und warum die alten Gehöfte aufgegeben wurden, untersucht. Die moderne Siedlung ist nur auf die Hafenseite der Insel beschränkt.

Der zweite Halbband behandelt vorerst die soziologischen Verhältnisse. Wir müssen es uns versagen, auf den reichen Inhalt der Monographie hierüber näher einzugehen: Der Abschnitt über die engere Familie beschreibt alles, was an Gebräuchen mit den einzelnen Phasen des Lebens des Individuums verknüpft ist, von Geburt und Namengebung angefangen, Ehe, bis zum Begräbnis und Leichenschmaus. Schwierig gestaltet sich die Klärung der ineinandergreifenden Gliederung der Bevölkerung in die *šuf*, Verwandtschaftsgruppen, deren vier Hauptgruppen waren, die wieder in Untergruppen zerfielen, und in die zwei Stände Adel und Volk. Die *šuf* hängen wohl mit den verschiedenen Richtungen der Einwanderung zusammen; sie sind wohl ursprünglich als Totemgruppen zu betrachten. Heiratsverbote zwischen den *šuf* bestanden in historischer Zeit nicht mehr. Der Adel — heute fast ausgestorben — war ein Geburts- und Titeladel zugleich. Der höchste Titel ist der des Königs. Die Königswürde, die ihr anhaftende Verehrung und ihr gegenüber vorgeschriebene Etikette sind Gegenstand eingehender Untersuchungen. Jede der Landschaften (*fäl*) unterstand einem besonderen Titelhäuptling, als Vasallen des Königs. Den Schluß des Abschnittes bildet die Erörterung der Besitz- und Rechtsverhältnisse.

Das Kapitel „Zur Geschichte von Kusae" beginnt mit den sagenhaften Überlieferungen und beschäftigt sich auch mit den Ursachen des voreuropäischen Verfalles der Kusaekultur.

Das Kapitel Religion behandelt die Natur- und Ahnenverehrung an Hand von Erzählungen über die verschiedenen Gottheiten. Als zum Kult gehörig wird das Kawatrinken geschildert. Tabu, Orakel, Zauberei und Aberglaube werden kurz erörtert.

Das Kapitel X ist der Wiedergabe von 59 gesammelten Sagen und Märchen gewidmet, das folgende Kapitel behandelt Musik, Tanz und Spiel mit einem Beitrag von Frau Krämer über Kinderspiele; Kapitel XII bringt 42 Lieder im Urtext mit Übersetzung und Erläuterungen. Den Schluß bilden kurze Mitteilungen über Ornamentik und medizinische Kenntnisse, Zeitrechnung und die Sprache.

Die vorliegende Monographie schließt sich ihren Vorgängern in der Reihe an Gründlichkeit und Ausstattung würdig an.

*L. Bouchal.*

22.

**Hadfield Emma:** *Among the Natives of the Loyalty Group.* London (Macmillan & Co.) 1920. XIX, 316 S. 8°. (12 sh. 6 d.).

Die Verfasserin hatte als Gattin eines Missionärs auf Lifu Gelegenheit, dort und auf Uvea das Leben der Eingeborenen kennen zu lernen und im Verkehr mit alten Leuten Erzählungen zu sammeln. Diese 32 „Legenden", die im II. Teil des Buches wiedergegeben sind, bieten ein um so wertvolleres Material, als beim Erlöschen der Tradition diese Erzählungen in wenig Jahren im Volke vergessen sein werden.

Der I. Teil bietet auf 222 Seiten, begleitet von etwa 50 Illustrationen, ein recht vollständiges Bild des materiellen Kultus, der Sitten, Bräuche und Anschauungen der Eingeborenen der beiden Ozeaninseln. Ohne gerade das Wichtigste und Auffallendste treffen zu wollen, erwähnen wir beispielsweise die Nachrichten der Verfasserin über staunenswerte chirurgische Operationen einheimischer Doktoren, als Trepanationen mit Einsetzen von Kokosschalen-Ersatzstücken (S. 198), Heilung von Frakturen und Skoliose (S. 207 - 208); die weitverbreitete Erzählung von der Abstammung der Bevölkerung aus einem gespaltenen Baumstamm (S. 14); über Zauberglauben (S. 110 ff., 143 ff.); über Kannibalismus (S. 112, 168); über eine eigene Hofsprache (S. 38); über den Brauch, wonach zur Besorgung des Häuptlingshaushaltes jährlich aus dem Volke Mädchen und Witwen bestimmt werden (S. 37); eine Noah-Sage (S. 15); die Erzählung von Octopus und der Ratte (S. 91). Nicht ernst zu nehmen ist die durch Beispiele belegte Bemerkung auf S. 121, daß „by a strange coincidence there are a few points of similarity between the Lifuan and the french language". Solche Ansichten sind indes bei englischen Südseeschriftstellern nicht vereinzelt. Daß Tote nach dem Beerdigungsplatze auf Umwegen gebracht werden, geschieht wohl nicht, um die Leiche vor kannibalischer Verwertung zu sichern (S. 9, 216), sondern um der Seele die Rückkehr zu dem Wohnplatze des Verstorbenen zu erschweren (vgl. die Bräuche zum Fernhalten der Totengeister, S. 160).

Den Schluß des Buches bilden einige Lifu-Sprichwörter. *L. Bouchal.*

23.

**Hoernes M.:** *Urgeschichte der Menschheit.* 5. Aufl. Besorgt von Prof. Dr. Friedrich Behn, Direktorialassistent und Privatdozent in Mainz bzw. Darmstadt. (Sammlung Göschen Nr. 42.) Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. 1920.

Das bekannte und besonders in Laienkreisen beliebte Büchlein von M. Hoernes über die Urgeschichte der Menschheit, welches trotz gedrängtester Form einen guten allgemeinen Überblick gewährt, ist in 5. Auflage neubearbeitet von F. Behn erschienen. Die Neuerungen wollen an dem Gesamtaufbau des Büchleins nicht rütteln, sondern nur dem Fortschritte der Erkenntnis Rechnung tragen.

Im einzelnen wäre zu bemerken, daß bei Auswahl der wichtigsten Eiszeitsysteme an Stelle des mit dem Bouleschen System doch so gut wie identischen von R. R. Schmidt mein Diluvialsystem zu bringen gewesen wäre.

Die Neubearbeitung, die das Kapitel über die Bronzezeit erfahren hat, berücksichtigt die neueren Ansichten über diesen wichtigen Kulturabschnitt.

Ebenso zu begrüßen ist die nunmehr gleichmäßigere Berücksichtigung aller Kulturformen.

Der Vorzug des Büchleins, trotz seiner Kleinheit eine gute, allgemeine Übersicht über den kulturellen Werdegang der Menschheit zu geben, wird ihm auch im neuen Gewande die alten Freunde erhalten und noch viele dazu gewinnen. *Bayer.*

# SITZUNGSBERICHTE

DER

# ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

# IN WIEN.

REDIGIERT VON

LEO BOUCHAL.

**JAHRGANG 1919—1920.**

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
1920.

## Ausschußsitzung am 7. Oktober 1919.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Mitgliederbewegung: Gestorben sind die Ehrenmitglieder Ernst Haeckel und Gustaf Retzius. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen: die Universitätsbibliothek in Tübingen, das Provinzialmuseum in Hannover, das Museum für Völkerkunde in Lübeck, Herr Industrierat Alois Reich und Privatdozent Dr. Hanns Pollitzer, beide in Wien, und als lebenslängliches wirkliches Mitglied Herr Prof. Dr. Otto Schlaginhaufen in Zürich; ferner ab 1920 als wirkliches Mitglied Herr Privatdozent Dr. Robert Lach in Wien.

2. Der Verein für Landeskunde von Niederösterreich teilt mit, daß eine Organisation wissenschaftlicher Vereine zum Zwecke der Förderung der Wissenschaft in Österreich geplant sei, und ersucht um Entsendung von Delegierten hiezu. Es werden als solche die Herren Hofrat Toldt und Prof. M. Haberlandt namhaft gemacht.

3. Prof. Weule in Leipzig dankt für die Übersendung des Diploms als korrespondierendes Mitglied.

4. Der Verband der chemigraphischen Anstalten kündigt eine neuerliche Preissteigerung an.

5. Der Schriftentausch mit der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich auf Kosten des Naturhistorischen Museums wird genehmigt, ebenso der vom Museum gewünschte Tausch mit dem American Journal of Physical Anthropology für den Fall der Annahme des Antrages durch den Herausgeber.

6. Von nun ab werden ausländische (außerdeutsche) lebenslängliche Mitglieder nur als unterstützende Mitglieder aufgenommen.

7. Mit dem Druck der „Mitteilungen" für 1920 kann im Rahmen der hiefür in Aussicht stehenden Bedeckung begonnen werden.

8. Prof. M. Haberlandt berichtet über die bisherigen Verhandlungen wegen der geplanten populären Vortragszyklen. Es sind drei Zyklen, ein anthropologischer, ein ethnographischer und ein prähistorischer mit je vier Vorträgen, in Aussicht genommen. Herrn Prof. Haberlandt wird für seine Mühewaltung der Dank ausgesprochen und das gewählte Komitee zur endgültigen Abmachung ermächtigt.

9. Der 2. Sekretär bringt ein Schreiben des Herrn Dr. Hugo Obermaier aus Madrid zur Kenntnis, in dem er über seine Tätigkeit seit Kriegsausbruch berichtet.

10. Herr Dr. Christian wird über seinen Wunsch als lebenslängliches Mitglied aufgenommen.

## Besichtigung der ethnographischen Sammlung Weidholz am 22. Oktober 1919.

Unter Führung des Herrn Dr. Viktor Christian wurde die von Herrn Weidholz in Südtunesien und Ostmarokko zusammengebrachte ethnographische Sammlung besichtigt, die gegenwärtig im Naturhistorischen Museum besonders ausgestellt war.

Dr. Christian entwarf an Hand der Sammlungsobjekte ein anschauliches Bild von dem Leben der Bevölkerung und berührte auch die Frage ihrer Herkunft.

## Monatsversammlung am 12. November 1919.

1. Der Vorsitzende Hofrat Toldt hält einen

### Nachruf an Gustaf Retzius.

Bevor wir in die heutige Tagesordnung eingehen, habe ich die Mitteilung von dem Ableben unseres Ehrenmitgliedes Gustaf Retzius zu erstatten, der am 21. Juli d. J. an den Folgen einer im Frühjahre überstandenen Grippe in seiner Heimatstadt Stockholm verstorben ist.

Geboren am 17. Oktober 1842 als einziger Sohn des schwedischen Anatomen und Anthropologen Anders Retzius, war er frühzeitig in die Fußtapfen seines berühmten Vaters getreten; denn schon im Jahre 1864, als er an der Stockholmer Hochschule dem

medizinischen Studium oblag, veröffentlichte er eine Ausgabe der gesammelten anthropologischen Arbeiten seines Vaters unter dem Titel: „Ethnologische Schriften" von Anders Retzius, und in demselben Jahre ließ er dieser seiner ersten Publikation eine zweite folgen: den in schwedischer Sprache verfaßten Bericht über einige von ihm in Småland ausgegrabenen Schädel aus der Bronze- und Eisenzeit.

Es möge hier daran erinnert werden, daß bis in die Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Lehre Blumenbachs, nach welcher jeder Weltteil von einer besonderen Menschenvarietät bewohnt werde und daher die gesamte Menschheit in fünf Varietäten zu teilen sei, die allgemein herrschende war. Es ist vor allem das Verdienst des älteren Retzius, gezeigt zu haben, daß speziell die „kaukasische" Varietät (der Homo europaeus Linnés) keineswegs als einheitlich und homogen aufzufassen sei, daß vielmehr unter den europäischen Völkerschaften zahlreiche Verschiedenheiten der Schädelformen vorkommen. Für diese hat Anders Retzius die prägnanten Bezeichnungen: Dolichokephalie-Brachykephalie, Orthognathie-Prognathie eingeführt. Und während man bis dahin die Schädelformen nur auf den allgemeinen Eindruck hin, den sie dem prüfenden Auge darboten, klassifiziert hatte, nahm Anders Retzius Messungen vor, allerdings zunächst zur eigenen Kontrolle und um eine größere Präzision zu erzielen. Im Jahre 1845 bringt er aber am Schlusse eines Aufsatzes: „Über die Schädelform der Nordbewohner" (Müllers Archiv), schon eine Tabelle der wichtigsten Schädelmaße bei, stützt sich stets auf das zahlenmäßige Verhältnis zwischen größter Länge und größter Breite des Hirnschädels, also auf den Längen-Breitenindex, verwendet Mittelzahlen, mit einem Worte Anders Retzius hatte die Grundlagen der heutigen Kraniometrie geschaffen und mit ihrer Hilfe die Lehre von den Schädelformen in neue Bahnen gelenkt.

Der Sohn Gustaf, begeistert von den Errungenschaften seines Vaters und überzeugt, daß die neuen Methoden und die weitere Ausgestaltung derselben eine Fülle von Fortschritten in der physischen Anthropologie mit sich bringen müssen, war nach dem Tode seines Vaters (1860) fest entschlossen, dessen Werk weiter fortzuführen. Allein äußere Umstände traten zunächst dem entgegen und die intensive Beschäftigung mit verschiedenen anatomischen und histologischen Problemen nahm seine Zeit vollauf in Anspruch. Im Jahre 1877 übernahm Gustaf Retzius eine Lehrkanzel der Histologie und 1889 die für Anatomie an der medizinischen Schule Stockholms und widmete sich zu dieser Zeit mit größtem Eifer dem Lehramte. Aber schon im Jahre 1891 verzichtete er auf dieses, um sich ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können.

In der Tat folgte nun eine Zeit unermüdlichen, intensivsten Forschens und Schaffens, dessen Früchte von Jahr zu Jahr in groß angelegten Veröffentlichungen erschienen. Unter dem Gesamttitel: „Biologische Untersuchungen" gab Gustaf Retzius in den Jahren 1890 bis 1912 nicht weniger als 17 große, prächtig ausgestattete Foliobände heraus, welche zahlreiche mehr oder weniger umfängliche, durchweg reich illustrierte Abhandlungen enthalten. In diesen werden die verschiedensten anatomischen und histologischen Probleme auf das gründlichste erörtert, unter anderen: der gröbere und feinere Bau des Nervensystems, die Entwicklung und vergleichende Anatomie desselben, namentlich auch die peripheren Nervenendigungen. In erschöpfender Weise werden Form und Bau der Samenfäden und der Eier für die ganze Tierreihe vergleichend behandelt, ferner die Strukturverhältnisse des Protoplasmas und der Muskelfibrillen, der Bau der Leber und vieles andere. Es fehlt in den „Biologischen Untersuchungen" auch nicht an kleineren physisch-anthropologischen Abhandlungen, von welchen die über das Hirngewicht der Schweden, über Gehirne hervorragender Männer und über die Entwicklung der menschlichen Körperformen während des Fötallebens genannt sein mögen.

Zwischendurch gab Retzius überdies mehrere große Monographien heraus, welche selbständig in luxuriös ausgestatteten Foliobänden vorliegen. Eine von diesen enthält in zwei starken Bänden eine in ihrer Vollständigkeit und Gründlichkeit einzig dastehende vergleichend-anatomische Bearbeitung des Gehörorgans der Wirbeltiere (1881 und 1884), die anderen sind wesentlich physisch-anthropologischen Inhaltes. Die erste von diesen: „Finska Kranier", datiert schon aus dem Jahre 1878 und ist nur in schwedischer Sprache erschienen. Sie enthält die Untersuchungsergebnisse an 80 im Museum des Karolinischen Instituts zu Stockholm aufbewahrten Finnenschädeln, bringt jedoch als Einleitung dazu hochinteressante Mitteilungen über die physische Beschaffenheit der Lebenden sowie über die

Geschichte, Kultur, Sitten und Gebräuche des Finnenvolkes bei.

Die Monographie: das Menschenhirn (1896) fußt auf eingehenden Untersuchungen der Formbeschaffenheit des menschlichen Großhirns, und zwar der oberflächlichen wie der im Inneren gelegenen Gebilde an 100 ausgewachsenen Hemisphären. Diesen Schilderungen geht eine ausführliche Darstellung der Formentwicklung während des embryonalen Lebens voraus, welche sich sowohl auf die Ausbildung der Wände der Hirnkammern als wie auf die der Furchen und Windungen der Oberfläche erstreckt. Die bleibende Beschaffenheit der letzteren mit ihren Variationen ist statistisch behandelt. So konnte nicht nur manches schon Bekannte näher festgestellt, manche Lücke ausgefüllt werden, und da sämtliche verwendeten Gehirne von Schweden herrührten, so ergab sich auch in ethnologischer Hinsicht ein wichtiger Beitrag zur Rassenanthropologie. Ein starker Band mit zahlreichen größtenteils sehr gelungenen Abbildungen in Lichtdruck auf 96 Tafeln bildet eine willkommene Beigabe zu diesem höchst wertvollen Werke.

Ein im Jahre 1906 erschienener Folioband: „Das Affenhirn in bildlicher Darstellung", bringt die Abbildungen des Gehirns von 51 verschiedenen Affenspezies und gewährt namentlich einen lehrreichen Einblick in die großen Verschiedenheiten der Furchen und Windungen bei einer und derselben Spezies.

Ein weiteres umfangreiches Werk führt den Titel: Crania suecica antiqua, eine Darstellung der schwedischen Menschenschädel aus dem Steinzeit-, Bronzezeit- und Eisenzeitalter sowie ein Blick auf die Forschungen über die Rassencharaktere der europäischen Völker. Folio mit 100 Tafeln in Lichtdruck, Stockholm 1900. Als Ergebnisse dieser Untersuchungen, welche sich auch ausführlich über die Bestattungsweisen in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Schwedens verbreiten, sind zu verzeichnen:

1. Während der genannten Perioden ist in Schweden die Dolichokephalie entschieden und weit überwiegend gewesen.

2. Schon im Steinzeitalter ist die Bevölkerung Schwedens nicht ganz unvermischt gewesen, indem schon damals brachykephale Elemente von einem anderen Rassentypus — wahrscheinlich sogar von zwei solchen Typen — in die dolichokephale Stammbevölkerung eingemischt waren.

3. Die zugänglichen alten Schädel beweisen, daß dieselben Völkerrassen während der ganzen bis jetzt bekannten alten Zeit das jetzige schwedische Land bewohnt haben, und es kann der Schluß gezogen werden, daß die heutige Bevölkerung hinsichtlich ihrer Grundelemente von derjenigen der früheren Zeitalter herstammt, obwohl im Laufe der Zeiten Einwanderungen fremder Elemente stattgefunden haben, wodurch die ursprüngliche Stammbevölkerung bald mehr bald weniger und in den verschiedenen Landesteilen in verschiedenem Maße gemischt worden ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die dolichokephale Bevölkerung, welche in prähistorischen Zeitaltern das heutige Schweden bewohnte, von eben derselben hochwüchsigen, hellhaarigen, blauäugigen dolichokephalen Rasse war, welche noch etwa 85% der schwedischen Bevölkerung bildet, mit anderen Worten, daß die Vorfahren der heutigen Schweden während der prähistorischen Zeitalter germanischen Stammes waren.

Die allergrößte Bedeutung dürfte der von Gustaf Retzius im Vereine mit Professor Carl M. Fürst im Jahre 1902 herausgegebenen Anthropologia suecica zuzumessen sein. Sie gründet sich auf den über Veranstaltung der Schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie gepflogenen Erhebungen an 45.688 Wehrpflichtigen, d. i. 21jährigen Männern, welche in den Jahren 1897 und 1898 von mehreren dazu besonders geeigneten Ärzten nach genauer einheitlicher Instruktion durchgeführt und von den beiden Autoren überwacht worden waren. Dieses Werk, dessen geistige Urheberschaft auf Retzius zurückzuführen ist, der auch die gesamten Kosten desselben im Betrage von 15.500 schwedischen Kronen auf sich nahm, hat nicht nur eine soweit als möglich erschöpfende Aufklärung über die somatischen Eigenschaften der gegenwärtigen schwedischen Bevölkerung geschaffen, sondern auch zu einer Reihe weiterer Ergebnisse geführt, welche für die Anthropologie der europäischen Völker, namentlich der ursprünglichen germanischen Rasse, von Wichtigkeit sind. Es kann überdies als ein glänzendes Muster für die Ausführung und Verwertung derartiger Untersuchungen hingestellt werden.

Persönlich ist Gustaf Retzius in allem, was er während seines arbeitsreichen Lebens unternahm, ein Vorbild für Genauigkeit und Gründlichkeit gewesen, und bewundernswert ist die Sorgfalt und Umsicht bei Beschaffung und Herrichtung des Materials für seine Massenuntersuchungen, dessen Güte und unbedingte Verläßlichkeit seinen Arbeiten einen

besonders hohen Wert verleiht. Geradezu fesselnd ist die Klarheit seiner Darstellungen und Beschreibungen, und unbedingtes Vertrauen erweckt die Gewissenhaftigkeit und Objektivität, mit welcher er stets an die Erörterung strittiger Probleme herantrat. Speziell in diesem Punkte offenbart sich ein gewinnender Zug von Bescheidenheit, der dem vornehmen Wesen dieses Mannes zu besonderer Zierde gereichte.

Nicht nur sein Heimatland, an welchem er mit allen Fasern seines edlen Herzens hing, sondern die ganze gelehrte Welt und besonders diejenigen, welche sich zu seinen persönlichen Freunden zählen durften, werden sein Andenken für alle Zeiten hochhalten.

2. Herr Prof. Pöch übermittelt eine Einladung zu den Mythologischen Abenden, die in Fortsetzung der im Vorjahre begonnenen Abende auch heuer jeden Freitag unter Leitung von Dr. W. Schultz im Anthropologisch-Ethnographischen Institut der Universität stattfinden werden.

3. Herr Univ.-Prof. Dr. Robert Stigler hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

**Die rassenphysiologische Bedeutung der sekundären Geschlechtscharaktere.**

Unter sekundären Geschlechtscharakteren versteht man alle jene körperlichen und geistigen Merkmale, durch welche sich Mann und Weib außer durch die Beschaffenheit ihrer Geschlechtsorgane selbst unterscheiden. Eine weitgehende Verwischung der sekundären Geschlechtscharaktere finden wir bei Kastraten und Eunuchoiden, eine Verwischung geringeren Grades bei dem sogenannten Feminismus der Männer und Maskulinismus der Frauen. Die wichtigsten sekundären Geschlechtsmerkmale bestehen in folgenden Eigenschaften:

1. Männliche Individuen haben größere und derbere Körperzellen als weibliche.

2. Das Skelett der Frau ist zarter als das des Mannes, das weibliche Becken zylindrisch, das des Mannes trichterförmig.

3. Die Haut des Weibes ist zarter und fettreicher als die des Mannes und der Fettansatz ist beim Weibe an typischen Stellen besonders ausgesprochen. Die Behaarung des Mannes und Weibes ist typisch verschieden (Bartwuchs, Anordnung der Schamhaare, Behaarung des Stammes und der Extremitäten, Neigung zur Glatzenbildung beim Manne).

4. Entwicklung der Brustdrüse beim Weibe.

5. Männerstimme infolge bedeutenderer Größe des Kehlkopfes.

6. Die Muskulatur des Mannes ist stärker als die des Weibes und bedingt bestimmte männliche Gesichtszüge und einen bestimmten Unterschied in der Gangart der beiden Geschlechter.

7. Das Herz des Mannes ist größer und stärker als das des Weibes.

8. Das gleiche gilt von der Stärke der Blutgefäße, namentlich von der Muskelschicht der Arterien.

9. Auch das Blut, die Atmung, das relative Gehirngewicht und manche endokrine Organe weisen Geschlechtsunterschiede auf.

10. Frauen zeigen eine durchschnittlich größere Vasomotorenreizbarkeit und geringere Widerstandsfähigkeit gegen Alkohol als Männer.

11. Besonders typisch ist der Unterschied in den Sexualreflexen des Mannes und des Weibes. Während die normale Reflexzeit vom Beginne der Reizung bis zu dem Höhepunkte ihrer Wirkung, dem (beim Manne mit der Ejaculation einhergehenden) Orgasmus, beim Manne durchschnittlich nur nach Minuten zählt, ist diese Reflexzeit beim Weibe im Durchschnitte sehr bedeutend größer, mitunter stundenlang. Bei sehr vielen Frauen ist ein vollkommener Orgasmus mit darauffolgender Erschlaffung überhaupt nicht erzielbar.

12. Ein weiterer wesentlicher Unterschied ist in der Heterosexualität gegeben; Männer fühlen sich normalerweise nur durch Frauen sexuell angezogen, und umgekehrt, Frauen nur durch Männer.

13. Am umfangreichsten ist das Gebiet der psychischen Geschlechtsmerkmale. Diese sind schon vor der Pubertät zum großen Teile vorhanden, entfalten sich aber gleich den übrigen sekundären Geschlechtsmerkmalen völlig erst nach der Pubertät. Der zur Verfügung stehende Raum dieses Berichtes gestattet die Aufzählung der typischen psychischen Merkmale der Männlichkeit und Weiblichkeit nicht.

Im allgemeinen stellt sich die männliche Psyche als das Produkt einer weitergehenden Differenzierung der Kinderseele unter spezifischer Beimengung ausgesprochener Geschlechtsmerkmale dar, während die weibliche Psyche einerseits von der Kinderseele weniger weit abweicht als die männliche, anderseits keine so ausgesprochene und scharfe Differenzierung ihrer einzelnen Funktionen aufweist wie die männliche Psyche. Dies gilt namentlich auch bezüglich der Kontrektationsgefühle, welche sich beim Manne nach der Pubertät schärfer als beim Weibe in ver-

schiedene Unterabteilungen spalten, unter denen die Sexualgefühle besonders wohl umgrenzt hervortreten.

Die Entwicklung der sekundären Geschlechtsmerkmale wird durch Entfernung der Keimdrüsen, namentlich, wenn diese vor der Pubertät erfolgt, weitgehend gehemmt, ja es können sogar durch operative Vertauschung der Keimdrüsen sekundäre Geschlechtsmerkmale des anderen Geschlechtes hervorgerufen werden (Steinach). Daraus ist zu schließen, daß die innere Sekretion der Keimdrüsen auf die Entwicklung der sekundären Geschlechtsmerkmale einen ausschlaggebenden Einfluß nimmt. Mangelhafte Entfaltung der Geschlechtsmerkmale ist demnach als eine Entartungserscheinung zu betrachten. Am feinsten reagiert die Psyche auf die Hormone (inneren Sekrete) der Keimdrüsen und deshalb sind Abweichungen von dem typischen psychischen Habitus des Mannes und des Weibes als Frühsymptome der sogenannten sexuellen Applanation besonders bedeutungsvoll.

Es liegt im Interesse der Volksgesundheit, daß zur Fortpflanzung hauptsächlich Menschen mit ausgesprochenen Geschlechtsmerkmalen dienen und daß eine Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale als ein Rassenübel erkannt und gemieden werde.

Über die sekundären Geschlechtsmerkmale verschiedener Rassen und noch mehr über ihre Verwischung bei verschiedenen Rassen liegen nur wenige oberflächliche Beobachtungen vor. So hat man z. B. oftmals darauf hingewiesen, daß die körperlichen Geschlechtsunterschiede bei den Weißen ausgesprochener sind als bei den meisten farbigen Rassen, ganz besonders bei den Negern. Dies gilt natürlich nicht für alle Individuen dieser Rassen, sondern nur perzentuell. Ich kann nach meinen eigenen Beobachtungen an zentralafrikanischen Negern hinzufügen, daß die psychischen Unterschiede zwischen schwarzen und weißen Männern auffallender sind als zwischen schwarzen und weißen Frauen.

Besondere Beachtung scheint mir ein auffallend häufiges Auftreten sexueller Applanation bei Juden zu verdienen. Dies fällt vor allem anderen an dem feinsten Reagens für die Einwirkung der inneren Sekretion der Keimdrüsen auf, an den psychischen Geschlechtsmerkmalen. Doch sind auch die somatischen Geschlechtsmerkmale bei Juden auffallend häufig verwischt. Es finden sich bei Juden anscheinend besonders häufig Frauen mit relativ schmalem Becken und relativ breiten Schultern und Männer mit breiten Hüften und schmalen Schultern. Dozent Dr. Thaler machte mich darauf aufmerksam, daß Hirsutismus (Mannähnlichkeit) mit Menstruationsstörungen und Trichterbeckenbildung besonders häufig bei Jüdinnen vorkommen. Prof. Pilcz bestätigte nach seiner Erfahrung die relative Häufigkeit der Homosexualität bei Juden. Ganz besonders typisch ist aber das psychische Verhalten. Bei Jüdinnen findet sich mit auffallender Häufigkeit eine Verwischung der psychischen Weiblichkeit und Auftreten als unweiblich bezeichneter Seeleneigenschaften, vor allem ein Zurücktreten der spezifisch weiblichen Instinkte, der weiblichen Passivität, der für Frauen typischen Hemmungen psychomotorischer Impulse (z. B. der Scheu vor öffentlichem Auftreten), wodurch sich das Überwiegen der Jüdinnen unter den politischen Anführerinnen erklärt. Sehr wichtig ist das bei Juden bestehende Bestreben, unter Verkennung der Bedeutung der Wichtigkeit der sekundären Geschlechtsmerkmale, welche bei normalen Menschen instinktiv beibehalten und gefördert werden, die sozialen und beruflichen Unterschiede zwischen Mann und Weib auszugleichen. Für männliche Juden ist in vielen Fällen die Unfähigkeit bezeichnend, Verwischung der psychischen Geschlechtsmerkmale zu erkennen, wozu normale Männer oft trotz weit geringerer Intelligenz eben instinktiv besser befähigt sind. Gerade unweibliche Frauen werden von Juden sehr häufig als besonders begehrenswert betrachtet. Dies scheint den Übergang zu dem bei Juden ebenfalls relativ häufigen Infantilismus zu bilden. Feministische Bestrebungen finden besonders häufig bei der jüdischen Intelligenz lauten Widerhall. Weltschmerzliche Überempfindlichkeit bei männlichen Juden steht häufig unweiblichen Eigenschaften und hemmungslosem Streben nach persönlicher Geltung im öffentlichen Leben bei Jüdinnen gegenüber. Es handelt sich dabei anscheinend um eine weitgehende Hemmung der instinktiven, unbewußten Vorgänge in der Großhirnrinde und in den subkortikalen Zentren durch die rein intellektuellen Vorgänge in der Großhirnrinde. Es würde sich eine endlose Reihe von Beweisen für die geradezu aufdringliche Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale bei den Juden anführen lassen.

Es wäre historisch und physiologisch interessant, zu ergründen, ob die Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale beim Judentum im Zunehmen begriffen ist oder während der ganzen historischen Epoche bestanden hat. Ich glaube mit Herrn Hofrat Adametz, daß das Aufhören eines jüdischen Staates viel zur sexuellen

Applanation der Juden beigetragen hat. Das Verschwinden des jüdischen Bauernstandes, die Substitution der Produktiv- durch Handels- und Geldwirtschaft, das Abziehen der Juden von körperlicher auf rein intellektuelle Arbeit sind dem genannten Vorgange sicher förderlich. Doch können derartige Umweltseinflüsse im Verlaufe einiger Jahrhunderte nach meiner Meinung kaum eine so weitgehende Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale bewirken, wie sie bei den Juden derzeit schon besteht. Als besonders ausschlaggebendes Moment zur Förderung der sexuellen Applanation betrachte ich die physiologisch mangelhafte Selektion bei der Fortpflanzung. In dieser Richtung dürfte die Schadchenwirtschaft, d. h. die in allererster Linie von finanziellen Motiven bestimmte Wahl des Gatten und der Gattin, sehr wesentlich in Betracht kommen. Während Menschen, welche unter natürlichen Verhältnissen leben, also zum großen Teile körperlicher Arbeit in der Natur huldigen, notgedrungen bei der Gattenwahl auf körperliche und psychische Gesundheit des Ehegatten sehen müssen, fällt dieses Selektionsmotiv bei der reinen Geldwirtschaft weg. Es kommt so nur allzu leicht bei der Fortpflanzung geradezu zur Auswahl von Ehepartnern, welche ihre Widerstandskraft, ihre natürlichen Instinkte und teilweise auch ihre Gesundheit durch ihre Lebensführung eingebüßt haben.

In auffallender Übereinstimmung mit der Verwischung der sekundären Geschlechtsmerkmale finden wir bei Juden, wie unter anderem A. Pilcz statistisch nachgewiesen hat, ein Überhandnehmen der Psychosen auf die näherungsweise dreifache Prozentzahl anderer Rassengemische. Pilcz[1]) schreibt: „Alle psychopathischen Zustände auf hereditärdegenerativer Basis, insbesondere periodisches Irresein und neuropsychopathische Minderwertigkeit, auch die Hysterie, werden unter Juden besonders häufig angetroffen, desgleichen am ehesten auch atypische Psychosen, welche jeder Diagnostik und Prognostik spotten."

Die tatkräftige Beachtung dieses Übels liegt sowohl im Interesse der Juden selbst wie auch aller anderen Rassen. Denn auch die übrigen Rassen sind durch ein Zunehmen der psychopathischen Degeneration der Juden gefährdet, da diese zufolge ihrer im Durchschnitte überlegenen Intelligenz und Beweglichkeit sehr leicht die geistige Führung an sich reißen und als Führer auch gesunde Völker auf widernatürliche, ungesunde Wege leiten. Dies ist ja in der Politik des letzten Jahres klar zur Geltung gekommen. Der Instinktverlust und das Überwiegen feministisch-eitler Tendenzen verführt derartige Führer nur allzu leicht, mit Hintansetzung ruhiger Erwägung und geduldiger Erprobung weit über das Ziel zu schießen und dadurch auch an sich gute Pläne zum Scheitern zu bringen. Es ist eben auch das politische Geschehen nur vom physiologischen Standpunkte aus richtig zu beurteilen.

Welche Mittel stehen zur Bekämpfung der Degeneration der Sexualkonstitution zur Verfügung?

In erster Linie kommt hiefür die Selektion, das heißt die richtige Gattenwahl, in Betracht. Es soll dahin gestrebt werden, daß vornehmlich Menschen mit besonders in psychischer Hinsicht ausgesprochenen sekundären Geschlechtsdifferenzen heiraten. Wenn damit in vielen Fällen vielleicht ein Verzicht auf Reichtum und leichtes Leben verbunden ist, so wird dies der Bedürfnislosigkeit und Schaffenskraft nur förderlich sein.

Außerdem käme zwecks Unterdrückung der auf Verweichlichung und Feminismus hinzielenden Lebensanschauungen und Motive und zwecks Förderung physischer und psychischer Männlichkeit und Weiblichkeit die Erziehung in Betracht, als ein Mittel zur Eindämmung der sexuellen Applanation wenigstens der jeweils lebenden Individuen, wenn auch nach dem dermaligen Gesichtspunkte der Vererbungslehre davon allein keine Regeneration zu erwarten ist. Ein Volk, dem Degeneration droht, wird sich allerdings sehr schwer aus sich selbst heraus wirksame neue Ideale und gesunde Lebensgrundsätze schaffen können, da ihm eben die Kraft zu ihrer Befolgung schon abhanden gekommen ist.

Das jüdische Volk ist sich seiner Entartung selbst wohl bewußt und hat sich bestrebt, dieser durch eine gewisse Rückkehr zu körperlicher Betätigung vorzubeugen. Darauf ist die sehr rege Beteiligung der Juden am Sport zurückzuführen. Der Sport allein vermag aber die schädlichen Folgen der Abkehr von der Natur nicht wettzumachen und den Verfall vielleicht zu verzögern, aber nicht aufzuhalten. Die Gründung eines jüdischen Staates, das vom physiologischen Standpunkte sehr berechtigte Ziel der jüdischen Nationalbewegung, würde jene natürlichen Verhältnisse herbeiführen, welche auch der sexuellen Applanation

[1]) A. Pilcz, Beitrag zur vergleichenden Rassenpsychiatrie. Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, XXI. Jahrg., Nr. 23—26, 1919.

entgegenwirken. Es ist aber nicht zu erwarten, daß bereits degenerierte Menschen imstande sind, einen lebensfähigen Staat zu gründen, und die Voraussetzung zur Erreichung dieses Ideales der Zionisten ist und bleibt wiederum die richtige Selektion, das heißt die Auswahl der gesündesten und namentlich mit ausgesprochenen sekundären Geschlechtsmerkmalen begabten Individuen.

Dieser Vortrag soll in allererster Linie das Studium der sexuellen Applanation und eine statistische Verzeichnung der einschlägigen Fälle bei verschiedenen Rassen anregen.

An der sich an den Vortrag knüpfenden Diskussion nahmen die Herren Dr. A. Haberlandt, Prof. Pöch, Hofrat Adametz, Dr. Christian und Dr. Hüsing teil.

Dr. Arthur Haberlandt bespricht die Frage: Wie kann die Ethnologie mit ihrem Stoff der gehörten rassenphysiologischen Beweisführung zur Seite treten?

Sie tut dies, wenn sie die am Einzelindividuum bestimmter Volkszugehörigkeit vorhandenen physiologischen Merkmale in ihrer Auswirkung im Leben der Völker und im Wandel der Geschichte wiedergespiegelt findet.

Die Rassenphysiologie der Juden, wie eben besprochen, drückt ihnen heute noch deutlich den Stempel der leiblichen und psychischen Nachkommenschaft jener orientalischen Volksgruppen auf, die ausnehmend im Geschlechtlichen wurzelnde, orgastisch ausschweifende Kulturbräuche schon im Altertum charakterisieren.

Ferner scheinen für die rassenphysiologische Entartung speziell des weiblichen Geschlechtes in der Völkergeschichte der Mittelmeerländer zweierlei Grundrichtungen in Frage zu kommen, eine Richtung der ausschweifenden Überschwenglichkeit des Geschlechtslebens, bei den orientalischen Völkern des städtereichen Vorderasiens, und eine der Verkümmerung, woraus die Mannweibformen Altgriechenlands (Sappho, lesbische Liebe), die Viragos Albaniens und vielleicht auch manche mutterrechtliche Züge bei den vorindogermanischen Bewohnern Südeuropas, den Iberern usw., erklärt werden können.

## Ausschußsitzung am 22. November 1919.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Mitgliederbewegung: Gestorben ist das wirkliche Mitglied Marianne Kautsch. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren Emmerich Neufeld, Dr. Emmerich Kohn und Adolf Gubatta in Wien, und Alexander Seracsin, Ökonomieverwalter in Mannersdorf am Leithaberge; ferner als lebenslängliches Mitglied das bisherige wirkliche Mitglied Prof. Dr. Oswald Menghin.

2. Zur 50jährigen Gedenkfeier der Berliner Anthropologischen Gesellschaft und zur 75jährigen der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg wurden Glückwunschtelegramme abgeschickt.

3. Das Ansuchen des Museums für Völkerkunde in Hamburg um Überlassung von Abdrücken sämtlicher in den „Mitteilungen“ erschienenen Abbildungen für einen ikonographischen Handapparat wird genehmigt.

4. Das Anerbieten von Prof. Dr. Obermaier in Madrid, für die „Mitteilungen“ eine Arbeit über spanische Dolmen zur Verfügung zu stellen, wird mit Dank angenommen, jedoch die Drucklegung von der Gestaltung der inanziellen Verhältnisse abhängig gemacht.

5. Regierungsrat Szombathy berichtet über die Versammlung der historischen Vereine Wiens, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, an alle öffentlichen Stellen, von denen diesen Vereinen Subventionen gewährt werden, eine Kollektiveingabe zu richten, in der um eine wesentliche Erhöhung aller Subventionen entsprechend den gegenwärtigen Verhältnissen gebeten wird. Der Ausschuß beschließt, sich dieser Eingabe anzuschließen. Einer beantragten Zusammenlegung der Sitzungsberichte und Vereinsnachrichten aller Vereine zu einem gemeinsamen Zentralblatt schließt sich die Gesellschaft nicht an.

6. Herr Regierungsrat Szombathy stellt folgende Anträge:

I. Für Zahlungen ausländischer Mitglieder an Mitgliedsbeitägen und für bezogene Veröffentlichungen ist ein fester Umrechnungskurs einzuführen. Es wird beschlossen, bis auf weiteres für Zahlungen im Ausland festzusetzen: für die Sukzessionsstaaten 1 österr. Krone = 1 Krone bzw. Währungseinheit des betreffenden Staates, dem der Zahlende angehört, für Deutschland 1 Krone = 0·80 Mk., für das übrige Ausland 1 Krone = 1 Frank.

II. Der Teuerungszuschlag für den Verkauf der Veröffentlichungen der Gesellschaft ist auf 120% der Grundpreise zu erhöhen.

Es wird beschlossen, vom Tage dieses Beschlusses den Teuerungszuschlag auf 150% der Grundpreise bei Aufrundung auf 10 h festzusetzen.

III. Für den 10. Dezember ist eine außerordentliche Generalversammlung einzuberufen zur Bewilligung eines vorübergehenden, mit dem Mitgliedsbeitrag einzuhebenden Teuerungszuschusses. Dieser wäre für das Jahr 1920 mit 15 Kronen festzusetzen, von den wirklichen und unterstützenden Mitgliedern einzuheben und auch von den lebenslänglichen Mitgliedern zu verlangen. Von den ausländischen Mitgliedern wäre er nach dem unter I festgesetzten Umrechnungskurs zu entrichten. Wird beschlossen.

7. Herr Regierungsrat Szombathy wird ermächtigt, mit der Direktion der „Urania" wegen der populären Vortragszyklen zu verhandeln.

## Monatsversammlung am 10. Dezember 1919.

1. Der Vorsitzende Hofrat Toldt hält einen

### Nachruf auf Ernst Haeckel.

Ich habe Ihnen zunächst die Mitteilung zu machen, daß unser ältestes Ehrenmitglied Ernst Haeckel am 8. August d. J. zu Jena im Alter von 86 Jahren gestorben ist.

Es ist ganz unmöglich, Ihnen im Rahmen der heutigen Versammlung ein auch nur halbwegs zureichendes Bild von dem Leben und Wirken dieses hervorragendsten unter den deutschen Naturforschern unserer Zeit und seiner Bedeutung für die Wissenschaft vorzuführen; ich muß mich vielmehr darauf beschränken, das Allerwesentlichste darüber in gedrängter Kürze zusammenzufassen.

Geboren zu Potsdam am 16. Februar 1834, betrieb Haeckel seine medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien in Würzburg und Berlin und promovierte an letzterer Universität im März 1857 zum Doktor der Medizin und Chirurgie. Das Sommersemester 1857 verbrachte er in Wien, wo er C. Ludwig und Brücke hörte und zugleich die medizinischen Kliniken besuchte. Schon während seiner Studienzeit hatte er in Würzburg durch ein Semester die Stelle eines Assistenten bei Rud. Virchow versehen, und außer diesem zählte er Johannes Müller, Franz Leydig, Alb. Kölliker und Karl Gegenbaur zu seinen Lehrern, mit welch letzterem ihn späterhin die innigsten Freundschaftsbande verknüpften. Nachdem er im Jahre 1858 das medizinische Staatsexamen abgelegt hatte, war Haeckel kurze Zeit in Berlin als praktischer Arzt tätig, wendete sich aber bald ausschließlich zoologischen Forschungen zu, von welchen ihm namentlich die in Neapel und Messina durchgeführten Untersuchungen an niederen Seetieren die ersten durchschlagenden Erfolge brachten. Im Jahre 1861 habilitierte er sich in Jena für vergleichende Anatomie, erhielt daselbst 1862 eine außerordentliche und 1865 die ordentliche Professur für Zoologie, welch letztere er bis zum Jahre 1909 ununterbrochen inne hatte.

Von den größeren Werken Haeckels, welche auch in weiteren Kreisen Eingang gefunden haben und in alle lebenden Kultursprachen übersetzt worden sind, seien hier genannt: Generelle Morphologie der Organismen, erschienen in zwei Bänden 1866, wohl sein wichtigstes Buch über Darwinismus und Entwicklungslehre, welches durch Darwins Werk: „Die Entstehung der Arten" angeregt worden war. Im Jahre 1868 folgte dann: Natürliche Schöpfungsgeschichte und 1874: Anthropogenie oder Entwicklungsgeschichte des Menschen, welche gleichsam einen zweiten ergänzenden Teil der damals in fünfter Auflage erschienenen „Schöpfungsgeschichte" bildet. Besonders erwähnt sei noch die große Monographie über die „Kalkschwämme", weil dieselbe die Grundlagen für Haeckels „Gastraea-Theorie" enthält.

Bei einer seiner zahlreichen weit ausgedehnten wissenschaftlichen Reisen machte Haeckel im Jahre 1866 die persönliche Bekanntschaft Charles Darwins, mit dem er fortan die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt und dessen Lehren er weiterhin eifrigst propagiert und durch eigene Studien immer mehr ausgebaut und fester begründet hat.

Die Aufgaben, die sich Haeckel gestellt hatte, griffen aber viel weiter aus; es galt ihm, im einzelnen den positiven Nachweis zu liefern, wie sich Zusammengesetztes aus Einfachstem entwickelt, wie höchste Lebensformen sich allmählich aus Niederstem herausbilden. Sein Grundgedanke von der Einheit der Natur, der Gedanke, daß es ein und dasselbe Kausalgesetz ist, welches die gesamte Natur, die organische wie die anorganische Welt regiert, zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze weitverzweigte Lehrgebäude Haeckels hindurch. Wohl dem weittragendsten Inhalte

desselben hat er in seinem „Biogenetischen Grundgesetz“ Ausdruck gegeben, welches in knappster Fassung lautet: Die Ontogenie ist eine kurze Rekapitulation der Phylogenie, mit dem Beisatze: Die Phylogenie ist die mechanische Ursache der Ontogenie.

Im Lichte dieses Gesetzes wußte Haeckel der Anthropogenese eine ganz außerordentliche Bedeutung für die Philosophie abzugewinnen, denn alle Tatsachen der Ontogenie und Phylogenie führten ihn jener philosophischen Richtung zu, die als die monistische oder mechanische bezeichnet wird im Gegensatze zu der dualistischen oder teleologischen Richtung, welche bislang als die herrschende gelten konnte. Dieser Richtung hat Haeckel namentlich in seinem berühmt gewordenen Buche „Welträtsel“ (1899) (von der im Jahre 1903 veranstalteten Volksausgabe dieses Buches ist im Jahre 1918 das 340. Tausend erschienen!) eine gemeinverständliche Darstellung gewidmet; sie stellt die Trennung zwischen Körperlichem und Seelischem in Abrede, spricht jeglicher Substanz, organischer wie anorganischer, Leben zu und hält demnach alle Dinge — Kristalle sowohl wie Organismen — für beseelt. Sie gründet sich in der Lehre, daß in den Erscheinungen des menschlichen Lebens sowie in der übrigen Natur überall feste, unabänderliche Gesetze walten, daß ein kausaler, in der Entwicklung zum Ausdruck kommender Zusammenhang der Erscheinungen besteht und daß diese nur durch mechanische, nicht durch vorbedachte, zwecktätige Ursachen hervorgerufen werden. Demgemäß bildet die gesamte uns erkennbare Welt ein einheitliches Ganzes — ein Monon.

Bald hatte Haeckel, und zwar nicht zuletzt durch seine meisterhafte, eindringliche Art der Darstellung und die fernwirkende Kraft seiner unerschütterlichen persönlichen Überzeugung, eine große Schar von begeisterten Anhängern gewonnen, welche sich in dem „Deutschen Monistenbund“ und den zahlreichen Ortsgruppen desselben zusammenfanden. Aber auch an heftigsten Gegnerschaften fehlte es nicht. Diese stammten vorwiegend aus kirchlichen und diesen nahestehenden Kreisen, welche in der monistischen Weltanschauung eine Gefährdung des Gottesglaubens befürchten zu müssen vermeinten. Haeckel aber wich keinen Schritt zurück und war unermüdlich in der Bekämpfung seiner Gegner.

Durch die Lehren Haeckels erscheint die Auffassung von der „Stellung des Menschen in der Natur“, welche der berühmte englische Forscher Thomas Huxley schon im Jahre 1863 zutreffend definiert hatte, in neuer heller Beleuchtung, und außerordentlich groß war demnach die Förderung, welche speziell die Anthropologie aus dem allmählichen Ausbau der Deszendenzlehre durch Haeckel und eine Reihe anderer Forscher gewonnen hat. Auf diesen ist es zurückzuführen, daß das Schwergewicht der anthropologischen Forschung in die entwicklungsgeschichtliche Richtung verlegt wurde, und zwar ebenso in bezug auf die physische Beschaffenheit des Menschen wie auf seine psychischen Eigenschaften, auf seine sozialen Zustände, seine Sprache und auf alle seine Tätigkeitsäußerungen. Und wenn auch die verschiedenen Zweige der Anthropologie ihre eigenen Wege gingen, so wurde man sich doch bald des inneren kausalen Zusammenhanges bewußt, der zwischen allen diesen Erscheinungen besteht, aber auch des Einflusses, den die Einwirkung der umgebenden Natur auf sie ausübt. In der so bezeichneten Richtung liegt die Zukunft. Dieser aber wird es vorbehalten sein, die Einzelerscheinungen und ihre Zusammenhänge an der Hand von Tatsachen und soweit sie dem Experimente zugänglich sind, durch dieses zu prüfen, denn die Wissenschaft darf nicht einseitigem Dogmatismus verfallen.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft hat den großen Verdiensten Haeckels ihre Anerkennung gezollt, indem sie schon im Jahre 1872, als sie ihre ersten sechs Ehrenmitglieder wählte, seinen Namen in die Reihe derselben aufgenommen hat. So wie damals hält ihn unsere Gesellschaft heute noch in hohen Ehren und dankbarst wird sie immerdar seiner gedenken.

2. Herr Dr. Max Lambertz spricht über

**Albanischen Volksglauben im Leben und im Märchen.**

## Monatsversammlung am 14. Januar 1920.

(Prähistorische Fachsitzung.)

1. Der Vorsitzende Regierungsrat Szombathy widmet den verstorbenen Mitgliedern Hofrat Dr. F. Steindachner und L. Reinisch einen Nachruf.

2. Regierungsrat J. Szombathy legt die

**Neuen Ausgrabungen aus dem Gräberfelde von Gemeinlebarn**

vor.

3. Derselbe legt das neu erschienene Werk von Verworn, Bonnet und Steinmann: „Der diluviale Menschenfund von Obercassel bei Bonn“ vor und macht an der Hand von Lichtbildern auf nahestehende frühere Funde von menschlichen Resten aufmerksam.

4. Herr Dr. Georg Kyrle gibt eine

**Übersicht der urgeschichtlichen Besiedlung von Vorarlberg.**

Der Vortragende bespricht die vorgeschichtliche Besiedlung von Vorarlberg. Abgesehen vom Bregenzerwald, der sich bisher als vollkommen fundleer erwiesen hat, sind die anderen Landesteile in vorgeschichtlicher Zeit teils besiedelt, teils begangen gewesen.

Paläolithische Reste sind keine vorhanden; in der jüngeren Steinzeit sind nur aus dem Rheintale bei Bregenz und aus Götzis Funde erhalten. In der älteren Bronzezeit ist das Rheintal schon ziemlich gut besiedelt, aus dem Wallgau kennen wir eine Randaxt von Nüziders.

In der jüngeren Bronze- und älteren Hallstattzeit nimmt die Besiedelung an Intensität und Extensität wesentlich zu. Das Rheintal weist reichliche Funde auf, der Wallgau und das Montafon sind teils besiedelt, teils, wie einige Paßfunde zeigen, nur begangen, ebenso der Arlberg. In der jüngeren Hallstattzeit verengt sich das Siedlungsgebiet und beschränkt sich auf Rheintal und Wallgau; ebenso in der La Tène-Zeit, aus der insbesondere die Gegenden nahe des Einflusses des Rheins in den Bodensee dichtere Funde aufweisen.

Eine ausführliche Darstellung des Vortragsthemas wird in der Österreichischen Kunsttopographie, Band „Vor- und Frühgeschichte von Vorarlberg“, erscheinen.

---

## Ausschußsitzung am 20. Januar 1920.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Mitgliederbewegung: Gestorben sind das unterstützende Mitglied Hofrat Dr. Franz Steindachner und die wirklichen Mitglieder Gen. d. Inf. Emil Colerus, Hofrat Dr. Leo Reinisch und Heinrich Thomke. Den Austritt haben fünf wirkliche Mitglieder angemeldet. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen: Fräulein Gabriele Gruber-Menninger, Privatdozent Doktor Eduard Miloslavich, Demonstrator Michael Hesch und Herr Karl Peter, alle in Wien. Als Stifter tritt der Gesellschaft bei das bisherige unterstützende Mitglied Direktor R. Boehmker unter Weiterführung als unterstützendes Mitglied. Als lebenslängliches Mitglied wird das bisherige wirkliche Mitglied Dr. Georg Kyrle aufgenommen. Herrn Direktor Boehmker wird ein Dankschreiben übersendet.

2. Dankschreiben sind eingelaufen von Geheimrat Prof. Dr. Seler und von der Altertumsgesellschaft „Prussia“ in Königsberg für Beglückwünschungen. Die Witwe nach Prof. Gustaf Retzius hat ein Bildnis ihres verstorbenen Gatten übersendet.

3. Herr Prof. Dr. Ausserer hat mit Rücksicht auf seine dauernde Abwesenheit von Wien seine Funktion als Rechnungsführer niedergelegt. Es ist ihm ein Dankschreiben zu übersenden. Bis zur Wahl eines neuen Rechnungsführers, für welche Funktion Herr Direktor Boehmker in Aussicht genommen wird, erklärt sich Herr Dr. Kyrle zur Übernahme der Funktion bereit.

4. Der Schriftentausch mit nachfolgenden Gesellschaften wird für Rechnung der Hofbibliothek genehmigt: Geographische Gesellschaften in Hamburg, München und Rostock, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde in Basel; ferner auf Rechnung des Naturhistorischen Museums der Tausch mit der Komisja Archeologiczna Tow. Pryj. Nauk in Posen.

5. Bei der Feier des 25jährigen Bestandes des Vereines für Volkskunde am 11. Januar d. J. hat der Präsident der Anthropologischen Gesellschaft deren Glückwünsche überbracht.

6. Die Direktion der „Urania“ teilt mit, daß für den von der Anthropologischen Gesellschaft veranstalteten Zyklus volkstümlicher

Vorträge: „Rassen- und Kulturfragen der Menschheit“ die 12 Dienstage vom 9. März bis 25. Mai l. J. in Aussicht genommen sind. Dieser Vorschlag wird angenommen.

Das Programm der Vorträge lautet:

I. Anthropologie.

9. März: Regierungsrat Josef Szombathy: Die ersten Menschen in Europa. (Mit Lichtbildern.)
16. März: Dr. Josef Weninger: Rassen und Völker in Europa. (Mit Lichtbildern.)
23. März: Univ.-Professor Dr. Rudolf Pöch: Die farbigen Menschenrassen. (Mit Lichtbildern.)
30. März: Unterstaatssekretär Univ.-Professor Dr. Julius Tandler: Die Folgen des Weltkrieges für die Volksgesundheit.

II. Urgeschichte.

6. April: Privatdozent Dr. Josef Bayer: Der Mensch im Eiszeitalter. (Mit Lichtbildern.)
13. April: Univ.-Professor Dr. Oswald Menghin: Die bildende Kunst der vorklassischen Zeit in Europa. (Mit Lichtbildern.)
20. April: Privatdozent Dr. Georg Kyrle: Prähistorische Bergbaue in den Alpen. (Mit Lichtbildern.)
27. April: Univ.-Professor Dr. Rudolf Much: Die vorgeschichtlichen Völker Europas.

III. Völkerkunde:

4. Mai: Univ.-Professor Dr. Eugen Oberhummer: Die Indianer Nordamerikas. (Mit Lichtbildern.)
11. Mai: Gesandter Dr. Arthur Rosthorn: Die chinesische Kultur.
18. Mai: Privatdozent Dr. Arthur Haberlandt: Mann und Frau in der Völkerkunde.
25. Mai: Univ.-Professor Regierungsrat Dr. Michael Haberlandt: Mensch und Kunst.

7. Die Gedenksitzung aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft wird am Sonntag, den 15. Februar, um 11 Uhr vormittags, im Saale des Wissenschaftlichen Klubs stattfinden.

Aus Anlaß der Feier soll an Stelle des Registers zu den Bänden 31—50 ein Verzeichnis der Abhandlungen der 50 Bände, ferner ein solches der Vorträge und Wanderversammlungen und Ausflüge in den Sitzungsberichten abgedruckt werden. Die Zusammenstellung desselben übernimmt Herr Dr. Kyrle.

Von sonstigen Veranstaltungen sowie von Ehrungen wird mit Rücksicht auf die Verhältnisse abgesehen.

## Gedenksitzung aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestandes der Gesellschaft am 15. Februar 1920.

1. Der Vorsitzende Hofrat Prof. Dr. Carl Toldt hält folgende Ansprache:

Hochgeehrte Versammlung!
Meine Damen und Herren!

Wir haben Sie eingeladen, in dieser Stunde gemeinsam jenes Tages zu gedenken, an welchem vor 50 Jahren die Wiener Anthropologische Gesellschaft ins Leben getreten ist, jenes Tages, von welchem an in Österreich die Pflege der Menschheitsgeschichte in geordnete Bahnen gelenkt und der Entfaltung einer Wissenschaft die Wege geebnet wurden, welche damals kaum noch als solche bestand.

Die Not der Zeit gebietet uns, dies in der allerbescheidensten Form zu tun. Eine Rückschau auf die Vergangenheit der Gesellschaft wird uns durch die verschiedenen Phasen führen, welche die Anthropologie seither durchlaufen hat, und ein Ausblick in die Zukunft wird uns erkennen lassen, welche Aufgaben die Gesellschaft zunächst vor sich hat.

Daß die hochverehrten Damen und Herren unserer Einladung in so großer Zahl entsprochen haben, gereicht der Anthropologischen Gesellschaft zu hoher Ehre; ich danke Ihnen dafür verbindlichst und heiße alle herzlich willkommen. Ganz besonders fühlen wir uns geehrt durch die Anwesenheit Sr. Exzellenz des argentinischen Gesandten Dr. Perez, des Herrn Unterstaatssekretärs Glöckel, des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Hofrat Redlich und Sr. Magnifizenz des Rektors der Wiener Universität Hofrat Schwind.

Durch Ferdinand Freiherrn von Andrian im Vereine mit einigen gleichgesinnten Männern begründet, trat die Wiener Anthropologische Gesellschaft am 13. Februar 1870 zu ihrer konstituierenden Versammlung zusammen. In seiner Eröffnungsrede betonte der zum Präsidenten erwählte Prof. Karl Rokitansky die vielfachen

Beziehungen der Anthropologie zu anderen Wissenschaften und besprach dann ausführlich das Programm der neuen Gesellschaft. Obenan steht in diesem die Aufrechterhaltung des solidarischen Verbandes zwischen den drei schon damals deutlich ausgesprochenen Hauptrichtungen der Anthropologie: der physischen Anthropologie, der Ethnologie und der Urgeschichte. Dies ist auch heute noch der oberste Grundsatz unserer Gesellschaft; denn wenn auch die Spezialisierung dieser Wissenszweige in der Natur der Sache gelegen ist und als ein wirksames Element entschiedenen, andauernden Fortschrittes begrüßt werden muß, so darf doch nicht übersehen werden, daß sie erst durch inniges Ineinandergreifen ihre wahre Bedeutung gewinnen und nur in gegenseitigem Vereine zu jenem obersten Ziele führen, welches wir anstreben: zur Aufklärung der Geschichte der Menschheit. Es muß daher der Gefahr der gegenseitigen Entfremdung dieser Wissenszweige vorgebeugt und der Kontakt zwischen ihnen für alle Zeit aufrecht erhalten und gepflegt werden. Wie könnte dies besser und sicherer erreicht werden, als wie durch vereinsmäßiges Zusammenwirken der Vertreter dieser drei Wissenszweige zum Zwecke gegenseitigen Austausches von Gedanken und Erfahrungen sowie auch zur anregenden Belehrung aller, welche unsere Wissenschaft wertschätzen. So war unsere Gesellschaft schon bei ihrer Begründung vor eine lohnende Aufgabe gestellt und sie hat sich derselben unentwegt gewidmet.

Unsere Gesellschaft war sich von Anfang dessen bewußt, daß ihre Wirksamkeit eine universelle sein, alles umfassen müsse, was sich auf den Menschen bezieht. Der Mensch aller Zeiten bis zur Gegenwart, der Mensch aller Erdteile ist Gegenstand der Forschung. Wie er war und wie er ist, wie er gelebt hat und heute lebt, wie er gesprochen, was er gedacht und was er mit seines Geistes und seiner Hände Arbeit geleistet hat, wie seine Umwelt jeweils beschaffen war, alles das soll ergründet, vergleichsweise gewürdigt und nach den ursächlichen Zusammenhängen erklärt werden. So wird die Geschichte der Menschheit schließlich zur Geschichte der Zivilisation im weitesten Sinne des Wortes, der Zivilisation, welche das ganze Erdenrund umspannt, aber je nach dem Erfolge der Wechselwirkung von treibenden Kräften und widerstrebenden Hemmungen da und dort verschiedene Formen und Grade angenommen hat.

Bei diesen allumfassenden Problemen ist die Anthropologie in eminentem Sinne eine internationale Wissenschaft und demgemäß die Wirksamkeit der anthropologischen Vereine internationalen Charakters. Allerdings war die Wiener Anthropologische Gesellschaft von Anbeginn mit den deutschen Gesellschaften und Vereinen durch besonders innige Bande verknüpft, aber sie hat bis zum Momente des Ausbruches des Weltkrieges mit dem gesamten Auslande die besten Beziehungen unterhalten, welche nicht nur durch freundschaftlichen persönlichen Verkehr, sondern auch durch gegenseitigen Schriftenaustausch sowie in der Mitarbeit an Versammlungen und Kongressen ihren Ausdruck fanden. Wenn heute ungeachtet des formalen Friedensschlusses unsere ehemaligen Kriegsgegner, namentlich die Franzosen und Engländer, ostentativ jede gemeinsame wissenschaftliche Arbeit mit deutschen und österreichischen Fachgenossen verweigern, so stehen wir dem mit dem lebhaftesten Bedauern gegenüber. Wir erblicken darin einen unnatürlichen, nur als Nachwirkung einer krankhaften Kriegsbefangenheit erklärbaren Zustand, der im Laufe der Zeit von selbst abflauen muß. Wir werden ruhig zuwarten und uns in unserer Tätigkeit nicht beirren lassen. In der Wissenschaft gibt es weder Sieger noch Besiegte!

Wenn ich nun daran gehe, der hochgeehrten Versammlung ein Bild von der Tätigkeit unserer Gesellschaft während der verflossenen 50 Jahre vorzuführen, so kann dieses bei der Kürze der zu Gebote stehenden Zeit nicht annähernd ein erschöpfendes sein; ich muß mich darauf beschränken, die wesentlichsten Momente aus derselben hervorzuheben.

Vorausschicken möchte ich jedoch einen Hinweis auf das Wesen der vereinsmäßigen Tätigkeit in der Anthropologie im Verhältnis zur Wirksamkeit der betreffenden Universitätsinstitute. Während diesen letzteren zunächst die systematische Heranbildung entsprechend vorgebildeter Hörer zu Lehrern und Forschern obliegt, finden sich in unserer Gesellschaft nebst den Fachmännern Persönlichkeiten aus allen gebildeten Kreisen zusammen, welche ihr das Interesse für die Wissenschaft zuführt. Sie vermittelt ihren Mitgliedern in Versammlungen und durch Druckschriften die Kenntnis der neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften, wie sie der Tag mit sich bringt, und sucht auch dadurch, daß die Vorträge durch Demonstrationen und durch freie Aussprachen erläutert werden, das Verständnis und das Interesse für diese Materien zu fördern und zu verbreiten. Während die In-

stitute sich mit Spezialforschungen aller Art sowie unter anderem auch mit der Überprüfung und entsprechenden Ausgestaltung der Methodik befassen,! findet die freie Vereinstätigkeit ein ganz besonders günstiges Feld in der Anregung, Förderung und Unterstützung von praktischen Arbeiten zur Herbeischaffung und Verwertung neuer Untersuchungsmaterialien. Infolge ihrer Organisation ist die Anthropologische Gesellschaft in der Lage, jede zu diesem Zwecke sich darbietende Gelegenheit wahrzunehmen und sie nach Zulaß der zu Gebote stehenden Geldmittel auszunützen.

Die satzungsgemäßen Versammlungen an dem Sitze der Gesellschaft wurden regelmäßig jeden Monat — außer den Sommermonaten — abgehalten und auch während der Kriegszeit ist keine Unterbrechung derselben eingetreten. Außer diesen Monatsversammlungen, zwischen welche auch außerordentliche Versammlungen eingeschoben wurden, sind von Zeit zu Zeit Wanderversammlungen in den größeren Provinzstädten des alten Österreich sowie alljährlich kleinere Exkursionen veranstaltet worden. Sie boten den Mitgliedern Gelegenheit, mit den an verschiedenen Orten des Reiches wirkenden Fachgenossen in nähere Beziehung zu treten und anderseits die daselbst befindlichen Sammlungen sowie in der Nähe gelegenen Fundstätten aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sie haben auch nicht wenig dazu beigetragen, das Interesse für unsere Bestrebungen in weiteren Kreisen zu wecken und zu verstärken. Das Nähere über die Versammlungstätigkeit unserer Gesellschaft ist aus den diesem Berichte beigeschlossenen statistischen Beilagen zu ersehen.

Von ganz besonderer Bedeutung waren die in regelmäßigen Zwischenräumen abgehaltenen gemeinsamen Kongresse der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft; durch sie wurde in erfreulichster Weise der persönliche Gedankenaustausch zwischen den reichsdeutschen und österreichischen Fachgenossen vermittelt und das geistige Band zwischen ihnen immer fester geknüpft. Nicht unerwähnt darf endlich die zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Wiener Anthropologischen Gesellschaft am 12. Februar 1895 abgehaltene Festsitzung bleiben. Diese wurde durch den Präsidenten Freiherrn von Andrian mit einer schwungvollen, die Wirksamkeit der Gesellschaft schildernden Festrede eröffnet, welcher ein höchst bemerkenswerter Vortrag des Prof. Benndorf über das Monument von Adamklissi in der Dobrudscha folgte; sie schloß mit einer langen Reihe von Begrüßungen und Beglückwünschungen durch verwandte und befreundete Körperschaften in stimmungsvollster Weise ab.

Das kollegiale Zusammenwirken unserer und der Wiener Geographischen Gesellschaft hat sich wiederholt bestens bewährt, unter anderem bei der im September 1908 in Wien veranstalteten XVI. Tagung des Amerikanistenkongresses, für welche beide Gesellschaften gemeinsam die erforderlichen Vorbereitungen getroffen hatten. Der Verlauf dieser Tagung, bei der Freiherr von Weckbecker als Präsident und Regierungsrat Franz Heger als Generalsekretär fungierten, war nach jeder Richtung hin ein höchst befriedigender.

In den Druckschriften der Gesellschaft sind die Dokumente ihrer Tätigkeit hinterlegt. Von Anbeginn hat sie als ihr eigenes Organ die „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ herausgegeben und neben diesen vom Jahre 1884 an in gesonderten Heften die „Sitzungsberichte“, welche für die Chronik der Versammlungen und der Ausschußverhandlungen sowie für kleinere fachliche Aufsätze bestimmt sind. Von den „Mitteilungen“ ist alljährlich ein Band erschienen; sie enthalten sowohl Vorträge, die in den Versammlungen gehalten worden waren, als auch größere und kleinere Originalabhandlungen in- und ausländischer Autoren aus allen Gebieten der Anthropologie. Einen breiten Raum nehmen in denselben überdies die „Literaturberichte“ ein, in welchen zur Orientierung der Mitglieder alle wichtigeren Erscheinungen der anthropologischen Weltliteratur von sachkundigen Referenten besprochen und erläutert werden. Als Redakteure der Druckschriften haben der Reihe nach gewirkt: J. Szombathy (1883—1886), Franz Heger (1887—1898), Ph. Paulitschke (1899), W. Hein (1900—1901) und seit 1902 L. Bouchal.

Mit großer Befriedigung darf die Gesellschaft auf die Erfolge ihrer Druckschriften blicken. Die Verbreitung derselben im In- und Auslande hat von Jahr zu Jahr zugenommen; gegenwärtig werden sie in einer Auflage von 800 Exemplaren hergestellt, von welchen 153 im Schriftentausche zur Versendung kommen und 44 dem Staatsamte für Unterricht zur Verteilung an Bildungsanstalten unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden. Schwere Sorge hat in den letzten Jahren die Aufbringung

der Geldmittel für unsere Druckschriften bereitet; denn die Herstellungskosten, welche schon seit 1910 allmählich zugenommen hatten, sind in den Jahren 1917 bis heute sprunghaft zu solcher Höhe angewachsen, daß sie gegenwärtig — auf den Druckbogen berechnet — mehr als das Zehnfache gegenüber der Vorkriegszeit betragen. Demgegenüber haben sich alle irgendwie zulässigen Einschränkungen der Druckschriften als unzureichend erwiesen und die Gesellschaft mußte sich entschließen, den Jahrgang der „Mitteilungen" für 1918 mit dem für 1919 zu einem Bande zu vereinigen und diesem die „Sitzungsberichte" für beide Jahre beizugeben. Trotz alledem hätten wir das Gleichgewicht in unserem Haushalte nicht aufrecht erhalten können, wenn uns nicht Freunde und Gönner Hilfe gebracht hätten. Infolge einer großmütigen Spende des Herrn Dr. Rudolf Sieghart konnten wir im Jahre 1912 eine Druckkostenreserve (Sieghartfonds) anlegen, zu welcher dann weitere Beiträge der Verlagsbuchhandlung Urban & Schwarzenberg und der Herren Generalrat Wetzler und Oberbergrat M. Guttmann zugeflossen sind. Allein mit dem Jahre 1919 wurde dieser Fonds vollständig aufgezehrt, so daß die Gesellschaft für das Jahr 1920 ausschließlich auf ihre eigenen Einnahmen angewiesen ist. Wie weit die Maßnahmen, die sie zu ausgiebiger Erhöhung derselben getroffen hat, für die Herausgabe des 50. Bandes, der ein Jubelband werden sollte, ausreichen werden, läßt sich bei der Unmöglichkeit einer annähernd genauen Präliminierung jetzt noch nicht beurteilen, keinesfalls aber können alle für diesen Band bestimmten, druckfertig vorliegenden Abhandlungen veröffentlicht werden, wenn uns nicht wieder außerordentliche Beihilfen zuteil werden.

Vieles und sehr Erfreuliches wäre über Arbeiten und Forschungen zu berichten, welche die Wiener Anthropologische Gesellschaft veranlaßt, gefördert und unterstützt hat. Nur das Allerwesentlichste davon kann hier hervorgehoben werden.

In der ersten Zeit ihres Bestehens hatte sie ihr Augenmerk vorwiegend prähistorischen Aufgaben zugewendet, indem sie bemüht war, die bis dahin zum großen Teil aus Liebhaberei betriebenen Aufsammlungen in geregelte Bahnen zu leiten und die einschlägige Methodik zu verbessern. So hat sie sofort nach ihrer Begründung die planmäßige Durchforschung der Seen des Salzkammergutes auf Pfahlbauten unter Heranziehung eines erfahrenen Fischers aus der Schweiz und unter fachlichem Beirate des Prof. Simony in Angriff genommen und mit Erfolg durchgeführt. Eine Spende des Grafen Hans Wilczek von 2000 Gulden hat ihr dazu die Mittel geboten. Als es dann der Gesellschaft möglich war, vom Jahre 1882 bis 1903 einen besonderen „Fonds für praktische Arbeiten" zu unterhalten, dem alljährlich beträchtliche Spenden, namentlich aus der Privatschatulle des Kaisers, zuflossen, hat sie umfassende Ausgrabungen veranlaßt. Die erfolgreichsten von diesen waren: die Erschließung zahlreicher Grabhügel (Tumuli) in der Umgebung von Wies in Mittelsteiermark, welche in den Jahren 1880 und 1881 durch den Bergdirektor W. Radimský eingeleitet und 1882 und 1883 von der Anthropologischen Gesellschaft unter der Leitung J. Szombathys planmäßig fortgesetzt wurden; ferner die Grabungen auf der Gurina im oberen Gailtale sowie bei St. Michael in Krain, die in den Jahren 1884 und 1885 durch J. Szombathy begonnen und 1886 durch M. Hoernes zum Abschlusse gebracht wurden; weiterhin die Durchforschung des bronzezeitlichen Flachgräberfeldes bei Gemeinlebarn (1889 und 1890) sowie die Eröffnung der Grabhügel auf der Malleiten bei Fischau durch J. Szombathy (1894). Die Grabungen bei Gemeinlebarn hat der letztgenannte Forscher in jüngster Zeit mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften erfolgreich fortgesetzt. Auch an den wiederholten Untersuchungen bei Hallstatt sowie an der Ausbeutung der paläolithischen Lößfundstätte bei Willendorf war die Anthropologische Gesellschaft beteiligt. Um die wissenschaftliche Verwertung der letzteren sowie ähnlicher Lößstationen in der Wachau hat sich namentlich Dr. Josef Bayer verdient gemacht.

Im übrigen geben die „Sitzungsberichte" ein annähernd vollständiges Bild dessen, was in den verschiedenen Teilen des alten Österreich auf prähistorischem Gebiete geleistet worden ist, da daselbst auch über die aus Mitteln des Naturhistorischen Museums und der Akademie der Wissenschaften durchgeführten Arbeiten Berichte enthalten sind und uns aus den verschiedenen Ländern alljährlich diesbezügliche Mitteilungen zugekommen sind. Daraus möge namentlich die Ausbeutung der neolithischen Station von Butmir bei Sarajevo unter der Leitung von M. Hoernes sowie der Nachweis von Wallburgen in den verschiedensten Teilen Österreichs, insbesondere im Küstenlande

durch C. Marchesetti und in Südtirol durch K. Ausserer und O. Menghin, hervorgehoben werden.

Es ist hier auch dankbarst der vielfachen Verdienste zu gedenken, welche sich Hofrat Fr. Wieser sowie J. N. Woldřich und Ign. Spöttl durch ihre rege Beteiligung an den gesellschaftlichen Arbeiten im Gebiete der Urgeschichte erworben haben, ganz besonders aber der langjährigen unermüdlichen Wirksamkeit, welche Dr. M. Much zum Wohle unserer Gesellschaft entfaltet, wie auch der zahlreichen Einzeluntersuchungen, die er insbesondere in verschiedenen Gegenden Niederösterreichs erfolgreich durchgeführt hat. Seine wertvolle Privatsammlung bildet gegenwärtig den Grundstock des Lehrapparates des anthropologischen und prähistorischen Instituts der Wiener Universität. Ich kann endlich nicht unterlassen, hier auf die ausgiebige Förderung hinzuweisen, welche der Urgeschichte in Österreich durch das Staatsamt für Denkmalpflege unter dem Einflusse von M. Much und in letzterer Zeit von G. Kyrle zuteil geworden ist, sowie auf die Tätigkeit der seit dem Jahre 1913 unter der geistigen Führung von O. Menghin und G. Kyrle wirkenden Wiener Prähistorischen Gesellschaft und des vor kurzem neugeschaffenen niederösterr. Landesmuseums. Der so vielseitigen Beteiligung an dem Betriebe der Urgeschichte ist es zu danken, daß viele Tausende von wertvollen Fundgegenständen zutage gefördert und für die Wissenschaft erhalten wurden und daß unsere Kenntnis über prähistorische Stationen und deren räumliche Verteilung sich in erfreulichster Weise gemehrt hat. Daraus hat sich naturgemäß eine Erweiterung der allgemeinen Gesichtspunkte und ein wesentlicher Fortschritt in der Beurteilung der Gliederung und Ausbreitung der vorgeschichtlichen Perioden ergeben.

Auch mit der Pflege der Ethnologie hat die Anthropologische Gesellschaft schon in ihrem Gründungsjahre eingesetzt. Die gedankenreichen Vorträge des gelehrten Professors Friedrich Müller: „Über die Verschiedenheit des Menschen als Rassen- und Volksindividuum“ und „Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“ waren damals geradezu richtunggebend. Nachhaltig wurde dieses Gebiet durch Freiherrn von Andrian gepflegt und gefördert, von dessen Arbeiten in unseren Schriften u. a. erschienen sind: „Über den Einfluß der vertikalen Gliederung der Erdbodenfläche auf menschliche Ansiedlungen“ (1876), „Über Wetterzauberei“ (1894), „Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker“ (1901). Andrians Buch: „Die Altausseer, ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes“ (1905) ist das Ergebnis langjähriger tiefgründender Beobachtungen an der Bewohnerschaft seines ihm liebgewordenen Sommeraufenthaltsortes.

Im Laufe der Jahre kamen in den Sitzungen und Schriften unserer Gesellschaft zahlreiche ethnologische Probleme zur Erörterung, und zwar sowohl prinzipielle Fragen hinsichtlich der Entstehung der verschiedenen Kulturgüter und der sozialen Organisationen, als auch besondere Erscheinungen im Leben mancher Völkerschaften. Daran waren beteiligt: Richard Andree, L. Bouchal, A. Dachler, C. Fligier, Arthur Haberlandt, M. Haberlandt, Franz Heger, W. Hein, R. Lasch, Felix Luschan, O. Hovorka, L. Schroeder und viele andere.

Eine der umfassendsten Unternehmungen, welche die Anthropologische Gesellschaft in die Wege geleitet und planmäßig durchgeführt hat, betrifft Untersuchungen über Hausbau, Ortsanlagen und Flureinteilung in den Ländern Österreich-Ungarns. Zunächst wurde nach sorgfältiger Vorbereitung durch ein besonderes Komitee an die Forschungen über das Bauernhaus geschritten. Birgt dieses doch ein höchst wertvolles Stück Kulturgeschichte, indem es alte Lebensgewohnheiten, Arbeitsart und Arbeitsfähigkeit einer Volksschichte widerspiegelt, welche ehemals den weitaus größten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachte. In die Jahre 1890 bis 1914 fällt die Durchführung und Veröffentlichung dieser Arbeiten, an welchen namentlich Oberst Bancalari, M. Haberlandt, R. F. Kaindl, Rud. Meringer, Al. Peez und im weitestgehenden Maße Joh. Bünker Anteil genommen haben. Über Anregung des Professors Rud. Much werden diese Arbeiten noch weiterhin in bezug auf volkstümliche landwirtschaftliche Geräte fortgesetzt. Die Anregung zu Forschungen über Dorf- und Fluranlagen hat Sektionschef Inama-Sternegg gegeben, dem es als einem der Pfadfinder in der Wirtschaftsgeschichte nicht entgangen war, daß dieselben in unmittelbarster Beziehung zu der ältesten Besiedlung stehen und daher die sichersten Rückschlüsse auf diese gestatten. Inama hat der Gesellschaft auch ein ausführliches Programm für diese Forschungen vorgelegt, die dazu erforderlichen archivalischen Vorstudien veranlaßt und in Dr. Wl. Levec und Prof. Jul. Wiesnar ge-

eignete Persönlichkeiten herangezogen. Diese beiden Forscher und späterhin Joh. Bünker haben die Forschungen durchgeführt. Das Ackerbauministerium hat speziell zu diesem Zwecke durch eine Reihe von Jahren eine Subvention von 400 K ausgeworfen.

Ich darf hier mit großer Befriedigung der freundschaftlichen Beziehungen gedenken, die sich zwischen unserer Gesellschaft und dem Verein für Volkskunde in Wien herausgebildet haben. Auf beiden Seiten ist die Erkenntnis tief eingewurzelt, daß ein einträchtiges Wirken beider Körperschaften die gleichgerichteten Bestrebungen derselben in hohem Maße zu fördern geeignet ist, und deshalb kann die ungetrübte Fortdauer des gegenwärtigen guten Einvernehmens auch für die Zukunft mit Sicherheit erhofft werden.

Das Gebiet der physischen Anthropologie war in der ersten Zeit des Bestehens unserer Gesellschaft durch C. Langer und Th. Meynert vortrefflich vertreten. Von beiden liegen Abhandlungen von programmatischer Bedeutung vor. Von Langer: „Über Gesichtsbildung" (1870), „Über Form- und Lageverhältnisse des Ohres" (1882), „Programm für ethnographische Untersuchungen, insbesondere in Österreich" (1883). Von Meynert: „Über die Unterschiede im Gehirnbau des Menschen und der Säugetiere" (1870), „Über die Methode der Gehirnwägungen" (1870), „Über die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung" (1886). Auch Fel. Luschan hat sich schon zu jener Zeit durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen verdient gemacht. Späterhin war es namentlich Aug. Weisbach, der durch seine planmäßigen Untersuchungen die somatische Beschaffenheit der österreichischen Volksstämme erforscht und vergleichend zur Darstellung gebracht hat. Auch Fr. Tappeiner hat sich durch seine vorwiegend die Bevölkerung Tirols betreffenden somatologischen Untersuchungen große Verdienste erworben.

Im Laufe der Jahre haben sich dann aus dem Fortschreiten der Rassenkunde neue Gesichtspunkte für die somatologische Forschung ergeben und ganz besonders hat die experimentelle Vererbungslehre Mendels großen Einfluß auf die Beurteilung der Körpermerkmale und ihrer Kombinationen ausgeübt. Aber auch die Methoden der Untersuchung wurden allmählich weiter ausgebildet, durch die sogenannte Frankfurter Verständigung vereinheitlicht und mehrfach durch Zuhilfenahme geeigneter Apparate und Heranziehung der Photographie erweitert. Von wichtigen Fragen, welche späterhin in unseren Druckschriften behandelt wurden, sind hervorzuheben: Die epochemachenden Untersuchungen von Gorjanović-Kramberger: „Über den paläolithischen Menschen und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien (1901—1905), ferner die Untersuchungen G. Schwalbes „Über. die Hautfarbe des Menschen" (1904) und Eug. Fischers über Anthropologie und Ethnologie des „Bastardvolkes" in Deutsch-Südwestafrika (1910). Diesen darf ich anreihen meine eigenen Arbeiten: „Über die Körpergröße der Tiroler und Vorarlberger" (1891), „Über die Brachykephalie der alpenländischen Bevölkerung" (1910), „Über die Schädelform der Altslawen" (1911—1912), „Über die Brauenwülste und ihre mechanische Bedeutung" (1914) und eine Reihe von Untersuchungen über den Unterkiefer des Menschen, insbesondere über die Kinnbildung (1905—1915).

Eine höchst wertvolle Ausdehnung des Gebietes der physischen Anthropologie ist in jüngster Zeit einerseits von Prof. Robert Stigler durch seine rassenphysiologischen Arbeiten an Negern, anderseits von Prof. Al. Pilcz durch rassenpsychiatrische Studien an österreichischen Kriegsteilnehmern angebahnt worden. Nach beiden Richtungen hin haben diese Studien schon zu positiven Ergebnissen geführt, welche für die Charakteristik gewisser Rassen und Volksgruppen von wesentlichem Belang sind.

Es ist nun einer Reihe von größeren Unternehmungen auf dem Gebiete der physischen Anthropologie hervorzuheben, die durch unsere Gesellschaft angeregt und in die Wege geleitet wurden. Die erste von diesen betrifft die Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut, welche im Jahre 1880 im Zusammenwirken mit der Direktion für administrative Statistik gleichzeitig mit der Volkszählung, aber mittels besonderer Zählblätter vorgenommen wurden. Die Bearbeitung dieser letzteren übertrug die Gesellschaft dem Regierungsrat G. Schimmer, welcher die Ergebnisse in einem Ergänzungshefte zum XV. Bande der „Mitteilungen" zur Veröffentlichung brachte.

Nahezu gleichzeitig wurde die Untersuchung der Schädelformen in den österreichischen Alpenländern in Angriff genommen und damit die Anatomen M. Holl und E. Zuckerkandl beauftragt. Die in den Friedhöfen befindlichen Beinhäuser boten dazu ein taugliches und reichliches Material. Es ergab sich daraus ein guter Überblick über die in unseren Alpenländern

vorkommenden Schädelformen und die Verteilung derselben in den verschiedenen Gegenden. Im Vereine mit den Arbeiten Tappeiners und späteren Untersuchungen von Weisbach, Toldt, Frizzi und Ploy führten sie zu einer nahezu erschöpfenden Kenntnis der Eigenart des Schädelbaues dieser Bevölkerung, welche hauptsächlich in dem bedeutenden Überwiegen höherer Grade von Brachy- und Hyperbrachykephalie bei abgeflachtem Hinterhaupte zum Ausdruck kommt.

Ein weiteres Unternehmen knüpfte sich an die Exhumierung der Überreste berühmter Persönlichkeiten aus Anlaß der Errichtung von Ehrengräbern in dem Wiener Zentralfriedhofe. Die Anthropologische Gesellschaft hatte sich im Jahre 1884 von den zuständigen Behörden die Ermächtigung erwirkt, die noch vorhandenen Gebeine dieser Männer bei ihrer Aushebung aus den bisherigen Grabstätten einer entsprechenden Untersuchung zu unterziehen. Mit dieser Aufgabe wurden Meynert, Toldt und Weisbach betraut. Es kamen noch in demselben Jahre die Gebeine Beethovens, Schuberts, des Feldmarschalls Heß und des Mineralogen Friedrich Mohs und später die des Architekten Van der Nüll (1889) und Nestroys (1890) zur Untersuchung. Die Ergebnisse derselben waren zum Teil sehr bemerkenswert. Insbesondere gestatteten sie im Zusammenhang mit der später hinzugekommenen eingehenden Untersuchung Tandlers über den Schädel Haydns (1909) eine lehrreiche Vergleichung der Kopfformen der großen österreichischen Tondichter.

Von weittragendster Bedeutung sind endlich die umfassenden Untersuchungen, welche unsere Gesellschaft im Laufe der letztvergangenen Jahre in den Kriegsgefangenenlagern veranlaßt hat. Es geschah dies in der Erwägung, daß in diesen ein buntes Gemenge von Menschen der verschiedensten Volks- und Rassenzugehörigkeit angesammelt war, wie es sich wohl noch niemals auf engem Raume zusammengefunden hatte, und zwar gehörten diese Menschen vorwiegend Volksstämmen des europäischen und asiatischen Rußland an, welche hinsichtlich ihrer somatischen und ethnologischen Eigenart bisher noch wenig oder gar nicht gekannt waren. Auch schienen die geordneten Verhältnisse, die in den Gefangenenlagern herrschten, besonders günstige Vorbedingungen für derartige Untersuchungen darzubieten. Es wurde daher in der Ausschußsitzung vom 11. Juni 1915 beschlossen, die vorhandene, voraussichtlich nicht mehr wiederkehrende Gelegenheit so weit und so gut als immer möglich auszunützen und sofort die erforderlichen Schritte einzuleiten, vor allem von dem Kriegsministerium die Ermächtigung dazu zu erbitten. Ein besonderes Komitee arbeitete die Grundzüge eines Planes für diese Unternehmung aus und Prof. Pöch erklärte sich auf Ersuchen des Ausschusses sofort bereit, die Durchführung desselben unter Beihilfe einiger seiner Schüler zu übernehmen. Da das Kriegsministerium ohne Zögern seine Zustimmung gab und das tunlichste Entgegenkommen der in Betracht kommenden militärischen Behörden in Aussicht stellte, so konnte Prof. Pöch schon am 15. Juli 1915 in dem Kriegsgefangenenlager bei Eger unter Mitwirkung von Dr. G. Kyrle, Dr. Hautmann, Hesch und besonders Dr. Weninger seine Arbeiten in Angriff nehmen. Diese wurden dann bis zum Oktober 1918 in zehn anderen österreichischen und zwei reichsdeutschen Gefangenenlagern fortgesetzt, so daß im ganzen an 7000 Mann in die Untersuchung einbezogen werden konnten. Dabei hat Prof. Pöch die Untersuchungsmethoden im Rahmen des ursprünglichen Planes fortwährend weiter ausgebildet und verbessert. Es wurden alle Personaldaten, die Orts- und Volkszugehörigkeit jedes einzelnen der zur Untersuchung Gelangenden sowie auch die Abkunft der Eltern derselben genauestens erhoben, die Körpermaße sowie die dem Auge zugänglichen Merkmale und nicht minder etwaige Anomalien verzeichnet, von den meisten der Untersuchten Photographien abgenommen und von vielen der Kopf oder andere Körperteile in Gips abgeformt. Mancherlei ethnologische Verhältnisse wurden vermerkt und mittels des Phonographen Sprachproben aufgenommen. So wurde dank der aufopferungsvollen Tätigkeit Prof. Pöchs ein reiches Untersuchungsmaterial zusammengetragen, dessen Wert ein bleibender ist, da es nicht nur den unmittelbaren Zielen in jeder Hinsicht vollkommen entspricht, sondern auch für andere anthropologische Probleme, namentlich für die Völkerkunde, wichtige Aufschlüsse zu geben vermag. Der Erfolg dieser Unternehmung hätte aber kein so durchschlagender sein können, wenn sie sich nicht der unausgesetzten Förderung durch das Kriegsministerium zu erfreuen gehabt und auch seitens der Kommanden, Offiziere und Ärzte der Gefangenenlager die ausgiebigste Unterstützung gefunden hätte. Die Auslagen für dieses Unternehmen betrugen rund 40.000 K und wurden zum weitaus größten Teile durch die Wiener Akademie der Wissenschaften getragen, welche

in Würdigung der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Untersuchungen dem Prof. Pöch Subventionen im Gesamtbetrage von 36.950 K beigestellt hat.

In den Kriegsgefangenenlagern arbeitete in den Jahren 1916 und 1917 unser Mitglied Dr. R. Lach auf dem Gebiete der vergleichenden Musikwissenschaft, ebenfalls mit Unterstützung der Wiener Akademie der Wissenschaften; im folgenden Jahre berichtete er in unserer Gesellschaft auf Grund seiner sehr erfolgreichen Forschungen über die Musik der turk-tatarischen, finnisch-ugrischen und Kaukasusvölker.

Im Zusammenhang mit den Kriegsereignissen haben einige unserer Mitglieder auch anderwärts Gelegenheit zu anthropologischen Forschungen gefunden, über welche unsere Druckschriften Mitteilung machen. So hat Dr. Josef Bayer während seiner militärdienstlichen Verwendung in Palästina im Jahre 1917 daselbst sehr ergebnisreiche urgeschichtliche Forschungen unternommen und dieselben im Jahre 1918 mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften im Vereine mit Dr. Antonius weiter fortgesetzt. G. Kyrle konnte hinter der Front (1915 und 1916) und V. Lebzelter im Etappenraume (1916) somatologische Untersuchungen an Kriegsgefangenen nach den von Prof. Pöch geübten Methoden vornehmen, und von Arthur Haberlandt liegt eine Studie zur Anthropologie der Albaner (1917) sowie auszugsweise ein Bericht über seine im Jahre 1916 im Auftrage des Unterrichtsministeriums durchgeführten Arbeiten zur Volkskunde von Montenegro und Albanien vor. Im Anschlusse daran veranstaltete Arthur Haberlandt im Festsaale der Universität eine höchst lehrreiche Ausstellung von Objekten zur Volkskunde der besetzten Balkangebiete. Der unermüdlichen Betätigung G. Kyrle's verdanken wir überdies eine sehr lehrreiche Abhandlung über „Siedlungs- und Volkskundliches aus dem wolhynischen Polesie" (1918). Von großer Bedeutung sind endlich die von Frau Dr. Hella Pöch-Schürer in den Jahren 1917 und 1918 an den Insassen des wolhynischen Flüchtlingslagers in Niederalm bei Salzburg durchgeführten Arbeiten; es sind dies einerseits rassenanthropologische Untersuchungen an 300 Männern und Frauen, anderseits vererbungswissenschaftliche Studien an 70 Familien mit im ganzen 400 Familienmitgliedern.

* * *

Aus der gedrängten Rückschau auf die fünfzigjährige Tätigkeit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, welche ich hiemit der hochverehrten Versammlung vorgeführt habe, wollen Sie, meine Herren und Damen, ersehen, daß unsere Gesellschaft nicht nur stetig dem Fortschreiten der Wissenschaft gefolgt ist, sondern auch einen wesentlichen Anteil an demselben genommen hat, daß sie in und mit unserer Wissenschaft zielbewußt die Wege zur eigenen Fortentwicklung gesucht und gefunden hat, ja daß auch der furchtbare Weltkrieg mit allen seinen traurigen Folgen nicht vermocht hat, ihre Arbeitsfreude einzudämmen noch auch die Teilnahme der Mitglieder an der Vereinstätigkeit irgendwie zu schmälern. Das sind untrügliche Zeichen des festen inneren Haltes der Gesellschaft und vollgültige Beweise für ihre Daseinsberechtigung.

Ich bitte nun die hochverehrte Versammlung, mir zu gestatten, einen Blick in die Zukunft zu werfen, um auf die Aufgaben hinzuweisen, welche der Wiener Anthropologischen Gesellschaft fernerhin zufallen werden.

Vor allem wird sie ihre Tätigkeit im Geiste echter Wissenschaftlichkeit fortzuführen und allen ihren Zweiggebieten in entsprechendem Maße zuzuwenden haben. Sie wird die tatsächlichen Unterlagen unseres Wissens andauernd zu vermehren und zu verstärken suchen, indem sie bestrebt sein wird, immer wieder neues taugliches Untersuchungsmaterial herbeizuschaffen sowie zufällig gefundenes zu bergen, um es sorgfältiger Vorbearbeitung zuzuführen; denn ein durchaus einwandfreies Untersuchungsmaterial ist die erste Voraussetzung für gründliche und exakte Forschung, und jeder neue Fund kann neue Gesichtspunkte, neue Aufklärung zur Folge haben oder geeignet sein, ältere Auffassungen zu korrigieren.

Allein mit der Erweiterung und Verstärkung unseres Wissensbesitzes sind die Aufgaben der Anthropologischen Gesellschaft keineswegs erschöpft, sie ist vielmehr einhellig der Überzeugung, daß sie in Hinkunft mehr als bisher ihr Augenmerk der Verbreitung und Popularisierung der wissenschaftlichen Errungenschaften zuzuwenden haben werde. Der tiefgehende Umschwung der Verhältnisse in unserem Staate fordert gebieterisch die Hebung des allgemeinen Bildungszustandes; denn ein Volk, das sich selbst regiert, darf nicht in geistiger Unmündigkeit verharren, noch auch der Verwilderung seiner moralischen Qualitäten preisgegeben sein. Es muß vielmehr, wenn anders es staatserhaltend wirken will, durchdrungen sein von der unabweisbaren Notwendigkeit

des Fortschreitens der Zivilisation, muß Klarheit haben von Wesen und Bedeutung derselben und sich bewußt werden, durch welche Umstände sie gefördert oder gehemmt wird. Darüber gibt die Geschichte der Menschheit, die ja alle Phasen der Zivilisation in sich schließt, unmittelbaren Aufschluß.

Schon im Jahre 1909 hat die Wiener Anthropologische Gesellschaft in einer Eingabe an das Unterrichtsministerium, in welcher sie die Errichtung einer anthropologisch-ethnographischen Lehrkanzel an der Wiener Universität befürwortete, nachdrücklichst betont, daß dies im wohlverstandenen Interesse des Staates gelegen sei. Sie hat darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, daß die Staatsverwaltung über die Eigenart des Volkes, seine Sitten und Gebräuche, sein geistiges Wollen und Können und über Maß und Richtung seiner physischen Leistungsfähigkeit in entsprechender Kenntnis sei, wie nicht minder über die Eigenschaften, Bedürfnisse und sozialen Organisationen fremder Völker. Und einige Jahre vorher schon war im niederösterreichischen Landtage durch Abt Dungl die Errichtung einer Lehrkanzel für Urgeschichte beantragt und die Notwendigkeit derselben durch die Abgeordneten Viktor Adler, Baron Ludwigstorf und Engelbert Pernerstorfer sachlich begründet worden.

Durch die heutige Gestaltung der Dinge wird die Staatsverwaltung geradezu dahin gedrängt, auf die soziale und kulturelle Seite der Völkerentwicklung Rücksicht zu nehmen und in dieser die Vorbilder ihres Handelns zu suchen. Die Anthropologische Gesellschaft aber erscheint mehr als je dazu berufen, nach dieser Richtung hin in weiteren Kreisen Aufklärung zu verbreiten. Sie kann dies in zweierlei Weise tun. Einmal, indem sie selbst an die breite Öffentlichkeit belehrend herantritt; denn der Stand unseres Wissens ist gegenwärtig so weit vorgeschritten, daß es möglich ist, gewisse Abschnitte desselben in abgerundeter Form gemeinverständlich zur Darstellung zu bringen. Es liegen bereits Beschlüsse der Gesellschaft vor, zufolge deren sie schon im Laufe der nächsten Monate über jeden der drei von ihr vertretenen Wissenszweige eine Reihe allgemein zugänglicher volkstümlicher Vorträge veranstalten wird und auch in der Folge sich in ähnlicher Art zu betätigen gedenkt.

Außerdem aber wird die Gesellschaft bemüht sein, auf eine entsprechende Berücksichtigung der von ihr vertretenen Wissensgebiete in dem Unterricht an den Mittelschulen hinzuwirken. Allem Anscheine nach steht eine tiefgehende Reform unseres Mittelschulwesens unmittelbar bevor, und es ist kein Grund zur Annahme vorhanden, daß diese nicht auch unseren Wünschen Rechnung tragen könnte. Jedenfalls sollte es Gegenstand reiflichster Erwägung sein, in welcher Art und in welchem Umfange dies möglich wäre. Man muß dabei nicht notwendig an die Schaffung besonderer Lehrfächer denken, denn das angestrebte Ziel wird auch durch Angliederung der in Betracht kommenden Materien an bestimmte Hauptfächer zu erreichen sein. Zwei Voraussetzungen sind aber dafür unerläßlich: erstens die entsprechende fachliche Ausbildung der Lehrkräfte, zweitens die Beistellung guter Lehr- und Anschauungsbehelfe. Wäre das letztere ohne Schwierigkeit und ohne erheblichen Zeitaufwand zu bewerkstelligen, so würde die berufsmäßige Ausbildung des Lehrpersonals jedenfalls längere Vorbereitungen erfordern, da für diese vorerst an den Universitäten Vorsorge zu treffen wäre. Es müßten zu diesem Ende nicht nur an der Wiener Universität die anthropologisch-prähistorischen Lehrkanzeln entsprechend erweitert und ausgestaltet werden, sondern auch in Graz und Innsbruck derartige Institute errichtet und mit tüchtigen Fachmännern besetzt werden, damit die erforderliche Zahl von Mittelschullehrern nach der gedachten Richtung hin ausgebildet werden kann; denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben: nur nach Maßgabe der verfügbaren tauglichen Lehrkräfte kann an die Durchführung der an den Mittelschulen zu treffenden Einrichtungen geschritten werden, wenn anders man sich nicht mit einem Scheinerfolge zufrieden geben will.

Weiterhin wird sich die Anthropologische Gesellschaft angelegen sein lassen, ihre Beziehungen nach außen hin, welche bisher für sie so nutzbringend waren, zu pflegen und aufrecht zu erhalten. Das sind zunächst ihre Beziehungen zur Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und zu den anderen deutschen anthropologischen Vereinen sowie zur Wiener Geographischen Gesellschaft und zum Verein für Volkskunde in Wien. Ganz besonders gilt dies auch für ihr Verhältnis zu dem Naturhistorischen Hofmuseum, beziehungsweise der anthropologisch-ethnographischen Abteilung desselben, welches seit der Errichtung der letzteren im Jahre 1876 dank dem beiderseitigen freundschaftlichen Entgegenkommen und der verständnisvollen Einwirkung des Oberstkämmereramtes ununterbrochen ein vor-

zügliches gewesen ist. Die Anthropologische Gesellschaft legt namentlich den allergrößten Wert darauf, daß die gegenseitigen Leistungen und Verbindlichkeiten, welche aus der Übergabe der von ihr erworbenen Druckschriften und Sammlungsgegenstände an das Hofmuseum erfließen, sich wie bisher im besten Einvernehmen abwickeln werden.

Zum Schlusse darf ich nicht unterlassen, auf die materiellen Verhältnisse unserer Gesellschaft hinzuweisen. Es wird unsere ernste Sorge sein, zunächst über die äußerst schwierige Lage hinwegzukommen, in welche ihr Haushalt augenblicklich infolge der außergewöhnlichen Teuerungsverhältnisse geraten ist, dann aber auch die Wege für die Sicherstellung jener Geldmittel zu suchen, deren sie in normalen Zeiten zur Fortführung ihrer Tätigkeit notwendig bedarf. Die Mitglieder der Gesellschaft werden zwar gewiß nicht verfehlen, nach Möglichkeit selbst dafür aufzukommen, aber doch werden wir die Beihilfe von Gönnern und Freunden und namentlich eine ausgiebige staatliche Unterstützung nicht entbehren können. Wir zählen darauf in der Überzeugung, daß die Wiener Anthropologische Gesellschaft als ein geschichtlich Gewordenes und für das geistige Volksleben Unentbehrliches das Anrecht erworben hat, in ihrem vollen bisherigen Wirkungskreis erhalten zu bleiben. Wir zählen darauf im Hinblick auf die rühmliche Vergangenheit der Gesellschaft, auf alles das, was sie in 50 Jahren mit staatlicher und privater Unterstützung geleistet hat. Wir zählen endlich darauf in der festen Zuversicht, daß die kollektive Arbeit der Gesellschaft auch in Hinkunft für die Wissenschaft fördernd wie auch für Staat und Volk nutzbringend sein wird.

2. Hierauf folgten die Begrüßungsansprachen:

Unterstaatssekretär Glöckel namens der Unterrichtsverwaltung;
Hofrat Prof. Dr. Redlich namens der Akademie der Wissenschaften;
Rector magnificus Prof. Dr. Schwind namens der Wiener Universität;
Sektionschef Dr. Weckbecker namens des ehem. Oberstkämmereramtes;
Regierungsrat Schubert namens des Staatsdenkmalamtes;
Prof. Dr. Pöch namens des Anthropologisch-Ethnographischen Instituts der Universität;
Prof. Dr. Brückner namens der Geographischen Gesellschaft in Wien;
Prof. Dr. Menghin namens der Wiener Prähistorischen Gesellschaft;
Prof. Dr. Haberlandt namens des Vereines und Museums für Volkskunde;
Sektionsrat Dr. Felgel namens des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich;
Prof. Dr. Arthaber namens der Geologischen Gesellschaft.

Der Vorsitzende spricht allen Rednern den herzlichsten Dank für die sympathischen Kundgebungen und die ehrenvolle Anerkennung der Tätigkeit der Anthropologischen Gesellschaft aus, insbesondere dankt er dem Herrn Unterstaatssekretär Glöckel für seine wohlwollende Würdigung der gesellschaftlichen Bestrebungen und für die Zusicherung der werktätigen Förderung derselben durch die Unterrichtsverwaltung.

3. Glückwunschtelegramme haben gesendet:

die königliche Akademie der schönen Künste, Wissenschaften, Geschichte und Altertumskunde zu Stockholm (Prof. Dr. Oskar Montelius);
die anthropologisch-ethnographische Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien (Dr. Bayer);
die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde;
das Museum Ferdinandeum in Innsbruck;
der Kärntner Geschichtsverein;
Prof. Dr. Schlaginhaufen in Zürich;
Hofrat Prof. Dr. Lenhossék in Budapest;
Hofrat Prof. Dr. Wieser in Innsbruck;
Dr. Georg Kyrle (aus Schärding).

Glückwunschschreiben haben gesendet:

das Nordische Museum in Stockholm (Dr. G. Upmark);
die Finnische Altertumsgesellschaft in Helsingfors;
die Società Romana di Antropologia (Prof. Dr. S. Sergi);
das Museum für Völkerkunde in Leipzig (Prof. Dr. K. Weule);
das Museum für Völkerkunde in Hamburg (Prof. Dr. G. Thilenius);
das Museum für Völkerkunde in Köln (Prof. Dr. W. Foy);
das Anthropologische Institut der Universität München (Prof. Dr. R. Martin);
das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg;
die Berliner Anthropologische Gesellschaft (Geheimrat Prof. Dr. H. Virchow);
die Münchner Anthropologische Gesellschaft (Prof. Dr. L. Scherman und F. Birkner);

die Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz (Prof. Feyerabend);
die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau;
die Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier;
die Jugoslawische Akademie der Wissenschaften und Künste in Agram;
das Krainische Landesmuseum „Rudolfinum" in Laibach (Prof. Dr. J. Mantuani);
die Universitätsbibliothek in Wien (Hofrat Dr. Frankfurter);
die Zoologisch-Botanische Gesellschaft in Wien (A. Handlirsch).
im Auftrag Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Therese von Bayern Gabriele Gräfin Deym in München;
Geheimrat Prof. Dr. v. Luschan in Berlin;
Geheimrat Prof. Dr. W. v. Waldeyer-Hartz in Berlin;
Geheimrat Prof. Dr. A. Penck in Berlin;
Prof. Dr. Eugen Fischer in Freiburg i. B.;
Dr. C. Conti-Rossini in Rom;
Prof. Dr. G. Sergi in Rom;
Dr. C. Marchesetti in Triest;
Prof. Dr. H. Matiegka in Prag;
Notar J. Palliardi in Mährisch-Budwitz;
Sektionschef Förster-Streffleur in Wien;
Hofrat Prof. Dr. F. Becke in Wien;
Hofrat Prof. Dr. R. Wettstein in Wien;
Prof. Dr. R. Sieger in Graz;
Stadtarchivar H. Ankert in Leitmeritz;
Ing. F. Kießling in Wien.

---

# Verzeichnis der während des 50jährigen Bestandes der Anthropologischen Gesellschaft (1870—1919) erschienenen Aufsätze, erfolgten Ausflüge und abgehaltenen Vorträge.

(Zusammengestellt von Dr. **Georg Kyrle.**)

## I. Aufsätze.[1])

### *A.* Anthropologie.

(Physische Anthropologie, einschließlich Rassen- und Vererbungsforschung.)

Benedikt M., Kraniometrische Mitteilungen. VIII, 1879.
— — Über die Wahl der kraniometrischen Ebenen. IX, 1880.
— — Weitere methodische Studien zur Kranio- und Kephalometrie. IX, 1880.
— — Weitere methodische Studien zur Kranio- und Kephalometrie. X, 1881.
— — Ein Fellah-Gehirn. XXIII, 1893.
Berwerth F. H., Über Vermehrung und Verminderung des Gebisses bei den Primaten. XLIV, 1914.
Erdweg M. J., Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea. XXXII, 1902.
Fligier, Zur Anthropologie der Briten und Iren. IX, 1880.
Fritsch G., Bemerkungen zur Hautfarbentafel. XLVI, 1916.
Frizzi E., Ein Beitrag zur Anthropologie des Homo alpinus Tirolensis. XXXIX, 1909.
Gorjanović-Kramberger K., Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien (als zweiter Teil). XXXII, 1902.
Herman O., Zur Frage des magyarischen Typus. XXXV, 1905.
Holl M., Über Akrocephalie. XIII, 1883.
— — Über die in Tirol vorkommenden Schädelformen. XIV, 1884.
— — Über die in Tirol vorkommenden Schädelformen. XV, 1885.
— — Über die in Tirol vorkommenden Schädelformen. Dritter Beitrag. XVII, 1887.
— — Über die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen. XVIII, 1888.
— — Über Gesichtsbildung. XXVIII, 1898.
— — Über die Lage des Ohres. XXIX, 1899.
— Mozarts Ohr. Eine anatomische Studie. XXXI, 1901.
— — Ein Apparat zur bildlichen Darstellung des Schädelumfanges mit gleichzeitiger Festlegung der Ohrpunkte. XLIII, 1913.
— — Der aurikular asymmetrische Hirnschädel XLVI, 1916.
Horváth A., Crania salonitanea. Beschreibung einer Reihe von Schädeln der altchristlichen Begräbnisstätte Salonas (bei Spalato, Dalmatien). I. und II. Teil. XXXVI, 1906; XXXVII, 1907.
Hovorka O., Über die anthropologisch-orthopädischen Meßmethoden des Rückens. XXXIV, 1904.

[1]) Vorerst nach Disziplinen, innerhalb derselben alphabetisch nach Verfassernamen und innerhalb der letzteren chronologisch nach dem Erscheinen geordnet. Kleinere Notizen und referierende Fundberichte nicht berücksichtigt.

Kollmann J., Europäische Menschenrassen. XI, 1882.
Kraitschek G., Beiträge zur Frage der Rassenmischung in Mitteleuropa. XLIV, 1914.
Langer C., Über Gesichtsbildung. I, 1871.
— — Negerschädel mit überzähligen Zähnen. I, 1871.
— — Über Form- und Lageverhältnisse des Ohres. XII, 1882.
Lasch R., Die Verstümmelung der Zähne in Amerika und Bemerkungen zur Zahndeformierung im allgemeinen. XXXI, 1901.
Lebzelter V., Morphologische Untersuchungen über die Jochbogengegend und deren Beziehungen zur Frankfurter Horizontalebene. XLIII, 1913.
Lipiec M., Über das Wachstum der polnischen Jüdinnen. XLII, 1912.
Luschan F., Ein neanderthaloider Ungar-Schädel. III, 1873.
Makowsky A., Der diluviale Mensch im Löß von Brünn. Mit Funden aus der Mammutzeit. XXII, 1892.
Marno E., Ein Akka-Mädchen. V, 1875.
— — Ein Akka-Weib. V, 1875.
Mathews R. H., Zur australischen Deszendenzlehre. XXXVIII, 1908.
Matiegka H., Über die Beziehung zwischen Körperbeschaffenheit und geistiger Tätigkeit bei den Schulkindern. XXVIII, 1898.
— — Über den Körperwuchs der prähistorischen Bevölkerung Böhmens und Mährens. XLI, 1911.
Meinzingen F., Über die Sexual-Proportion der Geborenen. XXIX, 1899.
Melzer W., Zur Homologie der menschlichen Extremitäten. XXIII, 1893.
Meyer A. B., Anthropologische Mitteilungen über die Papuas von Neu-Guinea. IV, 1874.
Meynert Th., Über die Methode der Gehirnwägungen. I, 1871.
— — Über Unterschiede im Gehirnbau des Menschen und der Säugetiere. I, 1871.
Mies J., Über die Unterschiede zwischen Länge, Breite und Längen-Breiten-Index des Kopfes und Schädels. XX, 1890.
Miljanić P., Geisteskranke, Taubstumme, Epileptiker und Blinde in der Crna Gora. XLVII, 1917.
Müller F., Über die Melanesier und die Papua-Rasse. II, 1872.
Müllner A., Über anthropologische Forschungsergebnisse aus Untersteiermark und die Methode bei den Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie und Urgeschichte. X, 1881.
Nagel E., Die Vitalität des magyarischen Volksstammes. III, 1873.
Narbeshuber R., Anthropologisches aus Süd-Tunesien. XXXIV, 1904.
Neumayer V. L., Ein Beitrag zur Lehre vom Längenwachstum des Hirnschädels. XXXVIII, 1908.
Ploy H., Zur Anthropologie des oberen Salzachgebietes. XXXVIII, 1908.
Pöch R., Studien an Eingeborenen von Neu-Südwales und an australischen Schädeln. XLV, 1915.
— — I. bis IV. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. XLV, 1915; XLVI, 1916; XLVII, 1917; XLVIII/XLIX, 1918/1919.
— — Ein Tasmanierschädel im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Die anthropologische und ethnographische Stellung der Tasmanier. XLVI, 1916.
— — Über das „blonde" Tasmanierhaar. XLVI, 1916.
Rakowsky J., Ein Beitrag zur Anthropologie der Tscheremissen. XLV, 1915.
Ratzel F., Zur Beurteilung der Anthropophagie. XVII, 1887.
Schück Ad. C., Das Schulterblatt des Menschen und der Anthropoiden. XL, 1910.
— — Über die Istro-Rumänen. Anthropologische Studien. XLIII, 1913.
Schürer-Waldheim H., Vorgeschichtliche menschliche Funde aus Stillfried. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Schwalbe G., Die Hautfarbe des Menschen. XXXIV, 1904.
Seiner F., Beobachtungen an den Bastard-Buschleuten der Nord-Kalahari. XLIII, 1913.
Spitzer O., Untersuchungen an Krakauer Mädchen. XLV, 1915.
Svoboda, Die Bewohner des Nicobaren-Archipels. XX, 1890.
Szombathy J., Über relative Schädelmaße und ihre Anwendung. XLVIII XLIX, 1918/1919
Tandler J., Über den Schädel Haydns. XXXIX, 1909.
Török, Bericht über die macrocephalen Schädel aus Velem. XXXIII, 1903.
— — Neuere Beiträge zur Frage der Horizontalebene des Schädels in bezug auf die kraniometrische Analyse der Schädelform. XXII, 1892.
Toldt C., Die Körpergröße der Tiroler und Vorarlberger. XXI, 1891.
— — Untersuchungen über die Brachycephalie der alpenländischen Bevölkerung. XL, 1910.
— — Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen — einst und jetzt. XLII, 1912.
— — Brauenwülste, Tori supraorbitales, und Brauenbögen, Arcus superciliares, und ihre mechanische Bedeutung. XLIV, 1914.
— — Über den vorderen Abschnitt des menschlichen Unterkiefers mit Rücksicht auf dessen anthropologische Bedeutung. XLV, 1915.
Wankel H., Ein prähistorischer Schädel mit einer halbgeheilten Wunde auf der Stirne, höchstwahrscheinlich durch Trepanation entstanden. VII, 1878.

Wankel H., Über die angeblich trepanierten Kranien des Beinhauses zu Sedlec in Böhmen. VIII, 1879.
— — Über einen prähistorischen Schädel mit einer Resektion des Hinterhauptes. XII, 1882.
Weisbach A., Die Schädelform der Türken. III, 1873.
— — Ein makrocephaler Türkenschädel. V, 1875.
— — Die Schädelform der Griechen. XI, 1882.
— — Ein Macrocephalus aus Erenkiöi in Kleinasien. XII, 1882.
— — Die Zigeuner. XIX, 1889.
— — Der Maori-Schädel. XX, 1890.
— — Die Oberösterreicher. XXIV, 1894.
— — Die Salzburger. XXV, 1895.
— — Die Bosnier. XXV, 1895.
— — Altbosnische Schädel. XXVII, 1897.
— — Die Deutschen Steiermarks. XXVIII, 1898.
— — Einige Gräberschädel aus Ungarn. XXIX, 1899.
— — Die Deutschen Kärntens. XXX, 1900.
— — Die Slowenen. XXXIII, 1903.
— — Die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens. XXXV, 1905.
— — Die Schädelformen der Slowenen. XLII, 1912.
Weißenberg S., Die Spaniolen. Eine anthropometrische Skizze. XXXIX, 1909.
— — Zur Anthropologie der nordafrikanischen Juden. XLII, 1912.
— — Die zentralasiatischen Juden in anthropologischer Beziehung. XLIII, 1913.
Wurmbrand G., Über die Methoden anthropologischer Forschung. X, 1881.
Zuckerkandl E., Über oxycephale und akrocephale Kranien. IV, 1874.
— — Beiträge zur Lehre des menschlichen Schädels. IV, 1874.
— — Über Mikrocephalie. V, 1875.
— — Über ein in Weikersdorf gefundenes Skelett. V, 1875.
— — Beiträge zur Kraniologie der Deutschen in Österreich. XIII, 1883.
— — Kraniologische Untersuchungen in Tirol und Inner-Österreich. XIV, 1884.
— — Fossae praenasales. XXIV, 1894.
— — Zur Kraniologie der Nias-Insulaner. XXIV, 1894.

## *B.* Archäologie.
(Vor- und Frühgeschichte.)

Andree R., Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben. XII, 1882.
Andrian F., Über eine alte Begräbnisstätte bei Rossitz in Böhmen. I, 1871.
Bartels M., Über einen angeschossenen Menschenknochen aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain. XXV, 1895.
Bayern F., Ausgrabungen auf dem Leichenfelde von Samthawro im Kaukasus im Jahre 1872. IV, 1874
Behlen H., Der diluviale (paläolithische) Mensch in Europa. XXXVII, 1907.
Beigel H., Über prähistorische Gräber Polens. II, 1872.
Bella L., Ausgrabungen auf dem Burgstall bei Ödenburg. XXIV, 1894.
Bella L. und Müller O., Prähistorische Funde in der Umgebung von Ödenburg in Ungarn. XXI, 1891.
Boué A., Aufzählung von Tumuli oder alten Grabhügeln in der europäischen Türkei. I, 1871.
Brauer u. Dolesch, Heidnische Begräbnisstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen. VI, 1876.
Breuner-Enkevoirth A., Archäologischer Fund bei Kamp in Niederösterreich. I, 1871.
— — Mitteilung an die Anthropologische Gesellschaft über einen Fund bei Stettenhof. II, 1872.
Breuil H. u. Obermaier H., Die Gudenushöhle in Niederösterreich. XXXVIII, 1908.
Bünker J. R., Der Haschendorfer Bronzefund. XLIV, 1914.
Chlingensperg M., Der Knochenhügel am Langacker und die vorgeschichtliche Herdstelle am Eisenbichl bei Reichenhall in Oberbayern. XXXIV, 1904.
Coppi F., Über die im Jahre 1871 in der Terremare von Gorzano vorgenommenen Ausgrabungen. II, 1872.
Dell J., Architektonisches auf den Reliefs der Matres aus Carnuntum. XXIV, 1894.
Deschmann K., Eine heidnische Urnengrabstätte bei Zirknitz in Krain. VIII, 1879.
— — Über die vorjährigen Funde im Laibacher Pfahlbau. VIII, 1879.
— — Über die neuesten Funde in den Hügelgräbern von St. Margarethen. X, 1881.
— — Prähistorische Nachgrabungen in Krain im Jahre 1882. XIII, 1883; XIV, 1884.
Dolbeschew W. J., Ausgrabungen auf den Gräberfeldern von Kumbulte in Digorien (Kaukasus). XXI, 1891.
Dolesch u. Brauer, Heidnische Begräbnisstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen. VI, 1876.
Fischer H., Mineralogisch-archäologische Studien. VIII, 1879.
Fischer L. H., Neolithische Funde in Schönbühl an der Donau. XXIII, 1893.
— — Eine neolithische Ansiedelung in Wien (Ober-St. Veit), Gemeindeberg. XXVIII, 1898.
Gorjanović-Kramberger K., Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. I. bis IV. Teil. XXXI, 1901; XXXII, 1902; XXXIV, 1904; XXXV, 1905.
Gurlitt. Über Tongefäße und die Entwicklung ihrer Ornamentik. X, 1881.

Hacker L. P., Die Gudenus-Höhle, eine Renntierstation im niederösterreichischen Kremstale. XIV, 1884.
Haidinger W., Das Eisen in den homerischen Kampfspielen. I, 1871.
Hauser K., Die Römerstraßen Kärntens. XVI, 1886.
Havelka J., Entdeckung neuer Steinkisten in der Krim. VI, 1876.
Heger F., Der Tumulus bei Pillichsdorf in Niederösterreich. IX, 1880.
— — Fundplätze aus vorhistorischer Zeit in der chemischen Fabrik zu Aussig. IX, 1880.
— — Großer Fund prähistorischer Bronzen bei Dux in Böhmen. XII, 1882.
— — Das Urnenfeld bei Libochowan in Böhmen. XIII, 1883.
Helf M., Das Urnenfeld bei Borstendorf in Mähren. XXV, 1895.
Heil M., Eine prähistorisch wichtige Stelle am Goiserberg in Morzg bei Salzburg. XLIV, 1914.
— — Eine spätneolithische Höhensiedlung am Grillberg bei Elsbethen in Salzburg. XLVIII/XLIX, 1918 1919.
Herman O., Der paläolithische Fund von Miskolcz. XXIII, 1893.
— — Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde. XXXII, 1902.
— — Zum Solutréen von Miskolcz. XXXVI, 1906.
— — Das Paläolithikum des Bükkgebirges in Ungarn. XXXVIII, 1908.
— — Das Artefakt von Oloňec und was dazu gehört. XL, 1910.
Hilber V., Ein Renngeweih aus Ober-Laibach in Krain. XXXVI, 1906.
Hochstetter F., Über das Vorkommen alter Grabhügel in der europäischen Türkei. I, 1871.
— — Über die Ausgrabung einiger Tumuli bei Papasli in der europäischen Türkei. II, 1872.
— — Über neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt. VII, 1878.
— — Die Altertümer von Hradischt. VIII, 1879.
— — Gräberfunde bei Dux in Böhmen. VIII, 1879.
— — Über einen Kesselwagen aus Bronze, aus einem Hügelgrab von Glasinac in Bosnien. X, 1881.
— — Über einen alten keltischen Bergbau im Salzberg von Hallstatt. XI, 1882.
Hörmann K., Der Hohle Fels bei Happurg in Nordbayern. XLIV, 1914.
Hoernes M., Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain. XVIII, 1888.
— — Grabhügelfunde von Glasinac in Bosnien. XIX, 1889.
Hoernes M., La Tène-Funde in Niederösterreich. XIX, 1889.
— — Eine prähistorische Tonfigur aus Serbien und die Anfänge der Tonplastik in Mitteleuropa. XXI, 1891.
— — Die ornamentale Verwendung der Tiergestalt in der prähistorischen Kunst. XXII, 1892.
— — Ausgrabungen auf dem Castellier von Villanova am Quieto in Istrien. XXIV, 1894.
— — Bronzen aus Wien und Umgebung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum und die Bronzezeit Niederösterreichs im allgemeinen. XXX, 1900.
Hoernes R., Ausgrabungen bei Ödenburg. XXI, 1891.
Hrodegh A., Der Hausberg in Schiltern. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Jelinek B, Zwei Wallbauten bei Březnic. XIII, 1883.
— — Aus den Gräberstätten der liegenden Hocker. XIV, 1884.
— — Die Funde zu Slup in Prag. XX, 1890.
— — Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens, I.—III. Teil. XXI, 1891; XXIV, 1894; XXVI, 1896.
Jeitteles L. H., Die vorgeschichtlichen Altertümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung. I, 1871; II, 1872.
Kainzbauer L., Bedingungen zur Beurteilung prähistorischer Zeichnungen. XXXVIII, 1908.
— — Zur Psychologie der primitiven Kunst. XXXIX, 1909.
Kanitz F., Tumuli in Nord- und Süd-Bulgarien. VI, 1876.
— — Der prähistorische Bleiwagen aus den Tumuli zu Rosegg in Kärnten. XIV, 1884.
— — I. Die prähistorischen Funde in Serbien bis 1889. II. Ältere und neuere Grabdenkmalformen im Königreiche Serbien. XIX, 1889.
Karabaček J., Der angebliche slawische Apiskult in der Býčiskála-Höhle. II, 1872.
Karner L., Künstliche Höhlen in Niederösterreich. IX, 1880; XI, 1882.
Karrer F., Archäologisches von der Wiener Wasserleitung. I, 1871.
Kießling F., Neue Beiträge zum Plateaulehm-Paläolithikum des nordöstlichen Waldviertels in Niederösterreich. XLII, 1912.
— — Die Aurignacienstation im Gruebgraben bei Kammern in Niederösterreich. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Kießling F. und Obermaier H., Das Plateaulehm-Paläolithikum des nordöstlichen Waldviertels von Niederösterreich. XLI, 1911.
Kittl E., Neuere prähistorische Funde im mittleren Goldbachtale. X, 1881.
Koch G. A., Ein Fund aus der Bronzezeit in Gmunden. V, 1875.
Kohn A., Die prähistorischen Perioden in Palästina. XLIV, 1914.

Kotljarewski A., Über die Gräber in der Herzegowina zwischen den Orten Čista und Lowrica. II, 1872.
Kříž M., Die Lößlager in Předmost bei Prerau. XXIV, 1894.
— — Über die Quartärzeit in Mähren und ihre Beziehungen zur tertiären Epoche. XXVIII, 1898.
Kubinyi N., Das Urnenfeld von Felsö-Kubin. XIII, 1883; XIV, 1884.
Kulka R., Der Burgberg bei Jägerndorf in Schlesien. XVI, 1886.
Kusnezow S. K, Fund eines Mammutskelettes und menschlicher Spuren in der Nähe der Stadt Tomsk (Westsibirien). XXVI, 1896.
Kyrle G., Über einen prähistorischen Glasfund. XLI, 1911.
— — Die zeitliche Stellung der prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberg bei Bischofshofen. XLII, 1912.
Liedermann J., Prähistorische Ansiedelungen im Nikolsburger Bezirk. III, 1873.
Lindner A., Die Hügelgräber im Kotlover Walde bei Lippen, Bezirk Budweis XXXV, 1905.
Löwenhöfer J., Funde in der inneren Stadt Budweis im Jahre 1909. XLI, 1911.
Luschan F., Eine Begräbnisstätte aus der Bronzezeit bei Villach in Kärnten. II, 1872.
— — Die Höhlen bei Villach. II, 1872.
— — Die Funde von Brüx. III, 1873.
— — Über altbosnische Gräber. X, 1881.
Mahr A., Die älteste Besiedlung des Ennser Bodens. XLVI, 1916.
Makowsky A., Lößfunde bei Brünn und der diluviale Mensch. XIX, 1889.
— — Der diluviale Mensch im Löß von Brünn. Mit Funden aus der Mammutzeit. XXII, 1892.
— — Beiträge zur Urgeschichte Mährens. XXVI, 1896.
— — Das Rhinozeros der Diluvialzeit Mährens als Jagdtier des paläolithischen Menschen. XXVII, 1897.
— — Bearbeitete Mammutknochen aus dem Löß von Mähren. XXIX, 1899.
Mannsfeld H., Durchforschung des Tumulus von Zegersdorf. IV, 1874.
Martian J., Archäologisch-prähistorisches Repertorium für Siebenbürgen. XXXIX, 1909.
Maška K. J., Lößfunde bei Brünn und der diluviale Mensch. XIX, 1889.
Matiegka H., Anthropophagie in der prähistorischen Ansiedlung bei Knovize und in der prähistorischen Zeit überhaupt. XXVI, 1896.
— — Über den Körperwuchs der prähistorischen Bevölkerung Böhmens und Mährens. XLI, 1911.
Menghin O., Neue Wallburgen im Etschtale zwischen Meran und Bozen. XL, 1910.
— — Zur Urgeschichte des Venostenlandes. XLI, 1911.
Menghin O., Kleine Beiträge zur südtirolischen Wallburgenforschung. XLIII, 1913.
— — Eine spätneolithische Station bei Melk. XLIII, 1913.
Meringer R., Über Spuren römischer Dachkonstruktionen in Carnuntum. XXIV, 1894.
Merlin H. und Wieser F., Die Reihengräber von Igls. XVI, 1886.
Meyer A. B., Ausgrabungen am Zollwirtshause bei Sterzing in Tirol. XIV, 1884.
— — Ein weiterer Beitrag zur „Nephritfrage". XV, 1885.
Miske K., Der Bronzefund von Velem-St. Veit bei Güns in Ungarn. XXVII, 1897.
— — Prähistorische Werkstättenfunde aus Velem-St. Veit bei Güns. XXIX, 1899.
— — Hochhenklige Gefäße von Velem-St. Veit. XXX, 1900.
— — Mitteilungen über Velem-St. Veit. XXXV, 1905.
Much M., Über die Mühlsteine von Kamp. I, 1871.
— — Über die urgeschichtlichen Ansiedlungen am Mannhartsgebirge. I, 1871.
— — Über die Urgeschichte Nordamerikas. I, 1871.
— — Erklärung einiger Gegenstände aus dem Pfahlbau im Mondsee. II, 1872.
— — I.—III. Bericht über die Auffindung eines Pfahlbaues im Mondsee. II, 1872; IV, 1874; VI, 1876.
— — Neu aufgefundene Tumuli in Niederösterreich. II, 1872.
— — Über die Gräber der Römerzeit bei Mautern. III, 1873.
— — Ein befestigtes Lager der Steinzeit auf dem Bisamberge bei Wien. IV, 1874.
— — Die prähistorischen Feuersteinmesser und die Dreschmaschinen alemannischer und bajuvarischer Bauern. IV, 1874.
— — Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich. I. Waffenplätze der Quaden zu beiden Seiten der Donau. — Römische Castelle jenseits der Donau. II. Germanische Grabmäler und Tempelstätten. V, 1875.
— — Über den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und anderen Objekten aus Stein. VI, 1876.
— — Eine vorgeschichtliche Ansiedelung (Wall mit Trichtergruben) bei Untersiebenbrunn im Marchfelde. VI, 1876.
— — Über die Steinfiguren (Kamene babe) auf den Tumulis des südlichen Rußland. VII, 1878.
— — Über eine Bernsteinperle mit phönikischer Inschrift in der Sammlung nordisch-germanischer Altertümer zu Oldenburg. VII, 1878.
— — Über prähistorische Bauart und Ornamentierung der menschlichen Wohnungen. VII, 1878.
— — Baugen und Ringe. Eine Studie über das Ringgeld und seinen Gebrauch bei den Germanen. IX, 1880.

Much M., Über die Priorität des Eisens oder der Bronze in Ostasien. IX, 1880.
— — Künstliche Höhlen in Niederösterreich. IX, 1880.
— — Über die Zeit des Mammut im allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammutjägern in Niederösterreich im besonderen. XI, 1882.
— — Kelt oder Celt oder keines von beiden? XXIV, 1894.
— — Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nordeuropas. XXXVI, 1906.
— — Die Hausberge in Niederösterreich. Ihre Bedeutung und Zeitstellung. XXXVII, 1907.
— — Vorgeschichtliche Nähr- und Nutzpflanzen Europas. Ihr kulturhistorisches Alter und ihre Herkunft. XXXVIII, 1908.
Much R., Über die Anfertigung der Steingeräte. XII, 1882.
Müller O. und Bella L., Prähistorische Funde in der Umgebung von Ödenburg in Ungarn. XXI, 1891.
Naue J., Die silberne Schwertscheide von Gutenstein (Großherzogtum Baden). XIX, 1889.
Nehring A., Über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit Hyaena spelaea. XXIII, 1893.
Netolitzky F., Die Hirse aus prähistorischen Funden. XLIV, 1914.
Neudeck J., Germanische Befestigungen des oberen Waagtales in Ungarn. VIII, 1879; IX, 1880.
Niederle L., Die neuentdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformierte prähistorische Schädel aus Böhmen. XXII, 1892.
— — Bemerkungen zu einigen Charakteristiken der altslawischen Gräber. XXIV, 1894.
Niemann G., Hissarlik—Ilion. XX, 1890.
Nopcsa F., Über einen Bronzefund in Nordungarn. XLIV, 1914.
Obermaier H. und Breuil H., Die Gudenushöhle in Niederösterreich. XXXVIII, 1908.
Obermaier H. und Kießling F., Das Plateaulehm-Paläolithikum des nordöstlichen Waldviertels von Niederösterreich. XLI, 1911.
Obermaier H. und Wernert P., Paläolithbeiträge aus Nordbayern. XLIV, 1914.
Obermüller W., Über die vorrömische Bevölkerung Noricums. X, 1881.
Ortvay Th., Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen (dänischen, schwedischen, norwegischen) prähistorischen Steinwerkzeuge. XVII, 1887.
Osborne W., Zur Beurteilung des prähistorischen Fundes auf dem Hradischt bei Stradonic in Böhmen. X, 1881.
Paulitschke Ph., Prähistorische Funde aus dem Somâllande. XXVIII, 1898.
Penka K., Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten. XXX, 1900.
Petrinó O., Über natürliche Feuersteinsplitter. II, 1872.
— — Über die Verwendbarkeit des Löß zur Altersbestimmung anthropologischer Funde. III, 1873.
Pichler F., Die Beinschnitzereien von Goldes. XVI, 1886.
Radimský W. und Szombathy J., Urgeschichtliche Forschungen in der Umgebung von Wies in Mittelsteiermark. I.—IV. XIII, 1883; XV, 1885; XVIII, 1888; XX, 1890.
Reinecke P., Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters. XXIX. 1899.
— — Brandgräber vom Beginne der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt. XXX, 1900.
— — Grabhügelfund von Joschewa in Serbien. XXX, 1900.
— — Die La Tène-Funde vom Gräberfelde von Reichenhall. XXXI, 1901.
— — Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. XXXII, 1902.
Richlý H., Prähistorische und frühgeschichtliche Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau. XXIX, 1899.
Riehl G., Die Hauslöcher in Niederösterreich. IX, 1880.
Rzehak A., Neuentdeckte prähistorische Begräbnisstätten bei Mönitz in Mähren. IX, 1880.
— — Beiträge zur Urgeschichte Mährens. XI, 1882.
Sacken Ed., Instruktion für die Eintragung und Eröffnung der Tumuli. I, 1871.
Scheyer M., Über Heidengräber im Bezirke Ratschach. X, 1881.
Schliz A., Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen. XXXIII, 1903.
— — Über den Stand der neolithischen Stilfrage in Südwestdeutschland. XXXIV, 1904.
Schürer-Waldheim H., Vorgeschichtliche menschliche Funde aus Stillfried. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Simony F., Die Pfahlwerke bei Kammer und Litzelberg im Attersee. I, 1871.
Skrabar V., Frühmittelalterliche Gräberfunde in Unterhaidin bei Pettau. XLII, 1912.
Specht E., Über einen Gräberfund bei Ober-Hollabrunn in Niederösterreich. V, 1875.
Spöttl I., Resultate der Ausgrabungen für die Anthropologische Gesellschaft in Niederösterreich und in Mähren im Jahre 1889. XX, 1890.
Steenstrup J., Die Mammutjäger-Station bei Předmost im österreichischen Kronlande Mähren nach einem Besuche daselbst im Juni—Juli 1888. XX, 1890.
Strobl J., Von der diluvialen Fundstelle auf dem „Hundssteig" in Krems. XXXI, 1901.

Stummer A., Zur Urgeschichte der Rebe und des Weinbaues. XLI, 1911.
Szombathy J., Neue figural verzierte Gürtelbleche aus Krain. XXIV, 1894.
— — Bemerkungen zu den diluvialen Säugetierknochen aus der Umgebung von Brünn. XXIX, 1899.
— — Das Versiegen einzelner prähistorischer Kunstepochen und die Stellung der paläolithischen Kunst Mitteleuropas. XLV, 1915.
— — Funde der Eisenzeit aus Apulien. XLVII, 1917.
Szombathy J. und Radimský V., Urgeschichtliche Forschungen in der Umgebung von Wies in Mittelsteiermark. I.—IV. XIII, 1883; XV, 1885; XVIII, 1888; XX, 1890.
Teplouchoff A. F., Archäologische Beiträge aus dem Osten Europas. VIII, 1879.
Teutsch J., Prähistorische Funde aus dem Burzenlande. XXX, 1900.
Tichler A., Über prähistorische Wohn- und Begräbnisplätze aus dem mittleren Goldbachgebiete in Böhmen. VIII, 1879.
Trapp M., Berichte über Erdställe in Mähren. XVI, 1886.
Trojanović S., Die Megalithe in Serbien mit Bezug auf einige Kulturverhältnisse der Balkanhalbinsel. XXXIX, 1909.
Truhelka C., Die Nekropolen von Glasinac in Bosnien. XIX, 1889.
Uhle M., Angebliche Elefantendarstellungen der prähistorischen Zeit Amerikas. XVII, 1887.
Undset I., Terramaren in Ungarn. XIX, 1889.
Wankel H., Der Menschenknochenfund in der Býčiskála-Höhle. I, 1871.
— — Eine Opferstätte bei Raygern in Mähren. III, 1873.
— — Ein eratischer Granitblock mit phönizischer Inschrift, bei Smolensk in Rußland gefunden. VI, 1876.
— — Der Bronze-Stier aus der Býčiskála-Höhle. VII, 1878.
— — Ein prähistorischer Schädel mit einer halbgeheilten Wunde auf der Stirne, höchstwahrscheinlich durch Trepanation entstanden. VII, 1878.
— — Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Mähren. VII, 1878.
— — Prähistorische Eisenschmelz- und Schmiedestätten in Mähren. VIII, 1879.
— — Über einen prähistorischen Schädel mit einer Resektion des Hinterhauptes. XII, 1882.
Weinzierl R., Ein prähistorischer Töpferofen. XXIII, 1893.
— — Neolithische Gräber einer Nekropole aus verschiedenen Epochen bei Lobositz. XXIV, 1894.
— — Die neolithische Ansiedlung bei Groß-Czernosek a. d. Elbe. XXV, 1895; XXVII, 1897.
Weiser M. E., Tumuli in Montenegro. IV, 1874.
Wernert P. und Obermaier H., Paläolithbeiträge aus Nordbayern. XLIV, 1914.
Wieser F. und Merlin H., Die Reihengräber von Igls. XVI, 1886.
Wilckens M., Über die Schädelknochen des Rindes aus dem Pfahlbau des Laibacher Moores. VII, 1878.
— — Über die Brachycephalus-Rasse des Hausrindes und Brachycephalie der Rinderschädel überhaupt. IX, 1880.
Wilke G., Beziehungen der west- und mitteldeutschen zur donauländischen Spiral-Mäanderkeramik. XXXV, 1905.
— — Vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Kaukasus und dem unteren Donaugebiete; ein Beitrag zum Arierproblem. XXXVIII, 1908.
Woldřich J. N., Eine Opferstätte bei Pulkau in Niederösterreich. III, 1873; VII, 1878.
— — Geologischer Bericht über den Brüxer Schädel. III, 1873.
— — Verschlackte Steinwälle und andere urgeschichtliche Bauten in der Gegend von Strakonic. IV, 1874.
— — Wallbauten im südwestlichen Böhmen. V, 1875.
— — Über einen neuen Haushund der Bronzezeit. VII, 1878.
— Über bearbeitete Tierknochen aus der Diluvialzeit. IX, 1880.
— — Über einen prähistorischen Schmuck aus Essegg. X, 1881.
— — Die diluvialen Faunen Mitteleuropas und eine heutige Sareptaner Steppenfauna in Niederösterreich. XI, 1882.
— — Beiträge zur Geschichte des fossilen Hundes, nebst Bemerkungen über die Lößbildung. XI, 1882.
— — Beiträge zur Urgeschichte Böhmens. XIII, 1883; XIV, 1884; XVI, 1886; XIX, 1889; XXIII, 1893.
— — Prähistorische Fundstätten bei Kromau in Mähren. XX, 1890.
Wurmbrand G., Untersuchungen der Pfahlbauten im Salzkammergut, knochenführender Höhlen in Steiermark und eines alten Grabfeldes in Kroatien. I, 1871.
— — Ergebnisse der Pfahlbau-Untersuchungen. I. Bericht über den Pfahlbau von Seewalchen am Attersee. I, 1871.
— — Die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut. III, 1873.
— — Mitteilungen über einige noch nicht beschriebene Erdwerke aus Niederösterreich. VI, 1876.

## C. Ethnologie.

(Einschließlich Paläethnologie und Volkskunde.)

Andree R., Tagewählerei, Angang und Schicksalsvögel in der Völkerkunde. VI, 1876.
— — Ein Idol vom Amazonenstrom. IX, 1880.

Andree R., Die prähistorischen Steingeräte im Volksglauben. XII, 1882.
— — Das Zeichnen bei den Naturvölkern. XVII, 1887.
Andrian-Werburg F., Über den Einfluß der vertikalen Gliederung der Erdoberfläche auf menschliche Ansiedelungen. VI, 1876.
— — Über Wetterzauberei. XXIV, 1894.
— — Die Siebenzahl im Geistesleben der Völker. XXXI, 1901.
Bahnson K., Über ethnographische Museen. XVIII, 1888.
Bancalari G., Vorgang bei der Hausforschung. XXII, 1892.
— — Forschungen und Studien über das Haus. I. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin. II. Gegensätze des „oberdeutschen" Typus und der ländlichen Häuser Frankreichs. III. Volksmäßige Benennungen von Gegenständen der Landwirtschaft. IV. Volksmäßige Benennungen der Gegenstände der Landwirtschaft. V. Volksmäßige Benennungen am und im Hause. XXVI, 1896; XXVII, 1897; XXVIII, 1898; XXIX, 1899.
— — Forschungen und Studien über das Haus. VI. Volksmäßige Benennungen der Geräte. XXX, 1900.
Baumann O., Beiträge zur Ethnographie des Kongo. XVII, 1887.
Bein L., Beitrag zur Kenntnis des obersteirischen Haus- und Ackergerätes und zum steirischen Wortschatz. XLIV, 1914.
Berkusky H., Regenzauber. XLIII, 1913.
Beyer H., Der Süden in der Gedankenwelt Alt-Mexikos. XXXVIII, 1908.
— — Über den mexikanischen Gott Quetzalcoatl. XXXIX, 1909.
— — Der 28tägige Monat der alten Mexikaner. XL, 1910.
Boas F., Der Eskimo-Dialekt des Cumberland-Sundes. XXIV, 1894.
Bohatta H., Das javanische Drama. XXXV, 1905.
Bünker J. R., Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Ödenburg in Ungarn. XXIV, 1894.
— — Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn). XXV, 1895.
— — Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten. XXVII, 1897.
— — Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung in Budapest. XXVII, 1897.
— — Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. XXIX, 1899.
— — Typen von Dorffluren an der dreifachen Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark. XXX, 1900.
Bünker J. R., Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten. XXXII, 1902.
— — Die Hafneröfen in Stoob. XXXIII, 1903.
— — Windische Fluren und Bauernhäuser aus dem Gailtale in Kärnten. XXXV, 1905.
— — Das Bauernhaus in der Gegend von Stams im Oberinntale (Tirol). XXXVI, 1906.
— — Polnische Häuser und Fluren aus der Gegend von Zakopane und Neumarkt in Galizien. XXXVII, 1907.
— — Westungarische Vorhallenhäuser. XXXVIII, 1908.
— — Dorffluren und Bauernhäuser im Lungau. XXXIX, 1909.
— — Dorffluren und Bauernhäuser der Gegend von Murau (Obersteiermark). XLIII, 1913.
— — Dorffluren und Bauernhäuser der Gegend von Lienz (Tirol). XLIV, 1914.
Dachler A., Die bäuerliche Beheizung in Frankreich. XLIII, 1913.
— — Die Feuerungen der Juden im Zeitalter der Bibel und des Talmud. XLIV, 1914.
Dirr A., Linguistische Probleme in ethnologischer, anthropologischer und geographischer Beleuchtung. I. und II. Teil. XXXIX, 1909; XL, 1910.
Dzieduszycki A., Mythen und Märchen bei den Nordslawen. XVII, 1887.
Ende L., Die Baduwis auf Java. XIX, 1889.
Finsch O., Über Bekleidung, Schmuck und Tätowierung der Papuas der Südostküste von Neu-Guinea. XV, 1885.
— — Hausbau, Häuser und Siedlungen an der Südostküste von Neu-Guinea. XVII, 1887.
— — Abnorme Eberhauer. Pretiosen im Schmuck der Südseevölker. XVII, 1887.
Fligier, Zur Ethnographie Noricums. VII, 1878.
— — Zur Skythenfrage. VII, 1878.
— — Zur prähistorischen Ethnologie der pyrenäischen Halbinsel. VIII, 1879.
— — Ethnologische Entdeckungen im Rhodopegebirge. IX, 1880.
— — Die Ursitze der Goten. IX, 1880.
— — Neuere ethnologische Entdeckungen auf der Balkanhalbinsel. X, 1881.
— — Die Psyche des thrakischen Volkes. X, 1881.
— — Neue Beiträge zur altitalischen Ethnologie. XII, 1882.
— — Thracicae Res. XII. 1882.
Foy W., Über alte Bronzetrommeln aus Südostasien. XXXIII, 1903.
— — Schemelartige Kokosnußschaber. XXXIV, 1904.
Frobenius L., Die bildende Kunst der Afrikaner. XXVII, 1897.
Fuchs Th., Über die Bedeutung des Rigsmal. IX, 1880.
Fuchs K., Das deutsche Haus des Zipser Oberlandes. XXIX, 1899.

Fuchs K., Magyarische Grabpfähle. XXX, 1900.
— — Der Burzenländer Hof. XXXI, 1901.
— — Über das Székler-Haus. XXXI, 1901.
Fuchs K. und Teutsch J., Ethnographische Mitteilungen aus den Komitaten Kronstadt und Fogaras in Siebenbürgen. XXXV, 1905.
Geitler, Die Juda in den Mythen der Balkanvölker. X, 1881.
— — Die Sage von Orpheus-Orfen der Rhodope-Bulgaren. X, 1881.
Geramb V., Der gegenwärtige Stand der Hausforschung in den Ostalpen, mit besonderer Berücksichtigung der Grundrißformen. XXXVIII, 1908.
Geyer R., Die arabischen Frauen in der Schlacht. XXXIX, 1909.
Grillmayer J., Alte ländliche Wohnstätten aus der Umgebung des Schlosses Würting in Oberösterreich. XXIX, 1899.
Haberlandt M., Über Schrifttafeln von der Osterinsel. XVI, 1886.
— — Über die Batta-Schrift. XVI, 1886.
— — Indogermanica I. XVI, 1886.
— — Über tulâpurusha der Inder. XIX, 1889.
— — Zur Kenntnis von Sikkim und Nepal. XX, 1890.
— — Über eine Graburne von den Liukiu-Inseln. XXIII, 1893.
— — Die Eingeborenen der Kapsulan-Ebene von Formosa. XXIV, 1894.
Heger F., Merkwürdige Lanzen der Schilluk-Neger. XII, 1882.
— — Goldgeräte von den Philippinen. XXII, 1892.
— — Alte Elfenbeinarbeiten aus Afrika in den Wiener Sammlungen. XXIX, 1899.
— — Zeremonial- oder Prunkaxt aus Bronze aus dem Gebiete der Diagitas-Kultur des nordwestlichen Argentiniens. XLVI, 1916.
— — Drei merkwürdige Metallfiguren von Benin. Anhang: Die Beninsammlung des k. k naturhistorischen Hofmuseums in Wien. XLVI, 1916.
— — Sonderbar stilisierte Menschenfigur auf der Innenseite einer seitlichen Endplanke eines Holzkanus aus Französisch-Guayana. XLVI, 1916.
— — Schädelkultus der Dayak und anderer Stämme des malaiischen Archipels. XLVII, 1917.
Hein W., Ornamentale Parallelen. XX, 1890.
— — Die Verwendung der Menschengestalt in Flechtwerken. XXI, 1891.
— — Die Totenbretter im Böhmerwalde. XXI, 1891.
— — Die geographische Verbreitung der Totenbretter. XXIV, 1894.
Heine-Geldern R., Kopfjagd und Menschenopfer in Assam und Birma und ihre Ausstrahlungen nach Vorderindien. XLVII, 1917.
Herman O., Die Fängigkeit der Fischzäune und Fischreusen. XXXI, 1901.
— — Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde. XXXII. 1902.
Hoernes M., Holzgeräte und Holzbau in Bosnien, XII, 1882.
— — Alte Gräber in Bosnien und der Herzegowina. XIII, 1883.
Hovorka O., Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Altertums und der Jetztzeit, mit besonderer Berücksichtigung der sogenannten Infibulation und Kynodesme. XXIV, 1894.
— — Verzierungen der Nase. XXV, 1895.
— — Leitmotive und Elementarmethoden der allgemeinen Heilkunde. XLV, 1915.
Hüsing G., Völkerschichten in Iran. XLVI, 1916.
Inama-Sternegg Th., Spuren slawischer Flurverfassung im Lungau. XXIX, 1899.
Jelinek B., Materialien zur Vorgeschichte und Volkskunde Böhmens. I.—III. Teil. XXI, 1891; XXIV, 1894; XXVI, 1896.
Kaindl R. F., Haus und Hof bei den Huzulen. Ein Beitrag zur Hausforschung in Österreich. XXVI, 1896.
— — Bei den Huzulen im Pruthtal. Ein Beitrag zur Hausforschung in Österreich. XXVII, 1896.
— — Ethnographische Streifzüge in den Ostkarpathen, Beiträge zur Hausbauforschung in Österreich. XXVIII, 1898.
Kaltenegger F., Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen. XIV, 1884.
Kanitz F., Die herrschende Kaste der Türkei auf unseren ethnographischen Karten. I, 1871.
— — Ethnographische Verhältnisse der bulgarischen Nordwestspitze. II, 1872.
— — Die moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete. VI, 1876.
Karabaček J., Nachrichten über die Errichtung von Tumuli bei den heidnischen Russen nach arabischen Quellen. I, 1871.
Kluge F., Zur Geschichte des Brutofens. XL, 1910.
Koch-Grünberg Th., Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco. XXXII, 1902.
— — Die Guaikurú-Gruppe. XXXIII, 1903.
— — Frauenarbeit bei den Indianern Nordwestbrasiliens. XXXVIII, 1908.
— — Aruak-Sprachen Nordwestbrasiliens und der angrenzenden Gebiete. XLI, 1911.
— — Zwei Märchen der Taulipáng-Indianer. XLIII, 1913.
— — Bericht über eine Reise durch Brasilisch-Guayana zum Orinoko. XLIII, 1913.
Koudelka F., Die „Totengrotte im dürren Tal" bei Blansko in Mähren. XII, 1882.

Krauss F. S., Südslawische Pestsagen. XIII, 1883.
— — Südslawische Hexensagen. XIV, 1884.
— — Das Mundschaftsrecht des Mannes über die Ehefrau bei den Südslawen. XV, 1885.
— — Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslawen. XVI, 1886.
— — Das Bauopfer bei den Südslawen. XVII, 1887.
— — Das Schamanentum der Jakuten. XVIII, 1888.
Kretschmer P., Das Märchen vom Blaubart. XXXI, 1901.
Krone R., Die Guarany-Indianer des Aldeamento do Rio Itariri im Staate von São Paulo in Brasilien. XXXVI, 1906.
Kulka R., Beiträge zur Vorgeschichte Österreichisch-Schlesiens. XIX, 1889.
Kyrle G., Siedlungs- und Volkskundliches aus dem wolhynischen Poljesie. XLVIII, XLXI, 1918 1919.
Landau A., Zur russisch-jüdischen „Klesmer"-sprache. XLIII, 1913.
Lasch R., Über Geophagie. XXVIII, 1898.
— — Über Sondersprachen und ihre Entstehung. XXXVII, 1907.
Leder H., Über alte Grabstätten in Sibirien und der Mongolei. XXV, 1895.
Lehmann J., Die Pfahlbauten der Gegenwart, ihre Verbreitung und genetische Entwicklung. XXXIV, 1904.
Levec W., Pettauer Studien. Untersuchungen zur älteren Flurverfassung. I.—III. Abteilung. XXVIII, 1898; XXIX, 1899; XXXV, 1905.
Lew H., Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden. XXXII, 1902.
Loeffelholz, Die Zoreisch-Indianer der Trinidad-Bai (Californien). XXIII, 1893.
Luschan F., Über die Geschichte der slawischen Literaturen. XI, 1882.
— — Zusammenhänge und Konvergenz. XLVIII/XLIX, 1918 1919.
Luschin-Ebengreuth, Über Orts- und Personennamen in Krain. X, 1881.
Mathews R. H., Das Kümbainggeri, eine Eingebornensprache von Neu-Süd-Wales. XXXIII, 1903.
— — Die Sprache des Tyeddyuwürru-Stammes der Eingebornen von Victoria. XXXIV, 1904.
— — Die Mültyerra-Initiationszeremonie. XXXIV, 1904.
— — Beiträge zur Ethnographie der Australier. XXXVII, 1907.
— — Matrilineale Deszendenz beim Wombaia-Stamme, Zentralaustralien. XXXVIII, 1908.
— — Initiationszeremonie des Birdhawal-Stammes. XXXVIII, 1908.
— — Die Bundandaba-Zeremonie in Queensland. XL, 1910.
Meringer R., Studien zur germanischen Volkskunde. XXI, 1891; XXII, 1892; XXIII, 1893; XXV, 1895.
— — Zur Geschichte des Kachelofens. XXVII, 1897.
— — G. Bancalari und die Methode der Hausforschung. XXXIII, 1903.
— — Beiträge zur Hausforschung. XXXIV, 1904.
Michow H., Zur Geschichte der Bekanntschaft mit Sibirien vor Jermak. XL, 1910.
Mohl J., Mitteilungen über Tätowierungen, aufgenommen in der Garnison Temesvár. XXXVIII, 1908.
Much M., Die prähistorischen Feuersteinmesser und die Dreschmaschinen alemannischer und bajuvarischer Bauern. IV, 1874.
— — Über die Kosmogenie und Anthropogenie des germanischen Mythus. VIII, 1879.
— — Über den Ackerbau der Germanen. (Zur Hochäcker Frage.) VIII, 1879.
Much R., Die germanischen Frauen in der Schlacht. XXXIX, 1909.
Müller F., Die Ethnographie Alaskas. I, 1871.
— — Über die Schrift der malaiischen Völker. I, 1871.
— — Über den Ursprung der Kultur der amerikanischen Rasse. I, 1871.
— — Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen. I, 1871.
— — Einheit oder Mehrheit des Ursprungs der menschlichen Sprachen. III, 1873.
Murko M., Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslawen. I.—III. Teil. XXXV, 1905; XXXVI, 1906.
Paulitschke Ph., Die Wanderungen der Oromó oder Galla Ostafrikas. XIX, 1889.
Peez A., Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn. XXI, 1891.
— — Tierseuchen und die Leonhardi-Kirchen der Ostalpen. XXIII, 1893.
Peiter W., Erzgebirgische Gebräuche und Sitten. XXII, 1892.
Penka K., Die Heimat der Germanen. XXIII. 1893.
— — Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas. XXVII, 1897.
— — Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten. XXX, 1900.
Peßler W., System der Ethno-Geographie. XL, 1910.
Pisko J. E., Gebräuche bei der Geburt und Behandlung der Neugeborenen bei den Albanesen. XXVI, 1896.
Preen H., Opferung aus Tonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach. XXXI, 1901.
Preuß K. Th., Die Feuergötter als Ausgangspunkt zum Verständnis der mexikanischen Religion in ihrem Zusammenhange. XXXIII, 1903.

Prinzinger d. Ä., Die Markmannen-Baiern-Wanderungen. XIV, 1884.
Pöch R., Beobachtungen über Sprache, Gesänge und Tänze der Monumbo anläßlich phonographischer Aufnahmen in Deutsch-Neu-Guinea. XXXV, 1905.
— — Ausgrabungen alter Topfscherben in Wanigela (Collingwood-Bay). XXXVII, 1907.
— — Einige bemerkenswerte Ethnologika aus Neu-Guinea. XXXVII, 1907.
— — Ethnographische Mitteilungen über die Kworafi. XXXVIII, 1908.
Pokorny J., Der Ursprung des Druidentums. XXXVIII, 1908.
— — Der Ursprung der Arthursage. XXXIX, 1909.
— — Der Gral in Irland und die mythischen Grundlagen der Gralsage. XLII, 1912.
Ransonnet E., Über Tätowierung in Japan. II, 1872.
Reymann K., Technische Vorkenntnisse zur Hausforschung. XXIII, 1893.
Romstorfer C. A., Typen der landwirtschaftlichen Bauten im Herzogtum Bukowina. XXII, 1892.
Schadenberg A., Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon (Philippinen). XVIII, 1888.
Schmidl M., Zahl und Zählen in Afrika. XLV, 1915.
Schmidt W., Ethnographisches von Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea. XXIX, 1899.
— — Die sprachlichen Verhältnisse Ozeaniens (Melanesiens, Polynesiens, Mikronesiens und Indonesiens) in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. XXIX, 1899.
— — Die Fr. Müllersche Theorie über die Melanesier. XXXII, 1902.
— — Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke. XXXVIII, 1908.
— — Die Mythologie der austronesischen Völker. XXXIX, 1909.
Schroeder L., Über die Entwicklung der Indologie in Europa und ihre Beziehungen zur allgemeinen Völkerkunde. Antrittsvorlesung. XXV, 1895.
— — Lihgo (Refrain der lettischen Sonnwendlieder). XXXII, 1902.
Schuchardt H., Baskisch — Iberisch oder — Ligurisch? XLV, 1905.
Schulenberg W., Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen. XXVI, 1896.
Schultz W., Gesetze der Zahlenverschiebung im Mythos und in mythenhaltiger Überlieferung. XL, 1910.
Schumacher P, Beobachtungen in den verfallenen Dörfern der Ureinwohner an der pacifischen Küste in Nordamerika. VI, 1876.
Schweisthal M., Das belgische Bauernhaus in alter und neuer Zeit. XXXVIII, 1908.
Scala R., Bevölkerungsprobleme Altitaliens. XLII, 1912.
Seler E., Die Ausgrabungen am Orte des Haupttempels in Mexiko. XXXI, 1901.
— — Die Huichol-Indianer des Staates Jalisco in Mexiko. XXXI, 1901.
— — Die holzgeschnitzte Pauke von Malinalco und das Zeichen atltlachinolli. XXXIV, 1904.
Siemiradzki J., Beiträge zur Ethnographie der südamerikanischen Indianer. XXVIII, 1898.
Spieß K., Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes. XLIV, 1914.
Steinmetz R. S., Endokannibalismus. XXVI, 1896.
Stolpe H., Entwicklungserscheinungen in der Ornamentik der Naturvölker. XXII, 1892.
Szombathy J., Abbildungen von fünf Jurak-Samojeden. XVI, 1886.
Ter-Mowsesjanz P., Das armenische Bauernhaus. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Armenier. XXII, 1892.
Teutsch J., Einiges vom Aberglauben der Rumänen. XXXVII, 1907.
Teutsch J. und Fuchs K., Ethnographische Mitteilungen aus den Komitaten Kronstadt und Fogaras in Siebenbürgen. XXXV, 1905.
Torday E., Der Tofoke. XLI, 1911.
Trebitsch R., Versuch einer Psychologie der Volksmedizin und des Aberglaubens. XLIII, 1913.
Trumpp E., Die heutige Bevölkerung des Panjâb, ihre Sitten und Gebräuche. II, 1872.
Uhle M., Über einige seltene Federarbeiten von Californien. XVI, 1886.
— — Über die Wurfhölzer der Indianer Amerikas. XVII, 1887.
Vogt P. F., Die Indianer des oberen Paranà. XXXIV, 1904.
Weiser M. E., Das Völkergemisch auf der Balkan-Halbinsel. VII, 1878.
— — Die Feiertage der Brüder aus den schwarzen Bergen. VII, 1878.
Weissenberg S., Über die zum mongolischen Bogen gehörigen Spannringe und Schutzplatten. XXV, 1895.
Wilke G., Einfluß des Sexuallebens auf die Mythologie und Kunst der indoeuropäischen Völker. XLII, 1912.
Winternitz M., Der Sarpabali, ein altindischer Schlangenkult. XVIII, 1888.
— — Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker. XXXI, 1901.
Wlislocki H., Tod und Totenfetische im Volksglauben der Magyaren. XXII, 1892.
— — Die Lappenbäume im magyarischen Volksglauben. XXV, 1895.
Yamasaki N., Ein Besuch in den Kopfjägerdörfern auf Formosa. XXXI, 1901.

## II. Ausflüge und gemeinsame Versammlungen.[1])

Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher am 28. und 29. Juli 1879 zu Laibach. X, 1881.

Besuch mehrerer prähistorisch merkwürdiger Punkte in Niederösterreich am 22. Mai 1881. XI, 1882.

Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher am 12., 13. und 14. August 1881. XII, 1882.

Wanderversammlung der Anthropologischen Gesellschaft zu Klagenfurt den 19. bis 21. August 1885. XV, 1885.

Ausflug nach Rosegg am 21. August 1885. XV, 1885.

Ausflug am 30. Juni 1887 zum Besuche der Erdställe von Gösing und Hohenwarth in Niederösterreich. XVII, 1887.

Ausflug nach Hippersdorf und Groß-Weikersdorf zum Besuche verschiedener urgeschichtlicher Fundplätze und Bauwerke am 17. Juni 1888 unter der Führung des Herrn Ignaz Spöttl. XVIII, 1888.

Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, zugleich XX. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Wien vom 5. bis 10. August 1889 mit Ausflug nach Budapest vom 11. bis 14. August. XIX, 1889.

Ausflug nach Oedenburg, ausgeführt am 28. und 29 Juni 1891. XXI, 1891.

Ausflug zum Zwecke der Hausforschung am 5. und 6. Juni 1892. XXII, 1892.

Ausflug nach Fischau und auf die Malleiten bei Wiener-Neustadt am 4. Juni 1893. XXIII, 1893.

Ausflug am 2. und 3. Juni 1894 nach Předmost. XXIV, 1894.

Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zugleich XXV. allgemeine Versammlung und Stiftungsfest der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck vom 24. bis 28. August 1894. XXIV, 1894.

Ausflug nach Znaim am 15. und 16. Juni 1895 unter der Führung des Herrn Jaroslaw Palliardi. XXV, 1895.

Ausflug nach Bosnien und der Herzegowina nebst Aufenthalt in Spalato und Pola. (1. bis 16. September 1895.) XXV, 1895.

Ausflug nach Brünn vom 27. bis 29. Mai 1897 unter der Leitung des Herrn Professor Alexander Makowsky. XXVII, 1897.

Ausflug, gemeinsam mit dem Wissenschaftlichen Klub nach Baden am 13. Mai 1900. XXX, 1900.

Ausflug nach Schloß Kreuzenstein und auf den Michelberg am 17. Juni 1900. XXX, 1900.

III. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zugleich XXX. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Lindau vom 4. bis 7. September 1899 mit Ausflügen nach Bregenz, Wetzikon, Zürich, Biel und Bern. XXX, 1900.

Ausflug nach Eggenburg. XXX, 1900.

Ausflug nach Mödling am 12. Mai 1901. XXXI, 1901.

Ausflug nach Linz und Hallstatt vom 25. bis 27. Mai 1901. XXXI, 1901.

Ausflug nach Krems und Göttweig am 9. Juni 1901. XXXI, 1901.

Ausflug nach Kreuzenstein und Ober-Gänserndorf am 16. Juni 1901. XXXI, 1901.

Ausflug nach Graz vom 17. bis 19. Mai 1902. XXXII, 1902.

Ausflug nach Statzendorf. XXXIII, 1903.

Wanderversammlung in Troppau und Jägerndorf. XXXIII, 1903.

Ausflug nach Dolnja Dolina am 24. Mai 1904. XXXIV, 1904.

IV. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zugleich XXXVI. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Salzburg vom 28. bis 31. August 1905 mit Ausflügen nach Reichenhall, Mitterberg, Dalmatien und Bosnien. XXXVI, 1906.

Ausflug nach Retz und Unterretzbach am 10. Juni 1906. XXXVI, 1906.

Ausflug nach Melk und Willendorf am 29. Juni 1907. XXXVII, 1907.

Ausflug ins Kamptal am 10. Mai 1908. XXXVIII, 1908.

Ausflug nach Willendorf am 16. Mai 1909. XXXIX, 1909.

Besichtigung der südafrikanischen Sammlungen des Herrn Dr. Pöch am 19. Juni 1910. XL, 1910.

Besuch der Internationalen Jagdausstellung am 27. Juni 1910. XL, 1910.

Ausflug nach Drosendorf am 24. und 25. Mai 1911. XLI, 1911.

Ausflug nach Mährisch-Budwitz am 10. und 11. Juni 1911. XLI, 1911.

V. Gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, zugleich XLII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Heilbronn vom 6. bis 9. August 1911, verbunden mit dem Besuche von Stuttgart, Tübingen und Ausflügen nach der Schwäbischen Alb, vom 10. bis 15. August. XLII, 1912.

[1]) chronologisch geordnet.

Ausflug nach Brünn am 24. und 25. Mai 1913. XLIII, 1913.

Ausflug nach Gars im Kamptal am 26. Oktober 1913. XLIV, 1914.

Ausflug nach Gmunden und Linz zu Pfingsten 1914. XLV, 1915.

Besuch der Kriegsausstellung am 27. Juni 1917. XLVII, 1917.

## III. Vorträge.[1])

### *A.* Anthropologie

(physische Anthropologie, einschließlich Rassen- und Vererbungsforschung).

Abel O., Das Entwicklungszentrum der Hominiden. XLVIII/XLIX, 1918/1919.

Adametz L., Über Wesen und Ursprung der Domestikationsmerkmale bei Mensch und Tier. XLVIII/XLIX, 1918/1919.

— — Ist die Fruchtbarkeit der Bastarde tatsächlich ein für die Spezieszugehörigkeit (bei Mensch und Tier) entscheidendes Moment? XLVIII/XLIX, 1918/1919.

Baelz E., Die Menschenrassen Ostasiens und ihren Zusammenhang mit anderen Rassen. XXXIX; 1909.

— — Die Verhältniszahl der Geschlechter in den verschiedenen Ländern. XLII, 1912.

— — Die Riu-Kiu-Insulaner, die Aino und andere kaukasierähnliche Reste in Ostasien. XLII, 1912.

Benedikt M., Anthropologische Mitteilungen über Schädel und Gehirn des Mädchenmörders Schneider. XXV, 1895.

Birkner, Die verschiedenen Methoden der Körpermessung. XXX, 1900.

— — Haut und Haare der Chinesen. XXXVI, 1906.

Buchta R., Negerbevölkerung des oberen Nilgebietes. XXI, 1891.

Bumüller J., Menschen- und Affen-Femur. XXX, 1900.

Czuber E., Die Bedeutung der Kollektivmaßlehre für die Bearbeitung anthropometrischer Zahlenreihen. XLVI, 1916.

Ehrlich E., Rasse und Nationalität. XLVIII/XLIX, 1918/1919.

Fischer A., Über die Ureinwohner Formosas. XXX, 1900.

Fischer E., Anatomische Untersuchung an den Kopfweichteilen zweier Papua. XXXVI, 1906.

— — Zur Anthropologie und Ethnologie des „Bastardvolkes" in Deutsch-Südwestafrika. XL, 1910.

Fischer E., 1. Zum Inzuchts- und Bastadierungsproblem beim Menschen. 2. Anthropologische Aufgaben in unseren deutschen Kolonien. XLII, 1912.

Fraas E., Oligozäne Affen aus Ägypten. XLII, 1912.

Fritsch G., Über die Körperverhältnisse der heutigen Bevölkerung Ägyptens. XXX, 1900.

Gorjanović-Kramberger K., Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. XXIX, 1899.

— — Der diluviale Mensch aus Krapina in Kroatien. XXX, 1900.

— — Homo primigenius aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien und dessen Industrie. XXXVI, 1906.

Haberlandt A., Zur Anthropologie der Albaner. XLVIII XLIX, 1918/1919.

Hagen B., Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malaienvölker. XVIII, 1888.

— — Einiges über Wachstumsverhältnisse ostasiatischer Völker. XIX, 1889.

— — Demonstration ostasiatischer und melanesischer Gesichtstypen. XXX, 1900.

Hauschild M. W., Anthropologische Betrachtungen an der menschlichen Lippe. XLII, 1912.

Herrmann, Anthropologisches über den Geruchsinn. XXIV, 1894.

Hovorka O., Über die anthropologisch-orthopädischen Meßmethoden des Rückens. XXXIV, 1904.

Karpeles B., Beiträge zur Statistik der Zigeuner in Österreich. XXI, 1891.

Klaatsch H., Die Stellung des Menschen in der Primatenreihe und der Modus seiner Hervorbildung aus einer niederen Form. XXX, 1900.

Klaatsch A., Die stammesgeschichtliche Bedeutung des Reliefs der menschlichen Großhirnrinde. XLII, 1912.

Langer-Edenberg C., Die Kranien dreier musikalischer Koryphäen. XVII, 1887.

Löbisch, Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung. XXIV, 1894.

Loth, Anthropologische Beobachtungen am Muskelsystem der Neger. XLII, 1912.

Luschan F., Vorlage von ungewöhnlich gestalteten Gehirnen. XLII, 1912.

Makowsky A., Über den diluvialen Menschen von Mähren. XXX, 1900.

Martin R., Die Ureinwohner der malaiischen Halbinsel. XXX, 1900.

— — Anthropometrisches Instrumentarium. XXX, 1900.

Meinzinger F., „Über die Sexualproportion der Geborenen". XXIX, 1899.

Meynert Th., Über die frontale Gehirn- und Schädelentwicklung. XVI, 1886.

[1]) Vorerst nach Disziplinen, innerhalb derselben alphabetisch nach Namen der Verfasser und innerhalb der letzteren chronologisch nach dem Vortragsdatum geordnet.

Meynert Th., Über die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel am Lebenden. XVIII, 1888.
— — Wahre und falsche Grenzen der Anthropologie (Genie, Wahnsinn, Verbrechen). XXI, 1891.
Mies. Über das Gehirngewicht des heranwachsenden Menschen. XXIV, 1894.
Much R., Anthropologisches in der Edda. XXXVII, 1907.
Neuhauß, Die Pygmäen in Deutsch-Neuguinea. XLII, 1912.
Nüesch J., Neuer Fund von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabhöhle beim Dachsenbüel bei Herblingen, Kanton Schaffhausen. XXX, 1900.
Peez A., Über den Typus der Bevölkerung Wiens. XIX, 1889.
Penka K., Über den physischen Typus und die Urheimat der Arier. XIII, 1883.
Pilcz A., Beitrag zur vergleichenden Rassenpsychiatrie (auf Grund von Kriegserfahrungen). XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Ploy H, Anthropologische Untersuchungen im oberen Salzachgebiete. XXXVIII, 1908.
Pöch R., Bericht über seine anthropologische Studienreise nach Neu-Guinea. XXXVII, 1907.
— — Die Stellung der Buschmannrasse unter den übrigen Menschenrassen XLII, 1912.
— — Über die Pygmäenfrage. XLIII, 1913.
— — Beobachtungen an lebenden Australiern und an Australierschädeln. XLV, 1915.
— — Tasmanierschädel. XLV, 1915.
— — Anthropologische Studien in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern. XLVII, 1917.
— — Nach dem Leben geformte Gipsmasken mit Haartracht aus Bamum, Kamerun. XLVII, 1917.
— — Die anthropologische Systematik und Methodik und die moderne Erblichkeitsforschung. XLVII, 1917.
— — Das Skelett einer Goura-Buschmannfrau aus dem Mac Gregor Memorial-Museum in Kimberley. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
— — Anthropologische Studien an den exotischen Völkerschaften in den Gefangenenlagern. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
— — Lappenschädel aus Muoniovaara. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Pokorny J., Die rassische Zusammensetzung des englischen Volkes. XLVI, 1916.
Przibram H., Über experimentelle Vererbungsforschung. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Ranke J., Über höhere und niedrigere Stellung der Ohren am Kopfe des Menschen. XIX, 1889.
— — Über die aufrechte Körperhaltung der menschenähnlichen Affen und über die Abhängigkeit der aufrechten Körperhaltung des Menschen vom Gehirn. XXIV, 1894.
— — Über Platyskelie. XXXVI, 1906.
Rzehak, Der Unterkiefer von Ochos. XXXVI, 1906.
Schaaffhausen, Über die heutige Schädellehre. XIX, 1889.
Schimmer G, Über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder Österreichs nach den bei der letzten Volkszählung gepflogenen statistischen Aufnahmen. XIII, 1883.
Schlaginhaufen, Beiträge zur Kenntnis der Reliefs der Planta, der Primaten und der Menschenrassen. XXXVI, 1906.
Schliz, Messungen und Untersuchungen an Schulkindern. XXX, 1900.
Schrötter H., Demonstration von zwei deformierten Peruanerschädeln. XXVIII, 1898.
Schürer-Waldheim H., Prähistorische anthropologische Funde aus Stillfried. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Schwalbe G., Über das Schädelfragment von Brüx und seine Bedeutung für die Vorgeschichte des Menschen. XXXVI, 1906.
Seiner F., Die Bastard-Buschmänner der Nord-Kalahari. XLIII, 1913.
Sergi, Über die europäischen Pygmäen. XXIV, 1894.
Stegmann R., Knochensystemerkrankungen südamerikanischer Indianer (mit Berücksichtigung altperuanischer Vasen). XXXIV, 1904.
Stigler R., Rassenphysiologische Untersuchungen an Uganda-Negern. XLIII, 1913.
Szombathy J., Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo, 15. bis 21. August 1894. XXIV, 1894.
— — Über die Höhenlage des Ohres an der Statue Ramses des Großen. XXXI, 1901.
— — Orientierung des Schädels. XLII, 1912.
— — Nachbildung des diluvialen Schädels von La Chapelle-aux-Saints. XLIII, 1913.
— — Bemerkungen zur Messung der Schädelkapazität. XLIV, 1914.
— — Die internationale Verständigung über Schädel- und Kopfmessung, Monaco 1906. XLIV, 1914.
— — Über die relativen Schädelmaße und ihre Anwendung. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Tandler J., Untersuchungen an Skopzen. XXXVIII, 1908.
— — Über den Schädel Haydns. XXXIX, 1909.
Toldt C., Über Welckers Cribra orbitalia. XVI, 1886.
— — Die Körpergröße der Tiroler. XXI, 1891.
— — Zur Somatologie der Tiroler. XXIV, 1894.
— — Hadhrami- und ein Sokotrie-Mann. XXXII, 1902.
— — Über die Kinnknöchelchen. XXXVI, 1906.
— — Über die Brachycephalie der alpenländischen Bevölkerung. XL, 1910.
— — Schädel aus österreichischen Altslawengräbern. XLII, 1912.

Toldt C., Brauenwülste und Brauenbögen und ihre mechanische Bedeutung. XLIV, 1914.
— — Über den vorderen Abschnitt des menschlichen Unterkiefers mit Rücksicht auf dessen anthropologische Bedeutung. XLV, 1915.
— — Über den zahlenmäßigen Ausdruck der Schädelhöhe. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Virchow H., Über das nach Form zusammengesetzte Skelett des Fußes einer Chinesin. XLII, 1912.
Virchow R., Die Anthropologie in den letzten 20 Jahren. XIX, 1889.
— — Vorstellung eines Mannes mit einer großen Schädelimpression. XXI, 1889.
— — Crania americana ethnica. XIX, 1889.
— — Über Zwergrassen. XXIV, 1894.
— — Meinungen und Tatsachen in der Anthropologie. XXX, 1900.
— — Über Zentralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie. XXX, 1900.
— — Über die Darstellung und die darauf begründete Messung der Gesichtsbreite. XXX, 1900.
Waldeyer, Menschen- und Affen-Placenta. XIX, 1889.
— — Über einige Gehirne von Ost-Afrikanern. XXIV, 1894.
— — Universitäten und anthropologischer Unterricht. XXX, 1900.
— — Über das Stillen der Kinder durch die Mütter. XXXVI, 1906.
Weisbach A., Länge und Breite des Kopfes und Schädels. XIX, 1889.
— — Die Deutschen Niederösterreichs. XXII, 1892.
Weninger J., Über die Verbreitung vorderasiatischer Rassenmerkmale. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Wilckens M., Über die Geschlechtsverhältnisse und die Geschlechtsbildung bei Haustieren. XVI, 1886.
Windt C., Das Bertillon'sche anthropometrische Signalement und dessen Einführung in Österreich. XXVII, 1897.
— — Über das Erkennen der Menschen an den Fingerspitzen. XXXII, 1902.
Zuckerkandl E., Über die Mahlzähne des Menschen. XIX, 1889.
— — Vergleichendes über den Stirnlappen. XIX, 1889.
— — Das Gehirn eines Amokläufers. XIX, 1889.
— — Über die physische Beschaffenheit der innerösterreichischen Alpenbevölkerung. XIX, 1889.
— — Über Malaienschädel. XXIII, 1893.
— — „Organ und Leistung." XXIX, 1899.
— — Über Schädelformen in Obersteiermark. XXXIII, 1903.
Zuckerkandl E., Zur vergleichenden Anatomie der Gehirnwindungen XXXIII, 1903.
Zupanić N., Die Illyrier XXXVII, 1907.

## *B.* Archäologie.
(Vor- und Frühgeschichte.)

Andrian-Werburg F., Über das Vorkommen von Nephrit im Zobtengebirge. XIV, 1884.
Bayer J., Europa, die Urheimat der Kultur. — Die Jugendlichkeit der ältesten Kultur Palästinas. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Bella L., Über prähistorische Funde aus der Umgebung von Ödenburg. XX, 1890.
Benndorf O., Der Goldfund von Vettersfelde in der Niederlausitz. XIII, 1883.
— — Das Monument von Adamklissi in der Dobrudscha. XXV, 1895.
Brezina A., Urgeschichtliche Meteorite. XVII, 1887.
Calliano G., Prähistorische und römische Funde in und um Baden. XXX, 1900.
Campi L., Die Ausgrabungen in Meclo (Mechel) im Val di Non im Jahre 1884, XV, 1885.
Christomanos A., Über die prähistorischen Funde von Santorin. XIX, 1889.
Deschmann C., Über die neuesten prähistorischen Funde in Krain. XV, 1885.
Dungel A., Über die Tumuli bei Kilb und Mank in Niederösterreich. XV, 1885.
Dzieduszycki A., Prähistorische Funde in Ostgalizien. XIV, 1884.
— — Die Felsburg zu Bubniska in Galizien. XVII, 1887.
Eidam, Ausgrabungen bei Gunzenhausen. XXX, 1900.
Fiala F., Über einiges Neue vom Glasinac. XXIV, 1894.
Fugger E., Über die Eiszeit in Salzburg. XXXVI, 1906.
Goeßler, Aus unserer frühgermanischen Kunst in Württemberg. XLII, 1912.
Gorjanović-Kramberger K., Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. XXIX, 1899.
— — Der diluviale Mensch aus Krapina in Kroatien. XXX, 1900.
— — Homo primigenius aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien und dessen Industrie. XXXVI, 1906.
Grempler, 1. Der Goldfund von Rausern. 2. Über Hacksilberfunde. XIX, 1889.
Haberlandt M., Die Prähistorie in Indien. XXI, 1891.
Hadaczek K., Ausgrabungen bei Niesluchow, Bezirk Kamienka, Galizien. XXVIII, 1898.
Hagen K., Frühgeschichtliche Viehschellen im Norden. XXXVI, 1906.
Hahne H., Über den Stand der sogenannten Eolithenfrage. XXXVI, 1906.

Hambruch, Die „sogenannten Ruinen“ von Matolenim auf Ponape. XLII, 1912.
Hauser, Über prähistorische Funde in Kärnten. XV, 1885.
Heger F., Altertümer aus Palästina. XXI, 1891.
Helm, Über die Bedeutung der chemischen Analyse bei vorgeschichtlichen Untersuchungen. XXX, 1900.
Henning R., Über die neuen Helmfunde aus dem frühen Mittelalter. XXXVI, 1906.
Hildebrand H., Zur Vorgeschichte Schwedens. XXIV, 1894.
Hochstetter F., Über die neuesten Funde von Watsch und St. Margarethen in Krain. XIII, 1883.
— — Funde von Bleifiguren in den Hügelgräbern von Frögg bei Rosegg in Kärnten. XIII, 1883.
Hoernes M., Über ein ungriechisches Denkmal von der Insel Lemnos. XV, 1885.
— — Über ein merkwürdiges Fundstück aus Nußdorf bei Wien. XVI, 1886.
— — Über Schliemanns „Tiryns“. XVI, 1886.
— — Über die vorjährigen Funde in Gurina. XVI, 1886.
— — Über die Herkunft der gerippten Cisten im „Hallstätter Kulturkreis“. XVI, 1886.
— — Über eine Reihe prähistorischer und römischer Fundstücke aus Krain und dem Küstenlande. XVII, 1887.
— — Die diesjährigen Ausgrabungen auf dem „Grad“ von St. Michael bei Adelsberg in Krain. XVII, 1887.
— — Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina. XVIII, 1888.
— — Die neuesten prähistorischen Funde in Istrien. XIX, 1889.
— — Das Gräberfeld von Glasinac in Bosnien. XIX, 1889.
— — Über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung in Österreich. XIX, 1889.
— — Beiträge zur Erklärung der Situla von Kuffarn. XXI, 1891.
— — Über den Castellier von Villanova in Istrien. XXI, 1891.
— — Bemerkungen über die neuen Funde von St. Michael. XXII, 1892.
— — Über Begriff und Aufgaben der prähistorischen Forschung. XXII. 1892.
— — Geschichte und Kritik des Systems der drei prähistorischen Kulturperioden. XXIII, 1893.
— — Zur Chronologie der Gräber von Santa Lucia. XXIV, 1894.
— — Über die Anfänge der Kunst. XXV, 1895.
— — Rentierkunst und Dipylonstil. XXVI, 1896.
— — Über neolithische Funde von Butmir in Bosnien. XXVII, 1897.
— — Urgeschichte des Menschen. XXIX, 1899.
Hoernes M., Die Anfänge der bildenden Kunst. XXX, 1900.
— — Bronzen aus Niederösterreich im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. XXX, 1900.
— — Die Formenentwicklung der prähistorischen Tongefäße und die Beziehungen der Keramik zur Arbeit in anderen Stoffen. XLII, 1912.
— — Ansichtskarten von Fundorten und Fundplätzen prähistorischer und prähistorisch-anthropologischer Fundgegenstände. XLVII, 1917.
Hoernes R., Eine Doppelhalsurne von Marz im Ödenburger Komitat (Ungarn). XX, 1890.
Karner L., Künstliche Höhlen. XVII, 1887.
— — Über einen Bronzesitula-Fund bei Kuffarn in Niederösterreich. XXI, 1891.
Klose O., Über die Römerzeit Salzburgs. XXXVI, 1906.
Köhl, Neue steinzeitliche Gräber- und Wohnstättenfunde bei Worms. XXX, 1900.
Kollmann, Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes (Neuenburger See). XXX, 1900.
Kříž M., Vorlage von geschnitzten und gezeichneten Funden aus diluvialen Schichten der Höhlen Kůlna und Kostelik in Mähren. XIX, 1889.
— — Über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut in Mähren. XXIV, 1894.
— — Die Quartärzeit in Mähren und ihr Verhältnis zur tertiären Periode. XXVII, 1897.
Kulka R., Vorgeschichtliche Fundplätze in Österreichisch-Schlesien. XVIII, 1888.
— — Vorgeschichtliche Funde aus Österreichisch-Schlesien. XXIV, 1894.
Kyrle G., Untersuchung der im Fuchsloch gefundenen menschlichen Fäkalien. XL, 1910.
— — Die zeitliche Stellung der prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberge bei Bischofshofen. XLI, 1911.
Luschan F., Über orientalische Fibeln. XXIV, 1894.
— — Prähistorische Zusammenhänge zwischen Europa und dem tropischen Afrika. XLII, 1912.
Mahr A., Prähistorische Bronzen aus Makedonien. XLVI, 1916.
Makowsky A., Über die Anwesenheit des Menschen während der Lößperiode in der Umgebung von Brünn. XX, 1890.
— — Über das Mammut als Zeitgenossen des diluvialen Menschen in Mähren. XXIX, 1899.
— — Über den diluvialen Menschen von Mähren XXX, 1900.
Maška K. J., Ein Jadeitbeil in Mähren. XV, 1885.
— — Über zwei neue Jadeitfunde in Mähren. XIX, 1889.
— — Über die Gleichzeitigkeit des Mammuts mit dem diluvialen Menschen in Mähren. XIX, 1889.
Menghin O., Die prähistorische Forschung in Bulgarien. XLVI, 1916.

Menghin O., Die archäologische Kartographie am nördlichen Balkan. XLVII, 1917.
— — Eine neolithische Fußschale aus Gösing am Wagram. XLVII, 1917.
— — Das Schanzwerk bei Stillfried an der March. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Marchesetti C., Die Nekropole von S. Lucia bei Tolmein im Küstenlande. XIX, 1889.
— — Über die Herkunft der gerippten Bronzecisten. XXIV, 1894.
Mestorf J., Dolche in Frauengräbern der Bronzezeit. XIX, 1889.
Meyer A. B., Über das Vorkommen von Nephrit und Jadeit in Europa. XIV, 1884.
Miske K, Über einige Fibeln und Nadeln aus Bronze von Velem-St. Veit. XXX, 1900.
Montelius O., Über die Kupferzeit in Schweden. XXIV, 1894.
— — Demonstration neuer Tumulusfunde aus Unterkrain. XXVI, 1896.
— — Über die Chronologie der Pfahlbauten. XXX, 1900.
— — Das erste Auftreten des Eisens in Italien. XLII, 1912.
Moser L. K., Über Höhlenfunde in der Umgebung von Nabresina. XXIV, 1894.
— — Über Karsthöhlenfunde. XL, 1910.
Much M., Die erste Besiedlung der Salzburger Alpen und der Nachbargebiete. XXXVI, 1906.
Much R., Zur Keltenfrage. XV, 1885.
— — Steingeräte aus der Byčiskála-Höhle in Mähren. XV, 1885.
— — Die sprachliche Stellung der Ligurer und ihre vorgeschichtlichen Sitze. XXXIII, 1903.
— — Zur vorgeschichtlichen Ethnologie der Alpenländer. XXXVI, 1906.
— — Probleme der germanischen Vorgeschichte. XLII, 1912
— — Die Königsgräber von Alt-Upsala. XLVII, 1917.
Müllner A., Über prähistorische Bauwerke in Oberösterreich. XV, 1885.
Müllner, Prähistorische Eisenfabrikation in Krain. XIX, 1889.
Naue J., Die Bronzezeit in Bayern. XIX, 1889.
Neubacher J., Gräberfunde aus der Völkerwanderungszeit in Goisern (Salzkammergut). XX, 1890.
Nopcsa F., Über seine archäologischen Funde in Nordalbanien. XL, 1910.
Nüesch J., Neuer Fund von Pygmäen der neolithischen Zeit aus der Grabhöhle beim Dachsenbüel bei Herblingen, Kanton Schaffhausen. XXX, 1900.
— — Neue Grabungen und Funde im Keßlerjoch bei Thayngen. XXX, 1900.
Obermaier H., Die parietale Höhlenkunst Südfrankreichs. XXXV, 1905.
Obermaier H., Die Tierwelt des Eiszeitalters nach den eigenen Darstellungen des diluvialen Menschen. XXXIX, 1909.
— — Der diluviale Mensch in Spanien XL, 1910.
Ohnefalsch-Richter, Cyperns Kultur im Altertum. XX, 1890.
Ortvay Th., Durchbohrung und Bohröffnung an alten Steinwerkzeugen. XIX, 1889.
Palliardi J., Zwei neue Jadeitobjekte aus Mähren. XIX, 1889.
— — Die neolithischen Kulturen Mährens und ihre Beziehungen zu den benachbarten Gebieten. XLV, 1915
Paulitschke Ph., Prähistorische Funde aus dem Somaliland. XXVIII, 1898.
Polak J. E., Über prähistorische und ethnographische Objekte aus Persien. XIV, 1884.
— — Die Metalle nach persischen Quellen. XVIII, 1888.
Pošepný F., Alte Goldbergbaue in Dacien. XXII, 1892.
Rademacher, Die Ausgrabungen in den Karlsteinhöhlen bei Eiserfey in der Eifel. XLII, 1912.
Ranke J., Zur jüngsten Heidenzeit in Bayern. XXX, 1900.
Reber B., Die vorhistorischen Skulpturendenkmäler der Schweiz uud speziell diejenigen des Kantons Wallis. XXIV, 1894.
Reisch E., Über die neuen Ausgrabungen auf Kreta. XXXIV, 1904.
Sarauw, Einige der wichtigsten Fundplätze frühneolithischer Kultur in Dänemark, Norddeutschland und Nordfrankreich. XLII, 1912.
Sarfert, Zur Kenntnis der Schiffahrtskunde der Karoliner. XLII, 1912.
Schliz A., Über den Stand der neolithischen Stilfragen in Südwestdeutschland. XXXIV, 1904.
— — Die Entwicklung der Stadt Heilbronn im Lichte der Ur- und Frühgeschichte. XLII, 1912
Schuchhardt, Die neuesten Grabungen auf der „Römerschanze" bei Potsdam. XLII, 1912.
Schürer-Waldheim H., Ein Versuch zur Deutung der paläolithischen „Kommandostäbe". XLVI, 1916.
— — Prähistorische anthropologische Funde aus Stillfried. XLVIII XLIX, 1918, 1919.
Schultz W., Der Mythos als Urkunde zur Erschließung der Vorgeschichte. XL, 1910.
Schwalbe G., Über das Schädelfragment von Brüx und seine Bedeutung für die Vorgeschichte des Menschen. XXXVI, 1906.
Seeland F., Über die Bärenhöhle am Kowesnock. XV, 1885.
Seger, Der Goldfund vom Mönchswalde bei Jauer. XLII, 1912.

Sellin E., Über die Resultate der Ausgrabungen in Palästina für die sogenannte prähistorische Zeit. XXXIV, 1904.
Šmid W., Über das Gräberfeld von Krainburg. XXXVI, 1906.
Spöttl I., Urgeschichtliche Funde, Pläne und Ansichten aus dem Waag- und Hernad-Tale. XIII, 1883.
— — Prähistorische Funde von Thomasdorf im Zipser Komitat. XV, 1885.
— — Kupfer- und Bronze-Meißel, sowie Bronzebeile. XV, 1885.
— — Prähistorische Schmuckringe aus Österreich-Ungarn. XVI, 1886.
— — Kupfer-Meißel und Äxte, sowie doppelarmige Streitbeile. XVI, 1886.
— — Sammlung von Bronzeschwertern und Bronzedolchen. XVI, 1886.
— — Eine Anzahl neu erworbener Bronze- und Kupferbeile. XVII, 1887.
— — Die Resultate der diesjährigen Ausgrabungen in Niederösterreich. XIX, 1889.
— — Funde aus der Stein- und Bronzezeit vom Haslerberge bei Ober-Schotterlee, Niederösterreich. XIX, 1889.
— — Das Urnen-Grabfeld von Hadersdorf am Kamp in Niederösterreich. XIX, 1889.
Stummer A., Zur Ur- und Frühgeschichte der Rebe und des Weinbaues. XLI, 1911.
Szombathy J., Grabfunde von Kunewald in Mähren. XIV, 1884.
— — Bemerkungen über die Technik prähistorischer Tongefäße. XV, 1885.
— — Bronzeringgeld. XV, 1885.
— — Grabfunde von Idria dri Bače im Küstenlande. XVI, 1886.
— — Ornamentierte Tongefäßscherben aus Schweizer Pfahlbauten. XVI, 1886.
— — Tongefäßfund von Dürnthal in Niederösterreich. XVI, 1886.
— — Die Nekropole von Santa Lucia im Küstenlande. XVII, 1887.
— — Drei eigentümliche Bronzeschwerter. XVIII, 1888.
— — Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich. XVIII, 1888.
— — Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südostalpen. XVIII, 1888.
— — Drei Jadeitbeilchen und ein Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn). XVIII, 1888.
— — La Tène-Funde von Nassenfuß in Krain. XVIII, 1888.
— — Funde aus dem Löß bei Brünn. XIX, 1889.
— — Die Flachgräber von Gemeinlebarn. XXI, 1891.
Szombathy J., Die Zeitstellung der Funde von Kuffarn und Ödenburg. XXI, 1891.
— — Bericht über seine im Jahre 1891 unternommene Reise nach Süddalmatien. XXII, 1892.
— — Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der prähistorischen Forschung in Österreich. XXIV, 1894.
— — Zweite Rekognoszierungstour in die Bukowina. XXIV, 1894.
— — Die Archäologen- und Anthropologen-Versammlung in Sarajevo, 15. bis 21. August 1894. XXIV, 1894.
— — Die Tumuli auf der Malleiten. XXIV, 1894.
— — Über die Tumuli von Fischau. XXV, 1895.
— — Sammlung prähistorischer Funde aus Ostgalizien. XXVIII, 1898.
— — Funde aus einem neu entdeckten vorgeschichtlichen Bergbau im Ender-Sinkwerk am Salzberg bei Hallstatt. XXX, 1900.
— — Der XII. internationale Kongreß für prähistorische Anthropologie und Archäologie zu Paris 1900. XXX, 1900.
— — Die Markhöhle in den langen Knochen von Elephas primigenius. XXXI, 1901.
— — Paläolithische Funde aus Siebenbürgen. XL, 1910.
— — Die diluvialen Kulturschichten von Willendorf. XL, 1910.
— — La Tène-Gräber in Roje bei Moräutsch in Unterkrain. XLI, 1911.
— — Bronzefunde aus der Fliegenhöhle bei St. Kanzian. XLII, 1912.
— — Die Frage der prähistorischen Nomenklatur. XLIII, 1913.
— — Grabfunde der Hallstattperiode aus Apulien. XLVII, 1917.
Tischler, Beiträge zur Geschichte des Sporns sowie des vor- und nachrömischen Emails. XIX, 1889.
Tolmatschew N., Über die Urgrabhügel beim Dorfe Ananino. XIX, 1889.
Tomaschek W., Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien. XVIII, 1888.
— — Die Urbevölkerung Kleinasiens. XXII, 1892.
Torma S., Schriftzeichen auf thraco-dacischen Funden. XIX, 1889.
Tröltsch E., Ein Vorschlag zum Schutz der Altertümer. XIX, 1889.
Truhelka C., Das Gräberfeld von Glasinac in Bosnien und seine prähistorischen Befestigungen. XIX, 1889.
Virchow R., Altertümer aus Transkaukasien. XIX. 1889.
— — Über Zentralisationsbestrebungen auf dem Gebiete vaterländischer Anthropologie und Archäologie. XXX, 1900.

Virchow R., Über den Ursprung der Bronzekultur und über die armenische Expedition. XXX, 1900.
Voß, Über Schiffsfunde. XXX, 1900.
Wallaschek R., Urgeschichte der Saiteninstrumente. XXVIII, 1898.
Waschnitius V., Archäologie und Ortsnamenforschung in Dänemark. XLIV, 1914.
Weninger J., Funde aus dem Pfahlbau im Mondsee. XLVII, 1917.
Wieser F., Neue prähistorische Funde aus Tirol. XIX, 1889.
— — Die wichtigsten Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Tirol. XXIV, 1894.
— — Die nordtirolischen Urnenfriedhöfe. XXXV, 1905.
Windischgrätz E., Bemerkungen über die Klassifizierung seiner prähistorischen Funde in Krain. XV, 1885.
— — Eisenwaffen aus St. Michael. XXII, 1892.
Woldřich J. N., Über den Lagerplatz des diluvialen Mammutfängers bei Předmost unweit Prerau in Mähren. XIV, 1884.
— — Über eine Ansiedlung aus neolithischer Zeit bei Řepin in Böhmen. XVI, 1886.
— — Über einen Depôtfund von Bronzen auf der fürstlich Schwarzenberg'schen Domäne Steinkirchen. XVI, 1886.
— — Funde aus der Stein- und aus der Metallzeit Böhmens. XVII, 1887.
— — Über die Beziehungen der diluvialen europäisch-nordasiatischen Säugetierfauna zum Menschen. XVIII, 1888.
— — Bronzefunde von Nußdorf bei Wien, Hügelgräber bei Protivin und Reihengräber bei Lobositz. XVIII, 1888.
— — Neue Funde aus Jinonic, Groß-Lipno und Ploscha in Böhmen. XVIII, 1888.
— — Über die paläolithische Zeit Mitteleuropas und ihre Beziehungen zur neolithischen Zeit. XIX, 1889.
— — Ansiedlungen aus neolithischer Zeit und aus der Metallzeit bei Mährisch-Kromau, XX, 1890.
— — Über den Bau der Schlackenwälle in Südböhmen. XX, 1890.
— — Über Steppen Mitteleuropas in der Vorzeit. XXII, 1892.
Wolff, Die neuesten Ergebnisse der Nachforschungen nach neolithischen Ansiedlungen mit Brandgräbern in der Umgebung von Frankfurt a. M. XLII, 1912.
Wurmbrand G., Über ein Gürtelblech aus Watsch. XIV, 1884.
— — Formverwandtschaft der heimischen und fremden Bronzen. XIX, 1889.
Želizko J. V., Skelettgräber in Wolin (Böhmen). XLIII, 1913.

## C. Ethnologie.

(Einschließlich Paläethnologie und Volkskunde.)

Andree R., Einige Bemerkungen über Votiv- und Weihegaben. XXXVI, 1906.
Andrian-Werburg F., Über die Feuerländer von der französischen Expedition am Cap Horn angestellten Untersuchungen. XIV, 1884.
— — Über den Höhenkultus. XIX, 1889.
— — Über einige Resultate der modernen Ethnologie. XXIV, 1894.
Zur Geschichte der Volkskunde in Salzburg. XXXVI, 1906.
Ankermann, Die Lehre von den Kulturkreisen. XLII, 1912.
Arne T. J., Die Wikinger in Rußland. XLVI, 1916.
Bancalari G., Über seine Hausforschungs-Fußreise in Tirol, Oberitalien und Innerösterreich. XXII, 1892.
— — Die Hausforschung in Österreich, ihre Ergebnisse und ihre weiteren Ziele. XXIV, 1894.
Baumann O., Ethnographische Gegenstände von den Bubes auf Fernando Po. XVII, 1887.
Beckmann J. D. und Krauß F. S., Über den Einfluß des Orients auf die Südslawen. XVI, 1886.
Benndorf O., Antike und moderne Labyrinthe. XXI, 1891.
Beth D., Der Totemismus australischer Stämme unter dem Gesichtspunkte der Fruchtbarkeitsriten. XLVIII XLIX, 1918/1919.
Bieber F. J., Durch Galla-Land nach Kaffa und Dauro. XXXVII, 1907.
Blümml E. K., Die Lilie als Totenblume bei den Germanen. XXXII, 1902
Bouchal L., Einiges über Völker in und um Celèbes. XXX, 1900.
— Die Besiedlung Indonesiens und Ozeaniens. XXXI, 1901.
Breitenstein H., Über die Malaien auf Sumatra. XXXIII, 1903.
Bufe E., Land und Leute in Kamerun. XLVI, 1916.
Bugiel, Die bisherigen Deutungen des Maibaumbrauches und die moderne Ethnologie. XLII, 1912.
Calliano G., Zur Ethnographie des alten niederösterreichischen Wohnhauses. XXX, 1900.
Christian V., Über einen siebenbürgisch-rumänischen Brauch zur Abwehr der Pest (Cholera). XLVI, 1916.
Cvijić, Kulturkreise der Balkanhalbinsel. XXXII, 1902.
Czekanowski, Objektive Kriterien in der Ethnologie. XLII, 1912.
Dzieduszycki A., Die Ruthenen. XIV, 1884.
— — Märchen und Mythen bei den Nordslawen. XVII, 1887.

Eigl J., Die Salzburger Rauchhäuser und die bauliche Entwicklung der Feuerungsanlagen am Salzburger Bauernhause. XXIV, 1894.
Fischer A., Über die Selungs im Mergui-Archipel in Südbirma sowie über die südlichen Shanstaaten. XXXIII, 1903; XXXIV, 1904.
Fischer E., Zur Anthropologie und Ethnologie des „Bastardvolkes" in Deutsch-Südwestafrika. XL, 1910.
Fischer L. H., Über indischen Schmuck. XIX, 1889.
Geyer R., Rassenanschauungen im alten Arabien. XLIII, 1913.
Goldmann E., Das Totenbrett in den germanischen Volksrechten. XXXVIII, 1908.
Grohmann A., Südarabische Göttersymbole. XLV, 1915.
Haberer, Chinesische und japanesische Votive. XXXVI, 1906.
Haberlandt A., Die Trinkwasserversorgung primitiver Völker in Trockengebieten. XLI, 1911.
— — Die kunst- und kulturhistorische Durchdringung des westlichen Sudan. XLIV, 1914.
— — Zur Volkskunde von Montenegro und Albanien. XLVII, 1917.
Haberlandt M., Sind die Indogermanen in Europa eingewandert? XIV, 1884.
— — Über deformierte Schädel und Altertümer von den Philippinen. XV, 1885.
— — Über die Verbreitung und den Sinn der Tätowierung. XV, 1885.
— — Die Battaschrift. XV, 1885.
— — Über Schrifttafeln von der Oster-Insel. XVI, 1886.
— — Über altbabylonische Steinzylinder. XVII, 1887.
— — Die Kultur der Eingebornen der Malediven. XVIII, 1888.
— — Die Tulabhara genannte Sitte in Indien. XIX, 1889.
— — Löffel von den Philippinen. XXI, 1891.
— — Über die Malaien von Formosa. XXII, 1892.
— — Eine Hausurne von den Liukiu-Inseln. XXII, 1892.
— — Über die menschliche Wohnung. XXII, 1892.
— — Animismus im Judentum. XXV, 1895.
— — Bilder vom japanisch-chinesischen Kriegsschauplatze und über die Zaubermuster der Orang Sêmang. XXV. 1895.
— — Die indische Frau. XXV, 1895.
— — Die sozialen Triebe und Organisationen der Weiber bei den primitiven Völkern. XXXVIII, 1908.
— — Österreichische Volkskunst. XLI, 1911.
— — Zur Kritik der Kulturkreislehre. XLII, 1912.
Halkin, Das „Bureau international d'ethnographie" und die Ergebnisse seiner ethnographischen Untersuchungen. XLII, 1912.
Heger F., Über die Tätowierung bei den Südsee-Insulanern. XV, 1885.
— — Die Zauberstäbe der Battas. XV, 1885.
— — Ein Chlormelanitbeil aus Chile und eine Klangplatte aus Jadeït von Venezuela. XVI, 1886.
— — Steinäxte aus Neu-Guinea. XVI, 1886.
— — Die Einweihung des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin XVII, 1887.
— — Alte Bronzepauken aus Ostasien. XXI, 1891.
— — Zwei neue Bronzepauken aus China. XXII, 1892.
— — Goldgeräte von den Philippinen. XXII, 1892.
— — Aderlaßgeräte bei Indianern und Papuas. XXIII, 1893.
— — Die Ethnographie auf der Ausstellung in Prag (mit Ausnahme des Hauses und dessen Einrichtung). XXV, 1895.
— — Benin und seine Altertümer. XXIX, 1899.
— — Die beiden Sessionen des XVII. Internationalen Amerikanisten-Kongresses in Buenos-Aires und in Mexiko 1910. XLI, 1911.
— — Die Ureinwohner der Insel Hainan. XLIV, 1914.
— — Ein seltenes Bronzeartefakt aus dem Bereiche der Diagitas-Kultur im nordwestlichen Argentinien. XLVI, 1916.
— — Verzierung auf einem Kanu aus Guayana. XLVI, 1916.
— — Drei merkwürdige Metallfiguren aus Benin (Afrika). XLVI, 1916.
— — Schädelkultus bei den Dayak und einigen anderen Völkern des malaiischen Archipels. XLVII, 1917.
Hein W., Todtenbretter. XXI, 1891.
— — Die Verwendung von Menschen- und Tiergestalten in slawischen Stickereien. XXII, 1892.
— — Vorlage einiger Dajakobjekte sowie des Werkes von de Clercq-Schmeltz über Neu-Guinea. XXIII, 1893.
— — Die ethnographischen Sammlungen in der Columbus-Ausstellung zu Madrid 1892—1893. XXIII, 1893.
— — Die Kopftrophäen der Jívaros. XXIII, 1893.
— — Volkskundliche Reisenotizen aus Österreich. XXIV, 1894.
— — Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg. XXIV, 1894.
— — Zur Entwicklungsgeschichte des Ornamentes bei den Slowaken. XXIV, 1894.
— — Der Schneider im Pongauer Perchtenlaufen. XXX, 1900.
— — Bericht über die Reise in die Schweiz anläßlich der Lindauer Versammlung. XXX, 1900.
— — Opferkröten. XXXI, 1901.
— — Zur Ethnographie des Mahralandes. XXXII, 1902.
— — Zur Statistik von Gischin (Südarabien). XXXIII, 1903.

Henning R., Über das deutsche Haus. XXIV, 1894.
Herman O., Ethnographische Elemente der Millenniums-Ausstellung Ungarns, mit besonderer Berücksichtigung der Urbeschäftigungen. XXVI, 1896.
Herrmann A., Zur Völkerkunde Ungarns. XIX, 1889.
— — Volkstümliches aus Dobschau (Ober-Ungarn). XXII, 1892.
— — Mitteilungen über die Zigeunerarbeiten des Erzherzogs Josef. XXIV, 1894.
— — Die Herkunft der Magyaren. XLVIII/XLIX, 1918 1919.
Herrmann E., Die Kulturbedeutung des Stehens, Sitzens und Liegens. XIX, 1889.
Hestermann F., Kritische Darlegung der neueren Ansichten über Völkerbeziehungen und Völkerverschiebungen in Afrika. XLII, 1912.
— — Die Maya-Kultur Mittelamerikas (Sprache, Schrift, Literatur, Kalender und Bauwerke). XLV, 1915.
Hochstetter F., Zwei neu angefertigte neuseeländische Mere aus Nephrit. XIV, 1884.
Hörmann C., Über Volksspiele und nationale Schaustellungen in Bosnien und der Herzegowina. XXIV, 1894.
— — Über nationale Volksspiele in Bosnien und der Herzegowina. XXIV, 1894.
Holl M., Schädeltypus der Serben. XXXII, 1902.
Hopfgartner F., Flurforschungen im Lungau. XXVIII, 1898.
Horwitz Th., Beiträge zur außereuropäischen Technik. XLVIII XLIX, 1918/1919.
Hovorka O., Verstümmelungen des männlichen Gliedes bei einigen Völkern des Altertums und der Jetztzeit. XXIV, 1894.
— — Über den bei einigen Völkern vorkommenden Nasenschmuck. XXIV, 1894.
Hüsing G., Der Mythenschatz der Tschinesen. XLVII, 1917.
Inama-Sternegg Th., Nationalökonomische Vorstellungen bei Naturvölkern. XV, 1885.
— — Über das Studium der Ansiedlungsformen. XIX, 1889.
— — Der erste amerikanische Zensus in Cuba und Portorico 1899. XXXI, 1901.
Jaden H., Tirol und Island. XXXVIII, 1908.
— — Volkskundliches aus Island und den Färöern. XLVII, 1917.
Koch-Grünberg Th., Zur Ethnographie des zentralen Südamerika (Reiseerinnerungen aus Paraguay und Mato Grosso, 1898–1900). XXXII, 1902.
— — Zur Ethnographie der Paraguay-Gebiete und Mato Grossos. XXXIII, 1903.
— — Die Maskentänze der Indianer des oberen Rio Negro und Yapurà. XXXVI, 1906.
— — Ethnographische Ergebnisse seiner Reise durch Nordbrasilien zum Orinoko. XLIV, 1914.
Kohn A., Kulturkreise und Völkersiedlungen. XLVIII XLIX, 1918 1919.
Koppers W., Die Wirtschaftsstufen der Menschheit. XLVIII XLIX, 1918 1919.
Kraitschek G., Das Indogermanenproblem. XL, 1910.
Krause, Amerika und die Bogenkultur. XLII, 1912.
Krauss F. S., Die Wahlbruderschaft (pobratimstvo) bei den Südslawen. XIII, 1883.
— — Über slawische Reminiszenzen in Brandenburger Sagen. XIV, 1884.
— — Über das Mundschaftsrecht des Mannes über seine Frau bei den Südslawen. XV, 1885.
— — Über seine Reise in Bosnien und der Herzegowina. XV, 1885.
— — Herzegowinisches Volksepos. XVI, 1886.
— — Über Sreća (Frô Saelde) im Volksglauben der Südslawen. XVI, 1886.
— — und Beckmann J. D., Über den Einfluß des Orients auf die Südslawen. XVI, 1886.
— — Medizinische Zaubersprüche aus Slawonien Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien, XVII, 1887.
— — Das Bauopfer bei den Südslawen. XVII, 1887.
— — Südslawische Totengebräuche. XVIII, 1888.
Kreichgauer D., Die Klapptore (Symplegaden) der Erde am Horizont in der Mythologie. XLVIII XLIX, 1918 1919.
Kretschmer P., Der Ursprung des Märchens vom Blaubart. XXX, 1900.
Krticzka-Jaden H., Ethnographische Beobachtungen auf Island und den Fär-Öer. XXXII, 1902.
Kyrle G., Land und Leute in Wolhynien. XLVI, 1916.
— — Beiträge zur Ethnographie der Lappen. XLVIII XLIX, 1918 1919.
Lach R., Die Musik der turk-tatarischen, finnisch-ugrischen und Kaukasusvölker. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Lecoq A., Über die Ergebnisse der ersten königl. preußischen (zweiten deutschen) Expedition nach Turfan in Chinesisch-Turkestan. XLI, 1911.
Leder H., Über den Buddhismus in Tibet. XXXIII, 1903.
Levec W., Flurforschungen im Pettauer Felde. XXVIII, 1898.
Löbisch, Die Ernährungsfrage in ihrer anthropologischen und ethnologischen Bedeutung XXIV, 1894.
Luschan F., Bericht über den Rassenkongreß in London. XLII, 1912.
— — Über Konvergenzerscheinungen in der Anthropologie. XLVI, 1916.
Martin R., Die Ureinwohner der malaiischen Halbinsel. XXX, 1900.

Mecklenburg A. F., Die deutsche Zentralafrika-Expedition. XL, 1910.
Menghin O., Diskussion über die Illyrerfrage. XLVII, 1917.
Meringer R., Zur Erforschung des Bauernhauses. XXI, 1891.
— — Das deutsche Bauernhaus. XXII, 1892.
— — Zur Geschichte des oberdeutschen Hauses. XXIII, 1893.
— — Das Salzburger Gebirgshaus. XXIII, 1893.
— — Das oberdeutsche Haus und sein Hausrat. XXIV, 1894.
— — Die typische Ausstattung des oberdeutschen Hauses. XXIV, 1894.
— — Die tschechisch-slawische ethnographische Ausstellung in Prag, speziell in bezug auf das tschechische Haus und seine Geräte. XXV, 1895.
— — Neues über das bosnische Haus. XXVIII, 1898.
— — Die volkstümliche Hauskultur in Bosnien und der Herzegowina. XXVIII, 1898.
— — Das bosnische Haus und seine kroatischen Verwandten. XXX, 1900.
— — Über die Probleme der Hausforschung. XXXII, 1902.
Mesrop-Parsadan Ter-Mowsesjanz. Das armenische Bauernhaus. XXIV, 1894.
Möwis P. Z., Tibet und seine Bewohner. XXIV, 1894.
Montelius, Die Einwanderung der Slawen in Norddeutschland. XXX, 1900.
Much M., Die Heimat der Indogermanen. XXXIII, 1903.
Much R., Zur Keltenfrage. XV, 1885.
— — Über den Kauf von Frauen bei den alten Germanen. XV, 1885.
— — Die Bastarnen. XX, 1890.
— — Die sprachliche Stellung der Ligurer und ihre vorgeschichtlichen Sitze. XXXIII, 1903.
— — Goten und Deutschösterreicher. XXXIV, 1904.
— — Die ersten Germanen auf österreichischem Boden. XXXV, 1905.
— — Pflock und Mensch. XXXIX, 1909.
— — Die Ostnachbarn der alten Germanen. XLIII, 1913.
— — Der germanische Urwald. XLVI, 1916.
Müller H., Ethnographische Gegenstände von den Blackfoot-Indianern. XV, 1885.
Müller H. D., Die Grundgesetze der ursemitischen Poesie und die Chöre der griechischen Tragödie. XXV, 1895.
Murko M., Zur Geschichte und Charakteristik der Prager ethnographischen Ausstellung im Jahre 1895. XXV, 1895.
— — Das volkstümliche Haus der Südslawen. XXXV, 1905.
— — Die ethnographischen Verhältnisse der Südslawen. XLVI, 1916.
Nopcsa F., Zur Erklärung der Ausdrücke Statio Maiensis und Mals. XLII, 1912.
Oberhummer E., Ethnographische Beobachtungen aus Nordamerika. XXXV, 1905.
— — Anfänge der Völkerkunde in der bildenden Kunst. XXXVI, 1906.
— — Medizinische Geographie in ihrer Beziehung zur Völkerkunde und Anthropogeographie. XXXIX, 1909.
— — Turkvölker und Osmanen in anthropologischer und kulturhistorischer Beziehung. XLVI, 1916.
Oppert G., Über Bohnen, Haselnüsse, Flintenkugel und Flinten bei Indiern und Arabern. XXXVI, 1906.
Paulitschke Ph., Ethnographisches aus Ostafrika. XXIX, 1899.
Peez A., Kirchenpatrone und Volkskunde. XXIV, 1894.
Peisker J., Die österreichische Wirtschaftsgeschichte und ihr wichtigster Behelf, die Katastralkarte. XXVII, 1897.
Penka K., Über den physischen Typus und die Urheimat der Arier. XIII, 1883.
Pöch R., Ergebnisse seiner Buschmannstudien auf seinen Reisen in Südafrika 1907—1909. XL, 1910.
— — Felsgravierungen und Malereien der Buschmänner in Südafrika. XLI, 1911.
— — Die Kunst der Buschmänner. XLII, 1912.
— — Südafrikanische Steinwerkzeuge aus verschiedenen Perioden. XLII, 1912.
— — Abklatsche alter Petroglyphen aus Südafrika. XLVII, 1917.
Pokorny J., Der Ursprung des Druidentums. XXXVIII, 1908.
— — Der Ursprung der Arthursage. XXXIX, 1909.
— — Die mythischen Grundlagen der Gralsage. XLII, 1912.
— — Über die vorarische Urbevölkerung Englands. XLVIII/XLIX, 1918/1919.
Polak J. E., Über prähistorische und ethnographische Objekte aus Persien. XIV, 1884.
— — Goldfiligran-Perlen aus Persien. XVI, 1886.
— — Die Metalle nach persischen Quellen. XVIII, 1888.
— — Alte Armbänder mit Schlangenköpfen aus Persien. XIX, 1889.
Radde G., Über die christlichen Bergvölker an der Südseite des großen Kaukasus. XIV, 1884.
Reche, Ethnographische Beobachtungen am Kaiserin Augusta-Fluß. XLII, 1912.
Reischek A., Über Neu-Seeland und seine Bewohner. XX, 1890.
Riegl A., Die Volkskunst vom wirtschaftsgeschichtlichen Standpunkte. XXIV, 1894.
Scala R., Bevölkerungsprobleme Altitaliens. XLI, 1911.

Schaffer F., Das heutige Cilicien. XXXI, 1901.
Schmidt W., Die Friedrich Müllersche Theorie der Melanesier. XXXII, 1902.
— — Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens. XXXVI, 1906.
— — Panbabylonismus und ethnologischer Elementargedanke. XXXVIII, 1908.
— — Die Mythologie der austronesischen Völker. XXXIX, 1909.
— — Gliederung der australischen Sprachen und ihre Beziehung zu der Gliederung der übrigen Kulturverhältnisse. XLII, 1912.
Schroeder L., Über die neuen Entdeckungen buddhistischer Altertümer in Ost-Turkestan. XXX, 1900.
— — Über den Glauben an ein höchstes Wesen bei den Naturvölkern. XXXII, 1902.
Schullern. Der Ursprung des Privateigentums. XXXVIII, 1908.
Schultz W., Vergleichende Bemerkungen zu Sagen der nordpazifischen Indianer. XLII, 1912.
Seler C., Reisebilder aus Mexiko und Guatemala. XXXI, 1901.
Simony O., Guanchen-Funde von Teneriffa. XX, 1890.
Sonne E., Die Bewohner Britisch-Nord-Borneos mit besonderer Berücksichtigung der Badjohs, Tumbonoas und Sundajaks. XXIII, 1893.
Spieß K., Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes. XLIII, 1913.
Spöttl J., Bilder von nordungarischen Nationaltrachten. XV, 1885.
Stillfried, Japan und seine Bewohner. XIV, 1884.
Stigler R., Ethnographisches aus Innerafrika. XLIV, 1914.
Szombathy J., Das Versiegen einzelner prähistorischer Kunstepochen und die Stellung der paläolithischen Kunst Mitteleuropas. XLV, 1915.
Thilenius, Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens. XXXVI, 1906.
Thomas E., Die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Verlobungen und Ehen der Völker des malaiischen Archipels. XXIV, 1894.
Thurnwald, Die Denkart als Wurzel des Totemismus. XLII, 1912.
Toldt C., Altslawengräber in Deutschland und Österreich. XLII, 1912.
Tomaschek W., Kritik der Nachrichten Herodots über einen alten Tauschhandel zwischen den pontischen und innerasiatischen Völkern. XVII, 1887.
— — Die Kulturzustände der Jenisejer. XVIII, 1888.
— — Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien. XVIII, 1888.
— — Das Verhältnis der Thraker und Illyrer zu einander. XXIII, 1893.
Trebitsch R., Ethnographisches aus dem Baskenlande. XLIV, 1914.
Virchow R., Über den Ursprung der Bronzekultur und über die armenische Expedition, XXX, 1900.
Waldeyer, Über eine Expedition nach Polynesien und Neu-Seeland. XXX, 1900.
Wallaschek R., Anfänge unseres Musiksystems in der Urzeit. XXVII, 1897.
Weninger J., Die Georgier. XLVII, 1917.
Wickenburg E., Die Altertümer in der Umgebung von Cuzco (Peru). XLIII, 1913.
Wilser L., Zur Stammeskunde der Alemannen XXX, 1900.
Winternitz M., Über indische und indogermanische Hochzeitsgebräuche. XVI, 1886.
— — Über einen altindischen Schlangenkult. XVII, 1887.
Wisnar J., Zur Geschichte der Besiedlung des Znaimer Bezirkes. XXX, 1900.
Wurmbrand G., Formverwandtschaft der heimischen und fremden Bronzen. XIX, 1889.
Yamasaki N., Erdställe in Japan. XXXI, 1901
Zeemann A., Zur Naturgeschichte des Teufels. XXXII, 1902.
Zeppelin E., Über die ethnographischen Verhältnisse der prähistorischen Bodenseebevölkerung. XXX, 1900.
Zupanič N., Zur prähistorischen Ethnologie der Troas. XLII, 1912.

## Ausschußsitzung am 5. März 1920.

Auszug aus dem Protokoll:

1. Mitgliederbewegung: Gestorben sind die wirklichen Mitglieder Andreas Dillinger, Karl Lodron-Laterano und Hofrat Prof. Dr. Leopold Schroeder. Den Austritt haben sechs wirkliche Mitglieder angemeldet. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen: Prof. Dr. V. Giuffrida-Ruggeri in Neapel, das Museo Civico di Storia Naturale in Triest, das Anthropologische Institut der böhmischen Universität in Prag, G. d. Inf. d. R. Paul Kestranek, Dr. van Gilten, Inspektor des Prähistorischen Museums in Groningen, und Univ.-Assistent Dr. Otto Antonius in Wien.

2. Der Schriftentausch mit der Zeitschrift El Mexico Antiguo wird auf Kosten des Naturhistorischen Museums (anthr.-ethn. Abt.), der mit dem Koninkl. Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap in Amsterdam und dem Norsk

Folkemuseum in Kristiania auf Kosten der Hofbibliothek genehmigt.

3. Der gemeinsame Ausschuß der historischen Vereine Wiens hat die in der Ausschußsitzung vom 22. November v. J. (Punkt 5) erwähnte Kollektiveingabe an die öffentlichen Ämter in Abschrift mitgeteilt.

4. Das von Herrn Dr. Kyrle verfaßte Verzeichnis der Abhandlungen, Vorträge usw. der Bände 1—50 wird im Anschluß an den Bericht der Gedenksitzung in den Sitzungsberichten abgedruckt.

5. Herr Dr. Kyrle verliest den Rechnungsabschluß für 1919.

6. Der Vorsitzende berichtet über den Antrag des für das Generalregister zum 31. bis 50. Band der „Mitteilungen" eingesetzten Komitees. Danach soll das Register gedruckt werden, da 3000 K durch Spenden gesichert sind und weitere etwa 5000 K aus den laufenden Einnahmen werden gedeckt werden können.

7. Beratung der Wahlvorschläge für die Jahresversammlung.

## Jahresversammlung am 10. März 1920.

1. Der Vorsitzende Hofrat Toldt erstattet den

### Jahresbericht des Präsidenten für das Jahr 1919.

Hochverehrte Versammlung!

Mit gemischten Empfindungen trete ich heute an die Erstattung des Berichtes für das abgelaufene Vereinsjahr heran. In den erhebenden Nachklang der Erinnerung an die 50 Jahre erfolgreicher Tätigkeit unserer Gesellschaft, welche wir vor einem Monate begehen konnten, schleicht sich als leiser Mißton ein gewisses Gefühl von Unsicherheit über die nächste Zukunft derselben ein, und der Hinblick auf die unbefriedigenden Zustände in unserem Staatswesen ist geeignet, uns mit banger Sorge zu erfüllen. Allein, was immer auch in nächster Zeit kommen mag, wir werden alle unsere Kräfte einsetzen, um über die Schwierigkeiten der Lage hinwegzukommen, und hoffen mit voller Zuversicht auf eine fernere gedeihliche Zukunft unserer Gesellschaft. Wir werden die bisherige Vereinstätigkeit nach Maßgabe der uns zu Gebote stehenden Mittel und der obwaltenden äußeren Verhältnisse weiterführen, wir werden es uns aber auch angelegen sein lassen, immer weitere Volkskreise mit den Errungenschaften der anthropologischen Wissenschaft vertraut zu machen und so das Interesse für diese wie für unsere Gesellschaft zu fördern und zu verbreiten.

Wir kommen damit zugleich einem Bedürfnis entgegen, welches aus den unmittelbaren und mittelbaren Folgen des lange dauernden, grausamen Weltkrieges herausgewachsen ist. Durch den uns aufgezwungenen schandvollen Frieden von Saint-Germain haben die siegreichen Mächte ein deutsches Österreich geschaffen, das kleinste aller Staatswesen Mitteleuropas, welches, der notwendigsten landwirtschaftlichen und industriellen Hilfsquellen beraubt, rings von feindselig gesinnten Nachbarn umgeben und, in sich durch Parteiungen zerklüftet, nicht imstande sein wird, auf die Dauer ein selbständiges Dasein zu fristen; das Volk selbst, infolge enormer Kriegsverluste, des andauernden starken Geburtenrückganges und der vermehrten Sterblichkeit an Kopfzahl und insbesondere an leistungsfähigen Männern beträchtlich vermindert, ist zu einem großen Teile verarmt, durch die übermäßigen Kosten aller Lebensbedürfnisse dem wirtschaftlichen Ruin preisgegeben, durch Nahrungsmangel herabgekommen, arbeitsunlustig, namentlich aber in sittlicher Hinsicht verwahrlost. Hat ja jüngst ein Wiener Gerichtshof einem verurteilten Verbrecher „die nach dem Kriege allgemein erfolgte ethische Herabsetzung der Moral" geradezu als mildernden Umstand für die Strafbemessung zugebilligt.

Diese höchst betrübenden Zustände können unmöglich von heute auf morgen behoben werden; nur eine planmäßige Erziehung der breiten Volksmassen zu produktiver Arbeit vermag darin allmählich Wandel zu schaffen. Hiezu bedarf es aber vor allem der Hebung der geistigen und sittlichen Qualitäten der Bevölkerung. Das Volk muß sich auf sich selbst besinnen, muß erkennen, was ihm nottut, und muß sich der Bedingungen klar werden, welche seinen zivilisatorischen Aufschwung zu fördern oder zu hemmen geeignet sind. Zu solcher Aufklärung der Bevölkerung erscheint die Anthropologische Gesellschaft befähigt und berufen, denn sie ist es, die an der Hand der Geschichte der gesamten Menschheit die verschiedenen Phasen der Zivilisation in allen Einzelheiten verfolgt und die ursächlichen Zusammenhänge der-

selben klarzustellen versucht. Dies ist bereits soweit gelungen, daß eine gemeinverständliche Zusammenfassung des Wesentlichen im Bereiche der Möglichkeit liegt.

Wiederholt hat der Ausschuß der Anthropologischen Gesellschaft über die Stellungnahme in dieser Angelegenheit beraten, bis er in seiner Sitzung vom 10. Juni 1919 zu dem Entschlusse kam, einerseits bei dem Staatsamte für Unterricht geeignete Schritte zur Förderung des anthropologischen Unterrichtes an den Mittelschulen zu unternehmen, anderseits aber eine Reihe von allgemein zugänglichen volkstümlichen Vorträgen zu veranstalten. Diese letztere Aktion konnte dank dem Entgegenkommen des Vorstandes der Urania bereits in Gang gebracht werden, und gestern hat Herr Regierungsrat J. Szombathy bereits den ersten dieser Vorträge unter lebhaftem Beifall der zahlreichen Zuhörerschaft abgehalten. Bezüglich einer angemessenen Berücksichtigung geeigneter anthropologischer Materien in dem Mittelschulunterricht und der dazu erforderlichen Ausbildung von Lehrkräften an den Universitäten bereitet der Ausschuß in Verbindung mit dem Verein für Volkskunde und der Prähistorischen Gesellschaft eine motivierte Eingabe an das Staatsamt für Unterricht vor, und er ersucht die hochverehrte Versammlung um die Genehmigung dieses Vorgehens. Der Umstand, daß der Herr Unterstaatssekretär Glöckel in der Gedenksitzung am 15. Februar diesen Bestrebungen unserer Gesellschaft seine Anerkennung gezollt und in dankenswerter Weise das weitestgehende Entgegenkommen der Unterrichtsverwaltung in Aussicht gestellt hat, bestärkt uns in der Hoffnung, daß unsere Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen werden.

In bezug auf unsere Vereinstätigkeit während des abgelaufenen Jahres habe ich zunächst zu berichten, daß wir die sechs statutenmäßigen Monatsversammlungen abgehalten haben, während an Stelle der Monatsversammlung im Februar die Gedenksitzung an den 50jährigen Bestand der Gesellschaft getreten ist. Bezüglich des Verlaufes dieser Sitzung, welche sich für diese höchst ehrenvoll gestaltete, darf ich auf den besonderen Bericht über dieselbe verweisen.

Der Ausschuß der Gesellschaft hat in diesem Jahre eine besonders rege Tätigkeit entfaltet. In acht Vollsitzungen desselben und in einer Anzahl von Spezialkomitees wurden, abgesehen von den laufenden Geschäften und finanziellen Angelegenheiten vorwiegend die Vorbereitungen zur Gedenksitzung sowie zu den volkstümlichen Vorträgen und zur Förderung des anthropologischen Unterrichtes beraten.

Von unseren Druckschriften sind in diesem Jahre zur Ausgabe gelangt: Das 6. und 7. Heft der „Mitteilungen“ für den Band XXXXVIII—XXXXIX, mit den Sitzungsberichten für 1918/19 und mehreren Literaturberichten. Als Ergänzungsheft dieses Bandes sind die „Tabellen zur Umrechnung der Schädelmaße auf einen Rauminhalt von 1000 Kubikzentimeter“ von J. Szombathy erschienen. Von Exkursionen mußte in dem verflossenen Jahre wegen der Schwierigkeiten im Eisenbahnverkehr abgesehen werden. Ebenso wirkten diese hemmend auf die Durchführung von praktischen Arbeiten. Von solchen ist hervorzuheben die durch Unterstützung der Akademie der Wissenschaften ermöglichte erfolgreiche Fortsetzung der Ausgrabungen auf dem bronzezeitlichen Gräberfelde bei Gemeinlebarn durch J. Szombathy, über welche dieser in der Monatsversammlung vom 14. Januar berichtet hat. Dr. Jos. Bayer erstattete an die Akademie der Wissenschaften einen Bericht über die Ergebnisse der von ihm bei seinem zweiten Aufenthalt in Palästina (1918) vorgenommenen Untersuchungen.

Am 22. Oktober erfolgte über Einladung und unter Führung des Herrn Doktor Christian eine Besichtigung der im Hofmuseum aufgestellten ethnographischen Ausstellung Weidholz aus Süd-Tunesien und Ost-Marokko.

Die Arbeiten in den Kriegsgefangenenlagern sind zum Abschlusse gekommen; es konnten im ganzen an 7000 Mann zur Untersuchung herangezogen werden. Die ausführliche Veröffentlichung der reichhaltigen Ergebnisse derselben befindet sich in Vorbereitung. Ich bin der Zustimmung der hochgeehrten Versammlung sicher, wenn ich Herrn Prof. Pöch und seinen treuen Mitarbeitern, unter diesen namentlich Herrn Dr. Weninger, den herzlichsten Dank der Gesellschaft für ihre ebenso mühevolle als erfolgreiche Tätigkeit ausspreche, und nicht minder der Akademie der Wissenschaften für die großzügige Unterstützung, welche sie diesem Unternehmen vom Anfang bis zum Ende desselben gewährt hat.

Was den Stand unserer Mitgliederschaft betrifft, so haben wir in diesem Jahre leider höchst empfindliche Verluste erlitten. Der verstorbenen Ehrenmitglieder Gustaf Retzius und Ernst Haeckel wurde bereits in den Monatsversammlungen gedacht. Von

den unterstützenden Mitgliedern ist Hofrat Franz Steindachner, Intendant des Naturhistorischen Hofmuseums, am 10. Dezember 1919 einem längeren Leiden erlegen. Ein warmer Freund unserer Gesellschaft, hat er derselben in seiner amtlichen Eigenschaft stets das dankenswerteste Entgegenkommen erwiesen. Aus der Reihe unserer wirklichen Mitglieder ist Hofrat Dr. Leo Reinisch, Mitglied und Ausschußrat seit dem Jahre 1902, am 13. Dezember 1919 auf seinem Landgut in Lankowitz bei Köflach in Steiermark im Alter von 87 Jahren verschieden. Als Sprachforscher, namentlich als Ägyptologe, hat er der Anthropologie und Ethnologie stets das regste Interesse entgegengebracht, und zählte zu den eifrigsten Besuchern unserer Versammlungen. Die gewinnende Liebenswürdigkeit seines ganzen Wesens ist daher uns allen in bester Erinnerung. Außerdem beklagen wir den Verlust des wirklichen Mitgliedes Doktor Leopold Schroeder, Professor der indischen Philologie und Altertumskunde, der seit dem Jahre 1900 unserem Ausschuß angehört hat. Er war Balte von Geburt und gehörte zu jenen Forschern, welche Gründlichkeit und Vielseitigkeit auf das glücklichste zu vereinigen wissen. Nicht nur die altindische und indogermanische Sprachwissenschaft hat er durch grundlegende Forschungen bereichert, sondern auch die Völkerkunde, die vergleichende Sagen- und Literaturforschung verdanken ihm Anregungen und Beiträge von bleibendem Wert. Er starb nach kurzem Leiden am 8. Februar d. J. im Alter von 68 Jahren. Ferner wurden uns durch den Tod entrissen: die wirklichen Mitglieder General Colerus von Geldern, Andreas Dillinger, Frau Marianne Kautsch, Graf Lodron-Laterano, kais. Rat Heinrich Thomke und Bezirkshauptmann Doktor Manfred Vivenot. Ihnen allen werden wir stets ein ehrenvolles Andenken bewahren.

Da 5 korrespondierende Mitglieder und Herr Direktor Böhmker als Stifter hinzugekommen, von wirklichen Mitgliedern 10 ausgetreten, hingegen 35 neu zugewachsen sind, so beläuft sich unser Mitgliederstand heute auf

21 Ehrenmitglieder,
70 korrespondierende Mitglieder,
6 Stifter,
24 unterstützende Mitglieder und
333 wirkliche Mitglieder

Im ganzen 454 Mitglieder gegen 434 im Vorjahre.

Im Haushalte unserer Gesellschaft ist, wie die hochverehrte Versammlung aus dem Rechnungsabschlusse ersehen wird, gegenüber dem Vorjahre eine entschiedene Besserung zu verzeichnen, und zwar infolge der nicht unerheblichen Erhöhung der Einnahmen. Wir haben von dem Staatsamte für Unterricht 1000 K, von dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein 100 K und von der Stadt Wien 400 K als Subventionen erhalten, wofür wir den geziemenden Dank aussprechen. Die Verlagsbuchhandlung Urban & Schwarzenberg hat die Gesellschaft durch eine abermalige Spende von 2000 K zu herzlichstem Dank verpflichtet. Der Erlös von verkauften Druckschriften hat sich gegen das Vorjahr um rund 3000 K erhöht. Demgegenüber haben die Auslagen für die Herausgabe von Druckschriften um 1500 K zugenommen, so daß zusammen mit dem Kassarest des Vorjahres ein Aktivrest von 2560 K verbleibt. Im Jahre 1920 steht uns aber wegen der bereits angekündigten weiteren Steigerung der Druckkosten und der voraussichtlichen Vermehrung der Kanzleierfordernisse eine sehr bedeutende Erhöhung des Ausgabenkontos bevor, um so mehr, als die nicht mehr aufschiebbare Herausgabe des Generalregisters für den 31. bis 50. Band der Druckschriften unsere Geldmittel sehr stark in Anspruch nehmen wird. Wir dürfen das Druckkostenkonto auf annähernd 18.000 K veranschlagen. Deshalb hat es der Ausschuß als seine unabweisbare Pflicht angesehen, für eine entsprechende Vermehrung unserer Einnahmen Vorsorge zu treffen.

Zunächst hat über Antrag desselben die Gesellschaft in ihrer Versammlung vom 10. Dezember 1919 beschlossen, für das Jahr 1920 von allen Mitgliedern einen vorübergehenden Teuerungszuschuß von 15 K zu dem regelmäßigen Mitgliedsbeitrag einzuheben. Ferner wurde an das Staatsamt für Unterricht die Bitte um Erhöhung der Subvention für das Verwaltungsjahr 1919 auf 3000 K und für das Jahr 1920 auf 5000 K gerichtet. Weiterhin hat der Ausschuß beschlossen, den Teuerungszuschlag zum Buchhandlungspreise der Druckschriften auf 150% zu erhöhen und den Umrechnungsschlüssel für denselben mit 1 K = 1 Frank = 80 Pfennige, zahlbar in der Landeswährung des Empfängers, festzusetzen. Dieser Umrechnungsschlüssel gilt auch für den oben erwähnten Teuerungszuschuß der Mitglieder. Den ziffermäßigen Erfolg aller dieser Maßnahmen können wir heute allerdings nicht überblicken, doch dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß sie uns für das Jahr 1920 die Erhaltung des Gleichgewichtes in unserer finanziellen Gebarung ermöglichen dürften.

2. Wir kommen nun zu dem zweiten Gegenstand der Tagesordnung: den Wahlen.

# Rechnungsabschluß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien
## für das Jahr 1919.

**SOLL**

| | K | h | K | h |
|---|---|---|---|---|
| **A. Kassa-Konto.** | | | | |
| 1. Allgemeiner Kassarest | | | 1685 | 28 |
| 2. Zinseneingang: | | | | |
| *a)* vom Anlagekapital | 128 | — | | |
| *b)* von der Postsparkasse | 61 | 54 | 189 | 54 |
| 3. Subventionen: | | | | |
| *a)* vom reg. Fürsten Johann von und zu Liechtenstein | 100 | — | | |
| *b)* von der Stadt Wien (für 1918) | 400 | — | | |
| *c)* vom Staatsamt für Unterricht (für 1918/19) | 1000 | — | 1500 | — |
| 4. Mitgliederbeiträge | | | 3640 | — |
| 5. Einnahmen aus Druckschriften: | | | | |
| *a)* Verkauf durch das Sekretariat | 2191 | 31 | | |
| *b)* „ laut Abrechnung von Alfred Hölder | 1513 | 20 | | |
| *c)* Rückersatz vom Naturhistor. Hofmuseum für Tauschhefte | 1516 | 60 | | |
| *d)* Rückersatz von der Hofbibliothek | 178 | 92 | | |
| *e)* Sonstige Ersätze | 1 | 40 | 5401 | 43 |
| 6. Spenden und Überzahlungen: | | | | |
| *a)* Spende von Urban & Schwarzenberg | 2000 | — | | |
| *b)* Sonstige | 72 | — | 2072 | — |
| | | | 14488 | 25 |
| **B. Fonds für praktische Arbeiten.** | | | | |
| Kassarest von 1918 | | | 400 | — |
| **C. Reservefonds für Druckereiauslagen.** | | | | |
| *a)* Allgemeiner, bei der Bodenkreditanstalt erliegender (Sieghartfonds) exkl. Zinsen, Übertrag vom Vorjahre | 25 | — | | |
| *b)* Besonderer | 650 | — | 675 | — |
| **D. Wertpapier-Konto.** | | | | |
| Anlagekapital und Zinsencoupons | | | 6324 | — |

**HABEN**

| | K | h | K | h |
|---|---|---|---|---|
| **A. Kassa-Konto.** | | | | |
| 1. Kosten der gesellschaftlichen Publikationen: | | | | |
| Druckkosten für 1918—1919 (48. und 49. Bd.) | | | | |
| Zahlung an die Druckerei Hamburger | 9360 | 38 | | |
| Honorar für Literaturberichte | 29 | 80 | 9390 | 18 |
| 2. Kanzleiauslagen: | | | | |
| *a)* Remuneration für den II. Sekretär | 800 | — | | |
| *b)* Entlohnung des Dieners | 240 | — | | |
| *c)* Allgemeine Sekretariatsauslagen | 942 | 45 | | |
| *d)* Kanzleidrucksachen | 232 | — | | |
| *e)* Auslagen des Kassiers | 147 | 56 | | |
| *f)* Saalmiete und Skioptikon | 130 | — | | |
| *g)* Sonstige Auslagen für Vorträge | 33 | — | | |
| *h)* Steuer | 12 | 38 | 2537 | 39 |
| 3. Kassarestübertrag auf 1920 | | | 2560 | 68 |
| | | | 14488 | 25 |
| **B. Fonds für praktische Arbeiten.** | | | | |
| Übertrag auf das Jahr 1920 | | | 400 | — |
| **C. Reservefonds für Druckereiauslagen.** | | | | |
| *b)* Übertrag auf das Jahr 1920 (exkl. Zinsen) | | | 675 | — |
| **D. Wertpapier-Konto.** | | | | |
| 1. Mit 2000 K belehnt, erliegend bei der Bodenkreditanstalt samt Coupons | 3060 | — | | |
| 2. Freies Anlagekapital und Zinsencoupons | 3264 | — | 6324 | — |

*Wien, am 31. Dezember 1919.*

***Dr. Richard Lasch*** *m. p.,*
*dz. Kassier.*

***Moritz Wasserburger,*** *Hofrat m. p.,*
*dz. Rechnungsprüfer.*

*Der Ausweis wurde geprüft und richtig befunden.*
*Wien, am 26. Februar 1920.*

***Dr. Georg Kyrle*** *m. p.,*
*dz. Rechnungsführer.*

***Dr. Michael Braun*** *m. p.,*
*dz. Rechnungsprüfer.*

Von Herrn Prof. Karl Ausserer, der seit dem Jahre 1906 die Funktion des Rechnungsführers unserer Gesellschaft mit der ihm eigenen Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit versehen hat, ist ein Schreiben eingelaufen, in dem er uns bekannt gibt, daß er infolge dauernder Übersiedlung nach Seis in Südtirol von seiner Funktion zurücktreten müsse. Vor dieser vollendeten Tatsache stehend, haben wir daher die Stelle des Rechnungsführers, welche aushilfsweise Herr Dr. G. Kyrle zu übernehmen die Güte hatte, heute neu zu besetzen. Weiterhin hat Herr Dr. L. Bouchal die schriftliche Erklärung abgegeben, daß er wegen Überbürdung mit Amtsgeschäften nicht mehr imstande ist, die Funktion als II. Sekretär der Gesellschaft weiterhin zu versehen, jedoch bereit sei, die Geschäfte des Redakteurs der Druckschriften beizubehalten. Mit dem lebhaftesten Bedauern müssen wir dem unwiderruflichen Entschlusse des Herrn Dr. Bouchal, der die Funktion des II. Sekretärs im Verein mit der des Redakteurs durch volle 18 Jahre ununterbrochen in geradezu mustergültiger Weise versehen hat, bei den bevorstehenden Wahlen Rechnung tragen.

Der Ausschuß legt sohin der hochverehrten Versammlung die folgenden Anträge vor:

für die Neuwahl als II. Sekretär: Dr. Viktor Christian, als Redakteur: Dr. L. Bouchal, als Rechnungsführer: Direktor Böhmker, als Ausschußmitglied: Dr. Jos. Weninger;

für die Wiederwahl zu Ausschußmitgliedern (nach Ablauf der Mandatsdauer): Prof. Doktor Kraitschek, Prof. Dr. Menghin, Hugo Müller, Prof. Dr. Rudolf Much;

zu Rechnungsprüfern: Hofrat Wasserburger, Stabsarzt Dr. Braun;

für die Wahl zu Ehrenmitgliedern: Dr. Georg Schweinfurth in Berlin, Hofrat Prof. Wieser in Innsbruck;

zu korrespondierenden Mitgliedern: Prof. Dr. Eduard Hahn in Berlin, Prof. Dr. H. H. Juynboll, Direktor des Ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Prof. Dr. A. W. Nieuwenhuis in Leiden, Baron Erland Nordenskiöld in Stockholm, Prof. Dr. Otto Reche, Abteilungsleiter am Museum für Völkerkunde in Berlin.

Diese Wahlvorschläge werden von der Versammlung angenommen.

Schließlich erlaube ich mir den Antrag zu stellen, die hochverehrte Versammlung wolle den zurückgetretenen Funktionären Dr. Karl Ausserer und Dr. Leo Bouchal für ihre durch langjährige höchst ersprießliche Tätigkeit um die Gesellschaft erworbenen großen Verdienste den herzlichsten Dank aussprechen (geschieht).

3. Herr Dr. Kyrle verliest den Rechnungsabschluß für das Jahr 1919 (s. Seite [49]). Nach dem Berichte der Rechnungsprüfer wird der Rechnungsabschluß nach Konstatierung der Beschlußfähigkeit der Versammlung durch den Vorsitzenden genehmigt.

4. Herr Dr. Josef Bayer, Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des Naturhistorischen Museums, spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

**den Lagerplatz des Diluvialmenschen im Löß bei Langmannersdorf an der Perschling, sein Alter und zeitliches Verhältnis zu den wichtigeren Kulturstätten des Eiszeitalters in Niederösterreich.**

(Nach Ergebnissen der vorjährigen Ausgrabung des Naturhistorischen Museums.)

An den Vortrag knüpfte Herr Dr. Otto Antonius eine Bemerkung über die ausgegrabenen Wolfsskelette.

## Ausschußsitzung am 15. März 1920.

Auszug aus dem Protokoll.

1. Herr Johann Wanner in Lienz, Tirol, teilt in einem Schreiben mit, daß er der Gesellschaft anläßlich ihres 50jährigen Bestehens den Betrag von K 100.000 in VIII. ungar. Kriegsanleihe widmen wolle, dessen jährlicher Zinsenertrag für wissenschaftliche Forschungen verwendet werden soll.

Es wird ein Komitee eingesetzt, welches sich mit dem Spender über die Modalitäten der Widmung ins Einvernehmen setzen soll.

2. Eine von den der Anthropologischen Gesellschaft angehörigen Professoren und Dozenten der Anthropologie, Ethnographie und Prähistorie verfaßte Eingabe, betreffend die Ausgestaltung des anthropologischen Unterrichtes in den Schulen, soll über Antrag von Dr. A. Haberlandt dem Unterstaatssekretär für Unterricht persönlich durch eine Abordnung überreicht werden. Hiezu werden bestimmt die Herren Toldt, Pöch und M. Haberlandt.

3. Herr Prof. Dr. Const. v. Mereschowsky in Genf, Hotel des Familles, rue de Lausanne, ersucht um Aufnahme folgender Rundfrage: Ein Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft hat über das Werk des Prof. v. Mereschowsky: „Das irdische Paradies", Berlin 1902, in einer Anzeige bemerkt: „Das ist das beste Buch, das je geschrieben war". Der genannte Herr bittet das betreffende Mitglied, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

## Monatsversammlung am 14. April 1920.

Herr Oberkontrollor Friedrich J. Bieber spricht unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über **Altes und Neues aus Äthiopien.**

## Außerordentliche Versammlung am 27. April 1920.

(Gemeinsam mit der Geographischen Gesellschaft.)

Herr Prof. Dr. R. Thurnwald (Halle a. S.) spricht unter Vorführung von Lichtbildern

**Über seine Entdeckung der Quellen des Augustaflusses in Neuguinea.**

* * *

Am 3. Mai 1920 überbrachte eine Abordnung der Gesellschaft unter Führung von Hofrat Prof. Dr. Jagić dem Präsidenten Hofrat Prof. Toldt anläßlich seines 80. Geburtsfestes die Glückwünsche der Gesellschaft. Hofrat Jagić hielt hiebei folgende Ansprache:

Hochverehrter Herr Präsident!
Verehrungswürdiger Herr Jubilar!

Eine Delegation des Ausschusses der Anthropologischen Gesellschaft hat die große Ehre, heute vor Sie zu treten, um Ihnen anläßlich der Feier des 80. Geburtstages die innigsten Glückwünsche darzubringen, die sie von uns im Namen der ganzen Gesellschaft freundlichst annehmen wollen.

Wir waren gestern Zeugen einer seltenen, schönen Ihnen zu Ehren veranstalteten Feier, wo unsere Alma Mater Vindobonensis durch die Verleihung der höchsten Auszeichnung, über die sie verfügt, Ihnen die Hochachtung, Verehrung und Würdigung Ihrer wissenschaftlichen Verdienste zum Ausdruck gebracht hat. Das geschah in voller Öffentlichkeit und wird überall, weit über die Grenzen unseres Vaterlandes, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Ländern fremder Zungen, soweit die ruhige Besinnung Oberhand gewonnen, freudigen Widerhall finden.

Wir freuen uns über diese Ihnen zuteil gewordene Auszeichnung aus einem ganz besonderen Grunde, weil sie unserem lieben Präsidenten gilt, in dessen Person wir den langjährigen bewährten, erfahrenen und klugen Leiter und Führer der Wiener Anthropologischen Gesellschaft verehren. Wir schmeicheln uns dadurch, Ihnen am nächsten zu stehen, da wir das Glück haben, Sie so oft in unserer Mitte zu sehen, wo Sie mit bewunderungswürdiger Umsicht unserer Gesellschaft die Bahnen weisen, die sie einzuschlagen hat, um angesehen dazustehen, wo aus Ihrer Gedankeninitiative wichtige Beschlüsse geschehen zum Wohle der Gesellschaft, wo Sie ihre ganze Energie, ihre große Schaffensfreude im Interesse der von unserer Gesellschaft gepflegten Disziplinen konzentrieren.

Mit diesen schönen Eigenschaften Ihrer Persönlichkeit haben Sie uns zum größten Dank verpflichtet, den wir Ihnen in dieser feierlichen Stunde auszusprechen wünschen.

Es wäre anmaßend von mir, in diesem Kreise der Fachgelehrten Ihre hohen Verdienste um die medizinische Wissenschaft preisen zu wollen. Das ist schon oft von berufenerer Seite geschehen. Ihr Name glänzt und wird glänzen im Kreise großer Berühmtheiten der Wiener medizinischen Schule. Nur eine Tatsache möchte ich nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie Ihr ganz besonderes, gerade für die Anthropologie äußerst wichtiges Verdienst ist. Das ist die von Ihnen mit zielbewußter Beharrlichkeit betriebene und von vollem Erfolge gekrönte Errichtung eines Lehrstuhles für Anthropologie an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität. Sie haben sich damit ein Monumentum aere perennius geschaffen, in unabsehbarer Reihenfolge werden die Inhaber dieses Lehrstuhles, der so recht erst den festen Grund für anthropologische Forschungen gelegt hat, dankerfüllt ihres Initiators gedenken und ihm ein treues Andenken bewahren.

Unsere bescheidene Kundgebung hält sich zwar abseits von der Beurteilung öffentlicher Zustände, doch das dürfte immerhin vollauf berechtigt sein, wenn wir sagen, daß uns Männer von solcher Überzeugungstreue, von so stark ausgeprägtem Pflichtgefühl, von solcher Charakterfestigkeit, wie wir sie in der Person unseres Jubilars verkörpert sehen, sehr not tun, und daß wir wünschen müssen, ihre Zahl möge in allen Sphären des öffentlichen Lebens zunehmen.

Mit diesem Wunsche schließt meine Begrüßung, deren Unzulänglichkeit Sie gütigst entschuldigen wollen, da ja zu einem 80jährigen Jubilar ein noch älterer Kollege spricht, dem die erforderliche Schwungkraft schon abgeht. Möge das erwünschte Wohlergehen Sie noch durch viele Jahre begleiten!

## Ausschußsitzung am 4. Mai 1920.

Auszug aus dem Protokoll.

1. Mitgliederbewegung: Gestorben ist das wirkliche Mitglied Dr. J. Horwatitsch. Ihren Austritt haben 1 wirkliches und 1 unterstützendes Mitglied angemeldet. Als neue wirkliche Mitglieder werden aufgenommen: Doktor Niko Zupanić in Belgrad, Jozo Petrović, D. J. Wölfel, Oberlandesgerichtsrat Dr. Prodinger, Josef Adensamer in Wien, das Institut Prehistoryczny Uniwersytetu Poznańskiego in Posen, Theresa Mayer, Bernhard Mayer, William Korn, David Korn und Ralph Korn in New-York (die letzten durch Prof. Boas angemeldet), Ing. Chem. Karl Schwarz in Wien.

2. Dankschreiben für die Ehrungen sind eingelaufen von Dr. Juynboll, Prof. Hahn, Prof. Schweinfurth, Prof. Reche, Frhrn. v. Nordenskiöld, Hofrat Wieser.

3. Unterstaatssekretär Prof. Tandler hat das Honorar seines Vortrages in der Urania (K 80) der Gesellschaft gespendet.

4. Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft ladet zur 47. allgemeinen Versammlung in Hildesheim am 1. bis 4. August 1920 ein; die Versammlung wird das 50jährige Bestehen der Gesellschaft feiern.

5. Neuerliche Preissteigerungen werden von der Firma Angerer & Göschl angezeigt. Laut Mitteilung des Redakteurs werden auch die Druckkosten eine neue Steigerung erfahren.

6. Hofrat Toldt berichtet über die Wanner-Spende. Die K 100.000 ungar. Kriegsanleihe wurden bereits bei der Kreditanstalt als Johann Wanner-Fonds hinterlegt. Herr Wanner wird als Stifter aufgenommen. Da die Hinterlegung bei der Kreditanstalt irrtümlich statt bei der Bodenkreditanstalt erfolgte, wird die Übertragung des Depots an die letztere Anstalt veranlaßt werden.

7. Pöch, M. Haberlandt und Toldt berichten über die Überreichung der Eingabe der Gesellschaft wegen Förderung des anthropologischen Unterrichtes in den Schulen an den Unterstaatssekretär für Unterricht, die am 23. März erfolgte. Szombathy beantragt, dahin zu wirken, daß im Falle der Aufnahme der anthropologischen Fächer in den Lehrplan auch für Schulung der älteren Lehrkräfte etwa in Form von Ferialkursen vorgesorgt werde.

8. Pöch berichtet über eine Mitteilung von Prof. Schlaginhaufen (Zürich), daß an der Züricher Universität eine Stiftung für Vererbungslehre, Sozialanthropologie und Rassenhygiene bestehe. Pöch wird ersucht, mit Prof. Schlaginhaufen, dem Präsidenten dieser Stiftung, sich wegen Mitarbeit der Anthropologischen Gesellschaft ins Einvernehmen zu setzen.

9. Bouchal teilt mit, daß die gegenwärtigen Selbstkosten der Gesellschaft für Druck und Versand der „Mitteilungen“ den im Jahre 1902 mit dem Naturhistorischen Museum für jedes Tauschexemplar vereinbarten Betrag von K 8·40 weit übersteigen und regt eine Neubemessung desselben an. Bayer erklärt sich als Leiter der hauptsächlich interessierten anthropologisch-ethnographischen Abteilung des Museums hiemit im Prinzip einverstanden. Sekretär und Redakteur werden mit Ausarbeitung eines entsprechenden Voranschlages beauftragt.

10. An Stelle der Briefhüllen soll in Hinkunft bei Versendung der „Mitteilungen“ Verpackung in Zeitungs- und Packpapier verwendet werden. Auslandssendungen sollen, wenn der Postverkehr nicht zuverlässig erscheint, eingeschrieben werden.

11. Auf Antrag des II. Sekretärs wird die Remuneration des Dieners von K 20 auf K 30 monatlich erhöht.

# Monatsversammlung am 5. Mai 1920.

1. Hofrat Prof. Dr. Jagić verkündet den Beschluß des Ausschusses, wonach der Präsident Hofrat Prof. Dr. Toldt anläßlich seines 80. Geburtsfestes für seine hohen Verdienste um die anthropologische Wissenschaft und um die Gesellschaft zum Ehrenmitglied vorgeschlagen wird. Der Vorschlag wird von der Versammlung unter lebhaftem Beifall angenommen.

2. Hofrat Toldt berichtet über die Widmung des Herrn Wanner.

3. Prof. Pöch berichtet über die Eingabe an das Unterrichtsamt, betreffend Ausgestaltung des anthropologischen Unterrichtes in den Schulen.

4. Herr Univ.-Prof. Dr. Otto Schlaginhaufen (Zürich) spricht unter Vorführung von Lichtbildern über

## Reisen und Forschungen in der melanesischen Südsee.

Die Reisen des Vortragenden gliedern sich in zwei Abschnitte: Die Zeit vom Herbst 1907 bis Mitte des Sommers 1909 brachte er als Mitglied der Deutschen Marine-Expedition im Bismarck-Archipel, insbesondere auf der Insel Neu-Mecklenburg und den östlich vorgelagerten Inselgruppen zu; der zweite Teil der Reise wurde im Auftrage des Zoologischen und Anthropologisch-Ethnographischen Museums in Dresden ausgeführt und bewegte sich im Nordwestgebiete von Neuguinea, von wo der Vortragende im Februar 1910 nach Europa zurückkehrte.

Von Rabaul aus, dem späteren Gouvernementssitz von Deutsch-Neuguinea, unternahm der Vortragende zuerst an Bord S. M. S. „Planet“ eine Fahrt nach Bougainville, wo er auf der Station Kieta und in den Bergdörfern Ituru und Takotschi anthropometrische Aufnahmen machte. Dann brachte „Planet“ die Mitglieder der Marine-Expedition, die Marinestabsarzt Dr. Emil Stephan auf das trefflichste organisiert hatte und bis zu seinem schon nach einem halben Jahre erfolgten Tode leitete, in ihr eigentliches Forschungsgebiet, die Insel Neu-Mecklenburg.

Muliama (zirka $4^0$ südl. Br., $153^0$ östl. L.), an einem kleinen natürlichen Hafen der Ostküste des fast noch unbekannten Südteiles, war das Standlager der Expedition und damit der Ausgangspunkt für die Märsche küstenauf- und abwärts, die Vorstöße in das gebirgige Inland und die Reisen nach den vorgelagerten Inselgruppen Feni, Tanga und Lir.[1]) Vor allem wurde die Küstenbevölkerung der Landschaft Muliama, ferner aber auch diejenige der nördlich sich anschließenden Landschaft Bitmussuan und der südlichen Landschaften Konomala und Siar studiert.

In den meisten Muliama-Siedlungen, die in der Regel von beschränktem Umfange sind, gruppieren sich die Hütten unregelmäßig um den Dorfplatz herum. Ihre Typen gliedern sich in solche mit ovalem und solche mit rechteckigem Grundriß. Den ersteren, bienenkorbähnlichen, dessen Dachfirst nicht von Mittelstützen, sondern von den dem Dach die Form gebenden, bogenförmig gespannten Bambuslatten getragen wird, findet man in Muliama nur vereinzelt, um so häufiger aber, je weiter man südwärts geht. Auf rechteckigem Grundriß erheben sich bald Hütten mit Giebeldächern, bald solche mit runden Dächern. Von diesen beiden ist letzteres für Muliama, ersteres für Bitmussuan charakteristisch. Die Scheunen, worin die Erdfrüchte aufbewahrt werden, stehen auf Stützen und bilden die einzigen ständigen Pfahlbauten dieser Gegend. Neben der Wohnhütte, die einer Familie zur Unterkunft dient, findet sich in der Regel eine Kochhütte. Sie ist nach dem Tode des Mannes die Wohnstätte der Witwe. Die Plankenboote werden in den Bootshütten am Strande, die einzigen sorgsam behüteten Haustiere, die Schweine, in besonderen Hütten innerhalb der Siedlung untergebracht. Etwas abseits steht das Männerhaus, das den unverheirateten Männern als Wohnstätte, den Männern überhaupt aber als Versammlungs- und Festplatz dient. Auf seinen Bau wird mehr Sorgfalt verwendet, sein Eingang oft durch bemalte Bretter hervorgehoben und die ganze Hütte samt dem davor gelegenen Platz von einem mit einer Einsteigegabel versehenen Zaun umgeben. Der Männerhausplatz ist den Frauen verschlossen; erst nach dem Tode wird auch ihnen Einlaß gewährt; in der Umfriedung des Männerhausplatzes finden sich Gräber beider Geschlechter. Auf den Tanga-Inseln erreichen die Männerhäuser bei kleiner Breite oft eine sehr ansehnliche Länge; ihr Dachfirst ruht auf geschnitzten und bemalten Pfosten, und

[1]) Orientierungsmärsche an der Ostküste von Süd-Neu-Mecklenburg. Mitt. D. Schutzg., 1908, S. 213 bis 220. — Ein Besuch auf den Tanga-Inseln. Globus, Bd. 94, 165—189. — Geographisches und Sprachliches von den Feni-Inseln. Globus, Bd. 95, S. 69 bis 71. — Mitteilungen über eine Bereisung der Insel Lir in Melanesien. Mitt. d. Geogr.-Ethn. Ges. Zürich 1920.

der Zaun ist zuweilen von scharfen Bambusspitzen bewehrt. In verhältnismäßig kurzer Zeit können in der Anlage des Dorfes große Veränderungen vor sich gehen, die meistens in Todesfällen von Menschen und Tieren ihren Grund haben. Das Haus, wo jemand gestorben ist, wird nicht mehr benützt und ist sich selbst überlassen, und ein Dahinsterben von Schweinen kann zum Verlassen eines Platzes und zur Ansiedlung an anderer Stelle führen.[1])

Die Eingeborenen stehen auf der Stufe des Hackbaues und bauen auf Feldern, die oft sehr weit vom Dorf entfernt sind und manchmal an schwer zugänglichen und abschüssigen Stellen angelegt werden müssen, Taro, Tams, Süßkartoffeln und Bananen. Der Mann führt die ersten schweren Arbeiten aus, insbesondere das Fällen des Busches und das Umzäunen der Felder; an den folgenden langwierigen und mühsamen Arbeiten, der feineren Säuberung des Bodens, dem Pflanzen und der Ernte beteiligt sich die Frau in weitgehendem Maße oder sie übernimmt sie ausschließlich. Sie trägt auch die Früchte des Feldes nach Hause. Die gewöhnlichen Mahlzeiten bestehen meistens aus gemischten Gerichten, an deren Zusammensetzung sich außer den Erdfrüchten und verschiedenen Bananensorten oft die Galipnuß, der Kokosnußkern und Kräuter beteiligen. Da Töpferei fehlt, dienen hölzerne Schüsseln als Kochgefäße, und Steine, die zuvor im Herdfeuer erhitzt werden, bringen den flüssigen Inhalt zum Brodeln. Die Beute der Jagd und des Fischfanges ergänzen oft die pflanzliche Kost. Bei Tage oder nachts beim Scheine der Kokosblätterfackeln bringen die Eingeborenen viele Stunden auf dem Korallenriff zu, um die Fische mit Netz oder Angel zu erbeuten oder mit dem mehrspitzigen Speer aufzuspießen.[2]) Auf die wilden Schweine wird mit großen starken Netzen Jagd gemacht, und auch ein kleines Känguruh wird im Netz gefangen. Den trägen Kuskus aber überraschen die Eingeborenen während des Schlafes im Geäste der Bäume. Wie sich die Frau um die Beschaffung der pflanzlichen Nahrung kümmert, so ist es Sache der Männer, die Tiere, namentlich das Schwein, im Erdofen zuzubereiten. Schweinefleisch wird fast ausschließlich bei festlichen Anlässen gegessen.

Bei der Küstenbevölkerung spielt naturgemäß die Schiffahrt eine große Rolle, und wenn auch an Stelle der alten Steinwerkzeuge die eiserne Axt des Europäers getreten war, so befand sich zur Zeit der Anwesenheit des Vortragenden der Bootsbau der Eingeborenen noch in vollem Schwunge. Die Plankenboote sind aus Brettern hergestellt, die mittels Rotang aneinandergeheftet werden. Ein aus einer Baumfrucht gewonnener Kitt verstopft die Fugen. Schön gearbeitete, meist durchbrochen geschnitzte und bemalte Aufsätze zieren die beiden Enden des Bootes. Den zweiten Bootstypus verkörpern die mit Auslegern versehenen Einbäume, welche sich durch ihre Seetüchtigkeit auszeichnen und an einzelnen Stellen, wie z. B. auf Lir, stattliche Größe erreichen können.

Zweifellos ging der Neu-Mecklenburger ursprünglich nackt; denn nicht nur sieht man alte Männer unbekleidet einhergehen, sondern auch die jungen Leute entledigen sich, wenn sie sich vom Weißen nicht beobachtet fühlen, des Lendentuches. Dieses Erzeugnis europäischer Kultur hat bei den Frauen weniger Eingang gefunden; sie tragen nur die Büschel wohlriechender Gräser, welche von der Lendenschnur vorn und hinten herunterhängen. Geflochtene, farbig gemusterte Armbänder und geschliffene Armringe sind Schmuckstücke beider Geschlechter. Einige — wohl die letzten — Ringschleifereien, in denen die Eingeborenen prachtvolle, jetzt leider mehr und mehr durch wertlose Steingutnachahmungen des Europäers verdrängte Armringe aus Tridacna gigas herstellen, konnte der Vortragende in einigen versteckten Orten der Tanga-Inseln auffinden. Aus Bast gewundene Schnüre und ferner Ketten, an denen bald Kuskus- oder Hundezähne, bald kleine Muscheln oder die bekanntlich als Eingeborenengeld kursierenden Muschelscheibchen aufgereiht sind, dienen häufig als Halsverzierung. Einige farbige Blätter oder Blüten oder eine Vogelfeder schmücken gelegentlich das Haar. Zu dauerndem Schmuck aber richten die Eingeborenen sich Haut und Haare her, indem sie diese bleichen, jene tätowieren. Merkwürdigerweise fand sich der Verfertiger der Gesichtstatuierung der Muliamamänner in einer alten Frau, die in einem Dörfchen auf Feni lebte und bei einem Besuch des Vortragenden als gebrechliche Gestalt noch ihres Amtes waltete. Die Prozedur bestand im wesentlichen im Beibringen kleiner Schnitte vermittels Muschel- resp. Glasscherben und im Einreiben mit dem Harze des Galipbaumes. Plastisch erhabene Körpernarben, welche eines künstlichen Farbstoffes

[1]) Auf Lir stellte der Vortragende noch im Gebrauch befindliche Felsenwohnungen in den Hohlkehlen des gehobenen Korallenkalkes fest.

[2]) Fischfang mit dem Drachen beobachtete der Vortragende auf Lir.

entbehren, scheinen nicht allein schmückende, sondern auch kultische Bedeutung zu haben. Dagegen hat man die tiefen Einschnitte, die auf der Stirn zahlreicher Leute der Gegend von Muliama zu beobachten sind, wohl als Wirkung medizinischer Eingriffe anzusehen, wenn es auch offen gelassen werden muß, welche Anschauungen dieser Operation zugrunde liegen. Bei kleinen Kindern, die an Kopfschmerzen zu leiden scheinen, wird die Kopfhaut durchschnitten und der Knochen angeschabt und, wie die vom Vortragenden gesammelten Schädel zeigen, wohl auch durchgeschabt. Ein derart operiertes Kind wurde nach der Operation, angetan mit dem aus einem Blatte geschickt hergestellten Verbande, beobachtet.

Nur bei Festlichkeiten tauchen Kriegs-, Tanz- und Maskentrachten auf. Der aus Psychidengespinsten verfertigte Kriegsbart und die alten zum Teil noch kriegstüchtigen, zum Teil aber zu Tanzemblemen herabgesunkenen Waffen werden hervorgeholt, und dann tritt die Schlitztrommel in ihre Rechte, die, aus einem ausgehöhlten Baumstamm gearbeitet, in keinem Dorfe als Signal- und Tanztrommel fehlt.[1]) Kopfputze, Masken und Maskenanzüge kommen in Muliama vor; doch scheint das Maskenwesen auf den vorgelagerten Inseln mehr entwickelt zu sein. Manche Festlichkeiten hängen mit mehr oder weniger weit zurückliegenden Todesfällen zusammen. Vor der Bestattung wird die Leiche in ein Blätterpaket gepackt und mit umgebogenen Knien darin festgebunden, so daß eine Stellung erreicht wird, wie bei den prähistorischen Hockerskeletten. Oft wird über dem frischen Grab eine Hütte errichtet, die künftig als Männerhaus dient. Daneben kommt auch Bestattung im Meere, in den nördlichen Gebieten Neu-Mecklenburgs auch Feuerbestattung vor.

Das gebirgige Hinterland von Muliama ist von den Butam bewohnt. Dem Studium ihrer Natur und Kultur galten eine Anzahl Vorstöße nach den vom Weißen noch kaum betretenen Bergsiedlungen. Die Kultur der Butam unterscheidet sich durch eine Reihe interessanter Merkmale von derjenigen der Küstenleute. So werden z. B. die Leichen im Geäste der Bäume der Verwesung ausgesetzt. Der Vortragende mußte sich darauf beschränken, eine einzelne Erscheinung ausführlicher zu schildern: die Aufnahmezeremonien in die Papáu-Gemeinschaft.[1])

Der zweite Teil der Reise zerfällt in drei Abschnitte: 1. die Bereisung des Kaiserin Augusta-Flusses; 2. einen Vorstoß in das Toricelligebirge, und 3. Fuß- und Segeltouren entlang der Nordküste. Vorher wurde vom Friedrich-Wilhelmshafen aus ein Probemarsch in das Hinterland Kamba unternommen, das weniger von der europäischen Kultur beeinflußt war, als es die relativ kurze Entfernung von der Küste erwarten ließ. Das Steinbeil fand sich häufig. Der bekannte Rundschild, das Holzschwert, der aus Bambus geflochtene

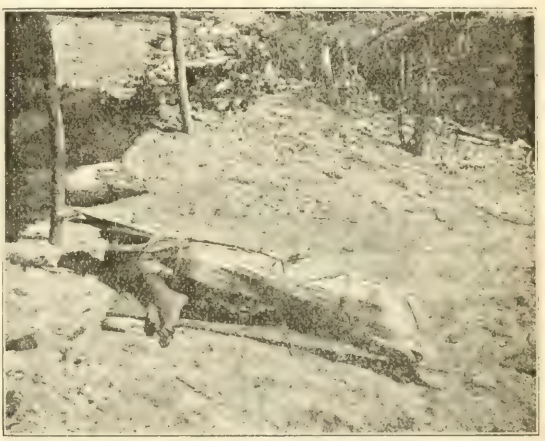


Abb. 1. Leiche in Blättermatte gepackt mit umgebogenen Knien. Muliama.

Tabakrost, die Stirnbinde aus Kuskusfell und Perücken aus Menschenhaar waren in der ursprünglichen Art vorhanden.

Den anziehendsten und sammlerisch ergebnisreichsten Teil der Reise bildete die Fahrt durch den Kaiserin Augusta-Fluß hinauf. Der Strom war seit den Jahren 1886—87 bis zum Jahre 1908 nie wieder befahren worden, und erst kurze Zeit, bevor sich dem Vortragenden die Gelegenheit zu seiner Bereisung bot, hatte die Hamburger Südsee-Expedition mit dem Dampfer „Peiho“ eine Fahrt gemacht. An Bord des Dampfers „Siar“ der Neuguinea-Kompanie, der sich auf eine Anwerbetour begab, ging die Reise des Vortragenden von Friedrich-Wilhelmshafen aus über Potsdamhafen und die Hansabucht zur Mündung des

[1]) Auf den Tanga-Inseln kommt eine kurze und hohe Form der Schlitztrommel vor. Siehe Globus, Bd. 94, S. 167, Abb. 4.

[1]) Mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum sei auf eine Publikation verwiesen, in der der äußere Hergang der Zeremonien im wesentlichen beschrieben ist: Schlaginhaufen, Die Randbutam des östlichen Süd-Neu-Mecklenburg. Zeitschr. f. Ethnol., 40 Jahrg., 1908, S. 803—809.

Flusses, in welchen am 30. Juli 1909 die Einfahrt erfolgte. Schon in geringer Distanz von der Küste zeigte sich die Bevölkerung und ihre prächtig entfaltete Kultur in ihrer vollen, vom Europäer noch gänzlich unberührten Ursprünglichkeit. In ihren langen, schmalen, auslegerlosen Canoes stehend, ruderten die Eingeborenen an den Dampfer heran und gingen auf den Tauschhandel ein. Der Vortragende erwarb von ihnen zahlreiche Exemplare der noch mit Stein- resp. Muschelinstrumenten in Holz geschnitzten Gesichtsmasken. Im untersten Flußabschnitte traten sie als längsovale, gewölbte Masken von roter Farbe auf, deren Nasenspitze oft stark verlängert oder mit der zwischen Mund und Nase gelegenen Partie verbunden ist. Weiter flußaufwärts boten die Flußanwohner lange, schmale, mit echtem Menschenhaar gekrönte Exemplare an, bei denen eine Tierfigur Nase und Kinn in der Weise verbindet, daß sie, von letzterem ausgehend, die Maskennase mit der Schnauze packt. Auch ovale, flache Masken mit basreliefartiger Plastik und ferner ornamentierte Gesichtsdarstellungen aus leichtem, holundermarkartigem Holz, die offenbar als Haarschmuck dienen, sind für diese von der Küste weiter entfernten Flußpartien charakteristisch. Zu den größten Überraschungen, welche die urtümlichen Braunhäute boten, gehörten echte Menschenschädel, deren Oberfläche so mit einer Lateritmasse übermodelliert ist, daß diese in Form und Lage die Weichteile des zugehörigen Gesichtes in wahrhaft künstlerischer Weise ersetzt. Die modellierte Gesichtsfläche weist eine sehr sorgfältig ausgeführte Bemalung auf, deren Linienverlauf vielfach an entsprechende Zeichnungen auf den Holzmasken derselben Gegend erinnern. Diese in so vollkommener Weise ausgeführten Stücke kontrastieren scharf zu den verzierten Schädeln aus Nord-Neu-Mecklenburg, deren Gesicht fratzenhaft ergänzt ist. Die Frage nach der Bedeutung dieser Schädelplastiken mußte offen gelassen werden, da in dem frisch erschlossenen Gebiet eine Verständigung mit den Eingeborenen unmöglich war. Kleine in Holz geschnitzte Gesichter scheinen als Amulette getragen worden zu sein; eines derselben, an dem noch das geknüpfte Tragband vorhanden war, hat Ähnlichkeit mit den an den neuseeländischen Beilen befindlichen Figuren. Hölzerne Bildsäulen von langgestrecktem Typus zeigen eine Verbindung zwischen Nase und Penis, eine Darstellung, die vielleicht mit der vom Vortragenden gemachten Beobachtung zusammenhängt, daß in einigen Dörfern am Augusta-Fluß die Eingeborenen sich bei der Begegnung mit der Hand erst an die Nase und dann an den Penis faßten und dabei jeden dieser Teile schüttelten. In verschiedenen reich beschnitzten Brettern, die zum Teil durchbrochen und flach, zum Teil aber plastisch gearbeitet sind, kehrt das Bild des Nashornvogels wieder, und besonders auffallend ist die Darstellung zweier Nashornvögel, die ihre Köpfe einem menschlichen Gesicht zuneigen. Kopfputze mit und ohne angesetzten Gesichtsmasken wurden in verschieden gearteten Exemplaren gesammelt und zeigten gelegentlich Anklänge an entsprechende Erscheinungen bei den Tanga-Insulanern. Sehr lebendig wirken durch ihre farbigen Ornamente die bemalten Rindenstücke resp. Teile aufgerollter Sagopalmen, die gewissermaßen Tapeten im Inneren der Kulthäuser darstellen[1]) und in ähnlicher Ausführung schon von Rudolf Pöch bei den Watam an der Küste gesehen worden sind.[2]) In den bemalten Brettchen und Schmuckhölzern aller Art tritt häufig das Bestreben zutage, Gegenstände mariner Herkunft, die flußaufwärts Stücke von größter Seltenheit und bedeutendem Werte repräsentieren, plastisch und farbig nachzuahmen. So erkennt man in vielen dieser Holzobjekte leicht imitierte Muscheln, Seesterne, ferner die an den melanesischen Küsten weitverbreiteten „Kapkap", d. h. durchbrochen geschnittene Schildpattplättchen auf weißer Muschelunterlage usw. Unter den Musikinstrumenten, die bei den Besuchen in den Dörfern beobachtet und zum Teil erworben werden konnten, sind lange ornamentierte Holztrompeten mit seitlichem Blasloch hervorzuheben und ferner ein sehr unscheinbares, aber ethnologisch interessantes, aus einer Palmblattrippe bestehendes Saiteninstrument; ein aus ihrer Rückseite herausgeschnittenes, aber mit ihr in Verbindung bleibendes langes Band dient als Saite und wird durch einen zwischengestellten Steg zur Spannung gebracht. War in Süd-Neu-Mecklenburg keine Töpferei zu beobachten, so fand sie sich am Augusta-Fluß in schönster Blüte. Verschiedene am Grunde mit reicher Plastik versehene Gefäße müssen wohl als Schmuck- oder Kultgefäße gedient haben. Die gesammelten Holz-

[1]) Siehe die farbigen Reproduktionen in Abh. und Ber. Zool., Anthrop.-Ethnogr. Mus., Dresden. XIII, Nr. 2, Taf. I, 1910.

[2]) Rudolf Pöch, Reise an der Nordküste von Kaiser Wilhelms-Land. Globus, Bd. 93, S. 139—143 und 149—155.

gefäße sind fast durchweg kleine flache Schalen. Stühle und Bänke sind stets aus einem Holzstück verfertigt und erinnern zum Teile stark an afrikanische Formen. Fast an allen Gegenständen, die der Vortragende am Augusta-Fluß zu Gesicht bekam, drückt sich die Freude der Eingeborenen an der künstlerischen Bearbeitung aus. So sind auch die in dem feuchtwarmen Klima unentbehrlichen Aufhängehaken, für welche der Neu-Mecklenburger eine schmucklose Astgabel verwendet, am Augusta-Flusse zu mehr oder weniger stilisierten Menschenfiguren geschnitzt und überdies ornamentiert und bemalt. Auch die ständig gebrauchten Kalkgefäße und -spatel entbehren nicht des künstlerischen Schmuckes. Nur die Steinbeile, die zur Zeit der Anwesenheit des Vortragenden noch allgemein und ausschließlich im Gebrauch waren, sind wenig verziert. Zu den schönsten Schnitzereien zählen die Verzierungen der vorderen Canoeenden. Ihnen liegt häufig das Motiv des den Vogel packenden Krokodils zugrunde, das an anderen Gegenständen wiederkehrt und auch aus anderen Gebieten Neuguineas bekannt ist. Aus der Reihe der Kriegswerkzeuge seien namentlich die Wurfstöcke hervorgehoben, womit die Speere geschleudert werden; am Mittellauf des Flusses fand sich davon ein anscheinend zuvor noch nicht nachgewiesener Typus. Ob die eigentümlichen hölzernen hakenförmigen Stücke, die im Habitus an die Hauwaffen von Matty erinnern, wirkliche Waffen sind, war nicht zu ermitteln. Die mannshohen Schilde, mit denen die Eingeborenen, in der anderen Hand den Speer, den landenden Europäern entgegentraten, wiesen auf ihrer Vorderseite in die Augen fallende Schnitzereien und Bemalungen auf; sie sind imponierende Schutzwaffen.

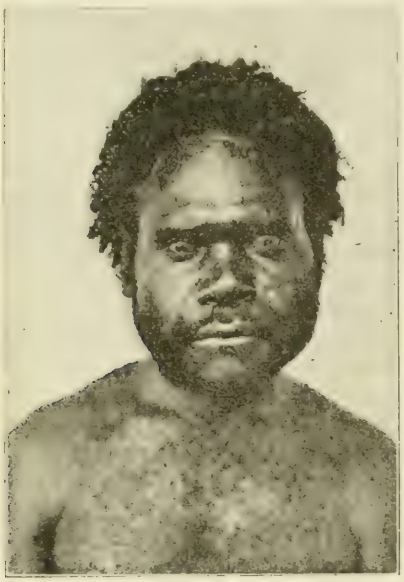
Als der Dampfer sich bei einer Teilungsstelle des Flusses festrannte, war der Fahrt ein Ziel gesetzt; die zurückgelegte Strecke betrug zirka 347 *km*. Die Rückfahrt wurde teilweise zu weiteren Besuchen in den Eingeborenendörfern benützt. Meistens zeigten sich die Leute zwar zutraulich aber doch selbstbewußt, gelegentlich sogar feindlich. Am 6. August erreichte der Dampfer wieder die Mündung, und mit Stationen in Dallmannhafen und bei den Inseln Muschu und Walis fuhr er bis Eitapé an der Nordküste von Neuguinea.

Der Vortragende unternahm nun von hier aus gemeinsam mit Dr. Schlechter einen Vorstoß ins Torricelligebirge; Pater Kirschbaum und Polizeimeister Stüben schlossen sich an. Vom Dorfe Anomaur in der Küstenlandschaft Paup, wohin man im Segelboote gelangte, brach am 2. September die Karawane zum Marsch ins Gebirge auf, erreichte tags darauf das Bergdörfchen Afu und drang unter Führung von Eingeborenen aus diesem Ort über mehrere hintereinanderliegende, dicht bewaldete Ketten von zirka 600—800 *m* vor. Nach der Überschreitung eines Grates von zirka 1000 *m* war die Nähe der Inlandsdörfer erreicht und durch Vermittlung der Afuleute die Beziehungen zu den fast völlig unberührten Eingeborenen hergestellt. Physisch erwiesen sie sich als auffallend kleinwüchsig, kulturell als arm, wenn auch manche Einzelerscheinung höchstes Interesse beanspruchte. Es sei nur das Penisfutteral genannt, das bald durch ein der Form des Penis angepaßtes Geflecht, bald durch ein fast senkrecht aufragendes Bambusrohr, bald durch eine große eiförmige Fruchtschale gebildet war. Der Rückmarsch nach der Küste ging unter weniger günstigen Umständen vor sich, da sich die Regenzeit mit immer reichlicher werdenden Niederschlägen ankündigte und sowohl durch das aufgeweichte Erdreich als auch durch die ab und zu fallenden Baumstämme das Vorwärtskommen schwierig, ja gefährlich gestalteten. Doch war diese Tour dem zoologischen Sammeln sehr günstig und mit einer stattlichen Ausbeute langte der Vortragende am 29. September wieder in Eitapé an.

Der Rest des Aufenthaltes in Neuguinea war je einer Küstenreise in westlicher und östlicher Richtung gewidmet. Erstere führte zu Fuß nach Malol und von dort im Segelboot zuerst nach dem interessanten, auf Pfählen stehenden Lagunenorte Leitere und dann unter Berührung der Ortschaft Arup nach Eitapé zurück. Letztere bildete eine Fußtour durch die östlich von Eitapé gelegenen Landschaften Walman, Paup und Jakumul bis zur Siedlung Niapáragai und in das Hinterland von Kombéo. Eine Sammlung ethnographischer Objekte, unter denen Bananenstößel, Nackenstützen und Holzschilde ihrer Mannigfaltigkeit wegen durch größere Reihen vertreten waren, eine Serie menschlicher Schädel und eine Anzahl anthropometrischer Aufnahmen waren die Hauptergebnisse dieser beiden Schlußtouren.[1])

[1]) Ein Teil der im Bereiche der Insel Neuguinea gewonnenen Materialien (ethnogr., anthrop., zoolog.) finden sich bearbeitet in: Abh. und Ber. des K. Zoologischen und Anthropol gisch-Ethnographischen Museums zu Dresden, Bd. XIII, 1910/11, Ergebnisse der Neuguinea-Reise Dr. Otto Schlaginhaufens. Leipzig, B. G. Teubner. Ferner Bd. XIV derselben Serie.

Aus der Bearbeitung seiner anthropologischen Materialien, die zum Teil durchgeführt ist, gab der Vortragende noch einige Proben. Im Gebiete von Süd-Neu-Mecklenburg sind es vor allem die Butam, die auch in anthropologischer Hinsicht besonderes Interesse beanspruchen. Ihr durchschnittlicher Typus unterscheidet sich von demjenigen der Küstenleute deutlich. Die Butam neigen stärker zum Kleinwuchs, zur Dolichokephalie und zur Chamaerhinie als die Muliamaleute. Letztere zeigen mehr phy-



R. Schilling phot.

Abb. 2. Butam aus dem Bergdorf Unfutt.

sische Verwandtschaft mit den Bewohnern der Tanga-Inseln; zwischen diesen beiden Gruppen besteht denn auch Heiratsverkehr, während sich die Muliamaleute gegen die Butam sozial abschließen. Die Tatsache, daß im Südosten Neu-Mecklenburgs von der Küste nach dem gebirgigen Inneren die Körpergröße abnimmt, die Form des Kopfes aber eine längere wird, steht im Gegensatze zu einer vom Vortragenden nachgewiesenen Regel. Sie besagt, daß auf Neuguinea die Körpergröße an den einzelnen Küstenstellen durchweg größer ist als an den jeweilen dahinter gelegenen Punkten des Inlandes, und daß umgekehrt der Längen-Breiten-Index des Kopfes an den einzelnen Küstenstrichen mit einigen Ausnahmen kleiner ist als an den entsprechenden landeinwärts gelegenen Orten. Das Abweichungen von dieser Regel gerade am Rande Melanesiens zur Beobachtung gelangen, ist nicht ganz unerklärlich.

In Nordwest-Neuguinea hatte der Vortragende Bewohner des Torricelligebirges und Eingeborene der Küstenorte Leitere, Arup und Jakumul anthropometrisch untersucht. Die Gebirgsgruppe nimmt gemäß ihrer geringen durchschnittlichen Körpergröße (150·9) in den absoluten Körpermaßen überhaupt eine Sonderstellung gegenüber den drei höher gewachsenen Küstengruppen ein; nur in der Kopfbreite, in den Nasenmaßen und in der Mundbreite gehen die Bergbewohner charakteristischer Weise trotz ihrer Kleinwüchsigkeit teilweise über die Küstenleute hinaus. Hinsichtlich der Formmerkmale verliert die kleinwüchsige Gebirgsgruppe ihre Sonderstellung und läßt deutliche Beziehungen zu einer bestimmten Küstengruppe, nämlich Leitere, erkennen; nur für die Nasenform hat dies keine Gültigkeit; denn für die Bewohner des Lagunendorfes Leitere sind relativ schmale Nasen charakteristisch (Nasen-Index Leitere: 83·2; Torricelligebirge: 87·4).

Das Studium des Längen-Breiten-Index im Bereiche der Nordküste von Neuguinea hat ergeben, daß seine Werte von Osten nach Westen, d. h. von Jakumul (71·9) bis zur Humboldtbai (76·8) zunehmen. Doch ist diese Zunahme nicht eine stetige. In der östlichen Hälfte erfolgt sie rascher als in der westlichen. Eine unvermittelte Zunahme des Index um fast zwei Einheiten ist von der Landschaft Jakumul zu der sich westlich anschließenden Landschaft Paup (73·7) zu konstatieren.

Der Vortrag war von zahlreichen Lichtbildern begleitet und am Schluß von der Wiedergabe dreier phonographischer Aufnahmen gefolgt, von denen zwei Gesänge aus den Papáuzeremonien der Butam, einer den Gesang einer Frau von der Insel Lir darstellten.

* * *

Nachtrag zur Monatsversammlung am 14. Januar 1920.

2. Vortrag des Herrn Regierungsrat Josef Szombathy:

**Ausgrabungen in Gemeinlebarn (N.-Ö.) im Jahre 1919.[1])**

Neben den bekannten großen Grabhügeln der Hallstattperiode, welche von Herrn Prälaten Adalbert Dungel im Jahre 1885 ausgegraben wurden (Mitt. d. Prähist. Komm. d. Akad. d. Wiss., I, S. 49), finden sich in Gemein-

[1]) Der Vortrag war begleitet von der Vorlage der Funde und der Lagepläne des weiteren und engeren Fundgebietes.

lebarn und an einigen weiteren Punkten seiner Umgebung noch prähistorische Flachgräber. Die ausgedehnte Hauptgruppe dieser Gräber liegt unmittelbar bei der Eisenbahnhaltestelle „Gemeinlebarn". Sie wurde beim Bahnbau 1885 entdeckt. Nach verschiedenen, durch die Bahnbauingenieure und Herrn Oberlehrer Ambros Zündel vorgenommenen Aufsammlungen erfolgte im Jahre 1889 eine größere Ausgrabung durch den Vortragenden auf Kosten der Anthropologischen Gesellschaft, dann, nach einer durch örtliche Verhältnisse veranlaßten Unterbrechung, im Jahre 1911 eine kleine Grabung des Herrn Oberlehrers Alois Kofler, 1916 eine solche des Vortragenden und des Herrn Dr. Adolf Mahr und 1919 eine größere Grabung des Vortragenden mit einer Subvention der Akademie der Wissenschaften und einem Zuschuß des Hofmuseums. Die früheren Unternehmungen bewegten sich nahe um die Stelle der Entdeckung, unmittelbar bei der Eisenbahnhaltestelle, die letzte weiter westlich davon auf den Ackerparzellen Nr. 216 und 391 des Besitzers Franz Pilz und Nr. 392 des Besitzers Johann Neumann. Auf diesen Äckern wurde eine zusammenhängende Fläche von 664 $m^2$ systematisch durchforscht und dabei eine Anzahl von 32 engeren Fundplätzen ausgegraben, nämlich 19 Skelettgräber, 10 Brandgräber und 3 wahrscheinlich zur alten Ansiedlung gehörige Wohnstellen von minderem Belang.

Die Skelettgräber gehören vornehmlich dem älteren Teile der Bronzezeit, und zwar der Stufe *B* an. Die Stufe *A*, die Pile-Leubinger (Aunjetitzer) Periode, ist nicht vertreten. Es sind längliche, meist genau von Norden nach Süden orientierte Gruben von von 1·00—1·80 *m* Länge, 0·70—1·10 *m* Breite und 1·00—2·20 *m* Tiefe, ohne besondere Auskleidung. Die Leichen waren zusammengekauert, als „liegende Hocker" bestattet, ohne Rücksichtnahme auf die Weltgegend, so daß das Kopfende einmal nach Norden, einmal nach Süden gerichtet war, und das Gesicht einmal nach Osten und das anderemal nach Westen blickte. Bei früheren Grabungen kamen auch Skelette vor, die in sitzender Stellung begraben waren. Reste von Särgen o. dgl. wurden nicht gefunden. Wenn solche vorhanden waren, so ist ihre Substanz längst verwest. Als regelmäßige Beigabe fand sich in allen diesen Gräbern eine kleine Tonschüssel, allermeist am unteren Ende des Skelettes niedergestellt, und manchmal neben ihr noch ein zweites Tongefäß, zweifellos Behältnisse von beigegebenen Speisen. Als Schmucksachen fanden sich bei den Frauenleichen an den Schläfen Noppenringe aus Bronzedraht (bis zu 4 Stück beisammen), als Halsschmuck Bronzespiralröllchen, längliche Bronzeblechhülsen, Bronzeperlen und runde Beinscheiben, dann einfache offene Bronzearmringe, Fingerringe aus Bronzedraht und vor der Brust manchmal eine „Säbelnadel" mit Drahtspiralrollenkopf (Schleifennadel) oder eine „Hülsennadel". Als eine besondere Seltenheit wurden in einem Grabe nicht weniger als 509 Schalen der kleinen Mittelmeerschnecke Columbella rustica L. gefunden. Jedes Stück derselben war an der äußeren Windung durchbohrt zum Zwecke der Befestigung auf einer gemeinsamen Unterlage, vielleicht einem Wams oder einer Art von Mäntelchen. In 4 Männergräbern fanden sich kleine Bronzewaffen, und zwar dreiseitige Dolchklingen, neben welchen in 3 Gräbern noch ein kleines Randleistenbeil lag. An einer der Dolchklingen sind ziemlich reiche geometrische Verzierungen eingepunzt, an einer anderen sind die Reste der Holzscheide teilweise erhalten. Die verzierte Klinge gehört wohl zu den besten ihrer Art in unserem engeren Fundgebiete.

Einige dieser Skelettgräber wurden leider nicht mehr in ungestörtem Zustande angetroffen. Man hatte sie vor nicht allzu langer Zeit beraubt, die Knochen und die Beigaben in Unordnung gebracht und beschädigt und einzelne Bronzen, auf deren früheres Vorhandensein man aus der Grünfärbung der Knochen schließen kann, entnommen. Solche Beraubungen sind hier auch schon bei mehreren in den früheren Jahren untersuchten Gräbern zu beobachten gewesen.

Die Brandgräber gehören der Zeit vom Ausgange der Bronzeperiode bis in die Mitte der Hallstattperiode an. Es sind runde Gruben von 0·60—1·00 *m* Durchmesser und 0·40—1·10 *m* Tiefe ohne Auskleidung oder Überdeckung. Sie enthalten in der Regel mehrere verschieden geformte Tongefäße (bauchige mit hohem Hals, bombenförmige mit kannelliertem Bauch, einen Henkeltopf mit Kerbleistenverzierung, kleine Schüsseln mit eingebogenem Rand, Henkelschälchen usw.), hin und wieder auch eine eiserne oder bronzene gerade Gewandnadel und ein Eisenmesserchen. In einem Grabe wurden 11 verzierte tönerne Spinnwirtel angetroffen. Der Leichenbrand ist entweder in einem Häufchen auf dem nackten Boden niedergelegt oder in einem der Tongefäße gesammelt. Die jüngeren von diesen Brandgräbern sind gleichalterig mit den großen Grabhügeln von Gemeinlebarn,

die etwa einen halben Kilometer nordwestlich von den Flachgräbern liegen.

Bezüglich der Verteilung der Gräber auf der untersuchten Fläche ist zu sagen, daß die nordwestliche Grenze der Skelettgräber beiläufig in der Mitte der im Jahre 1919 durchgegrabenen Parzellen erreicht zu sein scheint, während die Brandgräber regellos zwischen den Skelettgräbern verteilt sind und in weitschichtiger Ausstreuung über die Grenze der Skelettgräber gegen die Tumuli hin sich fortsetzen.

Die Funde wurden der prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Hofmuseums, in der auch die Ergebnisse der früheren Grabungen aufbewahrt sind, überwiesen.

Mit Vergnügen ergreife ich die Gelegenheit, um öffentlich den vorhin genannten Herren Grundbesitzern für die Bereitwilligkeit, mit der sie die Untersuchung ihrer Grundstücke ohne Entschädigung gestatteten, Herrn Oberlehrer Alois Kofler von Gemeinlebarn für mannigfache Förderung der Arbeiten und insbesondere Herrn Dr. Leo Fleischer, dem Besitzer des Ahrenhofes in Ahrenberg bei Sitzenberg, für seine sehr belangreiche gastfreundliche Unterstützung des Unternehmens den verbindlichsten Dank abzustatten.

3. Vortrag des Herrn Regierungsrat Josef Szombathy:

**Die jungdiluvialen Skelette von Obercassel bei Bonn**

(unter Vorlage der Monographie: M. Verworn, R. Bonnet und G. Steinmann, „Der diluviale Menschenfund von Obercassel bei Bonn". Wiesbaden, Bergmann, 1919. 193 S., gr. 4°, mit 28 Tafeln und 42 Textabbildungen).

Das reich und schön ausgeführte Werk ist der Universität Bonn zu ihrem hundertjährigen Bestehen gewidmet von der Rheinischen Gesellschaft für wissenschaftliche Forschungen. Sein Inhalt gliedert sich in vier Teile: I. Einleitung (Fundbericht) von Max Verworn; II. Das geologische Alter der Funde von Gustav Steinmann; III. Die Skelette von Robert Bonnet und IV. Die Kulturbeigaben von Max Verworn.

Im Februar des Jahres 1914 wurden von Arbeitern des Peter Uhrmacherschen Basaltsteinbruches „am Stingenberg" an der „Rabenlay" bei Obercassel zwei Menschenskelette entdeckt. Ihre Teile wurden miteinander in einer Kiste geborgen. Einige Wochen danach wurde auf die vom Besitzer an die Universität Bonn gerichtete Fundanzeige hin die Fundstelle von einer Kommission von Fachgelehrten der Universität untersucht. Den gepflogenen Erhebungen zufolge lagen die Skelette am westlichen Rande des Steinbruches in 99 *m* Meereshöhe, 49 *m* über der Talsohle des Rheins, auf einem Reste der Hochterrasse des Rheintales, überdeckt von einer 6 *m* mächtigen Lage von Basaltgehängeschutt und eingehüllt von einer etwa 10 *cm* mächtigen, durch Rötel lebhaft rot gefärbten Lehmlage. Sie befanden sich in einer „unvollkommen gestreckten" Lage und waren mit großen, flachen Basaltblöcken überdeckt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei diesem Fund um ein regelrechtes Begräbnis handelt. Zusammen mit den Menschenknochen lagen in der roten Schichte ein Eckzahn von Ren und ein Vorderzahn von Bison. Beim weiteren Nachgraben fanden sich in derselben Schichte noch verschiedene Knochen von Wolf, ein Prämolar des Höhlenbären und mehrere Knochenreste von Reh. Manchen der Knochen haftete Holzkohle an. Das geologische Alter der Fundschichte wird von Steinmann als ausgemacht jungdiluvial, und zwar aus einem Abschnitte der letzten Eiszeit bestimmt, jünger als der jüngere Löß (der übrigens wegen der Steilheit des Gehänges an der Fundstelle überhaupt nicht zur Ablagerung gelangte), somit auch jünger als die dem Löß angehörige Aurignacperiode. Nach dem geologischen und paläontologischen Befund kommen nur Solutrée- und Magdaleneperiode in Betracht.

Feuersteingeräte wurden mit den Skeletten nicht gefunden, wohl aber zwei Knochenartefakte, welche uns Anhaltspunkte zu einer etwas genaueren Bestimmung der Kulturstufe bieten. Es sind dies: 1. Eine 20 *cm* lange und 1·2 *cm* breite polierte Knochenlamelle, die auf den Schmalseiten mit Reihen von Kerbschnitten und an einem Ende mit einem kleinen, grob stilisierten Tierköpfchen verziert, am anderen Ende aber spatelförmig abgerundet ist, ein sogenannter Glättknochen (lissoir). Er lag nach Angabe der Arbeiter unter dem Kopfe des einen Skelettes. 2. Ein zwischen den gesammelten Skeletteilen nachträglich in Bruchstücken gefundenes, aus einem Knochenstücke ganz flach und flüchtig geschnitztes Pferdeköpfchen von 8·5 *cm* Länge. Diesen beiden Fundstücken zufolge, für die es zahlreiche Vergleichsobjekte aus dem französischen Magdalénien gibt, stellt Verworn die Obercasseler Skelette in das ältere Magdalénien. Ein neben diesen zwei Artefakten (Taf. XXVIII, Fig. 3) abgebildeter unbearbeiteter Tierknochen, der „möglicherweise auch als Werkzeug gedient haben mag", scheint nicht näher bestimmt worden zu sein. Er ist der Zeichnung und Beschrei-

bung nach wohl nichts anderes als der Penisknochen von Ursus.

Die Altersbestimmung stützt sich zwar auf nur sehr wenige Fundstücke, sie darf aber doch als völlig gesichert gelten.

Das Skelettmaterial wurde seinem hohen wissenschaftlichen Werte entsprechend sorgfältigst konserviert und erst im Laboratorium nach den beiden Individuen, einem älteren, groß gewachsenen Manne und einem jüngeren, viel kleineren Weibe, sortiert. Alle wichtigen Teile der Skelette sind vorhanden. Es fehlen nur die Brustbeine, einige Wirbel und Rippen, drei Unterarmknochen und der linke Oberschenkel des Weibes, ferner bei beiden Skeletten die Hand- und Fußwurzelknochen und die meisten Finger und Zehen. Die Schädel, besonders der des Weibes, sind überraschend gut erhalten. Schädel, Wirbel und Oberarme sind von der roten Farbe ganz durchdrungen, die Unterkörper nur oberflächlich gefärbt. Die Leichen müssen unzerlegt mit dem Rötel bestreut oder bestrichen worden sein.

Das Alter des Mannes schätzt Bonnet auf etwa 60 Jahre und seine Körperhöhe berechnet er mit dem immerhin ansehnlichen Maße von 172·4 *cm*. Danach ist die in der ersten Veröffentlichung (Korresp.-Bl. D. A. G., XLVI, 1915, S. 68) angegebene Größe von etwa 160 *cm* richtig zu stellen. Das Alter des Weibes beträgt 20—25 Jahre und ihre Körperhöhe wird mit 146·8 *cm* berechnet.

Als Behelfe zum Studium wurden Ergänzungen der Schädel und der anderen wichtigen Skeletteile angefertigt, aber nur zum kleinsten Teile an den Fundstücken selbst angebracht. Die hauptsächlichsten Ergänzungen geschahen an guten Abgüssen, die mittels Keilformen (nicht mit Leimformen) hergestellt sind. Auf diese Art wurden ganz vortreffliche Abgüsse gewonnen, welche die alten Formen vollständig, ohne die dem Originalstücke zufällig anhaftenden Mängel, wiedergeben. Dieses etwas umständliche Verfahren bietet den großen Vorteil, daß die Fundstücke selbst unverletzt erhalten und von etwaigen Fehlern, die bei der Ergänzung unterlaufen können, unberührt bleiben. Man kann dabei sehr weitgehende Rekonstruktionen wagen, die man an den Fundstücken selbst absolut nicht gestatten dürfte. So wurde z. B. der Schädel des alten Mannes, an dem verschiedene Teile beschädigt sind und der größte Teil des Zahnfächer-

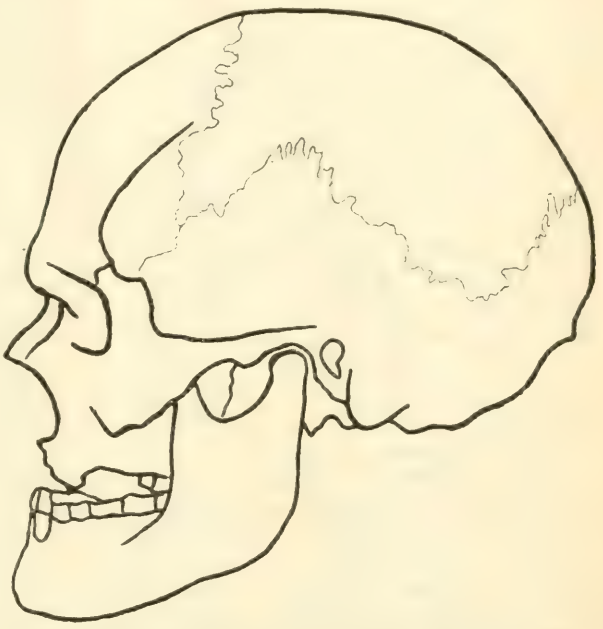


Abb. 1. Schädel des alten Mannes von Obercassel, Ansicht der linken Seite. 2/5 nat. Gr. Nach Bonnet, Taf. V, Fig. 3.

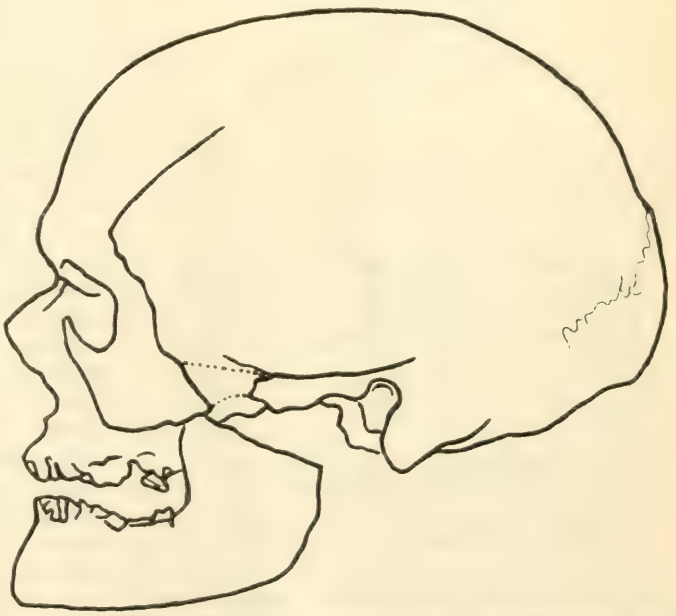


Abb. 2. Schädel des alten Mannes von Crô Magnon, Ansicht der linken Seite. 2/5 nat. Gr. Nach Quatrefages et Hamy, Crania ethnica. Paris 1882. Fig. 48, S. 46.

fortsatzes des Oberkiefers durch Zahnverlust und Rückbildung geschwunden ist, auf den Stand des reifen Alters mit voller Bezahnung (nach dem von einem rezenten Rheinländer

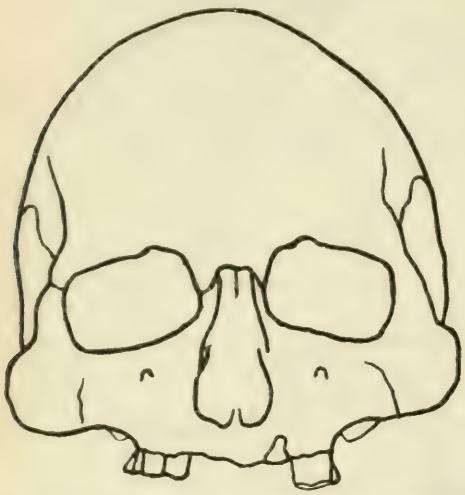


Abb. 3. Schädel des alten Mannes von Obercassel, Stirnansicht. $^2/_5$ nat. Gr. Nach Bonnet, Taf. IV, Fig. 3 und S. 48, Fig. 6.

genommenen Muster) ergänzt. Aber die von diesen Ergänzungen entnommenen, von Bonnet ohne weiteres benützten und in die Analyse verwobenen Maße und die nach ihnen aus-

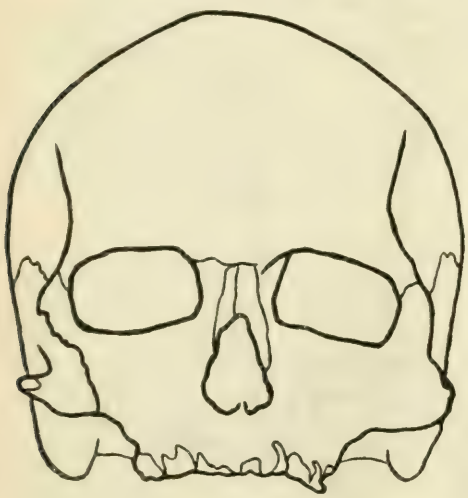


Abb. 4. Schädel des alten Mannes von Crô Magnon. Stirnansicht. $^2/_5$ nat. Gr. Nach Crania etnnica, Taf. IV.

geführten überaus lehrreichen Umrißzeichnungen lassen nun doch an wissenschaftlicher Tragfähigkeit etwas zu wünschen übrig. Es ist selbstverständlich, daß ein Anatom vom Range eines Bonnet keine groben Fehler zuläßt, aber es will z. B. bei eingehender Vergleichung der vorzüglichen Abbildungen des männlichen Schädels und seiner Rekonstruktion (Taf. V, Fig. 3 und 4) scheinen, daß der Zahnfächerfortsatz des Oberkiefers und vielleicht auch die Zähne selbst vom Modelleur höher ausgeführt worden sind, als das Original verlangt. Und dieses geringe Zuviel ist gerade an dieser Stelle, wo es sich um die typische hochgradige Breite und Niedrigkeit des Gesichtes handelt, nicht ohne Belang. Es macht den allgemeinen Befund zu einem unzutreffenden, indem dadurch die Gesichtshöhe, die selbst bei dem etwas schlankeren Gesichte des Weibes nach meiner Berechnungsmethode „relativ klein" ist, bei dem an und für sich viel gedrungeneren Gesichte des Mannes „relativ groß" gestaltet wird. Das fällt besonders in der Norma frontalis (Taf. IV, Fig. 3 und 4) in die Augen, wo neben der Höhe des rekonstruierten Kauapparates auch noch zur Geltung kommt, daß die mit dem Kieferschwund einhergehende Verschmälerung des ganzen Zahnfächergerüstes unkorrigiert in die Rekonstruktion mit aufgenommen worden ist, so daß das Kiefergerüste nun höher und schmäler erscheint, als es meiner Ansicht nach erscheinen sollte.

Die in der Monographie niedergelegte erschöpfende Beschreibung und Würdigung aller Einzelheiten kann in einem kurzen Abriß nicht aufgezeigt werden. Wir begnügen uns mit der Angabe der Hauptresultate der Untersuchung.

Der Schädel des alten Mannes hat die ansehnliche Kapazität (mit Hirse gemessen) von etwa 1500 *ccm*. Der Längen-Breiten-Index (74) stellt den Schädel an die untere Grenze der Dolichokephalie. Dabei erscheint das Maß der Länge (194) relativ groß, jenes der Breite (144) mittelgroß. Die Basion-Bregmahöhe (138) ist relativ mittelgroß, die Ohr-Bregmahöhe (112) relativ klein. Der Meßpunkt der größten Breite liegt sehr tief, nahe über dem Warzenfortsatz. An dem hoch und gleichmäßig gewölbten Stirnbein erscheint als Besonderheit ein von einem Processus jugalis bis zum anderen reichender Überaugenwulst, Torus supraorbitalis, der zwar ziemlich schmal und niedrig ist und sich mit der analogen Bildung an den Schädeln der Neandertalrasse bei weitem nicht messen kann, sich aber doch anders abgrenzt wie der Arcus supraciliaris an der Stirne des Weibes von Obercassel und rezenten Menschen. Übrigens lassen die Abbildung (Taf. IV, Fig. 3 und 4) den Anschein offen, daß (ähnlich wie beim weiblichen Schädel, Taf. IV, Fig. 1 und 2) über der Mitte des Augenhöhlenrandes eine seichte Teilung besteht zwischen einem etwas flacheren seitlichen, dem Trigo-

num supraorbitalis entsprechenden und einem medialen, dem gewöhnlichen Arcus supraciliaris entsprechenden Teile des Torus supraorbitalis.

Die Schädelbreite wird von der Jochbogenbreite (zirka 153) übertroffen, so daß der transversale Kranio-Fazial-Index die ganz abnorme Größe von 106 erreicht. Dazu kommt die sehr große Breite und die geringe Höhe der nahezu rechteckigen Augenhöhleneingänge, die geringe Breite und die Prominenz der Nase, dann die geringe Höhe und die Orthognathie des Kiefergerüstes, das stark entwickelte Kinn und endlich die ganz abnorme Unterkieferwinkelbreite. Dies alles verleiht dem Schädel ein höchst charakteristisches Aussehen.

Der weibliche Schädel hat etwa 1370 *ccm* Inhalt und ist mit einem Längen-Breiten-Index von 71 ausgemacht dolichokephal. Er weist eine persistente Stirnnaht auf, die jedoch die Breitenentwicklung der Stirne nicht wesentlich zu beeinflussen scheint. Er zeigt alle am Mannesschädel kräftig und manchmal beinahe übertrieben ausgestalteten Rassenmerkmale in milderen Formen, ganz in demselben Verhältnisse, welches zwischen dem alten Manne und dem Weibe von Crô Magnon besteht. Eine ins einzelne gehende Vergleichung der beiden Schädel führt Bonnet (S. 91) zu dem Ergebnis, daß die zum Teil durch den Geschlechtsdimorphismus bedingten Unterschiede als nebensächlich erscheinen und daß die Hauptmerkmale die Zugehörigkeit beider Schädel zu einer blutsverwandten Sippe beweisen.

Die Rumpf- und Gliedmaßenskeletteile geben das Bild eines Körperbaues, der schlanker war als jener der altpaläolithischen Menschen. Die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Knochen nähern sich vielfach jenen von Crô Magnon und liegen alle in oder doch nahe der Variationsbreite rezenter Europäer. Speziell von dem ziemlich stark nach vorn gekrümmten Femur wird gesagt, daß er sehr wohl mit Crô Magnon, nicht aber mit den Neandertalern übereinstimmt. Die Tibia ist platycnemisch. Die Derbheit der Epiphysen, die groben Muskelansätze sowie die gesamte Modellierung deuten auf eine sehr kräftige, starke Bemuskelung hin.

Die rechte Ulna des Mannes zeigt einen mit ganz geringer Verschiebung geheilten alten Knochenbruch, und an vielen Stellen zeugen die charakteristischen Veränderungen an den Knochen dafür, daß der Alte an weitverbreiteter Arthritis ossificans litt.

Was die Rassenzugehörigkeit der Obercasseler anbelangt, so hat Geheimrat Bonnet bereits im Jahre 1915 (Korresp.-Bl. D. A. G., S. 69) die große Ähnlichkeit mit der Crô Magnon-Rasse festgestellt und als unterscheidendes Merkmal nur die Lage des Meßpunktes der größten Schädelbreite hervorgehoben. Dieser Meßpunkt liegt bei den Crô Magnons im Bereiche der Scheitelbeine und bei den Obercasselern, wie bereits bemerkt, etwas tiefer, nämlich im Bereiche der Schläfenschuppe. Diese Tiefenlage hat er mit dem — übrigens wohl nur mit Unrecht der Crô Magnon-Rasse zugezählten, aber ebenfalls dem

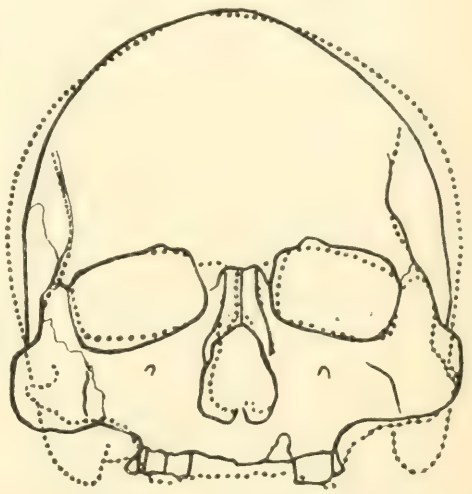


Abb. 5. Stirnansichten, übereinandergelegt. 2/5 nat. Gr. Voll ausgezogen: Schädel von Obercassel. Punktiert: Schädel von Crô Magnon.

Magdalénien entstammenden — Schädel von Chancelade in der Dordogne gemein.

In der vorliegenden Monographie betont nun Bonnet (S. 96) mit Recht: „Es kommt bei solchen Arbeiten weniger auf das Vorhandensein eines oder mehrerer besonders auffälliger Merkmale, als auf deren bestimmte Kombination an einem und demselben Schädel an.“ Und (S. 98) „Der Vergleich der Obercasseler Schädel mit denen der Crô Magnons ergibt in den Stirn- und Seitenansichten, sowie namentlich am Unterkiefer von $O\,♂$ manche Ähnlichkeiten, die mir in ihrem gehäuften gleichzeitigen Vorkommen an beiden Schädeln für verwandtschaftliche Beziehungen zu sprechen scheinen.“ Dieser Befund wird auf den zwei nächsten Seiten des Werkes durch die Darlegung einer langen Reihe zusammenstimmender typischer Merkmale gestützt. Dazu kommen noch die ganz im gleichen Sinne sprechenden Eigenschaften des Gliedmaßenskelettes.

Trotzdem kommt Bonnet (S. 184) zu den folgenden unerwarteten Ergebnissen: (7) „Die

scharf ausgeprägte und eigenartige Verbindung gewisser auffallender Eigentümlichkeiten kennzeichnet das Skelett des Mannes als eine bisher unbekannte und neue Form des diluvialen Menschen." Und (10) „Durch die Vereinigung der betonten Eigentümlichkeiten darf ♂♀ trotz seiner Blutsverwandtschaft mit ♂♂ ebenfalls als eine besondere bisher noch nicht bekannte, zu gewissen neolithischen

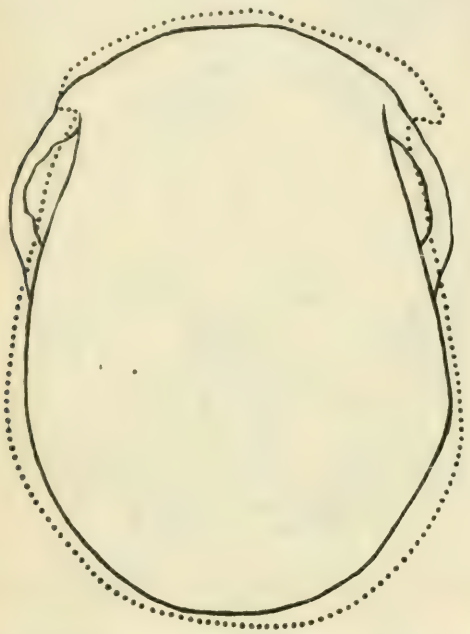


Abb. 6. Scheitelansichten, übereinandergelegt. 2/5 nat. Gr. Voll ausgezogen: Schädel von Obercassel. Nach Bonnet, Fig. 10, S. 10. Punktiert: Schädel von Crô Magnon. Nach Crania ethnica Fig. 49, S. 47.

Skeletten hinüberführende diluviale Übergangsform betrachtet werden."

Dem im letzteren Satze (10) zweifellos enthaltenen Widerspruche wollen wir nicht weiter nachgehen. Ich glaube, daß die Rassenverwandtschaft (um nicht zu sagen: Blutsverwandtschaft) von ♂♀ mit ♂♂ zufolge der Gesamtheit der Merkmale weit mehr zu betonen ist als jene einzelnen wenigen Anklänge, welche den Bestand einer bisher noch nicht bekannten Übergangsform von diluvialen zu neolithischen Rassen andeuten könnten. Diese Anklänge werden übrigens im ganzen Buche nur an einer bloß 6 Zeilen ausmachenden Stelle (S. 102) unter Heranziehung eines einzigen neolithischen Schädels männlichen Geschlechtes (dem der weibliche Schädel von Obercassel an die Seite gestellt wird) erwähnt. Dem ist keine Bedeutung beizumessen. Es werden ja nicht einmal die Formen aufgezeigt, zwischen denen ♂♀ den Übergang herstellen soll.

Von weit größerem Belang wäre der Satz (7), daß der alte Mann eine bisher unbekannte neue Form des diluvialen Menschen darstellt. Aber auch diesem Satze kann ich mich nicht anschließen. Die auffälligsten Merkmale, die mit dem Crô Magnon-Typus übereinstimmen, bilden einen wohlzusammenhängenden Komplex. Wir haben sie bereits an der Hand von Bonnets Darlegungen angeführt. Die große Ähnlichkeit, welche im allgemeinen zwischen dem Schädel des alten Mannes von Obercassel und jenem von Crô Magnon besteht, lassen auch die Umrißzeichnungen Abb. 1—6 deutlich erkennen, obwohl die Vergleichbarkeit der beiden Stirnansichten Abb. 3—5 dadurch beeinträchtigt ist, daß der Schädel von Obercassel nach der Frankfurter Horizontalen und der von Crô Magnon nach der Alveolo-Condylen-Ebene aufgestellt erscheint. Man möchte fast sagen, die beiden Schädel gleichen einander wie ein Ei dem anderen. Und die vorhandenen Unterschiede reichen nicht aus, um eine völlige Sonderstellung zu begründen.

Von den zwei Merkmalen, welche Bonnet hauptsächlich zu bestimmen scheinen, die Obercasseler von den Crô Magnons zu trennen, ist das eine, nämlich der Überaugenwulst, beim Weibe gar nicht und beim Manne in einer so geringen und nicht einmal ganz zweifelfreien Ausbildung vorhanden, daß darauf kein entscheidendes Gewicht gelegt werden sollte. Es ist etwas ganz anderes, wenn der Torus supraorbitalis so mächtig ausgebildet ist, wie bei den altpaläolithischen Schädeln vom Neandertal, von Krapina, La Chapelle aux Saints usw. Da ist er wohl ein sehr bedeutsames Rassenmerkmal, mit dem sich die Ausformung bei ♂♂, wie gesagt, nicht messen kann.

Auch die Bedeutung des zweiten Unterscheidungsmerkmales, nämlich der verschiedenen Lage des Meßpunktes der größten Schädelbreite mag auf ein bescheidenes Maß herabgedrückt werden.

An der Gestalt des Querumrisses ist doch das Wesentliche bei beiden in Frage stehenden Schädeln die dachförmige Ausgestaltung der Scheitelgegend, der steile Abfall der Seitenwand und die ansehnliche Breite der wenig gekrümmten Grundlinie. Dadurch entsteht der charakteristische, auf breiter Basis sich aufbauende fünfeckige Umriß der Hinterhauptansicht. In diesem allgemeinen Hauptbilde stimmen beide Schädel miteinander überein.

Der Unterschied ist nur darin begründet, daß die seitlichen Teile des Umrisses sich bei Crô Magnon von der Gegend der Scheitelhöcker an wieder um eine Kleinigkeit einander nähern, während dies bei Obercassel nicht der Fall ist. Wenn aber der auf breiter Basis ruhende fünfeckige Umriß der Hinterhauptansicht als ein Charakteristikum der Crô Magnonrasse anerkannt ist, so kann man sagen, daß dieses eine Rassenmerkmal bei dem Manne von Obercassel stärker, greller ausgebildet ist als bei dem von Crô Magnon — aber weiter nichts. Ich will nun diese Auffassung nicht gerade als eine unumstößliche hinstellen, aber sie hat gewiß viel für sich. Und in welchem Maße man sie auch gelten lassen will, so benimmt sie jedenfalls der Frage nach der Lage der größten Breite die Bedeutung eines Rassenunterschiedes.

Es ist wahr, daß der von Bonnet zum Vergleich herangezogene Schädel von Chancelade, falls die Wiederzusammensetzung seiner arg beschädigten Hirnkapsel keinem Einwand unterliegt, in der Norma occipitalis besser mit dem Manne von Obercassel übereinstimmt als mit dem Alten von Crô Magnon. Die Übereinstimmung beschränkt sich aber fast nur auf dieses eine Merkmal. Besonders in der Ausgestaltung des Gesichtsteiles herrschen die größten Verschiedenheiten, wie schon aus der Übereinanderlegung der Norma frontalis-Umrisse (Abb. 7) leicht zu erkennen ist. Dem niederen Gesichte mit breiten, niederen Augenhöhleneingängen und kleiner Interorbitalbreite der Crô Magnon-Rasse steht beim Schädel von Chancelade ein sehr hohes Gesicht mit hohen Augenhöhleneingängen und großer Interorbitalbreite gegenüber. Deshalb soll dieser Schädel nicht der Crô Magnon-Rasse beigezählt werden. Die hier vorhandene Übereinstimmung des Schädelquerumfanges fällt meiner Meinung nach in die Kategorie jener einzelnstehenden Merkmale, welchen nach Bonnets eigenem Ausspruche keine klassifikatorische Bedeutung zukommt, und die sonstigen geringfügigeren Übereinstimmungen, welche noch angeführt werden können, scheinen nicht zusammenhängend genug zu sein, um die Bedeutung des obigen Merkmals stützen zu können.

Nach alledem glaube ich sagen zu müssen, daß die jungdiluvialen Skelette von Obercassel nicht als eine neue Form des diluvialen Menschen, sondern unbedenklich als typische Vertreter der Crô Magnon-Rasse anzusehen sind. Ihr vortrefflicher Erhaltungszustand und die relative Vollständigkeit ihres Knocheninventars lassen sie sogar als die besten bisher bekannten Vertreter dieser Rasse erscheinen.

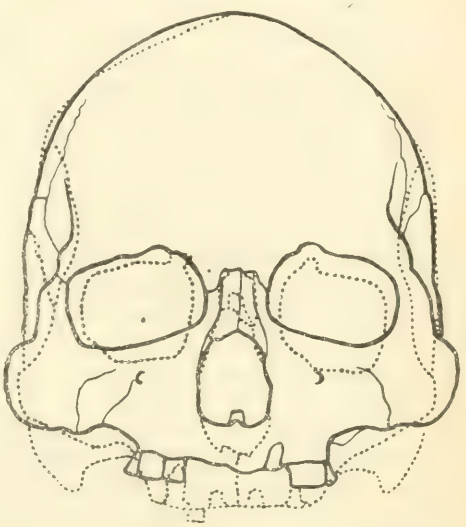


Abb. 7. Stirnansichten, übereinandergelegt. $^2/_5$ nat. Gr. Voll ausgezogen: Schädel von Obercassel. Punktiert: Schädel von Chancelade. Nach Testut, Recherches anthropologiques sur le squelette quaternaire de Chancelade (Dordogne). Bull. Soc. Anthr. Lyon, VIII, 1889, Taf. I, Fig. 1.

## Besichtigung der ethnographischen Sammlung Gebauer am 12. Mai 1920.

Herr Anton Gebauer, der vor kurzem aus Indien, wo er von den Engländern seit 1914 interniert gehalten worden war, zurückgekehrt ist, hat die reichen Sammlungen von seinen vor dem Ausbruch des Weltkrieges im Jahre 1914 in den nördlichen Schanstaaten und in West- und Nordwest-Yünnan unternommenen Reisen in einer besonderen Ausstellung im Naturhistorischen Museum ausgestellt. Die Sammlungen wurden unter seiner Führung besichtigt.

## Monatsversammlung am 9. Juni 1920.

Herr Dr. ing. Hugo Th. Horwitz hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

**Gesetze in der Entwicklungsgeschichte der Technik.**

Der Vortragende führt einleitend an, daß er in seinen in der Monatsversammlung vom 8. Januar 1919 gegebenen Darlegungen bereits ganz kurz auf das hingewiesen hatte, was man als Entwicklungsgesetze der Technik bezeichnen könne.

Diesmal handelt es sich darum, diese Gesetze möglichst vollständig zusammenzustellen, auf ihren wesentlichen Gehalt einzugehen und ihren Wert oder Unwert kritisch zu untersuchen. Vorerst wird noch einmal auf die Ursachen des Fortschrittes eingegangen, hiebei der Not als treibender Kraft die überragende Bedeutung abgesprochen (Beweis dafür die zurückgebliebene Kultur vieler Randvölker, z. B. der Feuerländer), dagegen die Änderung der Umwelt als die wesentlichste Veranlassung zum unmittelbaren Fortschritt bezeichnet. Gewohnter Mangel erscheint nicht als Not, sondern erst das Fehlen von Dingen, die bereits alltäglich oder regelmäßig benützt werden. Der Fortschritt entsteht durch das Einschlagen neuer Wege zur Beschaffung gewohnter Dinge. Daneben rufen auch Rivalitätstriebe, wie Krieg, Jagd, vielleicht auch Sport u. dgl., manchmal neue Verbesserungen hervor.

Auf den Einwand des Herrn Dr. Kyrle, daß die zurückgebliebenen Randvölker offenbar Nationen passiver Natur entsprächen, die sich eben infolge ihrer Passivität in die sterilen Randgebiete drängen ließen, entgegnet der Vortragende, daß dieser Anschauung wohl nicht allgemeine Gültigkeit zugeschrieben werden kann, denn während die Feuerländer oder Tasmanier eine primitive materielle Kultur aufweisen, haben es die Eskimo in einer mindestens ebenso unwirtlichen Zone zu einer recht beachtenswerten Entwicklung der Technik gebracht. Der Luftsack ihrer Boote z. B. ist das Ergebnis einer ganz außerordentlichen Naturbeobachtungs- und Erfindungsgabe.

Der Vortragende bespricht nun das Hartigsche Gesetz vom Gebrauchswechsel (siehe S. [12], Sitzungsberichte 1918/19 dieser Zeitschrift), dann die von Kapp aufgestellte Theorie der Organprojektion. Er weist auf die von ihm verfaßte Zusammenstellung der wichtigsten Punkte der Kappschen Darlegungen im Feldhausschen Lexikon hin[1]) und entwickelt gewichtige Bedenken gegen die Kappsche Theorie, besonders gegen die in ihr versteckt liegende Mystik. Anderseits dringt er darauf, den Begriff der Organprojektion einmal streng zu umgrenzen. Schon Noiré, ein Nachfolger Kapps, sah sich genötigt, den Begriff der Semi-Projektion einzuführen, während du Prel die Theorie der Organprojektion in vollkommen mystischem Sinne fortentwickelt hat.

Prof. Dr. Menghin: Der Herr Vortragende lehnt Kapps Theorie der Organprojektion ab. Ich möchte, um doch wenigstens einen Teil von ihr zu retten, auf einen Punkt zurückkommen, der zuvor berührt, aber nicht näher ausgeführt worden ist: daß nämlich Kapps Theorie wohl nicht von allen seinen Nachfolgern in gleicher Weise aufgefaßt wird. Er hat einige Forscher namhaft gemacht, die sie in einem mystischen Sinne übertrieben haben. Anderseits glaube ich mich daran zu erinnern, daß Hoernes in seiner „Natur- und Urgeschichte des Menschen" die Theorie der Organprojektion in einer annehmbaren Form vorbringt. Von einer Zurückführung jeglichen Werkzeuges auf die Projektion irgendeines Organes ist bei ihm keine Rede. Und so glaube auch ich, daß sich die Idee der Organprojektion halten läßt, wenn man ihre Wirksamkeit nur für die Entstehung der allerältesten Werkzeuge in Anspruch nimmt. Ich stelle dabei gleich fest, daß wir, archäologisch gesprochen, dabei höchstens noch an den Faustkeil denken können, vielleicht aber nicht einmal an dieses älteste bekannte Gerät von gleichbleibender Formgebung; denn auch das Altpaläolithikum steht gewiß nicht am Anfange der menschlichen Kulturgeschichte, sondern ist bereits das Produkt einer langen, uns gänzlich unbekannten Entwicklung. Für diesen ältesten Zeitraum, in dem sich gewissermaßen erst der Begriff des Werkzeuges ausgebildet hat, also möchte ich die Organprojektion gelten lassen. Freilich meine ich, daß die Erforschung dieser ältesten Zustände und Möglichkeiten nicht mehr ins Gebiet der empirischen Forschung, sondern der Spekulation gehört.

Der Vortragende bemerkt hiezu, daß bei der im Vorjahr über die Organprojektion abgehaltenen Diskussion (siehe diese Zeitschrift, Band 48 und 49, 1919, Sitzungs-

[1]) Vgl. F. M. Feldhaus, „Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker", Leipzig und Berlin 1914, Sp. 758—61.

bericht S. [13]) ein anderer Herr wieder die Ansicht vertreten habe, daß die Organprojektion nicht bei den primitiven, sondern bei den hochentwickelten Gebilden der Technik zutage trete. Der Meinung Herrn Prof. Menghins, daß die Erforschung der ursprünglichen Werkzeuge nur auf spekulativem Wege geschehen könne, hält der Vortragende die Beobachtungsergebnisse auf der von der preußischen Akademie der Wissenschaft eingerichteten Anthropoidenstation auf Teneriffa entgegen. Gerade diese Beobachtungen haben, obwohl sie zu ganz anderen Zwecken als zu Untersuchungen über die Befähigung zum Werkzeuggebrauch bei Anthropoiden angestellt wurden, auch nach letzterer Richtung hin äußerst bemerkenswerte Ergebnisse gefördert.

Prof. Dr. Menghin: Wenn von gewisser Seite die Organprojektion gerade für hochentwickelte technische Erfindungen, von mir aber gerade im Gegensatz dazu für die allerprimitivsten Geräte in Anspruch genommen wird, so ist der Widerspruch nur ein scheinbarer. Es kommt nämlich darauf an, welche der beiden Seiten der Kappschen Theorie man sich zu eigen macht. Bleibt man beim nüchternen Gedanken, daß ein vom Menschen gehandhabter Stein nichts anderes ist als eine Verlängerung des vom Arme dargestellten Hebels, so wird man die Wirksamkeit der Organprojektion in meinem Sinne auffassen. Glaubt man aber, daß jede mechanische Neuerfindung nichts anderes sei als eine Nachbildung von Organen, über die der Körper verfügt, so kann man natürlich zur Vorstellung kommen, daß gerade die kompliziertesten Maschinen im Wege der Organprojektion entstanden sind. Ich halte die Versuche, dies nachzuweisen, für Spielereien, mache aber doch aufmerksam, daß es heute, z. B. bei der Prothesenkonstruktion, eine bewußte Nachbildung körperlicher Mechanismen gibt.

Dem Hinweise des Herrn Vortragenden auf die Tierversuche gegenüber muß ich allerdings einräumen, daß auf diesem Wege wahrscheinlich doch auch empirische Erkenntnisse über die Entstehung des Werkzeuges gewonnen werden können, finde aber durch sie meine Auffassung von der Wirksamkeit der Organprojektion nur bestätigt.

Der Vortragende richtet hierauf an Prof. Menghin die Frage, wie weit er eine Projektion bei verschiedenen Organen oder Werkzeugen zulasse. Kapp nennt auch die Säge eine Organprojektion der Zahnreihe, obwohl gewiß niemand mit einem bezahnten Kiefer sägen wird und obwohl auch mit den Zähnen im Munde selbst nicht gesägt, sondern vorwiegend gemahlen wird.

Prof. Dr. Menghin: Auf die Frage des Herrn Vortragenden, wie ich mich zur Entstehung der Säge im Hinblick auf die Organprojektion stelle, möchte ich antworten, daß ich selbstverständlich bei einem Typus, der so spät auftritt, die Wirksamkeit der Organprojektion für ausgeschlossen halte. Es zeigt sich ja auch gerade in diesem Falle, zu welchen Unsinnigkeiten eine übertriebene Anwendung dieser sonst guten Idee führt. Das von der Säge nachgeahmte menschliche Organ soll die Zahnreihe sein. Das würde naturgemäß zur Annahme führen, daß der Mensch zuerst mit den Zähnen gesägt hat und dann ein sägeartiges Instrument mit dem Munde führte, bis er darauf kam, daß es besser mit der Hand geführt werde.

Im übrigen glaube ich, daß die Diskussion jetzt auf einem Punkt angelangt ist, an dem man sich die Frage stellen muß: Was ist Organprojektion? Für mich ist sie nichts anderes, als die Einbeziehung eines Fremdkörpers in die Wirksamkeit des mechanischen Prinzips, auf dem die Tätigkeit eines menschlichen Organes beruht. Es wird so die Kraft des Organes gewissermaßen in einen toten Körper hineinprojiziert. Sollte der Herr Vortragende den Begriff der Organprojektion anders definieren, dann können wir natürlich nicht zusammenkommen.

Der Vortragende bedauert, die Diskussion, auf eine Andeutung des Vorsitzenden hin, wegen der vorgerückten Zeit abbrechen zu müssen[1]) und geht auf den nächsten Punkt: Die Entwicklung der Drehbewegung, über.

Primitive Drehbewegungen sind z. B. die der Schleuder, des Schwirrholzes und der Spindel. Auch der Bohrer, wenn er, fest in der Hand liegend, nur durch Hin- und Herdrehen dieser betätigt wird, gehört hieher. Der zwischen den Händen quirlförmig bewegte Bohrer stellte schon eine etwas entwickeltere Form der Drehbewegung dar; dieser Stufe entspricht auch der Lastentransport mit unterlegten Walzen.

Die nächste Stufe veranschaulicht einen Bohrer, der durch eine Schnur hin- und her-

[1]) Er möchte hier jedoch auch seiner Hoffnung Ausdruck geben, diese Auseinandersetzung zwischen Prähistorikern und Ethnologen einerseits und Technikern anderseits, von der vielleicht eine Klärung hinsichtlich der Frage der Organprojektion zu erwarten wäre, späterhin fortsetzen zn können.

bewegt wird und oben in einen gleichzeitig zum Andruck dienenden Körper gelagert ist. Wird das Werkzeug nun so sehr vervollkommnet, daß die hin- und hergehende Bewegung durch eine kontinuierliche ersetzt wird, so erhalten wir die am höchsten entwickelte Form von Drehmechanismen. Beim Transportwesen entspricht dies der in Achslagern laufenden, mit Zapfenansätzen versehenen Walze oder dem Räderfahrzeug.

Die meisten vom Menschen ausgeführten Arbeitsvorgänge werden, seinem Organismus entsprechend, hin- und hergehend vollzogen; sie sind dabei rhythmisch und intermittierend, d. h. sie bestehen aus Arbeitsgang und Leergang. Dagegen arbeitet die höchstentwickelte Form der Drehmechanismen kontinuierlich, d. h. ohne Leergang und beim Antrieb durch eine Naturkraft auch arhythmisch; beim Antrieb durch den Menschen, z. B. beim Spinnrad oder bei der Handmühle, tritt allerdings meistens noch ein schwach betonter Rhythmus auf.

Anschließend daran bespricht der Vortragende die allmähliche Entwicklung des Kurbelbetriebes und weist auf die hiebei anfangs auftretende kinematische Verkettung des menschlichen Körpers mit der Maschine hin.

Der nächste Punkt betrifft die Entwicklung der Mechanismen zu zwangsschlüssigen Gebilden. Erläutert wird dies wieder an der Bohrvorrichtung, weiters am Tretschemel, an der Armbrust und am Sperrschloß. Die Bewegung wird im Laufe der Entwicklung immer mechanisch exakter, d. h. die vom Menschen gewollte Bewegung wird ohne sein Zutun vom Mechanismus selbst stets korrekter ausgeführt; der Mechanismus wird immer zwangsschlüssiger.

Als letzter Punkt wird das Relaisprinzip besprochen. Der Vortragende erläutert erst, wie die verschiedenen Leistungen des mit einem Speer auf das Wild lauernden Jägers von einer Falle mit Fallspeer oder mit Armbrustbetätigung übernommen werden. Die Aufmerksamkeitsleistung (der Zeitpunkt des Abschusses), die Genauigkeitsleistung (das Einhalten der Richtung) und die Arbeitsleistung (die Wurftätigkeit) werden von der Falle ausgeführt. Diese selbsttätigen Arbeitsleistungen gehen auch hier, ebenso wie beim Zwangsschlußprinzip auf Kosten der Freiheit, die bei der vom Menschen ausgeübten Tätigkeit stets vorhanden ist. Die Relaisschaltung besteht aus einem Kraftakkumulator (z. B. dem gespannten Bogen der Falle) und einer Auslösevorrichtung. Beim weiteren Fortschreiten der Technik macht die Relaiskonstruktion noch verschiedene Ausbildungsformen durch und bildet eines der wichtigsten Prinzipien bei der Entwicklung der Maschine.[1])

An der Diskussion beteiligte sich auch Herr Dr. Hoefft.

[1]) Vgl. „Prometheus", Leipzig, Nr. 1399, vom 19. August 1916, S. 748—51, und Nr. 1400, vom 26. August 1916, S. 764—66.

Als Geschenke für die Bibliothek sind bis September 1920 folgende Werke eingelaufen:

**Abel, Othenio,** Die Stämme der Wirbeltiere. Berlin und Leipzig (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger) 1919. XVIII, 914 S. 8°. (Gebunden Mk. 56·—.)

**American Journal of Physical Anthropology.** Founder and editor Aleš Hrdlička. Vol. I; II; vol. III, Nr. 1. Washington 1918—1920. 8°.

**Beyer, Hermann,** Sobre un antiguo Vaso Mexicano en forma de Cabeza. (Mem. de la soc. Alzate, tome 35.) Mexiko.

— Apuntes de Arqueologia Mexicana. Comentario crítico sobre „Mexican Archaeology" por Joyce. (S.-A. aus Memorias de la Sociedad Cientifica „Antonio Alzate", XXXVIII, p. 291—313.) Mexiko 1919. 8°.

Apuntes acerca de un nuevo manual de arqueologia mexicana. La piedra de sacrificios (techcatl) del Museo Nacional de Arqueologia, Historia y Etnologia de Mexico. (S.-A. aus Disertaciones cientificas de autores alemanes en Mexico, II, III, p. 17—46.) Mexico 1918. 8°.

**Boman, Eric,** Vorspanische Wohnstätten, Steinwerkstätte und Petroglyphen in der Sierra de Famatina. (S.-A. „Zeitschrift d. Deutsch. wissensch. Ver. zur Kultur und Landeskunde Argentiniens". VI. Jahrg.) Buenos Aires 1920.

— Tres cartas de gobernadores del Tucuman sobre todos los santos de la nueva rioja y sobre el gran alzamiento. (Revista de la Univ. de Cordoba, Anno V, 1.) Cordoba 1918.

— **y Torres, Luis Maria,** Proyecto de Leyenda uniforme para mapas arqueológicas de la República Argentina y de la America del Sud en general. (Prim. Reunion Nac. de la Soc. Argent. de Cienc. Nat. Tucuman 1916.) 1919.

— Una Nomia de Salinas Grandes (Puna de Jujuy). (Anales de la Soc. Cient. Argent., T. LXXXV.) Buenos Aires 1918.

— Estatuitas de aspecto falico de la region Diaguita, que no representan falos. (Physis, Rev. de la Soc. Argentina de Ciencias Nat., T. II.) Buenos Aires 1916.

— El Pucara de los Sauces, una fortaleza de los antiguos Diaguitas en el Departemento de Sanagasta, Provincia de la Rioja (República Argentina). Physis, T. II.) Buenos Aires 1916.

**Buschan, Georg,** Bernhard Hagen. (S.-A. aus Korresp.-Blatt der Deutschen Anthr. Ges., L, S. 33—36.) Braunschweig 1919. 4°.

**Classen, Walther,** Wie der deutsche Osten entstanden ist. Das Werden des deutschen Volkes. 1. Heft. Hamburg.

**Conti Rossini, Carlo,** Popoli dell' Etiopia occidentale. (Reale Accademia dei Lincei. Vol. XXVIII. 7/10.) Roma 1919.

**Conti Rossini, Carlo,** Leo Reinisch. (Rivista degli Studi orientali. Vol. VIII.) Roma 1920.

— Appunti di storia e letteratura Falascia. (Estratto dalla Rivista degli studi orientali. Vol. VIII.) Roma 1920.

— Testi in lingua harari. (S.-A. aus der „Rivista degli studi orientali", VIII, S. 401—425.) Roma 1919. 8°.

**Créqui-Montfort, G. de et P. Rivet,** Linguistique Bolivienne. La langue Mobima. (S.-A. aus Journal de la Soc. des Américanistes de Paris, N. S., XI, p. 183—211.) Paris 1914. 8°.

— — L'origine des aborigènes du Pérou et de la Bolivie. (S.-A. aus Comptes rendus des séances de l'Acad. des Inscript. et Belles-Lettres, 1918, p. 196—201.) Paris 1918. 8°.

— — La langue Itonama. (S.-A. aus Mémoires de la Soc. de Linguistique de Paris, XIX, XX.) Paris 1916. 54 S. 8°.

— — Contribution à l'étude de l'Archéologie et de la Metallurgie colombiennes. (Extrait du Journal de la Soc. des Américanistes, T. XI.) Paris 1919.

ΕΘΝΙΚΟΝ ΚΑΙ ΚΑΠΟΔΙΣΤΡΙΑΚΟΝ ΠΑΝΕΠΙΣΤΗΜΙΟΝ. Επιστημονική Επετηρις Θ. Athen 1913. 8°.

— — I (1913—1914), ΙΑ' (1914—1915), ΙΒ' (1915 bis 1916, ΙΓ' (1916—1917). Athen 1915 bis 1917. 8°.

**Fester, Richard,** Das Selbstbestimmungsrecht und der deutsche Einheitsstaat. (Deutsche Rundschau, Sonderheft zur Deutschen Nationalversammlung.) 1919.

**Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Leipzig.** Herausgegeben von der Direktion. 3. Aufl. Leipzig 1919. 204 S. 8°. 12 Tafeln. Mk. 1·50.

**Gamio, Manuel,** Programa de la Dirección de Antropología para el estudio y mejoramiento de las poblaciones regionales de la república. Mexico 1919.

**Giuffrida-Ruggeri, V.,** L'Indice barico in certe sezioni di popolazione e nei due sessi. (Estratto da la Rivista di Antropologia, Vol. XXIII.) Roma 1919.

— Le Prime Migrazioni Umane. (Estratto de Scientia, Riv. di Scienze, Vol. XXVII.) Bologna 1920.

— Unicità del philum umano con pluralità dei centri specifici. (S.-A. aus Rivista Italiana di Paleontologia, XXIV, fasc. I—II.) Perugia 1918. 15 S. 8°.

— La controversia sul fossile di Piltdown e l'origine del philum umano. (S.-A. aus Monitore Zoologico Italiano, XXX, p. 7—18.) Firenze 1919. 8°.

Un problema antropologico a proposito dei Dalmati. (S.-A. aus Archivio per l'Antropol. e la Etnol., XLVIII.) Firenze 1920. 20 S. 8°.

Gustav Retzius. (Estratto dal Rend. dalla R. Accad. delle Scienze Fisiche e Matemat. di Napoli, Ser. 3, vol. XXVI.) 1920.

**Giuffrida-Ruggeri, V.,** Preteso ibridismo degli Australiani. (S.-A. aus Rendiconti della R. Accad. delle Scienze Fisiche e Matematiche di Napoli, Ser. 3a, XXV.) Napoli 1919. 6 S. 8°.

**Haberlandt, Prof. Dr. M.,** Völkerkunde. II. Beschreibende Völkerkunde. Dritte verm. u. verb. Auflage. (Sammlung Göschen.) Berlin 1920.

**Hammerstedt, N. E.,** Svensk Forntro och Folksed i bild och ord. Nordiska Museet. Häft 1 Stockholm 1920.

**Heepe, M.,** Die Komorendialekte Ngazidja, Nzwani und Mwali. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstitutes. Bd. XXIII. Reihe B. Bd 13. Hamburg 1920.

**Heisenberg, Dr. August,** Neugriechenland. (Aus Natur und Geisteswelt, 613. Bdch.) Leipzig und Berlin (B. G. Teubner) 1919. 127 S. 8°.

**Hoefft, Franz v.,** Kalorimetrische Untersuchungen an Melaninen. (Biochem. Zeitschrift, Beiträge zur chem. Phys. und Pathologie. 104. Bd. Heft 1/3.) Berlin 1920.

**Horst, Maurus,** Die „Klima"-Zeitalter der Erde als Formationen- und Lebensgestalter, nebst Anhang: Die „Klimatogenik" der Primaten. (Fortschritte der Rassenkunde, Heft 2.) Berlin (Psychologisch-Soziologischer Verlag, O. Mattha) 1918. IV, 127 S. 8°. 6 Tafeln, 2 Tabellen.

— Ergänzung (1918) zu dem Werke „Kriegsgefangene" von H. Struck und v. Luschan (Berlin 1917). 1 Blatt.

— Die „natürlichen" Grundstämme der Menschheit. 2. Aufl. Berlin (Psychologisch-Soziologischer Verlag, O. Mattha) 1918 1919. 58 S. 8°. 6 Tafeln.

**Kaindl, Dr. R. F.,** Ruthenen oder Ukrainer. In: „Osteuropäische Zukunft", III, Nr. 15, 1918.

— Das Deutschtum in Bulgarien. In: „Heimat und Welt", VII, Nr. 4/5, 1917.

— Die Deutschen in Galizien. In: „Deutsches Vaterland", II, Nr. 1, 1920.

**Krämer, Dr. Augustin,** Palau. 2. Teilband. (Hamburgische wissenschaftliche Stiftung. Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908—1910. Herausgeg. von Prof. Dr. J. Thilenius. II. Ethnographie: B. Mikronesien. Bd. 3.) Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1919. XIII. 367 S. 4°.

**Lehmann, Dr. J.,** Die Ornamente der Natur- und Halbkulturvölker mit einem Beitrag zur Entwicklung der Ornamente und ihrer Verwertung für Kunstgewerbe und Architektur. Frankfurt a. M. (J. Beer & Co.) 1920.

**Lehmann-Nitsche, Robert,** Resumén. Adivinanzas Rioplatenses. I. Folklore Argentino. (Bol. de la acad. nac. de ciencias de Córdoba, T. XX.) Buenos Aires 1915.

— El Retajo. II. Folklore Argentino. (Bol. de la acad. nac. de ciencias de Córdoba, T. XX.) Buenos Aires 1914.

**Lehmann-Nitsche, Robert,** El Chambergo. III. Folklore Argentino. (Bol. de la acad. nac. de ciencias de Córdoba, T. XXI.) Buenos Aires 1916.

— La Bota de Potro. IV. Folklore Argentino. (Bol. de la acad. nac. ciencias de Córdoba, T. XXI.) Buenos Aires 1916.

— Santos Vega. V. Folklore Argentino. (Bol. de la acad. nac. ciencias de Córdoba, T. XXI.) Buenos Aires 1917.

— La Ramada. VI. Folklore Argentino. (Bol. de la acad. nac. ciencias de Córdoba, T. XXIII.) Buenos Aires 1919.

— Die Sterilisierung des Probierhengstes im lateinischen Amerika. (S.-A. aus dem Archiv für wissensch. u. prakt. Tierheilkunde, Bd. 42, Heft 4/5.) 1916.

— Rätsel aus der Guarani- und Kitshuasprache. Museo de la Plata.

— Monographien zur argentinischen Volkskunde. Kurze Zusammenfassung. Nr. I—VI.

**Meirowski, Prof. Dr. E.,** Die angeborenen Muttermäler und die Färbung der menschlichen Haut im Lichte der Abstammungslehre. (S.-A. aus Naturwissenschaftliche Wochenschrift, Neue Folge, 19. Band.) Jena 1920.

**Ministerie van Onderwijs, Kunsten en Wetenschapen,** Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1917 tot 30 Sept. 1918. s'Gravenhage 1919. 46 S. 8°.

**Müller Friedrich,** Konstitution und Individualität. (Rektoratsantrittsrede.) München (J. Lindauer) 1920. 16 S. 8°. Mk. 1·20.

**Musealverein „Lauriacum" in Enns,** Mitteilungen 2. Jahrg. 5. Heft. Steyr 1919. 3. Jahrg. 6. Heft. Enns 1920. 8°.

**National Academy of Sciences of the U. S. of America,** Proceedings. Vol. 6, Nr. 1, 2. Washington 1920. 8°.

**Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.** Niederlausitzer Mitteilungen. XIV. Bd., 5. bis 8. Heft. Guben 1919. 8°.

**Polygenistische Beiträge,** Nr. 2. Februar bis Dezember 1916. 16 S. 8°. Mit 3 Beilagen. 8+8+8 S. 8°. Berlin.

**Rivet, P.,** Bibliographie américaniste 1914/1919. (Extrait du Journal de la Soc. des Américanistes de Paris, T. XI.) Paris 1919.

**Róheim, Dr. Géza,** Spiegelzauber. Leipzig und Wien (Internationaler Psychoanalytischer Verlag) 1919. 263 S. 8°.

**Sarfert, Dr. E.,** *Kusae,* 1. und 2. Halbband. (Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung. Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908—1910. Herausgeg. von Prof. Dr. G. Thilenius. II. Ethnographie: B. Mikronesien. Bd. 4.) Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1919—1920. XXVIII+XV, 541 S. 4°. 45 Tafeln, 3 Karten, 8 Stammtafeln.

**Schlaginhaufen, Dr. Otto,** Die menschlichen Knochen aus der Höhle Freudenthal im Schaffhauser Jura. (S.-A. aus Archives suisses d'anthropologie générale, III, p. 275—299.) Genève 1919. 8°.

**Schmidt, P. W., S. V. D.,** Die Gliederung der australischen Sprachen. Wien (Mechitaristen-Buchdruckerei) 1919. XVI, 299 S. 8°. 1 Karte.

**Schreiter, R.,** Distintas clases de sepulturas antiguas observadas en los Valles Calchaquies con una introducción por Eric Boman. (S.-A. Zeitschrift des Deutsch. Wiss. Ver. z. Kultur und Landeskunde Argentiniens.) 1919.

**Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereines in Schleswig-Holstein,** Bd. XVII, 1. Heft. Kiel 1920. 8°.

**Schweizerisches Landesmuseum in Zürich,** Siebenundzwanzigster Jahresbericht 1918. Erstattet von der Direktion. Zürich (Orell Füssli) 1919. IV, 51 S. 8°. 4 Tafeln.

**Seler, Eduard,** Luschan, E. v., Zusammenhänge und Konvergenz. (Mitteilungen d. Anthr. Ges. in Wien, XLVIII. Bd. 1./3. Heft.) (Zeitschr. f. Ethn. 1918. 2./3.)

**Thurnwald, Richard,** Politische Gebilde bei Naturvölkern. (Ein systematischer Versuch über die Anfänge des Staates.) (Auf Grund eigener Forschungen in der Südsee.) (S.-A. aus der Festgabe für Josef Kohler zum 70. Geburtstage, dargebracht von Freunden, Schülern und der Verlagshandlung.) (Zeitschr. f. vergleich. Rechtswiss., XXXVII, S. 376—408.) Stuttgart (F. Enke). 8°.

**Villiers du Terrage, De, et Rivet, P.,** Les Indiens du Texas et les expéditions françaises de 1720 et 1721 à la baie Saint-Bernard. (Extrait du Journal de la Soc. des Américanistes de Paris, T. XI.) Paris 1919

**Watzeff, Dr. S.,** Das Wachstum der Zähne bei Bulgaren. 1920.

**Westfälischer Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst.** Sechsundvierzigster Jahresbericht, für 1917/1918. Münster 1918. 8°.

**Weule, Prof. Dr. Karl,** Zusammenhänge und Konvergenz. Ein Wort zu F. v. Luschans Glaubensbekenntnis. (S.-A. aus Petermann's Mitt.) Gotha 1920.

**Winternitz, Dr. M.,** Die Frau in den indischen Religionen. I. Teil: Die Frau im Brahmanismus. (S.-A. aus Archiv für Frauenkunde und Eugenetik. Bd. II und III.) Leipzig (K. Kabitzsch.) 1920. 121 S. 8°. Mk. 5·—.

**Zoupanitsch, Dr. Niko,** Le sang et la race yougoslaves. Paris 1919.

Den Spendern wird der beste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

# INHALTS-VERZEICHNIS.


Seite

Ausschußsitzung am 7. Oktober 1919 . . . . . [3]
Besichtigung der ethnographischen Sammlung Weidholz am 22. Oktober 1919:
Christian: Führung . . . . . [3]
Monatsversammlung am 12. November 1919:
Toldt: Nachruf an Gustaf Retzius . . . . . [3]
Pöch: Einladung zu den Mythologischen Abenden . . . . . [6]
Stigler: Die rassenphysiologische Bedeutung der sekundären Geschlechtscharaktere . . [6]
A. Haberlandt, Pöch, Adametz, Christian, Hüsing: Diskussion . . . . . [9]
Ausschußsitzung am 22. November 1919 . . . . . [9]
Monatsversammlung am 10. Dezember 1919:
Toldt: Nachruf auf Ernst Haeckel . . . . . [10]
Lambertz: Albanischer Volksglauben im Leben und im Märchen . . . . . [11]
Monatsversammlung am 14. Januar 1920 (Prähistorische Fachsitzung):
Szombathy: Nachruf auf Steindachner und Reinisch . . . . . [12]
Szombathy: Neue Ausgrabungen aus dem Gräberfelde von Gemeinlebarn (N.-Ö.) im Jahre 1919 . . . . . [12], [58]
Szombathy: Die jungdiluvialen Skelette von Obercassel bei Bonn (Vorlage des Werkes von Verworn, Bonnet und Steinmann) (mit 7 Abbildungen im Text) . . . . . [12], [60]
Kyrle: Übersicht der urgeschichtlichen Besiedlung von Vorarlberg . . . . . [12]
Ausschußsitzung am 20. Januar 1920 . . . . . [12]
Gedenksitzung aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestandes der Gesellschaft am 15. Februar 1920:
Toldt: Ansprache . . . . . [13]
Begrüßungsansprachen . . . . . [22]
Glückwunschtelegramme . . . . . [22]
Kyrle: Verzeichnis der während des fünfzigjährigen Bestandes der Anthropologischen Gesellschaft (1870–1919) erschienenen Aufsätze, erfolgten Ausflüge und abgehaltenen Vorträge . . . . . [23]
Ausschußsitzung am 5. März 1920 . . . . . [23]
Jahresversammlung am 10. März 1920:
Toldt: Jahresbericht des Präsidenten für das Jahr 1919 . . . . . [46]
Wahlen . . . . . [48]
Rechnungsabschluß für das Jahr 1919 . . . . . [50]
Bayer: Der Lagerplatz des Diluvialmenschen im Löß bei Langmannersdorf an der Perschling, sein Alter und zeitliches Verhältnis zu den wichtigeren Kulturstätten des Eiszeitalters in Niederösterreich . . . . . [50]
Ausschußsitzung am 15. März 1920 . . . . . [50]
Monatsversammlung am 14. April 1920:
Bieber: Altes und Neues aus Äthiopien . . . . . [51]
Außerordentliche Versammlung am 27. April 1920:
Thurnwald: Über seine Entdeckung der Quellen des Augustaflusses in Neuguinea . . [51]
Jagić: Ansprache an Toldt zu seinem 80. Geburtsfeste am 3. Mai 1920 . . . . . [51]
Ausschußsitzung am 4. Mai 1920 . . . . . [52]
Monatsversammlung am 5. Mai 1920:
Jagić, Toldt, Pöch: Geschäftliche Mitteilungen . . . . . [53]
Schlaginhaufen: Reisen und Forschungen in der melanesischen Südsee (mit 2 Abbildungen im Text) . . . . . [53]
Besichtigung der ethnographischen Sammlung Gebauer am 12. Mai 1920:
Gebauer: Führung . . . . . [65]
Monatsversammlung am 9. Juni 1920:
Horwitz: Gesetze in der Entwicklungsgeschichte der Technik . . . . . [66]
Kyrle, Menghin: Diskussion . . . . . [66]
Hoefft: Diskussion . . . . . [68]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [69]

# MITTEILUNGEN

DER

# ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

# IN WIEN.

HERAUSGEGEBEN

von

PROF. DR. RUDOLF MUCH, HOFRAT DR. RICHARD LASCH,
PROF. DR. OSWALD MENGHIN, PROF. DR. ROBERT STIGLER.

SCHRIFTLEITER: DR. LEO BOUCHAL.

LI. BAND.

MIT 16 ABBILDUNGEN IM TEXTE UND 5 TAFELN.

WIEN.
IM SELBSTVERLAG DER GESELLSCHAFT.
1921.

W. Hamburger, Wien VI, Mollardgasse 41.

# INHALT.

## ABHANDLUNGEN UND MITTEILUNGEN.


Seite

**Aigner Dr. Walter,** Einseitige Fossa praenasalis eines Erwachsenen. (Mit 1 Abbildung im Text) 184
**Bayer Dr. Josef,** „Lößmagdalénien", „Warmes Moustérien" und Entstehungszeit der Hoch- und Niederterrasse . . . . . 25
— — Das erste neolithische Grab in Österreich südlich der Donau . . . . . 46
— — Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie . . . . . 48
— — Ein Moldavit aus dem Diluvium der Gudenushöhle . . . . . 150
**Heine-Geldern Dr. Robert,** Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinterindien. (Mit 1 Karte im Text) . . . . . 105
**Hell Martin,** Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Hellbrunner Berges bei Salzburg. (Mit 4 Abbildungen im Text) . . . . . 31
— — Eine bronzezeitliche Höhensiedlung bei St. Johann i. P. in Salzburg und ihre Beziehungen zum alpinen Kupferbergbau. (Mit 4 Abbildungen im Text) . . . . . 194
**Hrodegh Dr. A.,** Die urgeschichtliche Station im Grädl (Grödl) bei Langenlois-Haindorf, Bezirk Krems, N.-Ö. (Mit 2 Abbildungen im Text) . . . . . 40
— — Neue Beiträge zur Urgeschichte des Kamptales, Niederösterreich . . . . . 191
**Oberhummer Dr. Eugen,** Rudolf Pöch . . . . . 95
† **Pöch Dr. Rudolf,** Karl Toldt . . . . . 77
**Schmidt P. Wilhelm,** W. Wundts Völkerpsychologie. VII. und VIII. Band. Die Gesellschaft . . . 1
**Toldt Dr. Karl jun.,** Über die flächenhafte Verbreitung der Pigmente in der Haut bei Menschen und Affen. (Mit 4 Abbildungen im Text und 5 Tafeln) . . . . . 161


## LITERATURBERICHTE.


Seite

**Bieber Friedrich J.,** Kaffa. Ein altkuschitisches Volkstum in Inner-Afrika *(V. Christian)* . . . . 212
**Boas Franz,** Kultur und Rasse *(G. Kraitschek)* . . . . . 203
Boletin de la Sociedad Ecuatoriana de estudios historicas americanos und Boletin de la Academia nacional de historia. Quito *(Franz Heger)* . . . . . 152, 219
**Breasted James Henry,** The Origins of Civilisation *(V. Christian)* . . . . . 144
Catalogus van's Rijks Ethnographisch Museum. Deel XIV, XV *(L. Bouchal)* . . . . . 67
**Classen Walther,** Das Werden des deutschen Volkes. 1. *(M.)* . . . . . 73
**Consten Hermann,** Weideplätze der Mongolen. Im Reiche der Chalcha (V. *Christian)* . . . . . 146
**Czaplicka M. A.,** Aboriginal Sibiria *(V. Christian)* . . . . . 74
**Deane W.,** Fijian Society, or the sociology and psychology of the Fijians *(L. Bouchal)* . . . . . 218
Deutsches Koloniallexikon. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schnee *(V. Christian)* . . . . . 66
**Detzner Hermann,** Vier Jahre unter Kannibalen *(L. Bouchal)* . . . . . 75
**Einstein Carl,** Negerplastik *(V. Christian)* . . . . . 148
**Fehlinger H.,** Das Geschlechtsleben der Naturvölker *(Lasch)* . . . . . 68
**Frobenius Leo,** Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. I. Volksmärchen der Kabylen I. *(V. Christian)* . . . . . 213
Geographische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner, XXVI . . . . . 159
**Haberlandt Michael,** Die Völker Europas und des Orients *(V. Christian)* . . . . . 145

Seite

**Hrdlička Dr. A.**, Anthropological Work in Peru in 1913 (*F. Röck*) . . . . . 154
**Hutton J. H.**, The Angami Nagas (*R. Heine-Geldern*) . . . . . 208
Indian Notes and Monographs. Herausgegeben von dem Museum of the American Indian. Heye Foundation (*Franz Heger*) . . . . . 219
**Jacobi W.**, Die Ekstase der alttestamentlichen Propheten (*G. Kyrle*) . . . . . 71
**Junker Dr. Hermann**, Das erste Auftreten der Neger in der Geschichte (*V. Christian*) . . . . . 211
**Karutz Dr. Richard**, Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Lübeck (*V. Christian*) . . . 67
**Kende Dr. Oskar**, Geographisches Wörterbuch I. (*L. B.*) . . . . . 76
**Koch-Grünberg Theodor**, Zwei Jahre bei den Indianern Nordwestbrasiliens (*L. Bouchal*) . . . 226
**Koppers Dr. Wilhelm**, Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde (*Lasch*) . . . . . 68
**Krebs Dr. Norbert**, Allgemeine Geographie VIII: Die Verbreitung des Menschen auf der Erdoberfläche (*L. Bouchal*) . . . . . 76
Kulturgeschichtliche Bibliothek, herausgegeben von W. Foy. I. Reihe, Band 2 und 3 (*V. Christian*) 70
**Kyrle Dr. Georg**, Urgeschichte des Landes Salzburg (*J. Szombathy*) . . . . . 158
**Lundborg**, Svenska Folktyper. — Rasfrågor i Modern belysning. — Rassen und Gesellschaftsprobleme in genetischer und medizinischer Beleuchtung (*H. Pöch*) . . . . . 142
**Martin Dr. R.**, Über Skelettkult und verwandte Vorstellungen (*L. Bouchal*) . . . . . 67
**Meißner Bruno**, Babylonien und Assyrien. I. Band (*V. Christian*) . . . . . 70
Mitra, Monatsschrift für vergleichende Mythenforschung. Herausgegeben von W. Schultz (*K. Spieß*) 206
**Rathjens Dr. C.**, Die Juden in Abessinien (*Friedrich J. Bieber*) . . . . . 149
**Schlaginhaufen Dr. Otto**, Mitteilungen über eine Bereisung der Insel Lir in Melanesien (*L. Bouchal*) 74
— — Bastardierung und Qualitätsänderung (*J. Szombathy*) . . . . . 141
**Schmid Dr. Bastian**, Das Tier in seinen Spielen (*O. Hovorka*) . . . . . 203
**Schmid Hans** und **Kahle Paul**, Volkserzählungen aus Palästina (*V. Christian*) . . . . . 147
**Schmidt Dr. C. W.**, Geologisch-mineralogisches Wörterbuch (*J. B.*) . . . . . 159
**Schubotz Dr. H.**, Die Tagebücher von Dr. Emin Pascha. Bd. VI. Zoologische Aufzeichnungen Emin's und seine Briefe an Dr. G. Hartlaub (*Moriz Sassi*) . . . . . 214
**Seler-Sachs Cäcilie**, Frauenleben im Reiche der Azteken (*F. Röck*) . . . . . 156
**Smith E. W.** and **Dale A. M.**, The Ila speaking peoples of Northern Rhodesia (*Marianne Schmidl*) 150
**Thurnwald Dr. Richard**, Die Gemeinde der Bánaro (*L. Bouchal*) . . . . . 216
**Van Gennep Arnold**, L'État Actuel du Problème Totémique (*R. Lasch*) . . . . . 144
**Virchow Hans**, Die menschlichen Skelettreste aus dem Kämpfe'schen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar (*J. Szombathy*) . . . . . 64
**Wiedemann A.**, Das alte Ägypten (*V. Christian*) . . . . . 70
**Winternitz Dr. M.**, Die Frau in den indischen Religionen. I. (*R. Heine-Geldern*) . . . . . 73
**Wirz Dr. P.**, Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea II (*L. Bouchal*) . . . . . 215

Sitzungsberichte. Jahrgang 1920/21 . . . . . [1]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

### Druckfehlerberichtigungen.

S. 74, Z. 2 v. o. statt „Caplitzka“ richtig: „Czaplicka“
S. 152, Z. 9 v. u. statt „Crequi“ richtig: Crecqui“
S. 152, Z. 7 v. u. nach „Lafone“ und „Florentino“ haben die Beistriche zu entfallen
S. 153, Z. 12 v. o. statt „Preußen“ richtig: „Bayern“
S. 153, Z. 14 v. o. statt „Oskar“ richtig „Otto“
S. 153, Z. 15 v. o. statt „C. im Thurn“ richtig: „E. im Thurn“

# W. Wundts Völkerpsychologie.

## VII. und VIII. Band. — Die Gesellschaft.

Von **P. W. Schmidt** S. V. D.

Vortrag, gehalten in der Versammlung am 9. März 1921.

Am 12. Mai 1903 habe ich in unserer Gesellschaft einen Vortrag gehalten über W. Wundts drei Jahre vorher erschienene „Völkerpsychologie", I. Bd.: „Die Sprache". Nachdem derselbe in den „Mitteilungen" erschienen war,[1]) schickte ich Wundt ein Exemplar desselben zu. Ich erhielt bald eine freundlich dankende Antwort, der sich die Bitte anschloß, auch den unterdessen erschienenen 2. Band, der die Behandlung der Sprache fortsetzte, in ähnlicher Weise zu besprechen. Ich mußte damals aus verschiedenen Gründen ablehnen; aber wir blieben von jener Zeit an in einer gewissen brieflichen Fühlung und schickten uns auf Bitten Wundts unsere neu erschienenen Arbeiten zu. Als dann im Laufe der folgenden Jahre nacheinander die weiteren Bände des monumentalen Werkes erschienen,[2]) lockte es mich oft genug, einem oder mehreren derselben eine ähnliche ausführliche Besprechung in einem Vortrage zuteil werden zu lassen wie dem ersten. Die Aufgabe, die natürlich mit jedem neu erschienenen Bande an Schwierigkeit zunahm, wäre ziemlich erleichtert gewesen, seitdem 1912 Wundts „Elemente der Völkerpsychologie" erschienen waren, die als „Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit" in vieler Hinsicht eine kürzere Zusammenfassung des größeren Werkes darstellen, wenn sie freilich auch darin ihre selbständige Bedeutung haben, daß sie „die Probleme der Völkerpsychologie nicht in dem Nacheinander ihrer Hauptgebiete behandeln", wie es durch das größere Werk geschieht, „sondern die Erscheinungen so weit als möglich in ihrem Nebeneinander, ihren gemeinsamen Bedingungen und wechselseitigen Beziehungen schildern" wollen.[3]) Ich wäre sicher auch früher dazu gekommen, meinen Vorsatz auszuführen, wenn nicht der Krieg dazwischen getreten wäre, der lange Zeit hindurch ja ganz andere Aufgaben stellte.

So ist es mir zu meinem schmerzlichen Bedauern nicht mehr möglich, diesen Vortrag dem großen Manne selbst wieder zu übersenden, wie damals beim ersten Bande seines monumentalen Werkes. Er schien ja gerade deshalb ein so erstaunlich hohes Alter bei voller Geistesfrische erreichen zu sollen, damit er sein großes Werk noch vollenden könne. Noch im gleichen Jahre, als er den letzten Band desselben in die Welt hinausschicken konnte, beendete er sein Leben, das in seinem Reichtum an Arbeit und Erfolgen auf drei Gebieten der Wissenschaft wohl einzig dasteht und in seiner rastlosen Hingebung an die Forschung, in seiner ruhigen Objektivität und der Schlichtheit der Formgebung ein vorbildliches Beispiel gut deutscher Wahrheits-

[1]) Mitteilungen der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXXIII (3. Folge, Bd. III), 1903, S. 361—389.

[2]) III. Bd. „Die Kunst", 3. Aufl.; IV.—VI. Bd. „Mythus und Religion", 2. Aufl.; VII. u. VIII. Bd. „Die Gesellschaft"; IX. Bd. „Das Recht"; X. Bd. „Kultur und Geschichte".

[3]) W. Wundt, „Elemente der Völkerpsychologie", Leipzig 1912, Vorrede, S. III.

forschung hinstellt. Bei zweien von den drei Wissenschaftsgebieten, auf denen er tätig war, muß er als einer ihrer Mitbegründer anerkannt werden; das gilt in besonderem Maße von der Völkerpsychologie, mit deren einem Teile wir uns hier zu beschäftigen haben. Durch diese Wissenschaft ist er ja der Ethnologie besonders nahegetreten; er schöpft nicht nur aus ihren Materialien und bewegt sich in ihren Problemen und Fragestellungen, daß man oft nicht weiß, ob man ein ethnologisches oder ein psychologisches Werk vor sich hat: sondern anzustaunen ist dabei auch, wie er, nachdem er den ersten Band der „Völkerpsychologie" schon im vorgerückten sechzigsten Lebensjahre erscheinen ließ,[1]) sowohl in diesem ersten wie in allen folgenden Bänden das ganze ungeheure Material derart beherrschte und über die neuesten Bewegungen so gut unterrichtet war, daß er darin nicht wenigen Ethnologen sich als überlegen erweist.

Allerdings kommt Wundt nun dadurch, daß er sozusagen auf einem Grenzgebiete der Psychologie und der Ethnologie wandelt, in die Gefahr, daß er keinen der beiderseitigen Vertreter vollkommen befriedigt. Von seiten der Psychologen ist das Wundt von seinem eigenen Schüler und Nachfolger F. Krüger[2]) in ziemlich nachdrücklicher Weise ausgesprochen worden. Er schreibt unter anderem: „Die Völkerpsychologie ordnet sich nicht entschieden ... dem gesetzeswissenschaftlichen Entwicklungsgedanken als dem alles beherrschenden unter. Deshalb fehlt es, soweit wir beurteilen können, bisher überhaupt an einem einheitlich durchgehenden theoretischen Prinzip. Die Folge ist, daß Wundt im Verlaufe seiner Untersuchungen immer wieder den Faden der systematisch entwicklungstheoretischen Fragestellung aus der Hand verliert und nun ohne scharfe Grenze übergeht zu einem Historisieren psychologischer Teilergebnisse, zu hypothetischen Konstruktionen des wirklich einmal Gewesenen und seines kulturgeschichtlichen Nacheinander. Damit wird er wehrlos gegen die oben erörterten Ansprüche des reinen Historismus. Immer von neuem sehen wir ihn ringen mit dem freilich entscheidenden methodologischen Problem einer Abgrenzung der psychologischen gegen die historische Erkenntnis."[3]) Krüger ist freilich so verständig, hier seinem Lehrer gegenüber, was er freilich auch bei anderen hätte beobachten können, ergänzend hinzuzufügen: „Bei alledem ist billigerweise eines zu bedenken. Die wissenschaftlichen Ergebnisse eines produktiven Kopfes stehen und fallen nicht mit der von ihm selbst versuchten logischen Begründung. Sein wirklich wissenschaftliches Verfahren pflegt von seinen eigenen logischen Erwägungen in hohem Maße unabhängig sich zu vollziehen. W. Wundt insbesondere gehörte immer zu den eminent positiv und objektiv gerichteten Forschern, die sich kaum Zeit lassen, von ihren Fragestellungen und Methoden sich erschöpfend kritische Rechenschaft zu geben .... Schon oft hat hyperkritische Bedenklichkeit dahin geführt, daß neue, hoffnungsreiche Bahnen des wissenschaftlichen Fortschrittes allzu unsicheren, gehemmten Schrittes betreten wurden."[4])

Krüger hat diese Sätze an das Ende einer kritischen Besprechung von Wundts „Völkerpsychologie" gesetzt. Ich möchte sie an den Anfang meiner Besprechung setzen, um von vornherein, wenn ich nun von seiten der Ethnologie Kritik übe und dabei auch zu Ablehnungen von Aufstellungen Wundts gelange,

[1]) Wie früh sein Blick die hier vorliegenden Aufgaben allerdings schon erfaßt hatte, siehe F. Krüger, „Über Entwicklungspsychologie", Leipzig 1915, S. 204 f.

[2]) F. Krüger, a. a. O. S. 203 ff.

[3]) A. a. O. S. 212 f.

[4]) Krüger, a. a. O. S. 219 f.

keinen Zweifel zu lassen an meiner weitgehenden Anerkennung der hohen Bedeutung seines Werkes im ganzen wie in unzähligen Einzelheiten. Gerade was die Ethnologie betrifft, so ist es für Wundt mißlich, daß er mit seiner „Völkerpsychologie" in eine Periode gekommen ist, wo die Ethnologie starke innere Kämpfe im eigenen Lager durchzufechten hat und infolge derselben in einer ihrer größten Umwälzungen begriffen ist. Ich meine die Kämpfe zwischen der neueren kulturhistorischen Richtung und der älteren psychologisch-evolutionistischen Schule. Ich brauche nur die letztere Bezeichnung „psychologisch-evolutionistisch" zu nennen, um erkennen zu lassen, wie sehr ein Werk wie Wundts „Völkerpsychologie", die doch laut ihrem Untertitel „eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythus und Sitte" sein will, in diese Kämpfe mit hineingerissen wird.

### Stellungnahme zur kulturhistorischen Bewegung.

Da ist es nun überraschend und legt jedenfalls ein günstiges Zeugnis ab sowohl für die Objektivität wie für die gute Orientierung Wundts, wie weit er, der Psychologe, hier der historischen Schule entgegenkommt. Er widmet im VII. Band, „Die Gesellschaft", im ersten einleitenden Kapitel einen längeren Abschnitt (S. 53—65) der Besprechung des Verhältnisses der Ethnologie zur Völkerpsychologie. Hier stellt er zum Beispiel den Satz auf: „Die Möglichkeit einer Entlehnung bei jeder noch so versprengten oder über entlegene Gebiete verstreuten Erscheinung ist daher unbedingt zuzugeben." [1]) Für die Schöpfungen der geistigen Kultur ist er allerdings geneigt, eher öfteren Ursprung anzunehmen, wenn „nicht ganz spezifische selten wiederkehrende Merkmale hinzukommen", und auch dann bestehe noch die Möglichkeit, daß diese Modifikationen erst nachträglich hinzugekommen seien. Anders lägen dagegen die Dinge bei der materiellen Kultur; hier neigt er sich mehr auf die Seite der historischen Zusammenhänge, und so nimmt er zum Beispiel auch die durch Frobenius, Ratzel, Graebner, Ankermann ans Licht gestellten Zusammenhänge ozeanisch-australischer mit afrikanischen Kulturen an.[2])

Freilich bis zur Annahme der von der kulturhistorischen Schule herausgearbeiteten Kulturkreise ist Wundt nicht vorgedrungen. Das liegt zum Teil daran, daß er nicht mehr dazu gekommen ist, wie seine Bearbeitung der australischen Fragen klar zeigt, die grundlegenden Arbeiten von Graebner und mir über die australischen Verhältnisse genügend durchzuarbeiten. Zum anderen Teil wurde er daran aber auch gehindert durch das Festhalten an einer bestimmten Form des Entwicklungsgedankens, an einer einstämmigen Entwicklung nämlich, deren Stufen für die ganze Menschheit im wesentlichen identisch gewesen seien. Diese Stufen sind für ihn: 1. die Urgesellschaft, 2. die Stammesgesellschaft, die für ihn mit dem „totemistischen Zeitalter" zusammenfällt, 3. die politische Gesellschaft, die mit dem „Zeitalter der Helden und Götter" zusammenfällt, worauf 4. noch eine „Entwicklung zur Humanität" folgen soll. Man könnte darüber erstaunt sein, bei einem so hervorragenden Forscher das Entwicklungsprinzip noch in dieser starren, einstämmigen Form festgehalten zu sehen, da doch selbst von solchen, die nicht der historischen Richtung folgen, eine mehrstämmige Entwicklung der Kultur bereitwillig zugegeben wird. Wir werden sehen, daß auch bei Wundt diese Starrheit bereits bedeutend durchbrochen ist.

Eine arge Enttäuschung würden vollends diejenigen erleben, die in Wundt etwa einen Erneuerer und Befestiger der alten Evolutionsreihen zu finden hofften, die so

[1]) Wundt, „Völkerpsychologie", VII, S. 59.
[2]) A. a. O. S. 63.

schön bei den „niedersten" Formen beginnen und nicht minder schön auf wohlangeordneten Stufen zu unserer modernen Kulturhöhe hinanführen. Sie würden ihre große Überraschung gleich bei der untersten Stufe, der sogenannten Urgesellschaft, erfahren. Man brauchte sich aber seiner Überraschung nicht zu schämen; denn Wundt ist natürlich und aufrichtig genug, es erkennen zu lassen, daß er diese Überraschung selbst zuerst erfahren hat. Man muß die sonst so kühle, gänzlich affektlose, echt „philosophische" Darstellungsweise kennen, die sonst bei Wundt durchgängig ist, um zu ermessen, was alles in den folgenden Worten Wundts sich ausspricht: „Es gibt kaum eine Entdeckung im Gebiete der menschlichen Entwicklungsgeschichte, die so überraschend und so überzeugend zugleich bisher weitverbreitete Meinungen zerstört hat wie die Feststellung der Monogamie des primitiven Menschen."[1])

### Ablehnung der Promiskuitätshypothesen.

Ich kann Wundt seine Überraschung ganz gut nachfühlen; denn in der großen Mehrheit der ethnologischen und soziologischen Literatur, mit der er zunächst zu tun hatte, herrschten allerdings ganz andere Anschauungen. Das legt denn auch Wundt in seinem geschichtlichen Überblick über diese Theorien, die von Bachofen über Morgan und Mac Lennan, nach Lubbock, Lippert, H. Spencer, Frazer, Engels, Marx, Bebel u. a. laufen, dar. Diese Anschauungen vertreten ja, mit mehrfachen Varianten der einzelnen Autoren, den Satz, daß die gesellschaftliche Entwicklung mit völliger Regellosigkeit (Promiskuität) begonnen habe und erst sehr allmählich über Gruppenehe, Mutterrecht, Polygamie, Polyandrie zur monogamen Individualehe gelangt sei. Immerhin war aber die Reaktion gegen diese Auffassung schon seit geraumer Zeit doch schon stärker geworden, so daß es entschieden unrichtig war, noch im Jahre 1917, wie Wundt es tut, zu sagen: „Diese Theorie ... kann bei den Anthropologen und Ethnologen gegenwärtig beinahe als die herrschende gelten."[2]) Ich habe bereits im Jahre 1912 im I. Bd. meines „Ursprungs der Gottesidee" den Umfang der einsetzenden Opposition dargelegt[3]) und konnte schon damals auf ein Wort eines führenden englischen Ethnologen, W. H. R. Rivers, hinweisen, das er in einem Artikel niederschrieb, der in der Festschrift zu Tylors 70. Geburtstag enthalten ist: „Die vorherrschende Theorie in der Anthropologie richtet sich gegen jedes Schema, welches die menschliche Gesellschaft von einem Zustand der Promiskuität, sei sie vollständig, sei sie von der gemäßigten Form, die man Gruppenehe nennt, ableiten will."[4]) Seitdem ist die Zahl dieser Gegner noch bedeutend gewachsen. In die Reihen derselben stellt sich nun auch Wundt mit rücksichtsloser Entschiedenheit.

So schreibt er: „Die Berufung auf die Zustände der niedersten Rassen kann heute wohl als beseitigt gelten, nachdem uns eine genauere Kenntnis ihres Lebens erschlossen wurde, die, wie wir weiter unten sehen werden, an verschiedenen Stellen der Erde zu wesentlich übereinstimmenden, der Promiskuitätshypothese diametral entgegengesetzten Resultaten geführt hat."[5]) Die Kritik, die er dann an den indirekten Beweisstücken jener Theorie, den angeblichen Resten einer Gruppenehe bei

[1]) Wundt, a. a. O. S. 203 ff.
[2]) Wundt, a. a. O. S. 103.
[3]) Schmidt, „Ursprung der Gottesidee", I, Münster i. W., 1912. S. 181 ff.
[4]) Anthropological Essays presented to E. B. Tylor, Oxford 1907, S. 309.
[5]) Wundt, a. a. O. S. 103.

den Dieri und Arabana in Zentralaustralien und dem klassifikatorischen Verwandtschaftssystem, übt, muß als eine ganz vortreffliche bezeichnet werden.[1]) Sie ließe sich, besonders vom kulturhistorischen Standpunkt aus, noch erweitern und vertiefen,[2]) aber es fehlt mir hier die Zeit dazu, da noch einige andere wichtige Gegenstände eingehender zu behandeln sind.

Von den Völkern, auf welche die Promiskuitätshypothese sich stützte, schreibt Wundt: „Heute kann man sich nicht mehr der Überzeugung verschließen, daß die Bevölkerungen, die vor wenigen Jahrzehnten als die typischen Vertreter eines zwar keineswegs ganz primitiven, aber doch dem primitiven verhältnismäßig nahe stehenden Zustandes galten, bereits eine lange Geschichte hinter sich haben, die zwar zum größten Teile in ihrer eigenen Erinnerung erloschen, aber darum keineswegs inhaltsleer geworden ist, wie dies vor allem die ungemein verwickelte soziale Organisation solcher Völker, wie die der Australier und mancher melanesischer und amerikanischer Stämme, beweist.“[3]) „Seitdem ist jedoch,“ so fährt er an einer anderen Stelle fort, „die Existenz nach der Frage der (wirklich) Primitiven auf der heutigen Erde in ein neues Stadium durch eine Entdeckung getreten, die an Wichtigkeit den Entdeckungen der prähistorischen Anthropologie nicht nachsteht und für die Völkerpsychologie jedenfalls eine entscheidendere Bedeutung besitzt. Es ist die Entdeckung der sogenannten „Pygmäen oder Zwergvölker“. Diesen sind dann noch eine Anzahl pygmoider Völker zuzuzählen.[4]) .

Wundt lehnt nun zwar die anthropologische, von Kollmann und später auch von mir in einer anderen Form vertretene Hypothese von einer anthropologischen Primitivität der Pygmäen als unbewiesen ab und polemisiert auch gegen die in meinem Pygmäenbuch vertretene völkerpsychologische Auffassung der Pygmäen als „Kindheitsvölker“ der Menschheit, besonders aber gegen die These, daß dann bei ihnen eine Art primitiver Monotheismus zu finden sei. Auf dieses Gebiet will ich nun Wundt jetzt nicht folgen; ich gedenke das an einer anderen Stelle eingehender zu tun, wo ich überhaupt die beiden Bände: „Die Völkerpsychologie“, die sich mit „Mythus und Religion“ befassen, näher besprechen werde. Deshalb für heute nur kurz das Folgende zu diesem Punkte:

In „Mythus und Religion“ hält Wundt den von mir hervorgehobenen Hochgöttern der Südostaustralier die durchaus kultlosen, otiosen Gestalten des Altjira der Aranda und des Tukura der Loritja entgegen;[5]) das ist ein entschiedenes Mißgeschick für ihn. Denn erstens hatte ich schon in meinem „Ursprung der Gottesidee“ nachgewiesen, daß diese beiden Gestalten späteren Abblassungen einer Gestalt, wie die des Baiame der Kamilaroi, sind, dem ganz deutlich und reichlich Kult und ethische Bedeutung zueignen.[6]) Und zweitens hätte er schon damals aus den gleichen Darlegungen entnehmen können und steht jedenfalls jetzt, nach den Untersuchungen in meiner „Gliederung der australischen Sprachen“, fest, daß die Aranda die jüngste von sechs Völkerschichten in Australien sind, so daß sie als „primitiv“ nicht mehr angesehen werden können[7]) und somit auch ihre religiösen

[1]) Wundt, a. a. O. S. 104—116.
[2]) Schmidt-Koppers, „Völker und Kulturen“, Berlin—Regensburg, S. 139—145.
[3]) Wundt, a. a. O. S. 203—204.
[4]) Wundt, a. a. O. S. 164 ff.
[5]) Wundt, „Völkerpsychologie“, VI. Bd., 3. Teil, 2. Aufl., S. 47 ff.
[6]) Schmidt, a. a. O. S. 371 ff., 388 ff.
[7]) Schmidt, „Die Gliederung der australischen Sprachen“, Wien 1919, S. 5, 12, 17, 278, 286.

Verhältnisse für die primitiven Zeiten nichts aussagen können. Was die Religion der Pygmäen betrifft, so läßt er alles außer Betracht, was ich über die religiösen Verhältnisse der übrigen Stämme beigebracht habe, und klammert sich immer nur an die der Andamanesen; diese hätten erstens schon eine höhere Kultur, zweitens weise Mythus und Religion bei ihnen unzweifelhafte Entlehnungen aus der Bibel auf.[1]) Die sogenannte höhere Kultur der Andamanesen besteht in einigen wenigen Stücken der materiellen und ganz wenigen der sozialen Kultur, und diese erweisen sich unzweifelhaft als austronesische Beeinflussungen. Von den Austronesiern her hätten sie aber, wie Wundt sich aus meinem Werke „Grundlinien einer Vergleichung der Religionen und Mythologien der austronesischen Völker“ [2]) hätte überzeugen können, eine Hochgottgestalt wie die des Puluga der Andamanesen mit den zu ihm gehörigen Mythen nicht gewinnen können; denn wenn auch bei den Austronesiern ein höchstes Wesen vorhanden war, so liegt das doch so weit zurück, daß es nur durch gelehrte Vergleichung festgestellt werden kann und damit ebenfalls in Zeiten primitiver Kultur hineinreicht. Daß aber die Gestalt Pulugas und seiner Mythen auf Beeinflussung von seiten biblischer Traditionen zurückgehen, ist bei der völligen Abgeschlossenheit der Andamanesen von der Außenwelt und insbesondere der gänzlichen Abwesenheit von Missionären eine derart, ich möchte wohl sagen verzweifelte Annahme Wundts — die er auch durch keinerlei positiven Beleg auch nur wahrscheinlich zu machen vermag —, daß man darüber nur staunen und lächeln kann. So nehme ich wenigstens als wertvolles Geständnis Wundts entgegen, daß die Mythen der Andamanesen zweifellos auf monotheistische Vorstellungen hinweisen.“ [3]) Zum Schlusse möchte ich dann nur noch die ganz irrige Aufstellung Wundts zurückweisen, daß „es noch weit über die primitivste Stufe hinaus keine zusammenhängende Himmelsmythologie“ gebe;[4]) es gibt eine solche zum Beispiel bei so primitiven Stämmen wie den Südostaustraliern, wo in zwei Fällen sogar das Grundthema der ganzen Jünglingsinitiation ein astralmythologisches ist; das hätte Wundt ebenfalls schon aus meinem „Ursprung der Gottesidee“ sehen können.[5])

Kehren wir aber jetzt zum soziologischen Gebiete zurück, so läßt sich Wundt durch seine Ablehnung meiner religionswissenschaftlichen Aufstellungen nicht abhalten, nicht nur meinen „Versuch einer zusammenfassenden Kulturschilderung derjenigen Pygmäenstämme, die als relativ primitivere angesehen werden können“, als „zweifellos verdienstlich“ zu bezeichnen, sondern er schreibt auch: „Gleichwohl darf nicht verkannt werden, daß Schmidt hier eine speziell für die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft sehr wichtige Tatsache zur Geltung gebracht hat: das ist die durch die neuere ethnologische Forschung bei verschiedenen Pygmäen aufgefundene monogamistische Ehe, die in der Tat . . ., zusammen mit einer Reihe von Erscheinungen der späteren Entwicklung, die Monogamie als ursprüngliche Form der Ehe beim Menschen immerhin wahrscheinlich macht.“ [6]) Wenn das ein Verdienst ist, so muß ich es jedenfalls teilen mit P. Sarasin, der schon vor mir von den Pygmoiden, die er Weddalen nennt, den Satz aufstellte: „Die Monogamie ist ein eigentlich ordentliches Bestimmungsmerkmal der Weddalen.“ [7]) Seitdem habe

[1]) Wundt, a. a. O. Bd. VII, S. 169.
[2]) Denkschr. d. kais. Ak. d. Wiss., Wien 1910, phil.-hist. Kl., Bd. LIII, Abh. III.
[3]) Wundt, „Elemente der Völkerpsychologie,“ S. 79.
[4]) a. a. O. S. 80.
[5]) Schmidt, a. a. O. S. 302—322, 338—344, 368—404.
[6]) Wundt, „Völkerpsychologie“, VII. Bd., S. 168.
[7]) Schmidt, „Die Stellung der Pygmäenvölker“, S. 167, Anm. 6.

ich das gleiche auch noch für die älteste Stufe der Urbevölkerung von Südamerika, insbesondere die Gezstämme, festgestellt.[1])

Die Primitivität der Pygmäenvölker.

Indem Wundt nun daran geht, die Ursachen der Primitivität dieser Stämme festzustellen, glaubt er, dieselbe einzig auf ihre äußere und innere Isolierung zurückführen zu können. Diese sei aber auch keine absolute gewesen, sondern, wie ihre jetzigen Sprachen beweisen, hätten sie alle früher einmal mit den benachbarten großwüchsigen Stämmen in so engem Verkehr gestanden, daß sich ihre jetzigen Sprachen entweder als „zurückgebliebene Dialekte der von den höher kultivierten Nachbarvölkern gesprochenen Idiome erweisen, oder sie tragen mindestens die Spuren einer starken Beeinflussung durch diese an sich“;[2]) und noch stärker heißt es eine Seite später: „Mochte man anfänglich vielleicht an die Sprachen dieser Stämme in der Hoffnung herantreten, bei ihnen neben den Urformen der Kultur auch die Urformen der Sprache zu finden, diese Hoffnung ist gründlich getäuscht worden. Denn überall hat sich hier bis dahin die Regel bestätigt, daß diese Stämme Dialekte der ihnen benachbarten kultivierten Völker sprechen.“ In dieser Ausdehnung ist Wundts Behauptung direkt unrichtig. Was zum Beispiel die Buschmänner betrifft, so hält ein so guter Kenner der afrikanischen Sprachen, wie Dr. Drexel, ihre Sprache für die älteste Sprache in Südafrika, die mit der der pygmoiden Sandawi in Ostafrika verwandt ist und von der die Sprache der Hottentotten, ihrer großwüchsigen, höherkultivierten Nachbarn, erst durch Mischung entstanden wäre. Völlig original und von keiner anderen beeinflußt sind die unter sich verwandten Sprachen der Andamanesen.[3]) Die Sprache der Semang auf Malakka ist durchaus nicht, wie Wundt in flüchtiger Zitierung eines Werkes von mir angibt,[4]) ein Glied der durch ihre malaiischen Nachbarn vertretenen austronesischen oder malaio-polynesischen Sprachen, sondern gehören der austro-asiatischen Sprachfamilie als eine ihrer ältesten Gruppen an, die aber Formen und Wörter aufweist, die jenen allen fehlen und so sich als vor-austro-asiatischer eigener Besitz kundgibt.[5]) Gehen wir zu anderen primitiven Stämmen, so haben z. B. die Gezstämme in Brasilien durchaus eigene Sprachen bewahrt, die mit denen der umgebenden fortgeschritteneren Stämme in keiner Verbindung stehen; die Sprachen der Tasmanier, alle unter sich verwandt, sind ebenfalls völlig eigenständige Sprachen. Das gleiche gilt von den Sprachen der Kurnai-Kulingruppe in Südostaustralien. Von den beiden Folgerungen, die Wundt aus seinen irrigen Prämissen zieht, erstens, „daß es eine primitive Sprache im Sinne einer Ursprache oder eines ihr mindestens noch nahestehenden von primitiv gebliebenen Stämmen gesprochenen Idioms überhaupt auf Erden nicht mehr gibt“, und zweitens, „daß es absolut primitive, ganz von der Kultur unberührte Stämme ebenfalls nicht mehr gibt“,[6]) muß also mindestens die erstere fallen und die zweite wohl etwas abgedämpft werden.

So sind also als Ganzes die Pygmäen und die übrigen Primitivstämme zwar nicht völlig, aber doch genügend isoliert geblieben, um ihre primitive Eigenheit

[1]) Schmidt, „Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika“, Zeitschrift für Ethnologie, 1913, S. 1040.
[2]) Wundt, a. a. O. S. 174.
[3]) Schmidt, „Pygmäenvölker“, S. 120 ff.
[4]) Wundt, S. 176.
[5]) Schmidt, „Die Mon-Khmervölker“, Braunschweig 1906, S. 21 ff.
[6]) Wundt, a. a. O. S. 181 f.

bewahren zu können. Jedenfalls hat bis jetzt noch niemand den Mut gehabt, den Beweis zu unternehmen, daß eine sämtliche oder nahezu sämtliche Pygmäen kennzeichnende Einzelheit ihnen von außen, von Nichtprimitiven, zugekommen sei. Wenn Wundt geneigt ist, das von Bogen und Pfeil anzunehmen, so berücksichtigt er nicht nur nicht, daß auch diejenigen Pygmäen Bogen und Pfeil gebrauchen, deren großwüchsige Nachbarn diese Waffe nicht kennen, sondern auch erstens, daß die Pygmäen nur Bogen und Pfeil als durchgängige Waffe kennen, so daß diese im Gebiete der Waffen ihr ergologisches Kennzeichen sind, und zweitens, daß sie überall die primitivsten Formen dieser Waffe gebrauchen, primitiv in sämtlichen Einzelheiten, auch dort, wo großwüchsige Nachbarn schon fortgeschrittenere Formen von Bogen und Pfeil aufweisen. Dabei ist allerdings zu betonen, daß innerhalb der Gesamtheit der Pygmäen doch schon eine Entwicklungsbewegung auch in bezug auf diese Waffe zu merken ist, in der die afrikanischen Pygmäen mit ihren kleinen Rundstabbögen die niedrigsten Formen aufweisen, während die asiatischen und ozeanischen (Neu-Guinea usw.) Pygmäen mit ihren Flachbögen schon fortgeschrittenere Formen zeigen, unter denen die der Andamanesen und der Neu-Hebriden mit ihren Halbreflexbögen am weitesten sich entwickelt haben.[1])

Da nun die Pygmäen nicht nur in bezug auf Bogen und Pfeil, sondern auf allen Gebieten der Kultur Körperschmuck und Körperdefiguration, Kleidung,[2]) Wirtschaft, Wohnung und Siedlung, Feuerbereitung, Kunst die primitivsten Formen aufweisen, so ist damit auch dem psychologischen Standpunkte Wundts Genüge getan, der nach einem „Kulturminimum" sucht, wie es bei den äußerst primitiven Stämmen der Menschheit vorausgesetzt werden müßte. Nun will Wundt aber auch dieses „Kulturminimum" noch sozusagen psychologisieren, psychologisch verständlich machen, indem er schreibt: „Hienach umgibt den Ursprung der primitiven Kultur ein undurchdringliches Dunkel .... Nicht dies bildet ein Merkmal der primitiven Kultur, daß der Primitive über die Grenze, die er sich durch selbsterzeugte Werkzeuge geschaffen hat, niemals hinausgeschritten wäre; wissen wir doch nicht, ob er diesen ihm ursprünglich eigenen Kulturbesitz überhaupt selbst geschaffen hat. Vielmehr ist dies das entscheidende Merkmal, daß er an dem überlieferten spärlichen Kulturbesitze festhält und seit unvordenklicher Zeit festgehalten hat, Stabilität und Bedürfnislosigkeit. Um aber begreiflich zu machen, „daß es gegenwärtig überhaupt noch primitive Stämme auch nur in dem relativen Sinne gibt, in welchem dieser Begriff innerhalb der uns zugänglichen Erfahrung möglich ist", müsse auch noch die geographische und volkliche Isolierung hinzukommen, wie wir sie nun tatsächlich bei diesen Pygmäenstämmen finden.[3])

Gegen eine solche Psychologisierung des Pygmäenproblems habe ich nichts einzuwenden, muß aber gestehen, daß sie, für sich allein genommen, mir nicht gerade eine feste Überzeugung von dem höchsten ethnologischen Alter der Pygmäenvölker verschaffen könnte. Dazu müßte doch die Historisierung mindestens hinzukommen, zu der Wundt ja auch selbst schon übergegangen ist, indem er auf ihre geographische und volkliche Isolierung hinwies. Aber noch mehr läßt sich da sagen, und Wundt sagt eben zu wenig, wenn er schreibt: „Denn, wenn auch der Um-

[1]) Schmidt, „Stellung der Pygmäenvölker", S. 67—107.

[2]) Daß die Kleidung bei den Pygmäen nicht Schmuck und noch weniger Zauber ist, wie Wundt (a. a. O. S. 153) anzunehmen scheint, habe ich zur Genüge dargetan, siehe „Stellung der Pygmäenvölker", S. 50 ff.

[3]) Wundt, a. a. O. S. 188—190.

stand, daß sich die primitiven Stämme für Urbewohner der Gegenden halten, die sie heute bewohnen und daß sie von ihren Nachbarn für solche angesehen werden. nicht beweist, daß sie diese wirklich sind, so spricht es doch jedenfalls für eine lange Vergangenheit, deren Ruhe niemals durch Unternehmungen, die aus eigenem Antriebe hervorgingen, sondern nur durch später eingewanderte Völker gestört wurde."[1]) Nicht nur auf Aussagen der Pygmäen und ihrer Nachbarn, sondern auf umfassende wissenschaftlich-ethnologische Vergleichungen können wir uns mit aller Sicherheit stützen, die dartun, daß überall, wo Pygmäen vorkommen, sie auch die allerälteste Völkerschicht bilden, die in Asien nicht nur vor den verschiedenen Schichtungen der austronesischen Völker, wie Wundt schreibt, sondern auch, auf Malakka, vor den noch älteren austro-asiatischen Schichtungen liegt. Ebenso ist es für Afrika klar, daß die Pygmäen sowohl vor den hamitischen Nomadenvölkern wie vor den mutterrechtlichen ackerbauenden als auch vor den totemistischen Jägerstämmen bereits in Afrika waren.

So sind sie also ethnologisch älter als die totemistisch-vaterrechtlichen und die hackbau-mutterrechtlichen Völker. Wenn wir sie mit den ältesten australischen Kulturen vergleichen, so läßt sich das kulturhistorisch nur mit der Bumerangkultur durchführen, weil nur diese zugleich mit der Pygmäenkultur in Afrika nebeneinander vorkommt, und da ist es wiederum offenbar, daß die Pygmäenstämme jedenfalls in Afrika die älteren sind. Was aber die altaustralisch-tasmanische Kultur betrifft, so ist sie jedenfalls „innerlich", ergologisch und psychologisch, weiter fortgeschritten, wie sich das besonders in ihrer Verwendung von Steinwerkzeugen bei den Körperdefigurationen zeigt.[2])

### Die primitive und primäre Monogamie der Pygmäenvölker.

So ist also die äußerste kulturelle Primitivität der Pygmäenvölker auf allen Gebieten sowohl psychologisch als historisch genügend unterbaut, daß jetzt auch ihre soziologische Primitivät als völlig gesichert gelten kann. Was nun speziell die Monogamie der Pygmäen betrifft, so sucht Wundt für dieselbe auch einen zoologischen Unterbau zu errichten und begegnet sich dabei bekanntlich schon mit Darwin. Es sind ganz interessante Tatsachen, die er da vorbringt;[3]) ich übergehe sie hier aber schon deshalb, weil noch wichtigere Punkte zu besprechen sind. Wundt polemisiert hier gegen mich, als leite ich die Monogamie der Pygmäen aus ihrem Charakter als Kindheitsvölker oder gar der pygmäen-kindlichen Leibesgröße ab; das ist mir natürlich im Traume nicht eingefallen. Ich habe diese Monogamie überhaupt nicht „abgeleitet", sondern sie festgestellt und verglichen. Ich unterlasse es deshalb auch um so eher, gegen einige andere Aufstellungen Wundts zu polemisieren, die mir schwer verständlich sind, als er schließlich doch auch zu dem Ergebnis gelangt, daß alles es „wahrscheinlich macht, daß diese primitive wirklich auch die primäre Monogamie ist, das heißt diejenige, mit welcher der Mensch aus dem Naturzustand in die Anfänge der Kultur hinübergetreten ist".[4]) Er hält es für bedeutungslos — und von seinem psychologischen Standpunkt aus hat er ja bis zu einem gewissen Grade recht —, ob diese Monogamie einmal oder mehreremale entstanden sei, und schließt diesen Abschnitt mit dem prägnanten Satz: „Wichtig ist nur, daß nicht die

[1]) Wundt, a. a. O. S. 189.

[2]) Schmidt, „Pygmäenvölker", S. 370, wo aber die kulturhistorische Unterscheidung zwischen der Bumerang- und der altaustralisch-tasmanischen Kultur nicht genügend durchgeführt ist.

[3]) Wundt, a. a. O. S. 190ff.

[4]) Wundt, a. a. O. S. 207.

Kultur die Monogamie erzeugt hat, sondern daß diese eine der ursprünglichen Bedingungen der Kultur gewesen ist." [1])

Aber Wundt geht noch weiter. Indem er nach den Ursachen dieser primitiven Monogamie sucht, lehnt er als ungenügend ab die Eifersucht der Gatten und den Mangel der Frauen; der letztere sei nicht vorhanden, die erstere sei nicht Ursache, sondern eher Wirkung. Er schließt mit den Sätzen, die ich trotz ihrer Länge doch wörtlich anführen zu sollen glaube, da sie ja wohl bedeutsam genug sind: „So bleibt denn keine andere Wahl, als in ihr tatsächlich eine primäre Sitte zu sehen, mit welcher der Mensch aus dem Natur- in den Kulturzustand hinübergetreten ist. Auch liegt ja diese Voraussetzung um so näher, als es, wie oben erwähnt, zahlreiche Beispiele monogamistisch lebender Tiere gibt (S. 192 ff.)."

„Im Hinblick auf diese Verhältnisse wird man aber schwerlich annehmen können, ein solcher Übergang aus dem monogamischen Natur- in einen monogamischen Urzustand der Kultur sei etwa bloß sporadisch da und dort erfolgt, in anderen Fällen habe dagegen unmittelbar mit dem Anfang der Kultur ein Zustand sexueller Freiheit Platz gegriffen, oder es sei etwa der dem Homo primigenius vorausgegangene tierische Urahne an einem Orte monogamisch, an einem anderen polygamisch organisiert gewesen. Eine solche Annahme würde, wie man auch im übrigen von der poly- oder monophyletischen Abstammung der Menschen denken mag, schon mit Rücksicht auf die sonstige Übereinstimmung der Anfangszustände der Kultur im äußersten Grade unwahrscheinlich sein. Kommt nun dazu noch, daß, soweit es bisher gelungen ist, primitivste, durch Isolierung von der übrigen Welt auf einer ursprünglichen Stufe festgehaltene Stämme aufzufinden, die monogamische Ehe bei ihnen vorherrschend ist, so darf man wohl annehmen, daß die menschliche Ehe schon in dem vormenschlichen Stadium ihrer Entwicklung zur Monogamie geführt hat." [2])

Im Hinblick auf diese treffenden und wertvollen Feststellungen will ich es dann Wundt nicht allzu hoch anrechnen, daß er die wirklich schönen Eheschließungszeremonien dieser Stämme [3]) so gewaltsam in Zauber umsetzt. Er gesteht selbst, daß diese Zeremonien „als symbolische Handlungen erscheinen, die teils die Festigkeit des geschlossenen Ehebundes, teils den Schutz der verheirateten Frauen gegen Angriffe auf ihre Treue zum Ausdruck bringen". Aber dann dekretiert er einfachhin, ohne auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen, das Folgende: „Was uns als Symbol erscheint, das ist aber auch hier für den Menschen einer frühen Kultur ein Zauberakt, den die symbolische Handlung oder das an Gewandung und Schmuck angelegte symbolische Zeichen ausübt." [4]) Ich kann ein derartiges Verfahren nicht als wissenschaftlich bezeichnen. Es ist durch nichts gerechtfertigt, diesen Stämmen die Möglichkeit, reine Symbole zu gebrauchen, abzusprechen. Wundt selbst erkennt anderwärts ihre vortreffliche geistige Begabung an, [5]) und was den Zauber angeht, so stimmen alle Beobachter darin überein, daß er bei ihnen bedeutend weniger entwickelt ist als bei ihren großwüchsigen Nachbarn. [6]) Zutreffend ist dagegen wieder Wundts Hervorhebung, daß bei diesen Stämmen nie der Kampf mit anderen um die Braut, also eigentlicher Frauenraub vorkommt, sondern nur Wett-

[1]) A. a. O. S. 208.
[2]) Wundt, a. a. O. S. 215.
[3]) S. dieselbe bei Schmidt-Koppers, „Völker und Kulturen", S. 159 ff.
[4]) Wundt, a. a. O. S. 209.
[5]) Vgl. dazu Schmidt, „Pygmäenvölker", S. 111 ff.
[6]) Schmidt, a. a. O. S. 218, 224, 234, 241—242.

kampf oder richtiger Wettlauf mit der Frau bei den Semang, Suchen der versteckten Braut bei den Negritos auf den Philippinen und den Negrillen in Zentralafrika; das Ganze hat aber schon zeremoniösen Scheincharakter angenommen und wird von Quatrefages, Pichler und Le Roy angesehen als Bekundung der Freiheit der Braut, die auch von den Eltern der Braut zugestanden wird, sich zu verweigern oder sich hinzugeben.

Wundt hebt dann auch noch die gute Behandlung hervor, die die Frau in diesen monogamen Ehen findet, und es ist nur wieder seine amoralische Ängstlichkeit merkwürdig, mit welcher er sich dagegen wehrt, daß das auf sittliche Faktoren zurückgeführt werden könne. Er hätte nun aber auch eine Reihe anderer Eigentümlichkeiten dieser monogamen Ehe der Pygmäen anführen sollen, die doch alle soziologisch sehr bedeutsam sind und ganz denselben Grad von ethnologischer Sicherheit aufweisen, da sie von den gleichen Forschern mit der gleichen Einmütigkeit festgestellt worden sind, wie auch die Monogamie selbst. Da ich das in meinem Pygmäenbuch und den „Völkern und Kulturen" schon ausführlich dargelegt habe, verweise ich darauf und begnüge mich hier mit einer kurzen Aufzählung: Weitgehende Freiheit der Nupturienten, auch des Mädchens, gegenüber den Eltern bei der Gattenwahl,[1]) große Festigkeit des geschlossenen Ehebundes[2]), gute Behandlung der Kinder wie der Eltern.[3])

Wundt geht jetzt zur Erörterung der Frage über, wie es denn kommen konnte, daß diese „primäre Monogamie . . . nicht als solche ständig geblieben ist, sondern in der weiteren Entwicklung der Kultur den mannigfaltigsten anderen sexuellen Lebensformen Platz gemacht hat, der Polygamie, der Polyandrie und der Verbindung beider miteinander oder endlich in einzelnen, freilich wohl nur ausnahmsweise vorkommenden Fällen sogar eine Agamie und Polymixie?[4]) Dabei betont er zunächst, daß „inmitten all dieser Wandlungen die monogamische Ehe überhaupt niemals ganz verschwindet . . . Vielmehr bleibt von Anfang bis zu Ende die Monogamie die Grundform, um die sich alle diese Abweichungen bewegen." Ähnlich hatte sich ja auch Westermarck bereits ausgesprochen, der ebenfalls auch zu der Erkenntnis gelangt war, daß Monogamie auf späteren Stufen der Polygamie gewichen sei, um auf noch höheren wieder der Monogamie Platz zu machen.[5]) Das tut nun auch Wundt dar, und er legt, wie ich meine, in trefflicher Weise die Bedingungen einer über die primitive Kultur hinausschreitenden Entwicklung dar, unter deren Einflusse Polygamie und Polyandrie entstehen. Wenn er nun aber meint, daß Polyandrie von diesen beiden Abwandlungsformen das Primitivere sei, so kann ich ihm darin nicht folgen. Die Art und Weise, wie er das begründet, ist eine rein psychologische und liefert ein gutes Beispiel dafür, wie wenig reine Psychologie imstande ist, ethnologische Prioritätsfragen zu lösen. Die Lösung kann hier nur auf kulturhistorischem Wege gefunden werden. Ich habe darüber eine eingehende Untersuchung angestellt in „Völker und Kulturen", deren Ergebnisse ich hier nur kurz skizzieren will.

In Betracht kommt als wirklich konstitutive Form nur die sogenannte Bruder-Polyandrie, wo die jüngeren Brüder sich mit dem älteren in den Besitz der Frau desselben teilen. Diese besitzt ein geschlossenes Gebiet in Ceylon, Vorderindien

[1]) Schmidt, „Pygmäenvölker", S. 169 ff. — Schmidt-Koppers, „Völker und Kulturen", S. 158 ff.

[2]) Schmidt, S. 162 ff. — Schmidt-Koppers, S 160 ff.

[3]) Schmidt, S. 141 ff. — Schmidt-Koppers, S. 167 ff.

[4]) Wundt, a. a. O. S. 215 ff.

[5]) Westermarck, „History of the human Marriage", London 1894, S. 459, 505 ff.

Tibet. Sie entsteht aus dem Zusammentreffen von Völkern, wie die Arier es sind, mit Vaterfolge und Erstgeborenenvorrecht einerseits und Völkern wie die westlichen Dravida und die Munda anderseits mit Matriarchat. Hier heiratet, um das Vermögen zusammenzuhalten, nur der älteste Bruder, der aber nur Eine Frau nehmen kann, weil im Matriarchat die Frau die Besitzerin des Grundvermögens ist, wobei also nur strenge Monogamie möglich ist. So lange die jüngeren Brüder zwar heiratsfähig, aber nicht bemittelt sind, teilen sie sich in den Besitz seiner Frau; gelangen sie später selbst zu Vermögen, so führen sie eigene Frauen heim. Das alles bewahrheitet sich in bester Weise bei den Toda in Vorderindien, für die W. H. R. Rivers in seinem klassischen Werke „The Todas" (London 1906) Zusammenhänge sowohl mit den arischen Nambutiri-Brahmanen als mit den dravidischen Nayar aufgedeckt hat (S. 698 ff).

### Stamm und Staat bei den Pygmäenvölkern.

Erkennt nun Wundt voll und ganz an, daß sofort auf der Urstufe die monogame Individualfamilie bereits in aller Klarheit und, füge ich hinzu, bemerkenswerter Festigkeit vorhanden ist, so gesteht er anderseits ein, daß die Frage nach den umfassenderen sozialen Verbänden, in die die Familien auf dieser Stufe sich einordnen, größeren Schwierigkeiten begegnet, weil diese längst nicht mit solcher Bestimmtheit auftreten.[1]) Das ist in der Tat das zweite soziologische Charakteristikum der Urstufe, daß, während die Familie mit aller Bestimmtheit bereits vorhanden ist, alles dasjenige, was auf der Entwicklung zum Stamm und Staat hin liegt, nur äußerst schwach und schwankend auftritt. Nach dem Vorgang anderer Autoren will Wundt diesen Zustand als den der „Horde" bezeichnen, „die nicht sowohl das Vorhandensein als vielmehr die Abwesenheit einer sozialen Organisation bedeutet, zugleich aber die Möglichkeit einer solchen in sich schließt ... Ist demnach die Horde mehr negativ als positiv zu definieren, da sie eben nur die Abwesenheit einer festen Ordnung bezeichnet, so schließt dies jedoch nicht aus, daß von Fall zu Fall, sobald ein gemeinsames Handeln erforderlich wird, ein strengerer Zusammenschluß der Hordengenossen stattfindet. Man könnte daher die Horde auch als eine intermittierende soziale Organisation definieren ..." Er legt dann zutreffend dar die transitorische Stellung des Hordenführers, der die Zwangsgewalt und die Erblichkeit fehlt, ferner die große Variabilität ihres Umfanges sowie des Grades ihrer Seßhaftigkeit.

Diesem reichlich negativen und schwankenden Bilde hätte Wundt aber doch den nicht unwichtigen positiven Zug einfügen sollen, daß, von höchstens ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, bei keinem Stamm aber die Einzelfamilien für sich allein bestehen, sondern stets in mehr oder minder größeren Gruppen zusammen leben; der erste Schritt auf dem Wege zur Staatlichkeit ist also von allen Stämmen bereits getan, keiner lebt völlig außer ihr. Die alte Frage freilich, was ist älter: der Staat oder die Familie? Welche von beiden ist die ältere Rechtsquelle? ist mit größter Klarheit zugunsten der Familie beantwortet. Von ihr aus fließen auch hier dem embryonalen Staat noch die ersten Nährkräfte an Autorität und Beschlußkraft zu. Denn auch das hätte Wundt noch hervorheben sollen, die eigentlich beschlußfassende Gewalt liegt auf dieser Stufe bei der Versammlung der Familienhäupter, die der Häuptling wohl einberuft und leitet, der er aber nicht befiehlt. Da die Vollmacht zu dieser Berufung und Leitung doch beständig beim Häuptling verbleibt

[1]) Wundt, a. a. O. S. 229.

und die Gesamtheit der Familienväter, wenn auch nicht beständig *in actu* versammelt, doch beständig *de jure* die höchste Gewalt inne hat, so scheint mir die soziale Bindung doch auch auf dieser Stufe mehr als eine intermittierende und also positiver zu sein, als Wundt sie darstellt. Noch eine andere Funktion recht positiver Natur gibt es, für die zwar die Familien sozusagen das Material liefern, die aber nicht von ihnen, sondern von der Gruppe vorgenommen wird, das ist die Initiation der jungen Menschen, der Knaben und hier zumeist irgendwie auch der Mädchen, ihre Vorbereitung zur Aufnahme als vollberechtigte Mitglieder des Stammes und der Vollzug dieser Aufnahme. Hier tritt die Einheit der Gruppe in recht bedeutungsvoller Weise zutage. Eben weil das Wort „Horde" tatsächlich stark negativ betont ist, möchte ich es nicht einmal für diese primitive Stufe verwenden und würde vorschlagen, einfach das indifferente Wort „Stammesgruppe" dafür zu gebrauchen.

Dadurch würde diese Einheit auch sogleich schon gekennzeichnet als idealer Teil eines noch größeren Ganzen, des Stammes, der sich zusammensetzt aus der Gesamtheit derjenigen, die durch Gemeinsamkeit von Sprache und Sitte als Einheit sich kundgeben. Ich sage: als idealer Teil eines solchen größeren Ganzen erscheint hier die Gruppe und nicht als mehr. Denn das hätte Wundt auch noch mehr betonen können. Eine Zusammenfassung solcher Gruppen zu einer höheren sozialen Einheit zweiten Grades, mit einem Oberhäuptling an der Spitze, gibt es auf dieser Stufe noch nicht. Wenn sie bei den Andamanesen doch auftritt, so ist das eines von den Zeichen ihres Beeinflußtseins durch sozial fortgeschrittenere Stämme. Bei den Buschmännern bleibt die Sache jedenfalls zweifelhaft.[1])

### Die Exogamie bei den Pygmäenvölkern.

Einen sozialen Zusammenhang von einzelnen Stammesgruppen untereinander sehr bedeutungsvoller Natur gibt es nun aber auch schon auf dieser Stufe, der von Wundt gar nicht behandelt oder vielmehr geleugnet wird. Er betrifft die Heiratsregelungen, die Frage, woher die Gatten gewählt werden. Wundt behauptet, es herrsche „relative Endogamie" der Gruppen, es sei stets innerhalb der Gruppen geheiratet worden, und es seien „nirgends bei solchen Stämmen irgendwelche Regeln der Exogamie .... aufgefunden worden .... Ehen zwischen Geschwistern, diese in allen exogamischen Eheordnungen vor anderen verpönten Verbindungen, scheinen vorzukommen oder mindestens in früherer Zeit vorgekommen zu sein. Nur die Zulässigkeit von Ehen zwischen Eltern und Kindern wurde von Angehörigen dieser Stämme nachdrücklich zurückgewiesen."[2])

Was Wundt hier sagt, ist teils direkt unrichtig, teils ohne positive Unterlage ungehörig verallgemeinert. Ich hatte die die Pygmäen betreffenden Angaben schon in meinem Pygmäenbuch zusammengestellt,[3]) so daß Wundt dieselben leicht dort hätte einsehen können. Unrichtig ist, daß keinerlei Exogamie von den Pygmäen bekannt sei; sie gilt bei Stämmen der Negritos auf den Philippinen und den Negrillen von Zentralafrika und wird von Passarge und Fritsch auch für die Buschmänner behauptet; bei den Andamanesen werden nach Portman die Heiraten außerhalb des Stammes vorgezogen Nach Seligmanns neueren Forschungen gilt sie bei einem großen Teile der Weddagruppen

[1]) Schmidt, „Pygmäenvölker", S. 188, 191. Schmidt-Koppers, „Völker und Kulturen", S. 171.
[2]) Wundt, a. a. O. S. 230.
[3]) Schmidt, „Pygmäenvölker", S. 172 ff.

noch in voller Strenge.[1]) Die Behauptung betreffs der Geschwisterehen, die Wundt allerdings selbst nur mit Unsicherheit vorbringt, kann mit Sicherheit als unrichtig bezeichnet werden betreffs der sämtlichen Pygmäenstämme; es liegt hier einzig eine Nachricht von Stow betreffs einiger isolierter Buschmannstämme vor, die aber schon dadurch verdächtig wird, daß er dort auch Ehen zwischen Eltern und Kindern gefunden haben will; Fritsch stellt das Vorkommen von irgendwelcher Blutschande bei den Buschmännern durchaus in Abrede. Wundt hatte sich einzig auf die Angaben der Gebrüder Sarasin betreffs der Wedda stützen können, welche die Geschwisterehe dort nicht für ausgeschlossen und weitere Forschungen für nötig hielten. Diese sind nun in gründlicher Weise von Herrn und Frau Seligmann angestellt worden und diese schreiben: „Unsere Schlußfolgerungen stimmen so genau mit denen von Nevill (einem älteren Forscher) überein, daß wir glauben, nichts Besseres tun zu können, als zu zitieren, was er darüber schrieb: Viel Unsinn ist geschrieben worden von Personen, welche es besser hätten wissen können, über eine Ehe der Wedda mit ihren Schwestern. Ein solcher Inzest war nie erlaubt und konnte nie erlaubt sein, solange Wedda-Gewohnheit bestand. Inzest wird schlimmer denn als Mord betrachtet ... Das Mißverständnis entstand aus krasser Unkenntnis der Wedda-Sitten und Sprache ...“[2])

So finden wir also die Verwandtschaftsgrade zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern und zumeist auch zwischen Vettern und Nichten schon auf dieser Urstufe bei der Heirat beachtet, und auch Lokalexogamie, die wohl eben auf der Blutsverwandtschaft basierte, tritt mindestens in einer Anzahl von Stämmen auf. Das Problem, das in diesen Tatsachen liegt, wird natürlich, da sie schon auf diesen frühesten Urstufen der sozialen Entwicklung auftreten, nur noch um so schwieriger. Wundt, der die Entstehung der Exogamie viel später ansetzt, in die zweite Periode der sozialen Entwicklung, seiner sogenannten „Stammesgesellschaft“, läßt sie dort zuerst aus der Teilung des Stammes in zwei Hälften und dann mit der Entstehung der Totenclans entstehen.[3]) Er sagt da im einzelnen manches Geistreiche und Scharfsinnige und bringt auch in der Kritik der zur Erklärung der Exogamie von den verschiedenen Autoren aufgestellten Theorien manches Treffliche vor. Aber seine eigenen Erklärungen sind in ihrem Kern verfehlt, weil er, indem er die Entstehung der Exogamie zu spät ansetzt, sie mit Faktoren in Verbindung bringt, wie Zweiklassensystem und Totemismus, durch die sie nicht hervorgebracht, sondern nur später und nach bestimmten Richtungen hin modifiziert worden ist.

Es würde zu weit führen, hier in das Problem der Entstehung der Exogamie näher einzugehen. Ich habe das in meinem Werke „Völker und Kulturen“[4]) getan, und will hier nur kurz das Endergebnis derselben anführen. Abzuweisen sind alle Theorien, wie die von Morgan, Lubbock, Frazer, die von der Ursprünglichkeit der Promiskuität oder, wie die von Durkheim, die von der Primitivität des Totemismus ausgehen, da weder die eine noch die andere gegeben ist. Auf einem guten Wege zur Erklärung befanden sich E. Westermarck und vor ihm schon Charles Darwin, wenn sie die Entstehung der Scheu vor Verwandtenheirat zurückführten auf die Scheu vor Heirat zwischen solchen Personen, die von Jugend an in ununterbrochenem vertraulichen Verkehr miteinander aufgewachsen seien. Schärfer und tiefer faßt der

[1]) Seligmann, „The Veddas“, Cambridge 1911, S. 30.
[2]) Seligmann, a. a. O. S. 66, Anm.
[3]) Wundt, a. a. O. S. 365—391.
[4]) Schmidt-Koppers, a. a. O. S. 151—157.

englische Sexualpsychologe Havelock-Ellis, dem auch der Soziologe A. E. Crawley folgt, die hier vorliegende Tatsache, wenn er darauf hinweist, daß zwischen Knaben und Mädchen, die von Kindheit an miteinander aufgewachsen seien, zunächst nicht eine direkte Abneigung gegen die Schließung einer Ehe vorhanden sei, daß aber infolge der gegenseitigen Gewöhnung und der genaueren Kenntnis der persönlichen Mängel und Fehler die Idealisierung der geliebten Person hintangehalten sei und damit die Stimuli zur Erregung einer Leidenschaft fehlen. Diese Theorie läßt sich nun sowohl psychologisch als auch ethisch noch bedeutend vertiefen, so daß sie einen hohen Wahrscheinlichkeitsgrad erhält; daß hier eine allerdings mehr instinktive Ethik mitgewirkt hat, tritt besonders bei dem Verbot der Ehe zwischen Eltern und Kindern klar hervor.

Die Exogamie und die aus ihr hervorgewachsenen Verbote der Verwandtenheirat sind für die gesellschaftliche Entwicklung von der weittragendsten Bedeutung gewesen. Sie waren ein Regulativ, durch welches das Übermaß der an sich durchaus zentripetalen Tendenz der Familie, die gerade auf der Urstufe besonders stark war, hintangehalten wurde. Ohne sie wären die wenigen Familien immer mehr in sich selbst hineingewachsen und wären schließlich sowohl physisch als auch geistig dabei zu schwerem Schaden gekommen. So aber nötigte das Gesetz der Exogamie jedesmal wieder, den eigenen engen Familienkreis zu durchbrechen, mit ganz neuen, bis dahin oft völlig unbekannten Personen und Familien die innigsten Verbindungen anzuknüpfen und dadurch in den großen Strom des Stammes und Volkes, und damit schließlich der Menschheit, wieder einzutreten. Und so mag auch sie mitgewirkt haben zu der Tatsache, die wir gerade bei den Sprachen der Urstufe, soweit sie uns erhalten sind, feststellen können: nämlich ihre verhältnismäßig weitgehende Einheitlichkeit, durch welche die verschiedenen Gruppen eines Stammes in eine ideale Einheit zusammengebracht werden, die irgendwie auch auf eine frühere reale Einheit zurückführen muß.

Daß diese sprachliche Ureinheit wie auch die spätere Zerteilung in Dialekte und Einzelsprachen und die Vermischung mit anderen Sprachen für die Entwicklung der Gesellschaft wie auch für die Herauskennung dieses Entwicklungsverlaufes von weittragender Bedeutung sind, betont Wundt an mehreren Stellen seines Werkes, und zusammenfassend und steigernd sagt er schließlich: „Damit mündet das Problem des Ursprunges der Gesellschaft schließlich mit dem der Entwicklung der Sprache zusammen.“ [1]) Kein Zweifel, daß das so richtig ist: die Gesellschaft geht aus der Geselligkeit hervor; das hervorragendste Mittel aber, lebendige Geselligkeit herzustellen und aufrechtzuerhalten, ist die Sprache. Diese ist nun auf der Urstufe durchaus nicht so zersplittert, daß sie in dieser Zersplitterung statt ein Mittel ein Hindernis gegen die Geselligkeit würde. Sie ist vielmehr von einer erstaunlich weitgehenden Einheitlichkeit, die eigentlich erst Halt macht vor den Sprachen einer ganz anderen Kulturstufe. So gehören die sämtlichen Sprachen und Dialekte der Andamanesen-Pygmäen zu einer einheitlichen Gruppe; auch die Mischdialekte der Semang sind als verwandt leicht zu erkennen; ähnliches gilt von den Sprachen der Buschmänner. Gleiche Verhältnisse haben wir in Südost-Australien bei der Gruppe der Kurnai-Kulin und der Yuin; und ebenso bilden sämtliche Stämme der Tasmanier eine sprachliche Einheit. So wäre also gerade von den sprachlichen Verhältnissen der Urstufe aus kein Einwand zu erheben gegen die Richtigkeit des Satzes, den

[1]) Wundt, a. a. O. S. 245.

Wundt hier aufstellt: „Sprachtrennung und Sprachmischung stellen sich auf diese Weise als die beiden großen Prozesse dar, die, mannigfach ineinandergreifend, wahrscheinlich aus einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Sprachstämmen die ganze Mannigfaltigkeit von Einzelsprachen hervorgehen ließen, die jemals auf Erden gesprochen wurden.“ [1])

Blicken wir nun zurück auf das, was Wundt über die Urstufe der menschlichen Gesellschaft gesagt hat, so mußten wir ja im einzelnen eine Reihe von Korrekturen daran vornehmen und einzelne Ergänzungen dazu vorbringen. Weder die einen noch die anderen verhindern uns aber, das hohe Verdienst Wundts anzuerkennen, das er sich erworben hat, indem er Tatsachen, die zum Teil neu, zum Teil aber schon länger bekannt waren, zu ihrem vollen Recht gelangen ließ und damit in den Anschauungen über den Gang der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft eine förmliche Revolution bewirkt hat, deren Größe und Bedeutung nur der ganz ermessen kann, der weiß, wie stark entgegengesetzte Anschauungen ein halbes Jahrhundert lang in Geltung standen. Länger allerdings auch nicht als ein halbes Jahrhundert, und hier möchte ich bei dem Worte „Revolution“, das ich soeben ausgesprochen, den Ton auf die erste Silbe legen und dementsprechend das Ganze übersetzen als „Zurückwendung“. Für alle älteren Soziologen und Ethnologen war die — zumeist auch als monogam angenommene — Einzelfamilie der erste Ausgangspunkt und das Vorbild der gesamten sozialen Entwicklung gewesen; so lehrten noch Rousseau, Condorcet, Herder, Klemm, Caspari und selbst Comte. Indem Wundt seine „Urgesellschaft“ mit monogamer Einzelfamilie an den Beginn der gesellschaftlichen Entwicklung stellt, nimmt er diese Traditionen wieder auf und verläßt die von Bachofen und Morgan und seiner Gefolgschaft eingeschlagenen Bahnen.

Ist also alles von diesen Forschern und einem großen Teile der neueren Ethnologie Erarbeitete wertlos geworden, sind gar die von ihnen zutage geförderten Tatsachen ausgeschaltet? Durchaus nicht. Sie werden nur vom Anfang weg- und in andere Phasen der gesellschaftlichen Entwickung hineinverwiesen und gewähren uns dort die wertvollsten Einblicke in einen Reichtum und eine Kompliziertheit dieser Entwicklung, von denen wir vorher keine Ahnung gehabt hatten. Dieser Mannigfaltigkeit hat nun auch Wundt in der Aufstellung seiner bloß zwei weiteren Stufen: der Stammes-Gesellschaft und der staatlichen Entwicklung, bei weitem nicht genügend Rechnung getragen. Ich brauche und ich kann ihm deshalb auch in der Kritik dieser beiden Stufen nicht mehr so bis ins einzelne folgen, wie ich das bei der ersten Stufe getan habe; denn die Grundlage seiner bloß zwei ferneren Stufen ist verfehlt, und das entwertet zu einem sehr hohen Grade die zahlreichen an sich scharfsinnigen Einzelerörterungen, die sich dort finden. So beschränke ich mich von hier an auf eine Reihe kurzer Hinweise.

### Wundts zweite Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung.

Schon auf der Urstufe haben wir neben der Kultur der Pygmäenvölker mindestens noch zwei Kulturen zu unterscheiden, die von dieser schon ziemlich stark verschieden sind, die altaustralisch-tasmanische und die sogenannte Bumerangkultur. Von diesen ist die letztere entschieden jünger als die beiden anderen; wie das Altersverhältnis der beiden anderen zueinander ist, läßt sich noch nicht mit Sicherheit feststellen. Unterschiede zwischen allen dreien sind vorläufig nur auf dem

[1]) Wundt, a. a. O. S. 245.

Gebiete der Ergologie und der Mythologie und Religion auszumachen, weniger auf dem der Soziologie, und deshalb können wir hier auch darüber hinweggehen. Daß solche Unterschiede oder Keimanlagen dazu in ihnen bestehen, können wir daraus entnehmen, daß jede von ihnen besondere Beziehungen aufweist zu den drei auch soziologisch scharf geschiedenen Kulturen, die jetzt auf der zweiten Stufe einsetzen. Miteinander verbunden sind die drei Kulturen der Urstufe in der wichtigen wirtschaftlichen Hinsicht, daß sie alle drei der Sammelstufe angehören, wo der Mensch die Natur noch nicht bearbeitet, sondern nur sammelt und erjagt, was sie aus sich hervorbringt.

Diese bisherige Einheitlichkeit löst sich nun auf sowohl in wirtschaftlicher wie in gesellschaftlicher Hinsicht auf der zweiten Stufe, so daß es unmöglich ist, sie unter einem einheitlichen Namen „die Stammesgesellschaft" zusammenzufassen, wie Wundt es tut, wo es sich ja auch bei ihm um viel mehr als eine bloße Namensgebung handelt. Die Auflösung und Gliederung dieser zweiten Stufe in mindestens drei unabhängig nebeneinander jede in ihrer besonderen Eigenart sich entwickelnde Kulturen ist allerdings erst in den letzten Jahren vorzüglich durch die kulturhistorische Schule herausgearbeitet worden. Aber eine Reihe nach dieser Richtung hin grundlegender Tatsachen ist auch von anderen Ethnologen anerkannt und hätte also von Wundt auf keinen Fall übersehen werden dürfen. Als Wundt mir seine im Jahre 1912 erschienenen „Elemente der Völkerpsychologie" zuschickte, in denen seine ganze Lehre im wesentlichen schon niedergelegt war, sprach ich ihm meine Genugtuung aus über unsere weitgehende Übereinstimmung in der Aufstellung der Urstufe; zugleich aber wies ich darauf hin, daß die zweite Stufe nicht in dieser Einheitlichkeit beibehalten werden könne, wie er es getan, und bot ihm die Korrekturabzüge des Abschnittes „Soziologie" meines Werkes „Völker und Kulturen" an, in denen ich eine solche Gliederung durchgeführt hatte. Er schrieb darauf (19. Juli 1914): „Daß Sie mit meinen „Elementen" in vielen Punkten einverstanden sind, freut mich aufrichtig. Daß das totemistische Zeitalter beträchtliche Unterschiede der Kultur einschließt, erkenne ich übrigens an. Nur bin ich zweifelhaft, inwieweit solche in ein bestimmtes Schema zu bringen sind. Es wird mir darum sehr willkommen sein, aus Ihrem in Aussicht gestellten neuen Werk seinerzeit Belehrung zu schöpfen. Doch möchte ich mit der Lektüre bis zur Vollendung des Werkes abwarten, da ich zunächst das Bedürfnis habe, mit den völkerpsychologischen Arbeiten einige Zeit zu pausieren. Bis zu deren Wiederaufnahme wird ja, wie ich hoffe, Ihr Werk erschienen sein." Diese Hoffnung erfüllte sich nun durch den Eintritt des Krieges nicht, und erst in diesem Jahre wird ein Teil des Werkes erscheinen können, so daß Wundt es also nicht mehr zu Gesicht bekam.

Es ist allerdings richtig, daß Wundt auf der zweiten Stufe eine Verschiedenheit von Kulturen aufgestellt hat. In seinen „Elementen der Völkerpsychologie" unterscheidet er eine australische, eine malaio-polynesische, eine amerikanische und eine afrikanische Kultur, zum Schluß auch vorsichtig noch asiatische Kulturen.[1]) Aber das sind alles nur geographische Spielarten oder höchstens Entwicklungsstufen einer und derselben Kultur, und daß diese ganze Unterscheidung gerade für die gesellschaftliche Entwicklung für Wundt von geringer Bedeutung ist, offenbart sich darin, daß sie in Band VII seiner „Völkerpsychologie", der die zweite Stufe behandelt, keine Rolle mehr spielt.

[1]) Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, S. 123 ff.

Die Aufstellung dieser zweiten Stufe und ihre Benennung als die Zeit der Stammesgesellschaft ist für Wundt durchaus nicht von rein formaler Bedeutung, als wollte er hier bloß schildern, wie sich dort aus seinem „Horden"-Zustand, der in der Urgesellschaft waltete, jetzt die festere Organisation des Stammes bildete als Übergang zu der dritten Stufe, der staatlichen Organisation. Nein, er gibt dieser zweiten Stufe auch in anderer Hinsicht einen ganz konkreten Inhalt, indem er sie in seinen „Elementen" als „das totemistische Zeitalter" bezeichnet. In der „Völkerpsychologie" (Band VII, S. 301) wird dann auch gesagt, daß mit dem Beginn der Stammesverfassung auch der Beginn des Totemismus zusammenfalle, wie es dann in den „Elementen" wiederum heißt (S. 121), daß mit dem Beginn der Viehzucht das totemistische Zeitalter vorbei sei und das „Zeitalter der Helden und Götter" beginne, das mit dem der staatlichen Entwicklung zusammenfällt. An einer dritten Stelle wird ausdrücklich die allgemeine Herrschaft des Totemismus in diesem Zeitalter über alle Völker der Erde ausgesprochen: „Nehmen wir alles dies zusammen, so ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit der Schluß, daß die totemistische Kultur überall einmal eine Vorstufe der späteren Entwicklungen und eine Übergangsstufe zwischen dem Zustande des primitiven und dem Helden- und Götterzeitalter gebildet hat." (S. 139.)

### Totemismus und Mutterrecht.

Diese Behauptung von der Allgemeinheit des Totemismus hätte Wundt damals nicht mehr aufstellen dürfen, und die Begründung, die er ihr gibt, ist auch völlig unzulänglich. Damals hatte doch schon selbst Frazer in seiner großen Sammlung des totemistischen Materials „Totemism and Exogamy" (Band IV, S. 11 ff.) festgestellt, daß Totemismus nicht zu finden sei bei den drei großen Völkerfamilien, welche in der Geschichte der Menschheit die bedeutungsvollste Rolle spielten, den Ariern, Semiten und Turaniern oder, besser gesagt, den Indogermanen, Hamitosemiten und Uralaltaiern. Hätte Wundt dann erfaßt, daß gerade diese Völkerfamilien den Grundstock einer auch in gesellschaftlicher wie wirtschaftlicher Hinsicht durchaus selbständigen Kultur, der der nomadisierenden Viehzüchter, bildete, so würde schon dadurch seine zweite Stufe, aber auch seine dritte, ein ganz anderes Aussehen bekommen haben. Daß er die wirtschaftliche Eigenart dieser Völker nicht sah, hängt wohl zusammen mit der nicht genügenden Beachtung, die er in der Soziologie überhaupt der Wirtschaft zuteil werden läßt, und wurde hier noch verstärkt durch die Abhängigkeit von einem Wirtschaftsforscher, der ebenfalls mit dem Nomadenproblem nicht zurechtkam, E. Hahn, dem Wundt in einem Grade zustimmt, wie kaum ein anderer Gelehrter.[1]) So wie Hahn[2]) läßt auch Wundt erst aus dem Ackerbauer, „wenn auch immerhin in einem noch verhältnismäßig frühen Stadium der Bodenkultur", den Nomaden hervorgehen,[3]) während der Ackerbau seinerseits bei ihm erst nach dem totemistischen Zeitalter einsetzt.

Dieses letztere nun ist der zweite Mangel an der zweiten Gesellschaftsstufe Wundts. Derselbe geht hervor aus seiner nicht richtigen Abschätzung der Bedeutung der sogenannten Zweiklassenteilung, und diese geht offenbar hervor aus einer Überschätzung seiner Psychologie. Er erblickt in dieser „dualen Teilung der Gesellschaft . . . das allem Anschein nach hervorstechendste Merkmal der Stammes-

[1]) W Koppers, „Die ethnologische Wirtschaftsforschung", Anthropos, X XI (1915/1916), S. 993.
[2]) Koppers, a. a. O. S. 986 ff.
[3]) Wundt, Völkerpsychologie, X. Band, S. 254 ff.

gesellschaft auf den frühesten Stufen ihrer Entwicklung",[1]) wobei er freilich nicht behaupten will, daß sie überall eingetreten sei. Wo er nun auf die Frage ihrer Entstehung zu sprechen kommt, da entscheidet er sich nach dem Prinzip der psychologischen Wahrscheinlichkeit für ein natürliches „naturgesetzliches" Entstehen infolge des Anwachsens der Stämme.[2]) Ist diese Erklärung schon an sich wenig befriedigend, so läßt sie vollends unberücksichtigt ihre enge Verbindung mit der Mutterfolge. Würde er dieser nachgegangen und nicht bei dem australischen und amerikanischen Material stehen geblieben sein, sondern das gesamte Material herangezogen haben, so würde er wohl auch den engen Zusammenhang des Mutterrechtes mit den Anfängen der von der Frau geübten Pflanzenzucht und dem daraus hervorgehenden ursprünglichen Grundeigentum der Frau gesehen haben, und wie dieses mutterrechtliche Zweiklassensystem durch mehrere Übergänge sich aus der Tatsache entwickelte, daß bei dem ursprünglichen Grundeigentum der Frau der heiratende Mann zuerst in den Stamm der Frau überging. Bei diesem Ursprung des Zweiklassensystems bleibt auch der Name „Heiratsklassen", der sich in der Ethnologie bereits eingebürgert hat, gegen den Wundt aber polemisiert,[3]) durchaus berechtigt. Würde Wundt den weiteren Zusammenhängen des Zweiklassensystems und den Anfängen des Pflanzenbaues mit den übrigen Gebieten der Kultur nachgegangen sein, so würde er zu der Erkenntnis gelangt sein, daß hier eine ganz selbständige Kultur vorhanden ist, die ebenfalls mit der totemistischen Kultur nichts zu tun hat, sondern parallel neben ihr herläuft.

Es ist um so mehr zu verwundern, daß Wundt zu dieser Erkenntnis nicht gelangt ist, da er für Australien den diesbezüglichen Forschungen Graebners gefolgt ist[4]) und keinen Widerspruch zu ihnen äußert. Allerdings hat er das eigentliche Endergebnis derselben in keiner Weise erfaßt, das darin besteht, das mutterrechtliche Zweiklassensystem als eine völlig selbständige Bildung gegenüber den vaterrechtlichen Totemclans zu erweisen, von denen jede auf einen ganz anderen Kulturkreis zurückgeht, ein Ergebnis, das ich für eine der bedeutendsten Großtaten der neueren Ethnologie halte, dessen richtige Würdigung und Anerkennung allerdings nicht unbedeutend gehindert wird durch die ungemeine Verwickeltheit der Dinge wie der Darstellung in diesen Forschungen. Daß Wundt diesen springenden Punkt nicht erfaßt hat, sieht man alsbald daraus, daß er bei der Zusammenstellung der Hauptgruppen der australischen Stammesformen gerade denjenigen Stamm übersieht, der die Totemclans rein und unvermischt ohne Heiratsklassen aufweist und auch sonst in Mythologie und Initiationsform sich als typisch totemistisch aufweist, die Narrinyeri.[5]) So ist es nicht zu verwundern und nur zu bedauern, daß im einzelnen wieder viel Scharfsinn verschwendet wird an die Erörterung der Frage, was in der Stammesentwicklung das Frühere sei, die duale Teilung oder die Totemclans, wobei Wundt sich selbst gestehen muß, zu keiner klaren Entscheidung gelangen zu können. Das ist auch nicht verwunderlich; denn beide Bildungen gehören überhaupt nicht in eine Linie, sondern sind die soziologischen Formationen zweier ganz verschiedener Kulturkreise,

[1]) Wundt, a. a. O. VII. Bd., S. 281 f.
[2]) Wundt, a. a. O. S. 292, 301, 310.
[3]) Wundt, a. a. O. S. 299 ff.
[4]) Wundt, a a. O. S. 290 ff., 311 ff.
[5]) Wundt, a. a. O. S. 307 ff. Vgl. dazu Howitt, „The Native Tribes of South East Australia", London 1904, S. 191 ff — Schmidt, „Ursprung der Gottesidee", S. 333 ff.; Gliederung der australischen Sprachen, S. 237, 245.

die in ihrem Ursprung miteinander gar nichts zu tun haben, sondern nur später durch Wanderung der einzelnen Stämme jener beiden Kulturkreise oder Übertragung von Stamm zu Stamm miteinander in Mischungsverbindung treten.

Da es Wundt so nicht gelang, die mutterrechtlichen Zweiklassensysteme von den Totemclans reinlich zu sondern, kam er natürlich auch nicht dazu, die Natur der Totemclans und des Totemismus überhaupt richtig zu erfassen und damit die dieser Kultur eigentümliche soziale Struktur festzustellen. Und diese Struktur ist nun total verschieden von derjenigen der mutterrechtlichen Ackerbaukulturen, so wie diese beiden sich wiederum wesentlich unterscheiden von den vaterrechtlich-nomadistischen Kulturen. Und so ergibt sich als negatives Gesamtresultat, daß die zweite Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung, die Wundt unter dem Namen „die Stammesgesellschaft" begreift, als soziologische Einheit nicht aufrecht erhalten werden kann, sondern in drei parallel ganz unabhängig voneinander verlaufende Gesellschaftsentwicklungen aufgelöst werden muß, die erst in ihren späteren Phasen miteinander in Mischungsverhältnisse eintreten. Wie notwendig eine derartige Sonderung ist, wird klar aus einem Einblick in die tiefgehende Verschiedenheit dieser Entwicklungen, die ich hier nur in ein paar Andeutungen skizzieren will, indem ich für alles weitere und die Belege auf meine Darlegungen in dem soziologischen Teile von Schmidt-Koppers „Völker und Kulturen" verweise.

Am meisten stimmt das, was Wundt zur soziologischen Charakterisierung seiner „Stammesgesellschaft" beibringt, wenn man die nötigen Aussonderungen vornimmt, noch überein mit der sozialen Struktur der totemistisch-vaterrechtlichen höheren Jägerstämme, und insofern behält er auch recht, diese Stufe als totemistische zu bezeichnen mit Ausnahme freilich ihrer Allgemeingültigkeit. Hier findet tatsächlich eine stets steigende Erstarkung der Stammesgewalt gegenüber der Familie statt. Dazu tragen bei das totemistisch orientierte, vielfach auch in mancherlei äußeren Abzeichen markierte Stammesgefühl, die tiefer einschneidende Bedeutung der Initiation, die daraus sich entwickelnden Altersklassen, die Männerhäuser, die durch den Zauber erstarkende Häuptlingsgewalt, der Zusammenschluß der Vorsteher der Totemclans. Es müßte nun weiter noch hinzugefügt werden, daß durch all dieses die Stellung des Mannes gegenüber der Frau immer mehr verstärkt und die der letzteren zurückgedrängt wird. Die soziale Entwicklung ist hier sozusagen eine nach dem Stamme hin konzentrierende, fast zentripetale. Ein guter Pegel sind dafür die sprachlichen Verhältnisse dieser Kulturen. Nirgendwo findet der Sprachforscher eine solche hochinteressante Mannigfaltigkeit der Sprachbildungen wie hier, aber auch nirgendwo eine derartige oft fast hoffnungslos jedem Entwirrungsversuch spottende Mannigfaltigkeit der Sprachen; der Norden Australiens, Neuguinea, der nordwestliche Sudan, die Küste Nordwestamerikas sind Zeugen dafür.

Demgegenüber bieten die primitiven mutterrechtlichen Ackerbaukulturen auf ihren ältesten Stufen zunächst eine Erstarkung der monogamen mutterrechtlichen Einzelfamilie und eine Halbierung des Stammes. Noch stärker aber wird im weiteren Verlaufe der Entwicklung die Einheit und Festigkeit des Stammes unterminiert durch die hier einsetzenden Geheimgesellschaften mit ihren Kulten, Tänzen und Klubhäusern. Sie durchbrechen die bisherigen obligatorisch-allgemeingültigen Stammeseinrichtungen durch die Aussonderung und Ausprobierung einzelner Individuen und durch den Aufbau einer ganz neuen sozialen Ordnung in der Aufstellung der verschiedenen Grade der Adepten. Die obligatorische Initiation der Jünglinge gerät in

Verfall; die Initiation der Mädchen bei der ersten Menstruation ist nur einzelfamilial. Durch die hierarchische Gliederung der Grade in den Geheimgesellschaften, die vielfach auch mit Abstufungen des Besitzes zusammenhängen, entstehen hier auch die ersten sozialen Rangunterschiede, und vielleicht sind hier auch schon die Ursprünge der Schuldsklaverei zu suchen. Die Geheimgesellschaften stehen zumeist im Gegensatze zu den legalen Stammesautoritäten, unterminieren und schwächen sie entweder oder nötigen sie, besonders die Häuptlinge, dazu, mit ihnen zu paktieren und in sie einzutreten, so daß sie auf diese oder andere Weise die gesamte Stammesherrschaft an sich reißen. Sie lösen auch die Stammesgrenzen auf oder verwischen sie durch die oft äußerst intensive Propaganda, die sie für die Ausbreitung ihrer Geheimkulte auch über die Stammesgrenzen hinaus betreiben, wo sie dann oft die Sprache ihres Stammes als Sprache der bei den Geheimkulten gebrauchten Gesänge und Zeremonien weithin über die Grenzen hinaustragen. So sind in der Tat auch hier wieder die sprachlichen Verhältnisse gute Maßstäbe für die vor sich gehenden sozialen Entwicklungen: gerade auf dem Gebiete dieser mutterrechtlichen Stämme finden sich zum ersten Male auf primitiven Stufen weitreichende Sprachzusammenhänge. Hieher gehört die eben durch Überlagerung und Mischung erst sekundär herbeigeführte Einheit der südaustralischen Sprachen, die Ausbreitung der austro-asiatischen und der älteren Stufen der austronesischen Sprachen, die Arowakisierung in Südamerika, die Bantuisierung in Afrika.

Die nomadistischen Hirtenvölker.

Wiederum anders gestaltet sich die soziale Entwicklung in den vaterrechtlich-nomadistischen Kulturen. Hier ist es nicht der Stamm, sondern die Familie, die dauernd erstarkt. Sie verstärkt ihren Bestand in der Breite durch Ansetzung einer zweiten Stufe, durch die Entwicklung zur Großfamilie, in der ein wirkliches Patriarchat zur Ausbildung gelangt. Ihren Bestand in der Länge verstärkt sie durch das Erstgeborenenvorrecht besonders auch in der Erbfolge. Der Bestand des Stammes wird geschwächt durch die aus wirtschaftlichen Gründen sich ergebende Notwendigkeit und Möglichkeit des Schweifens über weite Gebiete und die Vermengung der Weidegebiete besonders wegen der Notwendigkeit des Wechselns von Sommer- und Winterweide. Hier dehnen sich die Spracheinheiten noch viel weiter aus, allerdings zum Teil erst infolge späterer, sekundärer Nomadisierung: wir haben hier die großen Familien der uralaltaiischen, der indogermanischen und der hamito-semitischen Sprachen.

Von entscheidender Bedeutung für den Fortgang der ganzen gesellschaftlichen Entwicklung werden nun aber die Zeiten, wo diese jede zunächst in ihrer besonderen Eigenart entwickelten Kulturen miteinander in Verbindung treten. Da scheint es nun, daß während des ganzen Paläolithikums die primären Völker der viehzüchtenden Nomadenkultur in Mittel- und Südwest-Sibirien getrennt gehalten wurden durch die Vergletscherung Nordeuropas, des Kaukasus, Persiens und Südturkestans. Während dieser Zeit aber breiteten sich die totemistisch-vaterrechtliche und die hackbau-mutterrechtliche Kultur zunächst jede für sich, dann stellenweise in charakteristischen Mischungen aus in China, Indien, am Südrande von Persien, in Mesopotamien, Kleinasien, Balkan, Südosteuropa, anderseits auf dem Wege über Südarabien und Suezenge nach Afrika, besonders Ägypten, Nordafrika, Spanien und überhaupt Westeuropa. Besonders in den Flußniederungen in China, Indien, Mesopotamien, Ägypten entwickelten sich höhere Kulturen und die Anfänge der Staatsverfassung in

einer Reihe von kleineren Stadt- und Dorfstaaten. Als dann zu Beginn des Neolithikums die vorhin erwähnte Vergletscherung aufgehoben wurde, strömten die Nomadenvölker auf den freigewordenen Wegen in die werdenden Kulturgebiete hinein, eroberten sie und zwangen die kleineren Staaten zu Großstaaten zusammen. In diesen wurde nun ein hierarchisches Übereinander der Stände in noch viel stärkerer, radikalerer Weise durchgeführt, indem gegenüber einer früheren plutokratischen Rangierung eine aus der Geburt sich ergebende Abstufung dadurch eingeführt wurde, daß die Großfamilien der Nomaden sich zu Aristokratengeschlechtern machten und die Familie des Führers in der kriegerischen Eroberung den erblichen Herrscher stellte, eine Entwicklung, die der wirtschaftlichen Fundierung ebenfalls nicht ermangelte in dem Reichtum der Hirtenfamilien an Viehherden mit ihren zahlreichen *capita*. Wie daraus der Feudalstaat sich gestaltete, nach welchen Linien sich das Königtum entwickelte, wie die Hörigkeit und eigentliche Sklaverei entstand, wie Kasten und Stände sich bildeten und manche andere Dinge dieser Art, das gehört ja zum Teil schon in die eigentliche Geschichte hinein, läßt sich aber in seinem tieferen Wesen doch nicht erfassen ohne die Zuhilfenahme der Ethnologie, die hier nach rückwärts die Aufgabe der eigentlichen Geschichte fortsetzt und Anspruch darauf erhebt, dabei auch selbst Geschichte zu sein.

### Das Individuum in der gesellschaftlichen Entwicklung.

Die Entscheidung darüber, ob sie das wirklich sein kann, ist in hohem Grade mitbedingt durch die Antwort auf die Frage, ob und inwieweit auch bei den sogenannten Naturvölkern in der Entwicklung das Eingreifen hervorragender Individuen stattfindet; denn erst mit diesem beginne, so wird uns gesagt, die wirkliche Geschichte. In dieser Hinsicht nun hatte Wundt früher die Ansicht vertreten, daß es bei den Naturvölkern derartige Individuen nicht gebe. Er schreibt darüber: „Dagegen herrscht bei den Naturvölkern das triebartige und instinktive Leben vor, das aus der inneren Naturbestimmtheit und den äußeren Naturbedingungen mit einer Art naturgesetzlicher Notwendigkeit hervorgeht und deshalb dem Wechsel geschichtlicher Schicksale gegenüber relativ gleichförmig abfließt. Auch die Aufeinanderfolge verschiedener Zustände hat darum hier etwas von jener Regelmäßigkeit, welche die einfacheren seelischeren Assoziations- und Triebvorgänge im Einzelbewußtsein beherrscht.“ [1])

Gegen diese Auffassung hatte ich Stellung genommen in meiner Abhandlung „Die moderne Ethnologie“.[2]) Ich hatte mich dabei gleichfalls gegen A. Vierkandt gewendet, der in seinem Werke „Naturvölker und Kulturvölker“ [3]) die gleiche Auffassung vertrat und sich dabei als Schüler Wundts bekannte. Ich konnte dabei feststellen, daß für diese Auffassung keiner, auch nicht der geringste positive Beweis erbracht worden war, und daß Vierkandt so offenherzig war, das selbst einzugestehen: „Eine individuelle Kontrolle und einen Nachweis für das Gesagte wirklich anzuführen, ist sehr schwer, da uns das individuelle Leben im Bereiche der Naturvölker nirgend hinreichend bekannt ist.“ [4]) Ich darf wohl annehmen, daß die Widerlegung, die ich dieser Auffassung damals zuteil werden ließ, mit dazu beitrug, daß Vierkandt seinen Standpunkt änderte und in einer wertvollen Abhandlung „Führende Individuen bei den Naturvölkern“ [5]) selbst Beweise für die Richtigkeit der

[1]) Wundt, „Völkerpsychologie“, I. Bd., 1. Teil, 2. Aufl., Leipzig 1904, S. 12.
[2]) Schmidt, Anthropos, I (1906), S. 612 ff.
[3]) Vierkandt, „Naturvölker und Kulturvölker“, Berlin 1896, S. 45 ff.
[4]) Vierkandt, a. a. O. S. 112.
[5]) Erschienen in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ (Leipzig 1908, 11. Bd., 9. Heft).

gegenteiligen Ansicht beibrachte, die seitdem überhaupt unter den Ethnologen sich immer weiter ausgebreitet hat, besonders in der amerikanischen Schule.

Unter solchen Umständen wird man es begreiflich finden, daß ich besonders darauf gespannt war, wie jetzt Wundt selbst zu dieser Frage sich stellen würde, die ja in dem „Die Gesellschaft" behandelnden Teile seiner „Völkerpsychologie" ganz besonders zur Verhandlung gelangen mußte. Seine Stellungnahme wird deutlich genug gekennzeichnet schon durch den ganzen Aufbau seiner Gesellschaftslehre, indem er dort erst auf der dritten Stufe das „Zeitalter der Helden und Götter" entstehen läßt. Darüber äußert er sich in seinen „Elementen der Völkerpsychologie" (S. 280): „Held in dieser weiteren Bedeutung des Wortes ist die machtvolle Persönlichkeit überhaupt; und der allgemeine Charakter dieses Zeitalters ist es daher, daß die Einzelpersönlichkeit in den Vordergrund tritt. Äußerlich prägt sich dies vor allem darin aus, daß dieses Zeitalter selbst alle Ereignisse der Vergangenheit unter dem Bilde einzelner auffaßt. Damit hängt eine fortschreitende Individualisierung menschlicher Charaktere zusammen, in der sich die rohen Unterscheidungen des Abenteuermärchens und der älteren Heldensage immer mehr differenzieren."

Hat also auf den beiden älteren Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung die Einzelpersönlichkeit keine Bedeutung gehabt? Diese Frage beantwortet Wundt in seiner „Völkerpsychologie", wenn auch unter gewissen Klauseln, doch im wesentlichen verneinend: „Sicherlich wird ja ein solcher Einfluß auch der Periode der Stammesverfassungen und selbst dem Hordenzustande nicht ganz fehlen; doch bleibt er in die Grenzen eingeschlossen, in denen sich die persönliche Führung darauf beschränkt, die Initiative zur Verwirklichung allgemein verbreiteter Motive zu ergreifen und den übereinstimmenden, nur in dem Bewußtsein der einzelnen zum Teil auseinandergehenden Vorstellungen die gleiche Richtung anzuweisen . . . Darum hat, wie man dies vielleicht mit einem freilich unzulänglichen Ausdruck verdeutlichen kann,[1]) die Geschichte der Völker im Stadium der Stammesverfassungen[2]) mehr den Charakter einer naturgeschichtlichen als das eines in der üblichen Bedeutung des Wortes geschichtlichen Vorganges."[3]) Belege für diese Behauptungen werden auch hier keine vorgebracht.

Wenn also trotz meiner Kritik seiner damaligen Aufstellungen Wundt im wesentlichen bei denselben verblieben ist, so erscheint das ja schon „psychologisch" begreiflich, weil er sonst ja den ganzen Bau seiner „Völkerpsychologie" hätte abtragen müssen. Einigermaßen als ein Zugeständnis an meine Kritik glaube ich aber die oben durch mich besonders hervorgehobenen Worte ansehen zu dürfen. Hier scheint doch sein philosophisches Gewissen geweckt worden zu sein; er sieht, daß der Ausdruck „naturgesetzlich" auf menschliche Tätigkeit auch dieser Stufen angewandt, doch „freilich unzulänglich"[4]) ist; aber den Zusammenhang mit früheren anders gearteten Aussagen[5]) rettet er hartnäckig und zäh durch ein eingefügtes „vielleicht".

Welche immer nun die Stellung Wundts in dieser Frage zuletzt auch gewesen sei, es gibt keinen stichhaltigen Grund, die hervorragende Bedeutung des Individuums auch für die ersten Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung zu leugnen. Wo immer ernstere Unternehmungen nach dieser Richtung hin einsetzten, finden sie das im

[1]) Von mir gesperrt! W. Schmidt.
[2]) Und, nach Wundts Auffassung wohl *a fortiori*, auch in der „Urgesellschaft".
[3]) Wundt, Völkerpsychologie, VII. Bd., S. 273; vgl. auch S. 277.
[4]) S. darüber auch Wundt, Vorlesungen über die „Menschen- und Tierseele", 3. Aufl., S. 488 ff.
[5]) S. oben S. 36.

einzelnen bestätigt. Aber auch aus dem soziologischen Gesamtcharakter dieser Stufen wäre das Gegenteil nicht abzuleiten. Auf der Urstufe gibt die lose Struktur der Stammesgruppe, die hohe Bedeutung der Familie, die nur Einzelfamilie, nicht Großfamilie ist, die völlige Abwesenheit jeglichen Unterschiedes von Besitz und Rang jedem Einzelindividuum weiteste Möglichkeit, sich zu entfalten, und gerade die unbändige Freiheitsliebe dieser Stufe ist ja mit eines der stärksten Hindernisse dessen, was man „kulturellen Aufstieg" nennt. Vielleicht ist gerade in den totemistischen Kulturen mit ihrer Lust zum Schablonisieren und Reglementieren die Bindung des Individuums am stärksten. Aber hier gibt die einflußreiche Stellung des Zauberhäuptlings Möglichkeit, starke Geltung zu erlangen, da diese Stellung ja auch hier noch nicht erblich ist. Welche Bedeutung aber der Individualismus gerade beim Zauber haben kann, hat P. Meier für ein bestimmtes Gebiet von Neupommern eindringlich gezeigt.[1]) In den mutterrechtlichen Kulturen üben die Geheimgesellschaften oft allerdings einen umfassenden und starken Terrorismus aus. Aber geleitet werden diese doch, *tout comme chez nous,* durch einige Drahtzieher hinter den Kulissen, die gewöhnlich auch die Reichsten im Stamme sind. Ein geborner Individualist ist der Nomade. Vom arabischen Beduinen entwirft da Lammens das folgende Bild: „Wenn ich den Beduinen als Individualisten gekennzeichnet habe, so habe ich in einem Wort die schlimmsten Lücken seines sittlichen Charakters zusammengefaßt. Daher Fehlen der Hingebung, des Opfers für das gemeinsame Interesse; die ganze Reihe der wohltuenden sozialen Tugenden, die Sanftmut, die Menschlichkeit gehen ihm ab. Die nackte Wüste, in der sein Zelt steht, zwingt ihn, einsam zu leben, und die wilde Einsamkeit steigert seinen Individualismus. Jeder Nachbar wird sozusagen sein Feind, der ihm das spärliche Wasser des Brunnens und die mageren Weiden streitig macht."[2])

Was auf diesen beiden älteren Stufen verhindert, die große Bedeutung des Individuums auch dort zu erkennen, ist der geringe geographische Umfang des Wirkungsgebietes, auf das dieser Einfluß dort naturgemäß sich erstrecken kann. Erst wenn durch die Mischung der primären Kulturen dieses Gebiet sich vergrößert, und besonders wenn die ohnedies schon großzügigeren Nomadenvölker den Großstaat schaffen, wird dieses Gebiet größer und damit der Einfluß des Individuums auch „makroskopisch" sichtbar. Erleichtert wird das auch noch dadurch, daß dann gewöhnlich auch irgendeine Form der Schrift schon erfunden ist, die nun das Wirkungsgebiet auch chronologisch für das Nacheinander erweitert. Das ist dann das „Heldenzeitalter".

So scheint mir das Kapitel von dem Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft noch immer eines der wichtigsten und der weiteren Aufhellung bedürftigsten der Ethnologie zu sein. Zu dieser Aufhellung wird wohl die fortschreitende Historisierung der Ethnologie die besten Dienste leisten können. Man sollte meinen, daß auch eine wirkliche Wissenschaft der Psychologie dazu Dienste zu leisten hätte. Wundts „Völkerpsychologie" bestätigt das auch, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Ob sie es in der Form einer „Entwicklungspsychologie" besser können wird, die F. Krüger so lebhaft zur Ergänzung der kulturhistorischen Ethnologie, deren Berechtigung er voll anerkennt, vorschlägt,[3]) muß die Zukunft lehren.

[1]) P. J. Meier, Die Zauberei bei den Küstenbewohnern der Gazellehalbinsel, Anthropos, VII (1913), S. 5ff.

[2]) P. Lammens, Le Berceau de l'Islam, vol. I. Rom. 1914, S. 187.

[3]) F. Krüger, „Über Entwicklungspsychologie, ihre sachliche und geschichtliche Notwendigkeit". Leipzig 1913. Eine Besprechung dieses Werkes, in welchem ich auch auf die dort gegen mich gerichteten Vorwürfe antworte, s. Anthropos, XIV/XV (1919/20).

# „Lößmagdalénien", „warmes Moustérien" und Entstehungszeit der Hoch- und Niederterrasse.

Von **Josef Bayer** in Wien.

Seit vor zwölf Jahren H. Obermaier im jüngeren Löß Magdalénien gefunden zu haben behauptete,[1]) wurde dieses „Lößmagdalénien" von vielen Seiten als Basis für chronologische Aufstellungen benützt,[2]) trotzdem ich bald nach Erscheinen der Obermaierschen Arbeit auf ihre Unhaltbarkeit hinwies.[3])

Einen neuerlichen Versuch in dieser falschen Richtung stellen die letzthin erschienenen Arbeiten W. Soergels[4]) und V. Hilbers[5]) dar. Letzterer versucht hier u. a. mit dem „Lößmagdalénien" zu beweisen, daß der jüngere Löß eine postglaziale Bildung sei und daher die Niederterrasse, welche wegen ihrer Nichtbedeckung durch Löß als unbedingt jünger als dieser anzusehen ist, erst recht im Postglazial entstanden sein müßte.

Es soll hier kurz gezeigt werden: erstens, daß sich Hilbers und Soergels Voraussetzungen, die Annahme eines „Lößmagdalénien" usw., als falsch erwiesen haben; zweitens, daß sie durch sie zu unmöglichen quartärchronologischen Aufstellungen gekommen sind, und drittens, welcher geologische Zeitraum für die Bildung der jungdiluvialen Schotterterrassen[6]) tatsächlich in Betracht kommt.

## Das vermeintliche „Lößmagdalénien".

Wenn Hilber behauptet, ich hätte „das Lößmagdalénien auf der Niederterrasse ohne Beweis für Aurignacien erklärt", so ist das in doppelter Hinsicht unrichtig: erstens, weil ich überhaupt niemals einen primären Löß auf der Niederterrasse anerkannt habe, zweitens, weil ich schon im Jahre 1909 und in einer Anzahl späterer Arbeiten bewiesen habe, daß das Magdalénien viel jünger als der jüngere Löß ist.

Diese Arbeiten scheinen Hilber unbekannt geblieben zu sein.

Tatsächlich liegt ja auch die Sache heute so, daß von den strittigen Fundstellen nach Anerkennung der österreichischen Lößstationen als Aurignacien[7]) nur mehr die Lößstation bei Munzingen in Baden verbleibt, wo in jüngster Zeit im Auftrage von Deecke durch Aug. Padtberg neue Grabungen ausgeführt wurden und wo nun-

[1]) Das geologische Alter des Menschengeschlechtes, Mitt. d. Geolog. Ges., Wien III, 1908, S. 308.

[2]) U. a. von R. R. Schmidt, „Die diluviale Vorzeit Deutschlands", 1912.

[3]) Jüngster Löß und paläolithische Kultur in Mitteleuropa, Jahrb. f. Altertumskunde III, Wien 1909. Das Alter der Lößstationen am Rhein, ebenda 1910 usw.

[4]) Lösse, Eiszeiten und paläolithische Kulturen, Jena 1919 (Verlag Fischer).

[5]) Baustufen, Paläolithikum- und Lößstellung, Mitt. d. Geol. Ges., Wien XI, 1918, erschienen 1919, S. 193–230, und Die geologische Stellung des Paläolithikums, Mitt. d. Anthrop. Ges., Wien, L, 1920, I., II. und III. H., S. 69–71.

[6]) Hilbers Bezeichnung „Baustufen" für Schotterterrassen lehne ich als unzutreffend ab.

[7]) S. R. R. Schmidt, a. a. O. S. 266.

mehr wohl auch genügend archäologisches Material vorliegen dürfte, um das nach der charakteristischen geologischen Lagerung zu erwartende Jung-Aurignacien auch typologisch zu erweisen.

Die Kulturschichte von Munzingen liegt an der Basis des oberen jüngeren Lösses, hat also genau dieselbe Lage wie die zentrale Schichte von Willendorf II, die fünfte Schichte. Da aber hier auch noch die neunte Schichte Aurignacien ist, haben wir es bei Munzingen nicht einmal mit dem jüngsten Aurignacien zu tun. Als jüngsten Kulturhorizont im Löß habe ich schon vor Jahren Předmost mit seinem der Font-Robert-Kultur nahestehenden Alt-Solutréen nachgewiesen.[1])

Jung-Solutréen und Magdalénien fallen nicht mehr in die Lößbildungszeit, mit anderen Worten, die Kulturstufen, welche als postglazial erwiesen sind, liegen nicht mehr im Löß.[2])

Dagegen erweisen sich die Lößkulturen, Jung-Aurignacien und seine unmittelbare Fortsetzung, das Alt-Solutréen als der Prä-Würm-Zeit angehörig, da ihre Fauna wohl schon stark glazialen Einschlag aufweist, der Scheitelpunkt der glazialen Tierwelt aber erst in das Alt-Magdalénien fällt.

Es liegt demnach das Ende der Lößbildung noch vor dem Maximum der Würm-Eiszeit.

**Kritik des Hilberschen „Ergebnisses" und der neuen Aufstellung Soergels.**

Aber nicht nur in bezug auf das Lößmagdalénien, auch sonst verkennt Hilber vollständig die geologische Situation, die sich auf Grund meiner Aufstellung ergibt.

Nur so ist es möglich, daß er heute noch die unhaltbare Chronologie Boules verficht, welche nach der einwandfreien Beurteilung der Paläolithstation Markkleeberg als rißzeitliches Moustérien — um nur einen von den vielen Beweisen herauszugreifen — für immer abgetan ist.

Wenn Hilber meint, ich sei im wesentlichen mit der Penckschen Chronologie einverstanden, so scheint er nicht zu wissen, daß ich Pencks Achenschwankung als letztes Interglazial interpretiere und Pencks letzte Zwischeneiszeit mit dem warmen Moustérien überhaupt eliminiere,[3]) daß es für mich nur eine Warmfauna im ganzen geologisch-archäologischen Zyklus vom Chelléen bis zum Magdalénien gibt, während Penck zwei annimmt usw. Weiters verkennt Hilber aber auch meine Lößstratigraphie, wenn er sagt[4]): „Das nichtglaziale, interstadiale Alter des jüngsten Löß wird ferner bewiesen durch das mehrfach beobachtete Auftreten einer Warmfauna zwischen zwei kalten im Löß. Es ist klar, daß das Intensitätsmaximum einer Klimaperiode in der Mitte der zugehörigen Ablagerung erscheinen muß. Eine Eiszeit muß die kalte Fauna, eine Zwischeneiszeit die warme in der Mitte haben."

Weiter unten: „Bayer zeichnet eine warme Waldfauna zwischen zwei kälteren Steppenfaunen, alle aus Schnecken bestehend, im nach ihm interglazialen Aurignacianlöß."

Hier liegt ein schweres Mißverstehen vor: Hilber hält hier die beiden jüngeren Lösse und die sie scharf trennende Göttweiger Verlehmungszone für eine und

[1]) Das Alter der Lößstationen am Rhein, besonders S. 168.

[2]) a. a. O. S. 169.

[3]) Vgl. die graphische Darstellung in „Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands", Mannus X, 1918, S. 189 u. 190.

[4]) a. a. O. S. 70.

dieselbe Lößablagerung mit warmem Einschlag in der Mitte und kommt damit natürlich zu einem haltlosen „Ergebnis".

Er hätte in der Tabelle am Schlusse meiner von ihm zitierten Arbeit[1]) aus der grünen Farbe, mit welcher ich die mildere Zeit zwischen den beiden jüngeren Lössen bezeichnete, ersehen können, daß sich hier eine Zeit ohne Lößbildung einschiebt.

Was da Hilber für Löß hält, ist umgelagerter Löß, Schwemmlehm, Sand u. ä.; es könnte ebensogut ein mit dem Löß gar nicht verwandtes Material sein.[2]) Nie darf dieses Material aber mit Löß verwechselt werden, der ein bestimmtes petrographisches Gebilde darstellt, in bestimmten, durch die in ihm vorkommenden Kulturen scharf gekennzeichneten Zeiten gebildet.[3])

Die Behauptung Hilbers, der Löß beherberge in der Mitte eine Warmfauna, während oben und unten eine kalte sei, ist also hinfällig, nachdem es sich herausgestellt hat, daß Hilber drei verschiedene Ablagerungen zu einer zusammengezogen hat. Tatsächlich wird die Tierwelt im oberen jüngeren Löß nach oben zu immer arktischer, derart, daß das hocharktische Niveau des Alt-Magdalénien bereits auf diesem Löß liegt. Natürlich verträgt sich dieses Kälterwerden nach oben nicht mit einem postglazialen Alter des Lösses, wo gerade das Gegenteil der Fall sein müßte, und es ist nur so zu deuten, daß der bezeichnete Löß in der Früh-Würm-Zeit entstanden ist und seine Bildung gegen das Maximum hin geendet hat.[4])

Zu einem gleich verfehlten, aber anders gearteten Endresultat ist unlängst W. Soergel gekommen.[5]) Ich habe sein Buch eingehend besprochen[6]) und würde nicht mehr darauf zurückkommen, hätte nicht unlängst O. Abel in einer Besprechung der Arbeit Soergels diesem beigestimmt.[7])

Daß diese Auffassung nicht zutrifft, sondern im Gegenteil die diluviale Verwirrung in den Hauptpunkten durch dieses Buch noch erhöht wurde, geht schon daraus hervor, daß Soergel ohne positive Grundlagen eine weitere Eiszeit einschiebt und mit seiner Aufstellung die ganze geologisch-archäologische Stratigraphie einfach ignoriert.

[1]) Die Chronologie des jüngeren Quartärs, Mitt. d. Präh. Komm. d. k. Akad. d. Wiss. II, 1913.

[2]) Schon die diskordante Lagerung des oberen jüngeren Lösses auf der Göttweiger Verlehmungszone beweist, daß es sich um verschiedene Ablagerungen handelt.

[3]) Während der Löß ein äolisches Gebilde ist, ist die Göttweiger Verlehmungszone ebenso unter dem Einflusse eines ozeanischen Klimas entstanden, wie die alluviale unter der Grasnarbe, die sich nach einer etwaigen Zukunftseiszeit ebenfalls als Verlehmungszone zwischen zwei Lössen repräsentieren wird.

[4]) Nebenbei möchte ich auf die folgenden Widersprüche in Hilbers „Die geologische Stellung" usw. aufmerksam machen: S. 69 spricht Hilber von „Lößmagdalénien auf der Niederterrasse", das ich ohne Beweis für Aurignacien erkläre, S. 71 ist die Niederterrasse „nach ihrer Nichtbedeckung durch Löß nach diesem gebildet, also ebenfalls postglazial". Weiters S. 70 oben: „Die zweite Klippe der Penckschen Anschauung, das Fehlen einer weiteren Warmzeit in den Kulturstufen nach dem Acheulean, sucht Bayer dadurch zu umschiffen, daß er das letzte Interglazial eine Kaltzeit sein läßt, deren Schneegrenze unter der heutigen gelegen habe." Auf derselben Seite unten: „Bayer zeichnet eine warme Waldfauna" usw. So widerspruchsvoll ist meine Ansicht nicht! Mein letztes Interglazial ist eine Zeit, in der lediglich die hocharktische Fauna zurücktritt, Mammut, wollhaariges Nashorn, Ren usw. aber bleiben, also jedenfalls keine warme Waldzeit.

[5]) a. a. O.

[6]) Mannus, 11. bis 12. Bd. (1919—20), H. 1 u. 2, S. 211—215, und Wiener präh. Zeitschr. VI, 1919, H. 3 u. 4, S. 117—119.

[7]) Die Altersfrage des Lösses, „Die Naturwissenschaften", Berlin, 8. Jahrgang, H. 16 vom 16. April 1920.

Man stelle sich nur vor:

Zwischen Acheuléen (Riß-Eiszeit) und Moustérien (Soergels I. Hauptvorstoß – „größte Vergletscherung") wird eine lange warme Zwischeneiszeit eingeschoben, obwohl es keine einzige Fundstelle gibt, wo zwischen den genannten Kulturstufen eine interglaziale Fauna erscheint.

Es handelt sich hier bei Soergel um nichts anderes als um das „warme Moustérien" Pencks, auf dessen Nichtexistenz ich schon vor Jahren hingewiesen habe.

Sehen wir uns einmal den entscheidenden Horizont an: Es ist im Lößprofil die mächtige Verlehmungszone zwischen Acheuléen-Löß und unterem jüngeren Löß.

Welche Fauna hat dieser Horizont tatsächlich ergeben: Ren, Mammut, hocharktische Nager speziell im oberen Teil und als Kultur das Moustérien, welches auch außerhalb des Lößkomplexes stets mit dieser kalten Fauna gefunden wird.

Wir haben es demnach mit einem ausgesprochen glazialen Horizont zu tun, der für ein Interglazial keinen Platz läßt. Das hat auch Koken in dem Schmidtschen Werke ausgesprochen, nur bezieht er den Horizont im Gegensatze zu mir auf die letzte Vereisung.

Zwischen Acheuléenlöß und unterem jüngeren Löß liegt demnach eine Eiszeit, und zwar, wie u. a. das Moustérien von Markkleeberg lehrt, die Riß-Eiszeit.

Wir sehen also in der Soergelschen Aufstellung eine verschlechterte Wiederholung der Penckschen Chronologie, denn diese setzt wenigstens das ältere Moustérien als kaltes Moustérien der Riß-Eiszeit gleich, wenn auch in Wirklichkeit das jüngere Moustérien in deren hocheiszeitliche Phase fällt.

Wenn sich also Abel der Aufstellung Pencks bzw. Soergels angeschlossen hat, so dürfte er sich vor allem die westeuropäische Diluvial-Stratigraphie nicht vor Augen gehalten haben.[1])

Damit sind wir beim entscheidenden Punkt angelangt: Die Nichtprähistoriker müssen sich endlich entschließen, die unanfechtbaren diluvial-archäologisch-paläontologischen Zusammenhänge, wie sie vor allem Frankreich in zahlreichen Profilen offenbart, als Grundlage der ganzen Chronologiefrage zu betrachten.

## Entstehungszeit der Hoch- und Niederterrasse.

Nach diesen Bemerkungen zur Feststellung des tatsächlichen Verhältnisses zwischen Lössen, Kulturen und Faunen sei versucht, die Entstehungszeit der jungdiluvialen Schotterterrassen zu eruieren.

Sie geht aus dem Verhalten der letzteren zu den Lössen hervor.

Die Niederterrasse ist vom oberen jüngeren Löß nicht bedeckt, ist also jünger als er.

Da er keine postglaziale Kultur enthält und sein Bildungsende, wie gezeigt wurde, vor das Maximum der Würm-Eiszeit fällt, kann die Niederterrasse ganz gut während des Eishochstandes entstanden sein, freilich auch später, da nach oben hin

[1]) Was Abel über Lößbildung in der Gegenwart sagt, ist unter der Voraussetzung richtig, daß man Lößumlagerung für Lößbildung hält. Denn der Löß, welcher Gebäude aus römischer Zeit usw. einhüllt, ist eben kein primärer, sondern umgelagerter Löß, genau wie der, welcher zum Teil die diluvialen Verlehmungszonen zusammensetzt. Dabei ist es recht gut möglich, daß er stellenweise so wenig verunreinigt ist, daß er vom diluvialen schwer oder nicht zu unterscheiden ist.

keine Abgrenzung des Spielraumes für die Entstehung durch eine zeitlich fixierbare Ablagerung gegeben ist.

Ein präziseres Resultat als für die Niederterrasse ergibt sich für die Hochterrasse aus ihrem Lagerungsverhältnis zum Acheuléenlöß und unteren jüngeren Löß.

Wie die Niederterrasse vom oberen jüngeren Löß gemieden wird, so die Hochterrasse vom Acheuléenlöß.

Sie ist somit jünger als der Acheuléenlöß; da sie aber der Spät-Riß-Löß (untere jüngere Löß) bedeckt, ist sie älter als dieser.

Ihre Entstehungszeit liegt demnach zwischen diesen beiden Lössen.

Was zwischen letzteren liegt, wurde schon besprochen. Mächtiges Anreicherungsmaterial mit Moustier-Artefakten und einer speziell im oberen Teile hocharktischen Fauna: Es ist das Niveau der Riß-Eiszeit.

Als Spielraum für die Entstehung der Hochterrasse bleibt also die Zeit vom Ende des Acheuléen bis zum Ende des Moustérien, das ist die späte Prä-Riß-Zeit und das Maximum der Riß-Eiszeit.

Durch eine weitere Beobachtung sind wir in der Lage, diesen Spielraum noch mehr einzuengen: Der untere jüngere Löß liegt nämlich der Hochterrasse ohne Verwitterungshorizont auf, er ist also unmittelbar nach der Terrassenaufschüttung aufgeweht worden, und zwar wahrscheinlich zu Beginn der Hochterrassen-Erosion, da sich zwischen Terrasse und Löß häufig Sandlagen zeigen, die darauf hinzuweisen scheinen, daß die Hochterrasse noch für den Fluß erreichbar war. Hochterrasse und Spät-Riß-Löß sind mithin zeitlich direkt aufeinanderfolgende Bildungen.

Da nun terrassenferne Lößprofile an der Basis dieses Lösses den Jung-Moustérien-Horizont mit der kältesten Fauna zeigen, liegt es nahe, die Bildung der Hochterrasse in das Maximum der Riß-Eiszeit zu verlegen.

In Hinblick auf die Gleichartigkeit ist man anzunehmen berechtigt, daß auch die Niederterrasse glazialen Ursprunges ist, also während des Würm-Maximums gebildet wurde.

Eine spätglaziale bzw. interglaziale Bildung kommt demnach für die jungdiluvialen Schotterterrassen nicht in Betracht, sondern sie sind die Ablagerungen der glazialen Maximalstände, welchen in den Lößprofilen Schwemmlehme usw. entsprechen, aber nicht die echten Lösse. Lößbildung und Terrassenbildung sind nicht gleichzeitig erfolgt, sondern haben sich abgelöst. Das geht klar aus dem Vergleiche der terrassenfernen Lößprofile mit den Terrassenlößprofilen hervor: Bei gleichzeitiger oder zum Teil gleichzeitiger Bildung müßte dies im Terrassengebiete durch Fehlen aller oder einiger Lösse zum Ausdrucke kommen. Nun liegen aber in ruhigen, flußfernen Profilen genau so viele Lösse und in durchschnittlich gleicher Mächtigkeit wie im Bereiche der Terrassen, womit bewiesen ist, daß sich Löß- und Terrassenbildung zeitlich nicht deckt.

Nachfolgende Tabelle faßt unsere Ergebnisse zusammen.[1])

[1]) An Stelle der früheren Benennung der Lösse führe ich hier neue Namen ein, die mir zutreffender und weniger schleppend zu sein scheinen.

**Das Lagerungsverhältnis der diluvialen Ablagerungen und Kulturen mit Angabe einiger wichtigerer Fundorte.**

| Geologische Abschnitte | Geologische Ablagerungen | Wichtigere Fundorte | Kulturstufen | Fauna |
|---|---|---|---|---|
| Nach-Eiszeit | Humusbildung, Umlagerung und Verlehmung des Früh-Würm-Lösses Niederterrasse | Schweizersbild | Azil. | Alluviale Waldfauna |
| | | | Magd. | hocharktisch |
| WM | | Předmost, Mezine | Solutr. | |
| Früh-Würm-Zeit | Früh-Würm- oder Aurignac-Löß | —9— —8— —7— —6— —5— Willendorf II Munzingen | | |
| RW | Göttweiger Verlehmungszone | —4— —3— —2— —1— Willendorf II | Aurign. | gemäßigterer Charakter |
| Spät-Riß-Zeit | Spät-Riß-Löß | In Westeuropa spärliche, in Mittel- und Osteuropa keine Funde | | |
| | | | Moust. | hocharktisch |
| RM | Hochterrasse, Riß-Verlehmungszone | Achenheim, Markkleeberg | | |
| Früh-Riß-Zeit | Früh-Riß- oder Acheullöß | Achenheim | | |
| | | | Acheul. | |
| MR | Travertine des Ilmtales, Sommeschotter usw., Horizont der Paludina diluviana Kunth usw. | Taubach-Weimar—Ehringsdorf, La Micoque Chelles | Chell. Prä-Chell. | Ausgesprochene Interglazialfauna |

arkto-alpin

# Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Hellbrunner Berges bei Salzburg.

(Mit 4 Abbildungen im Texte.)[1])

Von Ing. **Martin Heil** in Salzburg.

Im Süden von Salzburg erhebt sich aus der weiten Talebene, eine Gehstunde von der Stadt entfernt, der Hellbrunner Berg als bewaldeter Höhenzug, der sich südnördlich auf eine Länge von fast 1 *km* erstreckt, während die Breite seiner Oberfläche an 160 *m* erreicht. Seine Höhe beträgt 510 *m*, so daß er den 435 *m* hoch gelegenen Talboden um 75 *m* überragt. Aus diluvialer Nagelfluh über liegendem Gosaukonglomerat aufgebaut, teilt er mit anderen über die Salzburger Ebene verstreuten Erhebungen aus der sogenannten Salzburger Nagelfluh[2]) die Eigenschaft, senkrechte Begrenzungswände zu bilden, und zeigt daher, besonders an der Westseite, kahle Wandabstürze, von dunklem Walde bekrönt. Die Oberfläche des Berges hält sich plateauförmig in ziemlich gleicher Höhe, weist jedoch untergeordnete Erhebungen und Einsenkungen auf, die ihr einen besonderen malerischen Reiz verleihen.

Der Berg liegt an der Grenze zwischen dem östlich anschließenden Alluvialboden, in welchem die in einer Entfernung von $^1/_2$ *km* vorüberfließende Salzach eingebettet erscheint, und dem westlich sich ausbreitenden, etwa 8 *m* höher gelegenen postglazialen Schotterboden, welcher den überwiegenden Teil der Salzburger Ebene einnimmt.

Am Fuße dieser so gebildeten Geländestufe entspringen eine Anzahl von Quellen, welche ihres frischen und klaren Wassers wegen seit altersher geschätzt wurden und der Örtlichkeit den Namen gaben.

Der Hellbrunner Berg, zum Areale des ehemaligen, seiner prächtigen barocken Baulichkeiten, der wundervollen Gartenanlagen und mannigfachen Wasserkünste wegen vielbesuchten kaiserlichen Lustschlosses Hellbrunn gehörend, trägt an seinem Nordende das „Monatschlößchen" mit dem Ornithologischen Institut, an seiner Ostseite das „Steinerne Theater", ein in den sandigen, weichen Schichten des Berges durch Erweiterung einer ursprünglichen Höhlung hergestellter grottenförmiger Bühnenplatz; weiters durchziehen Waldwege die Oberfläche des Berges, welche zu Ruheplätzen und reizvollen Aussichtspunkten führen.

Mehrfache Bodenfunde weisen bereits auf eine ältere Besiedlung der Gegend von Hellbrunn hin. Für das Bestehen einer römischen Ansiedlung sprechen: die Auffindung eines römischen skulptierten Tischfußes[3]) bei Erbauung des Schlosses im

[1]) Die Klischees wurden in entgegenkommendster Weise vom Bundesdenkmalamte zur Verfügung gestellt, dem hiefür der beste Dank ausgesprochen wird.

[2]) Wie der Mönchsberg und der Rainberg in der Stadt Salzburg, der Georgenberg bei Kuchl, der Hügel von St. Nikolaus bei Golling u. a. m.

[3]) O. Klose, Römische Gebäudereste in Hellbrunn, Jahrb. f. Altertumsk., Wien, Bd. I., 1907, Sp. 118b.

Anfang des 17. Jahrhunderts; von Grabfunden bei Erbauung des Landsitzes H. Nr. 16[1]); von Bauresten einer villa rustica gelegentlich der Herstellung des „Salzburger Landesreliefs" durch Josef Pörnbacher auf Grd.-Parz. Nr. 495/4, K. G. Anif im Jahre 1906.[2]) Mehrfach fanden wir auch in den letzten Jahren südlich und nördlich dieser antiken Baustelle in gelegentlichen Bodenaufschlüssen zahlreiche römische Gefäßscherben, eine Kleinbronze der späteren Kaiserzeit, einen eisernen Schlüssel u. a. m.

Hat schon O. Klose in seiner bezüglichen Fundbearbeitung auf prähistorische Scherben hingewiesen, so habe ich, besonders aus den nachträglich zutage getretenen Funden aus der römischen Bauanlage, eine Anzahl von Funden der Latènezeit hervorgehoben, welche andeuten, daß hier eine Latènesiedlung von einer römischen abgelöst wurde.[3]) Vereinzelt hatten wir auf dem Grunde J. Pörnbachers auch Scherben vorkeltischer Zeit gefunden.

Abgesehen von diesen Anhaltspunkten, lassen die dominierende Lage des Hellbrunner Berges, seine geräumige Oberfläche, die durch die umgebenden Steilwände besonders günstige Verteidigungsmöglichkeit, die Lage am Flusse — für die vorgeschichtliche Zeit ist anzunehmen, daß die Salzach beziehungsweise ihre Altwasser noch unmittelbar den Ostfuß des Berges bespülten —, Grotten und Höhlen im Berge, das reichlich vorhandene Quellwasser eine bereits vorgeschichtliche Besiedlung dieser weitausschauenden Höhe von vornherein als wahrscheinlich annehmen.

Wir hatten da seit Jahren Ausschau nach Bodenfunden gehalten; lange vergeblich. Endlich im Mai 1917 fanden wir auf dem Berg, und zwar nahe an seinem südlichen Ende, im Wurzelstock einer durch den Sturm umgeworfenen Fichte die ersten beiden vorgeschichtlichen Scherben. Nun wurde sorgfältig weitergesucht und bald ließ sich durch weitere Scherbenfunde, welche für ältere Bronzezeit sprachen, die Stelle eines vorgeschichtlichen Wohnplatzes bestimmen. Nach Einholung der nötigen Erlaubnis seitens des Hofärars im Wege des Landesdenkmalamtes und nachdem Herr Großindustrieller Hans Hatschek in Vöcklabruck in uneigennützigster Weise einen Betrag von 200 Kronen zur Verfügung gestellt hatte, konnte im Herbst 1919 diese Wohnstelle eingehend durchgegraben werden. Die Grabung führte ich im Vereine mit meiner Frau Lina unter Beiziehung von zwei Hilfskräften durch.

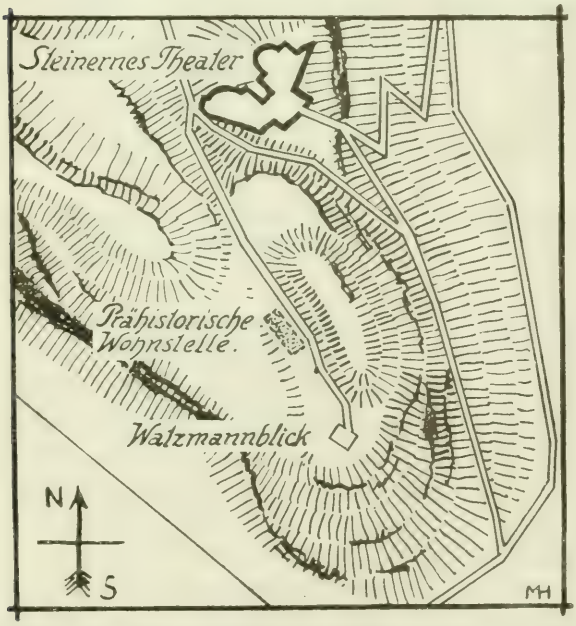


Abb. 1. Planskizze des südlichen Hellbrunner Berges. 1:2170.

Bald nach Beginn der Arbeit stießen wir auf eine zusammenhängende dunkle Kulturschichte, deren Längserstreckung dem Rande der hier befindlichen Terrasse ungefähr folgte, Abb. 1. Die gesamte Länge der Wohnschichte betrug etwa 16·5 *m*, ihre Breite 3·95 bis 4·20 *m*. Im Bereiche dieser Fläche zeigt jedoch die Schichte

[1]) Jahresbericht des Museums C. A., Salzburg 1869, S. 25.
[2]) O. Klose, a. a. O. Sp. 110 a ff.
[3]) Österr. Kunsttopographie, Bd. XVII., Urgeschichte Salzburgs.

verschiedene Stärke und Zusammensetzung. Im nördlichen Abschnitte, wo sich die Breite mit 3·95 *m* bestimmen ließ, fanden sich bereits 10 *cm* unter der Oberfläche vorgeschichtliche Scherben im Boden, bis in einer Tiefe von 35 bis 50 *cm* dunkles Erdreich mit Holzkohlen und Fundeinschlüssen folgte, welches auf lichtbraunem, sterilem Urboden aufruht. Gegen den Rand der Terrasse zu, woselbst der Konglomeratfels gegen die Oberfläche heraufsteigt, liegt das Ausgehende der dunklen Kulturschichte bereits auf der Felsoberfläche auf. Hier reicht die Schicht bis knapp an den Rand der Terrasse heran. Nach Norden zu läuft die Schicht unregelmäßig aus und konnte eine feste Grenzlinie nicht konstatiert werden. Gegen Süden hin mußten einer großen Fichte wegen einige Quadratmeter Bodenfläche ununtersucht bleiben. Weiter südlich blieben zwar die stratigraphischen Verhältnisse im wesentlichen unverändert, bis sich plötzlich die Kulturschichte auf 65 *cm* Tiefe absenkte und der Fundinhalt eine sprunghafte Bereicherung erfuhr unter starker

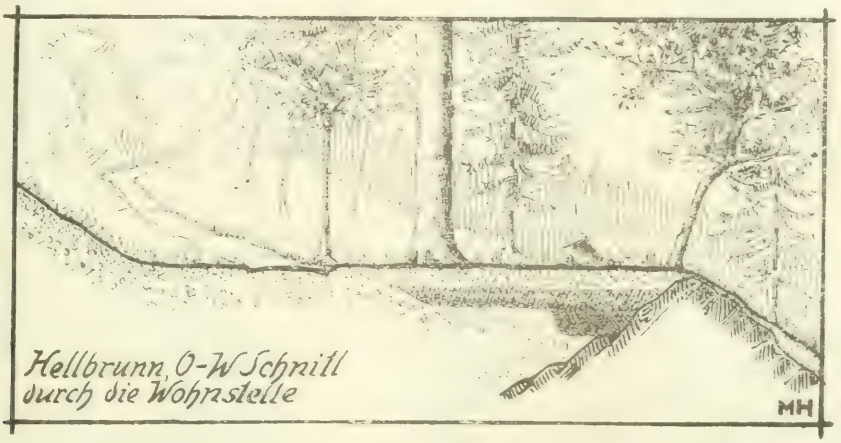



Abb. 2. Querschnitt durch die vorgeschichtliche Wohnstelle am Hellbrunner Berg gegen Süden. 1:133.

Zunahme an Holzkohle. Dieser einheitliche Abschnitt der Wohnstelle zeigt rechteckigen Grundriß bei 6·9 *m* Länge, 4·2 *m* Breite und enthält eine Brandgrube von 1·5 *m* Durchmesser und 0·4 *m* Tiefe. Die Grube enthielt viel Kohle, Asche mit Scherben und verbrannten Knochen. Fig. 2 stellt einen ostwestlichen Schnitt durch die Wohnstelle samt Herdgrube, gegen Süden gesehen, dar.

Handelt es sich hier bei diesem letzteren Abschnitt um eine festbegrenzte Hüttenstelle auf ebenem Boden, deren Kulturschichte wenig Störungen zeigte, so gehört der nördlich anschließende Schichtstreifen zwar derselben Zeit an, wie auch die Funde dartun, jedoch zeigen sich hier Störungen und eine klare Grenze ließ sich nur mehr an einer Stelle gewinnen, woselbst auch der Fundinhalt wieder ein reichlicherer war. Die Schichtstörungen dürften in Windwürfen zu suchen sein, wie sie im Jahre 1919 am Hellbrunner Berg in großer Zahl auftraten und ja auch diese Fundstelle erschlossen haben.

Es scheint sich hier um zwei benachbarte Hüttenstellen zu handeln, von welchen die nördlich gelegene ihrer Länge nach nicht mehr bestimmbar ist; wenn man nicht, wofür die übereinstimmenden Längsfluchten sprechen könnten, einen einzigen langgestreckten Hüttenbau annehmen will, welcher unter einem Firste etwa mehrere Räume vereinigt hätte. Pfostenlöcher wurden nicht gefunden.

Die Funde — es handelt sich in der Hauptsache um jungneolithische und älterbronzezeitliche Materialien — sind über die Fläche derart verteilt, daß keinerlei

Scheidung im horizontalen Sinne durchführbar ist. Sie werden daher im Zusammenhange behandelt werden. Was die Fundlagerung im vertikalen Sinne anbelangt, so lagen wohl durchschnittlich die äneolithischen Altsachen am tiefsten, doch fanden sie sich auch in höheren Schichtlagen, so daß auch in dieser Richtung eine Trennung in zeitlich verschiedene Horizonte nicht tunlich ist.

An Steinartefakten fanden sich: eine dreiseitige Pfeilspitze aus lichtgrauem Hornstein, 21 *mm* breit, 20 *mm* erhaltene Länge; eine dreiseitige Speerspitze aus grauem Hornstein, 28 *mm* breit, 53 *mm* lang, Fig. 2, Abb. 3; ein vierseitiger Schaber aus grauem, gebändertem Hornstein, 39 *mm* breit, 45 *mm* lang; das Fragment einer großen Klinge aus grauem Hornstein mit beiderseits roh zugeschlagenen Schneiden, längere Kante 46·5 *mm*; fünf Silexschlagstücke, eine Flachaxt mit rechteckigem Querschnitt aus Serpentin, bahnseitige Hälfte erhalten, größte Breite 39·5 *mm*; ein Knaufhammer aus Sandstein, bahnseitiger Teil erhalten, Knaufdurchmesser 44·5 *mm*, mit beiderseitigen Längsfurchen, Fig. 1, Abb. 3; ein dreieckiger Glättstein aus Serpentin, 46 *mm* lang, 29 *mm* hoch; ein Glättstein aus Serpentin, 54 *mm* lang; ein stabförmiger Glättstein aus dunklem Mergelkalk, 122 *mm* lang.

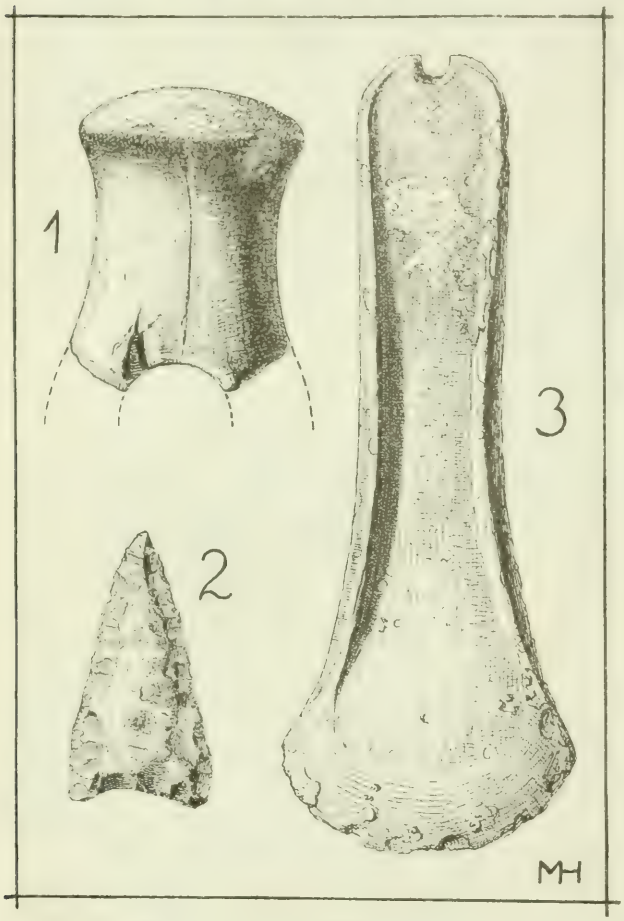


Abb. 3. Funde vom Hellbrunner Berg.

An größeren Arbeitssteinen kamen zutage: ein ganzer, runder, Klopfstein aus Serpentin, 69 *mm* Durchmesser; ein fast ganzer, rundlicher Klopfstein aus feinkörnigem Diorit, 75 *mm* Durchmesser; ein länglicher Klopfstein aus Diorit, 82 *mm* breit; ein ganzer, flacher Klopfstein aus Serpentin, 92 *mm* Durchmesser; ein halber Klopfstein aus Quarzit, 99 *mm* Durchmesser; ein Klopfsteinfragment aus grauem Quarzit, 111 *mm* lang; ein Klopfsteinfragment aus Quarzit, 74 *mm* lang; eine länglich laibförmige Reibplatte (Handmühlensetzer) aus Granit mit flachkonkaver Mahlfläche, fragmentiert, 207 *mm* breit, 78 *mm* dick; eine ebensolche aus Granit, fragmentiert, größter Durchmesser 210 *mm*. Drei kleinere Bruchstücke von Reibplatten aus Granit; eine runde Platte aus Granit, zur Hälfte erhalten, beiderseits mit flachkonkaven Arbeitsflächen; eine flache, langrunde Palette aus Quarzit mit konkaver Arbeitsfläche auf einer Seite, 112 *mm* lang, 80 *mm* breit, 20 *mm* dick; eine flache Sandsteinplatte mit ebener Reibfläche, fragmentiert, größter Durchmesser 205 *mm*; ein halber, großer, walzenförmiger Klopfstein (Rillenschlägel?) aus Serpentin, größtes Quermaß 130 *mm*.

An Bronzefunden sind zu nennen: eine guterhaltene Randleistenaxt mit halbrundem Ausschnitt am Bahnende, Länge 156 *mm*, Schneidenbreite 56 *mm*, Bahnbreite 29 *mm*, Fig. 3, Abb. 3, sowie ein flaches, dreieckiges Gußfladenstück mit 45 *mm* größter Seitenlänge.

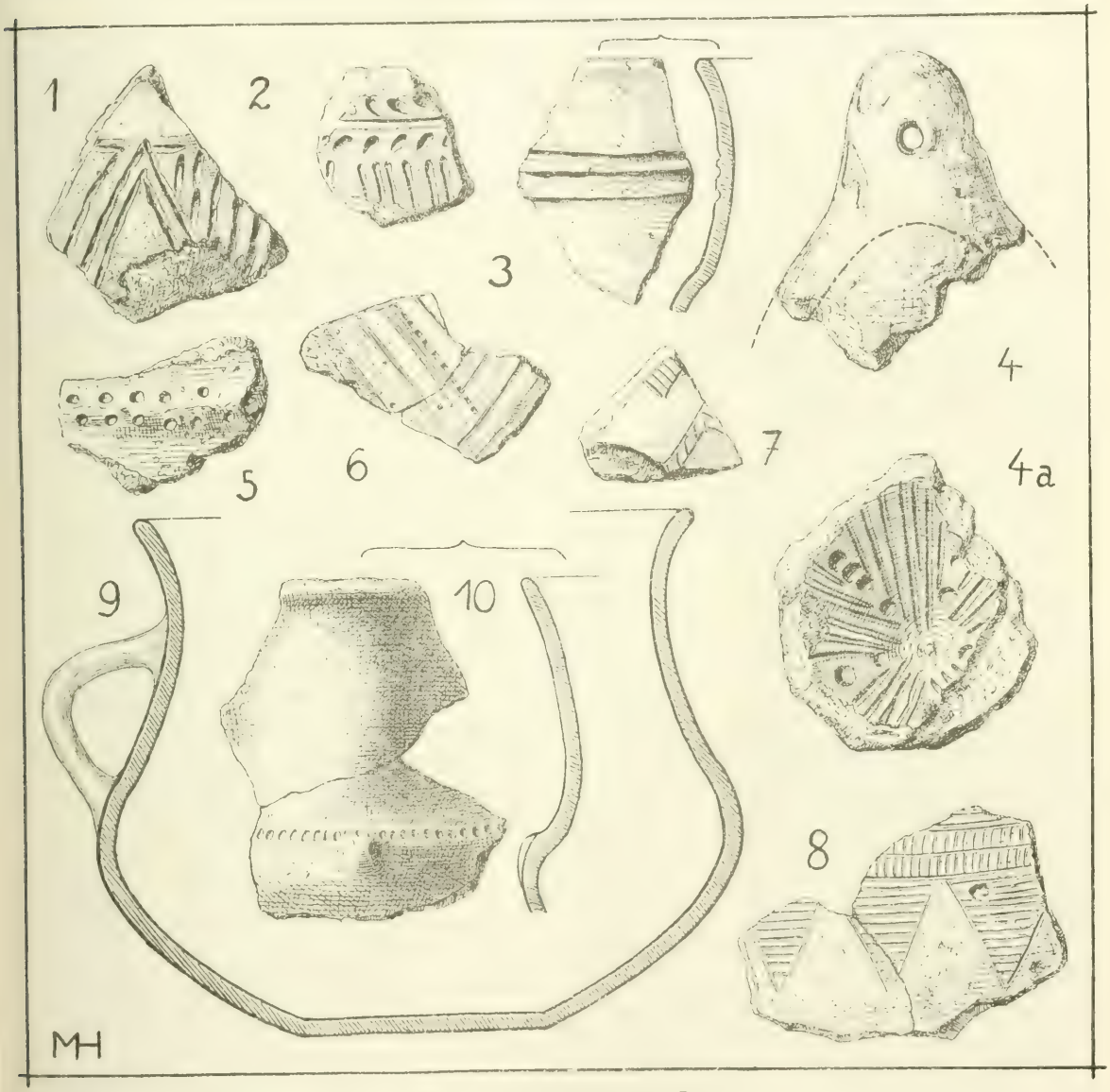



Abb. 4. Funde vom Hellbrunner Berg.

Die keramischen Rückstände bestehen in einer großen Anzahl von Gefäßscherben, jedoch handelt es sich, dem Charakter von Wohnschichtenfunden entsprechend, fast durchgehends um nicht zusammengehörige Stücke. Nur in der Brandgrube fanden sich zusammengehörige Teile von zwei Gefäßen.

Die vorhandenen Geschirreste — nach den Randstücken und sonstigen bezeichnenden Scherben sind mindestens 130 verschiedene Gefäße vertreten — gehören fast durchgehends derber, handgemachter Gebrauchsware an. Einige der wichtigsten Stücke sind auf Abb. 4 dargestellt. Aus Ton fand sich weiters noch ein glocken-

förmiger Model mit gelochtem Zapfen, Fig. 4, 4 a, Abb. 4, dessen konkave Innenseite von einem fünfteiligen System von Radialstreifen und Punktreihen bedeckt ist. Der Zweck des Stückes konnte wohl nur darin bestehen, diese Zierform auf einen Gegenstand aus plastischem Material aufzutragen (Buttermodel?). Von einem Spinnwirtel ist ein blasig gebranntes Fragment vorhanden; weiters ein Webstuhlgewicht in Form einer vierseitigen Tonpyramide sowie dicke Tonringe.

Hüttenlehm in Gestalt rotgebrannter Tonbrocken, von denen einige das dreieckige Profil mit einer ebenen und zwei konkaven Zylinderflächen zeigen, traten spärlich zutage, ebenso kleine, rundliche, rotgebrannte Tonknöllchen von etwa Nußgröße. Schließlich ergaben sich noch einige Knetstücke aus Ton. Tierische Knochen wurden außerhalb der Brandgrube nur in wenigen Bruchstücken gefunden.

Die Zeitbestimmung bietet nach dem Fundmateriale keine Schwierigkeiten. Dem jüngeren Neolithikum, beziehungsweise dem Äneolithikum können die Silexartefekte, die beiden Steinbeile und mehr als ein Drittel der gesamten Gefäßreste zugewiesen werden. Unter der äneolithischen Keramik, welche sich in der Hauptsache durch gröbere oder feinere Beimengung von Quarzsand bemerkbar macht, zeigen sich als Verzierungselemente Fingertupfenleisten, einfache Leisten, solche mit eingestempelten Punkten, Fig. 5, Abb. 4, und Buckel, als Tragansätze, Lappen, Zapfen und Henkel.

Reichlicher ist die ältere Bronzezeit vertreten. Hieher gehört die schöne Bronzeaxt, der Gußkuchen und der überwiegende Teil der Keramik, welche Kalksandzusatz und teilweise feinere Oberflächenbehandlung aufweist. Es finden sich derbe Vorratsgefäße mit hochsitzendem Bauche, kleinem Boden und schwach ausladendem Mundsaum, welche an der Schulter umlaufende Tupfenleisten, Henkel und Zapfen tragen. Ein solches Gefäß, aus der Herdgrube stammend, hat eine Mundweite von 28·5 *cm*, zwei gegenständige Henkel mit zwei Lappen dazwischen, welche aus der umlaufenden Tupfenleiste hervortreten. Hohe Töpfe tragen ebenfalls Henkel. Die Tupfenleiste, ebenfalls an Schüsseln vorkommend, findet sich auch in doppelter Anordnung und durch flache Buckel unterbrochen. Weiters zeigen sich einfache Kerbreihen am Halse und am Mundsaum. Auch künstliche Rauhung der Oberfläche ist zu beobachten. Das Henkeltöpfchen, Fig. 9, Abb. 4, welches am Rande 11·7 *cm*, am Bauche 13·5 *cm*, am Boden 4·9 *cm* Weite besitzt und eine Höhe von 11 *cm* aufweist, stammt ebenfalls aus der Brandgrube. Weiters sind zu nennen die Randscherbe eines dünnwandigen, dunkeltonigen Krügleins mit drei tiefgezogenen Horizontalfurchen am Halse, Fig. 3, Abb. 4, und das Randstück eines dunkeltonigen, hochhalsigen Krügleins, Fig. 10, Abb. 4. Letztere beiden Gefäße haben wohl Henkel besessen. Verzierungen von eingestochenen Punkten und Linien zeigen die Stücke Fig. 12 und 8, Abb. 4. Auch flache Schüsseln mit schief ausladendem, geradem Rande sind vorhanden.

Die frühe Hallstattzeit ist in wenigen feinen Streuscherben, darunter die Stücke Fig. 3 und 7, Abb. 4, sowie dem glockenförmigen Ziermodel vertreten. Aus der Latènezeit liegt eine glatte Scherbe aus Graphitton vor.

Die äneolithischen Fundmaterialien dieses Platzes entsprechen, soweit besonders die Keramik Vergleiche gestattet, denjenigen von den benachbarten gleichzeitigen Höhensiedlungen im Talgebiete der Salzach. Es sind dies die Stationen am Grillberg bei Elsbethen,[1]) etwa 1 *km* in südöstlicher Richtung am gegenüberliegenden rechten Ufer der Salzach gelegen, der Rainberg in der Stadt Salzburg, der Auhögel

[1]) M. Hell, Eine spätneolithische Höhensiedlung am Grillberg bei Elsbethen in Salzburg, diese Zeitschrift, Bd. XXXXIX, 1919, S. 208ff.

bei Hammerau in Bayern und der Götschenberg bei Bischofshofen.[1]) Auch auf Übereinstimmung mit den oberösterreichischen Pfahlbauten ist zu verweisen.

Das älterbronzezeitliche Inventar bietet ebenfalls mehrfache Anklänge an Funde, die bereits in der Umgebung gemacht wurden. Dem Randleistenbeile ähnliche Exemplare liegen in drei Stücken im Museum zu Salzburg.[2])

Unter der derben Tonware können die großen Vorratsgefäße wie das vorerwähnte aus der Brandgrube als bezeichnend für die Stufe B der Bronzezeit (nach Reinecke) gelten. Sie fanden sich mehrfach am Langacker bei Reichenhall [3]) sowie in den älterbronzezeitlichen Wohnstätten in Karlstein bei Reichenhall.[4]) Diese Fundstellen ergaben auch dem Henkeltöpfchen, Fig. 9. Abb. 4, ähnliche Formen. Die genannten birnförmigen Vorratsgefäße fanden sich auch am Rainberg,[5]) an zwei älterbronzezeitlichen Flachlandsiedlungen in Maxglan [6]) und am Klinglberg bei St. Johann im Pongau.[7])

Typisch für die Bronzezeitstufe B sind auch die Ziermuster aus schief eingestochenen Punktreihen wie sie die Scherben Fig. 1 und 2, Abb. 4, darbieten. Hieher zählt auch das Wandstück Fig. 10, Abb. 4, des dunkeltonigen Halskrügleins mit umlaufender Punktreihe und Buckelchen unter derselben. Es vereinigen sich in dem Stück eine dem Mönitzertypus nahestehende Form mit einem Ziermotiv der älteren süddeutschen Hügelgräberbronzezeit. Formähnliche Gefäße boten auch die Siedlungen von Maxglan. Enge Verwandtschaft des vorliegenden Materials ist auch mit der älterbronzezeitlichen Keramik aus der Tischoferhöhle bei Kufstein zu konstatieren. So treten dort auch hier vorkommende stark Sförmig ausgebildete Schüsselprofile auf,[8]) ebenso findet sich daselbst das tief gestrichene Furchenornament an hohem Halse wie bei Fig. 3, Abb. 4.[9])

Dicke Tonringe gehören ebenfalls hieher. Sind die Glättsteine schon der Bronzezeit zuzuweisen, so kann für die größeren Arbeitssteine eine nähere Zeitbestimmung nicht statthaben.

Das Fundinventar dieser Siedlung beweist ihren Bestand für das Äneolithikum und für die ältere Bronzezeit. Die Frage aber, ob da wirkliche Kontinuität oder ein zeitliches Nacheinander zweier Wohnstellen am selben Platze vorliegt, kann infolge der bestehenden Schichtstörungen nicht einwandfrei gelöst werden. Es ist also auch möglich, daß nach Aufgabe einer äneolithischen Siedlung da eine älterbronzezeitliche Wohnstelle errichtet wurde und hiedurch schon damals eine Fundvermengung eintrat. Für eine Unterbrechung der Besiedlung dieser Stelle dürfte der Umstand sprechen, daß an den benachbarten jungsteinzeitlichen Wohnschichten auf den Höhensiedlungen Rainberg und Grillberg ein Abbrechen der Siedlung mit dem Ende des Neolithikums beziehungsweise dem Beginne der Bronzezeit nachgewiesen werden konnte.

[1]) Literatur über Rainberg, Auhögel und Götschenberg bei M. Hell, a. a. O. S. 219, Fußnoten 3 bis 5.

[2]) Österr. Kunsttopographie, Bd. XVII, 1918, Fig. 2, 3, 4.

[3]) M. v. Chlingensperg, Langacker und Eisenbühel bei Reichenhall, diese Zeitschrift, Bd. XXXIV, 1904, T. 1. und 2, S. 62 f.

[4]) F. Weber, Vorgeschichtliche Wohnstellen in Karlstein bei Reichenhall, Altbayr. Monatsschr., Jahrg. V, 1905, Abb. 2.

[5]) M. Hell und H. Koblitz, Österr. Kunsttopographie, Bd. XVII, 1918, Beitrag III.

[6]) M. Hell, Mittlg. d Zentralkomm. f. Denkmalpflege, Bd. XVI, 1918, S. 119.

[7]) M. Hell, Mittlg. d. Zentralkomm. f. Denkmalpflege, Bd. XV, 1916, S. 28 f., Bd. XVI, 1918, S. 46.

[8]) H. Obermayer. Das archäolog. Fundinventar aus der Tischoferhöhle bei Kufstein, Abhdlg. d. k. bayr. Akademie d. Wissensch., II. Kl. XXIV., Bd. II, Abt., Fig. 8 A, h, k.

[9]) H. Obermayer, a. a. O. Fig. 8 c, s. 9 A., m.

Die Altsachen, die sich an der Fundstelle aus späterer vorgeschichtlicher Zeit zeigten, sind Streufunde.

Unter den hallstättischen Funden ist besonders der interessante Tonmodel, Fig. 4 und 4a. Abb. 4, hervorzuheben. Nach dem Ziermotiv, an welchem die vertieften Punkte am Positiv als Nieten nachahmende Elemente zum Ausdrucke kommen, ist er der frühen Hallstattzeit zuzuweisen. Eine ähnliche Hohlform trat auch unter den Funden einer frühhallstättischen Wohnstelle in Karlstein bei Reichenhall zutage.[1])

Nach Abschluß der Grabungen an der besprochenen Wohnstelle wurden auch in der näheren Umgebung einige Versuchsgräben gezogen, nachdem sich an der Oberfläche schon verschiedene Funde gezeigt hatten.

Auf dem südwestlich unterhalb der Terrasse, welche die Wohnstelle trägt, anschließenden, ganz flach gegen Süden geneigten Gelände wurde ein Graben von 1·3 · 0·7 *m* Fläche gezogen. Er ergab unter 30 *cm* starkem, braunem Waldboden, der einzelne Scherben führte, eine kohlenreiche Kulturschichte von 40 *cm* Stärke, welche über 80 Stück Scherben, zwei Knöchelchen, einige Hüttenlehmbrocken und kleinere Tonknöllchen enthielt. An einem Hüttenlehmstück ist die Beimengung von Häcksel deutlich erkennbar.

Die Scherben gehören fast ausschließlich der älteren Bronzezeit an; an einem Stück zeigt sich das eingestochene Punktornament mit Linie. An einem Tonstückchen sind im Bruche Spuren oxydierter Bronze zu erkennen, woraus im Zusammenhalte mit dem erwähnten Gußkuchenstück auf Schmelztätigkeit am Platze zu schließen ist. Eine Graphittonscherbe aus der oberen Deckschichte gehört der Latènezeit an.

Nach dem Ergebnis dieses Probegrabens darf hier wohl wieder eine älterbronzezeitliche Wohnstelle angenommen werden, welcher Zeitmangels halber nicht mehr weiter nachgegangen werden konnte.

Auf der östlich höher gelegenen kleinen Plateauzunge waren Versuchsgrabungen ergebnislos. Jedoch auf der gegen Nord und Ost steil abfallenden ebenen Terrasse zwischen der untersuchten Wohnstelle und dem „Steinernen Theater", wo wir schon vorher auf einem Steinhaufen einen großen Mahlstein (Napoleonshut) aus Granit gefunden hatten, ergab ein 1·5 × 0·6 *m* weiter Graben bis in 60 *cm* Tiefe, ohne eine deutliche Wohnschichte anzufahren, 11 Scherben, von welchen drei Stück neolithischen Habitus tragen, fünf Stück der Bronzezeit und zwei Graphittonscherben der Latènezeit angehören.

Ein weiterer Graben von 2·1 × 0·6 *m* Fläche in der westlichen Hälfte dieser Terrasse traf jedoch unter 30 *cm* fundleerem Boden eine 32 *cm* starke, dunklere Schichte an, die ziemlich viel Scherben enthielt und auf einer 8 *cm* dicken, schwärzlichen, kohlereichen Schichte aufruhte. Unter den 80 Scherben sind einige neolithisch, die meisten bronzezeitlich, einige hallstättisch und 15 Stück latènezeitlich. Die Lagerungsverhältnisse zeigten sich hier stark gestört.

Wie diese Versuchsgrabungen zeigen, war also der südliche Abschnitt des Hellbrunner Berges seit spätneolithischer Zeit durch die weiteren vorgeschichtlichen Kulturperioden bewohnt.

Aus diesem engeren Siedlungsgebiete führt heute noch ein Pfad zum Südfuße des Berges hinab, woselbst sich eine Quelle befindet. Auf diesem Wege mußten auch die Alten das Wasser geholt haben, da sich auf dem Berge keines findet.

Die Besiedlung des Hellbrunner Berges in vorgeschichtlicher Zeit beschränkt

[1]) P. Reinecke, Altertümer unserer heidn. Vorzeit, Bd. V, Abb. 1 n., S. 395.

sich jedoch keineswegs auf den südlichen Abschnitt allein, sondern verteilt sich, wie wir durch vielfache Scherbenfunde bis zum Nordende des Berges feststellen konnten, so ziemlich auf die ganze Bergoberfläche.

Es kann also schon heute gesagt werden, daß sich der Hellbrunner Berg, was Intensität und Permanenz der vorgeschichtlichen Besiedlung anbelangt, dem 4 *km* entfernten Rainberg in der Stadt Salzburg ebenbürtig an die Seite stellen kann und zu den bedeutenden Höhensiedlungen am nördlichen Alpenrande in vorgeschichtlicher Zeit gezählt werden darf.

Die beschriebenen Funde befinden sich im städtischen Museum C. A. in Salzburg.

Für die finanzielle Ermöglichung der Untersuchungen, welche auch seitens des Bundesdenkmalamtes mit 150 Kronen subventioniert werden, habe ich Herrn Großindustriellen Hans Hatschek in Vöcklabruck den verbindlichsten Dank abzustatten, ferner danke ich Herrn Schloßinspektor Franz Teufl für sein freundliches Entgegenkommen und schließlich meiner Frau Lina für ihre ständige erfolgreiche Mitarbeit.

# Die urgeschichtliche Station im Grädl (Grödl) bei Langenlois-Haindorf, Bez. Krems, N.-Ö.

Von Dr. phil. **Anton Hrodegh** in Schwarzau i. Geb.

(Mit 2 Abbildungen im Text.) [1])

## I. Fundgeschichte.

Von der Pfarrkirche Langenlois führt am Ortsfriedhofe vorbei die Landstraße nach dem südöstlichen Orte Gobelsburg. Etwa in der Hälfte des Weges, nicht ganz 1 *km* von obiger Kirche entfernt, liegt linker Hand auf der Lößflur „Grädl" der Ziegelofen des Baumeisters J. Kargl. Hier stieß man beim Abbau der Lößwände zu wiederholten Malen auf prähistorische und mittelalterliche Funde. Schon, als P. G. Schacherl, Zisterzienser des Stiftes Zwettl, in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Umgebung von Gobelsburg nach urgeschichtlichen Denkmälern absuchte und die Ziegelei noch dem Langenloiser Bürger Weinmann gehörte, wurde von ersterem bei Punkt *a* des Planes (Abb. 1) ein Grab mit Bronzehalsringen behoben. Letztere befinden sich derzeit mit einer gleichfalls aus dem Grädl, jedoch von unbekannter Stelle stammenden konischen schwarzpolierten Henkelschale (Inv.-Nr. 212) im Stift Zwettl. In dieser Zeitepoche wurde wohl auch das Krüglein mit überhöhtem Henkel des Langenloiser Lokalmuseums Inv.-Nr. 397 an näher nicht bekannter Örtlichkeit unserer Ziegelei gefunden. Die zweite Fundepoche fällt in die Jahre kurz vor Ausbruch des Weltkrieges unter dem jetzigen Besitzer J. Kargl und betrifft die Umgebung des Punktes *b* im Plan (Parz. Nr. 280 $_1$, 280 $_2$, 281). Bei *b* wurden die Lausitzer Urne Inv.-Nr. 64 (M. Langenlois) und die fragmentierten doppelkonischen Näpfe z. B. Nr. 398 M. Lois behoben. Die Umgebung des letzteren Ortes ergab zahlreiche Keramikreste der Lausitzer, Junghall-

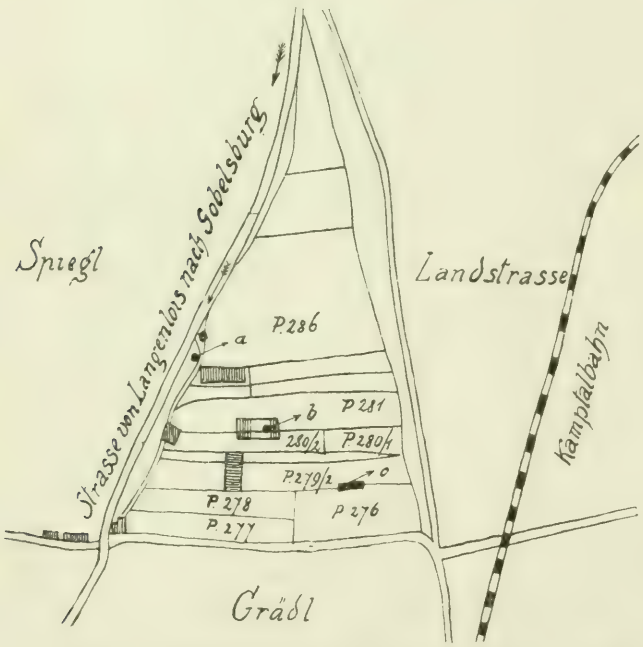



Abb. 1. Plan der Fundstellen im Grädl bei Langenlois-Haindorf. 1:5760.

[1]) Die Klischees wurden in entgegenkommendster Weise vom Bundesdenkmalamte zur Verfügung gestellt, dem hiefür der beste Dank ausgesprochen wird. Die Lichtbilder besorgten in dankenswerter Weise Hochwürden Herr Benefiziat Graf und Herr Lehrer Karl Spitzwieser aus Langenlois.

stätter, frühmittelalterlichen Burgwall- und spätmittelalterlichen Burgenzeit. Vgl. W. P. Z. VI, 1919, S. 57 ff (M. Lois). Nach Beendigung des Weltkrieges setzte im September 1919 eine dritte Fundepoche beim Abgraben der Lößwand längs der Südgrenze von Parz. 279/2 ein. Leider gingen damals die Abbauarbeiten pressant vor sich und die Ziegelarbeiter verständigten die Museumsleitung von Langenlois etwas spät. Ich konnte bei meinen Nachforschungen vom sehr verläßlichen Herrn Lehrer Karl Spitzwieser, Langenlois, nur folgende Fundumstände erfahren:

Die später behandelten schwarzen Spätunjetitzer Urnen waren an verschiedenen Stellen der erwähnten Abbaulinie im Löß eingebettet. Ein ganzes Nest dieser schwarzen Gefäße ergab die Stelle *c* unseres Planes in einer Tiefe von zirka 1 *m*, und zwar unter einer anscheinend geborstenen Felsplatte. Anschließend an die Spätunjetitzer Typen traten hier eine Unmenge Lausitzer Keramikreste wie die großen Schüsseln Nr. 2884, 2883 usw. M. Lois zutage, die den Inhalt einer Töpferabfallgrube der späteren Bronzezeit darzustellen scheinen, welche hier zufällig auf die älteren Unjetitzer Keramiken anstieß.

Ob es sich bei den an verschiedenen Punkten im Löß gefundenen Unjetitzer Formen um Gräber oder Wohngruben handelt, ist derzeit noch zweifelhaft; doch läßt sich die Frage wohl beim weiteren Abbau der südlichen Parz. Nr. 276, 277, 278 lösen. Menschliche Skelettreste haben sich hierorts bei *c* angeblich nicht gefunden, jedoch Aschenreste und kleinere Knochen, was eher auf Wohngruben schließen ließe. Meine Lokalaugenscheinnahme konnte aber weder Estrichlagen noch dunklere Kulturschichten in der Lößwand usw. konstatieren.

Das hier gefundene Spätunjetitzer Ensemble gehört nach Farbe, Paste, Erhaltungszustand und Fundumständen wohl einer ziemlich gleichalterigen Stufe an.

## II. Funde.

Die Funde des „Grädls" gehören, soweit sie rein prähistorisch sind, folgenden Zeitabschnitten an:

*A* der späten Unjetitzer Epoche (Fundstelle *c*);
*B* „ Lausitzer Epoche (Fundstelle *b* und *c*);
*C* „ Junghallstätter Zeit (Fundstelle *b*);
*D* „ frühen La Tène-Zeit (Fundstelle *a*).

**ad A.** Die Spätunjetitzer Urnen unserer Station nehmen eine Zwischenstellung ein zwischen den eigentlichen Unjetitzer Formen, wie sie der Autor z. B. am „Schenkabügl" des „oberen Marktes" von Langenlois konstatierte, und der Lausitzer Keramik. Sie besitzen wie die erstgenannte Gruppe noch den scharfen, typischen Bauchknick und den geschweiften Oberteil, teilen aber mit der Lausitzer Stufe die Vorliebe für Buckelung und Kannelierung. Charakteristisch für unsere späten Unjetitzer Urnen ist die Henkelstellung. Die Henkel sitzen nicht mehr tief wie an den Typen des zeitlich älteren Vollunjetitzer „Schenkabügls", sondern sind aus dem Rande gezogen und meist mit diesem gleich hoch. Nur das an unbekannter Stelle des Grädls gefundene, vorhin erwähnte Krüglein 397 zeigt schon eine Überragung des Henkels über den Gefäßrand, was wohl auf eine jüngere Form innerhalb unseres Ensembles hindeutet. Die Buckelung der Gefäße, welche vereinzelt schon bei den echten, älteren Unjetitzer Formen auftritt, ist in unserem Falle häufig, aber noch unscheinbar und weniger auffällig; sie reift erst in der Lausitzer Kultur zur vollen Blüte. Auch die vereinzelt auftretende Kannelierung treffen wir häufig erst in der jüngsten Bronzezeit und zwar in breiten, seichten und schrägen Mustern.

Nach der Form teilen wir das Spätunjetitzer Material des „Grädls“ in folgende Klassen:

*a)* echte Unjetitzer Topfformen; Oberteil geschweift, Bauchknick tief sitzend, Henkel aber schon hochgestellt, doch den Gefäßrand nicht überragend; Farbe grau bis schwarz poliert.

Inv.-Nr. 2785. M. Langenlois; Töpfchen mit fragmentiertem Rande, H. 8, Mdg.-Durchm. 13.

Inv.-Nr. 2786. Schwarz poliertes Töpfchen, am Rand etwas fragmentiert, H. 5·5, Mdg.-Durchm. 9·5.

Inv.-Nr. 2787. Henkel abgebrochen, Rand fragmentiert, H. 5·5, Mdg.-Durchm. 11.

Inv.-Nr. 2788. Fragmentiert, H. 5, Mdg.-Durchm. 9·5.

Inv.-Nr. 2789. Rand fragmentiert, Henkel abgebrochen, H. 7, Mdg.-Durchm. 10·5.

Abb. 2. Funde vom Grädl bei Langenlois-Haindorf.

Inv.-Nr. 2790. Besonders scharf profiliert, Rand stark beschädigt, H. 6.

Inv.-Nr. 2851. Bauchknick besonders scharf, Henkel fehlt, H. 7, Mdg.-Durchm. 10.

Inv.-Nr. 2852. Stark beschädigt, Henkel fehlt, H. 6.

Inv.-Nr. 2854. Stark fragmentiert, H. 5, Unterteil sphärisch.

Inv.-Nr. 2858. Gut erhalten, H. 6, Mdg.-Durchm. 11.

Inv.-Nr. 2859. Tadellos, H. 6, Mdg.-Durchm. 11, Unterteil fast halbkugelig.

Vgl. die einschlägigen Typen in Abb. 2. Analogien zum „Grädl“ bietet Limberg, z. B. Mus. Eggenburg Inv.-Nr. 8185.

*b)* Gefäße, deren Linie im Profil doppelt gebrochen ist. Die Schweifung des Gefäßoberteiles ist einwärts geknickt, der Bauchteil auswärts (vgl. Abb. 2[8]). Die Abkunft der Form aus dem echten Unjetitzer Typ ist augenscheinlich.

Inv.-Nr. 2853. Fragmentiert, Henkel abgebrochen, H. 7, Mdg.-Durchm. 10·5.

Inv.-Nr. 2857. H. 9.

Inv.-Nr. 2860. Interessantes Exemplar Abb. 2[8]. Oberteil trichterförmig, Unterteil am Knick gebuckelt. Ähnliche Formen gehen von Württemberg, Schwäbische Alb. (vgl. Behrens, Katalog XIII. Taf.) über Niederösterreich (vgl. Krahuletz-Museum Eggenburg, Inv.-Nr. 8234 aus Limberg) bis nach Ungarn (vgl. Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst, Wien 1915, S. 413, mittlere Reihe links, untere Urne), wo sie schon dem Lausitzer Kulturkreis angehören.

Inv.-Nr. 2863. Hals- und Bauchknick unscharf, drei Buckel am Bauchknick sitzend, H. 12, Mdg.-Durchm. 16. Eine Parallele dazu befindet sich gleichfalls im Krah.-Mus. Eggenburg aus Limberg mit vier Buckeln am Bauchknick und falschem Schnurmuster um den Hals.

*c)* Gefäße mit geschweiftem Oberteil, aber stark bauchigem Unterteil; sie sind mit der vorigen Gruppe verwandt, jedoch hat sich der Bauchknick in eine volle Rundung verwandelt.

Inv.-Nr. 2861. 2 Buckel unter der Halslinie, Bauch kanneliert, schwarz poliert, H. 11.

Inv.-Nr. 2862. Der bauchige Unterteil kanneliert, an der Halslinie drei Buckel, Farbe silbergrau (vgl. Abb. $2^{12}$ und $2^{7}$).

Inv.-Nr. 2864. Schwarz polierter, fragmentierter Topf mit Ösenhenkel, Buckel über dem Henkel und mit abgesetztem Fuß.

Inv.-Nr. 2792. Schwarz polierte, fragmentierte Urne von der Form einer Teekanne mit Buckeln an der Halslinie und am geräumigen Bauchwulst, H. 16, Standfl.-Durchm. 9, Länge des Ausgußrohres 9, Ausgußloch-Durchm. 1·3, Umfang des Rohres 9·5 (vgl. Abb. $2^{6}$). Diese singuläre Form hat nach der Aussage Prof. O. Menghins ein Gegenstück aus Sommerein im Besitze des Herrn Verwalters A. Seracsin. Ihr ähnlich, jedoch wohl hallstättisch, ist das Töpfchen mit Ausguß aus Hadersdorf (Krah.-Mus. Eggenburg Nr. 8148). Unser seltener Typus deutet möglicher Weise auf Einfluß vom Mittelmeergebiete, wo die Kamaresvasen und spätere Typen des bronzezeitlichen Griechenlands (z. B. Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst, 1915, Seite 327) häufig Ausgüsse aufweisen.

*d)* Das von mir im Aufsatze: Beitrag zur Urgeschichte des Loistales W. P. Z. 1919, S. 60, unter Lausitzer Keramik Nr. 4 erwähnte Krüglein mit über dem Mundsaum hochgezogenen Henkel, starker Bauchung und schräger Kannelierung, Nr. 397 M. Lois, setze ich hier unter die jüngste Fazies unserer eben behandelten Spät-unjetitzer Gruppe. Parallelen mit über den Rand des Gefäßes emporgezogenen Henkeln besitzen wir aus Herzogenburg (vgl. Jahrbuch der Z. K 1906, IV, S. 59, Dr. Bayer J.). Letztere sind um eine Kleinigkeit jünger als das Gros der Unjetitzer Keramik aus dem „Grädl". Unser Gefäß mit dem hochgezogenen Henkel und den Kannelierungen, die kannelierten Gefäße Nr. 2861, 2862, eines davon von jener silbergrauschwarzen Farbe wie die von Herzogenburg bilden eine Brücke zwischen beiden Stationen. Hochhenkelige Typen zeigen außerdem noch Thürnthal bei Fels und Leobersdorf. Vom letzteren Orte besitzt ein Gefäß bereits jene schöne, im Halbkreis umrahmte Buckelung, die uns die Nähe der Lausitzer Kultur anzeigt.

*e)* Die konische Schale Inv.-Nr. 2791 (schwarz poliert, H. 6, Mdg.-Durchm. 15) und die kleine doppelkonische Vase mit scharfer Bauchkante, schwarz poliert, Bauch-Durchm. 7, Nr. 2855, nähern sich wohl ebenfalls schon den konischen und doppelkonischen Formen der jüngsten Bronze- und ältesten Hallstattzeit, haben aber ihre Vorläufer auch schon in der Vollunjetitzer Epoche.

*f)* Von den zwei schwarzen Schüsseln mit ausladendem Mundsaum, geschweifter Wandung und abgesetztem Fuß hat die eine 3 (einst 4) die Halseinschnürung überspannende und einen unsymmetrisch unter derselben sitzenden Henkel. Inv.-Nr. 2883, 2884, M. Lois.

*g)* Tonlöffel aus Fundort *b*. Diese ähneln solchen aus der Epoche der bemalten Keramik, sind aber schwarz poliert, stärker als jene und besitzen eine ebene Standfläche. Im Eggenburger Museum findet sich ein Gegenstück aus Röschitz (Ziegelofen); ein schwarzer, fast kreisrunder Tonlöffel befindet sich dort unter Nr. 9076 aus Groß-Weikersdorf.

**ad B.** Das Lausitzer Keramikmaterial, das seinerzeit in den Parzellen $280/_1$, $280/_2$, 281 gefunden worden war und von mir in W. P. Z. 1919, S. 60, behandelt

wurde — Abb. 2[13 und 15] zeigt davon die Urne Nr. 398 und Nr. 64 Museum Lois — wurde seitdem durch zahlreiche Scherbenfunde im September 1919 auf den Parzellen 276 und 279 $_2$ bereichert. Die diesbezüglichen Fragmente zeigen wie die beiden in Abb. 2[13 und 15] abgebildeten Urnen aus früherer Fundzeit Spuren von einstiger schwarzer Färbung, die aber, weniger dauerhaft als die der Unjetitzer Typen, derzeit besonders an der Außenfläche meist abgescheuert ist, so daß die Gefäße außen rötlich, innen noch dunkel erscheinen. Unter dem neu dazugekommenen Materiale finden sich schöne, typische Lausitzer Buckel mit ringsumlaufender Kannelierung, und vielfach die bekannte seichte, breite und rauhe Kannelierung der Topfwände, wie wir sie auf der Urne Abb. 2[15] ersehen. Einmal vertritt die Stelle des Buckels ein aufgelegter Reliefkranz mit eingedrückten Fingertupfen, wie auch sonst Fingertupfenleisten einfach oder girlandenartig um die Gefäßschultern laufen; halbierte Buckel, die wie in der älteren Bronzezeit an der Schulterlinie des Gefäßes saßen, sind häufig; usw.

An Henkeltypen finden sich gewellte, glatte Tunnelhenkel, ähnlich den Fingern der geschlossenen Hand, zirka 6 *cm* breite, aus dem Gefäßrand gezogene Bandhenkel, getupfte Lappenhenkel usw.

Die dunkle Färbung der Lausitzer Typen, ihre Buckelung und Kannelierung, die Profilierung mancher Gefäße — die Urne Abb. 2,[15] zeigt noch deutlich die charakteristische Doppelknickung der Profillinie und den geschweiften Halsteil der Jungunjetitzer Typen, hat aber schon das schnabelartig geformte, oben auswärts und unten einwärts geschweifte Bauchprofil der echten Lausitzer Typen, z. B. Mährens und Tirols (cfr. Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst, 1915, Seite 417) — schließlich die enge Verbindung beider Keramikgattungen im selben Terrain stützen hier die Vermutung des genetischen Verhältnisses zwischen Unjetitzer und Lausitzer Keramik.

**ad C.** Einige schwarz-rot bemalte Scherben des „Grädls" sind wohl junghallstättisch.

**ad D.** Vor Jahren behob P. G. Schacherl, damals Pfarrverweser in Gobelsburg, nahe der südwestlichen Ecke von Parz. 286 neben der Straße von Langenlois-Gobelsburg ein, wie sein im Zwettler Stiftsmuseum hinterlassenes Inventar besagt, „Frauengrab", also wohl eine Skelettbestattung; die Beigaben, die sich im obgenannten Stifte befinden, bestehen aus zwei typologisch interessanten, in Niederösterreich zurzeit singulären Halsringen. Der eine, Inv.-Nr. 146, besitzt eine Lichte von 25·5 *cm* und hat an den Enden zwei geschlossene Ösen und an der Scheitelhöhe drei seitlich plattgedrückte Knoten, deren mittlerer größer ist als seine zwei Nachbarn. Der kleinere Halsring, Inv.-Nr. 147, mit einer Lichte von 15·5 *cm* zeigt an dem einen Ende eine Öse wie Nr. 146, am zweiten ein seitlich hakenartig abstehendes Knöpfchen und mehrere Glieder eines Verbindungskettchens der beiden Ringenden.

Diese seltenen Halsringe aus Bronze gehören wohl der frühesten La Tène-Zeit von Niederösterreich an. Schliz bildet solche Ringe mit einer geschlossenen Öse und gegenstehendem kleinen Haken aus Württemberg ab (Urgeschichte Württembergs, S. 130, Cannstatt). P. Goessler (Die Altertümer des Oberamtes Blaubeuren, Eßlingen a. N. 1911, S. 32, Abb. 9$_2$) gibt die Abbildung eines dem unseren völlig entsprechenden Stückes, bei dem auch noch der die Ösen verbindende Drahtring erhalten ist.

Zusammenfassung.

Die Bedeutung der reichen Fundstation Grädl liegt darin, daß sie die Kenntnis der bronzezeitlichen Keramik in Niederösterreich vertieft und mit Jungunjetitzer Formen zum Teil singulärer Natur (Teekannenform) bereichert. Bisher in Niederösterreich unbekannt sind auch die in Süddeutschland vorkommenden Ösenringe aus Bronze der früheren La Tène-Zeit. Langenlois am Kamp bietet somit ein wichtiges Feld für das Studium bronzezeitlicher Keramik in Niederösterreich. Wir haben:

1. Unjetitzer Keramik vom Schenkabügl. Die Gefäßhenkel, die in den späteren zwei Phasen immer höher emporrücken, sitzen hier noch tief und zwar über der typischen Bauchkante oder unter der Schulterkante.
2. Jungunjetitzer Keramik:
   *a)* ältere Phase mit nicht überhöhten, jedoch schon aus dem Gefäßrande gezogenen Henkeln und Buckeln aus dem Grädl;
   *b)* jüngere Phase mit überhöhtem Henkel, Kannelierungen und silbergrauer Farbe aus dem Grädl.
3. Lausitzer Keramik aus dem Grädl mit Buckeln, Kannelierungen und dunkler, stark abgescheuerter und sodann ziegelroter Farbe; typologisch mit den Unjetitzer Töpfen verwandt.

# Das erste neolithische Grab in Österreich südlich der Donau.

Von **J. Bayer** in Wien.

An der Reichsstraße zwischen Hankenfeld und Saladorf (G.-B. Atzenbrugg, N.-Ö.) ist die Hochterrasse der Perschling auf eine kurze Strecke hin in ihrer ursprünglichen Höhe erhalten und bildet so eine kleine, gegen die Talebene vorspringende Anhöhe. Sie ist hier in zwei Schottergruben aufgeschlossen, in welchen ich schon seit einiger Zeit prähistorische Spuren beobachtete und zwar zeigte sich in der gegen Saladorf gelegenen eine fundarme vorgeschichtliche Feuerstelle nicht genau bestimmbaren Alters, in der Hankenfeld näher gelegenen eine Anzahl prähistorischer Scherben ohne nähere Altersmerkmale.

Hier bemerkte ich im Januar d. J. an einer nahe der Reichsstraße gelegenen Stelle menschliche Knochen, deren Bloßlegung von oben erkennen ließ, daß es sich um ein Skelettgrab handle, dessen östlich gelegener Teil mit dem Schädel bereits fehlte; er war beim Schotterabgraben herabgefallen und nur der nach Westen liegende Skeletteil, bestehend aus einigen Rückenwirbeln, dem Becken und den Beinen, befand sich noch in situ.

Das Grab lag in einer etwa 0·6 *m* tiefen und 0·5 *m* breiten, im unteren Teile bereits in den Schotter eingesenkten Mulde, welche mit gemischtem Material (Schotter und Humus) ausgefüllt war; die höchstaufragenden Knochen waren nur 0·4 *m* unter der Grasnarbe.

Die Freilegung ergab deutlich die Bestattung als „liegender Hocker", denn die Beine waren stark hinaufgezogen. Das Skelett war auf die rechte Seite mit dem Schädel im Osten gebettet. Zwischen Becken und Oberschenkelknochen lag, mit der konvexen Fläche nach oben, eine flache (obere) Schale von Spondylus gaederopus L.[1]) mit drei künstlich gebohrten Löchern. Sonstige Beigaben waren nicht vorhanden, dagegen fanden sich im Material des Grabes einige wenige Gefäßbruchstücke, deren zwei für die Altersbestimmung ausschlaggebend sind und zwar ein Randstück von einem wahrscheinlich bombenförmigen Gefäße mit eingeritzter Spiralverzierung und einer Scherbe mit Strich- und Punktornament. Diese typisch neolithischen Scherben zeigen auch das charakteristische Tonmaterial dieser Zeit.

Diese Gefäßbruchstücke lassen unzweifelhaft erkennen, daß hier ein Grab aus der vollneolithischen Zeit (Spiralmäanderkeramik) vorliegt. Es ist meines Wissens die erste neolithische Sepultur, welche bis jetzt im ostalpinen Gebiete südlich der Donau gefunden wurde, was um so mehr wundernehmen muß, als neolithische Siedlungsfunde hier keineswegs selten sind.[2]) Das Mißverhältnis wird wohl nur ein zufälliges sein und wir dürfen auch bei uns die Entdeckung neolithischer Gräberfelder erwarten. Auch bei Hankenfeld scheint

[1]) Nach freundlicher Bestimmung durch Herrn Hofrat Dr. Rudolf Sturany.

[2]) Auch in der nächsten Umgebung des Grabes, so bei Ober-Kilting, Lang-Mannersdorf, Atzenbrugg und Rust, sämtlich an der Perschling.

es sich nicht um ein vereinzeltes Grab zu handeln, sondern um ein Gräberfeld, denn meine Nachfragen ergaben, daß beim Schotterabgraben ganz in der Nähe dieses Grabes schon um 1909 mehrere Skelette gefunden wurden, die mutmaßlich derselben Zeit angehört haben. Leider ist von ihnen nichts mehr erhalten.

Da an der Fundstelle längere Zeit nicht gearbeitet worden war und unterhalb des Grabes ein beträchtlicher Schuttkegel von humusgemischtem Schottermaterial lag, durfte ich hoffen, hier von dem fehlenden Skeletteil noch etwas anzutreffen. Tatsächlich fanden sich noch zahlreiche Knochen und konnte auch etwa die Hälfte des Schädels und der größte Teil des Unterkiefers geborgen werden.

Über diese Skelettreste äußert sich J. Szombathy, welcher sich der Mühe ihrer Restaurierung unterzog, wie folgt:

„Das Skelett zeigt einen erstaunlich guten Erhaltungszustand der Knochensubstanz. Die einzelnen Knochen sind aber durchwegs zerbrochen, vielfach mit frischen Bruchflächen und nicht ein einziger derselben ist so vollständig wiederherzustellen, daß er regelrecht gemessen werden könnte. Vom Schädel sind nur größere aneinander schließende Teile des Stirnbeines, des rechten Scheitelbeines, des Hinterhauptbeines und des rechten Schläfenbeines sowie größere Bruchstücke des Unterkiefers erhalten. Das aus den Stücken zusammengefügte Schädelgewölbe ergibt das Bild eines ziemlich dickwandigen dolichokephalen Schädels, dessen Längenbreitenindex zwischen 74 und 75 liegen dürfte. Die steil aufsteigende, mit starker Krümmung in den Scheitelbogen übergehende Stirne ist als weibliches Merkmal zu werten. Die Schädelnähte sind offen, die im Unterkiefer erhaltenen Zähne im Beginne der Abschleifung der Kauflächen. Man kann demnach das Lebensalter des Individuums als „adultus“ (etwa zwischen 25 und 30 Jahren) einschätzen. Die langen Knochen sind nicht groß und nicht sehr kräftig und lassen, mit meßbaren Knochen verglichen, auf eine Körperhöhe von 160 bis 165 *cm* schließen.“

Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich die fehlenden Skeletteile im Abraum noch vorfinden. Um etwa noch vorhandene Gräber zu retten, bevor sie den Schotterarbeiten zum Opfer fallen, beabsichtige ich, mit gütiger Erlaubnis des Grundeigentümers Herrn Stefan Mendl in der nächsten Umgebung des Grabes, wo sich oberflächlich schon einige Silices gefunden haben, eine Nachgrabung zu veranstalten.

# Spaniens Bedeutung für die Diluvialchronologie.

Von **J. Bayer** in Wien.

Der Frage der Einreihung der altsteinzeitlichen Kulturstufen in den quartärgeologischen Rahmen konnte bis jetzt nur auf west- und mitteleuropäischem Boden mit Aussicht auf Erfolg nähergetreten werden, da anderwärts die Voraussetzung zur Aufstellung einer Diluvialchronologie, das ist eine genügende Anzahl durch systematische Grabungen gewonnener Profile, womöglich mit sich zeitlich überschneidenden Superpositionen, noch nicht in zureichendem Ausmaße gegeben war.

Das gilt auch von den drei europäischen Südhalbinseln, von welchen bisher nur für Italien der Versuch einer chronologischen Zusammenfassung vorliegt, auf welche später noch zur Ergänzung des Gesamtbildes zurückzukommen sein wird.[1])

Dagegen läßt uns die Balkanhalbinsel bis jetzt mit paläolithischen Funden fast ganz im Stich und kommt daher für die Chronologiefrage vorläufig gar nicht in Betracht, aber auch von der Iberischen Halbinsel, deren Reichtum an Kulturresten des Eiszeitalters schon seit langem bekannt ist, war bislang ein klares Bild über die Abfolge der Kulturstufen und ihr Verhältnis zu den geologischen Zeitabschnitten mangels methodischer Untersuchungen nicht zu gewinnen.

Um so erfreulicher ist es, daß jüngst H. Obermaier durch die Arbeiten einer Reihe hervorragender Fachleute der iberischen Halbinsel und nicht zuletzt durch eigene systematische Grabungen in Stand gesetzt wurde, eine zusammenfassende Studie über die Paläolithfunde und Fundverhältnisse Spaniens zu veröffentlichen,[2]) welche es endlich ermöglicht, auch dieses Land für die bedeutsame Chronologiefrage heranzuziehen. Die Lage Spaniens bringt es mit sich, daß dabei diesem Lande eine geradezu entscheidende Bedeutung zukommt, wie ich im folgenden zeigen werde, indem sich erstens durch Vergleich der dortigen Ergebnisse mit den für West- und Mitteleuropa aufgestellten Chronologiesystemen herausbringen läßt, welches das Richtige ist, und zweitens aus der dann sichtbar werdenden Tatsache, daß die einzelnen Kulturstufen im Norden und Süden nicht ganz gleichzeitig auftreten, eine Reihe für die Erkenntnis des ältesten Kulturverlaufes höchst wichtiger Schlüsse resultieren.

Wir werden also die drei grundsätzlich verschiedenen chronologischen Aufstellungen für Mittel- und Westeuropa, vertreten durch Penck[3]), Boule und Bayer, die ich als bekannt voraussetzen darf, dem sicheren chronologischen Ergebnis von

[1]) A. Mochi, „La succession des industries paléolithiques et les changements de la faune du pleistocène en Italie", Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques, Genève 1912, T. I, 255—276.

[2]) Das Paläolithikum und Epipaläolithikum Spaniens, Anthropos, Bd. XIV/XV, 1919/1920, S. 143—179.

[3]) Die Varianten des Penckschen Systems (Hauser, Wiegers, Werth usw.) basieren alle auf dessen unrichtiger geologisch-paläontologischer Grundlage, verdienen daher keine weitere Berücksichtigung.

der iberischen Halbinsel gegenüberstellen. Wenn wir dabei zu wesentlich anderen Ergebnissen gelangen, wie der genannte ausgezeichnete und unermüdliche Forscher, so ist das in erster Linie auf die bekannten gegensätzlichen Anschauungen in der Frage der Chronologie West- und Mitteleuropas zurückzuführen.

## Die sicheren chronologischen Daten Spaniens.

Von den ziemlich zahlreichen Profilen, die Obermaier mitteilt, ist wegen seines Schichtenreichtums und seiner systematischen Erforschung wohl das wichtigste das der Höhle Castillo bei Puente Viesgo (Provinz Santander), welcher Platz in mehrjähriger Arbeit von Obermaier, Wernert und Breuil erschlossen wurde und die aus der Tabelle S. 57 ersichtlichen Schichten aufweist. Besonders wichtig ist, daß hier über den Platz der Eiszeiten und der letzten Zwischeneiszeit gar kein Zweifel bestehen kann, da sie durch zwei Renhorizonte und einen dazwischenliegenden Rhinoceros Merckii-Horizont vollständig einwandfrei repräsentiert sind. Das vorletzte Interglazial liegt in der Höhle nicht vor, denn die ältesten menschlichen Spuren an der Höhlenbasis gehören dem älteren Renhorizont an, also der Riß-Eiszeit. Obermaier vermerkt hier „Herde mit atypischen Steingeräten", welche er dann in einer Chronologie-Tabelle[1]) als „kaltes Chelléen" interpretiert.

Dem letzten Interglazial, dessen warme Fauna durch Rhinoceros Merckii charakterisiert wird, entspricht hier ein „Altacheuléen, Moustérien und mittleres Aurignacien". Diese Lagen der beiden letztgenannten Kulturstufen wird durch einige andere Fundorte einwandfrei bestätigt.

Dem oberen Renhorizont, also der Würm-Eiszeit, gliedert sich ein oberes Aurignacien, Solutréen und unteres Magdalénien ein, während bereits mit rezenter Fauna oberes Magdalénien und Azilien erscheinen.

Auch für die Lage dieser Kulturstufen liegen noch anderwärtige Bestätigungen im Lande vor.

Es gelingt also hier, trotzdem, wie Obermaier hervorhebt, „in Spanien paläolithische Fundstätten noch nie in unmittelbarem Zusammenhang mit glazialen Ablagerungen gefunden wurden", ganz einwandfrei, auf Grund der Fauna die Kulturstufen mit voller Sicherheit mit den geologischen Hauptabschnitten zu parallelisieren.

Mit Hilfe dieses sicheren Ergebnisses aus Spanien ist nun festzustellen, welches der drei für West- und Mitteleuropa aufgestellten Chronologiesysteme das richtige ist. Dies wird aus der Probe hervorgehen, die wir auf die Weise machen wollen, daß jede Kulturstufe und ihre Einreihung in West- und Mitteleuropa mit der spanischen Chronologie verglichen wird. Zunächst soll aber nur von der Chronologie allein die Rede sein, und erst nach Feststellung, welche die richtige ist, wollen wir die Schlüsse aus den Unterschieden ziehen.

## Vergleich der drei Chronologiesysteme West- und Mitteleuropas mit dem kombinierten Profil Spaniens.

Wir beginnen mit dem **Chelléen.** Stationen des Prächelléen sind bisher nicht bekannt. Torralba ist nach Obermaier nicht „la plus ancienne station

[1]) a. a. O. S. 178.

humaine de l'Europe", wie Marquis de Cerralbo[1]) geglaubt hat, sondern jüngeres Chelléen. Ist es in Spanien auch nicht stratigraphisch festgelegt, so gestattet doch das Profil von Castillo sichere Rückschlüsse auf seine chronologische Stellung. Da hier nämlich das letzte Interglazial mit Alt-Acheuléen beginnt, bleibt kein Platz mehr für die lang dauernde Stufe des Chelléen. Dies würde sich positiv beweisen lassen, wenn die Rißkultur, die in Castillo vor dem Alt-Acheuléen liegt, bestimmbar wäre, was aber leider nicht der Fall ist, da die Herde der Riß-Eiszeit nur atypisches Material geliefert haben.[2]) Da auch sonst in Spanien das Chelléen nicht chronologisch fixierbar ist, läßt sich also seine stratigraphische Stellung nicht unzweifelhaft erweisen, aber ein später zu besprechendes Moment, das Erscheinen des Mittel-Aurignacien im letzten Interglazial schließt es ganz aus, daß das klassische Chelléen, wie es in Gesellschaft der Antiquusfauna in Frankreich und Spanien auftritt, in das letzte Interglazial fällt, da Chelléen und Mittelaurignacien in West- und Mitteleuropa einwandfrei sicher durch eine Eiszeit getrennt sind und derartig große Verschiedenheiten bei der Nachbarschaft zwischen Frankreich und Spanien einfach undenkbar sind. Man stelle sich nur vor: In Frankreich Chelléen und Acheuléen, in Spanien Alt-Acheuléen, Moustérien und Mittel-Aurignacien in einer und derselben warmen Epoche. Wir werden sehen, daß es sich eben auch beim Alt-Acheuléen und Moustérien Spaniens nicht um Äquivalente der klassischen synonymen Kulturen, sondern um eine viel spätere Kulturerscheinung handelt.

Obgleich also die Stellung des Chelléen durch Spanien nicht stratigraphisch festgelegt erscheint, geht aus den obigen Erwägungen hervor, daß es auch hier nur dem vorletzten Interglazial eingegliedert werden kann.

Das harmoniert nicht mit dem System Boule-Obermaier (Chelléen-Riß-Würm-Interglazial) und letzterer sieht sich gezwungen, die atypische Industrie an der Basis von Castillo als „kaltes Chelléen" zu interpretieren, das nach seiner Meinung hier dem warmen Chelléen vorausgeht. Daß es das nicht gibt, lehrt der klassische Boden Frankreichs, wo im Gegenteil klar zu sehen ist, daß das Chelléen mitten in ein sehr warmes Interglazial mit einer ausgesprochen zwischeneiszeitlichen Tierwelt fällt, ohne daß ihm ein kaltes Chelléen vorausgeht. Das sind also unter der Annahme Riß-Würm = Chelléen unlösbare Widersprüche. Nimmt man dagegen Chelléen = Mindel-Riß, so wird dieses „kalte Chelléen" einfach die rißeiszeitliche Fortsetzung des warmen, welches hier im Süden aus später zu besprechenden Gründen in dieser Zeit noch nicht die Umwandlung zum Moustérien durchgemacht hat. Wenn man es also schon „kaltes Chelléen" nennt, so ist gegenüber Obermaier festzustellen, daß es sich um ein Postchelléen, nicht um ein Prächelléen handelt.

Wie unhaltbar die Annahme des Chelléen = Riß-Würm ist, geht auch dann hervor, wenn man im Sinne Obermaiers annehmen wollte, das Chelléen wäre in Castillo nur zufällig nicht vorhanden, denn es müßte dann hier doch vor dem Alt-Acheuléen, also ganz zu Beginn des letzten Interglazials

[1]) Congrès international, d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques, Genève 1912, T. I, S. 277—290.

[2]) Schon die Tatsache, daß hier „Herde" vorliegen, spricht dagegen, daß hier ein älteres Niveau vorliegt als das Chelléen Frankreichs, denn Feuerstellen aus der Zeit vor dem Chelléen sind bisher nirgends bekannt geworden.

stehen, was besagen würde, daß es in Spanien früher gewesen sei, als in Frankreich.[1])

Für die Obermaiersche Reihenfolge: Prächelléen = Mindel-Riss-Interglazial, kaltes Chelléen = Riß, warmes Chelléen = Riß-Würm-Interglazial liegt also nirgends eine stratigraphische Begründung vor, sondern Prächelléen und Chelléen gehören zweifellos einer und derselben Zwischeneiszeit an, mit dem Unterschied, daß die Fauna des ersteren noch sehr altertümliche Formen aufweist, also einem beträchtlich älteren Abschnitte desselben Interglazials angehört. Aber eine glaziale Fauna schaltet sich zwischen beide nirgends ein, auch nicht in Spanien.

Ein weiterer Beweis dafür, daß das Chelléen in Spanien nicht ins letzte Interglazial fällt, wird auch durch die letztinterglaziale Fauna dieses Landes erbracht, welche vornehmlich durch Rhinoceros Merckii charakterisiert ist, wogegen das Charaktertier des Chelléen in Frankreich, der Altelefant, selten zu sein scheint.[2])

Bei der Länge und Intensität des Chelles-Interglazials kann man für dieses Fehlen nicht gut die nördliche Lage der Fundorte als Erklärung ins Treffen führen, zumal mit dem Chelléen von Torralba trotz der hohen Lage des Fundortes die klassische Chelles-Fauna erscheint, die Übereinstimmung mit Frankreich also erwiesen ist. Der spanische Rhinoceros-Merckii-Horizont ist für den Chelles-Horizont zu kurz und zu kühl. Bezüglich des Chelléen stimmt also der spanische Befund mit der Boule-Obermaierschen Chronologie nicht überein und Obermaier hat sich bereits genötigt gesehen, diese Kultur bis in die Riß-Eiszeit zurückzuverlegen.

Sehen wir uns die nächste Kulturstufe an.

Das **Acheuléen** erscheint in der Höhle Castillo im letzten Interglazial, wo es auch im Chronologie-System Boule eingereiht ist; aber während ihm dieses seinen Platz in der Endphase des Interglazials einräumt (Übergangszeit zur Würm-Eiszeit), tritt es in Spanien als älteste Kultur dieser Zwischeneiszeit auf, das heißt es müßte beträchtlich früher in Spanien als in Frankreich gewesen sein, und zwar noch vor dem mittelinterglazialen Chelléen in Frankreich, was wieder bei der Nähe der beiden Gebiete als ganz ausgeschlossen zu bezeichnen ist.

Sträuben sich schon diese beiden Kulturstufen gegen die Einreihung der französischen Schule, so ist geradezu vernichtend für das System Boule vorerst einmal das Erscheinen des **Moustérien** im letztinterglazialen Horizont Spaniens mit der Rhinoceros Merckii-Fauna.

Wie kann hier in Südeuropa mitten im letzten Interglazial mit warmer Fauna das Moustérien erscheinen, welches nach Boule-Obermaiers System in Mittel- und Westeuropa in die Würm-Eiszeit fallen soll? Das wäre nur unter der Annahme denkbar, daß das Moustérien sich von Süden nach Norden ausgebreitet habe, also in Spanien bereits mitten im Riß-Würm-Interglazial war, während es erst in der letzten

[1]) Bei Obermaiers Annahme, „daß diese Kulturstufe von Süden her auf dem Mediterranwege nach dem Westen unseres Kontinents gelangte" (a. a. O. S. 145), wäre das allerdings möglich, bisher kennt man aber geologisch ältere Altpaläolithstationen als in Westeuropa nicht und die klimatischen Verhältnisse im Mindel-Riß-Interglazial machen eine Ausdehnung des Chelles-Bereiches bis Mittelafrika aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil die Sahara damals zweifellos mindestens in ebenso großem Umfange Wüste war wie heute. Es ist daher wahrscheinlich, daß zum ältesten Chellesgebiete nur der gebirgige Norden Afrikas gehörte und dieser Erdteil nicht Ausgangsgebiet für die Chelles-Kultur war.

[2]) Obermaier erwähnt z. B. von Castillo nur einen isolierten Milchmolaren aus dem Moustérien.

Eiszeit nach dem nördlicheren Europa vorgedrungen wäre. Da nun aber Obermaier für das Moustérien eine nördliche Herkunft annimmt[1]), muß das Moustérien in West- und Mitteleuropa früher gewesen sein als in Spanien, das heißt vor dem letzten Interglazial, und da es nördlich der Pyrenäen mit glazialer Fauna erscheint, muß es hier der Riß-Eiszeit gleichgesetzt werden, mit welchem Resultat der einwandfreie Befund von Markkleeberg bestens übereinstimmt. Die letztinterglaziale Lage des Moustérien in Spanien beweist also allein schon die Unhaltbarkeit der französischen Chronologie.

Aus den gleichen Gründen ist die späte Einreihung des Moustérien nach F. Wiegers unhaltbar. Wie steht es nun mit dem System Penck?

Haben wir etwa hier das „warme Moustérien", mit welchem Penck sein letztes Interglazial ausfüllt? (Ilmtalpaläolithikum usw.) Nein!

Dieses warme Moustérien hier im Süden ist keinesfalls korrespondierend mit dem Taubacher Horizont, wie archäologisch und paläontologisch zu erweisen ist; archäologisch, weil die Typologie nicht erlaubt, die Ilmtalfunde als Moustérien zu interpretieren, paläontologisch, weil die Fauna der Ilmtalstationen einen wärmeren Einschlag aufweist, wie die von Castillo, während doch nach der Lage der Orte gerade das Umgekehrte der Fall sein müßte.

Wir sehen also, daß das letztinterglaziale Moustérien Spaniens mit dem Penck'schen vermeintlichen „warmen Moustérien" nichts zu tun hat und hier keinesfalls eine Bestätigung für dieses System gefolgert werden kann.

Nun wird man einwenden, daß die Chronologie Spaniens aber auch mit meinem System nicht vereinbar ist, welches ja in der letzten Zwischeneiszeit nur das Aurignacien einstellt. Zur Behandlung dieses Punktes ist die vorherige Erörterung der Stellung der jüngeren Kulturstufen im spanischen Profil unerläßlich.

Bevor ich daher auf obige Frage eingehe, wollen wir vorerst die Situation der jungpaläolithischen Kulturstufen unter vergleichender Gegenüberstellung des französischen Systems und des spanischen Ergebnisses betrachten und gelangen zunächst zum zweiten für die Chronologie Boules vernichtenden Faktum, dem Erscheinen des Mittel-Aurignacien auf spanischem Boden in der warmen Phase des letzten Interglazials.

Da Boule-Obermaier bekanntlich das Aurignacien und die späteren Stufen in West- und Mitteleuropa von der letzten Eiszeit an im Postglazial erscheinen lassen, in Spanien aber an mehreren Orten,[2]) also verbürgt, bereits das Mittel-Aurignacien mit Rhinoceros Merckii im letzten Interglazial auftritt, müßte angenommen werden, daß das Aurignacien von Spanien aus ungemein langsam nach West- und Mitteleuropa vorgedrungen wäre, so zwar, daß in Spanien bereits das Mittel-Aurignacien herrschte, während in Frankreich noch etwa das Acheuléen blühte und daß in Spanien bereits das Solutréen war, als in Frankreich erst das Moustérien war und das älteste Aurignacien[3]) auftrat usw. Das Vordringen von Süden nach Norden wäre so langsam gewesen, daß z. B. das Mittel-Aurignacien zu diesem kurzen

[1]) A. a. O. S. 146.

[2]) Obermaier erwähnt außer Castillo die Höhle Arnero bei Posada und die Cueva de Conde bei Tuñón (beide in der Provinz Asturias).

[3]) Vgl. Obermaier, Chron. Tabelle, a. a. O. S. 174, Stellung des unteren Aurignacien in der Würm-Eiszeit.

Wege von der Wärmeperiode des letzten Interglazials an über die ganze letzte Eiszeit bis in die Nacheiszeit gebraucht hätte.

Ist das bei den paar Kilometern von Nordspanien nach Südfrankreich schon gänzlich ausgeschlossen und offenbart sich aus dieser Sachlage schon klar die Unhaltbarkeit der französischen Aufstellung, so kommt noch dazu, daß das Aurignacien sicher von Norden nach Süden vorgedrungen ist und nicht umgekehrt, wie ja auch Obermaier, meiner 1918 ausgesprochenen Ansicht[1]) folgend, jetzt annimmt.[2])

Für das frühere Erscheinen des Aurignacien in West- und Mitteleuropa spricht ja auch, daß in Spanien kein Alt-Aurignacien vorliegt. Während des Alt-Aurignacien in West- und Mitteleuropa waren eben im Süden noch die Faustkeilindustrien und erst während des Mittel-Aurignacien überschritt die jungpaläolithische Rasse im letzten Interglazial die Pyrenäen, um bis nach Nordafrika vorzudringen. Doch davon später.

Spaniens Mittel-Aurignacien im letzten Interglazial erweist mithin abermals die Unrichtigkeit der Aufstellung Boule-Obermaiers, Wiegers, Soergels usw., mit einem Worte aller Chronologien, welche das Jungpaläolithikum vom Aurignacien an in die letzte Eiszeit und Nacheiszeit versetzen.[3]) Dies gilt von allen Systemen mit Ausnahme des meinigen, wo das Aurignacien am weitesten zurückdatiert erscheint.

Dasselbe gilt vom oberen Aurignacien, Solutréen und Alt-Magdalénien, welche drei Phasen sich in Castillo in die letzte Eiszeit einordnen, während sie nach Boule-Obermaier in die postglaziale Achenschwankung usw., also in die Nacheiszeit fallen sollen. Dabei ist immer zu berücksichtigen, daß der Abstand dieses Tatsachenbefundes von der Annahme der französischen Schule noch durch die nördliche Herkunft des Jungpaläolithikums vergrößert wird, mit anderen Worten, daß zu erwarten ist, daß diese Kulturen im Norden eher etwas früher als im Süden aufgetreten sind.

Auch sie sprechen also gegen die Aufstellung Boules. Wir haben somit gesehen, daß die Anwendung der spanischen Chronologiedaten auf die Systeme Boule und Penck die Unrichtigkeit des ersteren in bezug auf die Einreihung sämtlicher Kulturstufen vom Chelléen bis Magdalénien, die Unhaltbarkeit des letzteren für das „warme Moustérien“ und für die Stellung des Aurignacien ergeben hat.

---

[1]) A. a. O. S. [6]

[2]) A. a. O. Fig. 7.

[3]) Daraus erhellt abermals auch die Unhaltbarkeit der Penck'schen Aufstellung mit dem Aurignacien erst in der kalten Schlußphase des letzten Interglazials und vorangehendem warmen Moustérien; denn wenn das Aurignacien in West- und Mitteleuropa überhaupt erst am Ende des Riss-Würm-Interglazials mit arkto-alpiner Fauna erschienen wäre, wie Penck annimmt, wie könnte es dann im südlicher gelegenen Spanien bereits als Mittel-Aurignacien im Höhestadium dieses Interglazials auftreten? Diese Tatsache des frühen Erscheinens des Aurignacien in Spanien beweist aber indirekt auch, daß Pencks „warmes Moustérien“, Wiegers „Micoquien“ usw. nicht existiert, denn das hochinterglaziale Mittel-Aurignacien in Spanien verlangt unbedingt ein entsprechend früheres Erscheinen des Aurignacien in Frankreich, so daß dann für ein „warmes Moustérien“ im Riß-Würm-Interglazial kein Platz bleibt.

Wir wollen nun mit dem von mir 1912 auf dem internationalen Kongreß in Genf veröffentlichten Diluvial-System die Probe auf Spanien machen.

## Meine Diluvial-Chronologie und Spanien.

Wenn man das spanische Ergebnis mit meiner für West- und Mitteleuropa aufgestellten Chronologie vergleicht, wird man nebst Übereinstimmung in sehr wichtigen Punkten auch eine sehr wesentliche Differenz gewahr.

Die Übereinstimmung besteht bezüglich der Stellung des Chelléen im vorletzten Interglazial, welche wir für Spanien allerdings nur indirekt beweisen konnten, weiters aber im jüngeren Schichtenaufbau von Castillo darin, daß das Mittel-Aurignacien in die Warmphase des letzten Interglazials fällt und das erscheint besonders wichtig, weil nur meine Aufstellung bisher dem Mittel-Aurignacien eine Stellung mitten in einem Interglazial eingeräumt hat — und daß sich schließlich das obere Aurignacien, Solutréen und Magdalénien genau so auf die letzte Eiszeit verteilen, wie es meine Aufstellung vorsieht.

Über die späte Stellung des oberen Magdalénien und Azilien an der Wende zwischen Diluvium und Alluvium gibt es zwischen den drei Chronologien keine nennenswerten Meinungsdifferenzen und Spanien hat diese Stellung bestätigt.

Neben diesen wichtigen Übereinstimmungen mit meiner Chronologie fallen aber sofort zwei Momente auf, welche sehr wesentliche Differenzen darstellen, und zwar eines archäologischer, das andere paläontologischer Natur. Archäologisch, indem in Spanien Alt-Acheuléen und Moustérien nicht wie in meinem System am Ende des Mindel-Riß-Interglazials beziehungsweise in der Riß-Eiszeit erscheinen, sondern beträchtlich später, nämlich im älteren Abschnitt des Riß-Würm-Interglazials; paläontologisch, weil die Fauna dieses Interglazials einen wärmeren Charakter trägt, indem hier als Hauptcharaktertiere anstatt Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus Elephas antiquus (wenn auch anscheinend selten) und Rhinoceros Merckii erscheinen.

Sind das nun tatsächlich Differenzen, welche die Unrichtigkeit meiner Aufstellung dartun? Im Gegenteil! Genau so muß das chronologische Bild Spaniens aussehen, wenn meine Chronologie für West- und Mitteleuropa richtig ist, und es wäre gegen meine Erwartungen gewesen, wenn Spanien mit meinem west- und mitteleuropäischen Schema vollständig übereingestimmt hätte.

Das ergibt sich ohne weiteres, wenn wir die beiden Differenzpunkte näher beleuchten.

Nehmen wir zuerst den paläontologischen Unterschied vor.

## Der Faunenunterschied im letzten Interglazial.

Der Faunenunterschied zwischen West-Mitteleuropa und Spanien im letzten Interglazial bietet nichts Überraschendes, wenn man sich die geographische Situation vergegenwärtigt und in Betracht zieht, daß ja auch heute in beiden Zonen recht wesentliche Differenzen der Tier- und Pflanzenwelt bestehen.

So erklärt sich ohne Zwang die Anwesenheit einer Antiquus-Fauna zur letzten Zwischeneiszeit.

Da die Straße von Gibraltar damals schon bestand, muß sie sich in den günstig gelegenen Teilen der iberischen Halbinsel während der Riß-Eiszeit erhalten haben, sonst hätte sie nicht in der letzten Zwischeneiszeit wieder erscheinen können.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Italien, wo zum Beispiel in den Höhlen von Mentone diese warme Fauna bis zum Beginn der Früh-Würm-Zeit andauert, hier gleichfalls wie in Spanien mit einem Moustérien vergesellschaftet.[1])

Die beiden Südhalbinseln bezeugen also, was schon von zahlreichen Autoren hervorgehoben wurde, daß wir es im jüngeren Quartär Europas mit recht verschieden ausgeprägten Klima- und Faunengürteln zu tun haben.

Es besteht also hier zwischen der von mir für den Norden angenommenen letztinterglazialen Primigenius-Fauna mit mildem Einschlag und der warmen Fauna Spaniens und Italiens kein Widerspruch und wir können auf den zweiten Differenzpunkt übergehen,

**das Erscheinen des Altpaläolithikums im letzten Interglazial Spaniens.**

In meiner Chronologie für West- und Mitteleuropa verschwindet das Moustérien bereits während der Riß-Eiszeit und es erscheint am Anfange des letzten Interglazials das Alt-Aurignacien.

In Spanien dagegen ist im Castillo-Profile dem Mittel-Aurignacien, das hier ziemlich genau dort steht, wo es bei mir in West- und Mitteleuropa seinen Platz hat, ein „Alt-Acheuléen und Moustérien" vorgelagert. Dieses Auftreten altpaläolithischer Faustkeilstufen im letzten Interglazial erscheint im ersten Moment als eine unüberbrückbare Differenz. Vergegenwärtigt man sich aber meine Aufstellung von 1918, betreffend das Verhältnis der beiden großen scharf unterschiedenen Kulturgruppen der Paläolithzeit, so ist dieses Weiterleben der altpaläolithischen Faustkeilkultur, welches das spanische Profil lehrt, nicht nur keine Differenz, sondern im Gegenteil eine glänzende Bestätigung meiner Auffassung, indem ich, ohne Kenntnis vom Heraufreichen des Altpaläolithikums in Spanien zu besitzen, bereits bei meinem ersten Vortrag über das Askalonien ein solches Verhalten des Altpaläolithikums gegen Süden hin angenommen habe:[2])

„Um die Sachlage richtig zu erfassen, ist es nötig, sich den Zeitraum zu vergegenwärtigen, der zwischen der Verdrängung des Altpaläolithikums aus West- und Mitteleuropa durch die Aurignackultur und dem Erscheinen des Neolithikums liegt. Es ist dies nach meinem (dem richtigen) Chronologie-System das Riß-Würm-Interglazial, die Würm-Eiszeit und das nicht unbeträchtliche Postglazial. Während dieser

[1]) Die Chronologie Mocchis für Italien (a. a. O. S. 256) ist nicht zutreffend. Erstens stimmt schon seine Einreihung der paläolithischen Kulturen Frankreichs nicht (das Moustérien wird über das Riß-Würm-Interglazial hingezogen, das Aurignacien in die Nacheiszeit versetzt!), dann aber ist die Parallelisierung der diversen Moustérien- und besonders der Aurignacien-Stationen Italiens nicht so, wie es die tatsächlichen stratigraphischen Verhältnisse verlangen. Nach diesen fällt das Moustérien mit warmer Fauna in das letzte Interglazial, dann schließt sich unmittelbar das Aurignacien an, zunächst noch mit einer ziemlich gemäßigten Fauna, wenn sich auch das Herannahen der letzten Eiszeit bereits durch das Verschwinden von Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii deutlich bemerkbar macht. (Vgl. das Profil der Grotte des Enfants [Grimaldi].)

Wir haben es also mit einer ziemlich übereinstimmenden Lagerung des Moustérien und Aurignacien in Spanien und Italien zu tun, nur scheint hier das Moustérien ein wenig länger angedauert zu haben und das Aurignacien etwas später erschienen zu sein, wobei jedoch zu bemerken ist, daß dieses „Moustérien" schon sehr starke Anklänge an das Aurignacien aufweist. (Vgl. z. B. E. Cartailhac, Les grottes de Grimaldi, T. II Archéologie, Monaco 1912, Pl. XII.)

[2]) Europa, die Urheimat der Kultur. — Die Jugendlichkeit der ältesten Kultur Palästinas. (Vorläufiger Bericht über das Ergebnis meiner urgeschichtlichen Forschungen in Palästina 1917.) Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 1918, S. [4].

gewiß mehrere Jahrzehntausende umfassenden Abschnitte des Eiszeitalters hat sich das Altpaläolithikum in Teilen Südeuropas[1]), hauptsächlich aber wohl im westlichen Nordafrika weiter entwickelt." . . . Ferner[2]): „Dieser Annahme über den Gang der Kulturentwicklung würde es entsprechen, wenn künftig in Südeuropa und vor allem in Nordafrika Faustkeilstationen gefunden würden, die in die letzte Zwischeneiszeit fallen. Vielleicht will es einmal ein glücklicher Zufall, daß man . . . geologisch gut bestimmbare Faustkeilstationen des letzten Interglazials findet, welche archäologisch eine Mittelstellung zwischen Moustérien und Campignien einnehmen müßten."[3])

Solche geologisch gut bestimmbare Faustkeilfunde des letzten Interglazials liegen somit in Castillo vor und wer sich den „gespaltenen Keiltypus des nordspanischen Moustérien" [4]) ansieht, erkennt bereits an dem Stück die Askalonien-Tendenz, welche ich seinerzeit mit folgenden Worten charakterisierte: [5]) „Auch zeigt es sich, daß die diversen Faustkeiltypen hier" (in Judäa) „gleich alt sind und daß der Faustkeil die Grundform darstellt, welche zum neolithischen Beil führt, indem die Faustkeilspitze zur Beilschneide[6]) wird. Das beweisen zahlreiche Übergangsformen, welche oft den Eindruck neolithischer zum Schleifen vorbereiteter Beile machen." [7]) So sieht tatsächlich das besprochene Stück aus, ohne daß natürlich in diesem so altertümlichen Horizont schon davon die Rede sein könnte.

Es handelt sich also bei unserem spanischen „Alt-Acheuléen und Moustérien" nicht mehr um mit den klassischen Kulturen Frankreichs gleichzeitige Stufen, sondern es liegen hier bereits Ansätze der großen, das Altpaläolithikum mit dem Campignien verbindenden Kulturphase des Askalonien vor, dessen chronologische Stellung aus der zusammenfassenden Tabelle Seite 63, zu ersehen ist. Die altpaläolithische Industrie reicht somit hier beträchtlich weiter herauf als in Frankreich, so zwar daß etwa das Alt-Aurignacien in Mitteleuropa den beiden altpaläolithischen Horizonten von Castillo zeitlich entspricht.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich beim Vergleich der spanischen Profile mit den drei Hauptchronologien ein vollständiges Versagen des französischen Chronologie-Systems, ein teilweises des Systems Penck, dagegen eine volle Bestätigung meiner Chronologie und meiner Ansichten über die allgemeine Kultursituation im Paläolithikum. Um dem Leser ein selbständiges Überprüfen dieses Ergebnisses zu erleichtern, stelle ich in folgender Tabelle die genannten Systeme neben das entscheidende Profil der Höhle Castillo.

Wissen wir nunmehr, wann die einzelnen Kulturstufen in West- und Mitteleuropa einerseits, in Spanien anderseits erschienen sind, so ist es nicht schwierig, daraus die Schlüsse auf die Bewegungsrichtungen der Kulturen abzuleiten. Daß ich

[1]) Im Originaltext nicht gesperrt.
[2]) a. a. O. S. [5].
[3]) Im Originaltext nicht gesperrt.
[4]) Obermaier, a. a. O. S. 151, Fig. 5.
[5]) a. a. O. S. [2].
[6]) Im Originaltext nicht gesperrt.
[7]) Im Originaltext nicht gesperrt.

| Geologische Abschnitte nach Penck | Chronologie für West- und Mitteleuropa nach: Penck | | Boule-Obermaier | | Bayer | | | | Schichtenfolge in der Höhle Castillo, Nordspanien (nach Obermaier) | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Nacheiszeit | Daunstadium | Azilien | Daunstadium | Protoneolithikum | Nacheiszeit | Mittelschwed.Halt | Alt-Camp. | rezent | Azilien | rezente Fauna |
| | Gschnitzstad. | | Gschnitzstad. | Epipaläolithikum | | Südschwed. Halt | Azilien | | Oberes Magdalénien | |
| | Bühlstadium | | Bühlstadium | Magdalénien | | Balt. Halt | Magdalén. | arktisch | Unteres Magdalénien | Oberer Renhorizont |
| | Achenschwankg. | Magdalénien | Achenschwankg. | Solutréen | WMax. | | | | Solutréen | |
| | | | | Oberes Aurign. | | | Solutréen | | Oberes Aurignacien | |
| W | | | | Unteres Aurign. | | Früh-Würmlöß | Ob. Aurign. | | | |
| | | | | Oberes Moust. | | | | | Mittl. Aurignacien | Warme Fauna mit Rhinoc. Merckii |
| | | | | Unteres Moust. | RW | Waldphase | Mittel-Aurign. | milde Schattierung | Moustérien | |
| | Steppenphase | Solutréen Aurignacien | Endphase (kühle Steppe) | Oberes Acheuléen | | Spät-Rißlöß | | | Alt-Acheul. | |
| RW | | | | | | | Unt. Aur. | | | |
| | | | Mittelphase (warme Waldzeit) | Unteres Acheuléen | R Max. | | Jüngeres Moust. | | Atypische Steingeräte (Chelléen? nach Obermaier) | Unterer Renhorizont |
| | Warme Waldphase | Warmes Moustérien | | Jung-Chelléen | | | Älteres Moust. | arktisch | | |
| | | | Anfangsphase | Warmes Alt-Chelléen | | Früh-Rißlöß | Oberes Acheul. | | | |
| R | | Kaltes Moustérien | | Kaltes Alt-Chelléen? | MR | | Unt. Acheul. | | | |
| | | | | | | | Jung-Chell. | Antiquus Fauna | | |
| | | | | | | | Chelléen | | | |
| | | Acheuléen | | Prächelléen (Homo heidelb.) | | | Prächelléen | | | |
| MR | | Chelléen | | | | | | | | |

Primigenius-Fauna

dabei zu wesentlich anderen Resultaten gelange als Obermaier, ist nach dem Vorausgegangenen selbstverständlich.

Im übrigen muß ich mich hier auf eine knappe Skizzierung beschränken, eine eingehende Darstellung wird andernorts folgen.

### Die Schlüsse aus der Chronologiedifferenz auf den Kulturverlauf.

Hat die spanische Chronologie — vornehmlich durch die unzweifelhaft sicher nachgewiesene Stellung des Mittel-Aurignacien im letzten Interglazial — die Richtigkeit meiner Chronologie für West- und Mitteleuropa bestätigt, so ist damit auch die Richtigkeit der Schlüsse verbürgt, welche wir nun aus den Zeitdifferenzen im Erscheinen der einzelnen Kulturstufen im Norden und Süden, aus dem Ausbleiben der oder jener Entwicklungsphase einer Kulturstufe oder aus verschiedener Ausprägung der Typen da und dort in bezug auf die Richtung der Herkunft und des Abströmens der Kulturen ziehen werden.

Wir beginnen wieder mit dem **Prächelléen und Chelléen.** Wie oben auseinandergesetzt, hat sich in aufschlußgebender geologischer Lagerung das Prächelléen und Chelléen bisher in Spanien nicht gefunden und wir konnten nur indirekt, nämlich in Hinblick auf die archäologische Besetzung des letzten Interglazials von Castillo usw. als sicher hinstellen, daß das Chelléen auch in Spanien nicht in das letzte Interglazial fallen kann, sondern auch hier dem vorletzten angehört.[1]) Ob seine Typen im Süden noch in die Riß-Eiszeit hineinreichen, läßt sich derzeit noch nicht sagen, da leider im sicher horizontierten Profil von Castillo die rißeiszeitliche Industrie atypisch ist. Nach meiner Annahme über die Entwicklungsgeschichte der Faustkeilgruppe wäre es recht gut möglich.[2]) Natürlich wäre dann dieses spanische „Kalt-Chelléen" gleichzeitig mit dem mitteleuropäischen Moustérien also wesentlich jünger als das klassische Chelléen Frankreichs, im Gegensatz zu Obermaier, nach dem es umgekehrt wäre.

Mit diesen beiden ältesten Stufen lassen sich also derzeit noch keine positiven Schlüsse ableiten, etwa derart, daß diese Kulturstufen in Spanien älter oder jünger wären wie in Frankreich.[3])

**Acheuléen und Moustérien.** Das Acheuléen fällt in Frankreich mit seiner älteren Entwicklung noch in die Warmzeit des Mindel-Riß-Interglazials, während seine jüngere Phase schon unter dem Einflusse der beginnenden Riß-Kältezeit steht.

In Castillo erscheint es und zwar das Alt-Acheuléen — als erste Kultur des Riß-Würm-Interglazials mit warmer Fauna, wenn Obermaiers archäologische Bestimmung richtig ist. Es wäre nun sehr verfehlt, anzunehmen, daß das Alt-Acheuléen zur Wanderung von Frankreich bis Spanien die ganze Riß-Eiszeit gebraucht habe, sondern wir müssen uns da die von mir 1918 für die Faustkeilgruppe ausgesprochene Annahme vergegenwärtigen, daß die Faustkeilkultur auch nach Beginn des von der

---

[1]) Übrigens werden sich wahrscheinlich manche Chelles-Stationen Spaniens, besonders die Oberflächenfunde, als Askalonienstationen herausstellen.

[2]) Unten im Süden noch die reine Faustkeilindustrie, im Norden bereits die vollen Wirkungen der Klingengruppe.

[3]) Bei Obermaiers Annahme eines rißeiszeitlichen „Kalt-Chelléen" in Spanien und eines erst letztinterglazialen „Warm-Chelléen" in Frankreich müßte auf ein früheres Erscheinen des Chelléen im Süden geschlossen werden. Dieser Schluß hat aber keine Beweiskraft, da ja die eine Komponente— Chelléen in Frankreich = Riß-Würm-Interglazial — unrichtig ist.

Nordgruppe (Klingenkultur) in Frankreich seit dem Acheuléen ausgeübten Einflusses ungestört im Süden in ihrer reinen (Chelles-) Ausprägung noch länger verharrt hat. Das führt zu der bereits oben ausgesprochenen Annahme, daß wohl das Chelléen in Frankreich und Spanien gleichzeitig war, nicht mehr aber Acheuléen und Moustérien, welche Kulturausprägungen durch die Infiltrierung des Chelles-Kulturkreises im jeweiligen Grenzgebiete entstanden sind; da diese im Norden früher stattgefunden hat, müssen sie im Norden älter sein.

Es ist wie mit einem Blatt Papier, das langsam vom Feuer ergriffen wird (das Papier wäre bei diesem Vergleich das Herrschgebiet der Faustkeilkultur, das Feuer der von Norden infolge des Rißdruckes vom Acheuléen an immer stärker werdende Einfluß der Klingenkultur): zuerst (im Acheuléen) wird Nordfrankreich ergriffen, dann glimmt es weiter gegen Süden; dasselbe Bild des Feuersaumes von Nordfrankreich ergibt sich entsprechend später in Nordspanien. Erst in Nordafrika kommt der Prozeß zum Halten und auf dem unberührten Terrain südlich der Grenzlinie der jungpaläolithischen maximalen Expansion entwickelt sich die Faustkeilkultur weiter.

Sprachen wir hier bildlich von einem Feuersaum, so schob er sich nicht in einer geraden Linie vor, sondern es gab Ausbuchtungen, und bisweilen verschonte das Feuer kleine Papierinseln. So nämlich sieht sich die Sache im Acheuléen an und die großen Ungleichheiten, die Tendenzen zu Sonderentwicklungen im Moustérien, speziell in Frankreich, sind wohl auf nichts anderes zurückzuführen, als daß nicht alle Gegenden von der neuen Kultur[1]) gleichmäßig ergriffen wurden.

Es handelt sich also in Spanien um dieselbe Faustkeilprovinz, der auch Frankreich angehört, aber sie wird vom nördlichen Einfluß erst zu Beginn des letzten Interglazials ergriffen und die Beeinflussung führt hier natürlich zu ähnlichen typologischen Ergebnissen.

Acheuléen und Moustérien Spaniens sind also gegenüber den gleichbenannten Stufen Frankreichs nicht gleichzeitige, sondern nur gleichartige, aber wesentlich jüngere Kulturstadien.[2]) (Vgl. Tab. II.)

Was ich über das Altpaläolithikum gesagt habe, wird bestätigt durch das Verhältnis des Jungpaläolithikums Frankreichs zu dem Spaniens.

Wir beginnen mit dem **Aurignacien.** Vergleicht man wieder die beiden Rubriken, Chronologie Bayer und Schichtenfolge Castillo, so sieht man, daß das Alt-Aurignacien in West- und Mitteleuropa im frühen Riß-Würm-Interglazial erscheint, daß es aber in Spanien überhaupt nicht vorhanden ist.

Hier finden sich wohl auch die Chatelperron-Formen, welche das französische Alt-Aurignacien kennzeichnen, aber sie sind mit La Gravette-Typen vermischt, welche in Frankreich usw. das Jung-Aurignacien charakterisieren.

Daraus geht hervor, daß diese Mischkultur von Alt- und Jung-Aurignacien-Typen, welche bis auf einen Streifen im Norden die ganze iberische Halbinsel einnimmt[3]) und bekanntlich „unteres Capsien" genannt wird, höchstens so alt wie das Jung-Aurignacien Frankreichs sein kann, denn es ist ja klar, daß für die Alters-

[1]) Diese nördliche Klingenkultur nannte ich Uraurignacien und glaube, daß das Moustérien lediglich das Ergebnis der Vermischung von Uraurignacien mit der Faustkeilkultur ist; daher möchte ich nicht wie Obermaier von einem „Prämoustérien" sprechen, sondern von einem „Präaurignacien".

[2]) Chelléen, Acheuléen und Moustérien müßten dagegen nach Boules System für Frankreich hier später gewesen sein als in Spanien.

[3]) a. a. O. Fig. 7 bei Obermaier.

bestimmung von Kulturen mit Typen verschiedenen Alters stets die jüngsten ausschlaggebend sein müssen.

Daß die Verbreitungsbahnen des unteren Capsien von Süden nach Norden gegangen wären, wie Obermaier, Figur 7, mit den Pfeilen anzeigt, während das Mittel-Aurignacien aus der entgegengesetzten Richtung aus Frankreich gekommen sein soll, ist unmöglich, da das Capsien nichts anderes ist als die mediterrane Ausprägung des europäischen Jungpalälolithikums. Es kann also nur aus dem Norden gekommen sein, und zwar verhältnismäßig recht spät, denn das erste Überschreiten der Pyrenäen durch den Aurignacmenschen hat, soweit man jetzt sehen kann, erst während des französischen Mittel-Aurignacien stattgefunden [1]), während die größte Expansion der nördlichen Klingenkultur, mit mächtigem Überfluten nicht nur der iberischen Halbinsel, sondern auch weiter Gebiete Nordafrikas erst in der Zeit des französischen oberen Aurignacien bis Azilien vor sich ging: Die Zeit des Capsien ist also die Würm-Eiszeit von ihrem Anfang bis zu ihrem völligen Ausklingen.[2])

Sind wir also bezüglich der Bewegungsrichtung des Capsien entgegengesetzter Anschauung wie Obermaier, so müssen wir überhaupt gegen dessen graphische Darstellung [3]) Stellung nehmen, welche den tatsächlichen Verhältnissen, wie sie am besten Castillo zeigt, in keiner Weise gerecht wird. Wir vermissen dort in der Rubrik „Spanien" die Angabe von „Alt-Acheuléen, Moustérien und Mittel-Aurignacien" im letzten Interglazial, welche sofort bei einem Seitenblick rechts auf die Rubrik „nördliche Industrien" die Unhaltbarkeit des Boule-Obermaierschen Systems gezeigt hätte. Obermaier setzt da das Moustérien fast ganz in die letzte Eiszeit hinauf, obwohl doch in Castillo sogar noch das folgende Mittel-Aurignacien die warme Interglazial-Fauna aufweist, das Moustérien aber sogar die Zentralstellung im letzten Interglazial einnimmt. Gleichzeitig wird das Moustérien im Norden von Obermaier soweit herabgedrückt [4]), daß es hier etwas älter als im Süden erscheint. Auf diese Weise wird ein notdürftiger Einklang mit der nördlichen Herkunft des Moustérien erreicht. Tatsächlich liegt aber die Sache so, daß, wie gesagt, das Moustérien in Spanien mitten im letzten Interglazial steht, in West- und Mitteleuropa aber bekanntlich hochglazial ist. Daher wird Obermaier erst dann über diese Schwierigkeiten hinwegkommen, wenn er das klassische Moustérien mit der Riß-Eiszeit parallelisiert.

Zum Vergleiche der verschiedenen Stellung der Kulturphasen wieder zurückkehrend, ist also bezüglich des Mittel-Aurignacien zu sagen, daß es in Nordspanien geologisch ungefähr gleichzeitig wie in West- und Mitteleuropa erscheint. Dasselbe gilt für das obere Aurignacien, Solutréen usw., bei welchen in Spanien gegenüber Frankreich nur, wenn überhaupt, eine ganz geringe Verspätung vorzuliegen scheint.

Man sieht also, daß sich gegenüber den großen zeitlichen Differenzen im Erscheinen der Kulturen im Norden und im Süden während des ausgehenden Altpaläolithikums, welche auf ein sehr langsames Fortschreiten und zeitweises Stillstehen

---

[1]) Aus dem Fehlen des Alt-Aurignacien in Spanien haben wir oben auf die nördliche Herkunft der Aurignackultur geschlossen.

[2]) Eine Auffassung, welche mit der Obermaiers recht gut übereinstimmt, welche aber ein postglaziales Alter des Aurignacien in Mitteleuropa absolut ausschließt.

[3]) a. a. O. S. 178.

[4]) Bis zum Anfang der Würm-Eiszeit.

der Nordgruppe und damit auf ein langes Nebeneinanderleben der beiden großen Kulturgruppen schließen lassen, der zeitliche Abstand im Erscheinen der Kulturstufen im späteren Jungpaläolithikum, als dessen Kulturgebiet vom Rande des nordischen Inlandeises bis zum Nordsaume der Sahara gereicht haben mag, für Nordspanien wenigstens sich auf jene kleinen Zeitunterschiede reduzierte, welche angesichts der räumlichen Entfernungen bei gleichmäßigem Vorrücken plausibel erscheinen. Diese Schlüsse basieren auf der durchaus berechtigten Voraussetzung, daß die jungpaläolithische Kulturbewegung vom Norden des europäischen Kontinents ihren Ausgang genommen hat.

## Zusammenfassung.

In kurzer Zusammenfassung sind also die Ergebnisse des Vergleiches zwischen Spanien und West-Mitteleuropa, in guter Übereinstimmung mit meinen 1918 geäußerten Ansichten[1]), folgende:

Die zwei im Mindel-Riß-Interglazial im nördlichen und mittleren Europa bestehenden Kulturgruppen werden durch die folgenden Klimaveränderungen in Bewegung versetzt, und zwar so, daß bis zum Maximum der Riß-Eiszeit die Klingenkultur das ganze west-mitteleuropäische Gebiet erobert hat, während sich in Spanien und Italien die Faustkeilgruppe noch bis in die letzte Zwischeneiszeit zu halten vermag. Zu Beginn der Würm-Eiszeit nimmt die Nordgruppe nach einer Ruhepause während des Riß-Würm-Interglazials,[2]) während der sich nur das Mittel-Aurignacien bis in das nördliche Spanien vorschob, den Vormarsch nach Süden mit verstärkter Kraft wieder auf und führt dann während des jüngeren Capsien zur größten Expansion, welche die Klingenkultur gegen Süden je erfahren hat.

Wir haben zu dieser Zeit im europäisch-afrikanischen Gebiete folgende Kulturzonen lagern: In West- und Mitteleuropa das ausgehende Jungpaläolithikum, (Solutréen und Magdalénien), im mediterranen Bereiche das Capsien, im nördlichen Afrika und Vorderasien das Askalonien, das vielleicht in dieser Zeit auch schon das übrige Afrika und große Teile Asiens erfaßt hatte.[3])

Diese drei Zonen, von welchen die beiden ersteren zusammen die Klingengruppe repräsentieren, bieten nun archäologisch-typologisch ein eigenartiges Bild:

Während die auf west- und mitteleuropäischem Boden vor sich gehende jungpaläolithische Kulturentfaltung speziell typologisch überaus prägnante Züge aufweist, hinkt die ganze Entwicklung im mediterranen Gebiete zeitlich nach und gestaltet sich wesentlich einförmiger, denn es fehlt dem Capsien die charakteristische Kulturentfaltung des Solutréen und Magdalénien ganz[4]), dagegen zeigt es eine von diesen Stufen wesentlich abweichende Steinindustrie und Kunst, so daß nicht daran zu zweifeln ist, daß wir es hier mit zwei zwar engverwandten, aber recht differenzierten Kulturzonen zu tun haben.

---

[1]) Vgl. a. a. O. die graphische Darstellung.

[2]) Das Steckenbleiben des Alt-Aurignacien in Frankreich zeigt ein Stocken dieser Südbewegung an, welches vielleicht in der Klimabesserung während des letzten Interglazials seinen Grund hat.

[3]) Bald nach der Würm-Eiszeit dürfte auch die erste Besiedlung Amerikas von Asien aus stattgefunden haben und dieser Zeit frühestens möchten wir die weitverbreiteten altertümlichen Steingeräte Amerikas vom Askalonien-Typus zuschreiben.

[4]) Was zum Teil mit den verschiedenen Lebensbedingungen hier und dort zusammenhängt, mit der Tierwelt (ohne Ren kein Magdalénien) usw.

In vollem Gegensatze zu diesen Zonen der Klingenkultur steht das Askalonien mit dem Faustkeil als Haupttypus; es ist gegenüber dem europäischen Altpaläolithikum etwa das, was das Capsien gegenüber dem Aurignacien ist.

In beiden Fällen erscheint eine Häufung von alten und jungen Typen, mit einem Worte, Afrika hinkt mit der Entwicklung nach, es ist der empfangende, Europa der spendende Teil.

Bei der langen Nachbarschaft zwischen Askalonien und Capsien kann die Häufigkeit jungpaläolithischer Formen neben den Faustkeilen nicht überraschen.

Die Südverschiebung der Klimagürtel, auf welche wir die ganze Kulturbewegung der Hauptsache nach zurückführen möchten, ist mit dem Maximum der Würm-Eiszeit zum Stillstand gelangt. Mit Beginn des Rückzuges der Würm-Vergletscherung geht der entgegengesetzte Prozeß vor sich, indem die Zonen nordwärts ziehen.

Damit ist die Herrschaft des Capsien im Mittelmeergebiete zu Ende und es dringt das aus dem Askalonien entstandene Campignien nach Europa vor.

Dieser Prozeß muß sehr rasch vor sich gegangen sein, denn die altertümlichen lorbeerblattähnlichen Spitzen des Alt-Campignien finden sich schon in Skandinavien, wo dann in der Maglemosekultur die Vermischung zwischen den beiden Hauptgruppen eintritt.

Somit ist die Faustkeilkultur nach mehrzehntausendjähriger Abwesenheit von Europa zu Beginn des Alluviums auf den Boden seiner Ahnen zurückgekehrt und was Obermaier als „Asturien" an der Nordküste Spaniens gefunden hat, ist nichts anderes als der jüngste Ausläufer der großen Stufe des Askalonien, freilich ein recht ärmlicher, von dem schwerlich die neolithische Kultur Spaniens oder Frankreichs sich herleitet.[1]) Die stärkeren Kolonnen waren in Ägypten, Syrien usw., wie meine Funde mit ihrem Reichtum an Formen lehren.[2])

Wenn der Graf De la Vega del Sella also ursprünglich, wie Obermaier mitteilt, „die Asturienindustrie der Höhle Penicial dem älteren Paläolithikum zuzuteilen" geneigt war, so hat er damit zwar nicht das Richtige getroffen, aber doch die Blutsverwandtschaft geahnt, denn die Asturienleute sind als die Nachkommen der einst hier gewesenen und dann nach Afrika gedrängten Faustkeilleute anzusehen.[3])

Überblickt man die Ergebnisse, so verdanken wir Spanien die Entscheidung in der quartärchronologischen Frage und im Zusammenhang damit wertvolle Aufklärungen über die Bewegungen der paläolithischen Kulturen, welche zu gewaltigen Verschiebungen der Kulturbereiche geführt haben.[4])

Nachfolgende Tabelle versucht davon ein Bild zu geben.[5])

---

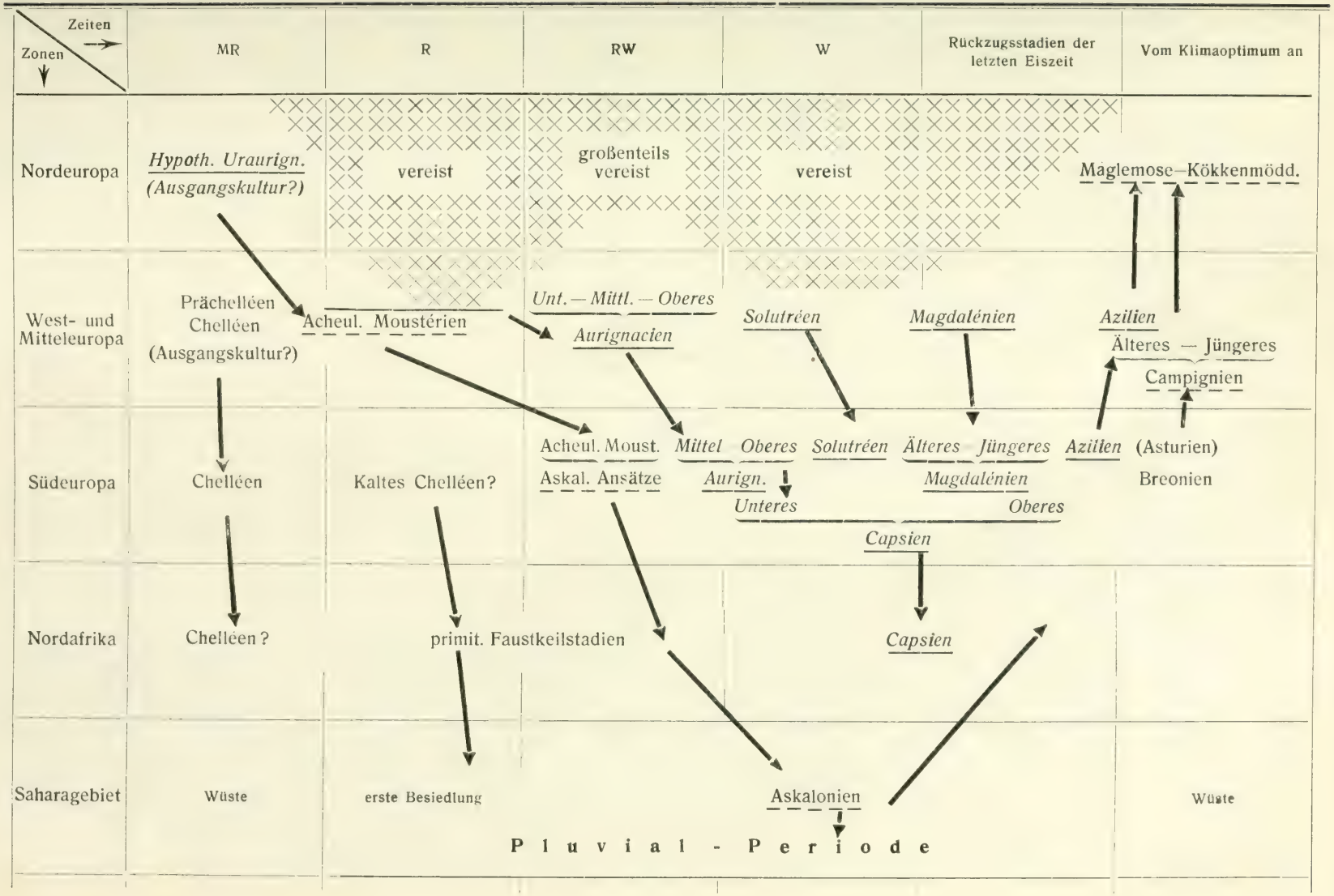
[1]) Beim Asturien scheint es sich um die ersten Einwanderer aus Afrika zu Beginn des Alluviums zu handeln, um leicht bewegliche Elemente ohne höheren Kulturbesitz. Gleiches gilt von den Muschelhaufenleuten von Portugal bis Skandinavien, deren Kulturbesitz aber schon jungpaläolithischen Einfluß aufweist und überhaupt die Ansätze zur späteren neolithischen Entwicklung erkennen läßt. Sieht man diese ärmlichen Erstankömmlinge von Einwanderern, so fällt einem unwillkürlich die Geschichte der Einwanderung nach Amerika ein, auch da waren es zuerst Desperados und nicht die besten Elemente!

[2]) Ganz ähnliche Stücke wie Fig. 16 und 17 bei Obermaier fand ich bei El Huleikat in Südpalästina.

[3]) In Italien sind das Rivolien oder Breonien Pigorinis ähnliche, wohl etwas jüngere Ausläufer, aber mit viel höher stehender Steinindustrie.

[4]) Ein Profil aus der Sahara, aus Oberägypten usw. würde darnach also kein Jungpaläolithikum ergeben, eines aus Nordafrika nur einen kurzen Capsien-Einschub während der Würm-Eiszeit zeigen usw. (Je weiter nach Süden, desto kürzer die jungpaläolithische Ära, beziehungsweise im Süden ganz fehlend.)

[5]) Die beiden Hauptkulturgruppen sind durch verschiedenen Druck kenntlich gemacht, die Kulturstufennamen der Klingengruppe außerdem unterstrichen (horizontaler Strich oder dicke Klammer); strichlierte Unterstreichungen bedeuten Kulturmischung, Pfeile Bewegung.


Zeiten
Zonen
MR
R
RW
W
Rückzugsstadien der letzten Eiszeit
Vom Klimaoptimum an
Nordeuropa
Hypoth. Uraurign. (Ausgangskultur?)
vereist
großenteils vereist
vereist
Maglemose–Kökkenmödd.
West- und Mitteleuropa
Prächelléen
Chelléen
(Ausgangskultur?)
Acheul. Moustérien
Unt. — Mittl. — Oberes
Aurignacien
Solutréen
Magdalénien
Azilien
Älteres — Jüngeres
Campignien
Südeuropa
Chelléen
Kaltes Chelléen?
Acheul. Moust.
Askal. Ansätze
Mittel Oberes
Aurign.
Unteres
Solutréen
Älteres Jüngeres
Magdalénien
Oberes
Capsien
Azilien
(Asturien)
Breonien
Nordafrika
Chelléen ?
primit. Faustkeilstadien
Capsien
Saharagebiet
Wüste
erste Besiedlung
Askalonien
Wüste
Pluvial - Periode

# LITERATURBERICHTE.

1.

**Virchow, Hans,** *Die menschlichen Skeletreste aus dem Kämpfe'schen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar.* Mit 42 Abb. im Text und 8 Tafeln. Jena 1920. Gr. 4°, VIII + 141 S.

Das Fundmaterial, welches diesem großen und schönen, dem Andenken Gustav Schwalbes gewidmeten Werke zugrunde liegt, besteht hauptsächlich aus dem am 8. Mai 1914 gefundenen Unterkiefer eines Erwachsenen und dem am 2. November 1916 im selben Steinbruche gefundenen Unterkiefer eines etwa 10 Jahre alten Kindes, beide mehrfach beschädigt und aus Bruchstücken mit Sorgfalt zusammengefügt. Die Fundstelle dieser Stücke gehört den diluvialen Travertinablagerungen des Ilmtales, Weimar—Ehringsdorf—Taubach, an, aus denen die wichtigen vielerörterten Serien von diluvialen Tierresten und paläolithischen Werkzeugen herrühren. Beide Stücke stammen aus einem Horizont, der etwa 12 *m* unter der Oberfläche des Bodens, 3 *m* unter der charakteristischen Schicht des sogenannten „Parisers" und 2·6 *m* über der Sohle der Travertinbildungen liegt, also aus dem „unteren Travertin". An der Stelle des ersten Unterkieferfundes ist diese Schichte als Travertinsand ausgebildet, an der 25 *m* (oder 30 *m*, Pfeiffer) weiter nördlich gelegenen Fundstelle des kindlichen Unterkiefers erscheint sie als eine kompakte Kalkbank, deren Gesteinsmasse im unteren Teile ganz mit aufrecht stehenden Pflanzenstengeln durchsetzt ist, nach oben hin aber ohne Abgrenzung in einen gleichmäßigen, dichten Kalk übergeht, der dem Anscheine nach frei von Pflanzenteilen ist.

An der letzteren Stelle fanden sich noch die Reste des kindlichen Rumpfskelettes, so daß nach Virchows Angabe im ganzen sechs rechte und fünf linke Rippen, zwei Wirbel, der Epistropheus, das rechte Schlüsselbein, der halbe rechte Humerus, der nicht vollständige Unterkiefer und vom Obergebiß zwei Schneidezähne und zwei Milchbackenzähne erhalten sind. Danach ist wohl die minder genaue Aufzählung, welche L. Pfeiffer in Z. f. E. 1917, S. 65, gibt und welche auch zwei Oberarme und eine Speiche anführt, richtig zu stellen. V. hätte die genaue Beschreibung dieser Extremitätenknochen sicherlich nicht unterlassen, wenn sie vorhanden wären. Eine vollzählige und vollständige Erhaltung der in diesen Travertinablagerungen eingeschlossenen Reste ist trotz des großen Interesses, das ihnen gewidmet wird, nicht möglich, weil sie nur bei den im Steinbruchbetriebe vorgenommenen Sprengungen zutage kommen und dabei unvermeidlich schwer beschädigt werden.

Aus dem benachbarten Fischerschen Steinbruche sind noch einige menschliche Knochenreste, nämlich drei Fragmente eines Schädeldaches, und aus dem nahen Taubach sind seit langer Zeit zwei Schneidezähne bekannt. Die vorliegende Abhandlung behandelt nur die zwei Unterkiefer. Den übrigen Skeletteilen gesteht V. ausdrücklich keine wesentliche Bedeutung für die wissenschaftliche Bearbeitung zu. Dafür ist die den beiden Unterkiefern gewidmete Analyse so eingehend und ausführlich als möglich. Es werden die bisher bekannten diluvialen Funde, dann Knochenmaterial von anderen prähistorischen und rezenten Menschen und von menschenähnlichen Affen und auch anatomische Präparate herangezogen und jede Einzelnheit der Kieferknochen und der Zähne verglichen. In diese Fülle von Details kann eine kurze Inhaltsangabe dem Verfasser nicht folgen. Begnügen wir uns mit den Hauptzügen des Endergebnisses.

In seinem ersten Vortrag über den Ehringsdorfer Unterkiefer (Z. f. E. 1914, S. 879) sagte V.: „Schwalbe schließt seine Besprechung mit der Bemerkung, daß der Ehringsdorfer Unterkiefer, wenn auch auf Grund desselben keine neue tieferstehende Form des Urmenschen anzunehmen ist, doch den niedrigsten, den Anthropoiden (Schimpanse) am nächsten stehenden Zustand darstellt. Das letztere möchte ich gleichfalls annehmen angesichts der schmalen, langen Form des Zahnbogens und der eigentümlichen Gestaltung des Mittelstückes des Unterkiefers." Diese Abschätzung schwächt V. nun etwas ab, nachdem er den von Schwalbe in Betracht gezogenen Merkmalen wegen ihrer großen Variabilität

bei den Anthropoiden einen geringeren morphologischen Wert beimißt, und kommt zu dem Schlusse: „Es kann nach allem, was ich über die Ehringsdorfer Kiefer mitgeteilt habe, kein Zweifel sein, daß dieselben dem Formenkreise anzuschließen sind, den man als den des Homo neandertalensis bezeichnet."

Der Unterkiefer des Erwachsenen, der trotz einer sehr starken Abnützung der Zähne nicht als senil, sondern als „maturus" einzuschätzen ist, gehört mit dem Kindesunterkiefer zufolge der Übereinstimmung ihrer Haupteigenschaften einer engeren (Stammes- bzw. Familien-) Gemeinschaft an und beide ergänzen sich in ihren Merkmalen vortrefflich.

Die wichtigste Übereinstimmung mit den übrigen Unterkiefern der Neandertalrasse liegt in dem starken Zurückweichen der Kinngegend (Kinnlosigkeit), das V. im Zusammenhange mit der besonders starken Schiefstellung der Vorderzähne als Klinognathie hervorhebt. Andere Eigenschaften, wie z. B. die mit dem vorigen Merkmal zusammenhängende breite Rundung des „Basalbogens" (des Unterrandes des Körpers), die Schrägstellung des Unterkieferastes, das Relief der Zahnkronen u. a. m. vervollständigen diese Übereinstimmung.

Ungewöhnlich ist die enorme Schiefstellung der vorderen Zähne und des zugehörigen Teiles des Alveolarfortsatzes (Alveolarprognathie), durch welche an beiden Unterkiefern eine starke, bei den übrigen diluvialen Unterkiefern nur ganz schwach ausgebildete Einbuchtung des zwischen dem Alveolarteile und der Kinngegend gelegenen Oberflächenstreifens, die „Incurvatio mandibulae anterior", zustande kommt.

Als fernere Besonderheit erscheint auf der Innenseite der Symphysengegend des Unterkiefers des Erwachsenen ein stark ausgebildeter „Torus transversus inferior", d. i. eine wulstförmige Verdickung des Knochens, welche von dem Verhalten der Rezenten gänzlich abweicht, aber bei Anthropoiden in sehr verschieden starker Ausbildung auftritt. In einer etwas abweichenden Ausformung wird sie auch bei anderen diluvialen Unterkiefern (La Chapelle aux Saints, La Naulitte, Malarnaud, Krapina G.) gefunden. Bei diesen letzteren erscheint sie mit dem Namen „bourrelet transversal", als eine geringere Verdickung, die in der Medianebene geteilt ist durch eine Furche, in welcher bei La Chapelle aux Saints der untere Teil der Spina mentalis (apophyse géni inférieure) sitzt. Auch beim Ehringsdorfer ist der Torus transversus inf. in der Mitte durch die Area muscularis unterbrochen. Übrigens zeigt die Dicke dieser altpaläolithischen Unterkiefer im Mediandurchschnitte keine großen Verschiedenheiten. Beim Ehringsdorfer Erwachsenen beträgt sie (nach Virchow Fig. 32a) 15·5 *mm*, bei La Chapelle aux Saints (nach Boule, L'homme fossile de La Chapelle aux Saints, Fig. 54, 56) 15 *mm*, bei La Naulette (Boule l. c.) 13·5 *mm*, beim Homo heidelbergensis aber sogar 17 *mm*.

Gleich Schwalbe betont auch Virchow die besonders starke Flachneigung des „Planum alveolare", d. i. der Innenseite des mittleren Abschnittes des Alveolarteiles, wie sie einerseits durch die mit der alveolaren Prognathie gegebene Schiefstellung des Processus alv. und anderseits durch die Verdickung des Kieferknochens am Torus transversus inf. bedingt ist. Der Medianschnitt dieses Planums schließt mit dem Alveolarhorizont beim erwachsenen Ehringsdorfer einen Winkel von 35° und beim Kinde einen solchen von 39° ein. Aber so wie die Dicke des Kieferknochens, so bedeutet auch die Neigung des Planum alveolare keineswegs eine singuläre Erscheinung, denn nach den von M. Boule (l. c. Fig. 56) mitgeteilten Durchschnitten, welche beiläufig, wenn auch nicht absolut gleich mit den Zeichnungen Virchows (Fig. 32) orientiert sind, beträgt derselbe Winkel beim Unterkiefer von La Chapelle aux Saints 39° und bei dem von Mauer $34^1/_2{}^0$.

Die Gestalt des Zahnbogens zeigt sich dem Augenschein gegenüber als sehr schmal und lang, so daß man bei ihr verlockt wird, eine Annäherung an die Anthropoiden in Erwägung zu ziehen. Eine genauere Messung lehrt jedoch, daß der Alveolarbogen, auf den es eigentlich ankommt, beim Ehringsdorfer Erwachsenen zwar relativ schmäler ist als bei den übrigen diluvialen Unterkiefern, in dieser Eigenschaft aber von rezenten Unterkiefern übertroffen wird. Am nächsten steht sein dem Anscheine nach schlanker Alveolarbogen jenem von Mauer, der trotz seiner anscheinenden Plumpheit fast genau die gleichen Maße und den gleichen Index aufweist. Nach den bei den Anthropoiden beobachteten Verhältnissen ist V. geneigt, den Ehringsdorfer Unterkiefer einem Weibe zuzuschreiben. Bei den Anthropoiden sind nämlich die Unterkiefer der Weibchen durchwegs schmäler als jene der Männchen. Für weibliches Geschlecht spricht auch die starke Schiefzähnigkeit und die verhältnismäßige Niedrigkeit des Körpers.

Die Area muscularis zeigt verschiedene Eigentümlichkeiten, deren Darlegung uns hier zu weit führen würde. Sie stimmt weder mit irgendeiner eines anderen frühpaläolithischen Kiefers noch mit rezenten Menschen einerseits oder Anthropoiden anderseits. Ihre Eigenart „dürfte also wohl individuell beeinflußt sein". Dagegen erscheint eine starke Reduktion des letzten Molaren (links weit mehr als

rechts), der beim Homo neandertalensis in der Regel gleich groß oder sogar etwas größer als der vorletzte ist, geradezu wie eine Annäherung des Ehringsdorfers an rezente Formen.

In den Schlußbemerkungen kommt V. nochmals auf vier Punkte zurück, die als Besonderheiten des Ehringsdorfers angeführt werden (1. die Klinognathie, 2. der starke intermediäre Bogen, 3. die starke Incurvatio anterior und 4. die Enge des Alveolarbogens), um zu betonen, daß keiner dieser Züge bei kritischer Betrachtung als Merkmal zur Trennung der Ehringsdorfer von der Neandertalrasse standhält.

V. wendet sich daher auch ausdrücklich gegen W. Sörgel (Lösse, Eiszeiten und paläolithische Kulturen, S. 143), welcher findet, daß der Ehringsdorfer Unterkiefer der Neandertalrasse, „auch als besonders primitive Form (Schwalbe) nicht zugerechnet werden darf", sondern daß es sich bei ihm „zweifellos um eine neue diluviale Rasse" handelt, „deren Stamm mit dem der engeren Neandertalgruppe erst in weit zurückliegender Zeit zusammenlaufen dürfte". Er unterstreicht noch seinen Widerspruch gegen diese Auffassung, indem er sagt, daß Sörgel über das durch den ersten Anblick geweckte vage Empfinden einer ganz besonderen Eigenart hinaus nicht zu dem Ergebnisse gelangte, diese Eigenart differentialdiagnostisch festzulegen. Letzten Endes zieht er den Widerspruch aber wieder halb und halb zurück, indem er mit dem Satze schließt: „Ob man von einer besonderen Rasse oder Unterrasse oder von einem besonderen Lokaltypus zu sprechen habe, darüber wird man sich einstweilen wohl nicht mit völliger Bestimmtheit äußern können; für die Annahme einer eigenen Spezies aber scheinen mir keine Gründe vorzuliegen, vielmehr der Ehringsdorfer Kiefer dem Typus einzureihen, den man zur Zeit als den des Neandertalers bezeichnet." Die Aufstellung einer eigenen Spezies ist übrigens von keiner Seite in Anspruch genommen worden.

Eine nähere Auseinandersetzung über das geologische und archäologische Alter dieser Funde ist in diesem Referate nicht am Platze, weil Verf. diese Punkte nur ganz vorübergehend streift. Es möge aber doch dem Ref. gestattet werden, zu sagen, daß er mit den vom Verf. wiedergegebenen Ansichten keineswegs übereinstimmt. Bezüglich des geologischen Alters der Ehringsdorfer Travertine gibt V. in Übereinstimmung mit Sörgel an, daß die liegenden Schotter wahrscheinlich dem letzten Interglazial angehören, wonach also die Travertine selbst in eine Phase der Würmeiszeit fallen müßten. Das verträgt sich aber schlecht mit der reichen Fauna dieser Travertine, in der die wärmeliebenden Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii eine wichtige Rolle spielen. Bezüglich der Steinartefakte erwähnt V. ohne Widerspruch, daß sie nach der (auf Hahne zurückgehenden) Ansicht Pfeiffers, die auch in Z. f. E. 49, S. 74, beiläufig ausgesprochen ist, dem späteren Moustérien angehören. Damit stimmt wieder nicht die Ansicht von R. R. Schmidt, Obermaier, Bayer u. a., welche die wesentlichen Ehringsdorfer Formen als Typen der Acheulperiode erkennen und welchen sich an der Hand der Abbildungen und nach Autopsie der Fundstücke Ref. anschließt.

Sonach muß wohl eingestanden werden, daß uns auch dieses ansehnliche und mit einer Fülle von Gelehrsamkeit ausgestattete Werk einer wirklichen Bereinigung der einschlägigen Fragen nicht viel näher gebracht hat.

*J. Szombathy.*

2.

*Deutsches Koloniallexikon.* Herausgegeben von Dr. Heinrich Schnee, Gouverneur. 3 Bände. 1920. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Dieses Lexikon ist wohl das monumentalste Zeugnis, das deutscher Geist für seine kolonisatorische Befähigung ablegen konnte. Gedacht als Handbuch für alle, die sich mit kolonialen Fragen befassen wollen, war es bei Kriegsausbruch fast völlig fertiggestellt und die Wissenschaft kann dem Verlag und dem Herausgeber nur zu größtem Danke verpflichtet sein, daß sie trotz der Ungunst der äußeren Verhältnisse auch nach dem Verluste der deutschen Kolonien die Herausgabe dieses Werkes bewerkstelligten.

Es ist natürlich ausgeschlossen, auf den Inhalt der drei stattlichen Bände im einzelnen einzugehen. Aber eine Gewähr für die peinlichst genaue und erschöpfende Behandlung des Materials bilden die Namen der zahlreichen Mitarbeiter, von denen als für die Ethnologie wichtig genannt seien: Becker, Hambruch, Krämer, Meinhof, Passarge, Sarfert, W. Schmidt, Stuhlmann, Thilenius, Weule u. a. Der Praktiker wird in dem Buche alles finden, was er billigerweise von einem Nachschlagewerk verlangen kann. Aber auch die Wissenschaftler werden, jeder in seinem Fach, sich nicht vergebens um Rat an das Lexikon wenden.

So wünschen wir diesem Werke die weiteste Verbreitung im Kreise von Praxis und Wissenschaft und wollen hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern sei, in der dieses Lexikon das sein kann, was es ursprünglich sein wollte, ein Nachschlagebuch für Deutsche über ihre eigenen Kolonien.

*V. Christian.*

3.

*Catalogus van's Rijks Ethnographisch Museum.* Deel XIV: *Sumatra-Supplement.* Door H. W. Fischer. Deel XV: *Java. Vierde Gedeelte.* Door Dr. H. H. Juynboll. Leiden (Brill) 1920. Mit je 10 Tafeln.

Wir haben auf diese monumentale Museumspublikation schon in den „Mitt.", XXXXV (1915), S. 269, hingewiesen. Seither sind weitere sechs Bände erschienen. Mit den im Kopfe angeführten zwei Bänden ist nun die Beschreibung der Sammlungen von Sumatra und Java samt den umliegenden kleineren Inseln abgeschlossen. Auf Sumatra und Umgebung entfallen sechs Bände, auf Java vier sowie ein Band Altertümer, auf Bali und Lombok einer und auf Borneo zwei Bände. Jeder der Bände enthält eine durch Lichtdrucktafeln und Textabbildungen unterstützte Beschreibung der Sammlungsgegenstände, außerordentlich genaue Literaturverzeichnisse, Register der vorkommenden Namen in den verschiedenen inländischen Sprachen und Dialekten und ausführliche Sachregister. Durch die den Beschreibungen gelegentlich angefügten Bemerkungen über den Gebrauch der Dinge bilden diese Bände eine unschätzbare Fundgrube für die Völkerkunde Indonesiens.

Der XIV. Band enthält nebst Nachträgen zu den früheren Sumatra-Bänden die Beschreibung einer neuerworbenen Sammlung von der Insel Simaloer, welche den Mangel der Originalität des Kulturbesitzes der Insel deutlich zeigt. Die Sammlungen von Nias und den Batak wurden u. a. durch eine Anzahl der typischen Ahnenbilder und Zaubergeräte bereichert.

Der XV. Band enthält den Schluß der systematischen Beschreibung der Java-Sammlungen, dann eine kleine Sammlung von den Badoejs in Bantam und von den Bewohnern des Tenggë-Gebirges, altertümlichen Bevölkerungsresten, deren Kultgeräte noch ganz die altjavanischen, sonst durch den Islam verdrängten Formen bewahrt haben. Durch eine große Sammlung ist dann die Insel Madoera vertreten.

Wir sehen dem Erscheinen der folgenden Bände, die dem östlichen Teile Indonesiens gewidmet sein werden, mit Interesse entgegen. *L. Bouchal.*

4.

**Karutz, Dr. Richard:** *Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Lübeck.* Lübeck 1921.

Die Neuaufstellung des Lübecker Museums für Völkerkunde geht ihrer Vollendung entgegen. Nachdem schon im Jahre 1917 ein Führer fur die neugeordnete Südseesammlung erschienen ist, kann Verf. jetzt mit berechtigtem Stolze den Führer durch den restlichen Teil der Sammlungen vorlegen, von denen nur Negerafrika und Amerika noch der endgültigen Unterbringung harren. Ich sage mit berechtigtem Stolz, denn wer dieses Büchlein aufmerksam liest und die beigegebenen Innenansichten der Sammlung betrachtet, wird die Überzeugung gewinnen, daß hier eine starke Persönlichkeit ihre eigenen Wege ging, die zwar vom Herkömmlichen oft stark abweichen, aber, soweit sich dies aus der Ferne beurteilen läßt, doch Erfolg versprechende zu sein scheinen. Verf. bemüht sich, wie er selbst sagt, „höchste Lehrhaftigkeit mit bequemer Anschauung zu verbinden"; nach der ganzen Anlage des Führers zu urteilen, scheint er dieses Ziel auch erreicht zu haben. Daß er bei der Aufstellung auch das Schönheitsmoment nicht aus dem Auge verlor, dafür sprechen die schon erwähnten Innenansichten, die Zeugnis ablegen für das künstlerische Empfinden des Verfassers. *V. Christian.*

5.

**Martin, Dr. R.:** *Über Skelettkult und verwandte Vorstellungen.* (Aus der Festschrift für Prof. Dr. Otto Stoll, Mitt. d. Geogr.-Ethn. Ges. in Zürich, 1920, S. 5–63, 4 Tafeln.) Zürich 1920. 8°.

Nach einer Einleitung über die psychologischen Grundlagen des Totenkultes und die Vorstellungen von der Seele betrachtet Verf. die verschiedenen Arten der Leichenbehandlung, besonders die Bestattungsarten. Für die Hockerbestattung scheint ihm, wenigstens für die Mehrzahl der Fälle, die richtigste Erklärung die zu sein, daß die Leiche deshalb in dieser Körperhaltung zusammengebunden wird, um dem Menschen auch im Jenseits diejenige Körperhaltung zu geben, die für ihn im Leben die natürlichste war. Die Untersuchung der berichteten Vorkommen von rotgefärbten Skeletten ergibt für M. als Ursache die Bemalung der Leichen oder die Mitgabe roter Farbstoffe zu dem Zwecke, dem Toten die Möglichkeit zu geben, sich auch im Jenseits zu bemalen. Dann wendet sich Verf. zur Betrachtung der verschiedenen Arten des Schädelkultes, gibt zahlreiche Beispiele für die Motive der

Kopfjagd, untersucht die Zeremonien, die im Anschluß an die Kopfjagd beobachtet werden, und die Arten der Verwendung des erbeuteten Kopfes. Neben Äußerungen des Ahnenglaubens, Furcht vor Rache und anderen Motiven scheint beim Schädelkult die Vorstellung vorzuherrschen, daß der im Kopfe der Getöteten wohnende Geist magische Kräfte und Eigenschaften besitzt, die man sich nutzbar machen will. Dabei wird in vielen Fällen der Unterschied zwischen Feindes- und Freundesschädeln verwischt. Eingehend erörtert Verf. sodann die Schädelmasken, die Schädelverzierungen und die Kopftrophäen. Mit dem Ahnenkult und der Vorstellung der Übertragbarkeit der Eigenschaften des Toten auf den Lebenden hängen dann noch Gebräuche wie Trinken des Opferblutes, Verzehren von Leichenteilen (Leichenflüssigkeit), Verwendung des Schädels als Trinkgefäß und das Mitsichherumtragen von Skelettstücken zusammen. Zum Schluß der inhaltsreichen, mit zahllosen Literaturnachweisen versehenen Arbeit erwähnt M. noch die Substitution des Menschenschädels durch Tierschädel und warnt davor, in jeglicher Verwendung menschlicher Knochen einen magischen oder kultlichen Zweck zu erblicken. Vier Lichtdrucktafeln illustrieren die verschiedenen Arten der Skelett- und Schädelbehandlung.

*L. Bouchal.*

6.

**Fehlinger, H.** *Das Geschlechtsleben der Naturvölker.* Leipzig (Kabitzsch) 1921. Mit 9 Textabbildungen (Monographien zur Frauenkunde und Eugenik, herausgegeben von Dr. Max Hirsch, Berlin Nr. 1), 92 Seiten.

Der Autor hat es verstanden, in diesem schmächtigen Büchlein fast den ganzen riesigen Stoff in gedrängter Kürze abzuhandeln. Das 1. Kapitel ist überschrieben „das Schamgefühl der Naturvölker", wobei Verfasser sich mit Recht gegen die Annahme ausspricht, es sei die Kleidung aus einem angeborenen geschlechtlichen Schamgefühl hervorgegangen. Das 2. Kapitel behandelt die voreheliche Freiheit und eheliche Treue, wobei der australischen Pirrauru-Einrichtung eine ausführliche Besprechung zuteil wird. Die weiteren Kapitel betreffen: 3. Werbesitten, 4. die Ehe, 5. Geburt und Kindesabtreibung, 6. Unkenntnis der Zeugung, 7. Verunstaltungen der Geschlechtsorgane, 8. Geschlechtsreife und Verfall. Da der Verfasser sich ausschließlich auf neuere und neueste gut ausgewählte Quellen stützt, wird seine Arbeit auch von Fachleuten zum Nachschlagen mit Vorteil in Verwendung gezogen werden können.

*Dr. Lasch.*

7.

**Koppers, Dr. Wilhelm S. V. D.** *Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde.* M.-Gladbach, im Volksvereins-Verlag, 1921. 192 Seiten.

P. Koppers, der den Ethnologen als Redakteur des „Anthropos" und durch die in demselben erschienene (Bd. X XI) umfassende Arbeit über die ethnologische Wirtschaftsforschung bestens bekannt ist, hat in diesem Büchlein sieben Vorträge vereinigt, welche er im Laufe der verflossenen Jahre an verschiedenen Orten vor einem akademischen Publikum gehalten hat. Schon aus der Titelüberschrift des 1. Vortrages „die neuere Völkerkunde und die wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus" ergibt sich, daß es sich um eine sozialpolitische Tendenzschrift handelt, deren Besprechung naturgemäß nicht in den Rahmen dieser Mitteilungen gehört. Wenn wir dennoch uns hier mit dem Buche beziehungsweise mit einzelnen darin vertretenen Ansichten des Verfassers eingehender beschäftigen, so geschieht dies deshalb, weil uns eine Aussprache über das Verhältnis zwischen den älteren und neueren, ja neuesten Ethnologenschulen unbedingt notwendig erscheint.

Vor allem gilt es, die Völkerkunde gegen den Vorwurf zu verteidigen, welchen Koppers gegen sie erhebt, daß sie durch die von einzelnen ihrer Vertreter insbesondere aus der älteren Schule aufgestellten skrupellosen Hypothesen über die menschlichen Urzustände den wissenschaftlichen Begründern des Sozialismus, Engels und Marx, das Material zum Aufbau ihres utopistischen Lehrgebäudes geliefert hätte. Bachofen und Morgan, welche die Theorie vom „Urkommunismus" aufgestellt haben, lag der Gedanke wohl gänzlich fern, daß ihre Forschungsergebnisse jemals als Substrat für ein neues System zur Lösung der sozialen Fragen der Menschheit würde herangezogen werden. Beide Forscher standen ihrer politischen Richtung nach den Sozialisten vollkommen fern. Ebensowenig wie andere Wissenschaften kann es aber auch die Ethnologie nicht hindern, daß die Begründer neuer politischer, sozialer oder religiöser Systeme sich der Lehren und Forschungsergebnisse der Völkerkunde bedienen. Schließlich kann ihr dies auch vollkommen gleichgültig sein, für sie sind die Theorien, welche über den Ausgangspunkt der gesellschaftlich-religiösen Entwicklung der Menschheit geschaffen wurden,

im Grunde doch nichts mehr als bloße Arbeitshypothesen, welche sofort ihre Bedeutung verloren, als sie sich für den Zweck, zu dem sie geschaffen, als unbrauchbar erwiesen.

P. Koppers ist ein begeisterter Anhänger der neuen durch Ankermann, Foy, Gräbner und P. Schmidt begründeten „historischen" oder „kulturhistorischen" Richtung in der Ethnologie; der Geschichte dieser Wissenschaft und ihrer Methoden ist denn auch ein eigener Vortrag gewidmet. Uns dünkt, daß die Bedeutung der neuen Methodik stark übertrieben wird und daß nicht alles schlecht war, was die ältere naturwissenschaftliche Forschung in der Ethnologie an Resultaten zutage gefördert hat. Übrigens war auch die ältere Schule durchaus nicht eine rein evolutionistische; wohl wurde der Entwicklungsgedanke von einigen Forschern stärker betont, häufig gerade aber von solchen, welche ihrem eigenen Studiengange nach der naturwissenschaftlichen Denk- und Arbeitsweise fern standen (wie bei z. B. Bachofen, der Jurist war). Das Wesen der naturwissenschaftlichen Methodik liegt in der sorgfältigen Beobachtung und Beschreibung der Objekte und Phänomene, in der Vergleichung derselben untereinander, um zu der Erkenntnis der Gesetze und Bedingungen, welche ihr Zustandekommen bestimmen, zu gelangen. Die naturwissenschaftliche Forschung ist rein induktiv; evolutionistisch ist nur eine bestimmte Richtung derselben, welche allerdings durch Darwin und seine Schüler sich für die Dauer von mehr als einer Generation fast die ganze Welt eroberte.

Die Zeit des unbeschränkten Herrschens des Entwicklungsgedankens im Bereiche der Naturwissenschaft ist allerdings längst vorüber, und verschließt man sich allseitig keineswegs mehr der Erkenntnis, daß die Entstehung der einzelnen Lebewesen keineswegs eine Linie von fortlaufender Entwicklung darstellt.

Worin besteht denn eigentlich das Wesen der historischen oder kulturhistorischen Methode? Die Darstellung der historischen Ereignisse kann ja doch nur dann eine richtige, der Wahrheit näher kommende sein, wenn die Quellen, auf welchen sich die Darstellung aufbaut, diese Ereignisse selbst und ihre Träger aus eigener Wahrnehmung kennen. Kulturbesitztümer können und sollen, wenn sie wirklich wissenschaftlich betrachtet werden, gar nicht anders behandelt werden als die Erzeugnisse der Natur. Der Musealethnograph kann seinen Objekten gegenüber keine andere Arbeitsmethode anwenden als sein Kollege von der zoologisch-botanischen Abteilung.

Damit verliert auch die von Gräbner, Ankermann und P. Schmidt und auch von Koppers in den Vordergrund der ethnologischen Forschung gerückte Kulturkreislehre das meiste von ihrer Bedeutung. Abgesehen von älteren Gegnern, wie Michael und Arthur Haberlandt und v. Luschan, hat auch Weule in neuester Zeit gegen dieselbe schwerwiegende Bedenken erhoben. Sicherlich hat sie als gesunde Reaktion gegen die uferlose Ausbeutung der Bastian'schen Lehre vom Elementargedanken eine gewisse Berechtigung, doch ist es verfehlt, von ihr allein das Heil für die Ethnologie zu erwarten und vor allem zwischen ihr und der älteren naturwissenschaftlichen Methode einen unüberbrückbaren Gegensatz zu konstruieren. Wenn P. Koppers sagt, daß die neue kulturhistorische Methode es ermöglicht, mittels der Kulturkreislehre eine genaue Fixierung der gesamten völkerkundlichen Tatsachen in räumlicher, zeitlicher und kausaler Hinsicht vorzunehmen, so vergißt er, daß diese Fixierung zum großen Teil auf sehr schwachen Füßen steht. Nur in räumlicher Beziehung kann dank dem Fortschritt der geographischen Erforschung der Erdoberfläche das von ihm Gesagte wohl gelten. Die räumliche Verbreitung der einzelnen Kulturgüter ist ja objektiv feststellbar, wurde aber auch schon von der alten naturwissenschaftlichen Forschungsmethode in ausgiebiger Weise berücksichtigt. Die zeitliche Fixierung der einzelnen Kulturschichten schwebt noch in der Luft. Ihre Datierung ist ganz willkürlich und jedenfalls auf viel unsicherer Basis als die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen erdgeschichtlichen Perioden und ihrer Leitfossilien, so wie sie von der Geologie und Paläontologie festgestellt worden sind.

Was die Erfassung des Kausalitätsverhältnisses zwischen den einzelnen Kulturkreisen anbelangt, so ist man in dieser Hinsicht eigentlich nirgends über Vermutungen hinausgekommen, und selbst dort, wo man glaubt, wirklich Zusammenhänge vor sich zu haben, ist die Möglichkeit von Konvergenzerscheinungen nicht von der Hand zu weisen. Übrigens ist die Zahl der kulturhistorischen Arbeiten im Sinne der Schöpfer der neuen Forschungsrichtung noch eine viel zu geringe, um das von Koppers der neuen Methode gespendete Lob zu begründen. Vor allem fehlt es an umfassenden Detailuntersuchungen für die einzelnen Kulturgüter, welche den besten Prüfstein der Brauchbarkeit einer Methode darstellen.

Eine Gefahr für die objektive Forschung in der Ethnologie auch nach der neuen Schule bildet das ihren Vertretern innewohnende Bestreben, eine Darstellung von den menschlichen Urzuständen zu geben, welche sich in ihren Hauptzügen von dem heutigen Niveau der Kulturvölker nicht allzusehr abhebt. Damit soll der Entwicklungsgedanke, der, wie bereits erwähnt, in der Naturwissenschaft an Bedeutung

bereits wesentlich verloren hat, für die Entwicklung des Menschengeschlechtes ad absurdum geführt werden. Speziell das von P. Schmidt in seinem Pygmäenwerke entworfene Bild des materiellen und geistigen Kulturzustandes der Pygmäen wird jetzt sehr viel zu diesem Zwecke herangezogen. Wir möchten davor warnen! Es ist gewiß auffallend, daß mancher Bestandteil des Kulturbesitzes der Vollkulturvölker, wie z. B. die Monogamie, das persönliche Eigentum, das Glauben an ein höchstes Wesen sich bei den Zwergen bereits vorfindet, doch wissen wir viel zu wenig darüber, um daraus weittragende Schlüsse zu ziehen. Unbedingt bedürfen aber die Nachrichten, auf denen P. Schmidt seine Darstellung aufbaut, noch einer sehr gründlichen Nachprüfung an Ort und Stelle. Viele Fragen werden ja überhaupt kaum mehr eine Klarstellung erfahren können, weil die Träger dieser Kulturgüter dem Untergange verfallen sind. Bezüglich der Andamanesen sei nur an die Widersprüche zwischen den Darstellungen von Man und Brown erinnert.

Wenn der Gefertigte bei der Lektüre des in höchstem Grade anregenden Buches von Koppers demnach manches auszusetzen findet, insbesondere die Begeisterung des Verfassers über die neue Richtung in der Ethnologie nicht zu teilen vermag, so wünscht er dennoch, das Buch möge in den Kreisen, für die es bestimmt ist, ausgedehnte Verbreitung und recht viele Leser finden, denn es ist durch seine lebendige und fesselnde Darstellung des Stoffes wie wenige auf diesem Gebiete geeignet, Interesse für die Geschichte wie Ziele und Methoden der Völkerkunde beim großen Publikum zu erwecken und dadurch vielleicht auch dieser gerade nicht über ein Übermaß von Arbeitskräften verfügenden Wissenschaft neue schaffensfreudige Jünger zuzuführen.

Wien. *Dr. Lasch.*

8.

Kulturgeschichtliche Bibliothek, herausgegeben von W. Foy. I. Reihe, Ethnologische Bibliothek. Heidelberg (Carl Winter). Bd. 2. **A. Wiedemann,** *Das alte Ägypten.* 1920. S. XVI, 446; 78 Text- und 26 Tafelabbildungen.

Bd. III: **Bruno Meißner,** *Babylonien und Assyrien.* I. Bd. 1920. S. VIII, 466, 138 Text- und 223 Tafelabbildungen, 1 Karte.

Eine vorzügliche Darstellung der geistigen und materiellen Kultur Altägyptens, wie sie übersichtlicher und gründlicher kaum möglich ist. Nachdem in einer kurzen Einleitung die Quellen der Ägyptologie beleuchtet wurden, geht der Verfasser daran, Land und Leute zu schildern und einen entwicklungsgeschichtlichen Überblick der ägyptischen Kultur zu geben, um schließlich eine bis ins kleinste eindringende Kulturbeschreibung zu bieten, die folgende Gruppen umfaßt: Staat, Gesellschaft und Recht, Tracht einschließlich Körperpflege und Körperverunstaltung Wohnung, Verkehrs- und Transportmittel, Krieg, Jagd und Fischfang, Bodenbau und Viehzucht, Speise und Trank, Handel, Gewerbe, Religion, Kunst und Literatur, Schrift und Sprache, Wissenschaft. Dem, der sich über Einzelfragen noch eingehender unterrichten will, geben reichliche Literaturnachweise das nötige Material an die Hand. Die Ethnologie könnte sich jedenfalls glücklich schätzen, wenn sie über alle Länder und Völker der Jetztzeit ähnliche gediegene Darstellungen besäße, wie sie uns in dem vorliegenden Buche A. Wiedemann für Altägypten bietet.

Das Buch Meißners über das alte Mesopotamien zeigt gegenüber dem oben besprochenen Werke Wiedemanns über Altägypten so recht den Unterschied unseres Wissens über jene alten Kulturen. In Ägypten, infolge der Gunst des Bodens, eine bis ins intimste Detail gehende Kenntnis des Ägyptischen, in Mesopotamien ein bei allem Umfang inhaltlich verhältnismäßig dürftiges Material, das weitläufige Untersuchungen nötig macht, um einigermaßen gesicherte Ergebnisse zu gewinnen. Jedenfalls bedeutet Meißners Buch einen bedeutenden Fortschritt in der Erkenntnis des altmesopotamischen Lebens, dem er im vorliegenden Bande folgende Kapitel widmet[1]): Der König und sein Haus, das Heer und das Kriegswesen, die Beamten und die Verwaltung, Recht, Landwirtschaft samt Jagd und Fischerei, Handwerk und seine Erzeugnisse, Kunst, Verkehr und Handel, Gesellschaft, Familie und tägliches Leben. Das umfangreiche Gebiet der Religion ist einem folgenden Bande vorbehalten.

Meißner hat mit seinem Werke gewiß Vorbildliches geleistet und wenn ich im folgenden zu einigen Punkten mir Bemerkungen erlaube, so will ich dem Werte des Buches dadurch nicht Abbruch tun. Es liegt eben in der Natur des umfangreichen, vielfach zersplitterten Materials, daß jeder Fach-

[1]) Das erste Kapitel behandelt Land und Leute, das zweite bietet einen geschichtlichen Überblick.

mann da und dort wohl noch eine Kleinigkeit aus seinem Spezialgebiete wird beisteuern können. Und nun im einzelnen:

Die Sumerer dem brachycephalen Typus zuzuweisen (S. 15), wofür meines Wissens nur die Plastiken herangezogen werden können, halte ich für methodisch nicht richtig, wir werden uns bezüglich ihrer Körpergestaltung, die für ihre anthropologische Stellung von Wichtigkeit ist, wohl ebenso wie bezüglich ihrer Sprachzugehörigkeit noch einige Reserve auferlegen müssen. Was die Kleidung der Frühzeit betrifft, die allgemein als Rock aus grobem, zottigem Wollstoff gilt (s. S. 50, 256), möchte ich darauf hinweisen, daß diese Röcke eher aussehen, als bestünden sie aus Blattstreifen, Gras u. dgl. Es würde sich also um Röcke handeln, wie man sie aus Afrika, Neu-Guinea usw. kennt. Bestätigt sich meine Vermutung, so könnte dieser Umstand wesentlich werden für die Frage nach der Herkunft der „Sumerer" oder, besser gesagt, eines wesentlichen Teiles von ihnen, da mir ihre Einheitlichkeit aus sprachlichen Gründen immer zweifelhafter erscheint; denn Träger von Blattröcken kommen gewiß nicht aus Innerasien, sondern wohl aus Gebieten einer Kultur, die Pflanzenstoffe verarbeitete und deren Reste z. B. in Afrika heute noch im „westafrikanischen" Kulturkreise vorliegen.

Bezüglich der beiden Hauptgattungen von Soldaten (rêdû, „Marschierer", bâ'iru „Fänger") zur Zeit Hammurapis darf vielleicht an unsere deutsche Truppenbezeichnung „Jäger" erinnert werden, die auch von Haus aus keine normale Angriffstruppe war, sondern verantwortungsvollen Spezialaufgaben, wie Aufklärung, Verfolgung u. dgl., dienten. Demnach waren vielleicht auch die rêdû die schwerbewaffneten eigentlichen Angriffstruppen, die bâ'iru die leichtbewaffneten Spezialtruppen. Nicht beipflichten kann ich Meißners Darstellung der Ackerbaugeräte, wozu ich eingehend a. a. O. Stellung nehmen werde.[1]) Beachtenswert sind für Babylon die Schilfboote (Taf. Abb. 112), da Parallelen hiezu in Altägypten (A. Wiedemann, Altägypten, S. 112f; Papyrusboote) und im modernen ägyptischen Sudan vorkommen (Ambatschboote). Ein Versehen unterlief bei Taf. Abb. 115 (Fallriegel-Schloß), die verkehrt gedruckt wurde.

Schließlich sei noch bemerkt, daß ein reichhaltiger Index die Benützung dieses unentbehrlichen Handbuches sehr bequem macht. *V. Christian.*

9.

**Jacobi, W.** *Die Ekstase der alttestamentlichen Propheten.* (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens, Nr. 108, Großoktav, 62 Seiten, München 1920.)

Der Verfasser, Abteilungsvorstand der psychiatrischen Universitätsklinik in Jena, unternimmt es an der Hand eines großen Materials, die Arten der Prophetie, ihre vorbereitenden und auslösenden Momente sowie ihre psychologisch-psychiatrische Bedeutung zu zeigen.

Unter Propheten versteht man im allgemeinen Männer, welche die Zukunft voraussagen. Damit erschöpft sich aber nicht das Wesen der israelitischen Propheten, die vielmehr neben der Vorhersage das verkörperte Gewissen und die religiös-sittlichen Wegweiser ihres Volkes waren; nicht als eigene Person, sondern als Organ der Gottheit. Wesentlich ist auch, daß das Auftreten der israelitischen Propheten stets mit sich vorbereitenden politischen Katastrophen einhergeht. Jacobi teilt die Propheten in Tat- und Schriftpropheten. Die Tatpropheten, die der älteren Stufe angehören, entstammen der Zeit des Massenprophetentums. Aus ihnen ragen als besondere Persönlichkeiten nur Elia und Elisa hervor. Ihre Reihe schließt mit Amos, der das Schriftprophetentum um 775 v. Chr. eröffnet. Auch die Schriftpropheten verkünden öffentlich das Wort und unterstützen es mit der Macht Ihrer Persönlichkeit; das öffentlich verkündete Wort wird aber niedergeschrieben. Dadurch und durch die geläuterte Art ihrer Prophetie unterscheiden sie sich von Tatpropheten. Die Epigone des Schriftprophetismus ersterben zu einer reinen literarischen Erscheinung.

In der ältesten Zeit gab es in Israel Seher, bei denen der Unterschied zwischen Priestern und Propheten nicht scharf ist und die sich noch mit dem heidnischen Priestertum, deren Wahrsagen an Zauberkünste geknüpft ist und die dieses Gewerbe um Geld oder sonstigen Lohn betreiben, nahe berühren. Mit diesem Sehertum geht dann später ein Prophetentum parallel, das als Wurzel des späteren, religionsgeschichtlich so wichtigen Schriftprophetentums anzusehen ist. Das charakteristische Merkmal ist die religiöse Raserei, die Ekstase. Sie sind vergleichbar den heulenden Derwischen im heutigen Orient, den indischen Fakiren und den griechischen Orgiasten. Durch die Musik setzen sie sich in den Zustand der Ekstase. Ihr gehäuftes Auftreten fällt stets in die Zeiten politischer Not, ihre Worte werden immer mehr zu Weissagungen. Neben der Musik bediente man sich auch drasti-

[1]) S. vorläufig meine Notiz in O. L. Z. 20; 53—55, und O. L. Z. 21; 74—77.

scherer Mittel zur Erzeugung der Ekstase, wie des Tanzes, mittels welchem das Bewußtsein eingeengt und auf einen Punkt konzentriert wird. Auch Selbstverwundung kommt vor. Das Volk stand diesen Tatpropheten kühl, oft sogar mit Mißtrauen und Verachtung gegenüber.

Erst mit Amos tritt eine Läuterung in dieser rohen Prophetie ein. Es ist die Geburtsstunde des Schriftprophetentums. Dieses lehrt neben dem Monotheismus, dem es zum Siege verhalf, „daß alle Religion wertlos und unecht ist, wenn sie nicht mit rechter Sittlichkeit gepaart ist", und verwirft auch das Opfer. Alle Schriftpropheten sind auch Ekstatiker, jedoch in feinerer Form; der ekstatische Zustand ist das Gottergriffensein und das innere Erlebnis.

Am Anfang steht oft die apathische Ekstase, dann tritt eine steigende Erregung ein (ekstatisches Tanzen und stoßweises Sprechen), dann folgen partielle oder totale Lähmungen, völlige Erstarrung, Hinsinken des Körpers usw. Nun folgt das Gefühl der Erschöpfung, von dem sich dann der Prophet wie von einer göttlichen Hand aufgeweckt fühlt. Die Propheten haben kein Verständnis für das Psychologische der Erscheinungen, sondern lediglich für den Inhalt, dem sie Realität zusprechen. Je größer der Zwischenraum zwischen dem visionären Erlebnis und der Niederschrift desselben ist, desto mehr werden sich „schriftstellerische Visionen" einschleichen und die Originalität verwischen.

Der prophetischen Ekstase sind drei Erscheinungsgruppen gemeinsam, nämlich die Berufsvisionen, die ekstatische Rede und Zwangshandlungen, zumeist symbolischer Art.

Bei den Visionen kehren häufig Sinneneindrücke wieder, die im wachen Zustande aufgenommen wurden. Hier spielt der Beruf eine Hauptrolle. So erscheint z. B. dem Maulbeerfeigenzüchter Amos ein Heuschreckenschwarm, dem Priester Ezechiel die Maße des neuen Tempels. Die prophetischen Halluzinationen sind aber nie reine Visionen, sondern immer vergesellschaftet mit Gehörs-, Gefühls- und Geschmackshalluzinationen. (Ezechiel verzehrt eine Schriftrolle, die wie Honig schmeckt.)

Auch Ort, Zeit und Umgebung beeinflussen die Prophetie. Begünstigend auf die Visionen wirkt die Einsamkeit, Fasten, Zwielicht und Dunkel, kurz Momente, welche die Konzentration auf einen einzigen Eindruck fördern und diesen dann ins Phantastische steigern. Stereotyp ist den Visionen das Hören der Götterstimmen, die Offenbarung. Die ekstatische Rede kennzeichnet zuerst Stottern und gebrochenes Hervorstoßen der Worte, dann geht sie meist in ein zusammenhängendes Sprechen in metrischer Form über und wird leidenschaftlich. Stets, auch im Zustand der höchsten Erregung bewahrt sich der Prophet die volle religiöse Klarheit.

Das prophetische Handeln steht immer, ebenso wie die prophetische Rede, unter einem Zwange, insbesondere die so häufigen symbolischen Handlungen, von deren Schilderungen nur ein kleiner Schritt zum Gleichnis ist.

Mit Recht betont Jacobi, daß die Ekstase durchaus nichts spezifisch Israelitisches ist, sondern aus heidnischen Elementen aufgenommen wurde und sich zu etwas Religiös-Sittlichen entwickelt hat. Als Mutterland des semitischen Ekstatikertums betrachtet er Syrien und Kleinasien. Von hier aus ist die Ekstase auch über Thracien nach Griechenland eingewandert, von wo sie in der μανία der Mysterien eine besondere Weiterbildung und ihre höchste Blüte im antiken Drama erfuhr.

Zahlreiche angeführte Beispiele belegen, daß die Ekstase an keine Volksgruppe gebunden ist, sondern über die ganze Erde verbreitet nachgewiesen werden kann. Vermerkt sei aber doch, daß sie bei den alttestamentlichen Propheten besonders stark und bestimmend in Erscheinung trat.

Vom medizinischen Standpunkt aus weisen viele Züge der prophetischen Ekstase auf Beziehungen zur Hysterie hin. Das Zittern am Leibe, die Stummheit, die völlige Anästhesie u. a. m. gehört hieher. Die symbolischen Handlungen, wie das Aufstellen eines Ziegelsteines, der durch eine Inschrift als Stadt gekennzeichnet ist und um welchen ein Wall und Turm aufgerichtet wurde, dann die Durchführung der Belagerung einer eingebildeten Stadt mit einer Bratpfanne in der Hand mutet an „wie das spielerische Treiben eines Hysterischen im Dämmerzustand". Auch die psychisch-infektiöse Kraft der ekstatischen Zustände, bei denen hauptsächlich Imitation und Suggestion wirksam sind, weist auf Hysterie. Gesteigert wird die Empfänglichkeit durch wiederholte gewohnheitsmäßige Erregung und die Verwendung narkotischer Mittel erzeugen halluzinatorisches Verwirrtsein, das Verwandtschaft zu gewissen Intoxikationsdelirien zeigt. Immer handelt es sich bei der prophetischen Ekstase „um Wahrnehmungen ohne einen entsprechenden Reiz von außen, d. h. also um psychische Erlebnisse", wodurch der ganze Komplex der Illusionen ausscheidet. Meist sind es Wachvisionen und erst in der prophetischen Dekadenz machen sich die Traumvisionen umfangreicher geltend, wodurch auch die Kraft und Frische der echten Visionen verloren geht.

Die vorliegende Studie Jacobis ist eine recht dankenswerte Zusammenstellung des ganzen Materials. Unter Heranziehung der ziemlich umfangreichen einschlägigen Literatur nimmt sie kritisch

zu den verschiedenen und vielfach auch nur sehr fragmentar erhaltenen Tatsachen Stellung und liefert so einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung der prophetischen Ekstase auf medizinischer Grundlage.

*G. Kyrle.*

10.

**Winternitz, Dr. M.:** *Die Frau in den indischen Religionen.* I. Teil: *Die Frau im Brahmanismus.* (Sonderdruck aus dem Archiv für Frauenkunde und Eugenetik, Band II und III, Leipzig 1920.) Verlag von Curt Kabitzsch. 121 S. $8^0$.

Das vorliegende Werk bietet eine besonders dem nicht sanskritkundigen Ethnologen sehr erwünschte Übersicht über den Einfluß der Religion auf Ehe und Familie der Inder. Die ersten Abschnitte behandeln die streng vaterrechtliche Zeugungstheorie, die auf dem Ahnenkult beruhende Pflicht zur Zeugung von Söhnen, die religiöse Bedeutung der Ehe, die Ehrung der Frau und der Mutter, die Teilnahme der Gattin an den Kulthandlungen, besonders in vedischer und altbrahmanischer Zeit, einer Zeit, die von den späteren Auswüchsen noch ziemlich frei gewesen zu sein scheint, wenn sie wohl auch schon deren Keime enthielt. Im folgenden werden teils ausführlich erörtert, teils nur gestreift: der Töchtermord und sein Einfluß auf das zahlenmäßige Mißverhältnis der Geschlechter, die Kinderehe mit ihren verderblichen Folgen, die rituelle Unreinheit und Reinigung der Frau, die magische Gefährlichkeit der Gattin für den Gatten (eine Vorstellung, die wohl auch bei der Behandlung der Witwe mitspielt), die Zeugung durch Stellvertretung, Leviratsehe, Witwenverbrennung, das Verbot der Witwenheirat und die dagegen ankämpfenden Reformbestrebungen, Kastenendogamie und -hypergamie mit ihrem ärgsten Auswuchse, dem sogenannten „Kulinismus" Bengalens usw. Reichhaltige Quellen- und Literaturangaben für jeden einzelnen Gegenstand erhöhen noch den Wert der Arbeit.

Am ausführlichsten wird die Witwenfrage behandelt. Nichts in den vedischen, älteren brahmanischen und buddhistischen Texten würde uns berechtigen, das Vorhandensein der Witwenverbrennung in vorchristlicher Zeit zu vermuten, wenn wir nicht zufällig durch einen Bericht Diodors erführen, daß sie im 4. Jahrhundert v. Chr. zum mindesten in einem Teile des Pendschab geübt wurde — ein interessantes Beispiel dafür, wie gefährlich es ist, aus dem Schweigen der schriftlichen Quellen über einen Brauch auf sein tatsächliches Fehlen zu schließen. Winternitz erklärt die Witwenverbrennung aus altindogermanischen Jenseitsvorstellungen verbunden mit dem Gedanken, daß die Frau des verstorbenen Fürsten der Möglichkeit der Berührung durch einen gemeinen Sterblichen entzogen werden müsse. So habe sie sich in manchen Gegenden bei einzelnen Fürstengeschlechtern als alter Familienbrauch erhalten, ohne doch einen Bestandteil des offiziellen Brahmanismus zu bilden. Ihr Wiederaufleben falle in die Periode des Erstarkens des Brahmanismus in nachchristlicher Zeit und hänge mit dem allgemeinen Geist der Askese und dem weitverbreiteten Brauch des religiösen Selbstmordes zusammen. Übrigens kam bisweilen auch der freiwillige Feuertod einer Mutter für den verstorbenen Sohn, eines Dieners für den toten König, ja sogar einer Schwiegertochter für den Schwiegervater vor. Daß gerade die Witwenverbrennung in größerem Umfange geübt wurde als andere derartige Selbstaufopferungen, beruhe auf der indischen Anschauung, daß die Frau keinen Daseinszweck mehr habe, sobald ihr Gatte gestorben sei.

„Die Frau im Brahmanismus" bildet den ersten Teil eines Werkes, „Die Frau in den indischen Religionen", das infolge der Ungunst der Zeiten bisher nicht vollständig in Buchform erscheinen konnte Es ist sehr zu hoffen, daß die beiden anderen in Aussicht gestellten Teile, „Die Frau im Hinduismus" und „Die Frau im Buddhismus", bald nachfolgen werden.

*R. Heine-Geldern.*

11.

**Classen, Walther:** *Das Werden des deutschen Volkes:* Heft 1: *Wie der deutsche Osten entstanden ist.* Verlag des „Deutschen Volkstums", Hamburg. Preis Mk. 3·20, zuzügl. dz. T.-Z.

Für volkserzieherische Zwecke bestimmt, schildert die kleine Schrift, ohne eigentlich wissenschaftliche Ansprüche zu erheben, aber in geschicktem Aufbau und in den Einzelzügen durchaus verläßlich die Kolonisierung des gesamten deutschen Ostens, von den vorgeschichtlichen Verhältnissen ausgehend und mit dem Blick auf den gesamten Werdegang der heutigen Staaten und Volkstümer im Mittelalter.

*M.*

12.

**Caplitzka, M. A.:** *Aboriginal Sibiria.* A Study in Social Anthropology. Oxford, At the Clarendon Press. 1914.

Die Grundlagen für das Studium der sibirischen Ethnologie bieten hauptsächlich die Arbeiten russischer Autoren, die in unseren europäischen Bibliotheken jedoch selten anzutreffen sind und deren Verständnis noch dadurch erschwert wird, daß sie meist in russischer Sprache abgefaßt sind. Die Verfasserin des vorliegenden Werkes hat sich daher wirklich ein großes Verdienst damit erworben, daß sie das sonst schwer zugängliche, äußerst reichhaltige Material in übersichtlicher und kritisch durchgearbeiteter Form der Fachwelt vorlegt. Nach einem kurzen Abriß der Geographie Sibiriens geht Verfasserin an die Charakterisierung der einheimischen Bevölkerung, die sie in Paläo-Sibirer und Neo-Sibirer gliedert. Unter ersteren faßt sie die älteste Bewohnerschaft Sibiriens zusammen, und zwar die Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen, Ainu, Giljaken, Eskimo, Aleuten, Jukagiren, Tschuwanzen, Jenissei-Ostjaken; zu den Neo-Sibirern zählt sie: die finnischen Stämme (ugrische Ostjaken, Wogulen), die Samojeden-Stämme (von der Mündung des Chatanga bis über den Ural zur Tscheßkaja-Bai); die türkischen Stämme und zwar nur ihren östlichen Teil, umfassend die Jakuten und die Turkotataren im Tobolsker und Tomsker Gouvernement); die mongolischen Stämme *a*) die westlichen Mongolen oder Kalmücken, die in der Hauptsache nicht in Sibirien, sondern in Zentralasien wohnen; *b*) die östlichen Mongolen oder Mongolen im engeren Sinn, von denen nur der nördliche Zweig in Sibirien, der Rest in der Mongolei wohnt; *c*) die Burjaten; die tungusischen Stämme (die eigentlichen Tungusen, die Tschapogiren, Golden, Lamuten, Mandschu, von denen nur der nördliche Teil in Sibirien wohnt, der Hauptteil lebt in der Mandschurei, Manegiren, Orotschen, Orotschonen, Oroken, Solonen).

Der zweite Teil des Werkes behandelt die Soziologie der genannten Völker und zwar ist Kapitel 3 der sozialen Organisation, Kapitel 4 der Ehe, Kapitel 5 den mit der Geburt verbundenen Sitten und Gebräuchen gewidmet. In Kapitel 6 werden die Anschauungen über Tod, zukünftiges Leben, die Bestattungsgebräuche und die Ahnenverehrung behandelt. Den Inhalt des dritten Teiles bildet die Religion, gegliedert in folgende Unterteilungen: Kapitel 7 der Schamanismus, Kapitel 8 der Schamane, Kapitel 9 Schamanentypen, Kapitel 10 Zubehör des Schamanen, Kapitel 11 der Schamane in Tätigkeit, Kapitel 12 Schamanismus und Geschlecht, Kapitel 13 Götter, Geister und Seele, Kapitel 14 verschiedene Zeremonien. Im vierten Teile des Buches, Kapitel 15, bespricht die Verfasserin eingehend die pathologische Voraussetzung des Schamanismus und die auch von den Einheimischen als Krankheit aufgefaßte extreme Steigerung dieser nervösen Grundstimmung, die unter den Namen „arktic Hysteria" bekannt ist, die aber, wie Verfasserin nachweist, nicht allein auf die Arktis beschränkt ist, sondern sich auch bei den Malayen findet.

Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der geringe Raum. Um so eingehender möchte ich das Studium dieses Handbuches jedem, der sich mit ethnologischen Fragen der Nachbargebiete zu beschäftigen hat, empfehlen. Erst im Zusammenhang mit der sibirischen Kultur werden viele Erscheinungen bei den umwohnenden Völkern verständlich werden. So, um nur ein Beispiel zu nennen, zeigt die assyrisch-babylonische Religion zu einem großen Teile ganz wesentliche Verwandtschaftszüge mit jenen religiösen Vorstellungen, wie sie uns die Verfasserin in ihrem Buche vorführt. Und so ließen sich noch viele Beziehungen zu den Nachbargebieten aufweisen. Jedenfalls gebührt der Verfasserin, die uns dieses reichhaltige Material in so vorzüglicher Weise zugänglich gemacht hat, unser aufrichtigster Dank. *V. Christian.*

13.

**Schlaginhaufen, Dr. Otto:** *Mitteilungen über eine Bereisung der Insel Lir in Melanesien.* (S.-A. aus dem Jahresber. d. Geogr.-Ethn. Ges. in Zürich, 1918/19.) 22 S., 8°, 2 Karten im Text, 1 Kartenbeilage.

Die Insel Lir (auch Lihir), der Küste des mittleren Neumecklenburg etwa in 40 *km* Entfernung nordöstlich vorgelagert, mißt nordsüdlich etwa 19 *km*, ostwestlich etwa 12 *km*. Verf. hat sie in der Zeit vom 15. Dezember 1908 bis 8. Januar 1909 zu anthropologischen und ethnographischen Studien besucht. Auf einer Umwanderung der Insel und bei kleinen Ausflügen ins Innere hatte er die Gelegenheit zu einer kartographischen Aufnahme der Insel benützt. Die Beschreibung dieser Märsche im vorliegenden Aufsatz bringt auch einige ethnographische Bemerkungen, so über die von Steinmauern umschlossenen Versammlungsplätze, über Wohnbauten unter und an Felswänden, alte Steinschalen, Drachenfischerei u. a. Die anscheinend recht dicht besiedelte kleine Insel weist etwa sechs Dialekte auf. Dies erklärt zum Teil die Schwierigkeit der Feststellung der topographischen Namen. *L. Bouchal.*

14.

**Detzner, Hermann,** *Vier Jahre unter Kannibalen.* Von 1914 bis zum Waffenstillstand unter deutscher Flagge im unerforschten Innern von Neuguinea. Mit 9 Abbildungen nach Handzeichnungen des Verfassers. Berlin (Aug. Scherl) 1920. 338 S., 8° 30 Mk.

Der Verfasser, Hauptmann der deutschen Schutztruppe, früher in Kamerun und Ostafrika tätig gewesen, hatte im Sommer 1914 eine militärisch ausgerüstete Expedition zur Erforschung des Grenzgebietes von Kaiser-Wilhelms-Land gegen British-Papua von Morobe am Adolf-Hafen (südlich vom Hüon-Golf) aus unternommen. Am Mount Chapman (3500 *m*) im ersten Grenzknick faßte er den Entschluß, entlang der Hauptwasserscheide die Insel in nordwestlicher Richtung bis zum holländischen Gebiete zu durchqueren. Fast bis zum 145. Längengrad (Gr.) gelang das Unternehmen, als D. durch einen Zufall in den Besitz eines Zettels kam, der ihn vom Ausbruch des Krieges benachrichtigte und eine Aufforderung des englischen Truppenkommandanten enthielt, sich als Gefangener zu stellen. Bi dahin hatte die Expedition feststellen können, daß die Wasserscheide zwischen Papua-Golf einerseits und den Flüssen Deutsch-Neuguineas anderseits vom Mount Chapman aus nicht entlang der Grenzlinie verläuft, sondern bereits zwischen 145. und 146. Grad etwa 30 *km*, zwischen 146. und 147. Grad aber schon etwa 100 *km* nach Norden ausbiegt, so daß der Oberlauf der zum Papua-Golf fließenden Gewässer auf deutschem Gebiete liegt. Der bisher vom britischen Gebiet aus als Wasserscheide betrachtete Steilabfall stellt nur eine mächtige Talstufe dar, oberhalb deren die Flüsse reich besiedeltes, noch nie von Europäern betretenes Gebiet durchziehen. Zwischen den einzelnen Tälern besteht kein Verkehr. Außer dem weitverbreiteten semitischen Papua-Typus traf D. hier auf ein neues Bevölkerungselement. Kräftige, mittelgroße Männer mit bis auf eine Scheitellocke glattrasierten Schädeln, langen Vollbärten und bis fast an die Knöchel reichenden Grasröcken, die in Einzelsiedlungen in großen, vortrefflich gebauten Kegeldachhütten wohnen und sorgfältigen Feldbau und Schweinezucht treiben, aber den Tabak und das Rauchen nicht kennen. Auch die Frauen waren kräftig, von sympathischem Gesichtsausdruck. Framboesia ist sehr verbreitet.

D. entschloß sich, zur Küste zurückzukehren, um militärische Dienste leisten zu können, und zog gegen Osten ins Markhamtal hinab, zuerst wieder durch Gebiete „semitisch" aussehender Papuas, dann durch Gebiete der Melanesier, die, an großen, schiffbaren Flüssen lebend, keine Kanus, sondern bloß Flöße kennen, zum Hüon-Golf nach Morobe. Von dort konnte er mit den ihm treugebliebenen eingeborenen Soldaten und Trägern vor den Nachstellungen englischer Schiffe noch entrinnen und zog sich nun ins Innere der Finschhafen-Halbinsel zurück, wo er, unentdeckt von den Engländern, im Gebiete der Burrum durch mehr als drei Jahre sein Standlager hatte. Von da aus versuchte er, über das Saruwaged-Gebirge, das gegen Osten an das Finisterre-Gebirge anschließend, mit seinen unwirtlichen 3800—4200 *m* hohen zerrissenen Hochflächen die höchste Erhebung Deutsch-Neuguineas darstellt und das in Schneesturm unter unsäglichen Mühen mit mangelnder Ausrüstung und Verpflegung überschritten wurde, über die Senke zwischen Markham und Ramu und über das Bismarck-Gebirge, das sich nun als die Wasserscheide herausstellte, sich auf holländisches Gebiet durchzuschlagen, um so den Engländern zu entrinnen. Ausgehen von Salz, Reis, Ausrüstung, Tauschmitteln und Erschöpfung nötigten D. unter dem 144. Längengrad zur Umkehr, nahe dem Beginne der Hagen-Gebirgskette. Südlich am Krätke-Gebirge vorbei führte der Rückmarsch wieder durchs Markham-Tal durchs Gebiet der melanesischen Laewomba und das Rawlinson-Gebirge ins Burrum-Standlager. Noch ein Durchbruchsversuch im Eingeborenenboot längs der Küste in nächtlicher Fahrt wurde versucht, aber er scheiterte an der Verbreitung der Kunde durch die Muschelhornsignale der Eingeborenen bis zu der englischen Besatzung der Astrolabebai. Nach Eintritt des Waffenstillstandes stellte sich D. den englischen Behörden und wurde zuerst nach Rabaul, dann nach Australien gebracht, von wo er nach längerer Internierung freigelassen wurde. Seine in Morobe zurückgelassene Ausrüstung und die wissenschaftlichen Ergebnisse der ersten Reisen wurden von der australischen Besatzung in Morobe gestohlen und sind verloren. Der lange Aufenthalt bei den Burrum gab D. Gelegenheit, das Leben und Denken dieses Stammes und seiner Nachbarn, der Hube, Kâte und Kua, gründlich kennen zu lernen. Reiche ethnographische Beobachtungen und wertvolle geographische, morphologische, botanische und zoologische Entdeckungen sind das Ergebnis der vierjährigen Gefangenschaft. Die rührende Anhänglichkeit seiner eingeborenen Begleiter und der Stämme, unter denen er so lange, ganz auf sie angewiesen, lebte, sind ein ehrendes Denkmal dafür, wie die deutsche Mission und Verwaltung die Eingeborenen an sich zu fesseln und der Kultur zugänglich zu machen verstand.

*L. Bouchal.*

15.

**Krebs, Dr. Norbert:** *Allgemeine Geographie VIII: Die Verbreitung des Menschen auf der Erdoberfläche (Anthropogeographie).* (Aus Natur und Geisteswelt, 632. Band.) Leipzig und Berlin (B. G. Teubner) 1921. 122 S. 8°.

Aus einer Universitätsvorlesung hervorgegangen, ist das Büchlein neben Ratzels großer Anthropogeographie eine willkommene kurze Darstellung des heutigen Standes dieser jungen Tochterwissenschaft der Erdkunde. Verf. gibt zuerst einen kurzen Abriß der Entwicklung der Anthropogeographie und eine Abgrenzung gegen die Nachbarwissenschaften, schildert im Abschnitt „Mensch und Umwelt" die biologischen und intellektuellen Einwirkungen der Natur auf den Menschen. Die Untersuchung über die Ausdehnung der Menschheit über die Erde berührt die Fragen nach dem Ursprungsgebiet und den ersten Zentren der Menschheit. Weiters behandelt K. die Grenzen der Menschheit, wie sie ihr der Siedlungsraum setzt, die Grenzen der Ökumene, ihre leeren Räume und deren Besetzung. Es folgt die Besprechung anthropogeographischer Einheiten und der Grenzen, der Lage und Verteilung der Siedlungen, ihrer Typen und Formen; daran schließt sich die spezielle Erörterung von Verkehrslage und Verkehrssiedlungen, von Stadtplan und Wachstum der Städte.

Weitere Abschnitte behandeln Zahl und Verteilung der Menschen auf der Erde, die Volksdichte und ihre Beziehung zur Kulturhöhe, die Bewegung der Bevölkerung, ihr Wachstum und ihre Verschiebungen. Für den Ethnographen von Interesse ist die Erörterung der Begriffe „Rasse" und „Volk", der Überblick über die Rassengliederung und die Ausführungen über Sprache, Wirtschaftsform, Entlehnung von Kulturgütern, über Kulturzentren und Kulturkreise. *L. Bouchal.*

16.

**Kende, Dr. Oskar:** *Geographisches Wörterbuch. I. Allgemeine Erdkunde.* Teubners kleine Fachwörterbücher 8. Leipzig und Berlin 1921. IV. 235 S. 8°. Mk. 8·—.

Das Wörterbuch soll weiteren Kreisen die Möglichkeit bieten, sich über die wichtigsten Fachausdrücke und Gegenstände der „Allgemeinen Erdkunde" rasch zu orientieren. Behandelt erscheinen vor allem die Geomorphologie, dann mathematische Geographie, Ozeanographie und Klimatologie; Pflanzen-, Tier-, Anthropo- und Wirtschaftsgeographie konnten nicht im gleichen Maße berücksichtigt werden. Gelegentlich ist auch Geologisches aufgenommen; endlich enthält das Buch biographische Angaben. Auch der Ethnograph und Prähistoriker wird öfters in die Lage kommen, das Wörterbuch zur Orientierung in den erwähnten Nachbarfächern zu Rate zu ziehen, und da wird es ihm gute Dienste leisten. Die Angaben über Völker und Rassen sind vorwiegend nach Buschan (im Handb. d. geogr. Wissensch., Bd. I, herausgegeben vom Verfasser, Berlin, Vossische Buchhandlung) bearbeitet; das bei den Schlagwörtern „Melanesier", „Buschmänner", „Drawida" u. a. Gesagte kann also nicht als allgemein anerkannte Lehre gelten Unter den Namen vermissen wir auch geographisch bedeutsame Expeditionen: Novara, Challenger, Gazelle, Siboga u. a., unter den Forschungsreisenden beispielsweise Sarasin, Nieuwenhuis, Wichmann, Thurnwald, Koch-Grünberg, Erland Nordenskjöld und eine Reihe von Entdeckern der Südsee, von Mendana bis Charles Wilkes; Oskar Baumann wäre richtiger nicht als deutscher, sondern als einer der wenigen erwähnten österreichischen Forscher angeführt worden, zu denen auch Holub und Paulitschke hätten hinzugefügt werden können. Von Druckfehlern bemerken wir nur unter Batate „Ipomoca" statt „Ipomoea". *L. B.*

# Carl Toldt

## (gestorben am 13. November 1920).

Von † R. Pöch in Wien.

Carl Toldt wurde am 3. Mai 1840 zu Bruneck im tirolischen Pustertal geboren als Sohn des Kommunal- und Stiftungsverwalters Josef Toldt und der Walburga Tinkhauser. C. Toldts Vorfahren waren schon seit langer Zeit im Pustertal ansässig. Auf Grund eigenhändig gefertigter Auszüge aus den Kirchenmatriken und aus zahlreichen Archivalien hat C. Toldt selbst den Stammbaum seiner Familie lückenlos bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts zurückverfolgt: schon im 15. Jahrhundert erscheinen die Toldt als wohlhabende Bauerngutsbesitzer in der Umgebung von Sillian und Innichen; die Familie seiner Mutter, die Tinkhauser, sind seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in der Umgebung von Bruneck nachweisbar. C. Toldts Vater starb 1858 als Steuer-Oberinspektor in Brixen im Alter von 50 Jahren, seine Mutter im 89. Lebensjahre im Jahre 1906.

In den Jahren 1845 bis 1850 besuchte der junge Carl Toldt die Volksschule in Bruneck, von der er selbst sagt,[1]) daß sie minderwertig gewesen sei, was aber wieder den Vorteil hatte, daß die Schüler genügend Zeit fanden, sich im Freien herumzutummeln und gut körperlich zu entwickeln! So blieb dem neun- bis zehnjährigen Knaben auch Zeit, täglich wenigstens für eine Stunde den Uhrmacher von Bruneck namens Schraffl aufzusuchen, der ihm gern Unterweisung in seinem Handwerk gab und ihn so weit brachte, daß er einfache Uhren zerlegen und zusammenfügen und kleine Ausbesserungen an ihnen vornehmen konnte. Es wurden so frühzeitig die Anlagen zur genauen Beobachtung und zur Handfertigkeit in C. Toldt geweckt, die dann später in so außerordentlich entwickelter Form bei histologischen, anatomischen und anthropologischen Arbeiten in Erscheinung traten und für C. Toldts vorbildlich sichere Betätigung am Mikroskop, beim anatomischen Präparieren, beim Beschreiben, Zusammensetzen und Messen von Schädeln so charakteristisch waren.

Das Gymnasium besuchte er in den Jahren 1850 bis 1858 in Brixen. In dieser staatlichen Anstalt waren Chorherren eines Augustinerklosters die Lehrer; das Hauptgewicht lag im Unterricht in den klassischen Sprachen, der vor allem auf fleißiger Lektüre beruhte und nach praktischen Methoden erteilt wurde. Der Unterricht war auch pädagogisch richtig und so wurde in C. Toldt die Liebe zur klassischen Bildung geweckt, für die er dann später im Vereine der Freunde des humanistischen Gymnasiums eintrat. Daneben wurden aber die naturwissenschaftlichen Fächer im Brixener Gymnasium durchaus nicht vernachlässigt, der einzelne konnte sich, seiner

[1]) Diese Bemerkung sowie viele Angaben im folgenden sind aus dem von C. Toldt für die Akademie der Wissenschaften verfaßten Lebenslauf entnommen, in welchen ich Einsicht nehmen durfte; hoffentlich erscheint diese sehr bildhafte, für C. Toldts Eigenart überaus charakteristische Autobiographie bald im Drucke.

Neigung folgend, besonders betätigen; so legte der junge Toldt ein Herbarium alpiner Pflanzen an. Auch auf Geschichte wurde großer Wert gelegt, und für deren Studium faßte er besondere Vorliebe; eine Begabung auch nach dieser Richtung ist für einen Naturwissenschaftler von besonderer Bedeutung, sie machte sich bei C. Toldt namentlich in der entsprechenden Würdigung des historischen Moments bei der Lösung anthropologischer Probleme wohltuend bemerkbar.

C. Toldts Vater war Jurist, in seinem Sohne Carl entwickelte sich aber kein Interesse für das juridische Studium und auch nicht der Wunsch, seinem Vater in der Beamtenlaufbahn zu folgen. Dagegen lernte er durch innigen Verkehr mit der Familie des damaligen Brixener Kreisarztes den ärztlichen Beruf kennen; während der fünfmonatigen Krankheit seines Vaters — der den Folgen eines schweren Typhus erlag — beteiligte er sich an der Pflege an der Seite zweier behandelnder Ärzte und gewann so beim unmittelbaren Zugreifen Interesse an der Medizin. So hatte sich der junge Toldt, als er wenige Monate nach dem Tode seines Vaters das Gymnasium absolvierte und vor die Berufswahl gestellt war, schon für die Medizin entschieden; der Ausführung standen allerdings Schwierigkeiten entgegen. In Innsbruck gab es damals noch keine medizinische Fakultät und an die Universität in Wien war der großen Kosten wegen nicht zu denken; denn Toldts Mutter stand nach dem Tode ihres Gatten mit zehn Kindern und der kleinen Jahrespension recht schwierigen Aufgaben gegenüber.

Einer von C. Toldts Lehrern am Brixener Gymnasium, der Germanist Theodor Mairhofer, riet ihm, ein Gesuch einzureichen, um das medizinische Studium an der Josefsakademie in Wien auf Staatskosten zu betreiben, und befürwortete dieses auch mit Erfolg. Bis zu dessen Erledigung inskribierte er sich an der juridischen Fakultät der Innsbrucker Universität, wurde aber noch mit Beginn des Studienjahres 1858/59 als Zögling des höheren Kurses am Josefinum aufgenommen, welches der medizinischen Fakultät einer Universität gleichwertig war, vor dieser aber wegen der geringen Zahl der Hörer und durch einen feststehenden Studienplan einen gewissen Vorzug hatte. Auch waren damals hervorrragende, in der Vollkraft ihrer Jahre stehende Gelehrte als Lehrer tätig, wie der Physiologe Carl Ludwig, der Anatom Carl Langer, die Kliniker Carl von Stellwag, Josef Späth, Ritter von Pitha u. a. Die Annahme eines Freiplatzes legte dem jungen Arzte die Verpflichtung einer zehnjährigen militärischen Dienstesleistung auf. C. Toldt hatte sich während seiner Studien namentlich in den klinischen Spezialfächern der Augen-, Kehlkopf- und Ohrenkrankheiten ausgebildet, im letzten Fach in Kursen an der Universität, die Professor Gruber hielt, der C. Toldt außerdem an seiner Klinik besondere Gelegenheit zur weiteren Ausbildung gab.

Im Frühjahre 1864, nach 11 Semestern, wurde C. Toldt im Alter von 24 Jahren zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert und kam sofort als k. k. Oberarzt an das Garnisonsspital nach Verona. Die militärische Dienstzeit C. Toldts ist dadurch charakterisiert, daß er anfangs seine Befriedigung in der praktischen Ausübung der erlernten Spezialfächer suchte, zum Teil auch fand, daß aber bald, namentlich beim Truppendienste, die ungestillte Sehnsucht nach systematischer Gedankenarbeit zum Durchbruche kam, die ihn schließlich als Assistenten und bald auch als Lehrer wieder an die Josefinische Akademie zurückführte. So sehen wir C. Toldt zuerst im Garnisonsspital zu Verona als Leiter der Augenabteilung, welcher gleichzeitig auch die Ohrenkranken zugewiesen waren. Durch eine energische Auflehnung gegen das Nichtisolieren der „Trachomkranken“ (das sind die mit der

infektiösen ägyptischen Augenkrankheit Behafteten) und durch bestimmte Diagnosenstellung bei Ohrenkranken, die von älteren, rückständigen Kollegen am Spitale bisher als Simulanten geführt worden waren, hatte er das Vertrauen des Spitalchefarztes Dr. Hildebrand in dem Maße erworben, daß er ihm, als dem rangjüngsten Oberarzte, einen so selbständigen Wirkungskreis einräumte. Im Frühjahr 1866 leitete Toldt im Garnisonsspitale zu Mantua ebenfalls eine Augen- und Ohrenabteilung, bei Ausbruch des italienischen Krieges mußte er zu seinem Infanterieregiment Erzh. Ludwig Viktor Nr. 65 einrücken, am 24. Juni war er in der Schlacht bei Custozza in mehreren Verbandplätzen tätig und ebenso in der darauffolgenden Nacht. Nach dem Friedensschlusse kam er zu einem nach Duino bei Monfalcone detachierten Bataillon seines Regiments, wo er malariakranke Mannschaft und Cholerakranke zu behandeln und ganz selbständig die Maßnahmen gegen eine Verschleppung dieser Seuche unter die einheimische Bevölkerung zu treffen hatte.

Schon im Jahre 1865 hatte C. Toldt um eine Assistentenstelle am Josefinum eingereicht, und zwar bei Prof. K. Ettinghausen, dem Vertreter der drei naturwissenschaftlichen Fächer und Vorstande der zu diesen gehörenden Sammlungen; es entsprach dies Neigungen, die er schon als Gymnasiast gezeigt hatte. Allerdings erhielt C. Toldt diese angestrebte Stelle nicht, sondern die Assistentenstelle an der physiologischen Lehrkanzel, die damals Prof. Ewald Hering inne hatte. Diese Entscheidung war für C. Toldts weitere Entwicklung maßgebend, denn nun führte ihn ein gerader Weg über die Physiologie und Histologie zur Anatomie. Im Oktober 1866 trat er seinen Dienst am physiologischen Institut an und arbeitete sich auf Wunsch Herings in die mikroskopische Technik und die histologische Literatur ein; um rascher vorwärts zu kommen, machte er auch noch einen Kursus bei Professor Wedl am histologischen Universitätsinstitute durch, da er früher am Josefinum nicht Gelegenheit gehabt hatte, sich mit der Histologie vertraut zu machen. So konnte er schon im nächsten Semester bei den mikroskopischen Übungen assistieren, und veröffentlichte 1868 zwei unter Anleitung Herings durchgeführte Arbeiten: „Eine Methode zur Injektion der Lymphbahnen in den Lymphdrüsen“ und „Über lymphoide Organe der Amphibien“ (beides in den Sitzungsber. der Akad. d. Wiss. in Wien, math.-naturw. Kl., 57. u. 58. Bd.). Ferner erschien im Jahre 1869 im 5. Bande des Archivs f. mikrosk. Anatomie: „Die Injektion unter meßbarem Druck“. Im November 1869 wurde C. Toldt Dozent der mikroskopischen Anatomie an der Josefsakademie, im Wintersemester 1869/70 hielt er seine erste Semestralvorlesung über das Gesamtgebiet der Histologie. Daneben nahm er aber auch an den experimentalphysiologischen Arbeiten des Instituts teil und führte außerdem im chemischen Institute des Josefinums unter Leitung von Professor Schneider Stoffwechseluntersuchungen an Hunden durch, welche nach einem Übereinkommen Herings mit Voit in München die Angaben Seegens kontrollieren sollten. C. Toldt konnte nachweisen, daß das „Stickstoff-Defizit“ in den Ausscheidungen des Versuchstieres tatsächlich viel kleiner und weniger schwankend war, als es Seegen angegeben hatte. Nach Herings Berufung nach Prag im Jahre 1870 wurde seine Lehrkanzel am Josefinum nicht wiederbesetzt, da die allmähliche Auflösung dieser Akademie schon seit 1868 bestimmt war. C. Toldt wurde mit der Supplierung der Physiologie und mit der Prüfung der Kandidaten des Josefinums in diesem Fache betraut, bis die letzten Zöglinge im Jahre 1874 ihre Studien beendet hatten.

C. Toldt war durch seine zehnjährige Militärdienstverpflichtung bis zum Jahre 1875 gebunden und verblieb so in Stellung am Josefinum; zu der physiologischen

Betätigung kam im Studienjahre 1870/71 noch eine anatomische, er wurde zum Assistenten bei Prof. C. Langer bestellt, der zu dieser Zeit noch im Militärleichenhofe für die Zöglinge des dritten Jahrganges des Josefinums topographische Anatomie las. Im Studienjahr 1871/72 übernahm C. Langer die zweite anatomische Lehrkanzel an der Wiener Universität, und mit ihm kam C. Toldt als Assistent ebenfalls an die Universität; damit begann seine Universitätslaufbahn, die aber noch immer nicht eindeutig der Anatomie gewidmet war: im Wintersemester 1871/72 habilitierte er sich als Privatdozent der Histologie. Daneben nahmen ihn militärische Verpflichtungen stark in Anspruch; am 1. Mai 1871 war er Regimentsarzt geworden und im Militärleichenhofe, in dem sich auch C. Langers Universitätskanzel und Seziersaal befanden, erwuchsen ihm noch vielerlei andere Beschäftigungen. Die pathologisch-anatomische Lehrkanzel Prof. J. Engels am Josefinum, bisher auch im Militärleichenhofe, wurde aufgelöst, alle militärgerichtlichen Sektionen wurden C. Toldt übertragen und er wurde zum Vorstande des Militärleichenhofes ernannt. So lastete zu dieser Zeit eine Fülle von Arbeit auf ihm, der man wohl nur in der Jugendkraft der Jahre gewachsen ist. Aber auch zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen fand C. Toldt noch Zeit: in den Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl., im 62. Bd., 1870, erschienen seine „Beiträge zur Histologie und Physiologie des Fettgewebes", 1871 in Strickers Handbuch der Gewebelehre „Die Blutgefäße des Darmkanals", 1872 in den Mitteil. d. ärztl. Vereines in Wien, I. Bd., Nr. 3: „Über das Wesen der ancinösen Drüsen" und im 69. Bd. der Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl., seine „Untersuchungen über das Wachstum der Nieren des Menschen und der Säugetiere". In einem Teile dieser Arbeiten sehen wir C. Toldt noch als Histologen, daneben wendet er sein Interesse schon gewissen Verhältnissen der Darmgekröse zu, das eines seiner anatomischen Hauptforschungsgebiete wurde, und wir bemerken auch schon die Richtung, Wachstum und Entwicklung einzelner Organe vom embryonalen bis zum erwachsenen Zustande zu verfolgen, was auch schon eine volle Vertrautheit mit der Embryologie voraussetzt. So sehen wir C. Toldt nicht nur in unglaublichem Fleiße eine Fülle von Wissen aufnehmen, sondern finden ihn schon nahezu am Anfange seiner wissenschaftlichen Produktivität nach allen jenen Seiten ausgereift, wo er später seine Wissenschaft wesentlich vorwärts brachte. Besonders bemerkenswert in dieser Richtung sind auch Untersuchungen, welche C. Toldt in den Jahren 1873 und 1874 in speziellem Auftrage und mit finanzieller Unterstützung des Kriegsministeriums übernommen hatte, um den Wert der Brustumfangsmessung am Assentplatze für die Beurteilung der Kriegsdiensttauglichkeit der Stellungspflichtigen zu prüfen. Wir sind erstaunt, hier C. Toldt auch schon mit der anthropologischen Methodik und Denkweise vollständig vertraut zu sehen. Er sträubt sich damals schon gegen die Verwertung von Maßen mit großen, kaum ausschaltbaren Fehlerquellen; im vorliegenden Falle warnt er vor weitgehenden Schlüssen von dem bloßen Maße auf Form-, Größen- und Raumverhältnisse oder gar auf vitale Eigenschaften! Höchst genaue im Militärleichenhofe angestellte Untersuchungen zeigten, wie wenig die Lungenentwicklung unmittelbar vom Brustumfang abhängig ist; ob zwischen Brustumfang und körperlicher Leistungsfähigkeit ein Zusammenhang bestehe, müßte überhaupt erst durch besondere anatomisch-physiologische Untersuchungen festgestellt werden. Wenn C. Toldt damals besonders einschärft, daß uns Maße zunächst nur etwas über die Entfernung der gemessenen Punkte sagen, so ist das auch im vollen Einklange mit den Bestrebungen der modernen Konstitutionslehre, die den Maßen erst durch Beziehungen zu anderen

Maßen und Größen, auf Grund großer Beobachtungsreihen, Leben und Bedeutung zu geben trachtet. Das Endergebnis von C. Toldts Untersuchungen war, daß die Größe des Brustumfanges nicht geeignet ist, im einzelnen Falle die Militärdiensttauglichkeit des Mannes zu beurteilen.[1]) Bald darauf wurde auch in Österreich die Messung des Brustumfanges auf den Assentplätzen aufgegeben. Ein besonderes Verdienst C. Toldts um die Militärärzte verdient noch erwähnt zu werden: er gab 1873 in einem Promemoria dem Kriegsministerium Anregungen zu Einrichtungen für die fachliche Aus- und Fortbildung der Militärärzte, die auch später in der militärärztlichen Applikationsschule durchgeführt wurden.

Als C. Toldt nach seiner beendeten zehnjährigen Dienstzeit aus dem aktiven Militärverbande austrat, wurde er zum außerordentlichen Professor der Anatomie an der Wiener medizinischen Fakultät ernannt; seine Arbeitsstätte erhielt er von C. Langer in der alten Gewehrfabrik, im ersten anatomischen Institute, das Langer nach Hyrtls Rücktritt übernommen hatte. Hier führte er, zusammen mit C. Langers Assistenten Dr. Emil Zuckerkandl, eine Arbeit über das Wachstum der Leber durch, die in die Reihe der obenerwähnten systematischen Wachstumsbeobachtungen an einzelnen Organen gehört.[2]) Im Frühjahr 1875 erfolgte C. Toldts Berufung als Ordinarius nach Prag.

In die Zeit des ersten Wiener Aufenthaltes C. Toldts fällt auch seine Verheiratung. Im Februar 1872 holte er sich aus Brixen die Tochter des dortigen Kaufmannes Anton Pfaundler, Kreszenz, heim. Aus dieser überaus glücklichen Ehe entsprossen drei Kinder: 1873 wurde ein Sohn, Anton, geboren, 1875 folgte der zweite Sohn, Karl, und 1876 eine Tochter, Marie.

Im Sommersemester 1875 trat C. Toldt die Nachfolge Wilhelm Henkes als ordentlicher Professor der deskriptiven Anatomie und Vorstand des anatomischen Instituts an der deutschen Universität zu Prag an und übernahm gleichzeitig auch den theoretischen und praktischen Unterricht in der Histologie. Hier trat viele zeitraubende administrative Arbeit an C. Toldt heran; das Institut sollte neu erbaut werden, nach schon bestehenden Plänen, bei seiner Ankunft wuchsen die Fundamente schon aus dem Boden, und er hatte nun Mühe, wenigstens die wichtigsten seiner eigenen Wünsche durchzusetzen, so den Bau eines geräumigen Studiersaales neben den Seziersälen. Das sehr ergänzungsbedürftige Museum wurde unter Beihilfe der Assistenten Dr. Dalla Rosa und Hugo Rex neu aufgestellt und erweitert. Durch die Vereinigung der Histologie mit der Anatomie fühlte sich C. Toldt überlastet, für die Histologie waren im neuen Institute schon besondere Räume vorgesehen, nach wiederholten Anträgen setzte er es schließlich durch, daß die Histologie als selbständiges Fach neben der Anatomie systemisiert und ab 1880/81 dem Professor Sigmund Mayer übertragen wurde. C. Toldt war an der Prager Universität Dekan der medizinischen Fakultät, Mitglied des akademischen Senats, Stipendienreferent usw. und hatte bei der Gründung der tschechischen medizinischen Fakultät über die Verteilung von Stiftungen und Stipendien maßgebend mit zu entscheiden. Mit dem Sommersemester 1884 schloß seine Tätigkeit in Prag; mit dem nächsten Wintersemester kehrte er nach Wien zurück, einer Berufung an die zweite anatomische Lehrkanzel folgend.

[1]) Studien über die Anatomie der menschlichen Brustgegend mit Bezug auf die Messung derselben und auf die Verwertung des Brustumfanges zur Beurteilung der Kriegsdiensttauglichkeit. Stuttgart, bei F. Enke, 1875.

[2]) Toldt und E. Zuckerkandl: Über die Form- und Texturveränderungen der menschlichen Leber während des Wachstums. Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl., 72. Bd., 1875.

Trotz der vielen Abhaltungen durch den Institutsneubau und die Neueinrichtung des Unterrichtes, sowie durch zahlreiche akademische Funktionen, erledigte C. Toldt hier doch während seines Prager Aufenthaltes viele wissenschaftliche Arbeiten und begann wichtige anatomische Untersuchungen. Hier beschloß er sein Lehrbuch der Gewebelehre, das 1877 erschien als eine Frucht seiner langjährigen Lehrtätigkeit als Histologe und dem Studenten das Ergebnis umfassender eigener Forschungen neben der gleichmäßigen Behandlung der Literatur bot. Es war etwa 650 Seiten stark, mit etwa 200 Abbildungen ausgestattet und erlebte bis 1888 drei Auflagen.

Einige Jahre später kamen die seit vielen Jahren von C. Toldt mit unendlichem Fleiße und größter Genauigkeit gesammelten Beobachtungen zur Veröffentlichung, die er über die Entstehung und Ausbildung der Knochenkerne sowie die weiteren Vorgänge bis zur endgültigen zusammenhängenden Verknöcherung dieser Verkalkungspunkte angestellt hatte. Weil diese Tatsachen für die Altersbestimmung von kindlichen, beziehungsweise jugendlichen Leichen von großer praktischer Wichtigkeit sind, erschienen sie in einem Kapitel „Die Knochen in gerichtsärztlicher Beziehung" zusammen mit der Verarbeitung des anderen einschlägigen forensischen Materials und der dazugehörigen Literatur in Maschkas „Handbuch der gerichtlichen Medizin", 3. Band. Leider wurden viele wichtige Feststellungen, die dort damals zum ersten Male niedergelegt waren, wie zum Beispiel über die Kinnknöchelchen, an diesem Orte von Anatomen vielfach übersehen.

In die Prager Zeit fallen auch die ersten grundlegenden Forschungen C. Toldts in einem schon erwähnten Hauptgebiete seines Interesses, nämlich über das Gekröse.[1]) Er suchte als erster die Beziehungen der Gekröse zum Darmrohr und zur Bauchwand auf Grund der embryonalen Entwicklung zu verstehen, im Gegensatze zu einer bis dahin geltenden, rein schematischen Beobachtungsweise. Statt des bisher angenommenen doppelblättrigen Baues unterscheidet C. Toldt am freien ausgebildeten Gekröse drei Schichten. Nur durch die von ihm angewendete Methode der systematischen Betrachtung verschiedener aufeinanderfolgender Entwicklungsstadien kann man die nachträglichen Anlötungen des ursprünglich freien Gekröses verstehen; C. Langer als einziger hatte sie bisher kurz angedeutet. C. Toldt erst gelang es, die späteren komplizierten Verhältnisse auf Grund der Entwicklung aufzuklären. Auf die Veränderung der Lageverhältnisse des Darmes während des Wachstums bezieht sich auch seine Erklärung der Entstehung des sogenannten „Recessus duodenojejunalis".[2]) Aus dieser Zeit stammen ferner noch entwicklungsgeschichtliche und osteologische Arbeiten.[3])

Noch während des letzten Sommersemesters 1884, in dem C. Toldt in Prag las, wurde er eingeladen, an der kommissionellen Beratung über die Baupläne des neuen anatomischen Instituts in Wien teilzunehmen. Hier erwartete C. Toldt wieder eine ähnliche Arbeit, wie die am Anfange seiner Prager Tätigkeit und wieder unter denselben erschwerenden Umständen, daß nämlich schon Baupläne da waren,

[1]) Bau- und Wachstumsveränderungen der Gekröse des menschlichen Darmkanales. Denkschr. d. Akad. d. Wiss. in Wien, math.-naturw. Kl., Bd. 41. Zweiter Abdruck 1889.

[2]) Zur Charakteristik und Entstehungsgeschichte des Recessus duodenojejunalis. Prager medizin. Wochenschr. 1879.

[3]) Über die Altersbestimmung menschlicher Embryonen. Prager medizin. Wochenschr. 1879.

Die Entwicklung und Ausbildung der Drüsen des Magens. Sitz.-Ber. d. Akad. d. W., 82. Bd.

Die Entstehung und Ausbildung der Conchae und der Sinus sphenoidales. Prager Zeitschr. für Heilkunde, 4. Bd.

Über das Wachstum des Unterkiefers. Ebendaselbst 5. Bd.

gegen die der Fachmann vom sachlichen Standpunkte der Zweckmäßigkeit des Gebäudes anzukämpfen hatte! Schließlich setzte er es durch, daß einer der beiden Architekten nach Prag entsendet wurde und dort einen neuen Plan entwarf. Bis zur Fertigstellung des neuen Wiener anatomischen Instituts im Oktober 1886 wurden C. Toldt noch die alten Räume im Militärleichenhofe zugewiesen.

Dort hielt C. Toldt als neuernannter ordentlicher Professor der Anatomie Anfang Oktober 1884 seine Antrittsvorlesung „Über den Unterricht der morphologischen Wissenschaften an den medizinischen Fakultäten“ [1]), in der er die Studenten zu selbständigem Beobachten aufforderte und ihnen vor Augen führte, daß jeder von ihnen, der im Seziersaal mit eigener Hand die Leichenteile zu zergliedern beginnt, die freie Bahn eines Naturforschers vor sich hat.

Zur Unterstützung des Unterrichtes legte C. Toldt unter Beihilfe seines Assistenten Dr. Dalla Rosa ein Handmuseum für Vorlesungszwecke an. Einrichtung und Ausgestaltung der neuen Institute überließ der schon nahe der zur Ausübung des Lehramtes gesetzten Altersgrenze stehende kränkliche C. Langer ganz seinem jüngeren Kollegen. C. Toldt richtete das beiden Lehrkanzeln gemeinsame große anatomische Museum, das hauptsächlich die Hyrtl'sche Sammlung umfaßte, neu ein. Dalla Rosa, der C. Toldt dabei unterstützt hatte, wurde zum Kustos dieses Museums bestellt. Auch die ebenfalls gemeinsame Instituts-Bibliothek wurde neu geordnet und katalogisiert.

Im Dezember 1887 starb C. Langer, erst im kommenden Wintersemester folgte ihm Prof. Emil Zuckerkandl im Amte; in der Zwischenzeit lastete auf C. Toldt auch die ganze Arbeit beider Institute. C. Langer hatte während seiner Krankheit wiederholt den Wunsch geäußert, C. Toldt möge sein anatomisches Lehrbuch weiter herausgeben. Im Jahre 1890 erschien die vierte, von C. Toldt wesentlich umgearbeitete und durch die Ergebnisse eigener Forschung erweiterte Auflage der C. Langerschen Anatomie. Dieses Lehrbuch erlebt immer wieder neue Auflagen, die der Verfasser stets dem Fortschritte der anatomischen Wissenschaft angepaßt hat. Eine 12. Auflage ist seit dem letzten Jahre in Vorbereitung. C. Toldts Schüler Professor Sieglbauer in Innsbruck war mit zur Durchsicht und zu Änderungen eingeladen, der greise Autor selbst war aber auch noch bis in die letzten Wochen seines Lebens mit dem Lesen dieser Korrekturen beschäftigt.

Um eine einheitliche Benennung der anatomischen Einzelheiten des menschlichen Körpers durchzusetzen, wurde 1889 von der Deutschen anatomischen Gesellschaft eine Nomenklatur-Kommission ins Leben gerufen; eines der tätigsten Mitglieder derselben war C. Toldt, der sich aus seinem feinen Sprachgefühl und seinem ausgesprochenen Ordnungssinn heraus diesen Arbeiten bis zu ihrer Beendigung 1895 mit besonderem Eifer widmete.[2])

Eine weitere große, ebenfalls für die Bedürfnisse des Unterrichtes und die Ausbildung der Ärzte bestimmte Arbeit war die Herausgabe des großen anatomischen Atlasses, der ein Bilderwerk wurde, wie es bisher dem anatomischen Unterrichte noch nicht zur Verfügung gestanden hatte und in dem die neu vereinbarte anatomische Nomenklatur zum ersten Male zur Anwendung kam. Die Arbeiten begannen im Jahre 1894, das ganze Institut wurde zur Herstellung geeigneter und lehrreicher Präparate herangezogen, die Ausführung der Zeichnungen nach den Naturvorlagen wurde immer von C. Toldt selbst überwacht, durch sieben Jahre opferte er diesen

[1]) Wiener medizin. Wochenschr. 1884.

[2]) Die Reform der anatomischen Nomenklatur. Wiener klin. Wochenschr. 1895, Nr. 26 und 27.

Arbeiten mit Selbstentsagung alles, was ihm an Kraft und Zeit neben der Erfüllung seiner Berufspflichten noch übrig blieb. Im Jahre 1897 begannen die ersten Hefte zu erscheinen, erst 1900 war alles herausgekommen.[1]) Zwei Hefte, die Bänderlehre und Gefäßlehre, waren selbständig von Prof. Alois Dalla Rosa bearbeitet, von den anderen Mithelfern sind zu nennen: Finsterer, Lartschneider, Aberle, Ranzi, Sieglbauer, Kahler. Von dem Atlas sind bis heute 11 Auflagen erschienen, er ist auch in die englische, französische und ungarische Sprache übersetzt worden. K. v. Bardeleben verfaßte einen Text zu diesem Atlas; in seiner populären Anatomie in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" sind viele Abbildungen dem C. Toldtschen Atlas entnommen.

Neben dieser der Allgemeinheit gewidmeten wissenschaftlichen Betätigung fand C. Toldt doch noch Zeit zu eigener wissenschaftlicher Forschung. Er kehrt in drei Arbeiten wieder zu den Problemen des Wachstums der Darmgekröse zurück.[2]) Die letzte derselben („Über die maßgebenden Gesichtspunkte . . . .") war durch H. Klaatschs vergleichend anatomische Studie „Zur Morphologie der Mesenterialbildungen am Darmkanal der Wirbeltiere" (im 18. Bd. d. Morphol. Jahrb.) veranlaßt und gestaltet sich zu einer Polemik gegen diese. C. Toldt hat den ontogenetischen Standpunkt eingehalten und hat die Verhältnisse der Darmgekröse aus embryonalen Entwicklungsstadien erklärt. H. Klaatsch dagegen sucht die Ontogenese zu rekonstruieren nach Vorstellungen, die er sich über den phylogenetischen Zusammenhang der Verhältnisse, also nach vergleichender Beobachtung einer Reihe tierischer Formen, zurechtgelegt hat. Diese Voraussetzungen sind aber mit den tatsächlich zu beobachtenden Entwicklungsvorgängen vielfach nicht in Einklang zu bringen und H. Klaatsch ist genötigt, auf diese Weise in die Ontogenese des Menschen Bildungen und Beziehungen einzuführen, welche derselben ganz fremd sind. Zum Schlusse verfolgt C. Toldt seinen Gegner auf seinem eigenen Gebiete und prüft H. Klaatsch's Feststellungen nun selbst auch an Tiermaterial nach, er untersucht Hatteria, Echidna, Orang-Utan, Phalangista und andere Beutler auf die Verhältnisse der Gekröse und ist geneigt, das Tatsachenmaterial zum Teil anders zu deuten

C. Toldts wissenschaftliche Verdienste fanden in dieser Zeit ihre Würdigung durch seine Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, im Jahre 1887, und ein Jahr darauf zum wirklichen Mitgliede. Im Jahre 1890 war ihm der Vortrag in der feierlichen Jahressitzung der Akademie der Wissenschaften übertragen, als Thema wählte er ein Gebiet seines ureigensten Interesses, Entwicklung und Wachstum, unter dem Titel: „Tierisches und pflanzliches Wachstum". Er zeigt in diesem Vortrage die im Wesen der Dinge beruhenden Übereinstimmungen in Wachstumserscheinungen bei Tier und Pflanze und betont, daß mit dem fortschreitenden Wachstum nicht nur Größenzunahme, sondern vor allem auch Qualitätsänderungen, also „Vervollkommnung", verbunden seien.

Anatomische Arbeiten C. Toldts aus dieser Periode beziehen sich auf den Nebenhoden und die Anhangsgebilde des Hodens,[3]) er weist die entwicklungs-

[1]) Anatomischer Atlas für Studierende und Ärzte unter Mitwirkung von Professor Dr. Alois Dalla Rosa, herausgegeben von Dr. Carl Toldt. Urban und Schwarzenberg, Wien.

[2]) Die Darmgekröse und Netze im gesetzmäßigen und gesetzwidrigen Zustand. Denkschr. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl., 56. Bd., 1889. – Über die Geschichte der Mesenterien. Verh. d. Anat. Ges. 1893. — Über die maßgebenden Gesichtspunkte in der Anatomie des Bauchfelles und der Gekröse. Denkschr. d. Akad. d. Wiss., math..-naturw. Kl., 1893.

[3]) Die Anhangsgebilde des menschlichen Hodens und Nebenhodens. I. Teil: Die Hydatiden des Hodens und Nebenhodens. Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl. 100 Bd. — Über die Vasa aberrantia des Nebenhodens und über die Paradidymis. Verh. d. Anat. Ges. in Wien, 1892. — Über den Musculus cremaster. Verh. d. Anat. Ges. in Wien 1892.

geschichtliche Verwandtschaft der sogenannten „gestielten" und „ungestielten" Hydatide nach, die beide derselben Anlage, dem trichterförmigen Ende des „Müllerschen Ganges" und dessen lappigen Anhängen entstammen; diesen folgen Untersuchungen über den menschlichen Blinddarm und die Valvula coli.[1])

Während dieser Zeit veröffentlichte C. Toldt auch eine Reihe anthropologischer Untersuchungen, er war auch schon als Mitglied und Ausschußrat in der Anthropologischen Gesellschaft tätig; es erscheint aber für das Gesamtbild von C. Toldts anthropologischer Betätigung besser, die Dinge später rückschauend zu erwähnen von dem Zeitpunkt an, da sich C. Toldt ganz der Anthropologie und der Anthropologischen Gesellschaft widmen konnte.

Bedeutungsvoll für die Wiener Universität war das Studienjahr 1897/98, in welchem C. Toldt zum Rektor gewählt war. In seiner Inaugurationsrede: „Zur Geschichte der medizinischen Universitätsinstitute" betonte er zum Schlusse die autonomen Rechte der Universität und die besonderen Befugnisse des Rektors. Und kaum in einem anderen Studienjahr war entschiedenes und kräftiges Eingreifen von seiten des Rektors so notwendig wie in diesem. Es war die Zeit der Badenischen Sprachenverordnung, welche die deutsche Studentenschaft in der Monarchie aufs tiefste erregte. Durch das Verhalten der Regierung wurden die Tschechen zu maßlosen Forderungen in bezug auf die Schulen ermutigt, welche natürlich auf den Widerstand der Deutschen stießen; die Wellen dieser Bewegung pflanzten sich immer bis in die Hallen der Universität fort. Der gegenseitige Kampf war entbrannt. Die Erregung der deutschen Studenten wuchs namentlich durch das Verbot des Farbentragens für die deutschen Studenten in Prag. Um die akademischen Behörden aller deutschen Universitäten Österreichs zu einem einheitlichen Vorgehen in diesen bewegten Zeiten zu veranlassen, lud C. Toldt die Rektoren der deutschen Hochschulen Österreichs zu einer Rektoren-Konferenz an der Wiener Universität für den 2. Februar 1898 ein. Am folgenden Tage wurden die Beschlüsse dem Ministerpräsidenten bekanntgegeben; er wurde um geeignete Maßnahmen ersucht zur Wahrung der Freiheiten der Hochschulen und des Deutschtums an der deutschen Universität in Prag. Der Streik der deutschen Studenten hatte aber bereits eingesetzt und führte zum vorzeitigen Semesterschluß. An die Inskription im folgenden Sommersemester knüpfte das Unterrichtsministerium die Bedingung, daß die Studenten das bei der Immatrikulation geleistete Gelöbnis schriftlich erneuern, was die Studentenschaft neuerdings erregte. C. Toldt fand den Ausweg, die Gelöbnisformel auf dem Nationale abzudrucken und die Studenten zur Unterzeichnung mit dem Zusatze „ich bekräftige" zu veranlassen; so war die Gefahr neuerlicher Unruhen abgewendet.

In das Rektoratsjahr C. Toldts fiel auch das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Josef. Auf C. Toldts Veranlassung wurde von einer sonst üblichen bloßen Huldigungsadresse abgesehen, sondern es wurde eine „Geschichte der Wiener Universität von 1848 bis 1898" unter der Redaktion des Historikers Alph. Huber als Festschrift herausgegeben; diesem Vorgange schlossen sich auch die Innsbrucker und die deutsche Universität in Prag an.

Vor und nach seinem Rektorate, in den Jahren 1885/86 und 1900/01 hatte C. Toldt auch das Dekanat der Wiener medizinischen Fakultät zu bekleiden; 1900 war er nach Resignation des Rektors W. Neumann nochmals Prorektor; ferner von 1899 bis 1914 Vorsitzender der artistischen Kommission des akademischen Senates;

[1]) Die Formbildung des Blinddarmes. Verh. d. Anat. Ges. 1894. — Die Formbildung des menschlichen Blinddarmes und die Valvula coli. Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl., 1894.

von 1905 bis 1914 Obmann der Gebäudekommission des akademischen Senates; vom Jahre 1890 Mitglied und vom Jahre 1899 Vorsitzender der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten; außerdem noch von 1902 bis 1911 Vorsitzender-Stellvertreter im Ausschusse für volkstümliche Vorlesungen und von 1902 bis 1914 Superintendent der Goldberg und Osburgschen Stiftung.

Auch in der Akademie der Wissenschaften betätigte er sich in zahlreichen Kommissionen.

Im Jahre 1905 wurde er als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. C. Toldt zog sich nach 24jähriger Wirksamkeit an der zweiten anatomischen Lehrkanzel und nach 44jähriger staatlicher Dienstleistung, aber immer noch zwei Jahre vor Eintritt der einem Universitätsprofessor in Österreich gesetzten Altersgrenze, erst 68 Jahre alt, und wenn man das übliche „Ehrenjahr" hinzurechnet, also drei Jahre vor dem üblichen Abschlusse vom Lehramte zurück. Das Verhalten C. Toldts ist in dieser Hinsicht ungewöhnlich gewesen, so daß es sich wohl lohnt, nach seinen Beweggründen zu forschen. Er klagte in den letzten Jahren vielen gegenüber über ein lästiges Formalin-Ekzem an den Händen; gegen die Idiosynkrasie dem Formalin gegenüber läßt sich allerdings nichts ausrichten, C. Toldt konnte es aber vermeiden, selbst in Formalin gehärtete Präparate zu berühren; bei Ausschaltung neuer Reize pflegt dann das chronische Ekzem zurückzugehen. Es scheint, daß C. Toldt diese Belästigung durch ein Formalin-Ekzem auch deshalb schwerer empfand, weil ihn gleichzeitig andere Dinge bedrückten. Es war damals schon längere Zeit kein Wechsel in der Besetzung anatomischer Lehrkanzeln eingetreten und es lag ganz in C. Toldts Art und Empfinden, durch seinen vorzeitigen Rücktritt jüngeren Kräften Platz zu machen. Sehr maßgebend war auch der dringende Wunsch, sich je früher, desto lieber ganz der Anthropologie und der Anthropologischen Gesellschaft zu widmen.

Und nun erleben wir die eigenartige Erscheinung, daß sich ein Gelehrter, der schon auf eine reiche und abgeschlossene wissenschaftliche Laufbahn zurückblickt, mit größtem Eifer und Erfolge anderen und neuen wissenschaftlichen Problemen zuwendet. Zweifellos verdankt die Anthropologie und die Anthropologische Gesellschaft diesen drei Jahren, die Toldt ihnen schenkte, sehr viel! Und nun entfaltete er in diesen und auch noch in den folgenden Jahren eine große Produktivität auf anthropologischem Gebiete. Es würde aber den Tatsachen nicht entsprechen, wollte man in der Anthropologie etwa eine Liebhaberei C. Toldts sehen, der er sich früher nur nebenbei und als Pensionist dann ganz gewidmet hat.

Es wurde vielmehr schon früher darauf hingewiesen, daß sich C. Toldt wissenschaftlich sehr rasch entwickelte und schon sehr früh in den ihn besonders interessierenden Problemen ausgereift war. So finden wir ihn schon in seiner ersten Wiener Zeit nicht nur als Histologen, Embryologen und Anatomen, sondern auch als Anthropologen. Seine Untersuchungen über die Verwertung des Brustumfanges zur Beurteilung der Kriegsdiensttauglichkeit aus dem Jahre 1875 zeigen schon volle Vertrautheit mit anthropologischer Methodik und Denkweise, wie schon erwähnt worden ist. Wenn wir uns fragen, wieso sich schon damals in C. Toldt dieses Interesse für die Anthropologie entwickeln konnte, werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir an vielfache Anregungen durch C. Langer denken. Als Lehrer und späterer Chef C. Toldts wird er oft Gelegenheit hiezu genommen haben, denn schon C. Langer pflegte die Anthropologie neben der Anatomie und gehörte auch der Anthropo-

logischen Gesellschaft von ihrer Begründung an. C. Langers Verdienste um die Anthropologie hat C. Toldt auch in einer Gedenkrede besonders gewürdigt.[1])

Die älteren anthropologischen Veröffentlichungen C. Toldts wurden neben den anatomischen bisher nicht erwähnt aus dem schon angedeuteten Grunde, um von seiner anatomischen und anthropologischen Wirksamkeit getrennte Bilder geben zu können. Aber schon während seiner Prager Zeit nahm er im Jahre 1881 Gelegenheit, anknüpfend an eine Schaustellung zweier Eskimo-Familien aus Labrador, einen Grönland-Eskimo-Schädel in der Prager anatomischen Sammlung zu untersuchen und zu veröffentlichen (2)[2]). Er würdigt dabei voll das große, hier verborgen liegende anthropologische Problem des Gegensatzes eines rein und echt mongolischen Gesichtes und Gesichtsschädels zu dem ganz „unmongolischen", vielmehr sehr primitiven schmalen Langschädel mit seiner dachförmigen Scheitelgegend. Von den „Osteologischen Mitteilungen", welche aus C. Toldts Feder 1883 in der Prager Zeitschrift für Heilkunde erschienen, ist Nr. 2, über die Entwicklung des Scheitelbeines (3), für die Anthropologie von besonderem Werte, weil sie die Feststellung von zwei getrennten Verknöcherungspunkten in der Scheitelbeingegend enthält und damit die Erklärung für das Auftreten zweigeteilter Scheitelbeine gibt. Es sei auch hier nochmals daran erinnert, daß die in der Prager Zeit, 1882, abgeschlossene Arbeit über Anlage und Entwicklung der Knochenkerne (in Maschkas Handbuch der gerichtlichen Medizin)[3]) überhaupt die für das Problem der Kinnbildung so wichtigen Entdeckungen über die Kinnknöchelchen enthält.

Wie sich C. Toldt zur Zeit seiner Rückkehr nach Wien 1884 schon seiner Verantwortung für die Pflege dieser Wissenschaft in Wien und Österreich bewußt war, geht daraus hervor, daß er gleich (ab 1885) Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft wurde, im folgenden Jahre 1886, wählte man ihn in den Ausschuß, und er nahm auch gleich von dieser Zeit mit besonderem Eifer an ihren wissenschaftlichen und administrativen Arbeiten teil. Mit T. Meynert und A. Weisbach war C. Toldt 1884 von der Anthropologischen Gesellschaft damit betraut, die Gebeine berühmter Männer, welche aus ihren bisherigen Ruhestätten genommen und in den Ehrengräbern im Wiener Zentralfriedhofe bestattet werden sollten, bei ihrer Aushebung einer anthropologischen Untersuchung zu unterziehen. Die zum Teil sehr bemerkenswerten Ergebnisse sind von C. Toldt, die meisten im Vereine mit A. Weisbach in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft veröffentlicht, und zwar die Untersuchung der Gebeine L. van Beethovens (5), von Marschall Heß (6), von Friedrich Mohs (7) und Franz Schubert (8). Früher, 1886, war schon in den Mitteilungen eine Arbeit C. Toldts über Welckers „Cribra orbitalia", einer bisweilen auftretenden Lückenbildung im knöchernen Augenhöhlendach, erschienen (4).

So wie wir C. Toldt als Anatomen sich immer wieder bestimmten Wissensgebieten und Problemen zuwenden sehen, wie der Entwicklung und dem Wachstum der Knochenkerne und der Entwicklung der Gekröse usw., so sind es auch in der Anthropologie Themen, zu denen er immer wieder zurückkehrt. Ein Hauptgebiet sind die anthropologischen Untersuchungen seines Heimatlandes Tirol. Diese beginnen mit einer Verarbeitung des Materials aus den Militärstellungslisten von Tirol und Vorarlberg zu einer vergleichenden Studie über die Körpergröße der Bevölkerung in

[1]) Carl Langer E. v. Edenberg. Gedenkrede. Mitt. d. Anthr. Ges. 1903.

[2]) Die eingeklammerten Zahlen (2) u. ff. beziehen sich auf das anthropologische Literatur-Verzeichnis am Schlusse.

[3]) Vgl. S. 82.

diesen beiden Ländern (9). C. Toldt richtet sich in den Ergebnissen dieser Untersuchung gegen die vagen und meist überschätzten Umweltseinflüsse; weder Ernährungsverhältnisse noch Höhenlage bestimmen durchgreifend die Körpergröße, so sind zwei besiedelte Hochgebirgszonen, das Großglocknergebiet von einem sehr großen, und das Ortlergebiet von einem sehr kleinen Menschenschlag, bewohnt. Die auffallende Verschiedenheit in bezug auf die Körpergröße ist, wie die Gegenüberstellung von Deutsch- und Welsch-Tirol deutlich zeigt, lediglich auf die Verschiedenheit der Abstammung zurückzuführen. Er versagt es sich aber, auf Mutmaßungen über die Rassenzusammensetzung einzugehen, da sich das Beobachtungsmaterial nur auf ein Merkmal erstreckt. Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut waren von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft angeregt und 1880 gleichzeitig mit der Volkszählung in Zusammenarbeit mit der Direktion für administrative Statistik vorgenommen und von Regierungsrat G. Schimmer verarbeitet worden. Die Ergebnisse berücksichtigte C. Toldt mit bei seinem Vortrag über die Somatologie der Tiroler in der gemeinsamen Sitzung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck im Jahre 1894 (10); es ist sehr bemerkenswert, daß es C. Toldt bei der Verarbeitung dieses Materials besonders auffällt, daß sich die einzelnen, ursprünglich korrelierten Eigenschaften trennen und selbständig vererben, lange, ehe noch die Mendelschen Regeln, welche diese Erscheinung lehren und erklären, Gemeingut der wissenschaftlichen Welt geworden waren. In dem Sammelwerk, „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", war C. Toldt die Abfassung des Kapitels über die Bevölkerung von Tirol und Vorarlberg übertragen worden (12). Mit den alpenländischen, insbesondere den tirolischen Schädelformen hat sich C. Toldt durch mehr als 30 Jahre beschäftigt. Er hat umfassende eigene Untersuchungen angestellt, namentlich an der Tappeinerschen Schädelsammlung, und berücksichtigt die Hiß- und Rütimeyerschen, die Rankeschen Schädel, ferner die im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft von M. Holl und E. Zuckerkandl angestellten Untersuchungen und die E. Frizzis. C. Toldt findet schließlich in den Kurzköpfigen der alpenländischen Bevölkerung zwei Grundformen, eine mit flachem und eine mit gewölbtem Hinterhaupt („planoccipitale" und „kurvoccipitale" Brachykephalie) (22). C. Toldt zeigt, daß die bloße Zahl, der „Index", zur Einteilung der Schädel nicht genügt, „daß für die Aufstellung von Grundformen vielmehr ein Komplex von Eigenschaften maßgebend zu sein habe, welche unter sich nachweisbar in unmittelbarem genetischen Zusammenhange stehen". Die zwei gefundenen Grundformen sind schon im Chondrokranium vorgebildet, von dem die Gestalt der Schädelbasis beim Kinde und beim Erwachsenen abhängt. Die von C. Toldt zuerst klar aufgestellte und begründete Einteilung wurde von O. Reche noch besonders gewürdigt und allgemein angenommen.

Eine große Domäne C. Toldts zu äußerst fruchtbaren morphologischen und anthropologischen Untersuchungen ist der Unterkiefer, und zwar die Muskelansätze an ihm und die Kinnbildung. Beobachtungen italienischer Kriminalanthropologen über auffallende Formen des Winkelfortsatzes des menschlichen Unterkiefers veranlaßten ihn zu umfassenden vergleichend-anatomischen Untersuchungen dieser Gegend beim Menschen und vielen Säugetieren und zur Feststellung der Abhängigkeit der Form des Unterkieferwinkels von den Kaumuskeln (14) und (15). So sucht C. Toldt die Form aus der Funktion zu erklären, diese Belebung morphologischer Beobachtungen durch physiologisches Denken ist für ihn sehr charakteristisch und kehrt in seinen anthropologischen Arbeiten oft wieder.

In ähnlicher Weise stellt sich C. Toldt die Bildung des menschlichen Kinns vor. Der in der Gegend des Stirnhirns breiter werdende menschliche Schädel setzt auch breitere Kiefer voraus; damit wird an die Bogenspannung des Unterkiefers eine größere Anforderung gestellt, welcher dieser durch eine Verstärkung nach vorn, das menschliche Kinn, nachzukommen trachtet. In den schon seit einundeinhalb Jahrzehnten genau studierten Kinnknöchelchen[1]) sieht C. Toldt die Keime zu der spezifischen menschlichen Kinnentwicklung (17). O. Walkhoff stellt sich die Kinnbildung als Folge des Muskelzuges der Zungenmuskeln beim Sprechen vor und sucht dies durch Röntgenogramme zu belegen, an welchen er die Richtungen des Muskelzuges an den Schatten von Knochenblättchen, sogenannten „Trajektorien", verfolgen zu können glaubt. C. Toldt wandte sich auf der 35. Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft (zu Greifswald 1904) gegen diese Deutung der Röntgenogramme (13) und zeigt an vorgelegten Röntgenbildern des Unterkiefers, daß die Schatten, welche die Knochenbälkchen bei der Durchleuchtung werfen, durchaus nicht so genau belehren können wie die sorgfältige Durchmusterung der bloßgelegten Spongiosa des Knochens. Da O. Walkhoff erwiderte und auf seinem Standpunkte beharrte, sah sich C. Toldt veranlaßt, 1905 auf der gemeinsamen Tagung der Deutschen und Wiener Anthropologischen Gesellschaft nochmals die Frage der menschlichen Kinnbildung aufzuwerfen (16). E. Fischer stellte sich auf C. Toldts Seite und zeigte Walkhoff ein von einem Gipsabguß eines Unterkiefers gemachtes Röntgenogramm, welches dieselben Schatten aufwies wie der knöcherne. Erst im folgenden Jahre fand die Kontroverse zwischen C. Toldt und O. Walkhoff ihren Abschluß (18).

Schließlich vertiefte sich C. Toldt noch in das Studium der Muskeln des Mundhöhlenbodens und ihrer Ansätze am Unterkiefer beim Menschen und bei einem anthropoiden Affen (dem Orang Utan) (19), (20) und (21).

Wichtige Aufklärungen brachten C. Toldts Forschungen in der Altslawenfrage. Es gelang ihm, die Grundform dieser durch den Grabfund der Schläfenringe zeitlich charakterisierten Schädel festzulegen und ihre große Ähnlichkeit mit den Reihengräberschädeln aufzudecken (24). Unterschiede zwischen germanischen und slawischen Gräbern sind nur in der Art der Beigaben, namentlich der Waffen, nicht aber in der anthropologischen Beschaffenheit der Bestatteten festzustellen. Toldt bedauerte sehr daß noch so viel Unklarheit über die Veränderungen im Volksgemisch seit jenen Zeiten herrsche, da ja in denselben Gebieten heute eine physisch anders geartete Bevölkerung sitzt als damals (23). In einem Vortrage zur Einleitung der Diskussion über die Altslawenfrage (25) in Weimar hielt Toldt 1911 entgegen der Meinung Matiegkas, der für eine allmähliche Umwandlung der langen in die kurze Kopfform eintrat, daran fest, daß das Ausschlaggebende bei diesem Wechsel der Kopfform in dem Ersatz der älteren dolichokephalen durch eine jüngere brachykephale Bevölkerungsschichte liege und bewies es durch historisch festgestellte Wanderungen.

Im Februar, März und April 1913 unternahm Toldt im Auftrage und mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Wien eine Reise zum Studium der fossilen Menschenreste; sie führte ihn nach Westdeutschland, Paris, Lüttich, Brüssel und London und schließlich über Berlin nach Brünn, Předmost, Agram und Krapina. Die aus eigener Anschauung erwachsene Kenntnis der prähistorischen Fundplätze, der Funde selbst und der damit verbundenen Persönlichkeiten war von großer Wichtigkeit für Toldt und förderte in den kommenden Jahren damit engverknüpfte

[1]) Vgl. S. 82, S. 87, Anm. 3.

Arbeiten zutage. Von dieser Fahrt brachte Toldt auch eine große Anzahl von Gipsabgüssen vorgeschichtlicher Menschenfunde mit; er schenkte sie dem Anthropologisch-ethnographischen Universitätsinstitut und bereicherte so dessen Lehrsammlung um äußerst wertvolle Stücke.

In einem knappen und klaren Vortrag über den vorgeschichtlichen Menschen (26) in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften legte C. Toldt seine auf den jüngsten Erkenntnissen beruhenden Gedanken darüber dar: er sprach sich dagegen aus, daß der Neandertaler als eine völlig ausgestorbene Form anzusehen sei, vielmehr würden sich manche neandertaloide Merkmale an späteren Schädeln noch auf ihn zurückführen lassen. Als der erste wies er auch den Schädel von Předmost einer dem Neandertaler nahestehenden Zwischenform zu und seine damals geäußerte Ansicht, daß der Unterkiefer von Piltdown pithekoid (Schimpanse) sei und nichts mit dem Schädelfragment zu tun habe, ist neuerdings von Ramström in Upsala glänzend bestätigt worden.

Von großer Bedeutung für das Verständnis primitiver Stirnformen (Australier, Buschmann) ist Toldts noch im selben Jahre erschienene morphologische und anthropologische Abhandlung über Brauenwülste und Brauenbogen (27), in der er, ausgehend vom Neandertaler, die Beziehung von Schädelform und Stirnbildung zu Brauenwulst und Brauenbogen darstellte und das Entstehen dieser Gebilde auf ganz bestimmte, durch den Kauakt hervorgerufene Druckwirkungen zurückführte.

Dann setzte sich C. Toldt noch, an zahlreiche frühere Untersuchungen anknüpfend, aber in Verbindung mit den Beobachtungen an vorgeschichtlichen Unterkiefern, mit den Wachstumsverhältnissen der Kinnregion auseinander, in der 1915 erschienenen Arbeit über den vorderen Abschnitt des menschlichen Unterkiefers mit Rücksicht auf dessen anthropologische Bedeutung (28).

Da C. Toldt stets, ohne vor der ermüdendsten Kleinarbeit zurückzuschrecken, alle Entfernungen am Schädel selbst abnahm und die Berechnungen anstellte, konnte er auch über ein alteingebürgertes kraniometrisches Maß den Stab brechen. In einer kleinen Veröffentlichung über den zahlenmäßigen Ausdruck der Schädelhöhe und deren Messung (30) deckte er ohne Scheu die Mängel der üblichen Schädelhöhe vom Basion bis zum Bregma auf; die von ihm vorgeschlagene „Gesamthöhe" des Schädels gibt die wirkliche Höhe der gesamten Schädelkapsel und berücksichtigt Kleinhirn sowohl wie Großhirn.

In seinem 79. Lebensjahre brachte C. Toldt noch die eingehende Untersuchung des altägyptischen Schädelmaterials von El Kubanieh (Oberägypten), das Professor H. Junker mit so großer Umsicht gehoben hatte, zum Abschluß (29). Er stellte fest, daß die Bevölkerung zur Zeit der Gräberfelder keineswegs einheitlicher Herkunft war, daß sich vielmehr zwei Elemente, charakterisiert durch einen „feineren" Bau (Typus I) und einem „gröberen" (Typus II) in Gesicht und Schädel und durch sonstige Verschiedenheiten, nachweisen lassen. Weder die ausgesprochen kurzköpfige vorderasiatische Rasse war damals im Volke vorhanden, noch eine erhebliche Beimengung von Negerelementen. Die beiden gesicherten Typen, der gröbere und der feinere, mit irgendwelchen Völkernamen in Zusammenhang zu bringen, vermied Toldt bei den noch recht ungeklärten anthropologischen Verhältnissen Ägyptens. Auch diese Arbeit Toldts, seine letzte größere, spricht für sein ungemein genaues, nur auf Tatsachen aufbauendes Forschen.

Das Familienleben im Hause Toldt war das denkbar glücklichste; seitdem die Kinder herangewachsen waren, gab es niemals die geringste Zwistigkeit. Seine

geliebte Frau starb gerade in seinem Rektoratsjahre; den Schmerz über ihren Tod suchte er in intensivster Arbeit zu lindern. Mit seinen beiden Söhnen pflegte er regen wissenschaftlichen Gedankenaustausch. Sein Sohn Anton, Augenarzt in Salzburg, war ihm auch unter anderem bei Erledigung verschiedener Korrekturarbeiten behilflich und gern nahm der Vater vom Sohne darauf bezügliche Anregungen entgegen. Sein jüngerer Sohn Karl, der sich am Naturhistorischen Staatsmuseum in Wien mit dem Studium der Säugetiere befaßt, ist auch zu C. Toldts Schülern zu zählen; denn Karl Toldt jun. hat sich, der Arbeitsrichtung seines Vaters entsprechend, die systematische Verfolgung von Zuständen vom Embryo bis zum Erwachsenen zu eigen gemacht; auch gehören einige seiner Arbeiten in das Gebiet der Anthropologie: Untersuchungen über Japaner-Schädel, über die Entwicklung und Querteilung des Jochbeines, über die Zeichnung der Epidermis und des Coriums bei den Primaten. Toldt sen. brachte den Arbeiten seines Sohnes stets großes Interesse entgegen; noch während seines letzten Sommeraufenthaltes in Tirol präparierte er für ihn mit großer Sorgfalt Häute von Eichhörnchen, Siebenschläfern und Mäusen und freute sich jedesmal, wenn an der Hautinnenseite eine durch den Haarkleidwechsel bedingte Zeichnung zu bemerken war, eine für die Wissenschaft neue Erscheinung, mit der sich Toldt jun. seit einiger Zeit befaßte. Die Tochter C. Toldts, Marie, verheiratete sich mit dem Laryngologen Dr. Otto Kahler, der gegenwärtig Ordinarius in diesem Fache in Freiburg im Breisgau ist. Auch O. Kahler ist C. Toldts Schüler, er half auch, während er im Anatomischen Institut arbeitete, mit anderen jungen Ärzten und Studenten eifrig mit an der Herstellung des Materials für den Atlas. Seine besondere Freude hatte C. Toldt an den aus der Ehe Otto Kahlers mit Marie Toldt entsprossenen Enkelkindern. In den Sommermonaten weilte C. Toldt in seiner Heimat in Südtirol. 1883 hatte er sich in Vahrn unweit Brixen ein kleines Haus mit zwei Joch Grund gekauft, auf dem er selbst Edelobstbäume pflanzte und mit eigener Hand pflegte und zog.

Carl Toldt war Mitglied der Wiener Anthropologischen Gesellschaft seit 1885, also durch volle 35 Jahre, und von diesen 18 Jahre auch ihr Präsident. In dieser Stellung förderte er, trotzdem ihm, dem Anatomen, die physische Anthropologie am nächsten lag, in gleich warmer Weise auch Urgeschichte, Völker- und Volkskunde und sorgte, daß keine dieser Wissenschaften in den Veröffentlichungen, Vorträgen und Unternehmungen der Gesellschaft zu kurz kam. In dem einträchtigen Zusammenarbeiten der Fachvertreter an der Universität und der Abteilungsbeamten der betreffenden Fächer am Museum sah er das Heil und Wohl der Anthropologischen Gesellschaft, unterstützt durch den weiten Kreis der Freunde dieser Wissenschaft in unserer Stadt und außerhalb derselben. Er gestaltete die Beziehungen zu den Schwestergesellschaften im Auslande, besonders in Deutschland, aufs herzlichste und vertiefte sie bei den zahlreichen Kongressen, die er besuchte. Er selbst wurde 1914 von der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte durch die Verleihung der Rudolf-Virchow-Plakette ausgezeichnet, und zwar, wie die Verkündigung durch Seler besagt, nicht bloß, weil er die anthropologische Wissenschaft um hervorragende Arbeiten bereichert hatte, sondern auch als Anerkennung für seine bedeutenden Verdienste um die Wiener Anthropologische Gesellschaft.

Auch in den schweren Kriegsjahren gelang es C. Toldt, die Geschicke der ihm anvertrauten Gesellschaft glücklich zu lenken. Seinem tatkräftigen Vorgehen ist es zu verdanken, daß die Untersuchung in den Kriegsgefangenenlagern ermöglicht wurden und diese einzigartige Gelegenheit der Wissenschaft nicht verloren ging. C. Toldt

legte auch eine Chronik des Weltkrieges bis zum Umsturz an und die in den Jahren 1914 bis 1918 aus seiner Feder stammenden Jahresberichte sind Meisterstücke objektiver Darstellung der Zeitverhältnisse.

Als die Wiener Anthropologische Gesellschaft am 15. Februar 1920 die 50. Wiederkehr ihres Bestehens feierte, galten die von nah und fern einlangenden Glückwünsche sowohl ihrem Festtage als auch dem greisen Präsidenten. C. Toldt verlas seine Gedenkrede unter dem Beifalle der Anwesenden, und immer wieder mußte man es bewundern, mit welchem Verständnis er den durch die geänderten Zeitverhältnisse sich für die Gesellschaft ergebenden Aufgaben gegenüberstand, so der Aufnahme des anthropologischen, prähistorischen und ethnographischen Unterrichtes in den Mittelschullehrplan. Anschließend an die Feier veröffentlichte Toldt in der „Neuen Freien Presse" (21. Februar 1920) einen Rückblick auf die Tätigkeit der Wiener Anthropologischen Gesellschaft seit 50 Jahren, nicht ohne auch auf die in der Zukunft harrenden Probleme hinzuweisen. Noch knapp vor seinem Tode bekundete Toldt in einer persönlichen Aussprache sein lebhaftes Interesse an den von Martin in München im großen Stile geplanten anthropologischen Untersuchungen an der bayerischen Jugend.

Der 80. Geburtstag von C. Toldt, am 3. Mai 1920, bot der philosophischen Fakultät der Universität Wien den willkommenen Anlaß, den Gelehrten von Weltruf zum Ehrendoktor zu promovieren. Die Akademie der Wissenschaften beglückwünschte ihn mit besonderer Auszeichnung, die Wiener Anthropologische Gesellschaft ernannte ihn zum Ehrenmitglied, ebenso der Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums, dessen Ehrenpräsident er gleichzeitig wurde. Alle diese ehrenvollen Anerkennungen, die C. Toldt herzlich freuten, waren dem Denker und Forscher, aber auch dem trefflichen Menschen zugedacht.

Toldts bescheidene schlichte Persönlichkeit war jedem, der nur etwas mit ihm in Berührung kam, gleich ungemein sympathisch. Zwischen den Dingen, wie sie sind und wie er sie sah und lehrte, drängte sich niemals auch nur eine Spur von persönlichem Eigenwillen und persönlicher Eitelkeit hervor — davon war er frei, er blieb stets streng sachlich in seiner Forschung und immer sich selbst treu in seiner Gesinnung! Dabei war er gerecht und gut und hilfsbereit gegen die, welche sich an ihn wendeten; dort, wo er ehrliches Streben nach Wahrheit fand, förderte er es nach besten Kräften, frei von jedem persönlichen Vorurteil. Wenn Toldt eine Angelegenheit in die Hand nahm, so führte er sie durch, oft ganz allein, und dies tat er noch bis in die letzten Jahre, die Unannehmlichkeit der Kleinarbeit nicht scheuend.

Durch mehr als fünf Dezennien wissenschaftlich tätig, war C. Toldt das Glück zuteil, alle seine Arbeiten zum Abschluß bringen zu können, bevor an ihn der Tod herantrat. Er hat keinen Tag unbenützt vorübergehen lassen, war immer an der Arbeit, nicht aus Ehrgeiz, sondern aus innerem Schaffensdrang heraus. Seine Bescheidenheit und Festigkeit stempelten ihn zum Vorkämpfer für die Wahrheit. Carl Toldt hat seinen Platz immer restlos ausgefüllt und viele werden die Lücke nach seinem Hingange noch lange zu fühlen haben!

## Verzeichnis

### der anthropologischen Schriften von C. Toldt.

1. 1875. Studien über die Anatomie der menschlichen Brustgegend mit Bezug auf die Messung derselben und auf die Verwertung des Brustumfanges zur Beurteilung der Kriegsdiensttauglichkeit. Stuttgart, bei F. Enke, 114 S.

2. 1881. Über die Schädelform der Eskimo. Prager medizin. Wochenschrift, 1881, Nr. 3.
3. 1883. Osteologische Mitteilungen: 2. Über die Entwicklung des Scheitelbeines beim Menschen. Prager Zeitschrift für Heilkunde, Band 4.
4. 1886. Über Welckers Cribra orbitalia. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 16.
5. 1888. Bericht über die am 21. Juni 1888 vorgenommene Untersuchung an den Gebeinen L. van Beethovens. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 18.
6. 1888. Toldt und Weisbach, Bericht über die an den Gebeinen des Marschall Heß vorgenommene Untersuchung. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 18.
7. 1888. Toldt und Weisbach, Bericht über die an den Gebeinen von Friedrich Mohs vorgenommenen Untersuchungen. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 18.
8. 1888. Toldt und Weisbach, Bericht über die an den Gebeinen von Franz Schubert vorgenommenen Untersuchungen. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 18.
9. 1891. Die Körpergröße der Tiroler und Vorarlberger. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 21.
10. 1894. Zur Somatologie der Tiroler. Korr.-Bl. d. Deutsch. Anthrop. Gesellsch., Nr. 9, 1894.
11. 1901. Über einen neuen Meßzirkel. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Sitz.-Ber. [93], Band 31.
12. 1903. Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Tirol und Vorarlberg in „Die österr.-ungar. Monarchie in Wort und Bild".
13. 1904. Über einige Struktur- und Formverhältnisse des menschlichen Unterkiefers. Korr.-Bl. d. Deutsch. Anthrop. Gesellsch., Nr. 10, 1904.
14. 1904. Der Winkelfortsatz des Unterkiefers beim Menschen und bei den Säugetieren und die Beziehungen der Kaumuskeln zu demselben. Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., I. Teil, math.-naturw. Kl.
15. 1905. II. Teil, ebenda.
16. 1905. Über die Kinnknöchelchen und ihre Bedeutung für die Kinnbildung beim Menschen. Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthrop., Nr. 10, 1905.
17. 1905. Die Ossicula mentalia und ihre Bedeutung für die Bildung des menschlichen Kinnes. Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl.
18. 1906. Zur Frage der Kinnbildung. Korr.-Bl. d. Deutsch. Anthrop. Ges., Nr. 2, 1906.
19. 1907. Der Musc. digastricus und die Muskeln des Mundhöhlenbodens beim Orang. Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl.
20. 1907. Der vordere Bauch des Musc. digastricus mandibulae und seine Varietäten beim Menschen. I. Teil, Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., math.-naturw. Kl.
21. 1908. II. Teil, ebenda.
22. 1910. Untersuchungen über die Brachykephalie der alpenländischen Bevölkerung. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 40.
23. 1911. Altslawengräber in Deutschland und Österreich. Korr.-Bl. der Deutsch. Ges. f. Anthrop., Nr. 8/12, 1911.

24. 1912 Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen, einst und jetzt. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 42.
25. 1912. Vortrag zur Einleitung der Diskussion über die Altslawenfrage. Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthrop., Nr. 7/12, 1912.
26. 1914. Die vorgeschichtlichen Menschen. Vortrag in d. feierl. Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Wien am 27. Mai 1914.
27. 1914. Brauenwülste, Tori supraorbitales, und Brauenbögen, Arcus superciliares und ihre mechanische Bedeutung. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 44.
28. 1915. Über den vorderen Abschnitt des menschlichen Unterkiefers mit Rücksicht auf dessen anthropologische Bedeutung. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 45.
29. 1919. Anthropologische Untersuchung der menschlichen Überreste aus den altägyptischen Gräberfeldern von El-Kubanieh. Denkschriften der Akademie der Wissenschaften, math.-naturw. Kl., Band 96.
30. 1920. Über den zahlenmäßigen Ausdruck der Schädelhöhe und die Messung desselben. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band 50.

# Rudolf Pöch

## (gestorben am 4. März 1921).

Nachruf bei der Trauerfeier am 11. Mai 1921 von Professor Dr. **Eugen Oberhummer** in Wien.

Kaum fünf Monate sind verflossen, da versammelte sich an dieser Stelle die Anthropologische Gesellschaft zu einer Trauerfeier für ihren langjährigen Präsidenten Hofrat Toldt. Sein Leben und Wirken war der Gegenstand einer von ebenso gründlicher Sachkenntnis wie von Verehrung und Freundschaft für den Verstorbenen getragenen Darlegung desjenigen, der ihm folgen sollte als Führer und Meister der anthropologischen Forschung in Österreich wie auch als Präsident unserer Gesellschaft. Auch über ihm hat sich nun unerwartet rasch die Gruft geschlossen.

Wer ahnte von den damals Anwesenden, daß Rudolf Pöch, den wir auf der Höhe seines Schaffens vor uns sahen, vielleicht etwas angegriffen von unermüdlicher Arbeit, aber scheinbar in voller Gesundheit und Manneskraft zum letzten Male vor uns stand, daß außer einigen seiner nächsten Angehörigen niemand von uns ihn wiedersehen sollte!

Wenige Tage nach jener Gedenkfeier verließ er mit seiner nun tief gebeugten Gattin Wien, um während der Weihnachtsferien in den von ihm so geliebten Schweizer Bergen Erholung und Kräftigung zu suchen. Neugestärkt hofften wir ihn zu Beginn der Vorlesungen hier zu sehen, als die beunruhigende Nachricht von seiner Erkrankung eintraf und seine Rückkehr sich weiter und weiter hinausschob. Noch wußten wir nichts von der Schwere seines Leidens, als wir hören mußten, daß er sich in Innsbruck einer schwierigen Operation hatte unterziehen müssen, die gut verlief und die Erwartung seiner baldigen Herstellung rechtfertigte. Freudig klammerten wir uns an die hoffnungsfrohen Nachrichten, die seine ihm aufopfernd zur Seite stehende Gattin an seine Wiener Freunde gelangen ließ, da kam am 4. März mit einem Male die Schreckenskunde, daß über Nacht die Lage sich plötzlich verschlimmert habe und Rudolf Pöch nicht mehr unter den Lebenden sei.

Die schmerzliche Erregung, welche diese Nachricht überall auslöste, wo man Pöchs Namen und seine liebenswürdige Persönlichkeit kannte, brauche ich Ihnen nicht ins Gedächtnis zurückzurufen, noch auch die allgemeine Teilnahme und tiefe Trauer, als wir ihn am 10. März zur letzten Ruhe im Ehrengrabe der Stadt Wien geleiteten. Die Lücke, die sein Hingang in unser akademisches und wissenschaftliches Leben gerissen, kann heute kaum noch in ihrem vollen Ausmaß überblickt werden. Aber der Versuch wenigstens in Umrissen zu zeigen, welchen seltenen Menschen und welche wissenschaftliche Arbeitskraft wir in Pöch verloren haben, mag heute als ein kleiner Teil der Dankesschuld entrichtet werden, zu der unsere Alma mater und die Anthropologische Gesellschaft ihm in so reichem Maße verpflichtet sind.

Rudolf Pöch[1]) war der Sohn des Ingenieurs und späteren Eisenbahndirektors Anton Pöch, der zur Zeit seiner Geburt bei der Galizischen Karl Ludwigsbahn in

[1]) Autobiographische Aufzeichnungen Pöchs sind gedruckt in der als Münchener Dissertation erschienenen Sonderausgabe seiner „Studien an Eingeborenen von Neu-Südwales und an australischen Schädeln" (s. Verz. d. veröff. Arb. 31). Inaugural-Dissertation, München 1915.

Tarnopol in Dienst stand. Dort erblickte unser Rudolf Pöch am 17. April 1870 das Licht der Welt. Nach Wien zuständig, besuchte er in unserer Stadt die Volks- und Mittelschule, letztere am Piaristengymnasium im VIII. Bezirk, und bezog 1888 die Universität Wien, wo er zunächst auf Wunsch seines Vaters die Rechte hörte und daneben auch philosophische Studien trieb. Seiner Neigung folgend, ging er aber bereits 1889 zum medizinischen Studium über, das ihm hauptsächlich, wie er später selbst erklärte, zur praktischen Vorbereitung für künftige naturwissenschaftliche Forschungsreisen dienen sollte. Mit Ausnahme eines Semesters in Zürich (Sommer 1891) vollendete er das Studium an der Universität Wien, wo er 1895 zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert und 1896 zum Assistenzarzt ernannt wurde.

Kaum in die ärztliche Praxis eingetreten, stand er vor einer großen und bedeutungsvollen Aufgabe. Eben zu jener Zeit wurde die Welt durch das Auftreten der Pest in Indien beunruhigt, welche 1896 von China über Hongkong dorthin verschleppt worden und im September des Jahres in Bombay in beängstigend heftiger Weise zum Ausbruch gekommen war. Lange Zeit hatte man in Europa von der Pest und ihren Verheerungen in früheren Jahrhunderten nur aus alten Büchern etwas gewußt und dachte gar nicht an die Möglichkeit, daß diese gefürchtetste aller epidemischen Krankheiten je wieder die Kulturländer bedrohen könnte, zumal auch die alten Pestherde in unserer Nähe in der Türkei und Ägypten so gut wie erloschen schienen. Doch hatte schon das plötzliche Auftreten einer Epidemie in einigen Kosakendörfern an der unteren Wolga 1879 dieses Sicherheitsgefühl erschüttert. Ich erinnere mich noch wohl der nervösen Unruhe, mit der damals in allen europäischen Ländern die Nachrichten von der russischen Pest verfolgt wurden. Dank des energischen Eingreifens der russischen Regierung und des Umstandes, daß die Epidemie nur in einigen kleinen, vom Verkehr abgelegenen und leicht isolierbaren Ortschaften aufgetreten war, blieb sie damals tatsächlich auf ein enges Gebiet beschränkt.[1]) Nun aber drohte von Bombay, einem der Brennpunkte des Weltverkehres, aus die Verbreitung durch Schiffe nach allen Erdteilen, wie sie sich auch tatsächlich in der Folge vollzogen hat. Ein planmäßiges Vorgehen der Kulturstaaten wurde unabweislich. In Venedig trat 1897 die Internationale Pestkonferenz zusammen, um über Schutzmaßregeln zu beraten. Schon vorher beschloß die Akademie der Wissenschaften in Wien, hauptsächlich auf Veranlassung ihres Präsidenten Eduard Sueß, und später auch die Regierung des Deutschen Reiches, eine ärztliche Kommission zum Studium der Seuche nach Bombay zu entsenden, deren Wesen durch den kurz vorher von Yersin und Kitasato entdeckten Pestbazillus einigermaßen aufgeklärt war.

Die österreichische Pestkommission, bestehend aus vier jungen Ärzten, Doktor Heinrich Albrecht, jetzt Nachfolger von Hofrat Weichselbaum auf dem Lehrstuhl für pathologische Anatomie, Dr. Anton Ghon, jetzt in gleicher Eigenschaft an der deutschen Universität in Prag, Dr. Hermann Müller, der ein tragisches Opfer seines Berufes wurde, und dem eben erst zum Assistenten ernannten Dr. Rudolf Pöch, der nun zum ersten Male Gelegenheit hatte, seinen Forscherdrang an einem freilich gefahrvollen Ziele zu betätigen. Schon damals zeigte er sein über die unmittelbar ärztliche Aufgabe hinaus gerichtetes Interesse an geographischen und ethnographischen Dingen. Das geographische Institut der Universität besitzt als ältesten Grundstock seines Bestandes an Lichtbildern aus Indien und Ägypten eine Reihe

[1]) C. Martin, Versuch einer geographischen Darstellung einiger Pestepidemien. Pet. Mitt 1897, S. 267, Taf. XIV.

von Pöch bei jener Gelegenheit gemachter Aufnahmen. Die medizinischen Ergebnisse der Kommission, eine gemeinsame Arbeit der beteiligten Ärzte, erschienen 1898 im 66. Band der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie. Pöch hatte hiezu die photographischen Aufnahmen geliefert, wie er sich überhaupt frühzeitig als Meister in dieser Kunst bewährte und auch einer der ersten war, der die Röntgenaufnahmen hier in die medizinische Praxis einführte (1).

Der von Pöch und seinen Kollegen zu jener Zeit, als man die Wege der Ansteckung noch sehr unvollkommen kannte, bewiesene Mut sollte aber bald auf eine noch schwerere Probe gestellt werden. Wie in anderen klinischen Laboratorien der europäischen Kulturzentren wurde auch im Wiener Allgemeinen Krankenhaus auf der Klinik Nothnagel mit Kulturen von Pestbazillen zum Studium der Krankheit und ihrer Übertragbarkeit weitergearbeitet. Da ereignete es sich, daß durch die Unvorsichtigkeit eines Spitaldieners am 15. Oktober 1898 dieser selbst und, ehe noch die Natur seines Leidens erkannt war, zwei mit ihm in Berührung gekommene Wärterinnen an Pest erkrankten. Der Fall rief natürlich in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen hervor und erregte in Wien selbst die größte Besorgnis. Dr. Hermann Müller stellte sich sofort in aufopfernder Weise in den Dienst der Erkrankten. Einige Tage darauf erreichte die Krisis ihren dramatischen Höhepunkt, als in der Isolierbaracke des Franz Josef-Spitals, wohin die Erkrankten mit dem behandelnden Arzt und zwei Nonnen als Wärterinnen verbracht und nunmehr von der Berührung mit der Mitwelt gänzlich abgeschlossen worden waren, am Morgen des 22. Oktober ein Zettel von der Hand Dr. Müllers am Fenster klebte mit der erschütternden Mitteilung: „Ich bin an Pestpneumonie erkrankt." Die Pneumonie ist, wie man seither weiß, die für die Ansteckung gefährlichste Form der Pest, da sich die Bazillen durch die Atmung in die Luft verbreiten und auf demselben Wege wieder aufgenommen werden können, während die früher so gefürchteten Pestbeulen für die Ansteckung weit weniger gefährlich zu sein scheinen. Die Aufregung in Wien und auch in anderen Städten — ich erinnere mich des Eindruckes in München — stieg ins ungeheure. Um so größer war die Bewunderung für den Opfermut des jungen Dr. Pöch, der sich sofort bereit erklärte, die Behandlung des augenscheinlich dem Tode verfallenen Kollegen und der beiden Wärterinnen — der zuerst erkrankte Diener war schon am 18. Oktober verschieden — zu übernehmen. Schon am folgenden Morgen (23. Oktober) erlag Dr. Müller, nach längerem qualvollen Leiden auch die junge Wärterin Pecha (30. Oktober). Die Leichen wurden von Dr. Pöch mit Hilfe der beiden dem Isolierdienst zugewiesenen Nonnen eigenhändig in die von außen hineingeschobenen Särge gebettet und diese, mit Desinfektionsmitteln gefüllt und hermetisch verschlossen, der Weiterführung übergeben. Dank der peinlichsten Sicherheitsmaßregeln gelang es, eine Weiterverbreitung der Seuche zu verhindern. Pöch selbst und die beiden mit ihm eingeschlossenen Nonnen konnten so die furchtbare Gefahr glücklich überstehen und nach der vorgeschriebenen Zeit am 14. November aus dem Beobachtungsraume des Epidemiespitals entlassen werden. Eine Woche darauf, am 21. November, fand im kleinen Festsaale der Universität eine Gedenkfeier für Dr. Müller statt, dem Pöch den Nachruf hielt. Die Teilnahme für den in Erfüllung einer schweren Pflicht Verstorbenen war ebenso allgemein wie die rückhaltlose Anerkennung für den jungen Arzt, der ebenso mutig sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Die Verleihung des Franz Josefs-Ordens und, seitens der Stadt Wien, der doppelt großen goldenen Salvatormedaille war der äußere Ausdruck

dieser Anerkennung, die Pöchs Namen rasch durch die ganze gebildete Welt trug.[1])

Noch blieb ihm eine Pflicht gegenüber dem verstorbenen Kollegen zu erfüllen. Dr. Müller hatte für das von Nothnagel herausgegebene bändereiche Handbuch der „Speziellen Pathologie und Therapie" die systematische Darstellung der Pest in einem besonderen Band übernommen, sein Tod an eben dieser Krankheit aber die Vollendung verhindert. Das Fehlende wurde von Pöch ergänzt; von ihm bearbeitet sind die Abschnitte über Bakteriologie, Epidemiologie, Haut, Schutzimpfung und Serumbehandlung. So erschien unter beider Namen die grundlegende Arbeit[2]), welche meines Wissens bis heute das Standwerk über die Pest wenigstens in deutscher Sprache geblieben ist. Auch später ist Pöch, obwohl längst anderen Studien zugewandt, noch wiederholt zum ersten Gegenstand seiner wissenschaftlichen Arbeit zurückgekehrt (7—10). Für das dreibändige Handbuch der Tropenkrankheiten von Karl Mense, dem besten Werk, das wir über dieses Gebiet besitzen, lieferte er einen gedrängten, mit reichen Literaturangaben versehenen Abschnitt über die Pest, der 1914 in zweiter Auflage sowie auch in italienischer Übersetzung erschien. Inzwischen hatte er auch, durch seine Forschungsreisen mit geographischen Kreisen in engere Fühlung getreten, für Petermanns Mitteilungen einen Aufsatz (7) über die geographische Verbreitung der Pest um die Wende des Jahrhunderts geliefert, der von zwei für die Wanderungen der Seuche und ihren mutmaßlichen Ursprung als einer Krankheit von Nagetieren, speziell einer Art von Murmeltieren in den Hochgebirgen Zentralasiens, überaus lehrreichen Karten begleitet ist.

Dem medizinischen Gebiete gehören ferner noch an der Abschnitt „Hygiene im Weltverkehr" in der Neubearbeitung von Andrees „Geographie des Welthandels" (6), welche einen guten Überblick aus der gesamten medizinischen Geographie gibt, sowie der Bericht über eine Reise an der Westküste von Afrika (4), welche er 1902 mit einem Dampfer der Wörmann-Linie zur Untersuchung der dortigen Malariaverhältnisse unternommen hatte (3).

Inzwischen hatte er sich für seine künftige Lebensaufgabe als außerordentlicher Hörer an der Universität Berlin 1900—01 vorbereitet, wo er Anthropologie und Ethnologie studierte und als Volontär an der afrikanisch-ozeanischen Abteilung des Museums für Völkerkunde arbeitete. In den Jahren 1904—06 folgte dann die erste große Forschungsreise nach Neuguinea und Australien. Der Hauptzweck der nach eigenem Plan und auf eigene Kosten unternommenen Reise waren anthropologische und ethnologische Studien an den Eingeborenen und dieser Zweck wurde in reichstem Maße erfüllt. Als wichtigstes anthropologisches Ergebnis kann wohl der erstmalige Nachweis von Zwergvölkern in Neuguinea (der Kai) bezeichnet werden. Auf dieser großen Insel hat Pöch nicht nur das deutsche, sondern auch das britische und holländische Kolonialgebiet besucht und, wie es in einem geographisch noch so wenig erforschten Lande nicht anders zu erwarten ist, auch wertvolle geographische Ergebnisse zu verzeichnen. So konnte der Kartograph Moisel eine neue Karte des Sattelberges bei Finschhafen hauptsächlich nach den Aufnahmen von Pöch herausgeben (20). Von den vielseitigen ethnographischen Ergebnissen zeugen außer zahlreichen Veröffentlichungen über Neuguinea und den Bismarckarchipel (11—30)

[1]) Über den Verlauf der denkwürdigen Episode orientiert am besten der klinische Bericht von A. Weichselbaum, Die Pestfälle in Wien. Jahrbuch der Wiener Krankenanstalten, Bd. VII.

[2]) Die in Klammern eingeschlossenen Ziffern bezeichnen hier (2) und im folgenden die Nummern des im Anhang zusammengestellten Verzeichnisses der wissenschaftlichen Arbeiten des Verstorbenen.

eine Sammlung von 2000 Objekten, die in das Naturhistorische Hofmuseum (jetzt Staatsmuseum) übergegangen ist.

In Australien konnte Pöch Untersuchungen an den Eingeborenen von Neu-Südwales anstellen und diese schöne Arbeit (31) diente ihm nachträglich zur Erwerbung der philosophischen Doktorwürde in München. In seiner großen Gewissenhaftigkeit glaubte Pöch als Lehrer an der philosophischen Fakultät sich nachträglich dieser Formalität unterziehen zu müssen, obwohl er hiezu keineswegs verpflichtet war.

Inhaltlich wenn auch ohne unmittelbaren Zusammenhang mit seiner eigenen Reise schließt sich an die vorgenannten Arbeiten eine Untersuchung über den Tasmanierschädel im Wiener Staatsmuseum (33).

Daß das geplante zusammenfassende Werk über die Neuguineareise zurückgestellt werden mußte, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß Pöch, nunmehr als Forschungsreisender bewährt, schon ein Jahr nach seiner Rückkehr 1907 von der Akademie der Wissenschaften, deren Präsident Eduard Sueß sich besonders dafür einsetzte, den Auftrag zu einer neuen Forschungsreise nach Südafrika erhielt, welche speziell der Untersuchung des so rätselhaften Volkes der Buschmänner galt und sich wieder über zwei Jahre erstreckte. Diese mühevolle Reise führte ihn in die entlegensten Winkel der Kalahariwüste, um der wenigen noch vorhandenen echten und unvermischten Reste dieses Naturvolkes habhaft zu werden, und war von dem größten Erfolge begleitet. Unbetretene Teile der Kalahariwüste wurden erforscht und davon eine neue Karte entworfen (44), unbekannte Buschmannhorden sowie Buschmanngravierungen und Buschmannmalereien aufgefunden. Wieder gelangte eine ethnographische Sammlung von etwa 1000 Nummern in das Naturhistorische Museum, an 200 phonographische Aufnahmen in das Phonogrammarchiv der Akademie.

In einem glänzenden Vortrage vor der Geographischen Gesellschaft in Wien[1]) berichtete Pöch in großen Zügen über die Ergebnisse seiner Reise und behandelte in einer Fachsitzung derselben die vielumstrittene Simbábyefrage (42), bezüglich deren er die von Karl Peters und anderen vertretenen Hypothesen von einem phönizischen Ursprung der dortigen Ruinen endgültig zurückwies. Auch über diese Reise liegen von Pöch nur kleinere, aber wertvolle und inhaltreiche Veröffentlichungen (34—45) vor. Bei der schweren Aufgabe, seinen wissenschaftlichen Nachlaß der Veröffentlichung zuzuführen, steht die Bearbeitung des einzigartigen Materials über die Buschmänner wohl an erster Stelle.

Den kostbarsten Bestandteil dieses Materials bildet eine Sammlung von etwa 150 Skeletten, 200 Schädeln, 50 Gipsabgüssen, 2000 Photographien usw. Sie dienten als erster Grundstock einer Lehrsammlung für seine akademische Tätigkeit, die mit seiner Habilitation als Privatdozent für Anthropologie und Ethnographie an der Universität Wien 1910 einsetzt. Längst war dort das Bedürfnis nach einer Vertretung der Anthropologie im akademischen Lehrbetrieb empfunden worden und schon Jahre, bevor man mit Pöch rechnen konnte, war hauptsächlich auf Betreiben der Anatomen Toldt und Zuckerkandl sowie des Referenten die Errichtung einer anthropologischen Lehrkanzel in Aussicht genommen worden, doch führten die Verhandlungen damals zu keinem Ergebnis. Da erschien nun Pöch, von seiner zweiten großen Reise zurückgekehrt, wie ein Helfer in der Not und als der berufene Anwärter auf eine später zu begründende Lehrkanzel für dieses Fach. Mit einem wahren Feuer-

[1]) Mitt. d. Geogr. Ges. 1910, S. 142 ff.

eifer hat er sich sogleich auf seine neue Aufgabe geworfen, wo alles aus dem Nichts neu geschaffen werden mußte und er zunächst ganz auf sich selbst und sein eigenes Material angewiesen war. Seine Vorlesungen, die sich zunächst auf allgemeine und spezielle Anthropologie, später auch auf Ethnographie erstreckten, fanden bald steigenden Zuspruch. Unter den größten, auch räumlichen Schwierigkeiten und mit Heranziehung freiwilliger Hilfskräfte entstand allmählich ein anthropologisches Institut mit dem nötigen Instrumentarium und Anschauungsmaterial, das von ihm in peinlichster Ordnung gehalten wurde. Daneben hatte Pöch, um einstweilen eine materiell gesicherte Lebensstellung zu bekleiden, als Assistent des Physiologischen Institutes den zeitraubenden Dienst am Phonogramm-Archiv der Akademie zu versehen, hielt außerdem öffentliche Universitätskurse und zahlreiche Vorträge in wissenschaftlichen Vereinen des In- und Auslandes, betätigte sich eifrig als Ausschußmitglied solcher Vereine, so besonders der Anthropologischen und Geographischen Gesellschaft, deren Rechnungsführer er eine Reihe von Jahren hindurch gewesen ist, wie auch als Schriftführer der bereits völlig vorbereiteten, aber durch den Ausbruch des Krieges unmöglich gewordenen österreichischen Antarktischen Expedition. In allen diesen seinem eigentlichen Arbeitsgebiet oft recht ferne liegenden Arten von Tätigkeit hat er stets die größte Gewissenhaftigkeit sowie eine nie versagende Hilfsbereitschaft an den Tag gelegt.

Es war eine Erlösung von zeitraubenden, seiner wissenschaftlichen Lebensaufgabe fremden Arbeiten, als er auf Vorschlag der Fakultät 1913 zum außerordentlichen Professor der Anthropologie und Ethnographie ernannt wurde und für seinen sich rasch vergrößernden Lehrapparat neben dem Prähistorischen Institut besondere Räume zugewiesen erhielt, die wenigstens für den Anfang genügten. Der Ausbruch des Krieges brachte jedoch sofort wieder eine Einschränkung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit mit sich, indem er als Arzt zur Dienstleistung einberufen wurde und als solcher 1914—1916 im Verwundetenspital der Universität wirkte.

Während dieser Zeit trat wieder eine neue große Aufgabe an ihn heran. In den Kriegsgefangenenlagern war besonders aus den Völkern des russischen Reiches ein Material zusammengekommen, das in solcher Mannigfaltigkeit unter normalen Verhältnissen nirgends vereinigt gefunden werden konnte. Schon im Februar 1915 hatte ich Gelegenheit, mit Pöch das Lager von Wegscheid bei Linz zu besuchen und wir konnten uns durch eine flüchtige Übersicht und eine Reihe von photographischen Aufnahmen überzeugen, wieviel Ausbeute für anthropologische Untersuchungen hier zu gewinnen sei. Der Präsident der Anthropologischen Gesellschaft Hofrat Toldt nahm sich nun mit größter Energie der Sache an und stellte im Juni 1915 in einer Ausschußsitzung den Antrag auf planmäßig auszuführende Untersuchungen, zu deren Leitung niemand berufener war als Pöch. Es gelang nicht nur, die Unterstützung der Akademie der Wissenschaften, sondern auch die bereitwilligst gewährte Zustimmung des Kriegsministeriums und Förderung der betreffenden Kommanden zu erlangen. Schon im Juli 1917 begann Pöch mit jüngeren Mitarbeitern, Dr. Josef Weninger, Dr. Georg Kyrle, Michael Hesch und anderen, die Arbeiten in den Gefangenenlagern von Eger, Reichenberg, Theresienstadt und setzte dieselben durch die folgenden Jahre mit Opferung der Ferien in einer Reihe von Lagern Österreich-Ungarns, zuletzt auch des Deutschen Reiches und in Rumänien bis zum Oktober 1918 fort. Fast alle Völker des russischen Reiches, des Balkan, später auch solche von Nord- und Westafrika, Indien und Ostasien kamen zur Beobachtung. Die Auswahl erfolgte aus einer Zahl von Hunderttausenden, etwa 7000 Individuen wurden nach einem sorgfältig ausgear-

beiteten Plan auf Grund der umgearbeiteten Meßblätter von Martin und neuer Beobachtungsschemen beschrieben und mit dem nach Pöchs Angaben vervollkommneten Bertillonschen Aufnahmeverfahren (Kopf in drei Normen) aufgenommen.[1]) Von einer kleineren Anzahl besonders ausgewählter Individuen wurden auch Gipsformen des ganzen Kopfes nach dem Leben hergestellt und im Anthropologischen Institut verwahrt. Über dieses ungeheuere Material liegen bis jetzt nur die vorläufigen, allgemein gehaltenen Berichte (46—49) vor; die systematische Verarbeitung desselben, welche eine Reihe von Mitarbeitern und beträchtliche Mittel erfordert, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Das für unser Volk so traurige Jahr 1919 war für Pöch reich an persönlichen Ereignissen. Im Januar erfolgte die schon seit längerer Zeit von der Fakultät beantragte Ernennung zum ordentlichen Professor, womit er am Ziele seiner akademischen Lehrtätigkeit stand, im Februar die Bestätigung seiner Wahl zum korrespondierenden Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, im April seine Vermählung mit Hella Schürer von Waldheim, die, in seiner Schule zur Anthropologin ausgebildet, kurz vorher den philosophischen Doktorgrad erworben hatte, ihm als Assistentin zur Seite stand und nun zu seiner Gefährtin in dem, wie man hoffen durfte, glücklichsten Abschnitt seines Lebens werden sollte. Pöch war an dem Punkt angelangt, wo er nach Erreichung des hart erkämpften Zieles, umgeben von einem Kreise begeisterter Schüler, die von ihm in strenger Methode in die Wissenschaft eingeführt waren und bereits zahlreiche Proben der gediegenen wissenschaftlichen Arbeit im Anthropologischen Institut (s. Anhang) abgelegt hatten, geehrt und hochangesehen in wissenschaftlichen Kreisen des In- und Auslandes, nun beginnen sollte zu ernten, was er in so reichem Maße gesät hatte. Doch das Schicksal hat es anders gewollt. Kaum zwei Jahre währte das Glück des jungen Paares und Pöchs Tätigkeit als vollberechtigter Lehrer. Als Ende 1920 ihn die Anthropologische Gesellschaft zu ihrem neuen Präsidenten ausersah, da schwebte bereits, ihm selbst und uns unbewußt, der Schatten des Todes über ihm. Am Tage nach der Hauptversammlung unserer Gesellschaft, die formell seine Wahl vollziehen sollte, haben wir ihn zur ewigen Ruhe gebettet. Was die Wissenschaft, was unsere Universität, die Akademie und die Anthropologische Gesellschaft an ihm verloren haben, habe ich mit kurzen Strichen anzudeuten versucht. Über die Vorzüge des inneren Menschen, seines edlen und lauteren Charakters, lassen sie mich hier schweigen. Denn allen, die ihn kannten, wird das Herz schwer bei dem Gedanken, welch ein liebenswürdiger und seltener Mensch mit ihm dahingegangen ist. Gezwungen uns in das Unabänderliche zu fügen, muß uns jetzt vor allem das Bestreben beseelen, alles aufzubieten, um das von Pöch begonnene Werk in würdiger Weise fortzuführen, sowohl durch die Besetzung seines Lehrstuhles mit einer vollwertigen Kraft, wie durch die Veröffentlichung seines kostbaren wissenschaftlichen Nachlasses. Und dazu möchte ich Sie zum Schlusse alle bitten, nach besten Kräften mitzuwirken; es ist das schönste Denkmal, das wir dem Verewigten setzen können.

## Verzeichnis der veröffentlichten Arbeiten von Rudolf Pöch.

### I. Medizinische Arbeiten.

1. Ein Fremdkörper in der Lunge und dessen Lokalisation mit Röntgen'schen Strahlen. Wiener Klinische Wochenschrift. 1896. Nr. 46.

[1]) Siehe besonders den IV. Bericht über die in den Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Mitt. d. Anthrop. Ges., Wien 1918, S. 150ff.: Eine neue Kamera für anthropologische Typenaufnahmen in den drei Normen.

1a. Nachruf auf Dr. Hermann Müller. Wien 1898. Verlag Josef Safař.

2. „Die Pest." (H. F. Müller und R. Pöch.) Nothnagels Handbuch für spezielle Pathologie und Therapie. V. Band. IV. Teil. Wien 1900.

3. Über das Verhalten der weißen Blutkörperchen bei Malaria. Zeitschrift für Hygiene und Tropenkrankheiten. Band 42. 1903.

4. Ergebnisse einer Reise längs der Küste von Senegambien und Oberguinea. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene. Band VII. 1903.

5. Rassenhygienische und ärztliche Beobachtungen aus Neu-Guinea. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie. 5. Jahrgang. 1908. Heft 1.

6. Hygiene im Weltverkehr. Karl Andrees Geographie des Welthandels. 1. Band. 1910. S. 219—259.

7. Die geographische Verbreitung der Pest um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Petermanns Mitteilungen. 1911. Band I. S. 169 ff. Tafel 34 f.

8. Über Pest. Der Militärarzt. 1914.

9. Die Pest. Ganz umgearbeitete und wesentlich erweiterte II. Auflage. Handbuch der Tropenkrankheiten von K. Mense. Leipzig 1914.

10. Krankheitsbild und Behandlung der Pest. Vorträge über Epidemiologie für praktische Ärzte, Beilage zu „Das österr. Sanitätswesen". Nr. 46. 1914.

II. Neu-Guinea, Australien, Tasmanien.

11. Geschnitzte Figuren aus Deutsch-Neu-Guinea. Globus. Band 79. Jahrgang 1901. Nr. 22.

12. Über den Hausbau der Jabimleute an der Ostküste von Deutsch-Neu-Guinea. Zeitschrift für Ethnologie. Band 37. 1905. Heft 4.

13. Beobachtungen über Sprache, Gesänge und Tänze der Monumbo. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 35. 1905.

14. Phonographische Aufnahmen in Neu-Guinea. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, math.-naturw. Kl. Band 114. 1905.

15. I. und II. Bericht über meine Reise nach Neu-Guinea über die Zeit vom 6. Juni 1904 bis 25. März 1905 und vom 26. März 1905 bis 21. Juni 1905. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 114. 1905.

16. III. und IV. Bericht über meine Reise nach Neu-Guinea über die Zeit vom 21. Juni 1905 bis 31. Januar 1906 und vom 10. Februar bis 31. März 1906. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 115. 1906.

17. Travels in German, British and Dutch New-Guinea. The Geographical Journal. London. Dec. 1907.

18. Eine Reise an der Nordküste von Britisch-Neu-Guinea. Globus. Band 92. 1907. Nr. 18.

19. Reisen in Neu-Guinea in den Jahren 1904—1906. Zeitschr. für Ethn. Band 39. 1907. Heft 3.

20. Wanderungen im Gebiete der Kai, Deustch-Neu-Guinea. Mit Karte 7 und 8. Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten. 1907. Heft 4.

21. Einige bemerkenswerte Ethnologica aus Neu-Guinea. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1907. Band 37.

22. Nachträge hiezu im selben Bande.

23. Ausgrabungen alter Topfscherben in Wanigela (Collingwood-Bay). Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1907. Band 37.

24. Prähistorisches aus Neu-Guinea. Globus. Band 92. 1907. Nr. 19.

25. II. Bericht über meine phonographischen Aufnahmen in Neu-Guinea. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 116. 1907.

26. Über meine Reisen in Deutsch-, Britisch- und Niederländisch-Neu-Guinea. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1907.

27. Das Wandern und Reisen in Neu-Guinea. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 30. Jahrgang. 1907.

28. Ethnographische Mitteilungen über die Kworafi. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 38. 1908.

29. Wanderungen im nördlichen Teile von Kaiser Wilhelmsland. Globus. Band 93. 1908. Nr. 9, 10 u. 11.

30. Wanderungen im nördlichen Teile von Süd-Neumecklenburg. Globus. Band 93. 1908. Nr. 1.

31. Studien an Eingeborenen von Neu-Südwales und an australischen Schädeln. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 45. 1915.

32. Über das „blonde" Tasmanierhaar. Mitt. der Anthrop. Gesellschaft in Wien. Band 46. 1916.

33. Ein Tasmanierschädel im k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 46. 1916.

### III. Südafrika.

34. Berichte über meine Reisen nach Südafrika 1907—1909. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, math.-naturw. Kl. 1908. Akademischer Anzeiger 1908. Nr. 6, 9, 14, 16, 20, 26, und Akademischer Anzeiger 1909, Nr. 4, 5, 6, 8, 11, 15, 21, 27.

34a. Untersuchung von Buschmann-Schädeln und Skeletten aus dem Transvaal-Museum. Annals of the Transvaal-Museum 1909. April. Tafel XXV—XXXIII.

35. Meine Reisen in die Kalahari und meine Buschmannstudien. Mitteilungen des Vereines für Erdkunde zu Leipzig. 7. Dezember 1910.

36. Eine Studienreise ins Innere Südafrikas. Österr. Rundschau, Band 22. 1910. Heft 5.

37. Meine Reise zu den Buschmännern. Umschau. 1910. Nr. 23 und 24.

38. Das Photographieren auf anthropologischen Forschungsreisen. Photogr. Korresp. 1910. Nr. 594.

39. Reisen ins Innere Südafrikas zum Studium der Buschmänner in den Jahren 1907—1909. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 42. 1910. Heft 3.

40. Meine beiden Kalaharireisen 1908—1909. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1911.

41. Über die Kunst der Buschmänner. — Die Stellung der Buschmannrasse zu den übrigen Menschenrassen. — Südafrikanische Steinwerkzeuge aus verschiedenen Perioden. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1911. Nr. 8—12. S. 67, 75 u. 144.

42. Zur Simbabye-Frage. Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. 1911. S. 432—452. Tafel XVII—XX.

43. Über die Kalahari. Verhandlungen der k. k. Zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. 1911.

44. Ethnographische und geographische Ergebnisse meiner Kalaharireisen mit einer Völker- und Handelsroutenkarte der Kalahari. Petermanns geograph. Mitt. 1912. Juli-Heft. S. 15 ff. Tafel 2—5.

45. Abklatsche alter Petroglyphen aus Südafrika. Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Band 47. 1917.

### IV. Untersuchungen an den Kriegsgefangenen.

46. Vier Berichte über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. 1915, Band 45; 1916, Band 46; 1917, Band 47; 1918, Band 48.

47. Sechs Berichte über die anthropologischen Untersuchungen in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern. Akademischer Anzeiger 1915—1918 und Sitzungsberichte der Akademie der Wiss. 1915—1917.

48. Objekte von den anthropologischen Studien in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern in der Kriegsausstellung. Sitzungsberichte der Mitteilungen der Wiener Anthrop. Ges. 1915/16. Band 46.

49. Phonographische Aufnahmen in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 124 und 125.

### V. Allgemeines, photographische und phonographische Technik, Verschiedenes.

50. Zur Darstellung phonographisch aufgenommener Wellen. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. 1911. Mitt. 24.

51. Zwergvölker und Zwergwuchs. Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Heft 5—6. 1912.

52. Beschreibung und Gebrauchsanweisung zur Type IV des Archiv-Phonographen. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 121. 1912. Abt. IIa.

53. Über die Pygmäenfrage. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1912. Band 42.

54. Beschreibung einer modifizierten Type des Archiv-Phonographen. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 122. Abt. 2a.

55. Bericht über die wissenschaftlichen Verhandlungen auf der 44. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft vom 3. bis 10. August 1913 in Nürnberg. Sitzungsberichte der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. 1912/13. Band 43.

56. Die 85. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien. 21. bis 28. September 1913. Petermanns Mitteilungen. 1913.

57. Naturalismus und Stil in der darstellenden Kunst der Primitiven. Verhandl. der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. 1913.

58. Dr. Augustin Weisbach, Nachruf. Wiener Prähistorische Zeitschrift. 1914.

59. Zur Anthropologie und Ethnographie des abflußlosen Gebietes Deutsch-Ostafrikas (Besprechung). Mitteilungen der k. u. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Band 69. 1916.

60. Geisteskranke, Taubstumme, Epileptiker und Blinde in der Crna Gora. Sitzungsberichte der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1916/17 und 1917.

61. Richard Wallaschek, Nachruf. Mitteilungen der Wr. Anthrop. Ges. Band 47. 1917.

62. Technik und Wert des Sammelns von Sprachproben mit dem Phonographen. Wiener Medizinische Wochenschrift. 1917.

63. Die Methoden der anthrop. Photographie. Photographische Korrespondenz. 1917. (1 Tafel.)

64. Technik und Wert des Sammelns phonographischer Sprachproben auf Expeditionen. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Band 126. Abt. 3.

65. Nach dem Leben geformte Gipsmasken mit Haartracht aus Bamum, Kamerun. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 47. 1917.

66. Moriz Hoernes, Nachruf. Mitteilungen der Anthrop. Ges. in Wien. Band 47. 1917.

67. Heben und Bergen menschlicher Skelette. Anthropologischer Teil. Mitteilungen der Zentralkommission für Denkmalpflege. Wien. Band 16. S. 32.

68. Ein Lappenschädel aus Muonivara im Anatomischen Museum in Wien. Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Jahrgang 1918. S. 53—59.

69. „Hamitische" und „Semitische" Rassenmerkmale. Mitteilungen des Forschungsinstitutes für Osten und Orient. Wien. II. Band. 1918.

70. Zum heutigen Stande der Abstammungslehre. Deutsche Medizinische Wochenschrift. Nr. 16. 1919.

71. Neue anthropologische Fragestellungen. Mitt. der k. k. Geogr. Ges. in Wien. Band 62. 1919.

72. Grohmann-Pöch: Beitrag zur Anthropologie Südarabiens. Mitteilungen des Forschungsinstitutes für Osten und Orient. III. Band. 1920.

73. Carl Toldt, Nachruf. Wiener Klinische Wochenschrift. Nr. 48. XXXIII. Jahrgang. 1920.

74. Carl Toldt. Nachruf. Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien. 51. Band. 1921.

## Anhang.

### Doktordissertationen und Arbeiten aus dem Anthropologisch-Ethnographischen Institut.[1])

Berwerth Friedrich Hellmuth: Über Vermehrung und Verminderung des Gebisses bei den Primaten. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1914.

Heine-Geldern, Robert Frh. v.: Kopfjagd und Menschenopfer in Assam und Birma und ihre Ausstrahlungen nach Vorderindien. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1917.

Hesch Michael: Beiträge zur Anthropologie der Letten, Littauer und Weißrussen. 1921.

Hestermann P. Ferdinand: Äquatorialvölker Afrikas.

Jolles Anna Maria: Die Erziehung bei den Australiern. Eine Untersuchung über die ersten Anfangs- und Entstehungsgründe der Erziehung. 1919.

Klotz P. Peter Karl: Wechselbeziehungen zwischen Kult und Leben unter den Eingeborenen Neu-Seelands. 1919.

Koppers P. Wilhelm S. V. D.: Die ethnologische Wirtschaftsforschung. Anthropos 1915/16.

Lebzelter Viktor: Morphologische Untersuchungen über die Jochbogengegend und deren Beziehungen zur Frankfurter Horizontalebene. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1913.

Sacher-Woenckhaus Emilie: Die geographische Begabung der Eskimo, ihre Kenntnisse und Leistungen. 1921.

Schilder Franz: Die Kauri im Leben der Völker. 1921.

Schmidl Marianne: Zahl und Zählen in Afrika. Mitteilungen der Anthrop. Ges. in Wien. 1915.

Schürer-Waldheim Hella: Die vorgeschichtlichen menschlichen Funde von Stillfried. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1919.

Dieselbe: Anthropologische und vererbungswissenschaftliche Untersuchungen an 75 wolhynischen Flüchtlingsfamilien. 1919.

Stern Wilhelm: Über Kulturverwandtschaft in den Beschneidungs- und Initiationsriten. 1920.

Weninger Josef Dr.: Anthropologische Studien in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern im Sommer 1916. Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. 1918.

Derselbe: Anthropologische Untersuchungen indischer und afrikanischer Völkerschaften in deutschen Kriegsgefangenenlagern im Sommer 1917. Mitt. der Geographischen Gesellschaft in Wien. 1918.

Derselbe: Die physisch-anthropologischen Merkmale der vorderasiatischen Rasse und ihre geographische Verbreitung. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien. 1920.

[1]) Einige der Zeitverhältnisse wegen noch ungedruckt.

# Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinterindien.

Von **Dr. Robert Heine-Geldern** in Wien.

(Mit 1 Karte im Texte.)

In einer Besprechung meiner Arbeit über „Kopfjagd und Menschenopfer in Assam und Birma“ [1]) in den „Miscellanea“ des Anthropos [2]) las ich kürzlich — ich muß gestehen, nicht ohne einiges Erstaunen —, ich hätte „einen aus den schwer verständlichen Gebräuchen der Völker mit Mutterrecht“ beschrieben.

Ich will davon absehen, daß es sich hier auf alle Fälle um eine nicht sehr glückliche, leicht mißzuverstehende Ausdrucksweise handelt, da der Leser natürlich glauben muß, bei den Kopfjägerstämmen des westlichen Hinterindien herrsche ausnahmslos Mutterrecht, während sie in Wirklichkeit ihrer weit überwiegenden Mehrzahl nach ausgesprochen vaterrechtlich organisiert sind. Auch davon will ich absehen, daß selbst nach den Theorien der sogenannten kulturhistorischen Schule die Kopfjagd nicht allen mutterrechtlichen Kulturen eigentümlich ist, man sie also auch von diesem Standpunkt aus nicht als einen Brauch „der“ Völker mit Mutterrecht bezeichnen kann. Dem Verfasser der erwähnten Notiz schwebte jedenfalls die Idee vor, daß die Kopfjagd ebenso wie in der Südsee so auch in Hinterindien und überhaupt auf der ganzen Erde dem Kreise von Graebners Bogenkultur P. W. Schmidts freimutterrechtlichem Kulturkreis, angehöre, eine Annahme, die, an sich durchaus denkbar, doch weit über das Gebiet des derzeit Beweisbaren und mit Sicherheit zu Behauptenden hinausgeht. Der Umstand, daß ich gewissermaßen als mitverantwortlich für diese Behauptung erscheine, veranlaßte mich, dem Vorkommen des Mutterrechtes und mutterrechtlicher Spuren in Assam und Birma nachzugehen und es mit der Verbreitung der Kopfjagd zu vergleichen.

Auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes habe ich von vornherein verzichtet; waren mir doch eine ganze Anzahl gerade der wichtigsten einschlägigen Arbeiten derzeit unzugänglich. Trotzdem schien es mir nicht überflüssig, die vorläufigen Ergebnisse der Untersuchung schon jetzt der Öffentlichkeit vorzulegen, sei es auch nur, um die kulturhistorische Erforschung der älteren Schichten des bisher von der Ethnologie so arg vernachlässigten Festlandes von Hinterindien überhaupt einmal in Schwung zu bringen.

## I. Die Verbreitung des Mutterrechtes und mutterrechtlicher Spuren.

Reines, unverfälschtes Mutterrecht findet sich im westlichen Hinterindien [3]) nur in einem beschränkten und vollkommen geschlossenen Gebiet,[4]) in dem Gebirgszug nämlich, welcher das Tal des Brahmaputra von dem der Surma trennt. Hier

[1]) Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, XXXXVII, 1917, S. 1 ff.

[2]) Anthropos XII—XIII, 1917—18, S. 362.

[3]) Darunter verstehe ich hier Birma und die ethnographisch zu Hinterindien gehörigen Gebiete von Assam und Südostbengalen (Tippera und Chittagong).

[4]) Abgesehen von einigen kleinen, weit verstreuten Kolonien der Garo und Pani Koch.

erstreckt es sich im Westen bis an den Abfall des Gebirges gegen die Ebene von Bengalen, im Osten bis an den Fluß Kopili. Der westliche Teil dieses Gebietes ist von tibetobirmanischen, zur Bodogruppe gehörigen Völkern bewohnt, den Garo und den wenig zahlreichen, an den Rändern des Gebirges verstreut wohnenden Pani Koch.[1]) Den Osten nehmen austroasiatische, der Sprache nach nur dialektisch voneinander verschiedene Völker ein, zunächst, an die Garo anschließend, das kleine Volk der Lynngam, dann die Khasi, die War und, bis zur Kopili reichend, in den sogenannten Jaintiabergen die Sinteng oder Jaintia.

Im Norden und Osten findet man, dem Bereiche dieser rein mutterrechtlichen Völker unmittelbar benachbart, eine Reihe von Völkern mit gemischt mutterrechtlich-vaterrechtlichem System, die Rabha, Lalung und Dimasa, alle zur Bodogruppe gehörend, also der Sprache nach nächste Verwandte der Garo.

Die Rabha bewohnen einen schmalen, langgestreckten Streifen Landes am nördlichen Fuß der Garo- und Khasiberge. Sie sind halb hinduisiert, zerfallen in sieben durch ihre Dialekte und zum Teil auch durch die Tracht sich unterscheidende, mehr oder weniger endogame Gruppen und innerhalb der letzteren wieder in exogame Sippen. Die Kinder gehören der Sippe der Mutter an, Besitz vererbt sich jedoch vom Vater auf den Sohn, während Töchter überhaupt nichts erben.[2])

Nördlich von den Sinteng wohnen die Lalung, ebenfalls in eine Anzahl exogamer Sippen zerfallend. Bei den Lalung des Bezirkes Nowgong ist es nach Gait[3]) üblich, daß die Eltern eines Mädchens für dieses einen Gatten suchen und ihn in ihre Familie aufnehmen. Die Kinder gehören der Sippe der Mutter an. Es kommt jedoch auch vor, daß ein Mädchen entführt wird. Dann tritt sie in die Sippe ihres Bräutigams ein und auch die Kinder gehören der Vatersippe an.[4]) In einem solchen Falle zahlt der Mann seinen Schwiegereltern eine Entschädigungssumme oder aber er übergibt ihnen die erste Tochter, die ihnen geboren wird. Nach allem[5]) steht es den Brautleuten frei, ob sie der Sippe des Mannes oder der der Frau angehören wollen. Besitz und Kinder des Ehepaares gehören der Sippe, die gewählt wurde. Ist der Mann in die Sippe seiner Frau eingetreten, so steht es ihm nach deren Tod frei, sie wieder zu verlassen, doch verliert er dann jeden Anspruch auf Kinder und Besitz. Bei den Lalung des Bezirkes Kamrup sollen die Kinder stets der Sippe des Vaters angehören.[6]) Über die Besitzerbfolge der Lalung finde ich keine ausdrücklichen Angaben. Vermutlich ist sie vaterrechtlich, d. h. vom Vater auf den Sohn; denn gerade die Lalung von Nowgong, also der in bezug auf die Familienfolge vorwiegend mutterrechtliche Teil des Volkes, haben Überlieferungen, wonach sie aus den Bergen der Khasi und Sinteng ausgewandert seien, um sich nicht von deren Fürsten das Erbrecht in weiblicher Linie aufzwingen lassen zu müssen.[7])

---

[1]) Für Stammes- und Ortsnamen habe ich der Einheitlichkeit wegen durchwegs die englische Schreibweise beibehalten, da eine zuverlässige phonetische Transskription sich in vielen Fällen als unmöglich erwies.

[2]) Census of India 1911. Vol. III. Assam. Part. I. Report. S. 142.

[3]) Census of India 1891. Assam. Vol. I. Report. S. 231.

[4]) Ich gebrauche die Ausdrücke Vatersippe und Muttersippe durchwegs ohne Rücksicht auf die Gesellschaftsform für die Sippe des Vaters beziehungsweise der Mutter und nicht wie z. B. Ernst Große zur Bezeichnung vaterrechtlicher oder mutterrechtlicher Sippen.

[5]) Census of India 1901. Vol. IV. Assam. Part. I. Report. S. 136.

[6]) Census of India 1891, a. a. O. S. 231.

[7]) Census of India 1901, a. a. O. S. 136.

Die Dimasa bewohnen die Berge von Nordcachar östlich von den Sinteng. Sie waren einst das herrschende Volk im Reiche Hidimba oder Cachar, dessen letzte Reste die Engländer im Jahre 1854 annektierten. Hier gibt es vierzig Sippen, denen nur Männer, zweiundvierzig, denen nur Frauen angehören. Söhne gehören der Sippe des Vaters, Töchter der der Mutter an. Ein Mann kann kein Mädchen aus der Sippe seiner Mutter, ein Mädchen keinen Mann aus der Sippe des Vaters heiraten.[1])

Auch außerhalb des Bereiches der ganz oder halb mutterrechtlichen Stämme finden sich über Assam und Birma verstreut bei den der Zahl und Größe nach ja weit überwiegenden, vaterrechtlich organisierten Völkern wirkliche oder wenigstens fragliche Spuren von Mutterrecht, die ich im folgenden, soweit mir bekannt, aufzählen will, ohne dabei irgendeinen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

Bei den Kachari des Brahmaputratales, die mit den Garo, Rabha, Dimasa usw. zu den Völkern der Bodogruppe gehören, scheint durchwegs Vaterrecht zu herrschen. Es kommt jedoch neben den üblichen Formen der Entführungs-, Kauf- und Dienstehe auch eine Eheform vor, wobei der Mann nicht nur wie bei der Dienstehe eine bestimmte Anzahl von Jahren im Haus der Schwiegereltern zu dienen hat, um nachher mit seiner Frau in das Haus seines Vaters zurückzukehren, sondern wobei er vollkommen aus der eigenen Familie aus- und für ständig in das Haus und in die Familie seiner Frau eintritt.[2]) Daß es sich dabei nicht nur etwa um eine auf Lebenszeit verlängerte Dienstehe handelt, sondern möglicherweise um einen Rest mutterrechtlicher Einrichtungen,[3]) geht schon daraus hervor, daß der Mann in diesem Falle seine Schwiegereltern beerbt, auf den Nachlaß seiner eigenen Eltern und Angehörigen jedoch keinen Anspruch hat. Dies ist um so bemerkenswerter, weil bei den Kachari sonst Töchter, insbesondere verheiratete, überhaupt nicht erben und der Besitz des Verstorbenen bei Mangel von Söhnen an seinen ältesten lebenden Bruder übergeht.[4])

Die Mikir wohnen zum Teil unter Khasi, Sinteng, Lalung und Dimasa verstreut in den nördlichen Khasi- und Jaintiabergen sowie in Nordcachar, zum anderen Teil in kompakter Masse in dem Gebirgszuge zwischen Nowgong und Golaghat südlich des Brahmaputra. Ihre Sprache zählt Grierson zur Gruppe der Nagasprachen.

[1]) Census of India 1891, a. a. O. S. 226. — Rev. Sidney Endle, The Kacháris, London 1911, S. 27—28. Nach den nicht ganz klaren Angaben Endles scheint auch die gesellschaftliche Gliederung der Hojai ähnlich der der Dimasa zu sein.

[2]) Census of India 1891, a. a. O. S. 231. — Endle, a. a. O. S. 32, 45.

[3]) Sicher ist dies allerdings keineswegs. Es könnte sich z. B. um eine Art Adoption bei Mangel von Söhnen handeln. In diesem Falle hätte der Brauch von Haus aus mit Mutterrecht vielleicht gar nichts zu tun. So gab es schon im extrem vaterrechtlichen alten Indien eine Eheform, wobei Leute, die keine Söhne hatten, bei der Verheiratung ihrer Tochter die Bedingung stellten, daß deren Sohn für rechtliche und religiöse Zwecke als Sohn seines Großvaters mütterlicherseits gelten solle. (M. Winternitz, Die Frau im Brahmanismus. Leipzig 1920, S. 22.) Über die weite Verbreitung derartiger Bräuche im heutigen Indien siehe General Report of the Census of India 1911, S. 236. Anderseits ist, und das gilt von allen im folgenden noch aufzuzählenden „Spuren von Mutterrecht", stets die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß es sich um ein völlig losgetrenntes Glied eines mutterrechtlichen Komplexes handelt, das wir dann nicht mehr als Überbleibsel, sondern bereits als selbständiges Kulturmerkmal werten müssen.

[4]) Endle, a. a. O. S. 32.

Familien- sowohl als Besitzerbfolge der Mikir sind rein vaterrechtlich.[1]) Als mögliche Spuren von Mutterrecht habe ich mir nur zwei Erscheinungen angemerkt.

1. Neben der weit häufigeren Form der Ehe, wobei die Frau gleich in das Haus des Mannes zieht, kommt es auch vor, daß der Mann je nach Vereinbarung für ein bis zwei Jahre, oder auch auf Lebenszeit zu den Schwiegereltern übersiedelt und für sie arbeitet. Diese Form der Ehe wird meist dann eingegangen, „wenn das Mädchen eine Erbin oder einzige Tochter ist".[2]) Die Sache ist nicht ganz klar, da sich unsere Quelle hier selbst widerspricht. Nur zwei Seiten weiter heißt es nämlich, daß bloß Söhne erben, bei Mangel von solchen Brüder und, wenn auch kein Bruder vorhanden ist, der dem Verstorbenen nächstverwandte Sippenangehörige, während Töchter nichts erhalten. Es liegt nahe, an eine fakultative mutterrechtliche Ehe zu denken, ähnlich der der Lalung (und vielleicht der Kachari), durch die hier vor allem der Besitz in der engeren Familie erhalten werden soll.[3]) Mit Sicherheit läßt sich allerdings nichts darüber sagen, da wir weder über die Beziehungen des Mannes zu seiner Sippe etwas hören (ob er nämlich in ihr verbleibt oder aber, wie bei den Lalung und scheinbar auch bei den Kachari, aus ihr austritt) noch auch über die Sippenzugehörigkeit der Kinder.

2. Bei der Bestattung eines Mikir treten besonders hervor:

*a)* die Obokpi oder Trägerin der Leiche, ein Mädchen, das der Sippe der Mutter des Verstorbenen angehören muß. Sie trägt nicht wirklich die Leiche, sondern statt dessen auf dem Rücken eine Kürbisflasche mit Reisbier;

*b)* der Nihu, das ist der Oheim mütterlicherseits des Verstorbenen, oder statt seiner ein anderer männlicher Vertreter der Muttersippe. Er hat ein Paar Enten und ein Paar Tauben als Opfer zu schlachten und erhält am Schlusse der Leichenfeier ein Geschenk an Geld, Kleidern und Salz und ein Messer. Das Salz teilt er mit den anwesenden Angehörigen seiner Sippe;

*c)* der Ingjir-arlo, das ist der Gatte entweder der Schwester oder aber der Vaterschwester des Verstorbenen. Er hat bei der Leichenfeier unter anderen Obliegenheiten die dem Toten zu opfernde Ziege zu schlachten.[4])

Das Hervortreten des Schwagers oder angeheirateten Onkels kann man wohl kaum als ein Überbleibsel mutterrechtlicher Einrichtungen ansehen. Dieses Hervortreten angeheirateter Verwandter oder sonstiger Leute aus einer fremden Sippe bei der Leichenfeier wird auch von einer Reihe von Nagastämmen berichtet, so von den Angami, wo dem Schwiegervater des Verstorbenen und anderen Männern einer fremden Sippe eine ganze Reihe wichtiger Verrichtungen zufallen.[5]) Bei den Kabui und Marring in Manipur graben angeheiratete Verwandte des Toten als Sippenfremde das Grab, bei den Kabui, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, Leute, die Frauen aus der Familie des Toten geheiratet haben, also dem Ingjir-arlo der Mikir entsprechen.[6])

Es dürfte sich bei allen diesen Bräuchen darum handeln, aus Gründen des Seelen- und Jenseitsglaubens gewisse Verrichtungen bei der Leichenfeier nicht von

[1]) The Mikirs. From the Papers of the late Edward Stack, edited, arranged and supplemented by Sir Charles Lyall. London 1908, S. 17 und 21.

[2]) A. a. O. S. 18—19.

[3]) Natürlich gelten auch bei den Mikir für die mutterrechtliche Deutung der fraglichen Eheform dieselben Bedenken wie die auf Seite 107, Anm. 3, bei Gelegenheit der Kachari geäußerten.

[4]) Stack-Lyall, a. a. O. S. 39—42.

[5]) Census of India 1891, a. a. O. S. 240—241.

[6]) T. C. Hodson The Naga Tribes of Manipur, London 1911, S. 148.

Angehörigen der eigenen Sippe vornehmen zu lassen, sondern von solchen einer fremden, befreundeten, in erster Linie also wohl verschwägerten Familie.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich auch bei den Mikir im Falle des Nihu, des Mutterbruders oder sonstigen Anverwandten von der Mutterseite, und der Obokpi, der Leichenträgerin aus der Muttersippe, deren Auftreten bei der Leichenfeier an und für sich natürlich zu mutterrechtlicher Deutung herausfordert, nicht so sehr um ihre Zugehörigkeit zur Muttersippe als um ihre Nichtzugehörigkeit zur Sippe des Verstorbenen handelt. Im übrigen muß ich bezüglich der Rolle, die dem Nihu zufällt — Schlachten von Opfertieren und Empfang einer bestimmten Gebühr — auf das weiter unten über die Totengebühren der Kabui und der Kuki-Chinstämme Gesagte verweisen.[1])

Die wahre Natur derartiger weitverbreiteter Bräuche läßt sich natürlich nicht auf Grund von Untersuchungen in einem einzelnen, räumlich beschränkten Gebiete ermitteln. So bleibt uns nichts anderes übrig, als die verschiedenen Möglichkeiten zu erwägen und ein abschließendes Urteil der zukünftigen Forschung zu überlassen.

Mit Rücksicht auf die Frage, ob bei den Mikir früher Mutterrecht geherrscht hat, ist eine kurze Darlegung des wenigen, das wir, meist aus mündlicher Überlieferung, von den früheren Wanderungen und Schicksalen dieses Volkes wissen, nicht überflüssig. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß die Mikir in die sogenannten Mikirberge zwischen Nowgong und Golaghat erst in verhältnismäßig junger Zeit, vielleicht um das Jahr 1765, eingewandert sind, und zwar aus den Khasi- und Jaintiabergen, wo ein Teil von ihnen ja auch heute noch wohnt. In die Khasi- und Jaintiaberge scheinen sie aus dem östlich angrenzenden Nordcachar gekommen zu sein, von wo sie wahrscheinlich durch die Dimasa verdrängt worden waren.[2]) Jedenfalls dürften sie Jahrhunderte lang unter der Herrschaft der Khasi und Sinteng gestanden haben. Dafür spricht schon die sehr starke kulturelle Beeinflussung durch die Khasi, die sich bei allen Mikir, auch denen der Mikirberge, nachweisen läßt.[3]) Da ist es nun sehr bemerkenswert, daß trotz dieses Einflusses auch die noch heute in den Khasi- und Jaintiabergen ansässigen Mikir durchaus vaterrechtlich organisiert sind,[4]) um so bemerkenswerter, als die Fürsten der Khasi und Sinteng auf die von ihnen beherrschten Fremdvölker geradezu einen Druck ausgeübt zu haben scheinen, um sie zur Annahme des Mutterrechtes zu bewegen.[5]) Dazu kommt noch, daß auch die zum Teil mitten unter den Mikir wohnenden Lalung und Dimasa wenigstens als halbmutterrechtlich bezeichnet werden müssen.

Danach ergeben sich betreffs der hier besprochenen Ehe- und Leichenbräuche der Mikir folgende drei Möglichkeiten:

1. Sie sind nur scheinbar mutterrechtlich, haben aber mit wirklichem Mutterrecht von Haus aus gar nichts zu tun.

2. Es sind Überreste aus einer Zeit, als bei den Mikir Mutterrecht herrschte. Diese Zeit müßte aber sehr weit zurückliegen, denn es ist so gut wie ausgeschlossen, daß die Mikir während ihres Aufenthaltes in den Khasi- und Jaintiabergen, wo sie

[1]) Siehe unten Seite 116ff.

[2]) Edward Tuite Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal, Calcutta 1872, S. 53—54. — Peal, Fading Histories, Journal of the As. Soc. of Bengal, Vol. LXIII, Part. III, S. 13. — Waddell, The Tribes of the Brahmaputra Valley, Journ. of the As. Soc. of Bengal, Vol. LXIX, Part. III, 1900, S. 29. — Stack-Lyall, a. a. O. S. 4—5, 152.

[3]) Dalton, a. a. O. S. 54. — Stack-Lyall, a. a. O. S. 152.

[4]) P. R. T. Gurdon, The Khasis, London 1907, S. 82, 85.

[5]) Siehe oben S. 106 und unten S. 110 über die Lalung.

unter dem nachdrücklichen Einfluß mutterrechtlicher Völker standen, das Mutterrecht gegen Vaterrecht vertauscht haben sollten. Sie müssen also schon vor ihrer Einwanderung in diese Berge vollkommen vaterrechtlich organisiert gewesen sein.

3. Die erwähnten Bräuche entstammen zwar einem mutterrechtlichen Komplex, die Mikir haben sie aber erst in ihrer jetzigen Form mit vielem anderen Kulturgut von den ihnen benachbarten, ja mitten unter ihnen lebenden und sie beherrschenden mutterrechtlichen Völkern übernommen.

Der Fall der Mikir mag zeigen, wie sehr wir uns unter Umständen irren können, wenn wir derartige wirkliche oder angebliche Überbleibsel unbedenklich als Reste eines vergangenen Kulturzustandes gerade desjenigen Volkes deuten wollen, bei dem wir sie heute finden.

Von den Nordassam-Stämmen — Dafla, Aka, Miri, Abor und Mishmi — sind mir Spuren von Mutterrecht nicht bekannt.[1]) Ebensowenig konnte ich bei den Kachin- oder Chingpaw Assams und Nordbirmas mutterrechtliche Spuren feststellen.

Auch bei den zahlreichen Stämmen der Naga herrscht, so weit sie uns wenigstens genauer bekannt sind, ausgesprochenes Vaterrecht, sowohl in Bezug auf Erbrecht als auf Familienfolge. Doch finden sich wenigstens bei den südlichsten Naga einzelne Bräuche, die möglicherweise mutterrechtlichen Ursprungs sein könnten.

Bei einem Teile der Thangkhul, einem Nagastamm des Staates Manipur, werden die Mädchen tätowiert. Diese Handlung, die mit verschiedenen Speiseverboten und sonstigen „Tabus" für das Mädchen verbunden ist, wird im Heimatdorf der Mutter des Mädchens vorgenommen, und zwar wohnt dieses dabei im Hause des Bruders ihrer Mutter. Bemerkenswert ist auch, daß gerade bei denselben Thangkhul die Beziehungen einer Frau zu ihrer Sippe auch nach der Heirat noch ziemlich enge zu sein scheinen. Nach einem älteren Bericht sollen nämlich solche tätowierte Mädchen von den Männern anderer Stämme als Frauen sehr gesucht gewesen sein, da selbst bei den erbittertsten Fehden niemand wage, sie zu verletzen, aus Angst vor der furchtbaren Rache ihrer Anverwandten.[2])

Bei den Marring besteht oder bestand wenigstens noch im Jahre 1859 die Regel, daß der Gatte seinen Schwiegereltern entweder einen bestimmten Brautpreis zahlen oder aber ihnen sein erstgeborenes Kind zu Eigen geben mußte.[3]) Das erinnert an den ähnlichen Brauch der halbmutterrechtlichen Lalung, wo der Gatte, falls nicht er in die Sippe seiner Frau, sondern diese in seine eigene eintritt, seinen Schwiegereltern entweder eine Entschädigungssumme, also einen Brautpreis, zahlen oder aber ihnen seine erste Tochter übergeben muß.[4]) Es scheint sich ursprünglich um eine Begleiterscheinung des Überganges von Mutter- zu Vaterrecht zu handeln. Natürlich könnten die Marring den Brauch aber auch von auswärts übernommen haben.

(Über Totengebühren der Kabui, eines anderen Nagastammes Manipurs siehe unten Seite 116 ff.)

Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß in manchen Dörfern Manipurs Heiraten mit Mädchen aus der Sippe der Mutter nicht gern gesehen werden.[5])

Wir kommen nun zu der großen Gruppe der Kuki-Chinstämme, die sich von Nordcachar und den Nagabergen bis in den äußersten Süden Arakans erstrecken

[1]) Abgesehen von so fraglichen Dingen wie der Polyandrie der Dafla und Miri und des Männerkindbettes der letzteren. Vgl. unten Seite 122 f.

[2]) Hodson, a. a. O. S. 31, 90.

[3]) Hodson, a. a. O. S. 91.

[4]) Siehe oben Seite 106.

[5]) Hodson, a. a. O. S. 89.

und hier nahe an das Delta des Irrawaddy heranreichen. Sprachlich gehören auch sie wie alle bisher erwähnten Völker mit Ausnahme jener der Khasigruppe zu den Tibetobirmanen. Als Kuki werden meist die nördlichen Stämme bezeichnet, die Cachar, Manipur und den Norden der Tippera- und Lusheiberge bewohnen. Chin ist der Sammelname der Birmanen für die ihnen benachbarten Stämme der sogenannten Chinberge und des südlich an diese anschließenden, langgestreckten Arakangebirges. Zur Gruppe der Kuki-Chin gehören aber auch die Lushei, die Lakher und mehrere Stämme Chittagongs und Nordarakans, wie die Banjogi, Khami und andere.

Waddell, der sehr dazu neigt, überall mutterrechtliche Einrichtungen zu sehen, behauptet, daß bei den Kuki die mutterrechtliche Familienform vorherrschend sei.[1]) Davon kann wohl keine Rede sein. Familienfolge sowohl als Besitzerbrecht sind, soweit ich sehen kann, bei allen Stämmen der Kuki, Chin, Lushei usw. zweifellos vaterrechtlich.[2]) In erster Linie erben meist nur Söhne, bei Mangel von solchen ein Bruder und, wenn auch kein Bruder vorhanden ist, ein anderer naher Verwandter von der Vaterseite. Frauen und Töchter sind zwar vielfach tatsächliche Nutznießerinnen der Erbschaft (sei es infolge Übereinkunft mit den Erben, sei es infolge Verpflichtung des letzteren, für ihren Unterhalt zu sorgen, oft in Verbindung mit Lewiratsehe), sind rechtlich jedoch bei den meisten Stämmen von der Erbschaft ausgeschlossen.[3]) Bakers Angabe,[4]) daß bei den Kuki der Bruder erbe und dann für die Witwe und ihre Kinder zu sorgen habe oder daß bei Mangel von Brüdern die Witwe selbst erbt, dürfte auf einem Mißverständnis oder auf irrtümlicher Verallgemeinerung von Einzelfällen beruhen. Bei einigen Stämmen der Chin erben nur die Söhne der Hauptfrau. Sind keine vorhanden, so erbt unter Übergehung der Söhne der Nebenfrauen der Bruder des Verstorbenen, hat aber dann für sämtliche Frauen und deren Kinder zu sorgen.[5]) Zu erwähnen ist schließlich noch, daß auch uneheliche Kinder dem Vater gehören[6]) und daß die Häuptlingsfolge streng vaterrechtlich ist.[7])

In dieser ausgesprochen vaterrechtlichen Gesellschaft finden sich nun einige dem ersten Anschein nach mutterrechtliche Bräuche, die ich im folgenden aufzählen will.

1. Patenschaft des Mutterbruders: Bei den Lushei wird meist gleich nach der Geburt eines Kindes für dieses ein Beschützer oder Pate, Pu genannt, bestimmt. Pu bedeutet Großvater mütterlicherseits, Onkel mütterlicherseits (dies, wie

---

[1]) Waddell, a. a. O. S. 52.

[2]) Nur bei den südlichsten Chin findet sich vielleicht neben der vaterrechtlichen auch eine Art mutterrechtliche Familienfolge, die aber keine rechtliche, sondern nur religiöse Bedeutung hat. Siehe unten Seite 118.

[3]) On the Manners, Religion, and Laws of the Cucis, or Mountaineers of Tipra. Communicated in Persian by John Rawlins. Asiatic Researches, II, 1799, S. 193. — G. E. Fryer, On the Khyeng people of Sandoway, Arakan, Journ. of the As. Soc. of Bengal XLIV, Part I, 1875, S. 44. — The British Burma Gazeteer, Rangoon 1879—80, Vol. II, S. 71. — Census of India 1891, a. a. O. S. 252. — Census of India 1911, a. a. O. S. 137—138. — Bertram S. Carey and H. N. Tuck, The Chin Hills, Rangoon 1896, Vol. I, S. 208—210. — J. Shakespear, The Lushei Kuki Clans, London 1912, S. 54, 144, 146, 155—156, 200.

[4]) Census of India 1891, a. a. O. S. 252. — Waddell scheint auf Grund dieser Angabe den Kuki Mutterrecht zugeschrieben zu haben.

[5]) Carey and Tuck, a. a. O. I, S. 209.

[6]) Shakespear, a. a. O. S. 53, 174, 200.

[7]) Shakespear, a. a. O. passim. — Carey and Tuck, a. a. O. passim. — Fryer, a. a. O. S. 44.

es scheint, die eigentliche Bedeutung) oder einen sonstigen Verwandten auf der Mutterseite. Es ist nicht unbedingt nötig, daß der Pu (im Sinn von Pate) zu dem Kind wirklich in dem durch seinen Namen angedeuteten Verwandtschaftsverhältnis steht. Dieser Pu hatte früher dem Kind den Namen zu geben, was jetzt meist durch die Eltern geschieht. Ist das Kind ein Mädchen, so erhält er bei dessen Verheiratung vom Bräutigam eine bestimmte Gebühr. Stirbt der Schützling, so hat sein Erbe dem Pu des Verstorbenen ebenfalls eine bestimmte Gebühr zu zahlen. Bei den Ngente hat der Pu, der Großvater oder Onkel mütterlicherseits, dem Kinde den Namen zu geben und erhält bei Mädchen einen Teil des Brautpreises. Dem Pu der Lushei entspricht ungefähr der Pupa der Lakher.[1])

Hier ist daran zu erinnern, daß, wie Rivers darzutun versucht hat,[2]) das Hervortreten des Mutterbruders bei Hochzeiten, Leichenfeiern usw. durchaus nicht immer den sicheren Schluß auf mutterrechtlichen Ursprung des betreffenden Brauches gestattet. Dies wird auch im folgenden, wo es sich um Zahlung der Braut- und Totengebühren handelt, im Auge zu behalten sein.

2. Bräuche, die mit der Vergebung der Mädchen, mit der Brautwerbung und insbesondere mit der Zahlung des Brautpreises zusammenhängen:

Bei den Kolhen, einem kleinen Kukistamm Manipurs, hat der Bräutigam der Brautmutter, den Brüdern der Braut sowie ihrem Oheim von der Mutterseite je sieben Rupien zu zahlen, während der Vater nichts erhält.[3]) Dies scheint auf den ersten Blick ein rein mutterrechtlicher Brauch zu sein. Wir werden jedoch einer solchen Annahme mit einer gewissen Vorsicht begegnen, wenn wir finden, daß bei anderen Stämmen neben den Brüdern und dem Oheim mütterlicherseits und meist auch dem Vater eine ganze Reihe von Verwandten auf der Vaterseite mit Anteilen an dem Brautpreise bedacht werden.

Bei den Aimol, einem anderen Kukistamm Manipurs, hat der Bräutigam den Eltern seiner Braut drei Jahre lang zu dienen und außerdem sämtlichen Brüdern, der älteren Schwester und einer Tante der Braut, ihrem Oheim von der Vater- und jenem von der Mutterseite bestimmte Summen zu zahlen. Bei den Kom, Lamgang und Tikhup, ebenfalls Kukistämmen in Manipur, erhält der Vater den Brautpreis. Daneben bekommt aber bei den Lamgang auch eine Tante (ob väter- oder mütterlicherseits, wird nicht gesagt) ein Geschenk, bei den Tikhup der Großvater mütterlicherseits sieben Rupien.[4])

Sehr verwickelt sind die betreffenden Bestimmungen bei den Lushei. Den Hauptpreis erhält der nächste männliche Verwandte auf der Vaterseite, in erster Linie also der Vater selbst. Ist der Vater tot und die Braut hat Brüder, so teilen sich diese in den Preis, wobei derjenige, der mehr als die anderen zum Unterhalt oder zur Ausstattung der Schwester beigetragen hat, auch einen größeren Anteil erhält. Außerdem hat aber noch eine Reihe anderer Personen Anspruch auf bestimmte, vom Bräutigam zu erlegende Gebühren, und zwar: a) da nächste männliche Verwandte der Braut auf der Mutterseite oder eine andere Persönlichkeit, die als „Pu" oder Beschützer der Braut gewählt wurde; b) der „Palal", das ist ein Freund, gleichgültig, aus welcher Familie, der von der Braut oder deren Verwandten als Vertrauensmann

[1]) Shakespear, a. a. O. S. XXII, 51, 82, 133, 135, 219—220.
[2]) W. H. R. Rivers, The Marriage of Cousins in India, The Journ. of the R. As. Soc., 1907.
[3]) Shakespear, a. a. O. S. 155.
[4]) Shakespear, a a. O. 154—155.

bestimmt wurde und die Interessen der Frau während des Ehelebens zu vertreten hat; c) die „Thian" oder Freundin, ungefähr dem Palal entsprechend; d) die Schwester des Brautvaters; e) jede ältere Schwester erhält vom Bräutigam ihrer nächstjüngeren Schwester den „Preis für das Herumtragen ihrer jüngeren Schwester in ihrem Tuch". Im Fall einer ältesten Tochter erhält diesen Preis irgendeine nahe Verwandte.[1])

Ganz ähnlich sind die Brautgebühren bei den Ngente, einem den Lushei verwandten Stamm. Bei den Thado oder „Neuen Kuki" in Manipur, Cachar und den Nagabergen erhält der Vater der Braut oder dessen Stellvertreter 3 bis 30 Rinder der „Golha", der dem Palal der Lushei entspricht, eine kleine Geldsumme, die ältere Schwester der Braut ein Tuch. Außerdem erhält der jüngere Bruder des Brautvaters als Gebühr, „Mankang" genannt, ein Rind; sollte er aber mit dem Brautvater unter demselben Dach wohnen, so erhält dieses Rind statt seiner der nächste selbständig lebende männliche Verwandte. Auch bei den Rangte Manipurs gibt es diese dem Bruder des Brautvaters zu zahlende Gebühr. Ist kein Bruder vorhanden, so fällt sie an einen anderen nahen Verwandten des Vaters.[2])

Bei den Lakher zerfällt der Brautpreis in zwei Gruppen einzeln benannter und ihrem Betrag an Geld und Besitztümern nach genau bestimmter Gebühren. Die erste Gebührengruppe ist an Vater und Brüder der Braut, die zweite an ihre Angehörigen von der Mutterseite zu zahlen. In der ersten Gruppe erhält, wenn die ganze Familie noch im väterlichen Hause lebt, der Vater sämtliche Gebühren bis auf eine geringe Summe, Keima genannt, die an den „Freund des Vaters" zu zahlen ist. Hat sich jedoch der älteste Sohn bereits von der Familie getrennt und ein eigenes Haus bezogen, so erhält der Vater nur einige kleinere Gebühren, während die meisten und größten an den ältesten Sohn, den Bruder der Braut fallen. Auch das Keima fällt dann nicht an den „Freund" des Vaters, sondern an den „Freund" des ältesten Bruders der Braut.[3]) In der zweiten Gebührengruppe erhält der Pupa, das ist der Bruder der Brautmutter, fast alles. Doch ist auch hier eine geringe Summe an den „Freund" des Pupa zu zahlen und die gleiche Summe an den Bruder der Großmutter der Braut von der Mutterseite. Manchmal erhält die letztere Gebühr statt dessen der Schwiegervater des Pupa. Ist der Pupa nicht mehr am Leben, so erhalten statt seiner seine Kinder den betreffenden Teil des Brautpreises.[4])

In den nördlichen Chinbergen erhält der Vater den Brautpreis. Im südlichen Teil der Chinberge, z. B. bei den Haka, vergibt der älteste Bruder die Hand seiner Schwester und an ihn muß sich der Brautwerber wenden. Außerdem müssen auch die Häuptlinge des Dorfes um ihre Einwilligung gefragt werden. Den Hauptteil des Brautpreises erhält der älteste Bruder. In das übrige teilen sich nicht nur Eltern, Brüder, Schwestern, Vettern, Onkel und Tanten der Braut, sondern auch die Häuptlinge; sogar die Sklaven des Hauses erwarten Geschenke.[5])

Bei den Shö, dem südlichsten Zweig der Chin,[6]) wird ein Mädchen gleich nach

[1]) Shakespear, a. a. O. S. 51—52.

[2]) Shakespear, a. a. O. S. 133, 146, 199.

[3]) Was unter dem „Freund" zu verstehen ist, wird leider nicht gesagt. Vielleicht handelt es sich um eine Institution ähnlich dem Palal der Lushei oder um ein System künstlicher Verwandtschaften, wie sie bei den Karen üblich sind.

[4]) Shakespear, a. a. O. S. 217—220.

[5]) Carey and Tuck, a. a. O. Vol. I, S. 189—90.

[6]) Sie bewohnen die Arakan Yoma, das langgestreckte Gebirge zwischen Arakan und dem eigentlichen Birma.

der Geburt einem älteren Bruder oder, wenn kein solcher vorhanden ist, dem Sohn einer Schwester ihres Vaters, nach Whitehead bisweilen auch einem Onkel väterlicherseits, als Mündel zugewiesen. Bei diesem Bruder oder Vetter muß nun im späteren Leben der Brautwerber um die Hand des Mädchens anhalten. Ihm muß auch nach der Hochzeit noch der Schwager stets mit besonderer Achtung begegnen und, wenn er ihn besucht, Geschenke mitbringen.[1])

Überblicken wir noch einmal im Zusammenhang die verschiedenen Bräuche, die bei den Kuki, Chin usw. Brautvergebung und Brautpreiszahlung regeln, so können wir das Hervortreten des Mutterbruders und der eigenen Brüder der Braut als mögliche Spuren von Mutterrecht feststellen. Demgegenüber ist hier nochmals an Rivers Vermutung zu erinnern, daß die bedeutungsvolle Rolle des Mutterbruders bei Hochzeiten in vielen Fällen nicht so sehr dem Mutterbruder als solchen wie als dem eigentlich durch das Herkommen bestimmten Schwiegervater des einen Teiles zukommt, dem sein Rechtsanspruch eben erst abgekauft werden muß. Außerdem dürfen wir aber auch nicht übersehen, daß der Mutterbruder in allen hier angeführten Fällen mit Ausnahme der Lakher nicht mehr an Brautgebühren erhält als eine Reihe anderer Verwandter, auch von der Vaterseite, und sogar als gänzlich Nichtverwandte. Bei den Thado, gerade einer der größten und mächtigsten Stammesgruppen, scheint der Mutterbruder beim Brautkauf überhaupt nicht bedacht zu werden,[2]) sondern nur der Vaterbruder. Im allgemeinen scheint, wenigstens bei den reicheren Stämmen — denn alle diese Dinge hängen sicher in hohem Grade von den wirtschaftlichen Umständen ab und unterliegen gewiß mit ihnen zugleich auch Schwankungen — die Tendenz zu bestehen, daß jede Person, die nur irgendwie in den entferntesten Beziehungen zur Braut steht — ich erinnere nur an den „Freund des Vaters", „Freund des Pupa", bei den Lakher — die Gelegenheit benutzt, um sich einen Anteil an den Brautgebühren zu erpressen oder zu erbetteln. Daß dann solche Präzedenzfälle meist mit der Zeit zu einem feststehenden Gewohnheitsrecht führen, ist nicht weiter verwunderlich. Übrigens ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß die einzelnen Gebühren als Bezahlung für Ansprüche betrachtet werden, die der Empfänger durch wirkliche oder vermeintliche der Braut geleistete Dienste erworben zu haben glaubt. Das würde jedenfalls der gegenständlichen Denkweise und den Rechtsanschauungen hinterindischer Bergvölker vollkommen entsprechen. Ich erinnere da nur an den „Preis für das Herumtragen ihrer jüngeren Schwester in ihrem Tuch", den bei den Lushei die ältere Schwester der Braut erhält. Für eine derartige Deutung spricht auch, daß bei den Lakher der Vater (wenn der älteste Sohn sich noch nicht selbständig gemacht hat, sonst dieser) neun, der Pupa sechs verschiedene, einzeln benannte Gebühren erhält, von denen also wahrscheinlich eine jede als Bezahlung für irgendeinen anderen angeblichen Rechtsanspruch gelten dürfte;[3]) es sprechen dafür aber auch die Verhältnisse bei einigen anderen hinterindischen Völkern. Die Kuki-Chin-Stämme stehen nämlich mit ihrem System von Brautgebühren durchaus nicht allein da. So finden sich diese z. B. ganz ähnlich bei den Palaung der nördlichen Schanstaaten. Hier wird genau unterschieden zwischen dem eigentlichen Brautpreis, dessen Höhe meist von jeweiliger Vereinbarung abhängt, und den feststehenden

[1]) The British Burma Gazetteer, Vol. I, S. 384, Vol. II, S. 263. — Rev. G. Whitehead, Notes on the Chins of Burma, The Indian Antiquary, XXXVI, 1907, S. 212.

[2]) Wenigstens erwähnt ihn Shakespear nicht.

[3]) Leider gibt Shakespear keine Übersetzung der einzelnen Gebührenbenennungen, die uns vielleicht deren Bedeutung sofort klar machen würde.

Gebühren für die Verwandten. Die wichtigste dieser Gebühren ist stets die der Brautmutter als „Preis für die von ihrer Tochter getrunkene Milch" zu zahlende. Sie beträgt z. B. bei den Humai-Palaung 5 Rupien für ein Mädchen aus gewöhnlichem, 10 für eines aus fürstlichem Haus und muß erlegt werden, bevor man überhaupt beginnt, über den Brautpreis zu verhandeln. Daneben kommen aber auch andere Gebühren vor, so bei den Maingkwin-Palaung 5 Rupien für die mit der Braut im selben Haus wohnenden Verwandten und 10 bis 12 Rupien im ganzen für die übrigen Verwandten; ja bei den Manpat-Palaung erhält nicht nur die Mutter den „Preis für die Milch", sondern auch der Vater neben dem eigentlichen Brautpreis noch eine besondere Gebühr von 2 Rupien für seine „Vaterschaft".[1])

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Mepu-Karen der südlichen Schanstaaten. Ein eigentlicher Brautpreis scheint hier nicht üblich zu sein, doch hat der Bräutigam der Brautmutter 9 Rupien 4 Annas als „Preis für die Milch" zu entrichten und außerdem noch dem Bruder der Braut eine Gebühr von 15 Rupien, dem Vermittler oder Brautwerber eine solche von 5 Rupien.[2]) Die Stellung des letzteren scheint der des Palal bei den Lushei zu entsprechen,[3]) da er ähnlich wie dieser von der Hochzeit an als Berater und Vertrauensmann des Ehepaares gilt.

Auch bei den Stämmen der Kuki-Chin ist es meist nicht schwer, zwischen dem eigentlichen Brautpreis, dessen Empfänger der Vater oder der ältere Bruder ist, und den verschiedenen Nebengebühren zu unterscheiden. Sogar bei den Lakher heben sich einzelne der Gebühren durch ihre weit bedeutendere Höhe als eigentlicher Brautpreis von den anderen ab; nur daß hier neben dem Vater oder älteren Bruder auch der Mutterbruder einen sehr großen Anteil erhält. Nun gibt es aber Stämme, bei denen kein wirklicher Brautpreis gezahlt wird. Es scheinen meist Stämme zu sein, die unter besonders ungünstigen äußeren Verhältnissen leben, wie die Shö, die Jahrhunderte lang unter dem Druck der Birmanen standen, oder Stämme, die durch die großen Völkerbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden sind. So liegt es nahe, hier an ein Verschwinden des eigentlichen Brautkaufes, sei es infolge Verarmung, sei es infolge äußeren Einflusses, zu denken. Mit dem Brautpreis müssen aber nicht gleichzeitig auch die geringeren Gebühren verschwinden. So kann es kommen, daß ein Brauch wie bei den Kolhen, wo der Vater nichts, Mutter, Brüder und Mutterbruder der Braut jedoch bestimmte Gebühren erhalten,[4]) ein Brauch, den wir dem ersten Anschein nach für durchaus mutterrechtlich halten mußten, sich als sekundär durch Verkümmerung vaterrechtlicher Formen entstanden erweist. Mutterrechtlich erscheint daran nichts anderes als die ihrer Bedeutung nach ja sehr fragliche Tatsache der Beteilung des Mutterbruders mit einer Brautgebühr. Dieser Fall ist bezeichnend für die Gefahren, die mit der Deutung derartiger vermeintlicher „Überbleibsel" ohne genaue vorhergehende Untersuchung verbunden sind.

Sehen wir von den verschiedenen Nebengebühren für die Verwandten ab, so bleibt immer noch die Tatsache bestehen, daß bei einigen Stämmen der Brautpreis nicht an den Vater, sondern an einen Bruder der Braut, meist wohl an den ältesten,

---

[1]) „for his paternity". Vielleicht ist die Zeugung gemeint. — Census of India 1911. Vol. IX, Part. I, Report, Appledix A, S. XVI—XVIII.

[2]) Gazetteer of Upper Burma and the Shan States. Compiled from Official Papers by J. George Scott assisted by J. P. Hardiman, Rangoon 1900, Part. I, Vol. I, S. 552—553.

[3]) Siehe oben Seite 112.

[4]) Siehe oben Seite 112.

fällt. Ich glaube, daß auch bei dieser Erscheinung kein zwingender Grund vorhanden ist, mutterrechtlichen Ursprung anzunehmen. Ihre Erklärung findet sie wohl in dem Brauch der Lakher, wonach der Brautpreis an den Vater fällt, wenn die ganze Familie noch unter einem Dache wohnt, dagegen an den ältesten Bruder der Braut, falls dieser schon das Vaterhaus verlassen und ein eigenes errichtet hat. Wahrscheinlich war dieser Brauch ursprünglich nur die natürliche Folge eines anderen, der den Vater nach der Heirat des ältesten Sohnes zu dessen Gunsten entrechtete. Ich kann diese Sitte zwar nicht für die Kuki-Chin belegen,[1]) dagegen für die ihnen nördlich benachbarten Tangkhul, die, wenn auch nicht zu den Kuki-Chin, sondern zu den Naga gehörig, doch ersteren ihrer Sprache sowohl als ihrem Kulturbesitz nach in mancher Beziehung nahe stehen. Hier hat der Vater, sobald sein erster Sohn heiratet, diesem sein Haus entweder ganz oder doch zum größten Teil und von seinem beweglichen sowohl als unbeweglichen Besitz zwei Dritteile zu überlassen. Bezeichnend ist es nun, daß diese vorzeitige Beerbung sich nicht nur auf den Besitz, sondern auch auf Amt und Würden erstreckt. So geht die Würde eines Dorfhäuptlings nach der Heirat seines Sohnes auf diesen über.[2]) Es wäre nur logisch, wenn gleichzeitig auch andere Rechte, wie etwa dasjenige, die Hand der Töchter zu vergeben und den Brautpreis zu empfangen, ebenfalls auf den Sohn übertragen würden. Daß dann anderwärts, wie bei den Shö, die Söhne von vornherein die Verfügung über ihre Schwestern erhalten, könnte ganz gut eine abgeleitete Form desselben Brauches sein. Möglicherweise spielt bei allen diesen Dingen die entfernte Nachwirkung einstiger Altersklassen herein.

Genauer auf diese Verhältnisse einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum; auch würde die Lückenhaftigkeit der Berichte unserer Untersuchung bald eine Grenze setzen. Soviel aber glaube ich gezeigt zu haben, daß es nicht angeht, irgendeinen Brauch, wie das noch immer so oft geschieht, aus dem Zusammenhang mit seiner Umgebung zu reißen, ihn nach vorgefaßten Meinungen als „Überbleibsel" zu deuten und daraus weitreichende und bestimmte Schlüsse auf frühere Gesellschaftsformen des betreffenden Volkes zu ziehen. Wenn wir auch in der Praxis, besonders bei vergleichenden Untersuchungen über weite Länderräume hinweg, immer wieder gezwungen sein werden, einzelne Seiten des Kulturganzen herauszugreifen und für sich allein zu betrachten, so dürfen wir dabei doch nie vergessen, daß dies eben ein unvermeidliches Übel ist und daß wir die dabei gewonnenen Ergebnisse nur mit sehr starkem Vorbehalt anerkennen können, solange sie nicht durch Betrachtung der Gesamtkulturen in den einzelnen Teilgebieten bestätigt werden.[3])

3. Wir kommen nun zu der dritten Gruppe scheinbar mutterrechtlicher Bräuche bei den Kuki-Chin. Sie beziehen sich auf die Zahlung der Totengebühren. In seiner vollständigsten Form besteht dieser Brauch im folgenden: Der Gatte hat beim Tode seiner Frau deren Vater eine bestimmte Gebühr zu entrichten, wogegen letzterer verpflichtet ist, ein Opfertier für die Leichenfeier beizustellen. Ist der Vater der Frau bei ihrem Tod nicht mehr am Leben, so gilt sein Erbe als Rechtsnachfolger, nimmt die Gebühr in Empfang und hat das Opfertier zu schlachten. Die gleichen Gebühren wie für seine Frau hat der Mann aber auch beim Tode eines seiner eigenen Kinder dem Schwiegervater zu entrichten. Stirbt er vor seinen Kindern, so geht diese Ver-

[1]) Was bei der Lückenhaftigkeit der Quellen natürlich noch kein Beweis für ihr Nichtvorhandensein ist.

[2]) Hodson, a. a. O. S. 100—102.

[3]) Daß es natürlich ebensowenig möglich ist, eine weltweit verbreitete Erscheinung aus dem Kulturzusammenhang eines Einzelgebietes zu erklären, ist ja selbstverständlich.

pflichtung auf seinen Erben über, so daß also dann etwa der Bruder für den Bruder, der Sohn für den Vater die Totengebühren an die Familie der Mutter beziehungsweise Großmutter zu entrichten hat. Bei einigen Stämmen ist ein Teil dieses Systems verloren gegangen und die Totengebühren sind entweder nur mehr für Männer an den Großvater oder Oheim mütterlicherseits zu entrichten — dies ist z. B. bei den Lushei der Fall — oder es besteht bloß eine Zahlungsverpflichtung des Witwers für seine verstorbene Frau. Die Gebühr wird bisweilen als „Preis für die Knochen" bezeichnet. Einen ähnlichen Brauch, Anspruch des Oheims mütterlicherseits des Verstorbenen auf bestimmte Geschenke gegen die Verpflichtung zum Schlachten gewisser Opfertiere, haben wir schon bei den Mikir kennen gelernt und ganz dasselbe System von Totengebühren wie bei den Kuki findet sich auch bei den Kabui-Naga Manipurs, die es vielleicht von ersteren übernommen haben. Auch hier hat der Empfänger der Gebühr bei der Leichenfeier ein Tier zu schlachten.[1])

Hartland hat die Totengebühren der Kabui und Kuki zusammen mit einer ganzen Reihe ähnlicher Beispiele aus Afrika und Ozeanien als Beleg für die Nichtanerkennung verwandtschaftlichen Zusammenhanges zwischen Vater und Kindern in primitiven Verhältnissen und als ein Überbleibsel von Mutterrecht angeführt. Danach wird der Mann für das Leben der in seiner Obhut befindlichen Angehörigen einer anderen Sippe, also seiner Frau und seiner Kinder, verantwortlich gemacht und muß bei deren Tod als Sippenfremder an ihre Sippenverwandten Wergeld zahlen.[2]) Daß derartige Vorstellungen von Schuld und Verantwortlichkeit mit hereinspielen, ist nicht unwahrscheinlich. Anderseits könnten dem Brauch aber ursprünglich auch bestimmte Seelen- und Jenseitsvorstellungen zugrunde gelegen haben. Es ist hier daran zu erinnern, was oben gelegentlich der Mikir über die Verrichtungen von Angehörigen einer fremden oder verschwägerten Sippe bei der Leichenfeier gesagt wurde. Gegen die mutterrechtliche Herkunft des Brauches ließe sich anführen, daß unter Umständen auch der Bruder für den Bruder die Totengebühr zahlen muß, ferner, daß unter wirklich mutterrechtlichen Verhältnissen, bei den Garo nämlich, gerade umgekehrt wie bei den Kuki und Kabui die Frau beim Tode des Mannes dessen Eltern eine Gebühr zu entrichten hat, wogegen letztere bei der Leichenfeier ein Rind schlachten.[3]) Das stimmt ganz mit den übrigen Sitten der Garo überein, wo aller Besitz den Frauen gehört, nicht der Mann um das Mädchen, sondern dieses um den Mann wirbt und letzterer in die Familie und das Haus seiner Gattin eintritt. Die Frau wäre also hier, gerade umgekehrt wie bei den vaterrechtlichen Stämmen, gleichsam für das Leben des bei ihr wohnenden Gatten verantwortlich.

Diese Bedenken wiegen gewiß nicht schwer genug, um eine mutterrechtliche Herkunft der Totengebühren mit Sicherheit auszuschließen. Wir werden aber doch, wie ich glaube, gut tun, nicht ohne weiteres der Deutung Hartlands zu folgen. Eine ausführliche Untersuchung des Brauches, die sich natürlich auch auf Vorkommnisse in anderen Erdteilen erstrecken müßte, würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten. Ich hoffe, bei anderer Gelegenheit darauf zurückzukommen, und muß mich hier ebenso wie schon bei der Patenschaft des Mutterbruders und den Brautgebühren darauf beschränken, die Totengebühren als mögliche aber keineswegs sichere Spuren von Mutterrecht anzumerken.

[1]) Shakespear, a. a. O. S. 86, 147, 166, 199, 220. — Hodson, a. a. O. S. 92—94. — George Watt, The Aboriginal Tribes of Manipur, Journ. Anthr. Inst. XVI, S. 355

[2]) E. S. Hartland, Primitive Paternity, London 1909, Vol. I, S. 278.

[3]) A. Playfair, The Garos, London 1909, S. 70.

4. Wesentlich anders liegt die Sache bei der letzten Gruppe der hierher gehörigen Erscheinungen.

Bei dem größten Teile der Chin ist, ebenso wie bei den Lushei, die frühere Sippenexogamie fast verschwunden, vielleicht eine Folge der Kriege und politischen Umwälzungen im 18. und frühen 19. Jahrhundert; scheinen doch die Häuptlinge die alte Sippenverfassung geradezu systematisch untergraben zu haben. Anders bei dem abseits liegenden, von den erwähnten geschichtlichen Ereignissen fast unberührt gebliebenen südlichsten Zweig der Chin, den Shö oder Khyeng des Arakangebirges.

„Die Chin," berichtet der Missionär Whitehead von ihnen,[1]) „zerfallen in vierzig oder mehr Sippen,[2]) a'so genannt. Jede dieser Sippen hat ihre gemeinsame Ahnenschaft, genannt 'kun. Die 'kuns werden oft als männlich bezeichnet. Es gibt auch eine (n)zö-yai-Ahnenschaft, die nur von den Frauen mit Opfern von Hundefleisch verehrt wird; aber darüber und über eine andere Stammesunterteilung,[3]) 'ko genannt, kann man wenig Auskunft bekommen. Das (n)zö-yai scheint nicht eine weibliche Ahnenschaft zu sein, wird aber in weiblicher Linie gerechnet.[4]) Man kann in ein anderes 'kun aufgenommen werden, denn der Name wird sowohl für die Sippe gebraucht als auch für deren Urahnen und für dessen verstorbene Nachkommen, männliche sowohl als weibliche; sein (n)zö-yai aber kann man nie wechseln. Die Sippen der Chin sind alle exogam, d. h. ein Mann darf keine Frau aus seiner eigenen Sippe heiraten; aber . . . sobald die Hochzeitszeremonien vorüber sind, wird die Frau in die Sippe ihres Gatten aufgenommen und ihre Handgelenke werden mit Baumwollfäden umwickelt als ein Zeichen für alle bösen Geister, daß sie unter dem Schutze des 'kun ihres Gatten steht. In gleicher Weise werden auch alle Kinder vier oder fünf Tage nach der Geburt in das 'kun aufgenommen; gleichzeitig werden auch ihre Ohren durchbohrt . . . . . Stirbt ein Chin und hinterläßt eine Witwe mit kleinen Kindern, so kehrt diese einige Monate nach seinem Tode zu ihren Eltern oder zu ihrem älteren Bruder zurück und wird, zusammen mit ihren Kindern, wieder in ihr väterliches 'kun aufgenommen. Später, wenn die Kinder erwachsen sind, können sie wieder in das 'kun ihres Vaters aufgenommen werden."

Dieser Bericht wäre für den Nachweis mutterrechtlicher Reste bei den Shö entscheidend, wenn Whitehead sich nicht allzu unklar und unbestimmt ausgesprochen hätte. Gibt es hier tatsächlich neben der vaterrechtlichen Ahnenreihe auch eine mutterrechtliche, wie er anzudeuten scheint? Oder ist das (n)zö-yai am Ende doch nichts anderes als die im übrigen vaterrechtliche Ahnenreihe, das 'kun, der Gattin beziehungsweise Mutter, also ein bloß relativer Begriff? Das würde mit den Verhältnissen bei den Lushei (und vielleicht auch bei den Thado) übereinstimmen, wo die Frau auch nach der Hochzeit ihre Sippe beibehält und, wenn sie erkrankt, die Opfer für sie nach dem Ritual ihrer Sippe dargebracht werden müsse.[5]) Daß die Frau bei den Shö feierlich in die Sippe des Gatten aufgenommen und unter den Schutz seiner Ahnen gestellt wird, scheint dem zwar zu widersprechen, wäre aber doch wohl nicht unbedingt damit unvereinbar.

[1]) Rev. G. Whitehead, Notes on the Chins of Burma, The Indian Antiquary. Vol. XXXVI, 1907, S. 206. — Whitehead spricht zwar von Chin im allgemeinen, aber aus der Beschreibung, die er von ihnen gibt, geht hervor, daß nur die Shö gemeint sein können.

[2]) Whitehead gebraucht den Ausdruck „clans".

[3]) „another tribal distinction".

[4]) „The (n)zö-yai does not seem to be a female ancestry, but is reckoned in the female line of natural birth."

[5]) Hodson, a. a. O. S. 88, Anmerk. 3. — Shakespear, a. a. O. S. 198.

Ich halte jedoch die mutterrechtliche Deutung in diesem Fall für die viel wahrscheinlichere. Sie gewinnt ganz besonders an Wahrscheinlichkeit durch die Analogie des in Frage stehenden Ahnenkultes der Shö mit dem gleich zu erwähnenden der Bghai-Karen.

Ist es, wie ich vermute, richtig, daß bei den Shö neben der vaterrechtlichen auch eine mutterrechtliche Ahnenreihe verehrt wird, so können wir das wohl als ein fast sicheres Zeichen für das frühere Bestehen mutterrechtlicher Sippen ansehen. Es ist klar, daß derartige, tief im Gesellschaftsbau der einzelnen Völker verankerte Dinge viel schwerer auf größere Entfernungen übertragen werden können als etwa der Brauch, bestimmte Braut- oder Totengebühren zu zahlen. Wir müssen also annehmen: entweder, daß bei den Shö früher Mutterrecht geherrscht hat; oder, daß sie sich mit einem mutterrechtlichen Volk, etwa früheren Bewohnern des Landes, gemischt haben; oder schließlich, daß sie wenigstens durch unmittelbare, sehr lange und intensive Berührung mit einem mutterrechtlichen Volk kulturell beeinflußt worden sind. Alles in allem genommen wiegt das hier besprochene Ahnensystem der Shö für den Nachweis einstiger weiterer Verbreitung des Mutterrechtes im westlichen Hinterindien schwerer als alle früher angeführten Erscheinungen. Mit einem endgültigen Urteil allerdings werden wir zurückhalten müssen, bis uns über Ahnenkult und Sippeneinteilung der Shö ausführlichere Berichte zur Verfügung stehen.[1])

Es verdient schließlich noch erwähnt zu werden, daß gerade die Shö, wie es scheint als einzige unter den Chin, eine weibliche Gottheit unter dem Namen „Mutter Li" als Urahnin des Menschengeschlechtes und insbesondere des eigenen Volkes verehren.[2]) Es wäre wichtig, zu erfahren, ob diese Gottheit etwa zur (n)zö-yai-Ahnenreihe in irgendeinem besonderen Verhältnis steht.

Die Karen, denen wir uns nun zuwenden, bilden einen Zweig der Siamochinesen, des zweiten großen Astes am tibetochinesischen Sprachstamm. In drei große Stämme und eine Anzahl Unterstämme gespalten, bewohnen sie, vielfach mit Birmanen, Mon und anderen Völkern durchsetzt, zwischen dem 11. und 20. Grad n. B. Unterbirma, die Karenni- und die südlichsten der Schanstaaten sowie das westliche Siam. Über die gesellschaftliche Gliederung der einzelnen Stämme sind wir im allgemeinen nur sehr ungenügend unterrichtet. Es ist fraglich, ob von einer eigentlichen Sippenverfassung heute noch irgendwo die Rede sein kann. Für das frühere Vorhandensein von Sippen spricht jedoch, daß in bezug auf die Ahnenopfer Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Familien auch desselben Stammes bestehen; in manchen werden nur Reis und Früchte geopfert, in anderen Hühner, in anderen Schweine und in anderen wieder Rinder oder Büffel. „Diese verschiedenen Riten sind in den einzelnen Familien desselben oder verschiedener Stämme erblich." Bei den Bghai-Karen nun, welche hauptsächlich die Gebirge im Osten des Bezirkes Toungoo bewohnen, muß bei diesen Ahnenopfern „als Priester eine Frau amtieren, die älteste der Familie. Der Gatte hat nichts mit der Sache zu tun. Die Frau und ihre Verwandten sind die einzigen, die es angeht. Ist der Gatte reich, so muß er sich an seine eigenen Verwandten wenden, damit sie für ihn das nötige Opfer darbringen, an dem er teilnimmt.[3]) Es ist zu beachten, daß nicht etwa die

[1]) „Maung tet pyo's Customary Law of the Chin Tribe", Rangoon 1884, ein Werk, das über manche der hier aufgeworfenen Fragen Auskunft geben dürfte, war mir leider nicht zugänglich.

[2]) Whitehead, a. a. O. S. 204—205. — The British Burma Gazetteer, Vol. II, S. 260—262.

[3]) Mason, Religion, Mythology and Astronomy among the Karens, Journ. of the As. Soc. of Bengal, XXXIV, Part. II, 1865, S. 205—206.

Männer überhaupt vom Opfer ausgeschlossen sind, sondern daß die älteste Frau der Familie das Opfer nur für ihre Blutsverwandten darbringt, während der Gatte, als nicht zur Familie gehörig, nur wieder an dem Opfer, das von einer seiner eigenen Blutsverwandten dargebracht wird, teilnehmen kann. Leider erfahren wir nichts über den Umfang der gemeinsam opfernden Verwandtschaft. Sollten zum Beispiel der Vater der Priesterin und die Kinder ihrer Söhne teilnehmen, so wäre das mit folgerichtigem Mutterrecht nicht mehr vereinbar. Trotz diesem Mangel genauerer Angaben halte ich die mutterrechtliche Herkunft des ganzen Brauches für sehr wahrscheinlich, ja für kaum zu bezweifeln. Es erscheint nicht einmal als ganz unmöglich, daß sich bei den Bghai noch Reste mutterrechtlicher Sippen finden, wenn auch wohl nur mehr mit religiöser Bedeutung. Auf die Ähnlichkeit dieses Ahnenopfers mit dem der Shö für ihre (n)zö-yai-Ahnen, das ja auch von Frauen dargebracht wird, mag hier noch einmal hingewiesen werden, ebenso auf die Rolle, welche Priesterinnen bei den mutterrechtlichen Khasi und Sinteng spielen.[1])

Was sonst bei den Karen allenfalls als mutterrechtliche Spuren gedeutet werden könnte, ist nicht allzuviel.

Bei den Gho-kho, einem Stamm der Bghai, treffen wir wieder auf die uns schon bekannten Totengebühren. „Wenn ein Bruder stirbt," berichtet Mason, „so verlangen sie von der Witwe zehn Rupien als den Preis des Gatten, ihres Bruders; und wenn sie nicht die Mittel hat, um zu zahlen, so wird sie in Sklaverei verkauft. Ebenso verlangen, wenn eine verheiratete Frau stirbt, deren Verwandte einen hohen Preis von ihrem Mann. Diesen muß er entweder zahlen oder wird Sklave oder muß kämpfen; und wenn er kein Geld hat, so wählt er meist das letztere.[2])

In dieser Form der Totengebühren liegt an und für sich nichts, das uns zu mutterrechtlicher Deutung Anlaß geben könnte; nur die Erscheinungsformen desselben Brauches bei anderen Völkern naher und ferner Gebiete bringen uns überhaupt auf den Gedanken, eine solche Deutung in Erwägung zu ziehen. Bei den Gho-kho hören wir nichts von einer Zahlungsverpflichtung des Mannes oder seiner Familie an die Familie der Frau beim Tode ihrer Kinder.[3]) Anderseits unterscheiden sich die Gho-kho von den Kuki-Chin-Stämmen durch die Verpflichtung der Witwe, die Totengebühr für ihren verstorbenen Gatten zu bezahlen. Dagegen stimmen sie darin mit den Garo überein, nur daß bei letzteren der Brauch in viel milderer Gestalt auftritt. Geht vielleicht gerade diese Zahlungsverpflichtung der Witwe bei den Gho-kho auf eine Zeit zurück, da, in mutterrechtlichen Verhältnissen, die Frau als Besitzerin des Hauses und Vermögens eine ähnliche Stellung eingenommen haben mag, wie wohl heute bei den Garo? Ganz ausgeschlossen ist es nicht. Auf alle Fälle werden wir uns schon angesichts der Verschiedenartigkeit der Erscheinungsformen, die der Brauch bei den einzelnen Völkern und Stämmen angenommen hat, vor voreiligen Deutungen hüten müssen.

Die bei den Mepu, einem Stamm im Südwesten der Schanstaaten, üblichen Brautgebühren habe ich schon an einer früheren Stelle besprochen. Zu bemerken

[1]) Gurdon, The Khasis, S. 121.

[2]) F. Mason, On Dwellings, Works of Art, Laws, etc. of the Karens, Journ. of the As. Soc. of Bengal, XXXVII, Part II, 1868, S. 144.

[3]) Allerdings bin ich von der Vollständigkeit von Masons Angaben nicht allzu fest überzeugt. Für den größten Teil der Karen sind wir im wesentlichen noch immer auf die zum Teil ganz ausgezeichneten, aber einseitig gefärbten und vor allem sehr unvollständigen Berichte der älteren amerikanischen Missionäre, insbesondere Masons, angewiesen, obwohl gerade die Karen als zweitgrößtes Volk Birmas Anspruch auf genauere Erforschung hätten.

wäre nur noch, daß bei ihnen, ähnlich wie bei den Kolhen, der Vater leer auszugehen scheint. Daß dies nicht notwendig als mutterrechtliches Überbleibsel gedeutet werden muß, habe ich bei Gelegenheit der Kolhen gezeigt.

Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß bei den Brè, einem Stamm der westlichen Karennistaaten, das neugeborene Kind in erster Linie nach den Großeltern mütterlicherseits benannt wird. Nur wenn das vorher befragte Hühnerbeinorakel sich dagegen ausspricht, erhält es den Namen eines der Großeltern von der Vaterseite.[1])

Während bei den austroasiatischen Völkern Assams, wie wir gesehen haben, Mutterrecht in seiner reinsten Form herrscht, ist dies bei jenen Birmas und der Schanstaaten nicht der Fall. Ausgesprochenes Vaterrecht findet sich bei den Palaung. Die Gesellschaftsform der Mon dürfte sich nicht wesentlich von der der Birmanen unterscheiden. Über die Riang, Danaw und einige kleinere, den Wa verwandte Stämme der östlichen Staaten liegen keine Berichte vor, was immer mit einiger Wahrscheinlichkeit gegen das Vorhandensein reinen Mutterrechtes spricht, da dieses ja, als die dem Europäer ungewohntere Gesellschaftsform, eher die Aufmerksamkeit selbst des flüchtigen Beobachters zu erwecken geeignet ist.

Sehr schlecht sind wir auch über die Wa unterrichtet, was um so bedauerlicher ist, als gerade hier der Schlüssel zu vielen ungeklärten Fragen der Völkerkunde Hinterindiens zu finden sein dürfte. Keinesfalls herrscht bei ihnen reines Mutterrecht, da der Besitz, wie Drage berichtet, sich vom Vater auf die Söhne vererbt, während Witwe und Töchter leer ausgehen.[2])

Die Möglichkeit mutterrechtlicher Deutung gibt uns eine allerdings sehr unklare Stelle bei Scott,[3]) wo von den Kindern des Urahnenpaares der Wa und der Herkunft der Kopfjagd die Rede ist. „Es waren neun Söhne da, die sich in den neun Bergtälern der Wa, meist im Westen, niederließen; und sie zeugten und vermehrten sich rasch. Die zehn Töchter ließen sich auf den Höhen nieder und waren sogar noch fruchtbarer. Ihre Nachkommen sind die vollendetsten Kopfjäger und erbeuten nur Männerschädel.“ Sollte hier der Fortbestand mutterrechtlicher Sippen bei einem Teile der Wa angedeutet sein? Es ist nicht unwahrscheinlich.

Nach Scott gehört das erste Kind einer Ehe den Eltern der Frau, doch kann der Vater es ihnen abkaufen.[4]) Drage stellt die Sache etwas anders dar: „Nach der Heirat, wenn ein, zwei oder drei Kinder geboren worden sind, verlangen die gesamten Verwandten den Preis für ihren Leib (den der Frau nämlich), welcher dem Onkel der Frau ausbezahlt werden muß, und zwar einen Büffel und 30 Rupien.“[5]) So ist es nicht ganz klar, ob es sich tatsächlich um ein Abkaufen des Kindes handelt oder etwa um eine erst nach der Geburt von Nachkommenschaft fällig werdende Rate des Brautpreises, für die das Kind als Pfand dienen mag. Hier wäre an ähnliche Bräuche der Marring und insbesondere der halbmutterrechtlichen Lalung zu erinnern.[6]) Obwohl Drage nicht ausdrücklich sagt, welcher Onkel der Frau bei den Wa die Zahlung entgegennimmt, ist es doch wohl wahrscheinlich, daß der Bruder ihrer Mutter gemeint ist. So ist es nicht unmöglich, daß der hier besprochene Brauch der Wa mutterrechtlichen Ursprungs ist.

[1]) Gazetteer of Upper Burma and the Shan States, Part I, Vol. I, S. 534.
[2]) G. Drage, A few notes on Wa, Rangoon 1907, S. 89.
[3]) Gazetteer of Upper Burma and the Shan States, Part I, Vol. I, S. 496.
[4]) a. a. O. S. 511.
[5]) Drage, a. a. O.
[6]) Siehe oben S. 106 und 110.

Damit beschließe ich die Aufzählung vermutlicher oder auch nur fraglicher Spuren von Mutterrecht in Assam und Birma, soweit mir deren bekannt geworden sind. Ich bin mir selbst am besten ihrer Mängel bewußt. Einerseits war es mir bei weitem nicht möglich, die vorhandenen Quellen vollkommen auszuschöpfen.[1]) Anderseits wäre es wohl wünschenswert gewesen, Verwandtschaftsbezeichnungen, Heiratssysteme, Vettern- und Lewiratsehe und vieles andere in den Kreis der Untersuchung einzubeziehen. Allein, es ist wohl klar, daß ein derartiges Unternehmen den Rahmen der vorliegenden Arbeit weit überschreiten würde, da es sich natürlich nicht bloß auf ein einzelnes Gebiet erstrecken dürfte, um auch nur den geringsten Erfolg aufzuweisen. Die Ergebnisse früherer, umfassenderer Arbeiten, soweit solche überhaupt vorhanden sind, ohne eingehende Kritik zu verwerten, konnte ich mich aber wieder nicht entschließen, da mir gerade auf diesem Gebiet alle älteren Untersuchungen, so wertvoll sie in mancher Beziehung sein mögen, dringend einer Nachprüfung nach moderneren ethnologischen Methoden zu benötigen scheinen.

Auch eine ganze Reihe verschiedener Erscheinungen, die bisweilen als Überbleibsel aus einer mutterrechtlichen Gesellschaftsperiode oder doch aus einer solchen des Übergangs von Mutter- zu Vaterrecht angesehen werden, habe ich nicht berücksichtigt, da ich einen derartigen Ursprung für durchaus unbewiesen halte. Ich will davon nur das Männerkindbett nennen. Man hat dieses als einen Brauch deuten wollen, der, beim Übergang von Mutter- zu Vaterrecht entstanden, die Zusammengehörigkeit von Vater und Kind bekräftigen solle.[2]) Obwohl ich diese Deutung für durchaus fraglich halte, will ich sie zunächst einmal für erwiesen annehmen. Es ist klar, daß gemischte Gesellschaftsformen, wie wir sie bei den Rabha, Lalung und Dimasa kennen lernten, immer wieder entstehen können, wo Mutterrecht und Vaterrecht aufeinandertreffen und einander durchdringen. Wenn wir daher in entfernten Gebieten ganz ähnliche Systeme von Männer- und Frauensippen finden wie bei den Dimasa, so haben wir doch keine Ursache, hier einen unmittelbaren Zusammenhang anzunehmen. Die Gleichheit der Komponenten in beiden Fällen genügt vollkommen zur Erklärung der Gleichheit oder Ähnlichkeit der an verschiedenen Orten unabhängig voneinander entstandenen Mischprodukte. Selbst wenn wir nicht Mischung, sondern einen an vielen Orten ganz unabhängig voneinander erfolgenden Übergang von Mutterrecht zu Vaterrecht durch innere Entwicklung annehmen wollten, wie es die ältere Ethnologie tat, selbst dann wird doch immer nur eine beschränkte Zahl von Zwischenformen in Betracht kommen. Ganz anders verhält es sich mit einem Brauch, der, nicht notwendig in der Linie dieser Entwicklung liegend, erfunden wird, um die erst neu in den Kreis des Bewußtseins getretene Verwandtschaft zwischen Vater und Kind zu bezeugen oder auf magische Weise zu festigen. Nehmen wir an, daß das Männerkindbett ursprünglich irgendwo als ein solcher Brauch entstanden sei; daß es unabhängig voneinander in Europa, Indien, Südostasien und Südamerika entstanden sein sollte, ist doch allzu unwahrscheinlich, um so unwahrscheinlicher, als sich sogar Übereinstimmungen in Einzelheiten zeigen: aus Südostasien sowohl als aus Südamerika und von den Antillen

[1]) So war mir z. B. die im ersten Jahrgang (1911—1912) des Journal of the Burma Research Society zu Rangoon erschienene Arbeit J. S. Furnivalls über mutterrechtliche Spuren in Birma nicht zugänglich.

[2]) So z. B. Tylor (Journ. Anthr. Inst. XVIII, S. 254—256). Bachofen (Das Mutterrecht, S. 255 ff.) und Kunike (Das sogenannte Männerkindbett, Z. f. Ethn. XLIII) lassen das Männerkindbett zwar noch im eigentlichen Mutterrecht wurzeln, bringen es aber doch mit der beginnenden Anerkennung der Vaterschaft in Zusammenhang.

wird in mehreren Fällen eine Dauer von 40 Tagen berichtet. Besteht aber genetischer Zusammenhang, hat also eine Verbreitung durch Wanderung und Kulturübertragung stattgefunden, so ist natürlich die Möglichkeit, ja in diesem Falle sogar Wahrscheinlichkeit gegeben, daß sich der Brauch als solcher ganz von seiner ursprünglichen Grundlage löst und selbständige Bedeutung gewinnt. Gelegenheit für eine Umdeutung, für ein Einfügen in gewohnte Gedankengänge, für das, was Günter Teßmann „Kulturangliederung" genannt hat,[1]) ist ja gerade beim Männerkindbett genug vorhanden: man denke nur an die Tabugebräuche bei Geburten, an die dämonischen Gefahren, denen man die Frau bei der Niederkunft und im Wochenbett ausgesetzt glaubt, an das unbeschreibliche Grauen der hinterindischen Völker vor einem Todesfall unter derartigen Umständen, der stets als von Gespenstern hervorgerufen gilt und ein neues furchtbares Gespenst schafft — lauter Dinge und Vorstellungen, in die sich das Männerkindbett sinnvoll eingliedern läßt. Es ist daher klar, daß sein heutiges Vorkommen, ganz unabhängig von seiner ursprünglichen Bedeutung, für das frühere Vorhandensein von Mutterrecht bei dem betreffenden Volke gar keine Beweiskraft hat.

Ich muß mich nun einer Gruppe von Erscheinungen zuwenden, die sowohl wegen ihrer weiten Verbreitung als auch wegen ihrer Bedeutung eine zusammenhängende Besprechung verdienen: dem „zeitweiligen Familienwechsel des Mannes nach der Hochzeit" und der „Dienstehe". Obwohl beide Erscheinungen häufig ineinander übergehen und im einzelnen Fall eine Entscheidung, ob die eine oder die andere vorliegt, bisweilen schwer zu fällen ist, dürfen wir, wie ich glaube, die beiden doch nicht miteinander verwechseln. Auch wäre es kaum berechtigt, zwischen ihnen, wie das manchmal geschieht, ein für allemal eine geradlinige Entwicklungsreihe zu konstruieren und in jedem Fall die Dienstehe vom Familienwechsel des Mannes, letzteren aber aus mutterrechtlichen Verhältnissen abzuleiten. Ursprünglich wahrscheinlich auf diesem Weg entstanden und in manchen Fällen vielleicht in der Tat noch ein bodenständiges Überbleibsel aus einer Zeit des Mutterrechtes, werden doch beide Eheformen so sehr durch bestimmte Besitz- und Familienverhältnisse begünstigt, können so sehr den wirtschaftlichen und anderen Bedürfnissen entgegenkommen, daß gerade hier eine verhältnismäßig leichte Übertragbarkeit von einem Volk auf das andere auf der Hand liegt. In vielen Fällen hat sogar, was den zeitweiligen Familienwechsel und die Dienstehe betrifft, wahrscheinlich geradezu eine Umkehrung des zeitlichen Verhältnisses stattgefunden, so zwar, daß der Familienwechsel dann nichts anderes ist als ein oft nicht mehr richtig verstandenes und deshalb umgedeutetes Überbleibsel früherer Dienstehe, bei dem von eigentlichem Dienst nicht mehr die Rede sein kann.[2]) Ja auch ganz selbständige Entstehung liegt, wo sie die Umstände begünstigen, durchaus im Bereich der Möglichkeit. So wird es wohl kaum jemandem einfallen, die doch in Europa recht häufigen Fälle von „Einheirat" als mutterrechtliche Überbleibsel zu deuten.

Es erübrigen noch einige Worte über das Verhältnis der Dienst- zur Kaufehe. Beide Formen kommen, wenigstens in Hinterindien, meist nebeneinander vor.

[1]) Z. f. Ethn. LI, 1919, S. 134.

[2]) Ich vermute, daß dies bei Birmanen, Arakanern, Siamesen der Fall ist. Wenn z. B. nach Paton (Historical and Statistical Sketch of Arakan, Asiatic Researches XVI, 1828) in Arakan die Schüchternheit und Schamhaftigkeit der jungen Frauen als Ursache angegeben wird, warum der Ehemann nach der Hochzeit nicht gleich seine Frau zu sich nimmt, sondern im Gegenteil für eine Weile zu ihr übersiedelt, so ist dies offenkundig die Umdeutung eines nicht mehr verstandenen Brauches.

Natürlich ist es Auffassungssache und im Einzelfall schwer zu entscheiden, ob der Dienst statt eines Brautpreises geleistet werden muß, den der Bräutigam nicht zahlen kann, oder ob dieser sich umgekehrt gegebenenfalls durch Zahlung von der Verpflichtung zu dienen loskauft. Wer die Dienstehe mit dem Familienwechsel zusammenwirft und darin stets einen Rest von Mutterrecht sehen will, wird, wie z. B. Waddell, natürlich der letzteren Ansicht zuneigen. In vielen Fällen ist dies auch berechtigt, vor allem dann, wenn, wie bei den Lalung, die Zahlung des Brautpreises die Schwiegereltern nicht nur für nicht geleistete Dienste, sondern für den unterbliebenen Familienwechsel, für den Verlust der Tochter und der Enkel entschädigen soll.[1]) Anderseits scheint z. B. Graebner der Kaufehe ein höheres Alter als dem wirklichen Familienwechsel des Mannes zugestehen zu wollen; rechnet er doch erstere zu dem Besitzstande der Zweiklassenkultur, letzteren zu dem der Bogenkultur.[2]) Ich glaube, daß, ganz unabhängig von ihrer ersten Entstehung, Dienst- und Kaufehe bei einzelnen Völkern oft und oft einander abgelöst haben werden. Verarmt ein Volk aus irgendwelchen Gründen, so wird es den jungen Männern immer schwerer, den Brautpreis aufzubringen. Entweder verschwindet dieser mit der Zeit ganz[3]) oder aber die Fälle von Dienstehe werden zunehmen, ja es kann die Dienstehe geradezu zur einzigen Eheform werden, wie z. B. bei manchen Kukistämmen. Bei zunehmendem Wohlstande kann sie dann natürlich wieder allmählich von der Kaufehe abgelöst werden. Ich habe schon früher die Vermutung ausgesprochen, daß das Verschwinden des Brautpreises bei einigen Kukistämmen mit deren Vertreibung aus den Chin- und Lusheibergen und darauffolgender ungünstiger Wirtschaftslage zusammenhängen mag. Umgekehrt haben vielleicht dieselben Ereignisse, die zur Vertreibung der Kuki führten, das Aufkommen mächtiger Häuptlingsdynastien, bei den Lushei und der Hauptmasse der Chin fast vollkommenes Verschwinden der Dienstehe mit sich gebracht.[4]) Gerade in den Häuptlingsfamilien dieser Stämme hat die Kaufehe, oft mit übermäßig hohem Brautpreis verbunden, eine ganz einseitige Entwicklung erfahren. Das Beispiel der Häuptlinge aber hat wiederum auf die Masse des Volkes zurückgewirkt.[5]) Der Fall mag uns zeigen, wie sehr die Gesellschaftsformen auch bei sogenannten Naturvölkern durch den Gang der „politischen Geschichte" beeinflußt werden.[6])

[1]) Siehe oben Seite 106.

[2]) Anthropos IV, S. 741, 766.

[3]) Siehe oben Seite 115.

[4]) Auch der Reichtum an Sklaven scheint hier eine Rolle gespielt zu haben. Ein oder mehrere Sklaven gehören oft zum Brautpreis und entschädigen natürlich für den Entgang der Arbeitskräfte der Tochter.

[5]) Über die Nachahmung der Heiratssitten der Häuptlinge durch das gewöhnliche Volk bei den Chin vgl. Carey und Tuck, a. a. O. I, S. 190. Ebendort auch über den Einfluß der Politik bei den Eheschließungen der Häuptlinge.

[6]) Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf die Vernachlässigung gerade dieses Zweiges der Völkerkunde, der eigentlichen Geschichte, in so vielen Gebieten der Erde hinzuweisen. Welche Erfolge sich hier erzielen lassen, zeigen Peals „Fading Histories" (Journ. of the As. Soc. of Bengal, Vol. LXIII, Part III) für einige Stämme der östlichen Naga. Selten liegen wohl die Verhältnisse so günstig wie bei den Kachin. Hier könnte man sogar zu einer annähernd genauen Chronologie kommen — stimmt doch sogar die Zahl der überlieferten Häuptlingsgenerationen bei so weit voneinander entfernten Zweigen der Kachin, wie denen Assams und denen der Gegend von Bhamo am Irrawaddy, nahezu überein. Aber niemand hat es noch unternommen, die einzelnen Überlieferungen zu sammeln und zu vergleichen, sei es auch nur, um die Namen der früheren Häuptlinge und ihre Wohnsitze festzustellen, woraus sich ja schon ein Bild ihrer Wanderungen ergäbe. Besonders Missionären möchte ich es sehr ans Herz legen, sich dieser Forschungen anzunehmen, ehe es zu spät ist.

Nach diesen Erwägungen ist es wohl klar, daß dem zeitweiligen Familienwechsel des Mannes und der Dienstehe nur eine sehr geringe Beweiskraft für den Nachweis früheren Mutterrechtes bei den betreffenden Völkern zukommt. Ebenso sind sie aber auch ihrer geringen Konstanz wegen nur in beschränktem Ausmaß als selbständige Merkmale zur Charakterisierung bestimmter Kulturkreise verwertbar.

Um zunächst die Verhältnisse bei den rein mutterrechtlichen Völkern zu besprechen, so wohnt sowohl bei den Garo als bei den Pani Koch der Mann im Hause seiner Schwiegermutter.[1]) Da jedoch bei den Garo Minoratserbrecht herrscht,[2]) so dürfte dieses Wohnen bei der Schwiegermutter wahrscheinlich zeitlich begrenzt sein. Auch bei den Khasi übersiedelt der Mann ins Haus der Schwiegermutter, aber wenn seine Frau ihm ein oder zwei Kinder geboren hat, so bezieht er häufig ein eigenes Haus. Bei den Sinteng wohnt der Gatte überhaupt nicht bei seiner Frau, sondern besucht sie nur im Haus ihrer Eltern, in manchen Gegenden erst nach Eintritt der Dunkelheit.[3]) Wo bei den rein mutterrechtlichen Völkern Assams der Mann zu seiner Frau übersiedelt, da handelt es sich zweifellos um echten Familienwechsel. Von einer Dienstehe kann man bei allen diesen Völkern nicht sprechen. Dagegen finden wir bei den Garo auch hier wieder, wie schon bei den Totengebühren, das Verhältnis gerade umgekehrt wie bei den vaterrechtlichen Völkern: das Mädchen, das hier bei der Werbung die Initiative ergreift, übersiedelt vor der Hochzeit für einen Monat oder auch für länger zu den Eltern ihres Bräutigams und leistet ihnen Dienste.[4]) Daß es sich dabei um ein ganz typisches Merkmal eines alten mutterrechtlichen Komplexes handelt, geht daraus hervor, daß wir dieselbe Erscheinung auch im Osten der hinterindischen Halbinsel bei den Rade wieder finden. Auch bei diesen wirbt das Mädchen um den Jüngling und zieht, wenn ihre Werbung angenommen worden ist, vor der Hochzeit für ein Jahr zu den Eltern des Bräutigams. Wird sie vor Ablauf dieser Zeit nicht schwanger, so muß sie der Familie des Bräutigams sogar noch einen Brautpreis oder eigentlich Bräutigamspreis zahlen. Erst dann übersiedelt das Paar zu den Eltern der Frau.[5]) Diese Umkehrung in bezug auf das Verhältnis von Mann und Frau erscheint bei den Garo, bei den Rade und zum Teil auch bei den Tscham in so vielen Einzelheiten und so sinnvoll, daß man sich geradezu versucht fühlen könnte, an eine absichtliche Umdeutung vaterrechtlicher Bräuche in mutterrechtliche zu denken, wenn sie nicht eben in so weit voneinander entfernten Gegenden aufträte. Die Klarstellung dieser merkwürdigen Erscheinung könnte wohl die Bedeutung so mancher angeblicher Überbleibsel von Mutterrecht ins rechte Licht setzen. Leider muß ich es mir versagen, näher auf diese Frage einzugehen, da sie umfassende Sonderuntersuchungen erfordern würde.

Ebensowenig wie Dienstehe kommt bei den rein mutterrechtlichen Völkern Assams Brautkauf vor, vielleicht mit Ausnahme der Lynngam, wo der Vater des Bräutigams dem der Braut fünf bis fünfzehn Rupien zu zahlen hat,[6]) wohl eher eine der oben besprochenen Brautgebühren als einen wirklichen Brautpreis. Allein schon bei den halbmutterrechtlichen Rabha gibt es sowohl Kauf- als Dienstehe, wobei erstere die häufigere Eheform ist.[7])

[1]) Playfair, a. a. O. S. 36–37. — R. G. Latham, Ethnology of India, London 1859, S. 33.

[2]) Census of India 1891, a. a. O. S. 229. — John Eliot, Observations on the Inhabitants of the Garrow Hills, Asiatic Researches, Vol. III, 1799, S. 27–28.

[3]) P. R. T. Gurdon, The Khasis, London 1907, S. 76.

[4]) Playfair, a. a. O. S. 67.

[5]) A. Lavallée im Bulletin de l'école française d'Extrême-Orient, I, S. 309.

[6]) Gurdon, a. a. O. S. 131.

[7]) Census of India 1911, Vol. III, Part I, S. 142.

Ähnlich liegen die Dinge auch bei vielen vaterrechtlichen Völkern. Bei den Kachari des Brahmaputratales kommen ebenfalls Kauf- und Dienstehe nebeneinander vor, und zwar wird letztere dann eingegangen, wenn der Bräutigam nicht die Mittel hat, den Brautpreis zu zahlen. Die Dauer des Dienstes hängt von jeweiliger Vereinbarung ab und schwankt zwischen drei und fünfzehn Jahren. Ehelicher Verkehr ist nach einer Dienstleistung von einem bis anderthalb Jahren gestattet.[1]) Schon darin, daß der Bräutigam vor der Ehe gleichsam eine Anzahlung in Arbeit leisten muß, scheint mir ein wesentlicher Unterschied gegenüber den Eheformen der mutterrechtlichen Völker Assams zu liegen; es handelt sich eben hier nicht um „Familienwechsel", sondern um richtige Dienst- als Ersatz der Kaufehe. Daß übrigens bei den Kachari neben der Dienst- und Kaufehe auch ein wirklicher Familienwechsel des Mannes, ein vollkommenes Eintreten in die Familie der Frau vorkommt, wurde schon erwähnt.

Auch bei den Haijong am Fuß der Garoberge und bei den Chutiya Oberassams hat der Bräutigam die Wahl zwischen Zahlung eines Brautpreises oder entsprechender Dienstleistung.[2]) Sogar bei den der Sprache nach arischen, der Religion nach hinduischen Assamesen kommt die Dienstehe neben verschiedenen anderen Eheformen vor, allerdings nur in den untersten und ärmsten Schichten. Der Mann hat in diesem Falle vor der Hochzeit eine vereinbarte Zeit im Hause seines Schwiegervaters zu dienen, darf aber während dieser Zeit mit dem Mädchen meist schon verkehren.[3])

Auch bei den Mikir kommt die Dienstehe vor, doch wird auch dann kein Brautpreis gezahlt, wenn das junge Paar, wie das in der großen Mehzahl der Fälle geschieht, gleich nach der Hochzeit zu den Eltern des Mannes übersiedelt.[4]) Es scheint, daß die Eheform auch hier ganz von Vermögens- und Familienverhältnissen auf der Brautseite abhängt. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß wir der Lösung aller mit diesen Dingen zusammenhängenden Fragen erst dann näherkommen werden, bis endlich einmal mit der systematischen Erforschung der Einzelfälle Anfang gemacht wird. Es müßten sich Regierungsbeamte und Missionäre (Forschungsreisende kommen da ja wohl kaum in Betracht) entschließen, bei allen in ihrer Umgebung vorkommenden Heiraten den Gründen nachzugehen, warum gerade diese oder jene Eheform gewählt wurde. Wenn dann die Betreffenden uns nun wirklich diese konkreten Einzelfälle darlegten, unter gleichzeitiger Erörterung der wirtschaftlichen und sozialen Umstände, der Vermögens- und Familienverhältnisse (Geschwister der Braut, des Bräutigams usw.); wenn wir auch noch über die relative Häufigkeit, über Zu- oder Abnahme der einzelnen Ehearten, allenfalls auch über die Wirkung fremden Beispiels aufgeklärt würden, dann könnten wir mit einiger Sicherheit erkennen, ob die eine oder die andere Eheform bloß ein Relikt aus früheren Zeiten, ob sie durch wirtschaftliche oder Familienverhältnisse bedingt oder auf fremden Einfluß zurückzuführen ist. Wir würden sehen, auf welche Art sich eigentlich Kulturmischungen und Übergänge vollziehen, Begriffe, mit denen wir täglich arbeiten, ohne die ihnen zugrunde liegenden Vorgänge auch nur annähernd erforscht zu haben. Natürlich gilt das hier Gesagte nicht nur von der Eheform allein, sondern ebenso von allen übrigen gesellschaftlichen, ja überhaupt von allen kulturellen Erscheinungen. Ich will nur zum Beispiel auf das Erbrecht hinweisen, das wohl bei den meisten Völkern lange nicht so einheitlich geregelt ist, wie es nach den verall-

[1]) Endle, a. a. O. S. 44—45.
[2]) Endle, a. a. O. S. 86, 95.
[3]) Census of India 1901, Vol. IV, Part I, S. 64.
[4]) Stack-Lyall, a. a. O. S. 18—19.

gemeinernden Angaben der Berichterstatter meist scheinen könnte. Eine Untersuchung einzelner Erbfälle mit ihren Vorbedingungen, ihren rechtlichen Folgen und allen mit ihnen zusammenhängenden Erscheinungen (Lewiratsehe usw.) würde gewiß viele Unklarheiten beseitigen und auf viele Fragen die Antwort geben. Aber wie weit sind wir noch von einer solchen exakten Forschungsart entfernt!

Um jedoch nach dieser Abschweifung auf die Dienstehe zurückzukommen, so scheint diese bei den Nordassamvölkern ganz zu fehlen,[1]) ebenso beim größten Teil der Nagastämme. Hier findet sie sich nämlich nur im äußersten Nordosten[2]) und bezeichnenderweise bei einem der südlichen, an die Kuki grenzenden Stämme, den Quoireng.[3]) Häufiger kommt sie bei den Stämmen der „Alten Kuki" vor. Bei den Chiru, Aimol, Anal und Purum in Manipur hat der Bräutigam seinem künftigen Schwiegervater drei Jahre lang zu dienen. Bei den Chiru wohnt er während dieser Zeit weiter im Junggesellenhause, bei den drei anderen Stämmen im Hause der Schwiegereltern. In allen Fällen ist ihm der geschlechtliche Verkehr mit dem Mädchen gestattet. Die Hochzeit findet erst nach Ablauf der Dienstzeit statt. Der Bräutigam hat übrigens auch noch die schon früher besprochenen Gebühren an die verschiedenen Verwandten der Braut zu zahlen. Wird das Mädchen vor Ablauf der drei Jahre schwanger, so muß, wie es scheint, die Gebühr sofort erlegt und die Hochzeitszeremonie vollzogen werden.[4]) Bei den Rangkhol, einem Kukistamm in Nordcachar, dient nach Gait der Mann drei bis sieben Jahre im Hause der Schwiegereltern.[5]) Nach Waddell beträgt die Dienstzeit fünf Jahre, davon drei vor und zwei nach der Hochzeit. Bei den den Rangkhol benachbarten Jangshen kann sich der Bräutigam durch Zahlung eines Brautpreises von 20 bis 200 Rupien loskaufen.[6]) Nach Allen ist bei den Kuki, wo Dienstehe vorkommt, dem Bräutigam während der Dienstzeit der Verkehr mit dem Mädchen zwar gestattet, doch darf dieses kein lebendes Kind zur Welt bringen. Wird sie schwanger, so führt man im siebenten Monat Abortus herbei.[7]) Es ist bezeichnend, daß gerade bei diesen Stämmen, wo die Dienstehe so gut wie allgemein zu sein scheint, der Charakter eines tatsächlichen Erdienens der Braut, ursprünglich also wohl Abdienens des Brautpreises, besonders streng gewahrt ist durch Hochzeit erst nach Ablauf der ganzen oder eines Teiles der Dienstzeit, durch Verhinderung einer etwaigen Nachkommenschaft während dieser Zeit, ja in einem Falle sogar durch Wohnen des Bräutigams im Junggesellenhause. Nirgends treten die Unterschiede zwischen Dienstehe und zeitweiligem Familienwechsel des Mannes so deutlich hervor wie gerade hier.

Bei einigen Stämmen der Alten Kuki und insbesondere bei den Thado oder Neuen Kuki, ferner bei den Lushei, Lakher und dem größten Teile der Chin scheint die Dienstehe überhaupt zu fehlen oder doch nur ganz vereinzelt vorzukommen. Bei den südlichsten Chin, den Shö, wohnt das junge Paar oft eine Weile, manchmal bis zur Geburt des zweiten Kindes, bei den Eltern der Frau. Der

[1]) Waddell, a. a. O. S. 59, erwähnt sie zwar von den Miri, ich fand diese Angabe aber sonst nirgends bestätigt.

[2]) E. T Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal, Calcutta 1872, S. 41. — R. G. Woodthorpe, Notes on the wild Tribes inhabiting the so-called Naga Hills, Journ. Anthr. Inst., XI, 1882, S. 205.

[3]) Hodson, a. a. O. S. 91.

[4]) Shakespear, a a. O. S. 154—155, 162—163.

[5]) Census of India 1891, Assam, Vol. I, S. 251.

[6]) Waddell, a. a. O. S. 52.

[7]) Census of India 1901, Vol. IV, Part I, S. 68.

Grund dafür scheint häufig die Unfähigkeit des Bräutigams zu sein, die Kosten für das Hochzeitsfest aufzubringen. Letzteres findet nämlich erst dann statt, wenn das Paar ein eigenes Heim bezieht, obwohl es bereits seit Jahren zusammen gelebt und auch Kinder gezeugt haben mag. Stirbt die Frau vor der Hochzeit, so muß der Mann, wenigstens wenn Kinder vorhanden sind, die Hochzeitszeremonie mit dem Leichnam vornehmen.[1])

Bei den Mro des Gebietes von Chittagong hat der Mann entweder drei Jahre im Hause seines Schwiegervaters zu dienen oder aber einen Brautpreis von 200 bis 300 Rupien zu zahlen. Fast allgemein scheint die Dienstehe bei den Tippera zu sein. Die Hochzeit findet auch hier erst nach Ablauf der Dienstzeit statt, obwohl Braut und Bräutigam schon vorher ganz als Eheleute leben.[2])

Bei den Kachin Nordbirmas scheinen Fälle eigentlicher Dienstehe nur ganz vereinzelt vorzukommen. Allgemein ist dagegen, wenigstens in der Gegend von Bhamo, die Verpflichtung für den jungen Ehemann, seinen Schwiegereltern beim Bau eines neuen Hauses und ein Jahr lang auch bei der Bestellung der Felder zu helfen — also eine Art Dienstehe ohne Wohnen bei den Schwiegereltern. Der Mann kann jedoch statt seiner einen Stellvertreter schicken oder sich mit einem Ochsen loskaufen.[3])

Bei den Lisu und bei den Palaung scheint die Dienstehe ganz zu fehlen und von den sogenannten „Wilden" Wa wird sie wenigstens nicht erwähnt. Bei den Wa des Staates Kengtung steht es nach Stirling dem jungen Ehemann frei, ob er sofort ein eigenes Haus beziehen oder eine Weile bei seinen Schwiegereltern wohnen will. Unter den Lahu desselben Fürstentums gilt es als Regel, daß das junge Paar nach der Hochzeit zuerst vier Jahre bei den Eltern der Frau, dann drei bei den Eltern des Mannes lebe, doch wird dies oft nicht eingehalten. Bei den ihnen nahe verwandten Kwi zieht der Mann zu seinen Schwiegereltern und muß, wenn sie seine und seiner Frau Dienste beanspruchen, oft mehrere Jahre dort bleiben, ehe er einen eigenen Haushalt errichten darf.[4])

Sehr verbreitet ist die Sitte, während der ersten Jahre der Ehe bei den Eltern der Frau zu wohnen, unter den Karen. Bei vielen Stämmen bildet sie die Regel.[5]) Obwohl sie hier wahrscheinlich heutzutage nicht so sehr als Dienstehe wie als zeitweiliger Familienwechsel des Mannes erscheint, halte ich es doch für sehr fraglich, ob wir dies als die ursprüngliche Form ansehen dürfen. Manches spricht dafür, daß der jetzigen Eheform hier Kauf- und Dienstehe vorangegangen sind. Natürlich werden wir in einem Falle, wo, wie bei den Sgaw-Karen, Brautkauf nicht vorkommt und der Gatte nach der Hochzeit regelmäßig für eine bestimmte Anzahl von Jahren in das Haus seiner Schwiegereltern übersiedelt, mutterrechtlicher Herkunft dieses Brauches eine verhältnismäßig größere Wahrscheinlichkeit zubilligen als etwa bei der Eheform der Kuki oder dem vereinzelten Vorkommen von Dienstehe unter den Kachin. Irgend

[1]) Fryer, a. a. O. S. 42. — Whitehead, a. a. O., S. 213.

[2]) T. H. Lewin, Wild Races of South-Eastern India, London 1870, S. 202, 234. — Dalton, a. a. O. S. 110.

[3]) P. Ch. Gilhodes, Mariage et Condition de la femme che les Katchins, Anthropos VIII, 1913, S. 371.

[4]) Gazetteer of Upper Burma and the Shan States, Part I, Vol. I, S. 517, 586.

[5]) A. a. O. S. 552. — Rev. F. Mason, Physical Character of the Karens, Journ. As. Soc. Bengal, Vol. XXXV, Part II, 1866. S. 18. — James Low, The Karean Tribes or Aborigines of Martaban and Tavai, Journ. of the Indian Archipelago, IV, 1850, S. 418. — M. Bringaud, Les Karins de la Birmanie, Les Missions Catholiques, XX, 1896, S. 307.

ein zwingender Grund für die Annahme mutterrechtlichen Ursprungs ist aber auch hier keineswegs vorhanden.

Es ist übrigens bemerkenswert, daß zeitweiliger Familienwechsel des Mannes nach der Hochzeit gerade bei buddhistischen Kulturvölkern, Birmanen und Siamesen, ganz allgemein üblich ist. Bei den Birmanen wohnen die jungen Eheleute meist eine Zeitlang bei den Eltern der Frau; ja wenn diese ein einziges Kind ist, so bleiben sie sogar auf Lebenszeit dort, wie wir das ähnlich bereits bei den Kachari und Mikir fanden.[1]) Auch bei den Siamesen übersiedelt der Mann nach der Hochzeit ins Elternhaus seiner Frau und erst nach einigen Monaten, bisweilen erst nach der Geburt eines Kindes, bezieht das Paar ein eigenes Heim.[2]) Von Dienstehe kann hier scheinbar keine Rede sein, wenigstens nicht bei der städtischen Bevölkerung. Sollen wir also diesen Brauch als ein mutterrechtliches Überbleibsel ansehen? Ich glaube kaum. Der zeitweilige Familienwechsel des Mannes bei Birmanen und Siamesen gehört, dies scheint mir kaum zweifelhaft, wenigstens in seinem jetzigen allgemeinen Vorkommen, einer der jüngeren oder jüngsten Kulturschichten an und hat sich erst mit der buddhistischen Kultur verbreitet. Er dürfte aus der Dienstehe hervorgegangen sein, die sich den veränderten religiösen und sozialen Verhältnissen vermutlich besser anpassen und einfügen ließ als ihre Schwesterform, die Kaufehe, und die diese deshalb ganz oder fast ganz verdrängte. Mit dem primären mutterrechtlichen Familienwechsel des Mannes bei Garo oder Khasi ist dieser sekundär entstandene Familienwechsel der Birmanen und Siamesen wahrscheinlich gar nicht verwandt, abgesehen natürlich von der ganz entfernten Verwandtschaft mit mutterrechtlichen Einrichtungen, die wir auch der Dienstehe als solcher zubilligen wollen. Übrigens lassen Schilderungen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts die Herkunft des Familienwechsels der Birmanen von der Dienstehe noch recht deutlich erkennen. So mußte zur Zeit Malcolms der Ehemann drei Jahre, drei Monate und drei Tage bei seinen Schwiegereltern dienen, konnte sich jedoch durch Zahlung von 60 Tikals von dieser Verpflichtung loskaufen.[3]) Damals war also die Kaufehe noch nicht völlig verschwunden und vielleicht ist sie es in abgelegenen Bezirken auch heute noch nicht. Das Gesetzbuch der Birmanen sagt ausdrücklich, daß, w e n n ein Mann bei der Heirat die Verpflichtung eingehe, bei seinem Schwiegervater zu wohnen und ihm bei der Arbeit zu helfen, dieser Dienst drei Jahre zu dauern habe,[4]) und scheint damit anzudeuten, daß diese Verpflichtung, ursprünglich wenigstens, doch nicht ganz allgemein und selbstverständlich war, sondern ausdrücklicher Vereinbarung bedurfte.

Die birmanische Nation ist nicht einheitlicher Herkunft, sondern aus einer Reihe von Völkerschaften zusammengewachsen, deren Namen wir zum Teil noch aus einheimischen Geschichtswerken oder aus mündlicher Überlieferung kennen. Wir haben aber keinen Grund, anzunehmen, daß bei diesen Völkern größere Einheitlichkeit in bezug auf die Eheform geherrscht habe, als bei den heutigen Bergstämmen Birmas und Assams. So ist es wahrscheinlich, daß zugleich mit birmanischer Sprache, Kultur und Religion auch die birmanische Eheform Aufnahme fand und die verschiedenen anderen Eheformen, insbesondere die Kaufehe, verdrängte, ein Vorgang, der ja auch heute noch nicht stillesteht. So würde sogar eine, wie wir gesehen

[1]) The British Burma Gazetteer, Vol. I, S. 382–383. — Max and Bertha F e r r a r s, Burma, London 1900, S. 70–71. — S h w a y Yoe, The Burman, London 1910, S. 55.

[2]) W. A. G r a h a m, Siam, London 1912, S. 152.

[3]) Howard Malcolm, Travels in South-Eastern Asia, London 1839, Vol. I, S. 228.

[4]) S a n g e r m a n o, A Description of the Burmese Empire, Rom 1833, S. 177.

haben, recht unwahrscheinliche, mutterrechtliche Herkunft des zeitweiligen Familienwechsels des Mannes bei den Birmanen[1]) noch lange nicht das einstige Vorkommen von Mutterrecht in ganz Birma beweisen.

Wenn bei den Schan der birmanischen Schanstaaten noch heute der Brautkauf ganz allgemein üblich ist, der zeitweilige Familienwechsel des Mannes dagegen, wie es scheint, nicht oder nur ausnahmsweise vorkommt, so mag dies darin seine Ursache haben, daß sich bei den Schan der Buddhismus, zum mindesten der mehrfach reformierte und gereinigte Buddhismus der Birmanen erst spät und nie vollständig durchgesetzt hat.

Damit schließen wir die Untersuchung über den zeitweiligen Familienwechsel des Mannes und die Dienstehe in Assam und Birma ab. Das Ergebnis ist, was die Auffindung mutterrechtlicher Spuren betrifft, im allgemeinen ein negatives. Da und dort mögen ja in den besprochenen Erscheinungen nicht mehr sicher zu erkennende Reste von Mutterrecht drinstecken; aber zweifellos mutterrechtlichen, primären Familienwechsel konnten wir eigentlich nur bei den rein mutterrechtlichen Völkern, Garo, Pani Koch und Khasi, feststellen.[2])

Es erhebt sich nun die Frage, ob die verstreuten und meist sehr fraglichen Spuren, die wir in Assam und Birma fanden, wenn sie auch nicht genügend beweiskräftig schienen, um im einzelnen Falle daraus das frühere Bestehen von Mutterrecht zu erschließen, in ihrer Gesamtheit uns nicht doch berechtigen, eine mutterrechtliche Vergangenheit für das ganze westliche Hinterindien anzunehmen. Ich wage nicht, sie zu bejahen. Nur für die Bghai-Karen und für die Shö-Chin scheint mir eine derartige Vergangenheit kaum zu bezweifeln und für die Wa wahrscheinlich; bei allen anderen Stämmen ist sie durchaus unsicher. Ich habe deshalb auch im allgemeinen den Ausdruck „Überreste" (im Sinne von „Survival") vermieden und nur von möglicherweise mutterrechtlichen „Spuren" gesprochen. Übrigens wäre, selbst wenn wir von den bei den einzelnen Punkten vorgebrachten Bedenken absehen wollten, doch noch immer erst zu untersuchen, ob diese Spuren wirklich bodenständige Überbleibsel eines einstigen mutterrechtlichen Zustandes der heutigen Völker bilden, ob sie etwa von früheren, nicht mehr nachweisbaren Bewohnern des Landes übernommen, ob bloß von außen durch unmittelbare oder mittelbare kulturelle Beeinflussung von seiten mutterrechtlicher Völker hereingekommen sind.

Daß das Mutterrecht im westlichen Hinterindien von jeher auf das heutige horstartige Vorkommen in den Bergen zwischen Brahmaputra und Surma beschränkt gewesen sein sollte, ist natürlich ausgeschlossen. Fraglich aber ist es, ob sich sein früher sicher weit größeres Verbreitungsgebiet je über ganz Assam und Birma erstreckt hat. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir gerade bei jener Völkergruppe, deren Kultur sonst als die altertümlichste erscheint und die auffallendsten Ähnlichkeiten mit den Kulturen Indonesiens und der Südsee aufweist, bei den Naga nämlich, abgesehen von einigen südlichen, vielleicht von den Kuki beeinflußten Stämmen, gar keine wirklichen oder scheinbaren Spuren von Mutterrecht feststellen konnten.[3])

[1]) Es wäre z. B. denkbar, daß die ersten von indischer Kultur beeinflußten Völker Hinterindiens, etwa Mon oder Khmer, früher Mutterrecht besessen und auf diese Weise mutterrechtliche Überbleibsel in die buddhistische Kultur Eingang gefunden hätten, mit der sie sich dann weiter verbreiteten.

[2]) Unter den halbmutterrechtlichen Völkern dürfte er wohl sicher bei einem Teile der Lalung vorkommen (siehe oben S. 106), ob auch bei den Dimasa, lassen die Quellen nicht erkennen.

[3]) Allerdings dürfen wir auch nicht vergessen, wie mangelhaft wir über viele der Nagastämme unterrichtet sind.

Fraglich ist es, wie gesagt, auch, ob gerade die heutigen Völker dieser Gebiete einmal Träger mutterrechtlicher Gesellschaftsformen waren und diese erst unter späteren Einwirkungen aus Norden und Westen gegen Vaterrecht vertauscht haben, oder ob die Völker jener fernen mutterrechtlichen Vergangenheit mit Ausnahme der wenigen, in den Garo- und Khasibergen übriggebliebenen, von den jetzigen Besitzern des Landes verdrängt oder aufgesogen worden sind. Selbst die Stellung der Völker mit gemischter Gesellschaftsform — Rabha, Lalung, Dimasa — ist nicht klar. Sind es Völker mit einstigem Mutterrecht, die unter der Jahrhunderte langen Einwirkung des Hindutums vaterrechtliche Elemente aufgenommen haben? Dann läge die Annahme nahe, daß alle Bodovölker einmal Mutterrecht besessen und jene des Brahmaputratales, Kachari, Mech, Chutiya, ebenso auch die Tippera, dem indischen Einfluß noch um so viel mehr ausgesetzt, es vollkommen gegen Vaterrecht vertauscht hätten. Oder waren umgekehrt die Bodo ursprünglich alle vaterrechtlich und ist nur jener Teil von ihnen, der in die Berge südlich des Brahmaputra eindrang, unter den Einfluß von Völkern mit Mutterrecht geraten, während die in der Ebene verbliebenen ihre alte vaterrechtliche Gesellschaftsform beibehielten? Oder aber hat eine Mischung von vaterrechtlichen, als Eroberer auftretenden tibetobirmanischen Bodostämmen mit älteren, mutterrechtlichen, wohl austroasiatischen Völkern stattgefunden, wobei erstere diesen ihre Sprache aufzwangen, im übrigen aber, ihrer geringen Menschenzahl wegen, mehr oder weniger im Volkstum der Unterworfenen aufgingen? Alle drei Fälle sind denkbar.

Die Lalung von Nowgong behaupten, aus den Khasi- und Jaintiabergen ausgewandert zu sein, weil sie sich nicht von den Fürsten der Khasi und Sinteng zur Besitzerbfolge in weiblicher Linie zwingen lassen wollten.[1]) Ohne auf die Zuverlässigkeit dieser Überlieferung allzuviel Wert legen zu wollen, halte ich es doch durchaus nicht für ausgeschlossen, daß die Khasi und Sinteng, kulturell höher stehend und mächtiger als die unter ihnen wohnenden oder sie umgebenden Bergvölker, auf diese einen gewissen Druck ausgeübt haben, um sie zur Annahme ihrer eigenen Sitten und Rechtsbräuche zu zwingen. Es scheint mir überhaupt, daß der Rückhalt an einem unabhängigen und politisch höher organisierten Volk wie den Khasi und Sinteng die Erhaltung des Mutterrechtes gerade in diesem Teil Assams begünstigt hat. Die Fürstentümer der Khasi, wenn auch zahlreich und klein, zeigen doch ein ganz anderes Gepräge als etwa die lockeren staatlichen Gebilde der Garo, Chin und Naga. Die Sinteng aber waren mindestens seit dem Ende des 15. Jahrhunderts staatlich geeint und ihre Könige beherrschten, woran noch zahlreiche Münzen eigener Prägung erinnern, bis zum Jahre 1835 sogar das Gebiet von Jaintiapur in der Ebene.

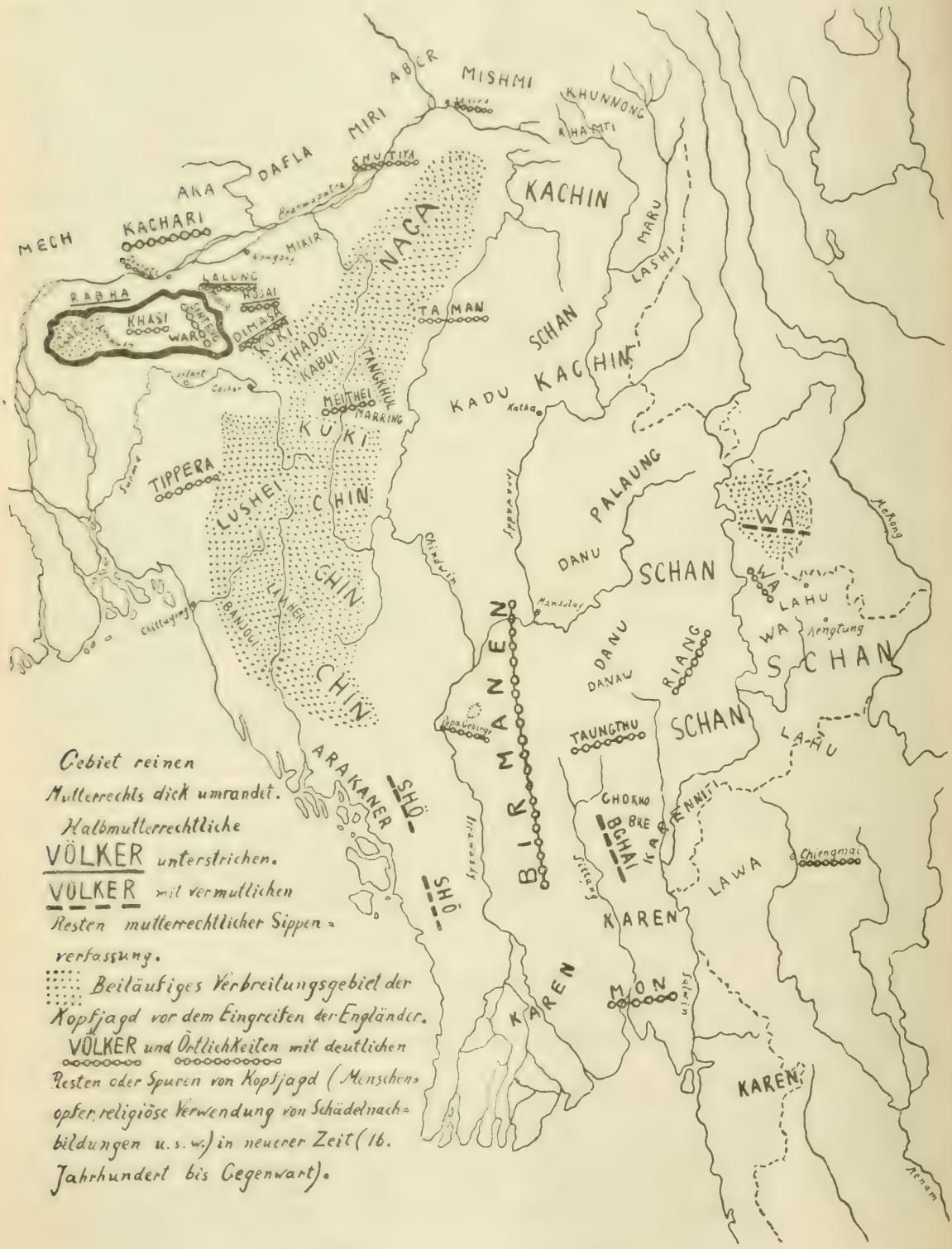
## II. Mutterrecht und Kopfjagd.

Läßt sich nun im westlichen Hinterindien irgendeine Übereinstimmung in der Verbreitung von Mutterrecht und Kopfjagd feststellen? Vorläufig wenigstens scheint mir das nicht möglich.

Von den sicher mutterrechtlichen Völkern haben im 19. Jahrhundert nur die Garo die Kopfjagd geübt. Bei den Khasi und Sinteng und ebenso bei den Völkern mit gemischter Gesellschaftsform, Rabha, Lalung, Dimasa, kann man ihr früheres Vorkommen nur aus verschiedenen Überbleibseln, insbesondere Menschenopfern, mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit erschließen. Die große Mehrheit der

[1]) Census of India 1891, Assam, Vol. I, S. 230. — Census of India 1901, Vol. IV, Part. I, S. 136.

Kopfjägerstämme — Naga, Kuki, Chin, Lushei usw. — ist im wesentlichen durchaus vaterrechtlich. Nur von den Wa ist dies fraglich; aber reines Mutterrecht herrscht auch bei ihnen wahrscheinlich nicht. Gerade die südlichsten Chin, die Shö, bei



denen wir recht deutliche Reste von Mutterrecht nachweisen zu können glaubten, scheinen die Kopfjagd wenigstens in neuerer Zeit nicht gekannt zu haben. Dasselbe ist bei den Bghai der Fall; auch bei ihnen lassen sich, wie bei den Karen überhaupt, Spuren von Kopfjagd nicht nachweisen. Umgekehrt besitzen die Kachari, Koch,[1]) Tippera, wahrscheinlich auch die Chutiya, lauter Völker, bei denen sich in einer nicht zu fernen Vergangenheit in Gestalt von Menschenopfern noch recht deutliche Reste von Kopfjagd fanden,[2]) ausgesprochenes Vaterrecht. Selbst angenommen, daß alle im Verlaufe dieser Untersuchung zutage getretenen fraglichen Spuren wirklich sichere Überreste von Mutterrecht seien, so wäre bei der geringen Übereinstimmung in der Verbreitung doch erst noch zu beweisen, daß sie derselben Kulturschicht angehören wie die Kopfjagd. Gerade bei den Naga, wo letztere in höchster Blüte stand, ließen sich, abgesehen von einigen südlichen Randstämmen, vorläufig wenigstens, gar keine derartigen Spuren feststellen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, wie schwer es ist, Mutterrecht und Vaterrecht in Assam und Birma bestimmten Kulturkreisen zuzuweisen oder gar diese Gesellschaftsformen bei der Aufstellung von Kulturkreisen als Grundlage zu benützen. Trotz eifrigsten Forschens sind mir bisher nur zwei Kulturerscheinungen bekannt geworden, deren Verbreitung eine gewisse Übereinstimmung mit der des Mutterrechtes aufweist, und zwar das Vorkommen von Schwertern mit Eisengriff und Parierstange und die Leichenverbrennung. Allein es ist klar, daß das erste dieser Merkmale einer viel, viel jüngeren Kulturschicht angehören muß als das Mutterrecht und daher hier nicht in Betracht kommt. Aber auch mit der Leichenverbrennung läßt sich vorläufig nicht viel anfangen, da die Möglichkeit alten indischen Einflusses auf die Khasi und Sinteng, von denen sich dann der Brauch zu den Nachbarvölkern verbreitet haben könnte, nicht von der Hand zu weisen ist. Das ist alles, was sich an Korrelation zwischen Mutterrecht und anderen Kulturmerkmalen feststellen läßt. Alle übrigen Merkmale, worin die mutterrechtlichen Stämme übereinstimmen, finden sich ebenso auch bei vaterrechtlichen. Sonst aber herrscht gerade zwischen Garo auf der einen, Khasi und Sinteng auf der anderen Seite die größte Verschiedenheit, eine Verschiedenheit die sich auch trotz des bei beiden Teilen herrschenden Mutterrechtes, auf die Form der Gesellschaft erstreckt. So finden wir bei den Garo ein zwar nicht mehr reines, aber doch noch ganz deutlich erkennbares Zweiklassensystem, daneben Initiative des Mädchens bei der Werbung; beides fehlt den Khasi. Von Mutterrecht, Leichenverbrennung und Schwertform abgesehen, stehen die Garo jedenfalls den ihnen sprachverwandten tibetobirmanischen vaterrechtlichen Bergstämmen kulturell weit näher als den Khasi und Sinteng. Dies mag daher kommen, daß letztere infolge uns nicht mehr deutlich erkennbarer historischer Ereignisse, unter fremdem (indischem? birmanischem? assamesischem?)[3]) Einfluß, eine Sonderentwicklung durchgemacht haben, durch welche die althinterindischen Kultureigentümlichkeiten zum großen Teile verwischt wurden. So fehlen, um nur einige Beispiele zu nennen, bei den eigentlichen Khasi und bei den Sinteng Kopfjagd, Junggesellenhaus und Pfahlbau, obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß alle drei früher vorhanden waren.[4])

[1]) Nicht zu verwechseln mit den Pani Koch.

[2]) Für genauere Angaben muß ich auf meine eingangs erwähnte Arbeit über die Kopfjagd in Assam und Birma verweisen.

[3]) Es wäre etwa an Koch oder Ahom zu denken.

[4]) Bei War und Lynngam kommen Junggesellenhaus und Pfahlbau noch heute vor. Über vermutliche Überreste von Kopfjagd bei Khasi und Sinteng siehe diese Mitteilungen, Bd. XXXXVII, S. 31—34 und 37—38.

Wir dürfen uns eben durch das Vorkommen einzelner altertümlicher Kulturmerkmale, wie des Mutterrechtes oder des einfachen Bambusbogens, nicht verleiten lassen, die Kultur der Khasi im ganzen für besonders altertümlich zu halten. Die außerordentlich reiche Kleidung besonders der Frauen, der Gebrauch von Seide, von Gold- und Korallenschmuck, die geordnete Staatsform, das entwickelte Priester- und Opferwesen, das Vorhandensein eines Kalenders — all das zeigt, ebenso wie das Fehlen der oben erwähnten und noch vieler anderer Merkmale, daß wir es mit einer zwar auf sehr alter Grundlage beruhenden, aber im ganzen doch weit jüngeren Kultur zu tun haben als etwa bei Garo, Naga, Chin und Wa.

Es ist klar, daß unter diesen Umständen die Aussicht, durch Vergleichung der einzelnen Stämme zu einer genauen Umgrenzung der alten mutterrechtlichen Kulturschicht zu gelangen, sehr gering ist. Denn von der kleinen Zahl mutterrechtlicher Völker kommen die der Khasigruppe der jüngeren Umbildung ihrer Kultur wegen für eine derartige Untersuchung nur in sehr bescheidenem Ausmaß in Betracht. Dazu kommt noch, daß die Pani Koch und alle halbmutterrechtlichen Völker, Rabha, Lalung und Dimasa, mehr oder weniger vom Hindutum beeinflußt sind. Es bleiben also unter den mutterrechtlichen Völkern nur die Garo übrig, bei denen sich im großen und ganzen noch unberührtere und ursprünglichere Kulturformen finden. Das ist natürlich zu wenig. Es wird sich darum wahrscheinlich als zweckmäßig erweisen, beim Aufsuchen von Kulturkreisen und Kulturschichten in diesem Gebiete zunächst einmal von Mutterrecht und Vaterrecht als solchen abzusehen und andere Kulturmerkmale zugrunde zu legen, die Herausarbeitung der mutterrechtlichen Schicht aber auf ein späteres Stadium der Untersuchung zu verschieben.

P. W. Schmidt ist der Meinung, die Garo, Lalung und Khasi gehörten vielleicht dem „exogam-mutterrechtlichen Kulturkreis“ (Graebners Zweiklassenkultur) an, während bei den Manipuri, Dimasa und Hojai dieser Kulturkreis in Mischung mit dem exogam-vaterrechtlichen (totemistischen) vorhanden sei.[1]) Mir ist es bisher nicht gelungen, in den Berichten über Khasi, Lalung, Dimasa und Hojai irgendeine Spur von Heiratsklassen festzustellen. Ebenso halte ich es für recht fraglich, ob die sieben exogamen Clans der Manipuri oder Meithei aus Heiratsklassen hervorgegangen sind. Bei den Garo gibt es zwar ein noch ziemlich reines Zweiklassensystem, aber das allein berechtigt uns noch nicht zu der Behauptung, es herrsche bei ihnen Zweiklassenkultur, insbesondere, da es mit dem Nachweise der meisten übrigen dieser Kultur zugewiesenen Merkmale recht schlecht stehen dürfte. Ich muß leider auch hier wieder auf die irreführende Ausdrucksweise mancher Vertreter der „Kulturhistorischen Schule“ hinweisen. Was soll man sich z. B. denken, wenn es an der eben angeführten Stelle heißt, der „exogam-mutterrechtliche Kulturkreis“ (Zweiklassenkultur) sei „als solcher, ungemischt, nur in der Südsee und im Sundagebiet zu treffen“ und nun neben Neupommern, den Neuen Hebriden, den Banksinseln und Ostaustralien die Menangkabauw-Malaien auf Sumatra als zu diesem Kulturkreise gehörig angeführt werden? Daß es P. W. Schmidt bekannt ist, was für ganz andere Kulturen auf dieses Volk eingewirkt haben, muß ich wohl annehmen. Der ethnologisch nicht gebildete Durchschnittsleser — und für solche ist das Werk „Der Mensch aller Zeiten“ doch wohl in erster Reihe bestimmt —, der nichts Näheres über die Menangkabauw-Malaien weiß, vielleicht zum ersten Male von ihnen hört, muß sie sich in kultureller Beziehung wohl ungefähr auf gleicher Stufe mit Australiern oder Melanesiern stehend vorstellen, da ihm ja gleich darauf der „exogam-mutterrechtliche

[1]) „Der Mensch aller Zeiten“, III. Band, S. 86–87.

Kulturkreis" nur an der Hand australischen und melanesischen Kulturbesitzes geschildert wird. Es scheint mir, daß sich solche Unzukömmlichkeiten selbst bei Wahrung des extremsten Kulturkreisforscher-Standpunktes leicht vermeiden ließen.

An anderer Stelle [1]) sagt Schmidt, er betrachte die Munda-Mon-Khmer-Stämme als Träger des älteren Mutterrechtes (also wohl der Zweiklassenkultur) in Südasien. Irgendwelche Tatsachen, die uns berechtigen würden, die Austroasiaten mit der Zweiklassenkultur in Zusammenhang zu bringen, sind mir nicht bekannt. Mutterrecht herrscht bei den Völkern der Khasigruppe (Khasi, Sinteng, War, Lynngam) und, wie wir gesehen haben, vielleicht bei einem kleinen Teile der Wa. Die Gesellschaftsform der Mon dürfte sich nicht wesentlich von der der Birmanen unterscheiden, die man im Grunde genommen weder als ausgesprochen vaterrechtlich noch als mutterrechtlich bezeichnen kann und die einer ganz jungen Kulturschicht angehört. Die Palaung haben Vaterrecht und über die gesellschaftlichen Einrichtungen der Riang und Danaw liegen keine Berichte vor. Von keinem dieser Völker sind mir Spuren von Heiratsklassen oder sonst irgendwelche Kulturmerkmale bekannt, die für P. W. Schmidts Vermutung sprechen würden. Im Osten Hinterindiens ist Mutterrecht bei den austroasiatischen Völkern, insbesondere bei jenen der austroasiatisch-indonesischen Mischgruppe, weit verbreitet. Heiratsklassen habe ich hier bisher nicht feststellen können, kann aber ebensowenig mit Bestimmtheit sagen, daß sie fehlen. Daß jedoch auch bei diesen Völkern von einer „Zweiklassenkultur" im Sinne Graebners oder Schmidts nicht die Rede sein kann, scheint mir zweifellos. Übrigens halte ich es schon deswegen für recht unwahrscheinlich, daß die Mon-Khmer-Völker die ursprünglichen Träger der Zweiklassenkultur waren, weil die Ausbreitung dieser Völker doch wohl erst in den späteren Phasen des Neolithikums erfolgt sein dürfte.[2]) Wenn man sie schon überhaupt mit einem der Südseekulturkreise in Verbindung bringen will, was meiner Ansicht nach verfrüht ist, so käme eher Schmidts „freimutterrechtlicher Kulturkreis", Graebners „Bogenkultur", in Betracht. Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens bemerken, daß P. W. Schmidt irrt, wenn er meint, bei den Khasi, Garo, Kachari (gemeint sind die sogenannten Bergkachari oder Dimasa) und Lalung herrsche „totemloses Mutterrecht".[3]) Bei allen diesen mutterrechtlichen und halbmutterrechtlichen Völkern sind Spuren von Totemismus häufig und zum Teil sogar noch recht deutlich.[4]) Ebenso scheinen im Osten der hinterindischen Halbinsel gut erhaltene Reste von Totemismus gerade bei den mutterrechtlichen Tscham vorhanden zu sein.[5])

Leider mußte ich wegen Platzmangels und Lückenhaftigkeit des mir derzeit erreichbaren Materials darauf verzichten, die Völker des mittleren und östlichen Hinterindien in diese Untersuchung mit einzubeziehen. Es geht ja natürlich nicht an, aus einem zusammengehörigen Gebiete wie Südostasien einen Teil rein nach politischen Grenzen herauszureißen und nun in diesem Torso, ohne Berücksichtigung der Nachbarländer, Kulturkreise aufzustellen. Bei der vorliegenden Untersuchung aber, wo es sich nur um eine bescheidene Vorarbeit zu einem derartigen Unternehmen handelt, schien mir mit einer genaueren Durcharbeitung eines Teilgebietes

[1]) Anthropos X—XI, S. 599.

[2]) Vgl. meine Arbeit „Gibt es eine austroasiatische Rasse?" Arch. f. Anthr. XVIII, 1920, S. 95—97.

[3]) Anthropos X—XI, S. 598—599.

[4]) Siehe: Playfair, a. a. O. S. 65—66. — Gurdon, a. a. O. S. 52, 64, 65, 72, 159, 195. — Endle, a. a. O. S. 10. — Census of India 1891, Assam, Vol. I, S. 231, 258. — Census of India 1901, Vol. IV, Part I, S. 136. — Census of India 1911, Vol. III, Part I, S. 72, 133.

[5]) Siehe E. Aymonier, Les Tchames et leurs réligions, Paris 1891, S. 64, 110.

mehr gewonnen als mit einer oberflächlichen Übersicht über das Ganze. Daß wir die dabei gewonnenen Ergebnisse nur als vorläufige ansehen müssen, ist selbstverständlich. Mehr als das, ich bin sogar überzeugt, daß es unmöglich ist, ohne Berücksichtigung Indonesiens, Formosas und Ozeaniens in auch nur halbwegs befriedigender Weise die älteren Kulturschichten des festländischen Südostasien herauszuarbeiten. Wenn Graebner in Hinterindien denen der melanesischen Bogenkultur verwandte Elemente findet und erklärt, daß „ein Zweifel darüber, daß die kulturellen Analogien von Melanesien bis nach Assam und weiter auf genetischer Verwandtschaft beruhen", nicht möglich sei,[1]) so kann man ihm nur vollkommen beistimmen.

Aber so verfehlt es wäre, für die Aufhellung der hinterindischen Kulturschichten die indonesischen und ozeanischen Verhältnisse überhaupt nicht heranzuziehen, so unstatthaft ist es, die in der Südsee erkannten Kulturkreise nun einfach auf Hinterindien zu übertragen. Es scheint mir überhaupt der größte Fehler der kulturhistorischen Schule (oder doch mancher ihrer Vertreter), daß sie die Südseekulturen in durchaus aprioristischer Weise als „Elemente" behandelt, sie geradezu zum Maß aller anderen Kulturen macht.

Gewiß liegen die Verhältnisse in der Südsee infolge der eigenartigen geographischen Umstände für die Sichtung der Völker- und Kulturschichten in mancher Beziehung günstiger als anderswo. Aber trotzdem scheint mir, die Richtigkeit der Graebnerschen Ergebnisse vorausgesetzt, dadurch nichts anderes bewiesen, als daß sich die einzelnen Kulturen zu verschiedenen Zeiten von irgendeinem Gebiete westlich der Südsee, also wohl vom östlichen Indonesien aus, ostwärts verbreitet haben, sei es, von Völkerströmen getragen, sei es durch bloße Kulturübertragung. Wir können also mit einiger Sicherheit voraussetzen, daß in Ostindonesien irgendwo und irgendwann eine totemistische Kultur, irgendwo und irgendwann eine Zweiklassenkultur vorhanden war und daß diese sich nun eine nach der anderen über die Südsee ergossen haben. Dasselbe gilt natürlich auch für die früheren und späteren Kulturen. Aber nichts berechtigt uns von vornherein zu der Annahme, daß dies nun primäre, unvermischte Kulturen gewesen seien. Die „kulturhistorische Schule" in der Ethnologie arbeitet ja, vollkommen berechtigter Weise, ununterbrochen mit Mischkulturen, Überlagerungen, Entlehnungen usw. Unvereinbar mit historischem Empfinden aber scheint mir die Art und Weise zu sein, wie man — allerdings nicht so sehr in der Theorie als in der Praxis und vielleicht nicht immer ganz bewußt — alle derartigen Mischungsvorgänge nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt zurückreichen läßt, bis zu dem nämlich des jeweiligen Eintrittes der betreffenden Kultur in die Inselwelt der Südsee. Die Tatsache einzelner, oft ganz scharf umrissener Völker- und Kulturwellen wird wohl kein Unbefangener leugnen wollen. Aber es ist unverständlich, warum die von ihnen getragenen Kulturen auf dem vielleicht sehr weiten Wege von ihrem Ausbildungsherde bis ins östliche Indonesien rein und unvermischt geblieben sein und nun erst, nach dem Eintritt in die Südsee, die gegenwärtigen Mischungen, Überlagerungen und Entlehnungen angefangen haben sollten.

Die weite Verbreitung totemistisch-mutterrechtlicher Gesellschaftsformen oder solcher mit vaterrechtlichen Heiratsklassen, die uns als Mischformen erklärt werden, ist ja zur Genüge bekannt. Nun ist doch sicher der Fall denkbar und wird auch wohl öfter vorgekommen sein, daß sich solch eine sekundäre, durch Mischung entstandene, vielleicht ursprünglich ganz lokale Kultur nachträglich über weite Gebiete verbreitet, hier also dann als scheinbar einheitlicher Kulturkreis auftritt. Ebenso ist

[1]) Anthropos IV, 1909, S. 1007, 1009.

aber natürlich die Möglichkeit vorhanden, daß die Kulturkreise der Südsee in ihrer jetzigen Zusammensetzung in Indonesien oder Hinterindien oder sonst irgendwo auf dem weiten Wege, den sie zurückgelegt haben, und in den Jahrtausenden ihrer Wanderung durch die Verschmelzung und gegenseitige Einwirkung ganz anders gearteter Kulturen entstanden sind. Dies ist um so leichter möglich, da als letzte Ausstrahlungszentren vor dem Eintritt in die Südsee doch jeweilig nur eine beschränkte Zahl nicht allzu großer Inseln in Betracht kommt. Bei einem räumlich kleinen Durchzugsgebiet ist aber die Wahrscheinlichkeit, daß eine etwa örtlich entstandene Mischform im Laufe der weiterschreitenden Völker- und Kulturbewegung wieder resorbiert wird, natürlich viel geringer als in einem großen Gebiete, wo infolge der Menge paralleler und einander durchschneidender Arme eines und desselben Völker- und Kulturstromes die fremden Bestandteile, die etwa einer oder der andere dieser Teilströme aufgenommen hat, wieder in den Hintergrund gedrängt werden können.

Gelten die hier geäußerten Bedenken schon für die ältesten Kulturen, so natürlich noch in viel höherem Grade von solchen, die, wie etwa die Bogenkultur, an prähistorischem Maßstabe gemessen, doch als recht jung erscheinen müssen. Denn mit fortschreitender Höherentwicklung und Differenzierung der menschlichen Kultur im allgemeinen war die Gelegenheit zur Berührung und Vermischung verschiedener Kulturkreise vervielfacht.

Ich will natürlich nicht behaupten, daß die Kulturkreise der Südsee, wie sie von Graebner aufgestellt worden sind, Mischprodukte sein müssen; aber sie können es sein, und es geht daher nicht an, sie von vornherein bei der Herausarbeitung der Kulturschichten anderer Gebiete als elementare Kulturen zugrunde zu legen. Dürfen wir das nicht einmal für Indonesien, wo ja eine sehr nahe Verwandtschaft außerordentlich wahrscheinlich ist, so um so weniger etwa für Amerika.

Auch die Vertreter der Kulturkreisforschung haben sich diesem Bedenken nicht verschlossen. So bemerkt Graebner, daß „selbst unter der Voraussetzung, daß das Auftreten gleichartiger Kulturerscheinungen in verschiedenen Erdgebieten auf Verwandtschaft beruht", es nicht selbstverständlich sei, „daß sie überall mit denselben anderen Kulturelementen verbunden sind, also gleichartigen Kulturkomplexen angehören, noch weniger aber, daß sie überall in derselben historischen Lagerung auftreten." [1]) P. W. Schmidt bestrebte sich, wie er selbst angibt, in seiner Arbeit über Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika von südamerikanischen Verhältnissen auszugehen [2]) und Graebner wehrt sich sogar ganz ausdrücklich gegen die Unterstellung, er und Foy hätten die Gleichheit der amerikanischen Kulturschichten mit denen der anderen Erdteile behauptet. „Was ich glaubte, wahrscheinlich machen zu können," sagt er, „ist nicht die Gleichheit, sondern die Verwandtschaft der amerikanischen Kulturkreise mit außeramerikanischen, eine Verwandtschaft, die sich in der Übereinstimmung eines wesentlichen Teiles des Kulturbesitzes ausspricht." [3]) Dagegen ist gewiß nichts einzuwenden, aber es kommt eben auf den Grad der Verwandtschaft an. Es mag von einer Gruppe von Kulturmerkmalen, die in einem Gebiete dem Kulturkreise A angehören, in einem anderen Gebiete ein Teil dem Kulturkreise B, ein zweiter dem Kulturkreise C angehören, so daß also die Kulturkreise B und C, obwohl untereinander völlig verschieden, doch beide mehr oder weniger entfernt mit A verwandt wären. Wenn wir aber nun von vornherein die in dem ersten Gebiete gewon-

[1]) Ethnologica, II, 1913.
[2]) Z. f. Ethn., 45, 1913.
[3]) F. Graebner, Amerika und die Südseekulturen, Ethnologica, II, S. 45.

nenen Kulturkreise bei der Untersuchung des zweiten Gebietes zugrunde legen, so kommen wir dazu, B und C aus einer Mischung von A mit irgendwelchen anderen Kulturen zu erklären, während uns eigentlich nichts berechtigt, gerade den Kulturkreis A für älter und in seiner Zusammensetzung einheitlicher zu halten als B und C. Alle drei Kulturkreise können ja durch Einwirkung anderer, älterer, ja uns vielleicht gar nicht mehr erkennbarer Kulturen die ihnen gemeinsamen Merkmale erhalten haben. Auch Graebner hat das ausdrücklich betont.[1]) Tatsächlich aber legen sowohl er als P. W. Schmidt, trotz der von ihnen geäußerten theoretischen Vorbehalte, in der Praxis doch wieder die Südseekulturkreise ihren Untersuchungen der südamerikanischen Kulturschichten zugrunde.[2]) Da sie nun natürlich gezwungen sind, alle jene Kulturen, die nicht dem einen oder dem anderen Kulturkreise zugewiesen werden können, als Mischkulturen anzusehen (was ja an und für sich richtig sein kann, ebenso aber auch nicht), so ergibt sich eine ganz unkontrollierbare Fehlerquelle. Infolge der über die ganze Erde reichenden und so vielfach einander kreuzenden Kulturbeziehungen gilt hier wirklich, aber in üblem Sinne, das Wort: Wer sucht, der findet. Daß aber die in die südamerikanischen (und natürlich auch sonstigen) Kulturverhältnisse hineingefundenen Südseekulturkreise auch der tatsächlichen historischen Schichtung entsprechen, müßte doch noch in ganz anderer Weise bewiesen werden, als dies bis jetzt geschehen ist. Wäre die kulturhistorische Forschung von irgendeinem anderen Gebiete ausgegangen, etwa von Südamerika, so würden wohl die aufgestellten Kulturkreise ganz anders ausgesehen haben und nun, bei Übertragung auf die Südsee, dort manches als vermeintliche Mischkultur erscheinen, was uns jetzt als einheitlich hingestellt wird, und umgekehrt.

Ich möchte das Gesagte an einem Beispiel klar machen. Ein Ethnologe aus einem außereuropäischen Erdteil habe bei der Durchforschung Südostasiens dort den scharf umrissenen, leicht zu erkennenden buddhistischen Kulturkreis festgestellt. Als „Merkmale" dieses Kulturkreises habe er, nebst vielen anderen, auch die folgenden notiert: Mönchs- und Nonnenklöster mit allem, was drum und dran hängt, als Kasteiungen, Keuschheitsgelübde, Ordensregeln, Äbte und Äbtissinnen, Klostergelehrsamkeit, Klosterbibliotheken, Klosterschulen usw.; den Glauben an Himmel und Hölle, an Engel (die „Götter" des südlichen Buddhismus) und Teufel; die religiöse Verpflichtung zu Almosen und guten Werken; Heiligen- und Reliquienverehrung; das Aufhängen großer, eherner Glocken neben den Pagoden; dekorativ verwendete Sphinxfiguren; geflügelte Fabelwesen (Garudas und Kinaras); Theateraufführungen mit Gesang und Orchesterbegleitung; Marionetten; Wagen, Pflug und Sonnenschirm.

Derselbe Forscher kommt nun nach Europa, von dessen Vergangenheit und Geschichte er — man gestatte mir diese phantastische Annahme — nicht die geringste Ahnung habe. Und siehe da, er findet Klöster mit allen oben genannten Begleiterscheinungen; er findet eherne Kirchenglocken, Heiligen- und Reliquienverehrung; auch von einem religiösen Gebot, Almosen zu geben, von Himmel und Hölle, von Engeln und Teufeln bekommt er zu hören; Wagen, Pflügen und Sonnenschirmen begegnet er auf Schritt und Tritt; er besucht Theateraufführungen mit Gesang und Orchesterbegleitung; auch Marionettentheater gibt es; und schließlich entdeckt er sogar im Garten eines Barockschlosses oder unter den geschnitzten Verzierungen einer Renaissancetruhe Sphinxe, Greife und Harpyen. Ein Zweifel ist, so meint er, bei Übereinstimmung so vieler Merkmale ja gar nicht mehr möglich;

[1]) Methode der Ethnologie, S. 149.

[2]) Siehe z. B. die Überschriften der Seiten bei Graebner, der einzelnen Kapitel bei Schmidt.

und hocherfreut stellt er das Vorhandensein des buddhistischen Kulturkreises auch in Europa fest, nicht rein mehr allerdings — fehlen doch wichtige Bestandteile — aber wenigstens in Mischung mit anderen Kulturkreisen, von späteren Kulturen „überlagert".

In dem angenommenen Fall ist es uns natürlich vom Standpunkt unserer besseren Kenntnis leicht, die begangenen Fehler zu erkennen. Besagter Ethnologe hat sich eben durch die scheinbare Geschlossenheit und Einheitlichkeit, mit der die buddhistische Kultur in Hinterindien auftritt, verleiten lassen, für diese Kultur auch eine einheitliche Herkunft vorauszusetzen. Aber wenn wir nur einen Schritt weitergehen und sie in ihrem Herkunftsland Indien selbst in Augenschein nehmen, so verflüchtigt sich die Einheitlichkeit mit einem Schlag und wir sehen, daß sie aus den verschiedenartigsten Elementen und Kulturen zusammengewachsen ist. So werden wir erkennen, daß Pflug und Wagen, obwohl in Hinterindien zusammen mit dem Buddhismus auftretend, in Vorderindien doch einer ungleich älteren Kulturschicht angehören als dieser. Und innerhalb des Buddhismus selbst entstammen, um nur ein Beispiel anzuführen, die Mönchsorden doch einer ganz anderen Umgebung als etwa die mythologischen Fabelwesen. Trotzdem es also barer Unsinn wäre, den buddhistischen Kulturkreis in Europa feststellen zu wollen, so kann man doch bei einigen der oben aufgezählten, Europa und Hinterindien gemeinsamen Kulturelemente auch gemeinsamen Ursprung nachweisen und bei den übrigen ihn wenigstens vermuten. Aber alle diese Erscheinungen, die in Hinterindien Bestandteile einer und derselben Kultur bilden, gehören in Europa grundverschiedenen Kulturschichten an.

Könnte ähnliches nicht auch anderswo der Fall sein? etwa die Bogenkultur erst in Indonesien aus verschiedenartigen Elementen zu einer Einheit zusammengewachsen sein, so daß schon im festländischen Asien — geschweige denn etwa in Amerika — wohl dieselben genetisch mit denen der Südsee zusammenhängenden „Kulturmerkmale", aber doch ganz andere Kulturschichten und Kulturkreise vorhanden wären? Die Möglichkeit wird sich nicht leugnen lassen. Diese Möglichkeit aber, daß die in der Südsee festgestellten Kulturkreise Mischkulturen sein können und in Anbetracht der durchwanderten Länderräume und Jahrtausende wohl auch sind, ist bisher viel zu wenig in Betracht gezogen worden. Wir müssen daher mit viel verwickelteren und noch viel schwerer zu entwirrenden Vorgängen bei der Entstehung und Verbreitung der Kulturen rechnen, als dies die kulturhistorische Schule bisnun getan hat; viel verwickelter deshalb, weil sich die bisher praktisch als Einheiten behandelten Kulturformen ihrerseits wieder als zusammengesetzt, vielleicht sogar mehrfach zusammengesetzt erweisen können.

Dem gegenüber steht uns, nachdem durch die großzügigen Arbeiten Graebners, Ankermanns, Foys und Schmidts die Forschung einmal in Fluß gekommen ist, gegenwärtig kein anderer Weg offen, als die schon von Graebner geforderte „möglichst breite Grundlegung und sorgfältige Kleinarbeit, die nicht gleich in kühnem Fluge Länder und Völker überspannen will, sondern zunächst auf dem Einzelgebiete festen Fuß faßt und von da aus vorsichtig und sicher Schritt für Schritt vorwärts schreitet."[1]) Dabei ist es aber wohl unerläßlich, daß wir zunächst von den Völker- und Kulturschichten des betreffenden Gebietes selbst ausgehen und nicht von irgendwelchen aus anderen Gebieten hergeholten Kulturkreisen. Daß wir deswegen nicht Scheuklappen vor die Augen zu nehmen brauchen und ganz gut schon bei der Sonderung der Kulturschichten die Forschungsergebnisse aus näheren oder ferneren

[1]) Graebner, Methode der Ethnologie, S. 125.

verwandten Gebieten als Hilfsmittel benützen können, habe ich ja schon gesagt. Die Art, wie das zu geschehen hat, wird vorläufig wohl dem Takt des einzelnen überlassen bleiben müssen. Es muß sich eben, wie in jeder Wissenschaft, die Methode erst im Laufe der bisher ja noch kaum ernstlich begonnenen Arbeiten ausbilden.

Haben wir nun in einem Gebiete die Kulturschichten vorläufig festgestellt, dann natürlich dürfen, ja müssen wir sie mit denen anderer, besonders der Nachbargebiete vergleichen, und da wird sich gewiß noch oft Gelegenheit zu Berichtigungen ergeben. Um ein Beispiel anzuführen: Wenn wir bei einer auch sonst deutlich zusammengehörigen Gruppe von Nagastämmen in Assam Plattformbestattung mit Leichenräucherung, Ahnenschädelkult und Schlitztrommel stets nebeneinander auftreten sehen, so dürfen wir nicht von vornherein bei diesen Stämmen eine Überlagerung der totemistischen Kultur (der nach Graebner die Plattformbestattung mit Leichenräucherung angehört) durch die Zweiklassenkultur (der Graebner Ahnenschädelkult und Schlitztrommel zurechnet) annehmen, sondern wir werden zunächst das Vorhandensein einer alten hinterindischen Kulturschicht zu vermuten haben, die alle drei Merkmale umfaßte. Es ist denkbar, daß wir uns später bei genauerer Kenntnis der Tatsachen veranlaßt sehen werden, diese Schicht zu teilen und die Teile wirklich auch für dieses Gebiet den genannten Kulturkreisen zuzuweisen. Aber das kann eben nur möglicherweise ein Ergebnis der Forschung und darf nie deren Voraussetzung sein.

Das Gesagte gilt, um zum Ausgangspunkt unserer Forschung zurückzukehren, natürlich auch von Kopfjagd und Mutterrecht. Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, daß die Kopfjagd ursprünglich nicht einer mutterrechtlichen Kultur angehört haben könne; im Gegenteil, ich halte das sogar für nicht unwahrscheinlich. Aber das ist meine persönliche Ansicht, für die ich beim gegenwärtigen Stand der Forschung ebensowenig einen Beweis zu erbringen vermöchte wie irgend jemand anderer. Ohne einen solchen Beweis jedoch die Zusammengehörigkeit der beiden Erscheinungen als feststehend und selbstverständlich anzuerkennen, widerstrebt meinem wissenschaftlichen Gewissen. Ich möchte hier nur daran erinnern, wie fest bis vor kurzem viele Gelehrte von dem Zusammenhang zwischen Totemismus und Mutterrecht überzeugt waren, sicher ebenso fest wie die heutigen Kulturkreisforscher von dem zwischen Kopfjagd und Mutterrecht. Wir könnten doch, scheint mir, aus solchen warnenden Beispielen lernen, etwas weniger apodiktisch in unseren Behauptungen zu sein und etwas mehr die verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander abzuwägen, wodurch die Wissenschaft gewiß mehr gefördert würde als durch ein unbeirrtes Fortschreiten auf unsicheren und möglicherweise falschen Pfaden.

# LITERATURBERICHTE.

17.

**Schlaginhaufen, Dr. Otto:** *Bastardierung und Qualitätsänderung.* Sonderabdruck aus „Natur und Mensch". September 1920. 8 S. 4°.

Für die Biologie im allgemeinen und auch für die Anthropologie im besonderen ist die Frage nach den Entstehungsursachen neuer Erbmerkmale, durch deren Ausbreitung und Beständigwerdung Rassen gebildet werden können, von größter Wichtigkeit. Aus der Reihe der hier in Betracht kommenden Faktoren greift nun Verfasser einen bisher weniger beachteten heraus, indem er sich an gewisse biologische Experimente und an die neueren Beobachtungen, welche J. P. Lotsy und Alfred Ernst an Pflanzen gemacht haben, anlehnt. Diese Beobachtungen weisen darauf hin, daß die aus Kreuzungen hervorgegangenen neuen Formen nicht bloß durch eine Neukombination der elterlichen Merkmale entstehen, sondern auch wirkliche Qualitätsänderungen aufweisen können. Danach gewinnt es den Anschein, daß der Bastardierung an und für sich eine größere Bedeutung für die Rassen- und Artbildung im Pflanzen- und Tierreiche zukommt.

Im Bereiche des Menschen weist Verfasser auf einige bisher bereits beobachtete Fälle von Qualitätsänderungen hin, welche im Zusammenhang mit Rassenkreuzungen in die Erscheinung treten, z. B. die von E. Fischer festgestellte, über die beiden Elternstämme hinausgehende allgemeine Größen- und Kraftzunahme (Luxuration) bei den Rehoboter Bastards in Südafrika, im Gegensatze dazu das Zurückbleiben mancher Mulatten hinter den Eltern rassen, dann die von Boas nachgewiesene Höhenzunahme bei Mischlingen von Europäern und Indianern und das Längerwerden des Gesichtes bei südostasiatischen und bei den Rehoboter Mischlingen. Auch anderes, wie etwa die geringe Körpergröße der in getrennten Gebieten auftretenden Pygmäen, zieht Verfasser als ein Merkmal in Betracht, dessen Entstehung auf Bastardierung beruhen kann.

Nur ganz nebenbei möchten wir bemerken, daß nicht alle vom Verfasser angeführten Beispiele für die Frage der Rassen- und Artbildung verwertbar sind. So ist das nach Brancas Vorgang herangezogenem Beispiel der Luxuration des Maultieres, das seine Mutter, die Pferdestute, an Größe und Leistungsfähigkeit übertreffen kann, nicht auf unsere Frage anwendbar, weil die für die Artbildung unumgängliche Weitervererbung bei dem nicht fortpflanzungsfähigen Maultiere fehlt.

Die vorliegende Arbeit hat ihren guten Platz in dem Kreise, dessen Mitte E. Fischers Werk „Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen, 1913" einnimmt und kann nicht ohne Bezugnahme auf diesen Kreis gewertet werden. Da ist nun wohl zu bemerken, daß man der Bastardierung, wenn sie für sich ganz allein wirkend gedacht wird, eigentlich doch nicht die Hervorbringung neuer Eigenschaften zutrauen darf.

Fischer[1]) sagt gewiß ganz richtig: Rassenkreuzung ergibt nur neue Kombinationen vorhandener Merkmale, sie schafft keine ganz neuen. Im gleichen Sinne betont er, daß er den Faktor der Rassenmischung für die Erklärung der heutigen Verteilung der Rassenmerkmale nicht unterschätzen wolle, dieser Faktor habe aber mit der Neuentstehung von Einzelmerkmalen zunächst nichts zu tun. Neue Merkmale können nicht im ganz genauen Sinne des Wortes „spontan" auftreten. Sie müssen durch irgendwelche Faktoren, Umweltwirkungen hervorgebracht werden. Die Untersuchung dieser uns erst teilweise bekannten Faktoren ist eine dringende Forderung. Eine Reihe von ihnen hat Fischer unwiderleglich als „Domestikationswirkungen" gekennzeichnet. Durch Kreuzung werden die also entstehenden neuen Merkmale ausgebreitet und dabei nach den Regeln der „Auslese" entweder gezüchtet oder wieder ausgemerzt. Das Wort „spontan" kann man in der Biologie wohl nur als Abkürzung für

[1]) E. Fischer, „Die Rassenmerkmale des Menschen als Domestikationserscheinungen", Zeitschrift f. Morph. u. Anthr., XVIII, 1914.

„bisher unerforschte, uns noch unbekannte Ursachen" gelten lassen. Jede Veränderung, ob vorübergehend oder bleibend, muß einen zureichenden Grund haben.

Bei den von Schlaginhaufen angeführten Erscheinungen ist die zeitweilige, neben der Bastardierung wirksame eigentliche Ursache der beobachteten Veränderungen wohl manchmal zu vermuten, wenn auch nicht gerade nachgewiesen. Jedenfalls aber fehlt der Nachweis, daß in einem einzigen jener Fälle rein nur der Vorgang der Bastardierung mit Ausschluß jeder sonstigen Einwirkung in Betracht kommt. Verfasser sagt das ja auch nicht ausdrücklich, aber es ist so, als ob man diese Ansicht zwischen den Zeilen lesen könnte.

Es handelt sich bei diesen im Zusammenhang mit Rassenkreuzungen auftretenden Qualitätsänderungen (ich vermeide den Ausdruck „als Folge derselben") vielleicht um nichts anderes als darum, daß bei der Kreuzung in den hybriden Produkten eine gewisse Lockerung des in den geschlossenen Rassen und Arten bestehenden gefestigten Verbandes ihrer gesamten Eigenschaften eintritt und in dem Übergangsstadium die Einwirkung von Domestikationseinflüssen und sonstigen Faktoren leichter und ausgiebiger erfolgt, als bei dem homogenen Fortbestand einer sich ungemischt fortpflanzenden Form. Diese Rolle der Bastardierung, einem verändernd wirkenden Faktor gewissermaßen den Boden aufzulockern, ist wohl auch von großer Bedeutung.

*J. Szombathy.*

18.

**Lundborg:** 1. *Svenska Folktyper.* Stockholm. 7 Hefte 1919. — 2. *Rasfrägor i Modern belysning.* Stockholm 1919. — 3. *Rassen- und Gesellschaftsprobleme in genetischer und medizinischer Beleuchtung.* In „Hereditas". I. 1920. S. 135.

1. Im März des Jahres 1919 fand in Stockholm eine Ausstellung schwedischer Volkstypen aus allen Teilen des Landes und aus jeder Bevölkerungsschichte statt mit dem Zwecke, die Kenntnis von seiner rassenhaften Gliederung in das Volk zu tragen und es über Rassenreinheit und die Folgen der Rassenmischung aufzuklären. Der Erfolg dieser ganz eigenartigen anthropologischen Ausstellung war ein solcher, daß sie in mehreren großen Städten Schwedens wiederholt werden mußte. Die Idee dazu ging von dem Rassenhygieniker und Anthropologen Dozenten Dr. Hermann Lundborg aus, das Material wurde ihm aus Fach- und Laienkreisen zur Verfügung gestellt. Was die Ausstellung an besten anthropologisch verwertbaren Bildern bot, ist in den vorliegenden sieben Heften der Svenska Folktyper veröffentlicht. Es sind vorwiegend photographische Aufnahmen, die Köpfe von vorn und von der Seite aufgenommen. Damit ist allerdings nur ein Ausschnitt aus der reichen, auch Familienbilder, Typen sozialer Gruppen, Tabellen, Diagramme und Stammbäume enthaltenden Sammlung wiedergegeben.

Das erste Heft beschäftigt sich mit den Lappen. Man erhält den Eindruck, daß der reine Lappe dem Mongolen noch näher steht als der ihm verwandte Angehörige der Ostrasse, der reine Finne; in der Mischung mit finnischen und schwedischen scheinen lappische Merkmale recht in den Hintergrund gedrängt zu werden.

Im zweiten und dritten Heft sind ausgezeichnete Typen der Ostrasse dargestellt, durchwegs Finnen aus Schweden. Es ist wahrscheinlich das erste Mal, daß diese Menschheitsgruppe so wohl umrissen bildlich vorgeführt wird. Die überwiegende Mehrheit zeigt ein rundes, mittelhohes Gesicht, einen konkaven Nasenrücken, oft „Stulpnase", eine schwere, den Lidrand am äußeren Augenwinkel verdeckende fettgepolsterte Deckfalte. Besonders typisch in jeder Beziehung sind die beiden Matrosen, S. 64. Wo es die Aufnahme zuläßt, kann man auch das fahlblonde Haar und die eigenartig glashellen Augen feststellen.

Ganz der nordischen Rasse sind der zweite Teil des dritten Heftes und Heft 4 gewidmet. Die Reihe der nordischen Typen wird mit Oskar Montelius eröffnet. Lundborg nimmt eine leichte Unterscheidung zwischen „nordischem" und „schwedischem" Typus vor, den ersteren läßt er nur bei Wuchs über 170 *cm*, bei reiner Langköpfigkeit und heller Komplexion gelten. Bei dieser Umgrenzung ist die große Anzahl rein nordischer Typen um so erfreulicher; wieder sind es zwei Marinesoldaten, S. 110 und S. 111, die den nordischen Typus vorzüglich wiedergeben, Langköpfe, Langgesichter, mit hoher Nasenwurzel und schmalem und leicht winkelig gebogenem Nasenrücken. An zahlreichen Beispielen ist auch die weibliche Ausprägung des nordischen Menschen ersichtlich, es fällt da auf, daß der Nasenrücken gerade, wellig oder winkelig gebogen ist, aber nicht konkav. Aus der Reihe nordischer Langgesichter springen zwei Erscheinungen heraus: einmal der von Lundborg als „Västkusttyp" bezeichnete Mann, S. 80, sowie der ihm so ähnliche, beinahe an australische Vorbilder erinnernde Jordbrucksarbetare från Roslagen, S. 90, und dann die wohl charakterisierte Gruppe der Dalkarlier,

S. 96 - 101. Erst kürzlich hat Paudler (Anthropos, Bd. XII—XIII, 1917—1918, S. 641) auf das Vorhandensein „Cro-Magnon" ähnlicher Reste in Dalarne hingewiesen; eine gewisse Verwandtschaft der dortigen Bewohner mit dem prähistorischen, jungpaläolithischen Menschen läßt sich nicht leugnen, sie äußert sich in beiden gemeinsamen kurzen, eckigen Gesichtern, ausladenden Unterkieferwinkeln und Jochbogen, niederen Augenhöhlen, kräftigen Brauenbogen und deutlich geschwungenem, schmalem Nasenrücken. Im allgemeinen wird dieser Typus ganz unberechtigt mit dem nordischen zusammengeworfen, obwohl sich seine Selbständigkeit bis in das Neolithikum des Nordens nachweisen läßt.

Heft 4 und 5 enthält Abbildungen von Wallonen, den Nachkommen der im Verlaufe des 16. Jahrhunderts aus Belgien ins Land geströmten Eisenarbeiter und religiösen Flüchtlinge. Sie haben vorwiegend den Rundkopf und die dunkle Komplexion nach Schweden gebracht und diese Eigentümlichkeiten bis heute gut bewahrt; der seltenere, aber anscheinend reinere wallonische Typ scheint der breitköpfige, kurzgesichtige zu sein. Nicht einverstanden wird man mit der Bezeichnung „alpiner Typus" bei S. 152 und S. 207 sein. Die hervorstechendsten Merkmale an diesen beiden sind mongolischer oder finnischer Herkunft, aufgepfropft auf einen langgesichtigen Kurzkopf, was nur einem in den Alpen ansässigen Mischtypus entspricht.

Einen deutlichen Einschlag von der Seite des Wirtsvolkes weisen viele in Heft 5 und 6 aufgenommene Photographien von Juden nach. In denselben Heften ist manche geradezu prachtvolle Aufnahme von Zigeunern enthalten, so besonders S. 191 eine schwedische Zigeunerin von ganz indischem Aussehen.

Zum Schlusse bringt Lundborg Ansichten von Kriminellen, Verbrechern, Vagabunden; Heft 6 und 7. Man hat den Eindruck, daß die einheimische Bevölkerung an der Bildung dieser Schichte rassenhaft weniger beteiligt ist, und wenn ja, so die primitiveren Gruppen (Lappen, Finnen) mehr als die höher stehenden (Schweden, Wallonen). Fast alle Individuen weisen Kennzeichen der Degeneration auf. Mit Bildern von Ausländern, Russen, Finnen aus Finnland, Griechen, Italienern und Juden aus Rußland findet diese interessante Typenschau ein Ende.

2. Diese Broschüre wurde dem Besucher der vorhin erwähnten Ausstellung in die Hand gegeben und sollte ihn über die wichtigsten Rassen in Schweden, ihr Herkommen und ihre Verbreitung, über Vererbung und Rassenhygiene belehren. Alle Abschnitte stammen aus der Feder von Fachleuten, so Almgren, Backmann, Nordenstreng, Hillerström, Valentin, Hofsten. Der Zweck, in kurzer, knapper Form das Wichtigste aus der Rassenlehre Schwedens zu bringen, wird vollauf erreicht. Die rassenhygienischen Folgerungen zieht Lundborg; er spricht sich energisch gegen die zunehmende Rassenmischung aus, in welcher eine Verschlechterung der physischen und moralischen Volkskräfte liegt, da verschieden angepaßte Keimanlagen zur Fortpflanzung herangezogen werden.

3. Die in den „Rasfrågor" nur angedeuteten Probleme der Rassenmischung werden hier weiter ausgeführt. Lundborg geht davon aus, daß rassenreine Individuen im Besitze gewisser geordneter, allen Bedingungen angepaßter Genkomplexe sind. Bei Rassenmischung entsteht ein Genchaos, weil Gene zweier verschieden gearteter, verschieden angepaßter und, was das Wichtigste ist, verschieden krankheitsfester Rassenabkömmlinge zum Aufbau eines neuen Individuums zusammenkommen. Das neue Geschöpf wird um so schlechter daran sein, je größer die Rassenverschiedenheit der Eltern ist, wenn auch die Rassen selbst hochwertig sind. In der Großstadt mit der fortwährend wechselnden Bevölkerung wird, verstärkt durch die Milieueinflüsse, jede genotypisch, also in der Keimanlage bedingte Krankheit viel mehr Opfer fordern als in Gegenden mit einer stabileren Bewohnerschaft. Es ist möglich, eine gewisse Festigkeit gegen Tuberkulose und andere Krankheiten durch das Vermeiden von Rassenmischung zu erzielen, die aber sofort erlischt, wenn fremde Einheirat stattfindet, eine Beobachtung, die nach Lundborg schon der Wiener Arzt Reibmayr („Die Ehe Tuberkulöser", Wien 1894) gemacht hat. Lundborg bringt eine Reihe von Beispielen und zeigt an der Hand von Karten, daß in Gebieten, wo starke Rassenmischung vorliegt, so in dem Teil von Mittelschweden, wo Finnen, Lappen und Schweden zusammenstoßen, in Industriebezirken, aber auch unter der ländlichen Bevölkerung, deren Seßhaftigkeit aus gewissen Gründen unterbrochen ist, die Ausbreitung der Tuberkulose eine ungeheure ist. Daß die bisher nur an Umweltseinflüsse gebunden erklärte Tuberkulose vielleicht an das Mischungsgebiet bestimmter Rassen geknüpft sein kann, würde aus einer Karte hervorgehen, auf der der städtearme, wenig industrielle europäische Osten den größeren Prozentsatz an Tuberkulosekranken aufweist, also Finnland, Rußland, Österreich, der Balkan, als der industriereiche Westen. In Schweden scheinen die stark gemischten dunkleren Elemente leichter und häufiger von der Tuberkulose befallen zu werden als die helleren, in Italien umgekehrt. Anderseits ist die Tuberkulosesterblichkeit unter den ungemischten Dunklen in Schweden ebenso gering wie unter den Hellen. Die Untersuchungen Lundborgs sind noch nicht abgeschlossen; die wenigsten Länder besitzen heute überhaupt ein Tatsachenmaterial,

das die Ausführungen Lundborgs erhärten könnte. Auf jeden Fall eröffnet Lundborg dem Anthropologen und Arzt ein neues Feld zur Forschung, die gerade bei uns in der Lösung der Frage vom Zusammenhang zwischen Rassenmischung und Festigkeit gegen Krankheiten, besonders gegen Tuberkulose, erfolgreich sein könnte. *H. Pöch.*

19.

**Van Gennep, Arnold:** *L'État Actuel du Problème Totémique.* Étude critique des Théories sur les Origines de la Religion et de l'Organisation sociale. Paris. Éditions Ernest Leroux. 1920. 363 Seiten.

Der bekannte, überaus produktive holländisch-französische Ethnolog und Inhaber des Lehrstuhles für Völkerkunde an der Universität in Neuchâtel hat seit jeher das Studium der Probleme des Totemismus zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht. Wir verdanken ihm außer einer französischen Übertragung des kleinen im Jahre 1887 erschienenen Buches von Frazer die wertvolle Publikation „Tabou et Totémisme à Madagascar" (Paris 1904) sowie eine Reihe den Totemismus betreffende Zeitschriftenaufsätze und Bücherbesprechungen aus den Jahren 1899—1912.

Van Gennep geht in seinem jetzt vorliegenden Buche von der von James (jetzt Sir James) Frazer in seinem Monumentalwerke „Totemism and Exogamy" (London 1910, 4 vol.) aufgestellten Theorie aus, der „conceptionalistischen oder conceptionellen", wonach das Wesen des Totemismus darin besteht, daß der Wilde sich mit einer bestimmten Tier- oder Pflanzengattung identifiziert, wobei er so weit geht, daß in seinem Vorstellungskreise seine eigene Person und seine Stammesgenossen mit den Totemtieren vollständig zusammenfließen. Den Schlüssel hiefür bietet nach Frazer der australische Glaube von der Geburt und Wiedergeburt in Tieren. Van Gennep untersucht zunächst diese Theorie sowie die Kritiken und Antikritiken, zu denen die Veröffentlichung des Frazerschen Buches Anlaß gegeben hat; sodann bespricht er in kritischer Weise alle anderen allgemeinen Erklärungsversuche des Totemismus, indem er sie gleichzeitig soweit als möglich um eine ihnen zugrunde liegende Hauptidee gruppiert; endlich beschäftigt er sich mit den Spezialtheorien, welche von Elementen des Totemismus ausgehen, die gewöhnlich als sekundär oder akzessorisch betrachtet werden.

Das Buch bietet somit eine vorzüglich orientierende Übersicht über den derzeitigen Stand unseres Wissens von dieser so merkwürdigen Erscheinung im religiös-sozialen Leben der Naturvölker. Die persönlichen Ansichten des Autors sind hiebei im großen und ganzen dieselben geblieben, wie er sie in seinem in der englischen Zeitschrift „Folk-Lore" (XXII, 1911, pp. 93—104) erschienenen Aufsatz „Qu'est-ce que le totémisme?" vertreten hat. Nach ihm ist die Lösung des Problems nur dann möglich, wenn man vom „territorialen" Totemismus ausgeht; das System der Klassifizierung der Individuen auf totemistischer Basis hatte im Anfange keinen anderen Zweck gehabt, als unter die sekundären Gruppen der Gesellschaft den Grund und Boden mit allem, was auf ihm lebt und gedeiht, zu verteilen. In der Frage des Vorkommens des Totemismus bei den historischen Völkern spricht sich van Gennep mit Moret, Capart, Wiedemann und Adolf Reinach zugunsten des totemistischen Charakters des Tierkultes der alten Ägypter aus. — Eine wertvolle Spezialuntersuchung über die Ursachen der modernen nordwestafrikanischen Tabugesetze und ihre totemistische Bedeutung bringt das 3. Kapitel des 2. Teiles, wobei neben der gründlichen Beherrschung der einschlägigen Literatur auch die persönliche Vertrautheit des Verfassers mit der einheimischen Bevölkerung Algeriens der Darstellung zugute kommt. Die religiösen Verbote, welche die Haltung gewisser Tiere und den Speisengenuß betreffen und ihren Gipfelpunkt in den blutigen Tieropfern der Aissaua-Brüderschaft zu Meknes und Sfax erreichen, bilden überhaupt eine der merkwürdigsten Erscheinungen der unter der islamisierten Oberfläche noch eine gewaltige Menge altheidnischer primitiver Elemente bergenden nordwest-afrikanischen Kulturprovinz.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

20.

**Breasted, James Henry:** *The Origins of Civilisation.* (Reprinted from the Scientific Monthly 1919—1920; The Science Press, 130 S., 134 Abb.)

Verfasser geht von der Prähistorie aus und zeigt, wie gerade Ägypten durch die Gunst der klimatischen Verhältnisse geeignet war, den Boden für die Entwicklung höherer Lebensformen abzugeben. Frühzeitig tauchen in Ägypten bereits Emmer und Gerste als kultivierte Feldfrucht auf, wenn

auch daraus noch nicht auf das Nilland als Ort der Kultivierung geschlossen werden darf, zumal die Wildform von Emmer sich heute noch auf asiatischem Boden (Nordpalästina, Moab, Zagros) findet. Vordynastisch (Mitte des 4. Jahrtausends) treten bereits auch Beispiele von gezähmten Haustieren auf, wie Esel, Schaf, Rind, deren Domestikation ziemlich sicher für Nordafrika angenommen werden kann. Auf der Ähnlichkeit zwischen Haue und Pflug baut Verfasser weiter die Ansicht auf, daß die Pflugkultur im Niltal sich aus der Hackkultur entwickelt habe, eine These, die in dieser Ausschließlichkeit schwer haltbar sein dürfte. Jedenfalls muß für die Frage vom Ursprung der ägyptischen Pflugkultur auch im Auge behalten werden, daß das ägyptische Wort für pflügen (sḳ) scheinbar identisch ist mit dem babylonischen (šâkâku; siehe hiezu Holma, Zeitschr. f. Assyr., Bd. 32, S. 44). Die Kupferbearbeitung hält Verfasser für eine Erfindung der Bewohner des Niltals, doch glaube ich, daß die Entscheidung über die Frage nach der Herkunft der Metalltechnik erst fallen wird können, bis wir über die prähistorischen Verhältnisse Mesopotamiens durch systematische Ausgrabung ein ebenso klares Bild wie in Ägypten gewonnen haben werden. Sicher erweckt (und hierin muß man dem Verfasser wohl beistimmen) der heutige Stand unserer Kenntnisse den Anschein, als ob der ägyptischen Kultur ein zeitlicher Vorsprung vor der mesopotamischen einzuräumen wäre; ob fortschreitende Forschung nicht doch noch eine Verschiebung dieses Bildes bringen werde, bleibe dahingestellt.

Verfasser schildert dann des weiteren, wie die Ägäis unter dem Einflusse der seetüchtigen Ägypter geriet, so daß die kretische Kultur merklich ägyptische Spuren aufweist. Sie kommt in der Folgezeit durch die Einwanderung der Griechen wohl zu Fall, diese selbst aber werden bald wieder von den Phöniziern beeinflußt, die dem ägyptisch-babylonischen Kulturkreis angehören, der im östlichen Mittelmeer der herrschende war. So kam neben anderen auf diesem Wege auch das auf der ägyptischen Schrift fußende phönikische Alphabet zu den Griechen.

Wie man auch über das Altersverhältnis zwischen ägyptischer und babylonischer Kultur denken mag, so kann doch als sicheres Ergebnis der vorliegenden sorgfältigen, mit reichem Bildermaterial ausgestatteten Untersuchung heute schon die tiefgehende Abhängigkeit Europas in den Anfängen seiner Zivilisation vom ägyptisch-babylonischen Kulturkomplex festgestellt werden. *V. Christian.*

21.

**Haberlandt, Michael:** *Die Völker Europas und des Orients.* (Aus „Kultur und Welt"), Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien, 1920.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke des Verlages, eine ethnographische Übersicht der Völker Europas und des Orients durch einen in der europäischen Volkskunde führenden Gelehrten wie M. Haberlandt für ein weiteres Publikum bearbeiten zu lassen. Verfasser betont mit Recht die Schwierigkeiten, auf die ein derartiges Unternehmen bei der heute oft noch lückenhaften Erforschung der Teilgebiete stoßen muß, und so kann es nicht wundernehmen, wenn manche der Aufstellungen des Verfassers nicht ungeteilte Zustimmung finden werden. In diesem Sinne wollen die folgenden Zeilen als Anregung für eine spätere Neubearbeitung des Stoffes bewertet werden.

Die Einleitung bezeichnet das Buch als einen Versuch einer zusammenfassenden ethnographischen Schilderung der „weißen Rasse", wofür auch der Ausdruck „kaukasische" Rasse gebraucht wird; ihr wird bei einer großen Variationsbreite doch immerhin eine gewisse physische Einheitlichkeit zuerkannt, die sich auch in den Sprachen kundtun soll. So weit ich die Literatur überblicke, neigt die Mehrheit der Anthropologen dazu, diese physische Einheitlichkeit zu leugnen. Was die sprachliche Seite der Frage betrifft, so erscheint mir der Versuch, das Kaukasische mit dem Indogermanisch-Semitisch-Hamitischen zu einer Gruppe zu vereinen, als unhaltbar. Nicht viel Anhänger in Fachkreisen dürfte Verfasser auch für die Theorie finden, daß die arische Besiedlung Irans von dem Bergland um das Pamirplateau ausging. Gegen die Anschauung, daß das Arabische den semitischen Sprachtypus am reinsten und altertümlichsten repräsentiere, hat schon Nöldecke in seiner in erster Auflage 1887 erschienenen Schrift „Die semitischen Sprachen" Stellung genommen. Jeder aus diesem Argument gezogene Schluß auf Arabien als die Urheimat der Semiten ist daher abzulehnen. Wohl auf Rechnung einer unklaren Ausdrucksweise sind die „semitischen" Stämme und Völker „Elam, Assur und Chaldäa" (S. 182) zu setzen. Bezüglich der nordwestafrikanischen Bevölkerung (S. 257) wäre mit Bertholon und Chantre wohl eine strengere Scheidung der beiden Langschädelformen vorzunehmen; die beiden französischen Gelehrten stellen in ihrem grundlegenden Werke „Recherches Anthropologiques dans la Berbérie Orientale" (Tripolitaine, Tunisie, Algérie), Lyon 1913, folgende zwei dolichocephale Typen auf: 1. dolichocephal, mesorhin, von kleiner Gestalt, kräftiger Knochenbau, Schädel sehr lang (Index 72—73), kurzes, breites Gesicht, dunkle Augen, braune Haut; 2. dolichocephal, leptorhin,

von großer Gestalt, kräftig, gemäßigter Langschädel (Index 74—75), Gesicht schmal und länglich (bei Kreuzungen breiter), Augen hell, häufig blau, Haare blond, Haut weiß

Sehr störend für den Leserkreis, an den sich das Buch als gemeinverständliche Darstellung wendet, durften die zahlreichen Druckfehler und die Ungleichheiten der Schreibung von Eigennamen u. dgl. wirken. So wird z. B. S. 9 als Hauptrepräsentant des Kleinasiatischen das Lybische genannt (gemeint ist wohl das Lykische), der bekannte Araberstamm der Aneze wird (S. 197 u. f.) Anize beziehungsweise Anize geschrieben. Ein Tihajastamm (S. 209) ist mir aus Arabia petraea nicht bekannt, gemeint sind wohl die Tijâha. Mißverständnisse dürfte es auch erregen, wenn neben dem Herrenvolk der Aneze-Beduinen (S. 204) das als Pariakaste verachtete Jägervolk der Slêbi als Slêb-Beduinen bezeichnet wird; statt Schumi und Schafedi als Namen südarabischer Pariakasten (S. 208) lies Schumr und Schatûli. Die Behauptung, daß die Tai südarabischer Herkunft sind, wird sich wohl kaum erweisen lassen. Einem Mißverständnis muß auch die Unterschrift der Abbildung 3, Tafel VII, „Armenische Landarbeiten bei Ninive" entspringen; armenische Bauernsiedlungen in diesen Gegenden sind unwahrscheinlich und die abgebildeten Leute sind nach Kleidung und Habitus Araber, ebenso wie ihre Hantierung mit dem Spaten sich auch sonst auf arabischem Boden findet (siehe z. B. Niebuhr, S. 156. Abbildung H, Tab. XV). Die Sprache der Mazighvölker (siehe Stuhlmanns gleichnamiges Buch) heißt richtig Tamasight, nicht Tamaziet (S. 257) und der große Berberstamm im Atlasgebirge wird gewöhnlich als Schlöch (nicht Schluch, Schelluh) in der Literatur benannt. Ein Druckfehler ist wohl auch kusksu (S. 261 und 262) für kuskus, läbaï für läbän, säkige für säkije, maquûn für maqrûn, šadûf für šadûf. Als störende Ungleichheiten in der Schreibung an Eigennamen fielen mir auf: Lituslawen neben Lettoslawen, „Albanesen" (Adjektiv „albanesisch") neben „Albaner" („albanisch"), Jehova neben richtigem „Jahwe", Bischâren neben Bischârin (besser vielleicht noch Bischârî) u. a.

Es fällt mir natürlich nicht ein, durch Anführung der genannten Mängel den wissenschaftlichen Wert des Buches in Abrede zu stellen, aber als lästige und störende Schönheitsfehler wird sie wohl jeder aufmerksame Leser empfinden.

*V. Christian.*

22.

**Consten, Hermann:** *Weideplätze der Mongolen. Im Reiche der Chalcha.* Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), A. G. Berlin; Bd. I. 1919, XII, 303 S., 63 Tafeln, 1 Karte; Bd. II, VII, 314 S., 65 Tafeln, 1 Karte.

Verfasser, der durch jahrelangen Umgang mit den Chalcha-Mongolen eine gewisse Vertrauensstellung unter den Fürsten dieses Volkes gewonnen hatte, schildert in den vorliegenden zwei Bänden seinen letzten Aufenthalt bei den ihm befreundeten Stämmen, der in die Zeit nach der Losreißung der Mongolei von der chinesischen Herrschaft fällt. Consten — das merkt man an jedem Worte — ist leidenschaftlicher Jäger und in derselben klaren ungekünstelten Sprache, in der er die Landschaft und ihre Tierwelt schildert, zeichnet er plastisch die volkskundlichen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des bereisten Gebietes. Verfasser führt uns in den zwischen Russen und Chinesen bestehenden wirtschaftlichen Kampf ein, an der Hand von Handelsstatistiken zeigt er uns, wie der russische Handel immer mehr durch die Konkurrenz des chinesischen Kaufmannes zurückgedrängt wurde; wir erfahren, wie diese „gelbe Gefahr" sich auch bereits in Ostsibirien fühlbar machte und wie letzten Endes Rußland in den mongolischen Unabhängigkeitsbestrebungen das geeignete Mittel gefunden zu haben glaubte, um die lebensgefährliche chinesische Konkurrenz totzuschlagen. Doch auf die politisch interessante Seite des Werkes einzugehen, ist hier nicht der Platz, nur möchte ich wenigstens auf die auch für unsere europäischen Verhältnisse vielleicht nicht unwichtige Tatsache hinweisen, daß Consten eine Hauptursache für das Blühen der chinesischen Handelshäuser darin erblickt, daß die Angestellten mit den Chefs meist durch Bande der Verwandtschaft verbunden sind und nicht nur einen Lohn, sondern auch Anteil am Gewinn beziehen, weswegen alles mit voller Kraft nach einem Ziele, dem Gedeihen des Unternehmens, hinarbeitet.

Im folgenden soll aus dem reichen volkskundlichen Inhalt kurz einiges angedeutet werden, das mir besonders von Belang zu sein scheint. Eine systematische Darlegung der materiellen und geistigen Kultur dürfen wir der ganzen Anlage des Werkes nach natürlich nicht erwarten, aber, was oft, zu größeren Abschnitten zusammengefaßt, gelegentlich eingestreut ist, zeigt, wie innig vertraut Verfasser mit dem Leben und Fühlen seiner Mongolen wurde, deren Abstieg von einem ehedem kriegerischen Volk zu ihrem jetzigen Zustand der Feigheit er hauptsächlich dem Einfluß des Lamaismus zuschreibt. Entsprechend der hervorragenden Stellung des Lamatums unter den Mongolen erhalten wir über die

Gliederung der lamaistischen Kirche, über die Verpflichtungen und Abzeichen [1]) der einzelnen Rangstufen eingehenden Aufschluß. Reste vorlamaistischer Schamanenkultur werden festgestellt, ebenso die Sitte des Menschenopfers, das z. B. noch während der Befreiungskämpfe stattfand, indem eine größere Anzahl gefangener Chinesen hingemordet wurde. Der Vorgang war der, daß man ihnen ein Messer in die linke Brustgrube stieß und mit dem Blute des herausgerissenen, noch zuckenden Herzens auf die Kriegsfahnen Beschwörungsformeln schrieb. Anderen wurden die Arterien an den Schläfen geöffnet, mit dem aufgefangenen Blute die Soldaten besprengt; die Leichen wurden auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Stirbt ein Mongole in der Hütte, so muß sie verlassen werden, weswegen man den Sterbenden meist in eine eigens errichtete kleine Hütte bringt, wo er den Tod erwartet. Das Begräbnis besteht meist darin, daß man den Toten den Hunden zum Fraße hinwirft. Aber auch andere Bestattungsarten (Versenken ins Wasser, Aussetzen auf Stangengerüsten oder nackten Felsen bzw. auf Höhen, selten Beerdigung in steinernem Sarg und Höhle) kennt man. Die Art hängt davon ab, woran der Tote starb oder was die heiligen Bücher vorschreiben, die jeweils befragt werden. Der bronzealterlichen Vorzeit gehören die Gräber (Iriksure) an, die sich da und dort finden. Der heutige Mongole darf sie allerdings nicht anrühren, wie denn jede Art von Graben (Brunnengraben, Goldsuchen usw.) als Sünde gilt — ein Umstand, der der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes sehr hinderlich im Wege steht.

Auch aus dem Gebiete von Recht, Gesellschaft und Verwaltung erfahren wir manche bemerkenswerte Einzelheit. An biblische Verhältnisse erinnert es, wenn die Fürstin, da sie kinderlos ist, ihrem Gemahl ihre Magd zuführt, deren Sohn aber dann rechtlich als Kind der Fürstin gilt. Bemerkenswert erscheint mir auch die Sitte, daß der Bezirk für die Schulden des einzelnen haftet, eine Parallele wohl zu der von Czaplicka, Aboriginal Siberia S. 57 berichteten Tatsache, wonach die Jakuten keinen Kauf oder Verkauf abschließen, ohne vorher Vater, Onkel und ältere Brüder zu befragen — der Clan haftet eben für die Verpflichtungen jedes seiner Mitglieder, so daß die maßgebenden Personen des Clans vor Eingehen der Verpflichtung befragt werden müssen. Groß ist die Frauensterblichkeit, als deren Ursachen hauptsächlich früher Geschlechtsverkehr, Syphilis, Abtreiben der Leibesfrucht, Unreinlichkeit u. dgl. in Betracht zu kommen scheinen.

Es kann hier natürlich nicht auf alle für den Ethnologen belangreichen Einzelheiten eingegangen werden, an denen Constens Buch so reich ist, deren Auffinden aber leider durch das Fehlen eines Sachregisters sehr erschwert wird. Diesem Mangel steht allerdings ein großer Vorzug gegenüber — das Buch ist so vorzüglich geschrieben, daß man stets gern darinnen blättern wird. Schließlich sei auch noch das reichhaltige und vorzügliche Bildermaterial besonders erwähnt, da es nicht nur eine Zierde des Werkes, sondern auch eine wertvolle wissenschaftliche Beigabe bildet. *V. Christian.*

23.

**Schmid, Hans** und **Kahle, Paul:** *Volkserzählungen aus Palästina, gesammelt bei den Bauern von Bir-Zet* und in Verbindung mit Dschirius Jusif in Jerusalem herausgegeben von — — (Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments. 17. Heft. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1918.) 96*—303 S. 8°.

Im Winter 1910/11 hatte der eine der Verf., Schmidt, Gelegenheit, in Bir-Zet im Gebirge Ephraim, dem Heimatsdorfe des Dschirius Jusif, eines Lehrers an der evangelischen Schule in Jerusalem, eine größere Anzahl von Erzählungen aufzunehmen, wobei sich die Mitwirkung dieses gebildeten Einheimischen im Verkehr mit seinen Volksgenossen als besonders wertvoll erwies. Da Schmidts Interesse mehr dem Stofflichen zugewandt war, übernahm sein Freund Prof. Kahle die Bearbeitung des Sprachlichen. So verdanken wir jenem, außer der Übersetzung der Texte, eine ausführliche Einleitung über die Umwelt der gebrachten Erzählungen, die Technik des Erzählens, eine genaue Analyse der Stoffe, besonders der Märchenmotive usw. (S. 14*—44*), ferner ein ausführliches Sach- und Namenregister, wogegen Kahle nicht nur die Übersetzung durchsah, sondern dazu auch einen grammatischen Abriß (S. 45*—91*) und ein reichhaltiges Glossar verfaßte.

Dem Charakter unserer Zeitschrift entsprechend, beschränke ich mich auf das Stoffliche, also Schmidts Anteil, und will in folgendem zu den Märchenmotiven einiges beitragen, was dem Verfasser scheinbar entgangen ist, nämlich das in den Veröffentlichungen der Südarabischen Expedition der Aka-

[1]) Interessant ist dabei der Raupenhelm einzelner Lamas, siehe Bd. I, S. 170, ferner Bd. II, Taf. 11.

damit der Wissenschaften niedergelegte Material.[1]) Zur Erzählung Nr. 53 (Kahlköpfchen und sein Wunderpferd) gehört Jahn Nr. 7 (S. 21 ff.), wo ursprünglich ein Jude als Buhle der Mutter des Helden auftritt, später aber ein Dämon, der auch die Mutter berät, wie sie ihren Sohn töten soll; allerdings gerät hier die Erzählung in ein anderes Motiv, das bei Schmidt in Nr. 42 (Die Abenteuer des verbannten Königssohnes) bis in Einzelheiten in ähnlicher Form vorliegt, während das Motiv des in ein ärmliches Gewand gekleideten Helden, der die Sultanstochter heiratet, erst verachtet, dann hochgeehrt wird, erst im letzten Teil der südarabischen Erzählung wieder zum Vorschein kommt (siehe auch Hein, Nr. 54 und 11, ab 27, wo der Held eine Stierhaut anzieht). Wir haben also die beiden Erzählungen, deren innere Zusammengehörigkeit bereits Schmidt (S. 26*) erkannte, in der südarabischen Fassung tatsächlich vereint. Zu Nr. 56 (Das tugendhafte Mädchen) ist Jahn, Nr. 5, eine genaue Parallele (Versuchung durch den Kadi, dessen Abweisung, Verleumdung des Mädchens durch den Kadi, Auftrag des Vaters an den Sohn, die Tochter zu töten, der Sohn führt sie in die Wildnis, läßt sie jedoch am Leben. Dort findet sie der Sultansohn, der sie heiratet. Während einer Reise trennt sich der Sultan auf kurze Zeit von seiner Gattin, die nun von einem Sklaven bestürmt wird, ihm zu willen zu sein. Da sie ihn abweist, schlachtet er ihre drei Kinder. Sie entflieht ihm, kommt in Männerkleidern in die Stadt, wo sie vor ihrem Vater, ihrem Gatten, dem Kadi und dem Sklaven ihre Geschichte erzählt, worauf die beiden Übeltäter getötet werden; Variante Jahn Nr. 6, siehe hiezu Hein Nr. 22). Zur Alten, die den Buhlen in der verschlossenen Truhe einschmuggelt, siehe Jahn Nr. 19, S. 105). Die im Eingang etwas unklare Erzählung Nr. 52 (Der Wunderring) erhält Licht durch die gleichnamige Geschichte Nr. 17 bei Jahn, aus der wir ersehen, daß des Helden Helfer drei Dämonen sind, an die er seine drei Schwestern verheiratet hat. Wir erkennen aber auch aus dieser Parallele, daß bei Schmidt die Aufgaben fehlen, die der Held zu erfüllen hat, ehe er die Sultanstochter zur Frau erhält. Ein Jude, der Ringe verkauft (bei Schmidt ein Goldschmied, also so ziemlich dasselbe), entwendet den Wunschring und wünscht Schloß samt Sultanstochter fort. Die Helfer des Helden finden es zwischen Himmel und Meer aufgehängt, den Ring aber hat der Jude im Munde, gibt ihn aber, als ihm der Bote der Dämonen in Mausgestalt mit seinem Schwanze in der Nase kitzelt, durch Niesen von sich (also genau wie bei Schmidt). Das Motiv der treulosen Frau, die dem Manne das Erbe seines Vaters vorenthält und ihn mit ihrem Buhlen darum betrügen will, indem sie diesem rät, das Haus mit dem verborgenen Schatze zu kaufen, wogegen ihr Mann durch die Klugheit eines Mannes davon Kenntnis erhält und den Schatz vorher entfernt, findet sich in Einzelheiten genau wieder wie bei Jahn, Nr. 12. Auch das Märchen „Der Dank des Brunnengeistes" (Nr. 40) wird etwas verständlicher durch Jahn, Nr. 8 (Die kluge Frau). In beiden Fällen berät der sterbende Vater seinen Sohn bezüglich der Auswahl seiner Frau, bei Schmidt soll die zukünftige Gattin den siebenten Ahnen kennen, bei Jahn soll sie weiß, grün, rot, lang und kurz sein (d. h. wie sich im Laufe der Erzählung zeigt, sie weiß ihren langen Namen (N. N., Tochter des N. N., Tochter der N. N.) und ihren kurzen Namen zu nennen, also auch hier das „Ahnenmotiv"). Den Grund, weswegen das junge Ehepaar ins Unglück kommt, scheint die Fassung bei Jahn anzugeben, indem der Mann sein Gut verwettet, wogegen die Frau durch ihre Klugheit Vermögen und Ehre zurückgewinnt. Im weiteren Verlaufe gehen allerdings die beiden Erzählungen stark auseinander, aber ihre Zusammengehörigkeit scheint mir nach dem Gesagten sicher.

So bietet denn Schmidts und Kahles Buch eine wertvolle und anregende Bereicherung des palästinensischen Erzählungsmaterials in stofflicher und sprachlicher Hinsicht, für die wir den beiden Verfassern zu Dank verpflichtet sind. *V. Christian.*

24.

**Einstein, Carl:** *Negerplastik.* Mit 116 Abb. 2. Aufl. Kurt Wolff Verlag. München 1920.

Ein eigenartiges Buch, dessen Lektüre ich jedem Ethnographen empfehlen möchte, um Fühlung zu gewinnen mit einer ganz neuen Art der Betrachtung afrikanischer Kunsterzeugnisse. Einstein sieht in der Negerplastik das Beispiel einer Kunst, die die Lösung gefunden hat für die Aufgabe, das Dreidimensionale, losgelöst von Bewegung und Zeit, darzustellen. Verfasser scheint mir dabei allerdings in dem löblichen Bestreben, dem üblichen Unterschätzen des „primitiven" Menschen zu entgehen, in den gegenteiligen Fehler zu verfallen, allzuviel in ihn hinein zu philosophieren. Es geht meines Erachtens nicht an, derartige komplizierte Gedankengänge, wie sie Einstein als Grundzüge moderner Plastik ent-

[1]) Bd. III, Jahn, A.: Die Mehri-Sprache in Südarabien; Bd. IV, VI, VII, Müller, D. H.: Die Mehri- und Soqotri-Sprache; Bd. IX, Hein, W.: Mehri- und Hadrami-Texte. - Schmidt, der unter schwierigsten Verhältnissen die Einleitung zu seinem Buche arbeitete, soll damit natürlich kein Vorwurf gemacht werden, daß er diese für ihn etwas entlegenere Literatur nicht kannte.

wickelt, auch dem Negerkünstler zuzuschreiben. Die Negerplastik ist keine bewußte Konzentration des Dreidimensionalen in das Frontale, sondern hier wirkt wohl neben einem durchaus nicht auf das Höchsterreichbare gerichteten Willen entscheidend das technische Unvermögen mit, die für den dargestellten Gegenstand als charakteristisch erkannten Merkmale anders denn frontal zur Geltung zu bringen. Darin liegt aber ein wesentlicher Unterschied, der die Verwandtschaft zwischen Negerplastik und moderner europäischer Plastik zu einer rein äußerlichen stempelt.

Als einen Mangel des sonst so ausgezeichneten Buches muß ich es bezeichnen, daß zu den technisch formvollendeten Abbildungen jegliche Angabe über Zeit oder Ort der Herkunft des dargestellten Gegenstandes fehlt. Einstein glaubt, auf derlei Details verzichten zu können, da die Geschichte der afrikanischen Völkerlagerungen noch so dunkel sei, daß aus ihnen Zweckdienliches für eine Stilgruppierung nicht zu gewinnen sei. Angenommen aber, wir wüßten über die Geschichte Europas nicht mehr als über die Afrikas, so würde die Angabe, ob irgend ein Stück etwa aus Italien oder aus England stammt, doch einen höchst wertvollen Anhaltspunkt für die Gruppierung des Materials bieten. Außerdem wird mit der Unterdrückung der Herkunftsangaben durch den Titel „Neger"plastik beim Laien, für den ja ganz Afrika von „Negern" bewohnt ist, die ganz unrichtige Vorstellung wachgerufen als ob diese Kunstübung über den ganzen „schwarzen" Kontinent sich gleichmäßig verteilte, was bekanntlich nicht der Fall ist, indem sie sich im großen und ganzen nur auf das Gebiet des „westafrikanischen Kulturkreises" erstreckt. Ein Index, der die Gegenstände nach Ort und womöglich Zeit näher bestimmt, wäre daher für eine kommende Auflage eine dankenswerte Beigabe, die das technisch hervorragend wiedergegebene Material erst wissenschaftlich verwertbar machen würde.

Wenn ich also auch in wesentlichen Punkten mit dem Verfasser nicht übereinstimmen kann, so bekenne ich gern, reichlich Nutzen aus seinem Buche gezogen zu haben: denn nichts ist vorteilhafter für die Forschung, als vertrautes Material in ganz neuer, eigenartiger Betrachtungsweise vorgesetzt zu erhalten. Wenn man auch nicht zuzustimmen vermag, so zwingt der Widerspruch doch, die überkommenen Anschauungen durchzudenken. Und hierin liegt die Quelle des Fortschrittes in der Wissenschaft.

*V. Christian.*

25.

**Rathjens, Dr. C.:** *Die Juden in Abessinien.* Hamburg (W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag) 1921. 97 S., Kl. 8°, mit einer Bildtafel und einer Kartenskizze.

Über die Falascha oder sogenannten abessinischen Juden ist, besonders in den letzten Jahren — wie auch der diesem Buche selber beigegebene Literaturnachweis bestätigt —, eine ganze Reihe mehr oder minder umfangreicher Arbeiten erschienen. Nichtsdestoweniger kommt der vorliegenden trefflichen Arbeit Rathjens' ein besonderer Wert zu. Denn sie faßt nicht nur auf knappem Raum alles zusammen, was wir von den und über die Falascha wissen, die der Verfasser von einer Reise in Tigre her aus eigener Anschauung kennt, sondern Rathjens sucht auch, und zwar mit Erfolg, das Rätsel ihrer Herkunft zu lösen. Rathjens sieht die Falascha als Reste einer schon vor der Ausbreitung des Christentums von Südarabien nach Habesch eingewanderten Judenschaft an, deren Einfluß sowohl die Durchsetzung des äthiopischen Kirchentums und Kultes mit altjüdischem Brauchtum als auch die bis in das späte Mittelalter dauernden Kämpfe der als Volk weitaus jüngeren Amhara gegen das bodenständige Kuschitentum zuzuschreiben sind, mit dem sich, vornehmlich mit den Agau, diese jüdischen Einwanderer verschmolzen haben. Das Reich von Aksum, dessen Südgrenze wohl das Simen-Gebirge bildete, jenseits dem sich die Amhara zu einem Volke entwickelten, das dann das Erbe der Aksumiten übernahm, bekannte sich wohl ursprünglich zu dem alten südarabischen Mondkulte, wurde dann judäsiert und erst später dem Christentum gewonnen, wobei das Judentum jedoch soweit lebendig blieb, daß sich die Juden im neunten Jahrhundert wieder der politischen Gewalt bemächtigen konnten, die sie bis ins dreizehnte Jahrhundert behalten haben. Rathjens' tiefgründige Arbeit weist nach, daß die Juden in der kirchlichen und politischen Geschichte Äthiopiens eine größere Rolle spielten, als die landläufige Meinung und vor allem die Überlieferungen und Chroniken der Amhara selber zugeben. Neben seiner Darstellung der Geschichte der Juden in Südarabien und im Hochlande von Habesch sind seine Mitteilungen über Jüdisches im Kirchentum der Amhara und Tigreer, über die materielle Kultur der Falascha und ihre Kultgebräuche sowie über die Volkschaften der Kamanten und Tabiban lesenswert. Sein Buch ist eine wertvolle Bereicherung der zwar umfangreichen, aber ethnologisch wenig Ausbeute bietenden Literatur über Äthiopien.

*Friedrich J. Bieber.*

26.

**Smith, Rev. E. W. and Dale, Capt. A. M.:** *The Ila speaking peoples of Northern Rhodesia.* In two volumes. Macmillan and Co., 1920.

Die Verfasser geben uns in diesem Buch eine umfassende Schilderung der Maschukulumwe, der Ila sprechenden Völker. In dreizehnjähriger unermüdlicher Arbeit haben Smith und Dale das Material zusammengetragen. Die gründliche Kenntnis des Missionars von Land und Leuten ergänzte dabei auf das Glücklichste die Untersuchungen des Kolonialbeamten, so daß hier eine Monographie zustande kam, die den besten Arbeiten über afrikanische Stämme an die Seite gestellt werden darf. Leider aber war es nur dem einen der beiden Autoren möglich, das Werk herauszugeben. A. M. Dale starb 1919 an Schwarzwasserfieber in Nord-Rhodesia, nachdem er kurz vorher von neuem in sein Arbeitsgebiet zurückgekehrt war.

Wie fast überall im Bantugebiet, finden wir bei den Baila neben dem eigentlichen Neger ein feineres, zweifellos hamitisches Element. Man beachte den schönen Kopf des Titelbildes. Beide Typen kommen gleichmäßig in sämtlichen Schichten der Bevölkerung vor. In einem eigenen Abschnitte bringen die Verfasser, was sie an historischen Tatsachen aufzeichnen konnten. Nach all dem ist es mir sehr wahrscheinlich, daß der hamitische Einschlag zum Teil vom Süden her durch die ja in dieser Hinsicht stark beeinflußten Matabele und Makololo zu den Baila gelangt ist. Eigenartig sind auch die jetzt fast ganz in die Sumpfe des Kafue zurückgedrängten Batwa. Sie sind in jeder Weise von den besprochenen Stämmen verschieden und ich möchte fast vermuten, daß hier alte Pygmäen-Elemente vorliegen. Dafür dürfte vielleicht auch das Bild auf Seite 67 sprechen. Leider lassen die Verfasser diese Frage ganz beiseite.

Auf das Eingehendste werden dann Kleidung, Schmuck, Hausbau und Dorfanlage geschildert, ferner die Viehzucht, die Feldbestellung, die verschiedenen Arten der Jagd und Fischerei, die Kriegführung, die Handwerke und endlich das große Gebiet der Eingeborenenmedizin. Es ist mir im engen Rahmen einer Besprechung nicht möglich, auf alle diese Punkte näher einzugehen Ich begnüge mich daher, einiges, was mir besonders aufgefallen, hervorzuheben. Das Hauptinteresse des Mwila konzentriert sich auf die Rinderzucht, selbst die Form des Kraals wird durch sie bestimmt, ein sicherer Hinweis einer hamitischen Kulturwelle. Aber auch andere Merkmale weisen in diese Richtung. Genau wie der Somali, steckt sich der Mwila, wenn er zeigen will, daß er einen Feind getötet hat, eine Feder in das Haar, die Anflechtung des Kalebassenrandes erinnert an die gleichen Arbeiten des Osthorns. Die Bewaffnung besteht aus Speer und Axt. Bogen und Pfeil, der letztere merkwürdigerweise wie der Sudanpfeil ungefiedert, werden nur mehr für die Jagd benützt, eine Sitte, die ebenso wie die Rauten- und Dreiecksverzierung der Holzgefäße und vielleicht auch die Herstellung der Töpfe aus Tonwülsten im allgemeinen dem südafrikanischen Kulturkreis angehört. Bemerkenswert ist endlich, daß bei den Baila der sogenannte Buschmannrevolver vorkommt. Die kleinen Pfeile sollen, nach den verschiedensten Richtungen abgesandt, dem Schützen Anhänger verschaffen.

Die sozialen Verhältnisse weisen mehrere Schichtungen auf. Die vaterrechtlich organisierte Familie wird von einer totemistischen, mutterrechtlichen, exogamen Klanordnung durchkreuzt. Mitglieder der gleichen Familie gehören so verschiedenen Klans an. Es scheint, daß hier die vaterrechtliche Familie erst als eine spätere Überlagerung des mutterrechtlich orientierten Klanwesens aufzufassen ist. Dafür sprechen einzelne Momente bei der Häuptlingswahl und vor allem bei der Bezeichnung der Verwandtschaftsgrade, bei der die Stellung des Mutterbruders besonders betont wird. Überhaupt spiegelt das ganze komplizierte System der Verwandtschaftsnamen deutlich die sozialen Verhältnisse. Es ist ein klassifikatorisches System, das heißt die Verwandtschaft gruppiert sich um die Kategorien Großeltern, Vater und Mutter, Bruder, Kind, Enkel, also gewissermaßen um die Altersklassen, die ausgesprochene, von Familie und Klan unabhängige Verbände darstellen Politisch werden die Baila ohne Rücksicht auf ihre soziale Gliederung in Gemeinschaften zusammengefaßt, an deren Spitze der Häuptling steht.

Auch im Rechtswesen zeigt sich die enge Zusammengehörigkeit des Klans. Er tritt für den einzelnen ein, er schützt seine Rechte, er vermittelt. Erst die letzte richterliche Instanz ist der Häuptling, gegen dessen Spruch es keine Berufung gibt. In klarer Weise werden die verschiedenen Vergehen und ihre Beurteilung geschildert. Ein spezieller Abschnitt behandelt die persönlichen Beleidigungen und Angriffe und bringt, ebenso wie die Bemerkungen über die Baila-Etikette viel psychologisch Interessantes. Hierauf schließt sich ein Kapitel über die Besitzverhältnisse an, über die Sklaverei und endlich über Vergehen wie Mord und Totschlag.

Im zweiten Bande finden wir die wichtigsten Abschnitte im Leben des Mwila bis zur Pubertät beschrieben: Geburt, Kindheit, Initiation. Die letztere ist auffallend einfach. Maskentänze fehlen ganz. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern werden eingehend besprochen, ebenso die Heiratszeremonien und Verbote, die nicht allein durch die Klanangehörigkeit, sondern auch durch die zahlreichen Tabus innerhalb auch verschiedenen Klans angehörigen Teilen der Verwandtschaft bedingt sind. Für die Braut gibt der Bräutigam den Klanangehörigen und den Eltern eine Gabe: das chiko, gewissermaßen eine Bestätigung für den abgeschlossenen Vertrag, obwohl es mir nicht ganz sicher erscheint, daß sich nicht letzten Endes doch diese Auffassung aus der der alten Kaufehe entwickelt hat. Ebenso möchte ich vermuten, daß die Sitte der Rückkehr der jungen Frau nach der Hochzeit in das elterliche Haus die alte Klanangehörigkeit zum Ausdruck bringen soll.

Es wurde angegeben, daß bei den Heiratsverboten verschiedene Tabu von Bedeutung sind. Nach den sehr bemerkenswerten Beobachtungen der Verfasser scheint es für die Baila eine unpersönliche mystische Macht zu geben, die immanent vorhanden ist und, in unkundiger Weise erregt, unheilvoll wirkt. Von den Wissenden kann sie aber ebensogut zu nützlichen Zwecken verwendet werden, wie zu Amuletten oder Talismanen. Tabu ist nun alles, was in gefährliche Berührung mit dieser Macht bringen kann. Seine Verletzung wirkt daher ganz anders als etwa die einer durch das Übereinkommen sanktionierten sozialen Ordnung. Sie gehört vor den Richter, jene aber liefert folgerichtig den Täter unbekannten Kräften aus. Auf diesem Dynamismus, so bezeichnen die Verfasser nicht untreffend die Auffassung, beruht das ganze Gebiet des Zauberwesens. Dabei treten animistische Vorstellungen vollkommen zurück, wenn auch ab und zu die Bedeutung des Namens bei den Medizinen an solche erinnert.

Auch sonst scheinen den Baila viele verbreitete Vorstellungen kaum mehr bewußt zu sein. Das gilt u. a. für die Begräbniszeremonien. Die Grabbeigaben, seien es Menschen-, Tier- oder Sachopfer, sollen nicht dem Geiste dienen: die Tiere werden für die Trauergesellschaft geschlachtet, man begräbt das Eigentum des Toten, weil es ihm gehört, und die Tötung von Menschen ist nur der Ausdruck eines übergroßen Schmerzes. Der Abgestorbene selbst lebt als Geist unter den Lebendigen weiter. Die Verehrung der Ahnengeister ist allgemein und die Beziehungen zu den verschiedenen Geistern beherrschen das ganze Leben im Wachen und im Schlafe. Allgemein ist der Glaube an die Wiedergeburt, eine Tatsache, die ja schon Ankermann für die meisten afrikanischen Stämme festgestellt hat. Es sind die Seelen der Ahnen, die sich in den Kindern verkörpern. Die Seelen sind geschlechtslos und ihre Wiedergeburt ist nicht an das Geschlecht gebunden. Daher auch die häufige Benennung der Männer mit Frauennamen und umgekehrt. Die neu zur Welt gekommene Seele bildet dabei zu gleicher Zeit den Schutzgeist dessen, in dem sie von neuem lebt. Die Seele ist ja vielfach überhaupt kein einfacher Begriff: es werden verschiedene Arten von Seelen unterschieden, die im Hauch, im Schatten, im Namen usw.

Aber nicht alle Geister sind Geister von Verstorbenen. So gibt es Halbgottheiten, die die Geister von größeren Gemeinschaften sind und die bei Anlässen von allgemeinem Interesse in heiligen Hainen verehrt werden. Als eine noch höhere Gottheit verwandter Art ist Bulongo zu nennen, der auch als Erde dem Himmel Leza gegenübergestellt wird, dem Schöpfer und dem Ursprung der Dinge. Er ist es, der den Regen bringt, das Licht, den Donner, kurz alles, was vom Himmel kommt. Leza darf nicht mit den Geistern identifiziert werden, er steht über ihnen, ja bei manchen Stämmen so weit, daß sie sich nicht einmal in ihren Kulthandlungen an ihn wenden, was allerdings für die Baila selbst nicht zutrifft.

Im weiteren Verlaufe werden die Zeit- und Jahreseinteilung, die kosmischen Ideen, wie die Ansichten über die Tier- und Pflanzenwelt erörtert. Einen eigenen Abschnitt bilden die Spiele, wo besonders die Jagdspiele auffallen. Von den Musikinstrumenten findet sich der Bogen, die Sansa, die Marimba und die Trommel vor.

Von großem Interesse sind auch die Ausführungen über die Ila-Sprache, besonders die phonetischen Beobachtungen, und das Kapitel über die Wortbildung. Es ist nur zu hoffen, daß E. W. Smith seinem Handbuch auch noch einmal ein vollständiges Wörterbuch folgen läßt, von dessen Vorarbeiten ja schon die Probe auf S. 307 zeugt.

Eine Sammlung von Rätseln, Sprichwörtern und Erzählungen schließt das schöne Werk.

*Dr. Marianne Schmidl.*

27.

*Boletin de la* **Sociedad ecuatoriana de estudios historicos americanos.** Vier Quartbände 1918—1920. Als Fortsetzung erscheint als Band V der I. Band des *Boletin de la* **Academia nacional de historia.** Quito 1918—1921.

Der Stand der Erforschung Südamerikas in bezug auf die Geschichte und Kultur seiner Urbewohner, der Indianer, war bisher mit alleiniger Ausnahme Argentiniens nur zeitweise in den einzelnen Staaten ein befriedigender. Sobald sich in einem derselben Männer fanden, welche sich für diese Art von Forschung interessierten und sich die Förderung derselben angelegen sein ließen, setzte mitunter für einige Zeit eine recht rege Tätigkeit auf allen Gebieten der anthropologischen Forschung ein und wurden zeitweise auch ganz schöne und wertvolle Resultate erzielt. So war es zum Beispiel in dem größten Staate Südamerikas, in Brasilien, in der Zeit der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in welchem namentlich in Rio, später auch in São Paulo und in Pará ein lebhafter Zug in der Erforschung der vielen interessanten Indianerstämme dieses ausgedehnten Reiches sowie ihrer körperlichen Verhältnisse und der häufig nur spärlichen Altertümer aus der Vorzeit sich bemerkbar machte. An der Spitze dieser vielverheißenden wissenschaftlichen Bewegung stand damals der verdiente und geistvolle Direktor des Nationalmuseums in Rio de Janeiro, Dr. Ladislão Netto, welcher im Jahre 1885 eine große anthropologisch-ethnographische Ausstellung dort zustande brachte, welche alle bisher bekannt gewordenen Altertümer dieses Landes in den Kreis ihrer Studien zog. Das wichtigste Resultat dieser Ausstellung war ein bald nach dem Schlusse derselben herausgegebener starker Quartband, welcher von einer Anzahl für dieses Wissensgebiet begeisterter Männer eine Reihe schöner und wertvoller Arbeiten enthält. Die so merkwürdigen Altertümer der in der Mündung des Amazonenstromes gelegenen großen Insel Marajó wurden eingehend untersucht und die Resultate dieser Arbeiten in fruchtbringender Weise veröffentlicht, eine Arbeit, welche später von dem Schweizer Goeldi in vorbildlicher Weise in dem von ihm begründeten Museum in Pará fortgesetzt wurde. Die Frage über die Entstehung und das Alter der zahlreichen, namentlich an der atlantischen Küste Südbrasiliens vorkommenden Hügel aus Muschelschalen, den bekannten Sambaquis, wurde eifrigst studiert; die so rätselhaften Muyrakytas aus Nephrit, welche in einer bestimmten Gegend des unteren Amazonenstromes und seiner nördlichen Zuflüsse vorkommen, veranlaßte den später als Direktor des berühmten botanischen Gartens in Rio de Janeiro tätigen Barboza Rodrigues zur Abfassung eines zweibändigen Werkes, in dem allerdings in nach den heutigen Begriffen wenig wissenschaftlicher Weise die Fragen nach der Herkunft und Bedeutung dieser merkwürdigen kleinen Altertümer behandelt wurden. Auch der physischen Anthropologie der heute noch lebenden sowie einiger schon ausgestorbener Indianerstämme wurde die gebührende Beachtung geschenkt. Männer, wie Netto, Hartt, Derby, Rodrigues u. a., lieferten wertvolle Beiträge zu diesem für alle weiteren Studien in dieser Richtung grundlegenden Bande. Nach dem Tode Nettos trat in Rio allerdings hierin ein Stillstand ein, welcher auch heute noch anhält, während in dem benachbarten Staate São Paulo der deutsche Forscher Ihering mit großem Eifer durch lange Jahre diese Arbeiten fortsetzte. Im nördlichen Südamerika wurde namentlich in Venezuela von dem Deutschen Ernst mancher wertvolle Beitrag über die archäologischen Verhältnisse dieses Staates geliefert. In den benachbarten Kolonialstaaten Guayanas wurden von den Briten, Holländern und Franzosen hauptsächlich ethnographische Forschungen betrieben, denen sich auch einige hervorragende deutsche Forscher, wie Schomburgk, K. F. Appun, Th. Koch-Grünberg u. a., anschlossen.

In den nördlichen Staaten der Westküste Südamerikas, in Kolumbien und in Ecuador, wurden allerdings bis auf die jüngste Zeit nur wenig Studien dieser Art von den einheimischen spanischen Gelehrten getrieben. Auch in dem an Altertümern aus präkolumbischer Zeit so überaus reichen Perú und in Bolivien blieb die Altertumsforschung zumeist ausländischen Gelehrten überlassen, welche hier allerdings Hervorragendes geleistet haben. Man braucht nur die Namen Reiß und Stuebel, Max Uhle, Baeßler zu nennen, denen sich der Schweizer Tschudi anschließt, der ihnen in der Zeit voranging, wie auch die beiden Franzosen d'Orbigny und Castelneau, denen in jüngster Zeit Crequi de Montfort folgte. Desto größer war das Interesse für archäologische Forschungen schon seit vielen Jahren in Argentinien, wo hervorragende Gelehrte, wie Burmeister, Lafone, Quevedo, Florentino, Ameghino, Moreno, Ambrosetti, Lehmann-Nitsche, Boman, Debenedetti u. a., in dieser Richtung tätig waren und es zum Teil noch sind. Hier gaben zuerst die in dem Pampaslehm gefundenen Reste vom Menschen und menschlichen Artefakten Veranlassung zu gründlichen Studien, während später die seinerzeit im nordwestlichen Argentinien hausenden Stämme der Diagitas oder Calchaqui Gegenstand eingehendster Nachforschungen waren, die heute noch andauern. Eine Reihe sehr bedeutender Publikationen haben wir schon diesen Gelehrten zu verdanken. Auf der ersten Session des

XVII. Internationalen Amerikanistenkongresses, welcher im Monate Mai 1910 in Buenos Aires abgehalten wurde, kamen alle die hier von den einheimischen Gelehrten angeregten Fragen eingehend zur Besprechung und Diskussion. Auch in dem benachbarten Staate Chile erfolgten schon mehrere verheißungsvolle Anläufe in dieser Richtung. Hier hat man sich namentlich mit der Frage der Pintados, d. h. alter Zeichnungen und Skulpturen auf Steinplatten und Felsblöcken, die in verschiedenen Teilen Südamerikas eine große Verbreitung haben, eingehend beschäftigt. In Bolivien hat in neuerer Zeit Erland Nordenskiöld verschiedene alte Gräberfelder durchforscht.

Die Ethnographie Südamerikas blieb freilich zumeist in den Händen auswärtiger Gelehrter; Alexander v. Humboldt hat diese Forschung unter den heutigen Indianern Südamerikas eingeleitet; die Deutschen Eschwege, Prinz Max zu Wied, Johann Natterer, Dr. Pohl, Spix und Martius, Pöppig, Bibra, Prinz Adalbert von Preußen, K. F. Appun, Karl von den Steinen, Ehrenreich, Hermann Meyer, Prinzessin Therese von Preußen, Th. Koch-Grünberg, Max Schmidt, Krause, Krickeberg u. a. haben dieselbe namentlich im vorigen Jahrhundert mächtig gefördert. Dazu kam noch der Schweizer Tschudi, die beiden Schweden Erland und Oskar Nordenskiöld, die Engländer Kl. Markham, Chandleß, Hartt, C. im Thurn, die Franzosen Castelneau, Crecqui de Montfort, Coudreau, Chaffanjon, der Italiener Boggiani und noch manche andere.

Nur in den beiden nordwestlichen Staaten Südamerikas, Columbien und Ecuador, war bisher von solchen Forschungen nur wenig zu spüren. In letzterem Staate, der zum Teil Gebiete des alten Inkareiches umfaßt, hat erst in allerjüngster Zeit die Altertumsforschung, diesmal aber um so kräftiger eingesetzt. Seitdem Max Uhle, heute unzweifelhaft der beste Kenner der Vergangenheit dieses Kontinents, dort tätig ist, haben wir auch die schönsten Resultate zu erwarten. Die Seele dieser ganzen wissenschaftlich so verheißungsvollen Forschung ist aber ein Landeskind, Herr Jacinto Jijon y Caamaño, der sich seit mehreren Jahren mit unglaublichem Eifer um die Altertumsforschung seines Vaterlandes annimmt. In Quito hatte sich hauptsächlich auf seine Anregung hin vor einigen Jahren die Sociedad Ecuatoriana de Estudios Historicos Americanos gebildet, welche im September 1920 von der Regierung in eine Academia Nacional de Historia umgewandelt wurde, an deren Spitze der vorhin genannte Gelehrte gestellt war, der in den letzten Jahren schon mit einigen größeren Werken in die Öffentlichkeit getreten ist.[1])

Seit dem Jahre 1918 sind von dem durch die genannte Gesellschaft herausgegebenen Boletin de la Sociedad Ecuatoriana de Estudios Historicos Americanos vier starke Bände erschienen, welche neben verschiedenen Aufsätzen historischen Inhaltes auch solche enthalten, die sich auf die vorkolumbische Zeit des Landes beziehen. Seit der Mitte des Jahres 1920 wird von der neugegründeten Akademie ein Boletin de la Academia Nacional de Historia herausgegeben, welches an Stelle der erstgenannten Zeitschrift tritt. In allen diesen Bänden hat Herr J. Jijon y Caamaño eine Anzahl sehr interessanter und wichtiger Arbeiten über die Vorgeschichte und Sprachenkunde Ecuadors veröffentlicht.

Der erste Band des Boletin enthält eine Arbeit von Otto von Buchwald: „Notas acerca de la Arqueologia del Guayas", die eine Übersetzung eines im Bande XLIV der Zeitschrift „Globus", Nr. 12, erschienenen Aufsatzes ist. In diesem Bande sind noch zwei Aufsätze von J. Jijon y Caamaño enthalten. Die erste derselben handelt über eine zugeschlagene Speerspitze aus Obsidian von Puengasi in der Provinz Pichincha in Ecuador. Die zweite ist betitelt: „Gramatico y Vocabulario Jibaros" des Salesianermissionars Jose de Maria, von diesem interessanten, im östlichen Ecuador hauptsächlich an den Ufern des Rio Napo wohnenden Indianerstamme. Die seltene Obsidianspitze hat eine Länge von 116 mm bei einer größten Breite von 66 mm an der Basis, an der sie noch eine Schaftzunge aufweist.

Der Band II enthält einen Aufsatz von J. Jijon y Caamaño: „Contribución al conveimiento de las lenguas indígenas, que se hablaron en el Ecuador interandino y occidental, con antefioridad a la Conquista Española."

Band III weist einen sehr bedeutsamen und interessanten Aufsatz von Dr. Max Uhle auf: „La Arqueologia de Arica y Tacna." Er bringt darin auf 26 Abbildungen im Text und 27 Tafeln verschiedene in dieser Küstengegend gefundene Altertümer zur Besprechung und Abbildung. Darunter sind namentlich einige spitzkeilförmige, roh zugeschlagene Steinwerkzeuge von Interesse; ferner eine Anzahl Mumiengräber aus der Gegend von Arica mit verschiedenen Beigaben, sowie endlich eine Anzahl meist bemalter Tongefäße und Stoffreste.

Eine weitere Abhandlung in diesem Bande von F. A. Means ist betitelt: „La civilisación precolombina de los Andes." Endlich enthält der Band noch eine Studie von Otto von Buchwald: „El Sebondoy. Vocabulario y notas", eine antike Sprache Ecuadors des schon von Cieza erwähnten Volkes

[1]) Siehe die später folgenden Besprechungen seiner beiden Hauptwerke.

der Cibondoy, welches heute noch unter dem Namen Sebondoy im Nordosten von Pasto an der ecuadorianischen Grenze wohnt.

Band IV bringt im Verfolg seines früheren Werkes[1]), welches hier später angezeigt werden soll, eine größere Arbeit von J. Jijon y Caamaño: „Nueva contribución al conocimiento de los Aborigenes de la Provincia de Imbabura de la Republica del Ecuador" mit 39 Textbildern (davon 3 Karten) und 41 Tafeln. Diese gibt uns zusammen mit der Hauptarbeit ein gutes, für heute sogar erschöpfendes Bild der vorkolumbischen Kulturverhältnisse dieses Teiles von Ecuador.

Der I. Band des Boletin de la Academia Nacional de Historia ist eine Fortsetzung der vorhin angeführten vier Bände als Band V, Nr. 13 und 14). Dieses Heft enthält zuerst eine kleine Arbeit von Clarence B. Moore: „Shell implements from Florida", mit 4 Tafeln; ferner eine größere Arbeit von J. Jijon y Caamaño: „Los tincullpas y notas acerca de la metalurgia de los aborígenes del Ecuador", mit 7 Tafeln und 1 Karte. Diese Tincullpas sind runde Scheiben aus Kupferblech mit dem buckelförmig erhabenen Kopfe eines katzenartigen Raubtieres in der Mitte, welche hier in alten Gräbern vorkommen. Diese Arbeit gibt dem gelehrten Verfasser Gelegenheit, sich über die Verbreitung der Kupfer- und Bronzegegenstände in alter Zeit in Südamerika eingehend zu verbreiten. Auf einer Karte bringt er die Verbreitung dieser interessanten Stücke zur Darstellung. Danach kennt man in den beiden Nordstaaten der Westküste, in Columbien und Ecuador, meist nur Gegenstände aus Kupfer; weiter südlich, in Peru, Bolivien und Argentinien, zumeist nur solche aus Bronze. Nur in Pasto (Ecuador) bestehen 75% der gefundenen Metallaltertümer aus Bronze, während in den anderen Teilen Ecuadors Bronzen nur in Minderzahl auftreten, weiter im Norden jedoch ganz fehlen.

Eine weitere sehr wichtige Abhandlung in diesem Hefte von Dr. Max Uhle lautet: „Los principios de la civilisación en la Sierra Peruana, welche die Ergebnisse seiner früheren Arbeiten über diesen Stoff kurz zusammenfaßt und für die Chronologie der alten Funde von größter Bedeutung ist. Auf 7 Tafeln sind einige der bezeichnendsten Altertümer aus Ton und aus Stein abgebildet. Diese Arbeit enthält auch eine Polemik gegen die oben angezeigte Studie von Means.

Wir begrüßen mit besten Glückwünschen dieses durch die Tatkraft und die patriotische Energie des Herrn Jacinto Jijon y Caamaño neu geschaffene Zentrum für die Erforschung seines Vaterlandes in bezug auf dessen Vorgeschichte und wünschen ihm einen guten Fortgang und Erfolg.

*Franz Heger.*

28.

**Hrdlička, Dr. A.:** *Anthropological work in Peru in 1913, with notes on the pathology of the ancient Peruvians.* Smiths. Misc. Coll. Vol. 61, Nr. 18 (Publ. 2246). Washington, Smiths. Inst., 1914. 69 pag., with 26 plates.

Der bekannte Anthropologe berichtet eingehend über seine 1913 durch die peruanische Regierung, eine Reihe von Behörden und maßgebende Personen geförderte Erforschung alter Begräbnisstätten Perus. Zweck der dreimonatigen Expedition war die anthropologische Bestimmung der vorkolumbischen Küsten- und Hochlandsbevölkerung, das Studium ihrer am Skelette sichtbaren Krankheiten, der Trepanation und Spuren sonstiger chirurgischer Eingriffe sowie die Sammlung von Anzeichen für das Alter des Menschen in diesem Lande, nicht zuletzt auch die teilweise Rettung des ernstlich gefährdeten anthropologischen Materials.

Unter Beigabe zahlreicher Tafeln, zweier Karten und mehrerer Kartenskizzen schildert Hrdlička seine Forschungsarbeiten in der Gegend von Huarochirí, längs der Küste, in den Lomas, den Rio Acarí-Regionen und den Bergen nordöstlich dieses Flusses, in der Nasca-Region und im Distrikte La Libertad.

Das von Hrdlička untersuchte Material erstreckte sich auf rund 4800 Schädel und Skelettknochen. Anthropologisch wurden zwei deutlich unterschiedene Schädeltypen festgestellt, ein kurzköpfiger, an der Küste vorherrschender, und ein langköpfiger Typus, der hier seltener vorkommt, dagegen im Hochlande überwiegt. Ersterer war vor der Ankunft der Europäer über eine Entfernung von über 600 Meilen längs der Küste, von Chiclayo im Norden bis Yauca im Süden, verbreitet. Diesem Typus gehören die Chimu- und die Nazca-Indianer an, Nachkommen der alten Küstenbevölkerung, die im Gegensatze zu den landeinwärts siedelnden Ackerbauern, Fischerleute waren.

Nach den Funden ergibt sich folgendes Kulturbild von der vorkolumbischen peruanischen Küstenbevölkerung.

[1]) Los Aborígenes de la Provincia de Imbabura, Madrid.

Man baute Rohrhütten, auch größere Wohnungen aus kleinen unbehauenen Steinen, aus sonnengetrockneten Backsteinen oder großen Steinblöcken, auch größere Gebäude aus Steinen und Erde und Mounds (sogenannte huacas), die wohl teils zeremoniellen Zwecken dienten, teils als Grabstätten benützt wurden. Man verstand sich auf die Künste des Webens, der Töpferei und der Dekoration und wob einheimische Baumwolle und Lamawolle. Farbe und Dekoration der Gewebe, die Form, der künstlerische Wert, die Mannigfaltigkeit und die Symbolik in der Dekoration der Töpferwaren unterschied sich von Ort zu Ort, je nach Zeit und Einfluß.

Die vorkolumbischen Küsten-Peruaner kannten und bearbeiteten Kupfer, Silber und Gold; Edelsteine dagegen, ausgenommen vielleicht Smaragd und Türkis, kannten sie so wenig als Perlen. Als persönlicher Schmuck dienten perlenartige Kügelchen, Tierklauen, Samenkörner, Federn, vielfarbiges Garn und Metallobjekte. Nasen- und Ohrschmuck, doch wahrscheinlich vorhanden, wurde in den vielen Begräbnisplätzen nicht gefunden. Die Kleidung bestand in der Hauptsache aus einer kleinen, oft dekorativen oder symbolischen Kopftracht, einem Ponchohemde, einem Lendentuche und Sandalen. Kürbisse standen in ausgiebigem Gebrauche, dagegen hatte man nur wenige Steingeräte. Man benützte Holz für zeremonielle Zwecke, mehr oder weniger Schnitzwerk entwickelnd. Waffen waren Metall-, Stein- und Holzkeulen, die Schleuder, in einigen Gegenden auch Bogen und Pfeile. Von Geräten sind noch zu nennen: der Wirtel, Webstäbchen, Webstühle, Nadeln aus Kaktus-Stacheln oder Bein, beinerne Nadelhalter, zugespitzte Stäbchen, Kupfermesser, Kupferäxte und Hacken. Die Fischer hatten Netze und Taucher, Schilfbündel-Boote (Balsas) und eigentümliche Flöße mit Rudern. In der Töpferei gebrauchte man Mulden und Stempel und war Meister in der Nachahmung natürlicher Objekte, Tier- und Menschenfiguren. Musikinstrumente waren Trommel, Flöte und Rasseln.

Das Küstenvolk verunstaltete die Köpfe seiner Kinder durch künstliche Pressung mittels Bandagen und Polstern vor der Stirne, bei gleichzeitiger Abplattung des Hinterhauptes durch Gegenpressung. Einen solchen typischen „Flachkopf", wie ihn Hrdlička auf Tabelle 13 abbildet, aus der Küstengegend besitzt auch das Naturhistorische Museum in Wien in seinen anthropologisch-ethnographischen Sammlungen. Es ist der künstlich deformierte Schädel eines Arica-Indianers, dem nördlichsten Teile von Chile (Inv.-Nr. 1617), aus der von der Novarra-Expedition 1877 mitgebrachten Sammlung stammend.

Der älteste Teil der Bevölkerung, ausgenommen etwa in Nasca, scheint diese Deformation des Schädels weniger allgemein geübt zu haben, als die Eingeborenen um die Zeit der eindringenden Spanier. Häufigkeit und Intensität der Deformation differierte nach Gruppen und Clans. Das Feilen, Schleifen oder Abschaben der Zähne war unbekannt, ebensowenig sonstige Verstümmelungen, die ihre Spuren am Skelette hinterlassen hätten.

Das Küstenvolk hat sich längs der Flußtäler bis zu den Vorbergen der Cordillera verbreitet und ist wohl in mehreren Abständen ins Gebirge eingedrungen. Mit der Zeit wurden diese Brachykephalen in manchen Gegenden mit dolichokephalen Elementen vermengt, die von den Gebirgen oder über diese gekommen sein müssen. Nur wenige Begräbnisplätze an der Küste zeigen den langköpfigen Typus.

Von pathologischen Erscheinungen am Knochenskelette ist bei den Überresten des Küstenvolkes im Durchschnitt weniger zu finden, als dies bei Weißen gleicher Anzahl der Fall wäre. Krankheiten, wie Rhachitis, Syphilis, Tuberkulose und Krebs, fehlten vor der europäischen Invasion ganz, dagegen traten in der Küstengegend einige eigentümliche, ihrer Ätiologie nach noch unerforschte Krankheiten auf, so beiderseitige Osteoporosis des Schädels in Kindheit und früher Jugend, ferner ein seltsamer progressiver arthritischer Prozeß am Kopfe des Femur (sogenannter „Pilzhut-Femur").

Trepanation war an der Küste, falls sie hier überhaupt geübt wurde, sehr selten. Die vereinzelten Funde erklären sich aus der Lage ihrer Gräberstätten inmitten der leichteren Reichweite der Bergdistrikte, wo die Trepanation allgemein bekannt war.

Nur wenige Funde längs der Küste zeigten die Aymara-Deformation, und das Volk, das diese übte, muß in sehr beschränktem Kontakte mit dem Küstenvolke gestanden sein. Von Fundstätten an der peruanischen Küste sind Ancón nördlich und Pachacamac südlich von Lima die berühmtesten.

Der östlich der Provinz Lima gelegene Huarochiri-Distrikt mit der benachbarten Sierra war überwiegend von Langkopftypen bewohnt, mit verhältnismäßig armer materieller Kultur, wenngleich Ackerbau getrieben wurde und man sich auf die Webekunst verstand. Mit Ausnahme weniger Beispiele fronto-occipitaler Abflachung des Schädels wurde hier keine künstliche Deformation festgestellt. Dagegen zeigten in der Region südöstlich von Nasca in der südlicher gelegenen Provinz Ica die einen Grabstätten deutlich die brachykephalen Typen des Küstenlandes, die anderen ausschließlich jene mit Aymara-Deformation.

Das Gebirgsvolk war durch gute Durchschnittsentwicklung des Schädels wie des Körpers und durch ein geringes Maß von Krankheiten gekennzeichnet. Die erwähnten, der altperuanischen Küsten-

bevölkerung eigentümlichen Krankheiten fehlten hier ganz. In den Bergen südöstlich von Nasca waren Kopfwunden selten und es wurden keine deutlich erkennbaren Belege für Trepanation gefunden. Die Ausübung dieser Operation dauerte vermutlich bis in die Zeit der Ankunft der Spanier.

In bezug auf die Erforschung des Alters des Menschen in Peru waren die Ergebnisse der Expedition Hrdličkas negativ. Abseits der Begräbnisstätten und Höhlen des gewöhnlichen Küsten- oder aber des Gebirgstypus und der dort gefundenen Überreste fanden sich keinerlei Anzeichen menschlicher Besitzergreifung dieser Gegenden. Weder die Küsten- noch die Bergbevölkerung hat, soweit sie erforscht ist, ein sehr hohes Alter. Ihre Kultur hat sich im allgemeinen nicht in diesem Lande entwickelt. Die Bevölkerung war in vielen Gegenden dichter, in anderen weniger dicht als die heutige. Die einzelnen Begräbnisplätze waren nicht gleichalterig, wenn auch die Altersunterschiede oft gering waren. Die Einwohner wechselten, neue Gruppen verdrängten die alten. Einzelne Ruinen waren bereits lange vor Ankunft der Weißen verfallen, wenn nicht schon verlassen. Die große Ausdehnung der vielen Begräbnisplätze und Ruinen könnte zu dem Schlusse verleiten, die Bevölkerung müsse sehr dicht gewesen sein. Dies war jedoch nicht der Fall, denn diese Begräbnisplätze und Ruinen von Bauten rühren aus verschiedenen, wenn auch nicht weit voneinander entfernten Perioden her.

Hoffen wir, daß das noch zu rettende altperuanische Material, das für die Anthropologie und für die gesamte amerikanistische Forschung von unendlicher Wichtigkeit wäre, recht bald von gleich berufenen als zuverlässigen Forschern, wie dem Verfasser, weiter systematisch untersucht und rechtzeitig geborgen werde, bevor es vollends zu spät ist. Wir wünschen mit Hrdlička dringend, daß allen voran die peruanische Regierung dem unglaublich vandalischen Zerstörungswerke durch unbefugte Sonntagsgräber raschestens Einhalt gebiete und die kundige anthropologische und archäologische Erforschung der ausgedehnten Territorien in Zukunft kräftigst fördere. *F. Röck.*

29.

**Seler-Sachs, Cäcilie:** *Frauenleben im Reiche der Azteken.* Ein Blatt aus der Kulturgeschichte Alt-Mexikos. Mit Zeichnungen von Erich Heermann. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1919. (VII, 107 S. Geh. Mk. 6·—.)

Mehr als alle Schilderungen blutiger Kriege, grausamer Menschenopfer und der Scheußlichkeiten des Kannibalismus der Azteken dürfte dieses lichtere Blatt aus der Kulturgeschichte Alt-Mexikos, das die stille Wirksamkeit der aztekischen Frau zum Gegenstande hat, geeignet sein, ein menschliches Verhältnis zu jenem alten Kulturvolke des fernen Westens zu finden und das abfällige, in vielen Zügen ungerechte, auf die gesamte altmexikanische Kultur ausgedehnte Urteil einigermaßen zu mildern, das leider noch vielfach im Banne der oft maßlos übertriebenen, zum Teil gehässigen Lügenberichte herrschsüchtiger, grausamer, goldhungriger Eroberer und fanatischer Glaubenseiferer steht. Die gelehrte Verfasserin entwirft in diesem neuesten Buche ein anschauliches Bild von dem Alltagsleben der Frau in Mexiko kurz vor dem Zusammenbruche der dortigen bereits in Verfall geratenen Kultur. Das arbeitsreiche Leben der Mexikanerin von der Wiege bis zum Grabe zieht hier in einer Reihe naturgetreuer, farbenprächtiger Gemälde vor uns vorüber: Bilder, die uns meist in die Zurückgezogenheit des häuslichen Lebens führen, dessen Freuden und Leiden für den Geschichtler unbedeutend, doch für den Freund mexikanischer Volks- und Altertumskunde, wie für den Völkerkundler um so wertvoller sind, als gerade sie es ermöglichen, ein in sich geschlossenes Gesamtbild zu gewinnen, dessen Naturtreue uns gleichsam den pochenden Herzschlag der mexikanischen Volksseele vernehmen läßt.

Das Büchlein, eine sinnige Festgabe der Verfasserin für ihren Gatten, unseren großen Altmeister mexikanistischer Forschung, Eduard Seler, zu seinem 70. Geburtstage, trägt auf dem äußeren Umschlage den sinnvollen Rahmenschmuck farbenfreudiger Motive altmexikanischer Darstellungskunst: bunte Blumen, prächtige Tagfalter und Blütenhonig saugende Schmuckvögel, wie wir sie aus den Bilderhandschriften kennen. Den Text, der in lebendiger Frische, in völlig ungekünsteltem Stile und schlichter, bilderreicher Sprache geschrieben, ernst und sachlich gehalten ist, ein vielseitiges gründliches Wissen voraussetzt, dabei verständnisvollen Sinn für die Wirklichkeit bekundet, voll hingebender Liebe für die Durchführung der dankbaren Aufgabe, voll Lebenswahrheit und Schönheitssinn und von einem zarten, das geistige Auge erfreuenden Schimmer weiblicher Anmut umwoben ist, beleben kleine, dem Codex Mendoza und anderen Bilderhandschriften entnommene Bildchen, die sich auf Jugenderziehung, auf Tracht und Schmuck, den Hausrat, weibliche Kunstfertigkeiten und anderes beziehen, teils symbolischer Natur sind, teils Erinnerungen an das Wunderland jener versunkenen Kultur wachrufen, das der Verfasserin an der Seite ihres Gatten wiederholt zu schauen vergönnt war, und sonstige Bilder aus dem mexikanischen Kulturleben.

Mit dem inhaltreichen Büchlein, mit dem die Autorin ihrem Gatten eine sinnige Festgabe darzubringen verstanden hat, hat sie nicht nur ihrem Manne, Lehrer und Reisegefährten eine seltene Freude bereitet, sondern zugleich allen Freunden mexikanischen Kulturlebens ein willkommenes, bleibendes Geschenk gemacht, für das wir der Verfasserin aufrichtigen Dank schulden.

Die Nöte und Sorgen der Schwangerschaft, der natürliche Stolz der Eltern und Verwandten bei glücklicher Geburt eines gesunden Kindes, lange feierliche Reden bei religiösen Anlässen im Kreise der Familie, Kinderopfer und Kinderweihe, das Mädchenleben von der Wiege bis zum Brautlager, Werbung und Hochzeit, Pflichten, Beschäftigungen und Berufe der Frau, die Vorbereitungen für die Festzeiten, wie auch die mexikanische Kochkunst werden uns der Reihe nach geschildert und vorgeführt.

Die sittliche Erziehung der Mädchen stand gleich der sonstigen geistigen Ausbildung der Jugend auf hoher Stufe und mit Recht erblickt die Verfasserin in den Worten, mit denen eine gut erzogene Aztekentochter gerühmt wurde, das Ideal eines jungen Mädchens, das noch für unsere Mitwelt gepaßt hätte: „Sie ist keusch, gehorsam, zurückhaltend, klug, geschickt, voll Sanftmut, ehrbar, unterwürfig, wohlerzogen und von guten Grundsätzen erfüllt, wohl unterrichtet in den Regeln der Klugheit, verschwiegen und mißtrauisch gegen alles Böse."

Lehren, wie sie indianische Eltern zu jener Zeit ihren Kindern auf den Lebensweg mitgaben, zeigen uns das mexikanische Volk von einer freundlicheren Seite her, als man dies bisher im allgemeinen gewohnt war. Viele jener Lehren könnten sogar von heutigen christgläubigen Eltern nicht treffender gegeben werden und würden ihnen nur zur Ehre gereichen. Sieht man von dem Hereinragen astrologischer und mantischer Vorstellungen ab, die das gesamte Leben der alten Mexikaner in ihren Bannkreis zogen, ihm ein orientalisch-indisches Gepräge aufdrückten, das auch in dem pessimistischen Grundzuge ihrer Weltanschauung seinen Ausdruck fand, so könnte auch der streng gläubige Christ an dem tief religiösen Empfinden jener arg verschrieenen Heiden seine stille Freude haben. Religiöse Gedanken, wie der von der Vorherbestimmung des menschlichen Schicksals, das nur durch unerschütterliche Gottesfurcht, fleißiges Gebet und öftere Buße gebessert werden könne, die Vorstellung von der Erbsünde und der Läuterung der Seele durch das Wasser der Taufe oder die Vorstellung von der seelischen Wiedergeburt würden an sich auch bei keinem christlichen Gemüte Anstoß erregen.

Das indianische Mädchen wurde streng erzogen, in allen Arbeiten des weiblichen Berufes gut unterrichtet und war früh zur Ehe reif. Zwölfjährige Indianermütter waren und sind noch heute in Mexiko nicht selten. Die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der mexikanischen Ehefrau zur Zeit Motecuhzomas vergleicht die Verfasserin mit jener unseres Mittelalters. Die Frau aus dem Volke, die kein anderes Glück kannte, als heldenhaft Kinder zu gebären, Familie und Hauswesen zu erhalten und in natürlicher Abhängigkeit ihrem Manne dienstbar zu sein, stellte außer den Mutterfreuden, der Befriedigung ihres weiblichen Stolzes durch emsige Bereitung schmackhafter Speisen, außer der ihr angeborenen Freude an Putz und der ihr gestatteten Teilnahme an den Tänzen, den religiösen Umzügen, Festen und Gesängen keine weiteren Ansprüche an die Freuden des Lebens. Die vornehme Frau, besonders sorgfältig erzogen und in alle kulturellen Errungenschaften ihres Volkes eingeweiht, genoß eine ihrem Stande und ihrer Bildung entsprechende höhere Stellung in der Gesellschaft. Ihren umfassenden Kenntnissen und Pflichten standen ebensolche Rechte gegenüber. Sie galt und fühlte sich selbst als die natürliche Beschützerin ihrer Untergebenen, während diese sie dankbar als ihre Herrin anerkannten. Ihre Mußestunden waren ausgefüllt mit Musik und Gesang, mit Anfertigung feiner Gewebe, kunstvoller Stickereien und mit anderen weiblichen Handfertigkeiten, die schon von den alten Spaniern hoch gerühmt wurden. So war die Stellung der Frau in Mexiko gleichsam ein Spiegelbild seiner hohen Kultur. Das Gesetz ordnete die Frau wohl dem Manne unter, schützte sie aber auch vor Schädigungen und Übergriffen.

Den Völkerkundler werden außer dem zähen Fortleben vieler Sitten, Anschauungen und Formen von Gebrauchsgegenständen bis in die heutige Zeit manche Übereinstimmungen mit denen anderer Völker der Alten und Neuen Welt auffallen, wovon hier einige Proben angeführt seien: Werwolf-, Hexen- und Gespensterglaube (S. 12, 16, 36); Volksaberglaube (S. 20, 35, 75); Sterndeutung und Tagwählerei (S. 23, 57); Vergraben der Nachgeburt (S. 18); Gebärkraut (S. 14); Nachklänge des Brautraubes und des Männerkindbettes (S. 61, 12); Erbsünde (S. 18); Wiedergeburt (S. 28); Symbolische Feier bei Namengebung und Taufhandlung (S. 26, 27); Paten (S. 31); Dienen um die Braut (S. 57); Zusammenknüpfung des Brautpaares bei der Vermählung (S. 61); Bumskaulen (Fruchtbarkeitszauber, S. 75); Steinigung als Strafe für Ehebruch (S. 75); Edelstein als Obolos (S. 79); Totenpässe für die Reise nach dem Jenseits (S. 79); Unterweltstrom (S. 79); Roter Hund als Führer der Seele des Verstorbenen (S. 79); Leichenverbrennung (S. 78); Begraben der vom Blitz Erschlagenen (S. 80); Krieger-

himmel (S. 80), Kaugummi (S. 12, 77); Typische Zahlen: Vier (S. 25, 26, 28 und 1, 31, 57, 58, 61); Acht (S. 79); Neun (S. 79).

Für den Mythenforscher dürfte die „Geschichte vom Toueyo und der schönen Tochter Uemac's" von einigem Interesse sein, die aus *Suhaguns* „Historia de las Cosas de la Nueva España" entnommen ist und hier zum ersten Male in deutscher Übersetzung geboten wird.

Die geschickte, lebendige, dabei streng sachliche Darstellung läßt erkennen, daß das Büchlein von durchaus erstklassig berufener Hand verfaßt ist. Es darf in keiner guten deutschen Bibliothek fehlen, die allgemeine Bildung vermitteln soll. *F. Röck.*

30.

**Kyrle, Dr. Georg:** *Urgeschichte des Kronlandes Salzburg.* Unter Mitwirkung von Olivier Klose und mit einem Beitrag von Ing. Martin Hell und Hans Baron Koblitz. XIV. 158 × 70 × 40 · 37 Seiten, Gr. 4°, mit 1 Fundkarte, 291 Abb. mit Text und 14 Übersichten. Band XVII des Werkes „Österreichische Kunsttopographie". Wien 1918.

In den vom Kunsthistorischen Institute der vorm. k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege herausgegebenen Bänden der österreichischen Kunsttopographie nehmen die prähistorischen Funde der betreffenden Gebiete gewöhnlich den Platz einer am Anfange des Bandes untergebrachten kurzen Übersicht ein. Für Salzburg ist durch die eifrige und eingehende Arbeit Dr. Kyrles und seiner Mitarbeiter die Zusammenstellung der prähistorischen Funde zu solchem Umfange gediehen, daß ihr ein eigener Band gewidmet werden mußte. Ein großer Teil dieser Funde ist zwar bereits durch verschiedene Publikationen seit längerer Zeit bekannt, aber nun ist das sehr dankenswerte Resultat erreicht, daß wir vom Lande Salzburg einen geradezu vollständigen Ausweis über alle bis zum Jahre 1913 zutage und in Aufbewahrung gekommenen prähistorischen Funde beisammen haben.

Der erste, von den Herren Kyrle und Klose gemeinsam bestrittene Teil des Werkes (S. 1—44) bringt eine nach Fundplätzen in d r alphabetischen Reihenfolge der politischen Gemeinden geordnete ausführl che Beschreibung der Funde. Hierauf folgt eine gründliche umständliche Klassifikation der Funde und Fundplätze durch Dr. Kyrle. Sie beginnt mit einer nach dem Material geordneten, das archäologische Alter zunächst nur beiläufig berücksichtigenden Beschreibung der Formen der Kleinfunde (S. 45—77) und gibt gute tabellarische Übersichten der Verteilung der Formtypen nach Material und nach Fundplatztypen. Dann bringt sie (S. 78—121) eine eingehende Darlegung und Beschreibung der Fundplatzarten (Streufunde, Depotfunde, Siedelungen auf Anhöhen und im flachen Lande, Bergwerke, Gräber) mit Angabe der zu den einzelnen Fundorten gehörigen Funde und mit Bezugnahme auf das archäologische Alter derselben.

Das Kapitel Chronologie (S. 122—129) gibt eine allgemeine Übersicht über die verschiedenen prähistorischen Perioden mit tabellarischen Angaben der Fundstellen, welche zu den einzelnen Perioden und für gewisse führende Typen derselben Belege geliefert haben.

Endlich das Kapitel Topographie (S. 130—138). Zu ihm gehört die Fundortskarte, welche im Maßstabe 1 : 200.000 auf einer nach der österreichischen Spezialkarte ausgeführten orographischen Grundlage die Fundplatzarten durch verschiedene Zeichen und die Altersstufen durch verschiedene Farben (neolithisch gelb, Bronzeperiode rot, Hallstattperiode grün, Latène-Periode blau) darstellt und die ganze Reihe der Fundstellen numeriert. Dieser Absatz legt die horizontale und die vertikale Verteilung der Fundstellen dar. Am dichtesten war, so wie heute so auch in den prähistorischen Zeiten, das Flachland und das Salzburger Becken besiedelt. Daneben bilden die Kupfer- und Salzbergwerke in den Zeiten ihres Betriebes Industriezentren. Die Erschließung der gebirgigen Landesteile erfolgte in der Stein-, Bronze- und Hallstattzeit von Norden her, in der Latène-Zeit waren diese Teile vornehmlich Durchzugsland für Wanderungen von Süd nach Nord. Die Daueransiedlungen bevorzugten isolierte Anhöhen, die meist während mehrerer Perioden benützt wurden.

Eigene Verzeichnisse der ziemlich gleichmäßig über den ganzen Text verstreuten Abbildungen, der Übersichtstabellen, der Fundplätze, der Kleinfunde und der Orte tragen sehr zur handlichen Benützbarkeit der einzelnen Abschnitte des Werkes bei.

Nun folgen noch drei dem Hauptteile des Buches gleichwertige Beiträge: 1. „Bergbaubetrieb in den Salzburger Alpen" von Kyrle, eine ins einzelne gehende Darstellung der alten Kupfer- und Salzbergbaubetriebe des Landes. Wir lernen daraus, daß der Kupferbergbau nicht der „Kupferzeit" im Sinne M. Much's angehört, sondern daß alle Funde auf das Ende der Bronzezeit und den Beginn der Hallstattperiode weisen und dieselbe Altersbestimmung gilt auch für die aus dem Salzbergbau

des Dürrnberges herrührenden Funde, während die Gräberfunde vom Dürrnberg jünger sind und der Hallstatt- und der Latène-Periode angehören.

2. „Prähistorische Funde und Schmelzöfen vom Mitterberg" von Olivier Klose, eine sehr eingehende Nachweisung und Darstellung dieser Funde.

Endlich 3.: „Die prähistorischen Funde vom Rainberge" von Martin Hell und Hans Baron Koblitz, eine ebenfalls sehr eingehende Beschreibung dieses südwestlich von Salzburg gelegenen, vom späteren Neolithikum angefangen durch alle weiteren prähistorischen Perioden hindurch besiedelt gewesenen, ziemlich ausgedehnten Wohnplatzes und der von den beiden Autoren mit Sorgfalt ausgegrabenen Funde.

Die Prähistoriker dürfen es dem Lande Salzburg geradezu als eine besondere Bevorzugung anrechnen, daß die seinem Boden entsprossenen Funde eine so umfassende und allseitige Beleuchtung und in den vielen guten Textfiguren eine in jeder Hinsicht vortreffliche Abbildung gefunden haben.

*J. Szombathy.*

31.

**Schmidt, Dr. C. W.:** *Geologisch-mineralogisches Wörterbuch.* (Teubners kleine Fachwörterbücher. Band 6, Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1921.) 198 S., 211 Textabbildungen, Klein 8°.

Der Versuch des Verfassers, in dem kleinen, für die Teubnerschen Fachwörterbücher vorgesehenen Rahmen die wichtigsten Namen und Fachausdrücke der geologisch-mineralogischen Literatur zu erklären, darf als im großen und ganzen geglückt bezeichnet werden.

Wenngleich das Büchlein in der Hauptsache nach für den Geologen bestimmt ist, wurde doch auch die menschliche Urgeschichte durch Aufnahme der wichtigsten Begriffe berücksichtigt. Hiezu wäre freilich zu bemerken, daß bei einer zweiten Auflage die Ungleichheit in der Behandlung der paläolithischen Kulturstufen zu vermeiden wäre, die darin liegt, daß von allen Kulturstufen der älteren Steinzeit nur das Acheuléen hervorgehoben wird, das bekanntlich weder die älteste noch die wichtigste der sechs großen paläolithischen Kulturstufen ist.

Das Büchlein, welches zum Schlusse eine „Übersicht über die geologischen Formationen", das System der fossilen Tiere nach Zittel und das der Mineralien nach Klockmann sowie ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur bringt, wird auch dem Prähistoriker, zumal dem Diluvialarchäologen, willkommen sein.

*J. B.*

32.

**Geographische Zeitschrift.** Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner. 26. Jahrgang. Preis des Jahrganges (12 Hefte) Mk. 30·—. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Mit dem heurigen Jahre tritt die „Geographische Zeitschrift" in ihren 26. Jahrgang. Unter der Redaktion Professor A. Hettners hat sie in dem verflossenen Vierteljahrhundert, ihrer Aufgabe entsprechend, die Fortschritte des geographischen Wissens nicht nur Fachgeographen, sondern auch den weiteren Kreisen der Lehrer, Studierenden und gebildeten Laien zugänglich gemacht und auf ihrem Gebiete eine führende Stellung errungen.

Die „G. Z." bringt aus allen Gebieten der Geographie Abhandlungen aus der Feder berufenster Fachgelehrter, berichtet über Forschungen und Entdeckungen und bespricht die wichtigsten Neuerscheinungen.

In dem vorliegenden Heft 1 gibt unter anderem Hettner einen Rückblick auf seine bisherige Redaktionstätigkeit und knüpft daran beachtenswerte Ausführungen über die Methodik des geographischen Forschungs- und Unterrichtsbetriebes in den letzten drei Jahrzehnten, und in ganz neuartiger Form schildert Waibel den „Menschen im südafrikanischen Veld" als ein Produkt seiner Umgebung.

Von unserem Standpunkte möchten wir nur den Wunsch aussprechen, daß in der monatlichen Zeitschriftenschau öfters auch die in unseren „Mitteilungen" erscheinenden Arbeiten aus den Nachbargebieten der Geographie Erwähnung finden mögen.

# KLEINE MITTEILUNG.

## Ein Moldavit aus dem Diluvium der Gudenushöhle.

Von **Josef Bayer.**

In den Mitteilungen der Wiener Geol. Gesellschaft berichtete ich über den Fund einiger Moldavitsplitter in den dem Spät-Aurignacien angehörigen Kulturschichten 7 und 9 im Löß zu Willendorf und wies darauf hin, daß nach diesem sicher datierbaren diluvialen Vorkommen an einen künstlichen Ursprung der Moldavite auf keinen Fall mehr gedacht werden kann.[1])

Nun hat sich ein zweiter paläolithischer Fundort mit einem Moldaviten eingestellt, die Gudenushöhle im Tale der kleinen Krems im niederösterreichischen Waldviertel, welche mit ihrem Altpaläolithikum bekanntlich die älteste Station des Eiszeitmenschen in der Bundes-Republik repräsentiert. Diesem Fundhorizont gehört wahrscheinlich der kleine Moldavitsplitter an, der sich unter einem bisher den wissenschaftlichen Kreisen unbekannt gewesenen Fundmaterial aus der genannten Höhle befand, welches Ingenieur Ferdinand Brun hinterlassen hat, der 1883 mit P. Leopold Hacker diese Höhle ausbeutete.[2])

Der Absplitß ist zirka 2 cm lang und 1·2 cm. breit und gibt sich durch seine hellgrüne Farbe, einige deutlich sichtbare Bläschen und die charakteristische Oberflächen-Korrosion ohne weiteres als Moldavit zu erkennen.

Es handelt sich hier also wiederum um einen Moldavit, der bereits im Diluvium wie ein Silex oder Bergkristall bearbeitet wurde.

Ob er in noch früherer Zeit als die Willendorfer Stücke in der Hand des Menschen war, läßt sich nicht mit voller Sicherheit ermitteln, doch ist es, wie erwähnt, wahrscheinlich, daß er dem Altpaläolithikum der Gudenushöhle angehört und damit beträchtlich hinter das Spät-Aurignacien von Willendorf zurückrückt, denn es liegt bei seiner Ähnlichkeit mit den Bergkristallsplittern nahe, daß er von den gleichen Sammlern aufgelesen wurde wie diese. Da aber bei ihrer Scheidung des bis dahin als Magdalénien klassifizierten Fundmateriales in ein Acheuléo-Moustérien und ein Magdalénien Breuil und Obermaier die Bergkristallobjekte in Hinblick auf ihre Form und Bearbeitungsweise mit Recht dem altpaläolithischen Niveau zugeteilt haben[3]), möchte ich auch unseren Moldavit dahin einreihen, obwohl aus seiner Form gar keine Schlüsse gezogen werden können.

In diesem Falle hätten wir es hier mit dem ältesten von den bisher bekannten sicher datierbaren Moldavitvorkommen zu tun, das in die vorletzte (Riss)-Eiszeit, wenn nicht sogar in die Prä-Risszeit fallen würde.

Würde das Stück dem oberen Niveau (Magdalénien) entstammen, so wäre es etwas jünger als Willendorf II, Schichte 7 und 9, und zwar ältestes Postglazial, während das Willendorfer Vorkommnis präwürm ist.

Jedenfalls scheint es P. L. Hacker, dem wir die erste Publikation über die Gudenushöhlenfunde verdanken,[4]) gar nicht zu Gesicht gekommen zu sein, sonst hätte er es wohl besonders hervorgehoben, da er das verwendete Steinmaterial genau anführt.[5])

Für die Tektitforschung ergeben sich aus dem vorliegenden Funde, ob er nun alt- oder jungpaläolithisch ist, keine neuen Gesichtspunkte für die Klärung von Alter und Herkunft der rätselhaften Bouteillensteine, aber es wird immerhin neuerdings ihr mindestens diluviales Alter erhärtet und damit unterstrichen, daß der Mensch an ihrer Entstehung keinen Anteil gehabt haben kann.

Für den Diluvialprähistoriker ist der Fund insofern von Interesse, als er beweist, daß der Kremstaljäger des Altpaläolithikums oder Magdalénien gleich dem Willendorfer des Aurignacien Beziehungen zu dem böhmisch-mährischen Heimatgebiete der Moldavite hatte, die freilich ganz lose gewesen sein können (mehrtägige Streifzüge).

Ein Moment möchte ich in diesem Zusammenhang noch für den hervorheben, der auch jetzt noch nicht ganz überzeugt ist, daß die Moldavite keine Kunstprodukte sind:

Sie haben sich bisher in paläolithischen Schichten m. W. nur an den beiden niederösterreichischen, ihrem Heimatgebiete benachbarten Stationen gefunden, wogegen kein einziges Stück in weiterer Entfernung angetroffen wurde. Nun liegt aber während des ganzen Paläolithikums (und um eine noch frühere Zeit für die Erzeugung der Moldavite kann es sich ja nicht handeln) der Kulturschwerpunkt in Westeuropa, wo also in erster Linie solche Kunstprodukte erwartet werden müßten. Daß hier keine Spur von solchen oder ähnlichen Gläsern vorkommt, spricht eine vollkommen eindeutige Sprache.

---

[1]) Zur Frage der Herkunft der Tektite (Die Tektite — kein Kunstprodukt) XI. 1918, S. 248—251.

[2]) Es wurde bis vor kurzem von der Witwe des Genannten, Frau Oberlehrerin Magdalena Brun in Mödling, verwahrt und nun in dankenswerter Weise der prähistorischen Sammlung des naturhistorischen Museums zur Verfügung gestellt. Seine baldige Veröffentlichung ist in Aussicht genommen.

[3]) Die Gudenushöhle in Niederösterreich, Mitt. Anthrop. Ges. Wien, XXXVIII. 1908, S. 277—294.

[4]) Die Gudenushöhle, eine Renthierstation im niederösterreichischen Kremstale, Mitt. Anthrop. Ges. Wien, XIV. 1884, S. 145—153.

[5]) A. a. O. S. 148.

# Über die flächenhafte Verbreitung der Pigmente in der Haut bei Menschen und Affen.[1])

Von **K. Toldt jun.**, Wien.

(Mit 4 Abbildungen im Text und 5 Tafeln.)

Im Jahre 1904 hat der unvergeßliche Straßburger Anatom und Anthropolog Gustav Schwalbe in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft einen bedeutungsvollen Vortrag über „Die Hautfarbe des Menschen" gehalten.[2]) Dabei befaßte er sich nicht mit der allgemeinen Hautfärbung als Rassenmerkmal, sondern vornehmlich mit der quantitativ verschiedenen Verteilung des Pigments in der Epidermis am ganzen Körper des einzelnen Individuums. Es war wohl schon früher bekannt, daß die Haut des Menschen an gewissen Körperstellen stärker pigmentiert ist als an anderen. Beispielsweise wurde, abgesehen von engbegrenzten, zumeist dunklen Stellen (Brustwarze und Warzenhof, Haut der äußeren Geschlechtsteile, Achselhöhle, Umgebung des Afters), wiederholt hervorgehoben, daß der Rücken, die Streckseite der Arme usf. verhältnismäßig dunkel sind. Das führte man vielfach auf die Einwirkung der Sonne zurück.

Schwalbe und seine Schüler Breul und Adachi haben nun die Verteilung des Epidermispigments an einer größeren Anzahl von verschiedenfarbigen Individuen genau untersucht und kamen zum Schlusse, daß die Art der Verteilung des Pigments bei den Menschen der Gegenwart nicht von äußeren Faktoren abhängt, sondern eine charakteristische, von den Vorfahren fest vererbte ist. Der zweifellos vorhandene Einfluß stärkerer Belichtung ist nur ein vorübergehender; hört dieselbe auf, so tritt allmählich die ursprünglich entstandene, zäh vererbte Hautfärbung wieder in Erscheinung So erkläre es sich unter anderem auch, daß manche ihrer natürlichen Lage nach geschützten Körperstellen dunkler sein können als die freiliegenden; beispielsweise ist die Ohrmuschel an der inneren Seite stärker pigmentiert als an der äußeren usf.

Schwalbe betont, daß seine Befunde bezüglich der Verteilung des Epidermispigments mit jenen von Widenmann über die Kilimandscharo-Bevölkerung auffallend übereinstimmen und faßt das Hauptergebnis über die Vererbung einer von Urzeiten her überkommenen Färbung des Menschengeschlechtes kurz folgendermaßen zusammen: 1. für den Rumpf: dorsal dunkel, ventral hell; 2. für die Extremitäten: Streckseite dunkel, Beugeseite hell.

Bezüglich der Einzelheiten sei auf beistehendes Schema (Fig. 1) verwiesen, das ich nach den Angaben von Schwalbe und anderen entworfen habe. A stellt, entsprechend den auf den Tafeln 1—3 veranschaulichten Skizzen von Affenhäuten, die abgezogene, ausgebreitete Haut eines Menschen dar, die in der Mittellinie der Ventralseite mit anschließenden Schnittlinien entlang der Innenseite der Extremitäten aufgeschnitten gedacht ist. Somit entsprechen die Mittellinie der Figur der Rückgrat-

[1]) Nach einem am 15. Juni 1921 in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag.
[2]) Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 34. Bd., S. 331—352, 1904.

linie, die beiden Seitenränder an der Rumpfhaut der Trennungslinie in der ventralen Mittellinie. An den Armen kommt die (dunkle) Streckseite in die Mittellinie der ausgebreiteten Haut, an den Beinen mehr nach außen zu liegen. Der Kopf zeigt die (uneröffnete) Gesichtshaut. Von der Hand (*b*) bzw. vom Fuß (*c*) ist die ganze Haut der Palma bzw. der Planta nach einer Seite umgeschlagen. Die verschiedene Stärke der Pigmentierung ist am Bilde entsprechend licht oder dunkel angezeigt.

Schwalbe vergleicht nun die Färbung der menschlichen Haut direkt mit der Färbung des Haarkleides der Affen. Dabei geht er von der Annahme aus, daß

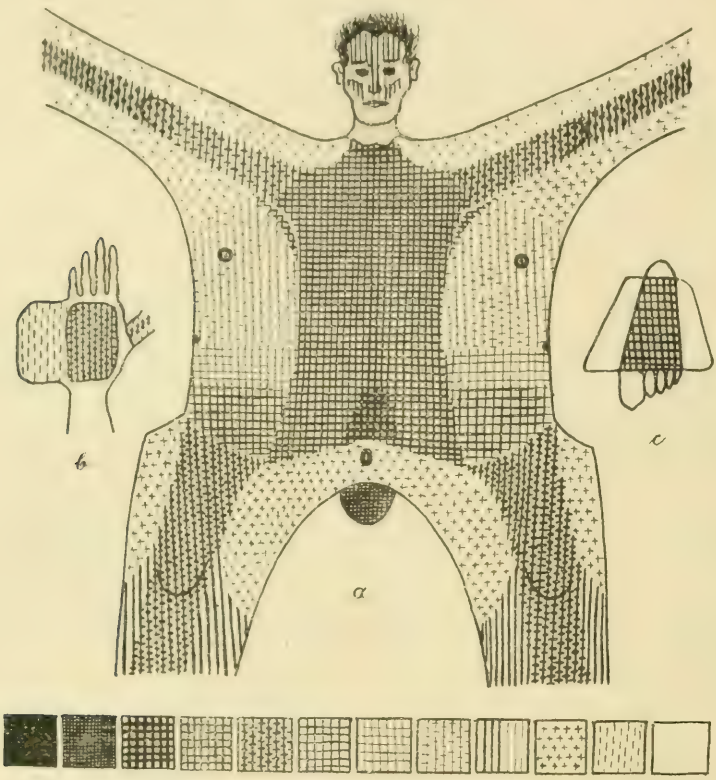



Fig. 1. Allgemeines Schema des Intensitätsgrades der Epidermispigmentierung an den einzelnen Stellen der menschlichen Haut. Vornehmlich nach den Angaben von G. Schwalbe zusammengestellt. Näheres im Text.

zwischen der Färbung der Hautepidermis und jener der Haare, die ja auch auf Epidermispigment beruht, eine Korrelation bestehe, indem zunächst die Haare die eigentlichen Träger des Pigments sind. So kann bei vielen dunkel gefärbten Tieren die von reichlichen, stark gefärbten Haaren bedeckte Hautoberfläche vollständig farblos erscheinen, während an den schwach behaarten Stellen dunklere Färbung der Hautoberfläche wahrgenommen wird. Beim Menschen hat sich beim Schwunde des Haarkleides kompensatorisch Epidermispigment eingestellt, und zwar um so reichlicher, je dunkler das geschwundene Haarkleid gewesen ist.

Auch bei dem Vergleich des Haarkleides zahlreicher Affenarten „ergab sich als überwiegend eine dunklere Färbung des Rückens als des Bauches". „Die Innenseiten der Extremitäten folgen in der Färbung meist dem Bauch, die Außenseiten dem Rücken."

Schwalbe erscheint es als das Natürlichste, „für die spezielle Ableitung der Hautfarbe des Menschen von einer ursprünglich mit schwarzen oder dunkelbraunen

Haaren ausgestatteten Form auszugehen, welche einerseits in tropischen Klimaten bei reichlicherem Schwund des Haarkleides die intensive Pigmentierung kompensatorisch in der Färbung der Epidermis bewahrte, anderseits in nordischen Klimaten bei kräftigerer Erhaltung der Haarproduktion mehr und mehr erbleichte, stärkere Pigmentierungen nur noch an wenigen Stellen bewahrte, wie in der Areola mammae".

Eine wichtige Grundlage für Schwalbes Anschauungen bildeten die eingehenden Untersuchungen seines Schülers B. Adachi über die Pigmentierung der Haut (mit Ausschluß der Behaarung) bei zahlreichen Affenarten.[1]) Adachi fand, daß die Hautpigmente, Epidermispigment (ausschließend das Haarpigment) sowie ein eigenartiges, in der Tiefe des Coriums liegendes Pigment bei den einzelnen Affenarten in bestimmter Weise an den einzelnen Körperstellen verteilt sind, daß aber auch für die Affen im allgemeinen die Regel gilt, daß der Rumpf dorsal dunkler ist als ventral und die Extremitäten an der Streckseite dunkler sind als an der Beugeseite.

Die Untersuchungen an den Affen wurden, wie auch die meisten vorerwähnten an Menschen, hauptsächlich in der bisher üblichen Weise vorgenommen, daß von den verschiedenen Körperstellen kleine Hautstückchen exzidiert und dann mikroskopisch untersucht wurden. Daraus ersieht man, ob und in welchem Grade die untersuchten Stellen pigmentiert sind. Einen zusammenhängenden Überblick über die Verteilung der Pigmente in der ganzen Haut erhält man aber so meistens nicht. Dazu ist es, wie ich bereits im Jahre 1913 dargetan habe,[2]) empfehlenswert, die Innenseite der ausgespannten frischen oder besser der einfach getrockneten (nicht gegerbten) Haut zu betrachten. Es zeigt sich dann, daß die Verteilung der Pigmente oft eine derartige ist, daß ganz eigenartige Zeichnungsmuster zustande kommen, wie sie durch die Untersuchung auch noch so zahlreicher kleiner Hautstückchen vielfach gar nicht vermutet werden können. Denn nach letzterer Methode wird oft nicht ersichtlich, ob der Übergang vom lichten zum dunklen Gebiet allenthalben plötzlich oder allmählich erfolgt, ob die Grenzen ganzrandig oder gezackt, wellig oder dergleichen sind. Ferner werden die häufig vorkommenden Fleckenbildungen, die oft den Zeichnungsmustern das Gepräge geben, nicht im vollen Umfange erkannt und ein zufälliger dunkler Fleck an einer an sich lichten Körperstelle kann, wenn das entnommene Hautstück gerade aus dem Fleck stammt, eine unrichtige Angabe über die allgemeine Färbung dieses Hautgebietes zur Folge haben.

Bei meinen Veröffentlichungen im Jahre 1913 hatte ich 16 Primatenhäute zur Verfügung und betonte, daß bei der Kleinheit des Materials meine Ausführungen nur die Grundlage zu weiteren derartigen Untersuchungen bilden sollen. Seither konnte ich nach und nach 30 weitere, mehr weniger pigmentierte frische Affenhäute besichtigen und von ihnen Skizzen anfertigen. Da die Gelegenheit, weiteres Material zu bekommen, gegenwärtig ziemlich aussichtslos ist, sei hier über das neue, in mehrfacher Hinsicht lehrreiche Material zusammenfassend mit meinen gesamten diesbezüglichen Beobachtungen berichtet. Von anderer Seite scheint über diese Erscheinung bei den Affen, abgesehen von einer kurzen Mitteilung über einen Schimpansenfetus von Bolk, inzwischen nichts veröffentlicht worden zu sein, doch wurde ihre Wichtigkeit bereits von mehreren Autoren hervorgehoben. Auf andere in letzter Zeit viel erörterte einschlägige Fragen, die vielfach auf die Ausführungen Schwalbes zurückführen,

[1]) Zeitschrift f. Morph. u. Anthrop., Bd. 6, S. 1—131, 1903.

[2]) Zoolog. Jahrb., Abt. f. System., 35. Band, S. 271—350, und Verhandl. deutscher Naturforscher u. Ärzte, 85. Versammlung in Wien 1913.

kann ich nur andeutungsweise eingehen und verweise diesbezüglich besonders auf die Arbeiten von Adametz[1]), Solger[2]), Friedenthal[3]), Pearson-Nettleship-Usher[4]), Weidenreich[5]), E. Fischer[6]), Haecker[7]), Meirowsky[8]) u. v. a.

Ich hatte schon seinerzeit hervorgehoben, daß an der Innenseite der Haut der Säugetiere dreierlei scharf gesonderte, makroskopisch sichtbare Zeichnungsarten vorkommen können: 1. die durch Epidermispigment hervorgerufene Zeichnung (Taf. 1)[9]); 2. die durch große, vielgestaltige Pigmentzellen hauptsächlich in den tieferen Lagen des Coriums bedingte Zeichnung (Taf. 2A und 2B) (nach Adachi und Schwalbe sind diese großen pigmentierten Bindegewebszellen von den allgemein bekannten, in den oberen Lagen des Coriums gelegenen kleinen Pigmentzellen und Chromatophoren, welche die allgemeine Hautfärbung nicht wesentlich zu beeinflussen vermögen, wohl zu unterscheiden); 3. kommt bei vielen dichtbehaarten Säugetieren vorübergehend eine Hautzeichnung vor, die durch das Durchschimmern eng beisammenstehender pigmentierter Wurzeln von im Wachstum befindlichen farbigen Haaren hervorgerufen wird (Taf. 4 u. 5). Die Wurzeln aller ausgewachsenen, auch der an sich pigmentierten Haare sind dagegen stets mehr weniger pigmentfrei, schimmern daher an der von Natur aus lichten Innenseite der Haut nicht durch. Eine solche Haarwachstumshautzeichnung kommt daher dann zustande, wenn das Haarkleid gezeichnet und im ganzen im Wachstum begriffen ist (junge Tiere und Tiere mit langer Behaarung), sowie beim periodischen Wechsel (Frühjahrs- und Herbstmauser) von ganz oder teilweise pigmentierten Haarkleidern, wenn, was meistens der Fall ist, die Mauser nicht gleichmäßig am ganzen Körper, sondern an einzelnen Körperstellen zu verschiedener Zeit erfolgt (Mauserzeichnung).

Alle drei Hautzeichnungsarten treten voneinander völlig unabhängig auf, zeigen meistens eine auffallende bilaterale Symmetrie und stehen auch mit der Zeichnung des Haarkleides in keinem direkten Zusammenhang (die Mauserzeichnung insofern nicht, als das Auftreten und die allmähliche Ausbreitung des Haarkleidwechsels ohne Rücksicht auf die Fellzeichnung erfolgt).

An der frischen Haut erscheint die Epidermispigmentation grau bis schwarz, die Coriumpigmentierung bläulich; im trockenen Zustande sind sie deutlicher, beide mehr weniger schwarz, die Coriumpigmentierung zumeist intensiver. Bei ersterer ist der Übergang zu den pigmentfreien Stellen meistens ein ziemlich allmählicher, bei letzterer schärfer. Bei dieser verlaufen die Grenzlinien im allgemeinen welliger und neigen mehr zur Bildung von Fortsätzen als bei der Epidermiszeichnung. Bei der Mauserzeichnung sieht die frische Haut an den farbigen Stellen bläulich aus, im getrockneten Zustande je nach der Färbung der Haare mehr weniger schwarz, gelb, braun oder rötlich. Häufig erkennt man schon mit freiem Auge oder bei Lupenvergrößerung, daß

[1]) Jahrbuch f. Pflanzen- und Tierzüchtung, 1904.
[2]) Dermatol. Zeitschrift, Bd. XII, 1905, XIII, 1906 und XIV, 1907.
[3]) Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen. Jena 1908—1910.
[4]) A Monograph of Albinism in Man. Bd. I, II und IV, London 1911—1913.
[5]) Zeitschrift f. Morph. u. Anthrop., Sonderheft II, 1912.
[6]) Ebenda, Bd. XVIII, 1914.
[7]) Entwicklungsgeschichtliche Eigenschaftsanalyse. Jena 1918.
[8]) Über die Entstehung der sogenannten kongenitalen Mißbildungen der Haut. Wien und Leipzig 1919.
[9]) Bei manchen Feten, z. B. des ungarischen Büffels, ist nur die äußere Wurzelscheide der Haaranlagen stark pigmentiert, die eigentliche Hautoberfläche ist dagegen ziemlich licht; hier wird die (graue) Hautfärbung also durch die pigmentierten Hüllen der Haaranlagen bedingt und nicht, wie bei der gleich zu erwähnenden Mauserzeichnung, durch die pigmentierten Achsen der Haarwurzeln.

derartige dunkle Hautstellen durch punkt- bis stecknadelförmige Gebilde, die Haarwurzeln, bedingt sind. Die Grenzen solcher dunkler Stellen sind, wenn an ihnen eben kräftige Haarstrecken, z. B. die Grannen, in Entwicklung begriffen sind (Wurzeln mehr weniger gerade), scharf, wenn feinere Schaftstrecken in Bildung sind (Wurzeln mehr weniger abgebogen oder wellig), verschwommen. Das Ausbreiten der Wechselstellen kann in gerader, konvexer oder konkaver Linie vor sich gehen. Wenn die neuen Haare die Hautoberfläche bereits mehr weniger weit durchbrochen haben, sieht man die Haarspitzen an der Außenseite der Haut zwischen der alten Behaarung zunächst an der Haut schräg anliegend, in vorgeschrittenen Stadien mehr weniger weit in die alte Behaarung hineinragend. Sind die neuen Haare schon lang und die alten mehr weniger ausgefallen, so erscheint die Felloberfläche oft abgestuft oder auch im Farbenton etwas verändert.

Sehr deutlich ist der Unterschied der drei verschiedenen Hautverfärbungen, die bisher vielfach verwechselt worden sein dürften, an aufgehellten, bei schwacher Vergrößerung von der Fläche aus betrachteten Hautstücken: die Epidermispigmentierung erscheint körnig, Fig. 2, die Coriumpigmentierung als ein mehr weniger dichtes Netzwerk, Fig. 3, die Mauserflecken endlich aus mehr weniger langen, stecknadelförmigen Strichelchen bestehend, Fig. 4.[1])

Die in verschiedener Hinsicht sehr wichtige Mauserzeichnung ist den Rauhwarenkundigen wohl bekannt, wissenschaftlich wurde sie aber noch nicht behandelt. Meine bisherigen einschlägigen Beobachtungen sind, abgesehen von der ersten Mitteilung im Jahre 1913, seit dem Jahre 1919 in einigen vorläufigen Berichten niedergelegt (der ausführlichste in den Verhandl. d. Zool.-Botan. Ges., Wien, Jahrg. 1920, Bericht d. Sektion f. Zoologie, S. [118]—[136]).[2]) Vgl. auch die Erklärungen zu Taf. 4 und 5.

Bei den Affen und Halbaffen konnte ich bisher keine ausgesprochene Mauserzeichnung finden, vermutlich weil diese Tiere keinen periodischen Haarkleidwechsel besitzen. Eine Jugend-Wachstumszeichnung wird bei jungen Affen mit gezeichnetem Haarkleid, solange dieses im Wachstum begriffen ist, wohl vorhanden sein. So traf ich auch mitunter Hautstellen von punktiertem Aussehen an; diese Pünktchen erwiesen sich bei genauerer Betrachtung als lockerstehende Gruppen von Haarwurzeln. Bei dichtem Haarkleid (z. B. bei Wollaffen) werden solche Stellen makroskopisch wohl einheitlich dunkel aussehen. Der Mensch kommt hier schon wegen seiner Haararmut nicht in Betracht. Diese Art der Hautzeichnung entfällt also für die nachstehenden Ausführungen und wir haben uns hier nur mit der Epidermis- und Coriumzeichnung zu befassen. Diese aber sowie die Fellzeichnung werde ich voneinander streng gesondert behandeln. Denn das erscheint mir als eine wichtige Grundlage, um allfällige Beziehungen zwischen ihnen klarzu-

[1]) Verfärbungen der Haut können gelegentlich auch in anderer Weise zustande kommen. Hier sei speziell die Haut einer Sumpfantilope erwähnt, die an ihrer Innenseite im Rückengebiet annähernd kreis- bis nierenförmige, schwärzliche Flecke zeigte. Diese waren sichtlich auf Verletzungen durch Läuse zurückzuführen, die den Haarboden an diesen Stellen befallen hatten.

[2]) Nach meinem Vortrage berichtete mir ein Zuhörer, Herr Dozent Dr. Hans Königstein, daß er im Jahre 1914 nach dem Rasieren der Behaarung des Rückens von Hauskaninchen beobachtete, daß die Haare dortselbst nur an bestimmten, deutlich umgrenzten Stellen nachwuchsen. Diese Stellen entsprechen offenbar Teilen der bei den Hauskaninchen sehr auffallenden und mannigfach auftretenden Mauserzeichnung. Über seine Beobachtungen, die sich auch auf die histologischen Verhältnisse beziehen, hielt Herr Königstein am 23. Juni 1921 in der Wiener Dermatologischen Gesellschaft einen Vortrag.

stellen. — Meine Untersuchungen erstrecken sich entsprechend der gebräuchlichen Forschungsweise in der Anthropologie und in der Säugetiersystematik ausschließlich auf die makroskopische Erscheinung der Zeichnungen, und zwar nur auf ihren allge-

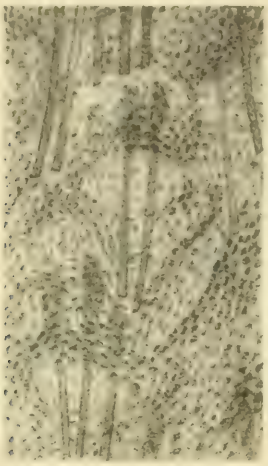


Fig. 2. Aufgehelltes Hautstück vom Rücken eines *Ateles ater* Cuv. Ansicht von der Fläche. Etwa 30:1. Epidermispigment (grobkörnig). Einige Haarstümpfe. — Vgl. auch Tafel 1.

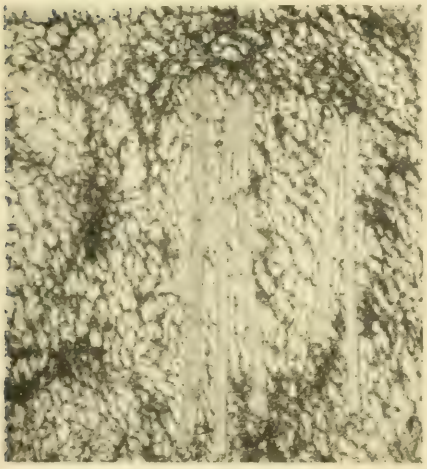


Fig. 3. Aufgehelltes Hautstück von der Flanke eines *Cebus libidinosus* Spix. Ansicht von der Fläche. Etwa 30:1. Netzwerk aus großen Coriumpigmentzellen. Einzelne Haarstümpfe. — Vgl. auch Tafel 2A und 2B.

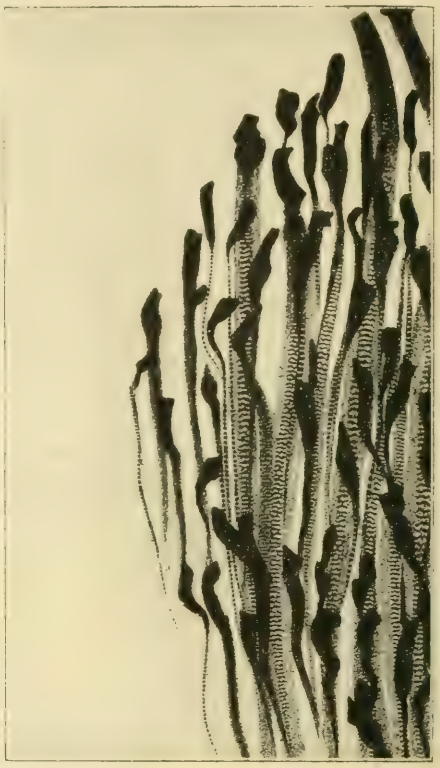


Fig. 4. Aufgehelltes Hautstück vom Rücken eines im Haarwechsel begriffenen Maulwurfes, *Talpa europaea* L. Grenzstück eines Wechselfleckes. Ansicht von der Fläche. Etwa 60:1. Der dunkle Fleck wird durch dicht beisammenstehende pigmentierte Wurzeln mit den apikal anschließenden Schaftteilen von wachsenden Haaren hervorgerufen. An der lichten Stelle befinden sich am Bilde nicht sichtbare unpigmentierte Wurzeln von ausgewachsenen Haaren. Im vorliegenden Stadium ist eben der kräftige Apikalteil der Haare (Granne) in Bildung begriffen. Dabei sind die Wurzeln mehr weniger gerade. Wenn die Granne bereits vollständig entwickelt und der zartere Basalteil der Haarschäfte in Bildung ist, erscheint der Wurzelteil zierlicher und mehrfach gebogen oder geknickt. — Vgl. auch Tafel 4 und 5.

meinen Charakter. Über die Verhältnisse an kleineren engbegrenzten Körperstellen (Lider, Anus u. dgl.) s. Adachi.

## Epidermiszeichnung.

Bezüglich dieser kann ich meinen seinerzeitigen Ausführungen nicht viel Neues hinzufügen. Hervorgehoben sei neuerdings, daß die verschiedenen Epidermiszeichnungen bei den Affen es ermöglichen, sowohl die normalen als

auch gelegentliche abnormale Verhältnisse in der Verteilung des Epidermispigments in der Körperhaut des Menschen ganz im allgemeinen von jenen abzuleiten. 1. Zunächst gibt es, entsprechend den brünetten und dunkelhäutigen Menschen, Affenarten, deren Epidermis allenthalben am Körper pigmentiert ist. Das geht bereits aus den Mitteilungen Adachis hervor, und ich fand diesen Zustand bei allen von mir untersuchten Exemplaren vom Orang (3 Stück), *Ateles ater* Cuv. (1), *Ateles geoffroy* Kuhl (1) und vom Halbaffen *Lemur catta* L. (2).

Wie beim Menschen, so ist auch bei solchen Affen die Intensität der Epidermispigmentierung an einzelnen Körperstellen verschieden, und zwar bei den einzelnen Arten in besonderer Weise. So erscheint bei *Ateles ater* die Ventralseite verhältnismäßig dunkel (Taf. 1, *a*) und weitere derartige Verschiedenheiten bei einzelnen Affenarten sind aus den Ausführungen Adachis zu ersehen. 2. Größere pigmentierte und pigmentfreie Gebiete, wie solche beim Menschen vielfach in Fällen von partiellem Albinismus vorkommen, fand ich bei einem jungen Exemplar einer dritten *Ateles*-Art, grauer A. (*c*), ferner bei einem *Semnopithecus entellus* Dufr. (*d*) und bei zwei Exemplaren des Halbaffen *Lemur varius* Geoffr. Bei sämtlichen ist die Rückenhaut frei von nennenswertem Pigment; der Kopf und die Extremitäten sind häufig pigmentiert. Im übrigen sei auf die bilateral-symmetrische Verteilung des Pigments verwiesen. Mitunter kommen jedoch auch Asymmetrien vor (vgl. z. B. die Ohrmuscheln eines von Adachi besprochenen *Cynocephalus*). 3. Auch kleinere Fleckenbildungen, wie sie gelegentlich in verschiedenster Weise beim Menschen und bei Haussäugetieren[1]) vorkommen, können bei den Affen auftreten, z. B. in linearer Verteilung in der Mittellinie des Rückens bei einem Kapuzineraffen (*e*) und noch kleinere allenthalben verstreut in einer Haut eines *Lemur varius (b)*. In dieser treten in der sonst typischen Zeichnung einerseits in lichter Umgebung dunkle Flecken auf, anderseits auf pigmentiertem Grunde noch stärker pigmentierte Flecke, aber auch pigmentfreie helle. — Genaueres über solche Verhältnisse s. bei Adachi und in meiner Arbeit. Über den Albinismus, die Muttermäler und dergleichen abnormale Zustände vergleiche neben anderen die eingangs erwähnten Arbeiten, insbesondere die inhaltsreichen Werke von Pearson, Nettleship und Usher und von E. Meirowsky, welche darüber von den verschiedensten Gesichtspunkten aus handeln, namentlich auch hinsichtlich der Vererbungslehre.

[1]) Die Art der Verteilung der epidermalen Fleckenbildungen in der Haut am ganzen Körper scheint bei den Haussäugetieren noch nicht genauer untersucht zu sein. Vermutlich finden sich auch hier Zustände, die unter Gruppe 2 fallen. Bei freilebenden dichtbehaarten Säugetieren ist mir außer bei der genannten Varihaut bisher keine nennenswerte Fleckenbildung (Scheckung) in der Epidermis aufgefallen. Wenn bei ihnen die Epidermis gefärbt ist, so ist sie entweder durchwegs oder regional pigmentiert (vgl. Toldt jun., Verhandl. Zool.-Bot. Ges., Wien 1914). Bei Nagetieren (z. B. *Microtis*) fällt oft das schwachbehaarte, zarthäutige Scrotum durch seine dunkle Färbung auf (Schutz für die Hoden). Auch diesbezüglich sind weitere Untersuchungen erforderlich. — Bei nackten (haararmen) freilebenden Säugetieren kommen Fleckenbildungen in der Epidermis öfter vor (z. B. bei manchen Walen regelmäßig an bestimmten Stellen oder gelegentlich gescheckte Exemplare).

Nebenbei sei hier auf die interessante Färbungsasymmetrie des Kopfes des Finnwals verwiesen. Von der allgemein dunkeln Kopffärbung heben sich rechts die Haut des Unterkiefers sowie die vorderen Barten durch ihren hellen Ton ab. Das hängt vielleicht mit der Art der Fortbewegung des Tieres zusammen, indem infolge der schiffsschraubenartigen Bewegung der Schwanzflosse der Kopf hauptsächlich mit der linken Seite durch das Wasser bohren dürfte; denn damit würde übereinstimmen, daß an dieser Seite die Haut resistenter (pigmentiert) ist als an der rechten unpigmentierten. Beim ♂ Narwal ist es bekanntlich auch die rechte Seite, an der der Stoßzahn meistens verkümmert ist.

Nach Adachi sind die Verschiedenheiten bezüglich des Vorkommens der Hautpigmente bei den Affen „nach Spezies und (im Gegensatz zum Menschen) nach Individuen" sehr gering. Bezüglich der Epidermiszeichnung kann ich nur darauf hinweisen, daß bei den drei Orangs und bei den zwei Kattas stets die ganze Epidermis pigmentiert war. Dagegen variierten drei Häute vom Vari in der Ausdehnung der Pigmentierung ziemlich stark und die eben genannte Fleckung war nur bei einer vorhanden (abnormalerweise?); der Vari ändert bekanntlich auch in der Fellfärbung sehr ab. Es gibt also, abgesehen vom Menschen, jedenfalls Primatenarten (wenigstens eine Halbaffenart), bei welchen die Epidermiszeichnung schwankend ist. Zur weiteren Feststellung mangelt es mir an Material. Doch erscheint mir nach den Befunden beim Vari und nach den Verhältnissen bei der Coriumzeichnung (s. weiter hinten) die Annahme berechtigt, daß der Grundtypus auch der Epidermiszeichnung bei den einzelnen Arten konstant ist, die Pigmentausdehnung innerhalb desselben aber, wenigstens bei manchen Arten, variieren kann, bei den einen vielleicht mehr als bei andern. Die normalen Verhältnisse bei den Menschen lassen sich damit gleichfalls in Einklang bringen (der Grundtypus ist bei brünetten und dunkelfarbigen Individuen die Pigmentierung der gesamten Epidermis mit einer bestimmten, bis zu einem gewissen Grade konstanten Verteilung der Intensität; bei hellen Individuen kommt es an manchen Körperstellen gar nicht zur Pigmentbildung).

Wie vorhin erwähnt, nimmt Schwalbe im allgemeinen eine Korrelation zwischen dem eigentlichen Epidermispigment in der Haut und der Färbung der Haare an, indem bei schwacher Behaarung das Pigment kompensatorisch in der Hautepidermis anzutreffen ist. (Über derartige Korrelationen s. auch Weidenreich.) Dazu sei neuerdings bemerkt, daß in den einzelnen Fällen diesbezüglich keine strenge Abhängigkeit zwischen Haar- und Epidermisfärbung zu beobachten ist.[1]) Denn bei einzelnen Affenarten gibt es dicht und dunkel behaarte Stellen, an denen die Haut dunkel oder licht sein kann, desgleichen schüttere und dunkelhaarige Stellen mit dunkler Epidermis (zur Feststellung, ob in solchen Fällen die Epidermis auch licht sein kann, fehlt mir gegenwärtig ein Beleg, doch kommt diese Konstellation hier nicht in Betracht). Ferner kann bei lichter dichter sowie bei lichter schütterer Behaarung die Epidermis licht oder dunkel sein. Die Epidermiszeichnung ist also im einzelnen Falle von der Fellfärbung ganz unabhängig. Das gilt auch für andere Säuger. So konnte ich z. B. an einer Beatrix-Antilope deutlich sehen, daß deren Epidermis überall dunkel war, obgleich das Haarkleid an einzelnen Stellen weiß, an anderen schwarz, braun oder gelb war. (Vgl. auch V. Haecker.) Hier sei auch daran erinnert, daß die Hautfarbe beim Menschen unabhängig von der Haarfärbung mendelt.

Adachi bemerkt, allerdings unter Betonung verschiedener Ausnahmen, daß die Rückenhaut der Affen ebenso wie beim Menschen im allgemeinen dunkler ist als die Haut der Ventralseite; demnach wäre die Hautfärbung am Rumpfe mit der Haarkleidfärbung direkt proportional. Dabei faßt Adachi unter Hautfärbung die Epidermis- und Coriumpigmentierung zusammen. Betrachtet man jedoch zunächst die Epidermiszeichnung allein, so trifft nach meinen bisherigen Beobachtungen eher das Umgekehrte zu, indem an den vorliegenden Bildern die Epidermis vorherrschend an der Ventralseite pigmentiert ist. Auch aus den Angaben Adachis läßt sich

[1]) Eine diesbezügliche Bemerkung findet sich auch bei Solger, l. c., 1906.

bezüglich des Epidermispigments allein eher dieses Verhältnis feststellen. Beim Orang und Schimpanse ist jedoch nach seinen Ausführungen die Rückenepidermis dunkler als die Bauchepidermis; hieher gehört auch der Mensch. Abgesehen vom normalen Zustande, kommt das beim Menschen auch dadurch zum Ausdruck, daß bei partiellem Albinismus am Rumpfe die Pigmentlosigkeit in erster Linie an der Ventralseite in Erscheinung tritt (vgl. z. B. die zahlreichen Abbildungen bei Pearson). — An den Extremitäten konnte ich bezüglich des Epidermispigments an meinem hiefür unzulänglichen Material eine bestimmte Gesetzmäßigkeit nicht mit Sicherheit erkennen.

Daß am Rumpfe der Affen eher eine stärkere Epidermispigmentierung der Ventralseite zu überwiegen scheint, würde hinsichtlich der vorherrschend dunkleren Färbung des Haarkleides der Säugetiere am Rücken gegenüber dem Bauche — im Gegensatze zur Annahme Adachis bezüglich der gesamten Hautfärbung (Epidermis- und Coriumpigment) — hier eine umgekehrte Proportionalität zwischen Haar- und Epidermispigment ergeben. Nach allem aber ist die Verteilung des Epidermispigments in der Haut je nach der Affenart verschieden und sein Vorkommen im allgemeinen keineswegs auffällig an bestimmte Körpergegenden gebunden; es ist ferner, wie vorhin gesagt, im einzelnen Falle von der Färbung des Haarkleides unabhängig. Demnach ist es, was übrigens bereits Adachi bemerkte, nicht angezeigt, die Hautfärbung des Menschen mit der Fellfärbung der Säugetiere (speziell der Affen) morphologisch vollends gleichzustellen (vgl. namentlich Schwalbe und neuerdings Meirowsky). So möchte ich auch Fälle, in denen gelegentlich an bestimmten Stellen sowohl die Haar- als auch die Epidermispigmentation gehemmt waren, wie z. B. bei dem bekannten lichten Zwickel an der Stirne bei manchen (dunkelhäutigen) Menschen, vorläufig nicht kurzweg mit der allgemeinen Zeichnung der Behaarung und der Haut auf eine Stufe stellen. Denn dort handelt es sich um eine gelegentliche, wenn auch vererbbare Hemmung der Pigmentbildung in allen Teilen der Haut innerhalb eines bestimmten Gebietes, das mitunter auch anderweitige Veränderungen zeigen kann; ihre eigenartige Begrenzung ist aber wohl anders zu erklären als die natürliche Ausbreitung der einzelnen spezifischen Zeichnungen. Auch wären dabei in jedem einzelnen Falle die Pigmentverhältnisse aller Hautbestandteile zu beachten. Insoweit das Vorkommen verschiedener Pigmentarten an bestimmten Körperstellen vorherrschen mag, würde das nur bedeuten, daß diese in bezug auf das Vorkommen der verschiedenen Pigmente, aus welchen Gründen immer, besonders bevorzugt sind; eine Abhängigkeit der einen Pigmentierungsart von der andern muß dabei aber keineswegs bestehen. — Nebenbei sei hier daran erinnert, daß auch die Mauserzeichnung, also die Art des Auftretens und des Ausbreitens der neuen Behaarung, von der Fellfärbung ganz unabhängig ist.

## Coriumzeichnung.

Zunächst sei nochmals hervorgehoben, daß es sich hier nicht um die kleinen Pigmentzellen und Chromatophoren in den oberen Lagen des Coriums nahe der Epidermis handelt, wie sie bei den Säugetieren weit verbreitet und bei den Menschen und Affen gleichfalls vorhanden sind, sondern um große vielgestaltige Bindegewebszellen in den tiefen Lagen des Coriums. Sie bilden in diesen ein mehr weniger dichtes Netzwerk und können auch in das Unterhautbindegewebe hineinreichen; Adachi hat sie eingehend behandelt.

Über die Coriumzeichnung kann ich gegenüber meinen seinerzeitigen Ausführungen einiges bemerkenswertes Neues berichten, namentlich, da mir von einer im Corium besonders intensiv pigmentierten Art, dem Magot, zehn Häute vorlagen;[1]) dadurch ließ sich wenigstens für diese Art ein Bild über die individuelle Variabilität solcher Zeichnungen gewinnen. Adachi hatte höchstens 2 und ich seinerzeit nur in zwei Fällen 3 Stück von einer Art zur Verfügung. Die Vermehrung des Materials gestattete ferner, eine Reihe von Typen der Coriumzeichnung festzulegen.

Auf Tafel 2A sieht man als I. Typus bei einem Hamadryas *(a)* den ganzen Rumpf pigmentiert. Kopf und Innenseite der Basis der Extremitäten sind licht. Daß die Pigmentierung die ganze Haut umfaßt, was bezüglich der Epidermis nicht selten ist, wurde für das Corium bisher nicht beobachtet (weit ausgedehnt ist die Coriumpigmentierung auch beim Orang). Die Haut des Hamadryas ist ferner deswegen bemerkenswert, weil bereits innerhalb der allgemeinen Rumpfpigmentation der Bauch in symmetrischer Weise besonders intensiv gefärbt ist (vgl. auch die dunkle Fleckung innerhalb der Pigmentierung des Oberarms). Das entspricht einer lokal verschieden starken Pigmentierung, wie wir sie in mehrfacher Weise von der Epidermis her kennen. Ob das bei jedem Individuum dieser Art der Fall ist, muß dahingestellt bleiben.

Im II. Typus erscheint als wesentlich die Pigmentierung des Rückens. Einen Übergang zwischen Typus I und II bildet *Theropithecus obscurus* Heugl. *(b)*, an dem die Bauchhaut nur mehr teilweise pigmentiert ist. *Theropithecus* sp. *(c)* stellt den eigentlichen Typus II dar, während beim Mandrill *(d)* die Pigmentation bis auf ein medianes Rückenband zurückgewichen erscheint. Bei Typus III ist die Pigmentierung der Bauchhaut das Kennzeichen. Vom Typus I leitet zu ihm *Cercopithecus* sp. *(e)* über, bei dem die Rückgratlinie einen lichten Streifen bildet. Dieses Bild erscheint in dieser Hinsicht als Negativ zur Mandrillhaut *(d)* vom Typus II. Bei *Cercopithecus callitrichus* Geoffr. *(f)* weicht der Pigmentmangel am Vorder- und Hinterrücken beiderseits auseinander und *Cercopithecus aethyops* L. *(g)* erscheint als eigentlicher Vertreter des Typus III. *Cebus libidinosus* Spix *(h)*, der IV. Typus, zeigt die Pigmentierung nur an den Flanken. Er steht somit gleichzeitig im Gegensatz zu Typus II mit pigmentiertem Rücken und zu Typus III mit dunklem Bauch.

Typus V, der Magot (Taf. 2B, *i l*), ist gewissermaßen das Gegenbild zu Typus IV, indem bei jenem der Rücken und Bauch dunkel und die Flanken licht sind. Bei *Cercopithecus mona* Schreb. *(m)*, Typus VI, tritt eine Eigentümlichkeit auf, die bei einem Magot *(l)* bereits angedeutet und beim Orang (Taf. 3, *a* und *b*) deutlich wieder zu erkennen ist, nämlich je ein lichter Längsstreif beiderseits von der Bauchmittellinie. Im übrigen schließt sich die Monameerkatze dem Typus V an, unterscheidet sich von ihm jedoch auch dadurch, daß das subvertebrale Hell sich nicht auf die Oberschenkel fortsetzt. Hier liegen also am Rumpfe Andeutungen einer mehrfachen Längsstreifung vor, und zwar: Rückgratlinie dunkel, subvertebral licht, dann an den Flanken dunkel, hierauf der seitliche lichte Bauchstreif und endlich die dunkle Bauchmittellinie. Beim Orang, Typus VII, erscheinen die lichten Subvertebralstreifen verschwunden und statt dieser zeigen die lichten Bauchstreifen mehr weniger unterbrochen eine Fortsetzung an der Innenseite der Extremitäten (vgl. den Magot, Taf. 2 B, *i* und *j*). Die Bauchstreifen könnten daher als ventral verschobene Subvertebralstreifen gedeutet werden, doch kommen bei der Monameerkatze beide Streifenpaare gleichzeitig vor;

[1]) Alle diese Affen stammen aus Algier und wurden von Herrn Bankier Alfred Weidholz der Menagerie in Schönbrunn gespendet; hier blieben die einen kürzer, die anderen länger am Leben.

hier erscheinen aber die Bauchstreifen untergeordnet, weil die Subvertebralstreifen Andeutungen von Fortsetzungen auf die Extremitäten aufweisen. Die schmalen lichten Streifenbildungen am Bauch und innen an der Basis der Extremitäten sind die einzigen vom Coriumpigment freien Stellen in der Haut des Orang.

Der spärlich pigmentierte Cebus variegatus E. Geoffr (Taf. 2B, *n*), Typus VIII, unterscheidet sich von Typus V (vgl. namentlich *l*) dadurch, daß der Bauch (die seitlichen lichten Bauchstreifen von Cercopithecus mona inbegriffen) licht und daher vom Seitendunkel jederseits nur ein schmaler Streif erhalten ist. Hier besteht also folgende Rumpflängsstreifung: Rücken (unterbrochen) dunkel, dann hell, hierauf dunkel und endlich am Bauch wieder hell. *Erythrocebus sp. (o)* gehört dem Typus III *(Cercopithecus aethyops, g)* an, führt aber durch eine fleckige Andeutung der Rückgratlinie zum Magot-Typus (V) über.

Bei manchen Affen endlich ist der Rumpf ganz frei von Coriumpigment und nur die Extremitäten sind in verschiedenem Maße im Corium pigmentiert (Typus IX), *s. Cercopithecus diana L* und *Cercocebus torquatus Kerr.* (Taf. 3, *e* und *f*). Diese beiden Affen sowie der Orang sind auch in der Epidermis mehr weniger pigmentiert (s. weiter unten).

Bezüglich der Art des Vorkommens dieser mannigfachen Coriumzeichnungen innerhalb der einzelnen Affenarten ergibt die Betrachtung der 10 Magothäute einen Anhaltspunkt. Bei allen ist der Typus *V* (Rücken und Bauch dunkel, Flanken licht) erkennbar, jedoch variiert innerhalb desselben die Ausdehnung der Pigmentierung sehr. Die Haut *i* (Taf. 2*B*) zeigt das am stärksten, *l* das am schwächsten pigmentierte Exemplar. Diese Verschiedenheiten sind, so viel aus dem Material zu ersehen ist, ganz individueller Natur, unabhängig vom Geschlecht, vom Alter, von der Dauer der Gefangenschaft oder von der Jahreszeit, in der der Tod eintrat. Die 3 ♂, die sich unter den 10 Stück befanden, stehen bezüglich der Ausdehnung der Pigmentierung auf mittlerer Stufe.

Da auch die drei von mir untersuchten jungen Orangs einen einheitlichen Typus (lichtes Bauchstreifenpaar) zeigen (Taf. 3, Fig. *a* das am stärksten, *b* das am schwächsten pigmentierte Exemplar), steht zu erwarten, daß bezüglich der Coriumzeichnung der Grundtypus innerhalb einer Art stets derselbe ist, während die Ausdehnung der Pigmentierung großen individuellen Schwankungen unterworfen sein kann. (Aus letzterem Grunde dürften, wenn von einer Art nur eine Haut vorhanden war, einzelne der vorgeführten Zeichnungen nicht gerade den reinen Typus der betreffenden Art darstellen.)

Nahe verwandte Arten (s. die Hundsaffen Taf. 2, *a—d*, ferner die Meerkatzen *c g*) weisen vielfach Zeichnungen auf, die sich leicht voneinander ableiten lassen. Die Mona-Meerkatze zeigt jedoch einen anderen Typus als die drei übrigen untersuchten Meerkatzen und nähert sich mehr dem Magot. Wie bereits Adachi für die Pigmente im allgemeinen gefunden hat, so richtet sich auch die Art der Ausbreitung der Coriumpigmentation nicht streng nach dem natürlichen System.

Die Coriumpigmentation bei den Affen ist bekanntlich bezüglich der blauen Kinderflecke (Mongolen- oder Kreuz- oder Geburtsflecke) von Interesse, welche besonders um die Geburt und in den ersten Lebensjahren bei Kindern, namentlich von dunkelfarbigen Menschenrassen, vorkommen können. Denn die pigmentierten Bindegewebszellen, welche die Kinderflecke hervorrufen und durch Bälz und durch Grimm bekannt wurden, entsprechen nach Adachi jenen Pigmentzellen, welche

die Coriumzeichnung bei den Affen bedingen. Ich kann diesbezüglich meinen seinerzeitigen Ausführungen nichts Neues hinzufügen. Doch sei hervorgehoben, daß die erweiterte Kenntnis von der Coriumzeichnung bei den Affen die von A. Bloch, Adachi u. a. ausgesprochene Vermutung, daß die Kinderflecke eine rudimentäre Erscheinung darstellen, aufs neue bekräftigt. Ferner erscheint nun die von mir präzisierte Ansicht, daß es sich hier um den Rest einer bei vielen Affenarten vorkommenden Coriumzeichnung handelt, wohl unanfechtbar. Der ursprüngliche spezifische Zeichnungstypus beim Menschen dürfte sich an der Hand eines entsprechenden Vergleichsmaterials über das mannigfaltige Auftreten der Geburtsflecke wohl rekonstruieren lassen. So viel erscheint sicher, daß diese Pigmentation beim Menschen hauptsächlich an der dorsalen Körperseite, und zwar in der hinteren Rumpfpartie und in der Glutaealgegend ihren Sitz hatte. Ebenso ist es gewiß, daß sie heute bei manchen Rassen stärker rückgebildet ist als bei anderen. Die große individuelle Variabilität in der Ausbreitung des Coriumpigments, wie wir sie beim Magot gesehen haben, macht die großen Verschiedenheiten im Grade der Reduktion der Coriumzeichnung und in der Art des lokalen Auftretens ihrer Reste am menschlichen Körper besonders verständlich.[1]) — Von großem Interesse in bezug auf die Kinderflecke ist der Befund, den L. Bolk kürzlich an einem Fetus eines Schimpansen gemacht hat.[2]) Bei diesem fanden sich nämlich beiderseits an den Hüften sowie zwischen dem Steißhöcker und dem Hinterrande des äußeren Genitales Stellen von bläulicher Färbung, die mit jener der Kinderflecke übereinstimmt. Da Adachi bei einem jungen und einem erwachsenen Schimpansen keine Coriumzeichnung, sondern nur an einzelnen Körperstellen mehr weniger spärliche Coriumpigmentzellen antraf, liegen — soweit das bisherige Material zeigt — die Verhältnisse bei diesem Anthropomorphen insofern ganz ähnlich wie beim Menschen, als deutliche Coriumflecke nur beim Fetus zu sehen sind, und zwar zum Teil an den gleichen Stellen wie bei den Kindern. Beim Schimpansen ist aber die Coriumpigmentierung im allgemeinen doch etwas stärker ausgeprägt, da beim erwachsenen Menschen nirgends derartige Pigmentzellen vorkommen (bei keiner Rasse?). Hier wäre es sehr wichtig, den Variabilitätsumfang der Coriumpigmentierung beim Schimpansen und bei seinen verschiedenen Formen kennen zu lernen.

Aus meinen Bildern ist nicht ersichtlich, daß die Coriumpigmentation bei den Affen die Ober- oder Unterseite des Rumpfes mehr bevorzugen würde; eher scheint die letztere häufiger pigmentiert zu sein, jedoch kommt es nicht in dem Maße zum Ausdruck wie bei meinem Material über die Epidermiszeichnung. Die Extremitäten sind im allgemeinen in verhältnismäßig großem Umfange, oft durchaus pigmentiert. Daß dabei die Außenseite besonders bevorzugt wäre, tritt an meinem Material nicht auffällig hervor, jedenfalls aber ist die Innenseite an der Basis der Extremitäten meistens pigmentfrei (geschmeidiger, weil vielfachem Spannungswechsel ausgesetzt).

Bemerkt sei noch, daß die Coriumzeichnung sowohl bei alt- als auch bei neuweltlichen Affen vorkommt, dagegen bei Halbaffen bisher nicht angetroffen wurde. Entsprechende einzelne Pigmentzellen finden sich nach Adachi allerdings

[1]) In der Zeitschrift für Kinderheilkunde (J. S. Springer, Berlin) befindet sich eine Arbeit des Wiener Dozenten für Kinderheilkunde Primarius Dr. M. Zarfl über blaue Kinderflecke mit Berücksichtigung der Hautzeichnungen bei den Affen im Druck. Daselbst wird u. a. ein sehr interessanter Fall, eine auffallend regelmäßige kranzförmige Zeichnung am Hinterkopf eines Kindes, mitgeteilt.

[2]) Anat. Anz., 50. Bd., S. 354–358, 1917.

auch bei diesen. Auch bei den übrigen Säugetieren konnte ich bei meinen Untersuchungen über die verschiedenen Hautzeichnungsarten bisher keine ausgesprochene Coriumzeichnung feststellen; es hat demnach den Anschein, daß sie auf die Simier beschränkt ist.

### Epidermis- und Coriumzeichnung nebeneinander.

Bei manchen Affen ist sowohl die Epidermis als auch das Corium stellenweise pigmentiert. Dabei ist hervorzuheben, daß sich auch in solchen Fällen die Selbständigkeit beider Pigmentationen offenbart; denn es zeigt sich auch hiebei keinerlei nennenswerte Korrelation und die Ausbreitung beider Zeichnungen ist zumeist voneinander ganz unabhängig.

Wie bereits Adachi beobachtet hat, ist beim Orang die Epidermis allenthalben, und auch das Corium fast überall pigmentiert, so daß dieser Affe mit seiner rutilistischen Behaarung in der Haut am stärksten von allen Affen pigmentiert erscheint. Das Coriumpigment (Taf. 3, Fig. *a* und *b*) läßt, wie schon Adachi fand, an der Innenseite der Basis der Extremitäten (und zum Teil der Oberarme) aus und außerdem findet sich wenigstens an meinen drei Exemplaren das vorhin erwähnte lichte Bauchstreifenpaar (vgl. Typus VII der Coriumzeichnung). Alle diese lichten Stellen schwanken bei den drei vorliegenden Häuten etwas in ihrer Ausdehnung, namentlich in bezug auf die Längsrichtung, und die allgemeine Epidermispigmentierung zieht sich ohne jede Veränderung über sie hinweg.

Eine Haut eines Pithecus fascicularis Raffl (*c*) ist im Corium weithin, ungefähr in der gleichen Ausdehnung wie beim Hamadryas, pigmentiert. Bei jener ist aber der Rücken etwas intensiver als der Bauch (mit einzelnen unregelmäßigen kleinen, hellen Stellen) und außerdem findet sich in schwächer pigmentierten Gebieten, am Hinterrücken eine schwache und am Schwanz eine starke Epidermispigmentation. Ein Cercopithecus albigularis Sykes (*d*) zeigt eine schwache Coriumpigmentation an der Unterseite (Typus III) und außerdem ist der Hals an den Seiten in der Epidermis pigmentiert. Hier fallen die Grenzen der Corium- und Epidermispigmentierung gegen den pigmentfreien Halsrücken hin annähernd zusammen. Eine größtenteils hellhäutige Dianameerkatze (*e*) zeigt Stellen, an welchen nur das Corium (Kopf und Vorderextremitäten sowie die Kniee) und eine solche, an der nur die Epidermis pigmentiert ist (Schwanz). Bei einem im übrigen lichthäutigen Cercocebus torquatus Kerr (*f*) sind die Hinterbeine sowie Steiß und Schwanz im Corium pigmentiert, letzterer auch in der Epidermis.

In den wenigen von mir beobachteten Fällen von zweifacher Zeichnung ist meistens das Coriumpigment ausgedehnter als das Epidermispigment. Beim Menschen findet sich insofern eine doppelte Pigmentation, als bei Kindern die blauen Geburtsflecke vorkommen können. In diesem Falle, wie im geringeren Grade auch beim Orang, ist die Epidermispigmentation (wenigstens beim erwachsenen Menschen) weitaus ausgedehnter als die rudimentäre (kindliche) Coriumzeichnung. Diese ist bei dunkelhäutigen Menschen häufiger als bei hellen und diesbezüglich besteht also zwischen beiden Pigmentationen eine direkte Proportionalität (vgl. auch Adachi).

Mehr weniger deutliche Beziehungen zwischen dem Vorkommen von Epidermis- und Coriumpigment fanden sich hier also beim Pithecus fascicularis (Epidermispigment an Stellen mit schwächerer Coriumpigmentierung), beim Cercopithecus albigularis (Zusammenfallen der Grenzlinien beider Pigmente am Halse) und endlich beim Menschen (direkte Proportionalität zwischen dunkler Haut und Häufigkeit des

Kindertleckes). Derartiges Zusammentreffen erscheint aber gegenüber der Selbständigkeit, mit der in der Affenhaut sonst Pigmentlosigkeit, Epidermispigment und Coriumpigment auftritt, ganz untergeordnet (vgl. auch S. 169).

* * *

Die allgemeine Intensität sowohl der Epidermis- als auch der Coriumpigmentierung scheint nach Adachi bei den Affen individuell nur wenig zu variieren. Das steht im Gegensatz zur großen Verschiedenheit der Intensität der Epidermispigmentierung bei den verschiedenen Rassen des Menschen (vgl. auch weiter unten). Das bisherige Affenmaterial ist aber zur Klärung dieser Verhältnisse noch viel zu gering und man müßte diesbezüglich doch auch bei den Affen die Rassen einzelner Arten in Vergleich ziehen. Da wir gesehen haben, daß die Hautzeichnungen bei den Primaten individuell ziemlich stark variieren können, ist das auch betreffs der allgemeinen Intensität der Pigmentierungen nicht unwahrscheinlich (vgl. den Vari).

Die vorliegenden erweiterten Befunde, insbesondere die individuell sehr verschiedene Ausbreitung der Coriumpigmentierung innerhalb eines bestimmten Zeichnungstypus beim Magot, zeigen neuerdings, daß die Einteilung bezüglich des quantitativen Vorkommens der verschiedenen Pigmentierungsarten bei den einzelnen Affenspezies, wie sie Adachi und in erweiterter Form Schwalbe gegeben haben, nicht zweckmäßig ist. Die Angabe, ob eine Art arm oder reich an einer Pigmentform ist, läßt sich im Hinblick auf die große Variabilität der Coriumpigmentmenge bei den 10 Magots für in der Haut gezeichnete Tiere oft nicht gut machen. Man muß bei einer derartigen Einteilung zunächst wie die genannten Autoren von der Frage ausgehen, ob eine Pigmentation überhaupt vorhanden ist oder nicht; wenn ja, dann ist zu ermitteln, ob sie die ganze Haut umfaßt oder nur teilweise (Zeichnung). Im letzteren Falle muß dabei jeweils der individuell verschiedene Grad der Ausbreitung des Pigments dahingestellt bleiben. Bezüglich des Vorhandenseins von Epidermis- und Coriumpigment würde sich sonach etwa folgende Einteilung ergeben:

1. Epidermis durchaus pigmentiert (dabei kann die Intensitätsstärke stellenweise wechseln und wie beim Menschen in bestimmter Weise verteilt sein, d. i. eine Pigmentzeichnung innerhalb der Pigmentierung) kein (nennenswertes) Coriumpigment (z. B. *Ateles ater*).
2. Epidermiszeichnung — kein (nennenswertes) Coriumpigment (z. B. *Lemur varius*).
3. Coriumzeichnung — kein (nennenswertes) Epidermispigment (z. B. *Magot*).
4. Coriumzeichnung — Epidermiszeichnung (z. B. *Cercopithecus diana*).
5. Coriumzeichnung Epidermis durchaus pigmentiert (z. B. Orang).

Ein Fall, in dem das Corium durchaus pigmentiert wäre, ist, wie vorhin erwähnt, bisher nicht bekannt.

Der erwachsene Mensch gehört in Gruppe 1, helle Individuen, bei welchen das Epidermispigment an bei dunklen Rassen schwach pigmentierten Stellen ganz ausläßt, in Gr. 2, Kinder mit Geburtsflecken in Gr. 5 oder, insofern das Epidermispigment (noch) nicht allenthalben vorhanden, in Gr. 4. In Gr. 5 fällt auch der Orang. Der Schimpanse (und der diesbezüglich noch nicht untersuchte Gorilla) sowie *Hylobates* wären nach den Befunden Adachis in Gr. 1 einzureihen. Der von Bolk beschriebene Fetus eines Schimpansen dürfte in Gr. 4 oder 5 gehören.

Die Färbung des Haarkleides müßte eine ähnliche Einteilung erfahren. Bei der großen Verschiedenartigkeit und den individuellen Schwankungen der Hautpigmentierungen bei den Affen erscheinen derartige Übersichten aber an sich wenig

belangreich, zumal sie mit dem natürlichen System vielfach nicht im Einklang stehen. Auch wird, wie wir gesehen haben, die Einreihung oft dadurch erschwert, daß die Pigmentverhältnisse beim einzelnen Individuum je nach dem Alter verschieden sein können, z. B. um die Geburt anders (Epidermispigment noch nicht überall ausgebildet, dagegen Coriumflecke, die später schwinden) als beim Erwachsenen; bei diesem wieder können im Verlaufe der fortwährenden Erneuerung der Epidermis verschiedene Veränderungen in der Pigmentierung eintreten. Ähnliches gilt bis zu einem gewissen Grade für die Färbungen des Haarkleides.

Schließlich sei neuerdings (vgl. Toldt jun., 1913 und 1920) auf die Art der Ausbreitung der Pigmentationen in der Haut im allgemeinen kurz hingewiesen; dazu bietet namentlich die Coriumzeichnung und speziell der Vergleich der 10 Magothäute eine wertvolle Grundlage. Wir haben gesehen, daß trotz des spezifischen Zeichnungstypus die Ausbreitung des Coriumpigments bei den einzelnen Individuen einen sehr verschiedenen Grad haben kann. Die einzelnen Ornamente machen — rein theoretisch genommen — vielfach den Eindruck, als hätte die Pigmentmasse bei ihrer Bildung das Bestreben gehabt, sich möglichst auszubreiten und daß dies bald früher, bald später zum Stillstand gekommen wäre, manchmal aber auch umgekehrt, als wäre die Pigmentmasse durch die lichten Partien in Einengung begriffen gewesen. Dabei kann der Zeichnungstypus entweder infolge von Unter- oder von Überpigmentierung mehr weniger verschwimmen; vielfach läßt er sich aber dann noch daran erkennen, daß Fortsätze oder isolierte Streifen und Flecke eine Verbindung oder eine Loslösung benachbarter Pigmentkomplexe markieren (z. B. Rumpf- mit Kopffärbung oder mit der Färbung der Extremitäten). Infolge dieser Labilität der im einzelnen Falle allerdings fixierten Zeichnung kann theoretisch der Typus einerseits durch Hemmungen in der Pigmentbildung so stark reduziert werden, daß es schließlich zur Pigmentlosigkeit der ganzen Haut führen würde. Eine Überproduktion des Pigments in bezug auf die Ausdehnung des Zeichnungstypus könnte anderseits die Pigmentierung der ganzen Haut zur Folge haben. In dieser Weise ergibt sich bei der Hautzeichnung der Zusammenhang zwischen Pigmentlosigkeit, Zeichnung und voller Pigmentierung noch deutlicher als bei den Zeichnungen des Haarkleides. Mit dieser Art der Pigmentausbreitungen hängt offenbar auch zusammen, daß die Hautfärbungen, namentlich die Verteilung des Coriumpigments, bei den Affen im Gegensatz zu der zumeist konstanten Fellfärbung bei den freilebenden Säugern individuell immerhin ziemlich variiert; darin nähern sich die Hautzeichnungen der Affen mehr den variabeln Verhältnissen der Fellfärbung bei den Haustieren und der Hautfärbung beim Menschen (vgl. diesbezüglich namentlich Fischer[1]).

Im allgemeinen machen die dunkeln Hautstellen, namentlich bei der Coriumzeichnung, durch ihre vielfach konvexen Grenzen den Eindruck, als wären sie gegenüber der Ausdehnung der pigmentlosen Stellen aktiv (vgl. Solger). Die häufig vorkommenden welligen oder spitzen Ausladungen lassen aber diesbezüglich

[1]) Zu den von diesem Autor erwähnten freilebenden Säugetieren, die in der Fellfärbung stark variieren (Vari, Brüllaffe, Eichhörnchen), möchte ich noch besonders auf den Fuchskusu, auf die Borkenratten und den Hyänenhund verweisen, deren variable Fellfärbung namentlich auch das Weiß in verschiedenster Ausdehnung zeigt. Desgleichen sind für solche Betrachtungen die konstanten Verschiedenheiten in der Färbung zwischen Sommer- und Winterkleid (winterweiße Tiere, Hirsche, Gemsen usf.) sowie zwischen dem Erstlingshaarkleid und dem Fell der Erwachsenen (z. B. Fuchs, Mönchsrobbe, Seidenaffe) von Interesse (vgl. Toldt jun., 1913).

keine Entscheidung zu. Man könnte sich dabei ebensogut vorstellen, daß die Pigmentlosigkeit im Vordringen begriffen gewesen wäre. Auch kann, um eine direkt zu beobachtende Ausbreitung von Hautgebilden zum Vergleich heranzuziehen, wie vorhin erwähnt, das Fortschreiten des Haarkleidwechsels (Mauserzeichnung) in geraden, konvexen oder konkaven Linien vor sich gehen.

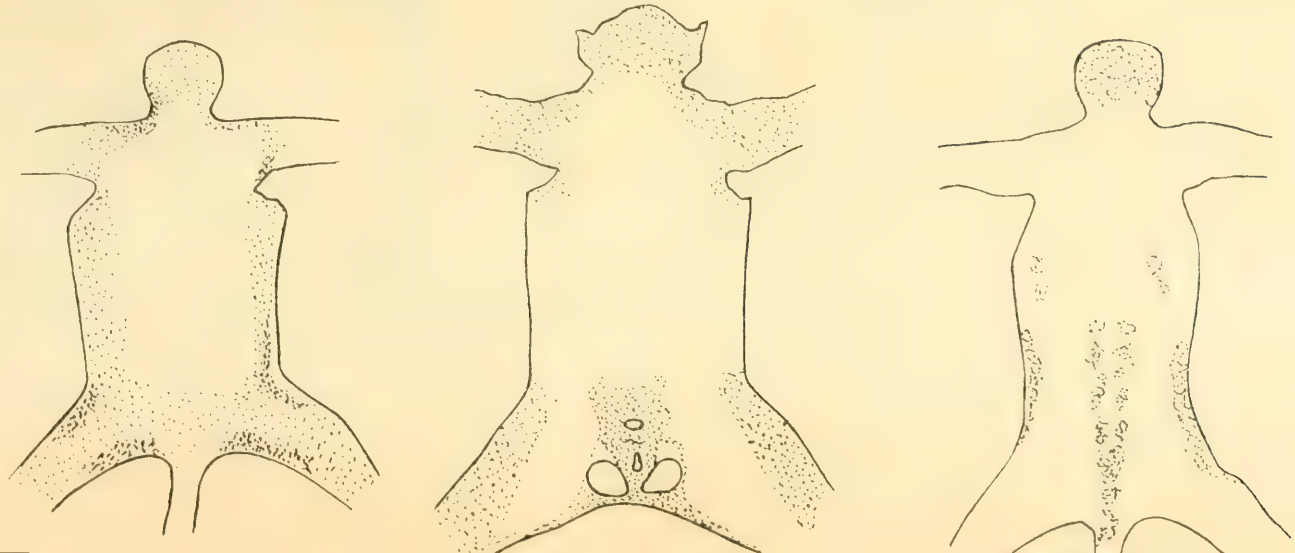
Sowohl bei der Epidermis- als namentlich auch bei der Coriumzeichnung ist gleichwie beim Haarkleid die Längsrichtung der einzelnen Zeichnungsbestandteile in bezug auf die Hauptachse der betreffenden Körperteile vorherrschend, was wohl mit dem allgemeinen Richtungszug in der Ontogenie des Säugetierkörpers zusammenhängt. Dieser steht wieder mit der hauptsächlichsten Art der Fortbewegung (Streckung) des Körpers im späteren Leben in Übereinstimmung [vgl. auch meine Ausführungen in den Verhandl. d. Zool.-Botan. Ges., Wien, 1920, (S. 133), sowie jene von Meirowsky, l. c., S. 165]. Die vorherrschende Längsrichtung der Zeichnungen des Felles und der Haut der Säugetiere ist, wie in neuester Zeit Meirowsky gezeigt hat, auch in bezug auf die Lageverhältnisse der Muttermäler an der menschlichen Haut von großem Interesse.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich von selbst, daß die hier vornehmlich vom anthropologischen Standpunkt aus behandelte Erforschung der einzelnen Färbungsverhältnisse der (behaarten) Haut der Säugetiere, wie sie namentlich an deren Innenseite in Erscheinung treten, noch lange nicht abgeschlossen ist, sondern bei Vermehrung des nicht leicht zu beschaffenden Materials nach verschiedenen Richtungen hin der Erweiterung bedarf. Abgesehen von der systematischen Behandlung einzelner Fragen bei den verschiedenen Gruppen der Säugetiere, so namentlich hinsichtlich der Epidermiszeichnung der Haussäuger, der Mauserzeichnung usf., wäre es zunächst wünschenswert, das Verhalten der Hautzeichnungen bei einzelnen Arten in den verschiedensten Altersstufen zu verfolgen, um allfällige Veränderungen innerhalb der einzelnen Pigmentationen festzustellen. Über frühe Stadien habe ich diesbezüglich bereits seinerzeit einiges mitgeteilt.[1]) Bei den jungen Affen tritt nach Adachi das Pigment im allgemeinen an den bei den Erwachsenen stärker pigmentierten Stellen zuerst auf; von meinen jungen Orangs zeigte ein älteres Individuum ausgedehntere lichte Stellen als ein jüngeres. — Alle diese Verhältnisse erscheinen nicht nur an sich und im Vergleiche zum Haarkleid, sondern auch für allgemeine Fragen bezüglich des Integuments von Interesse, so beispielsweise hinsichtlich der Art des Flächenwachstums der Haut, betreffs der vielumstrittenen Frage von der Herkunft der Pigmente (diesbezüglich sei namentlich auf die Unabhängigkeit zwischen Epidermis- und Coriumzeichnung verwiesen), hinsichtlich experimenteller und vererbungsgeschichtlicher Untersuchungen über tierische Haut- und Haarfärbung im allgemeinen usf. In bezug auf die feinere Pigmentforschung sei namentlich auf die eigenartige großzellige Coriumpigmentierung, wie sie bei vielen Affen vorkommt, hingewiesen; sie scheint bisher, trotz der Veröffentlichungen Adachis, verhältnismäßig wenig bekannt zu sein, dürfte sich aber schon infolge ihres massigen Auftretens als ein günstiges Untersuchungsobjekt in der genannten Richtung erweisen.[2])

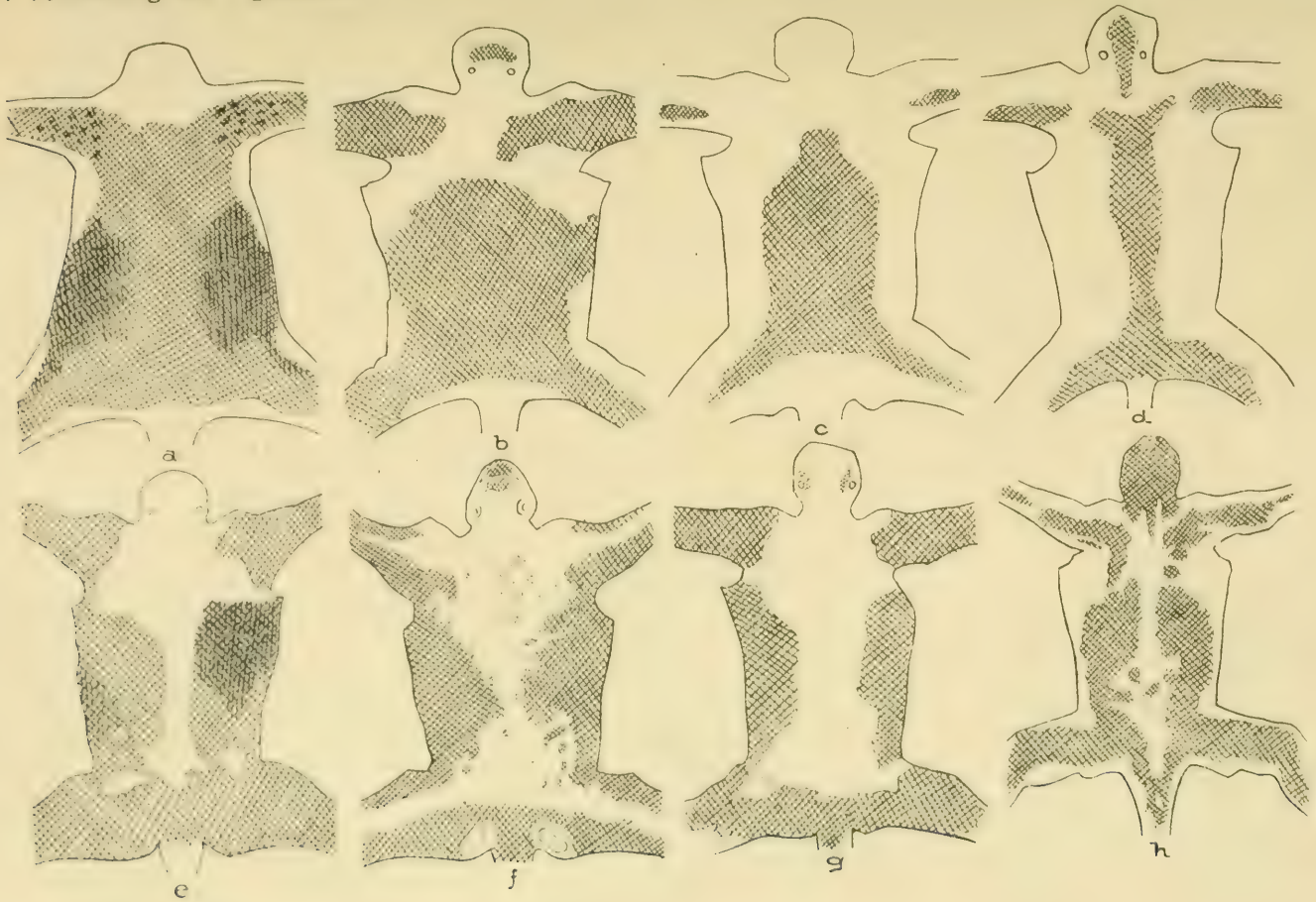
[1]) Verhandl. d. Zool.-Botan. Ges., Wien, 64. Band, S. 21, 1914.

[2]) Einschlägiges dürften folgende zwei Aufsätze von E. Retterer enthalten, die mir bisher leider nicht zugänglich waren: Pigmentogenèse dans les tissus d'un foetus de *Macacus rhesus*, C. R. Soc. Biol., Bd. 78, Paris 1915, S. 358—362, und: Des pigments cutanés des mammifères, ebenda, S. 418—422.

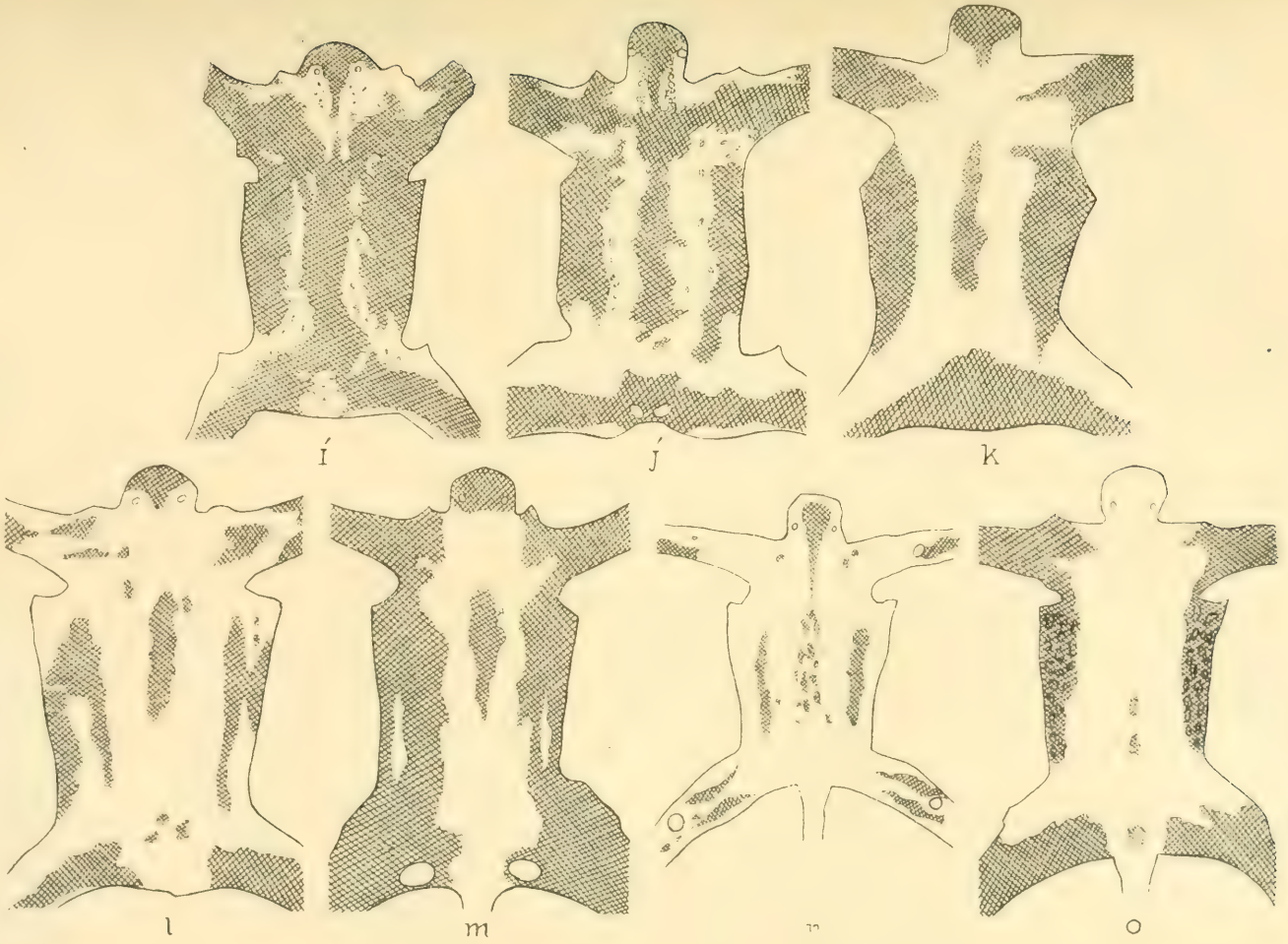
Mitteilungen d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. LI, 1921.



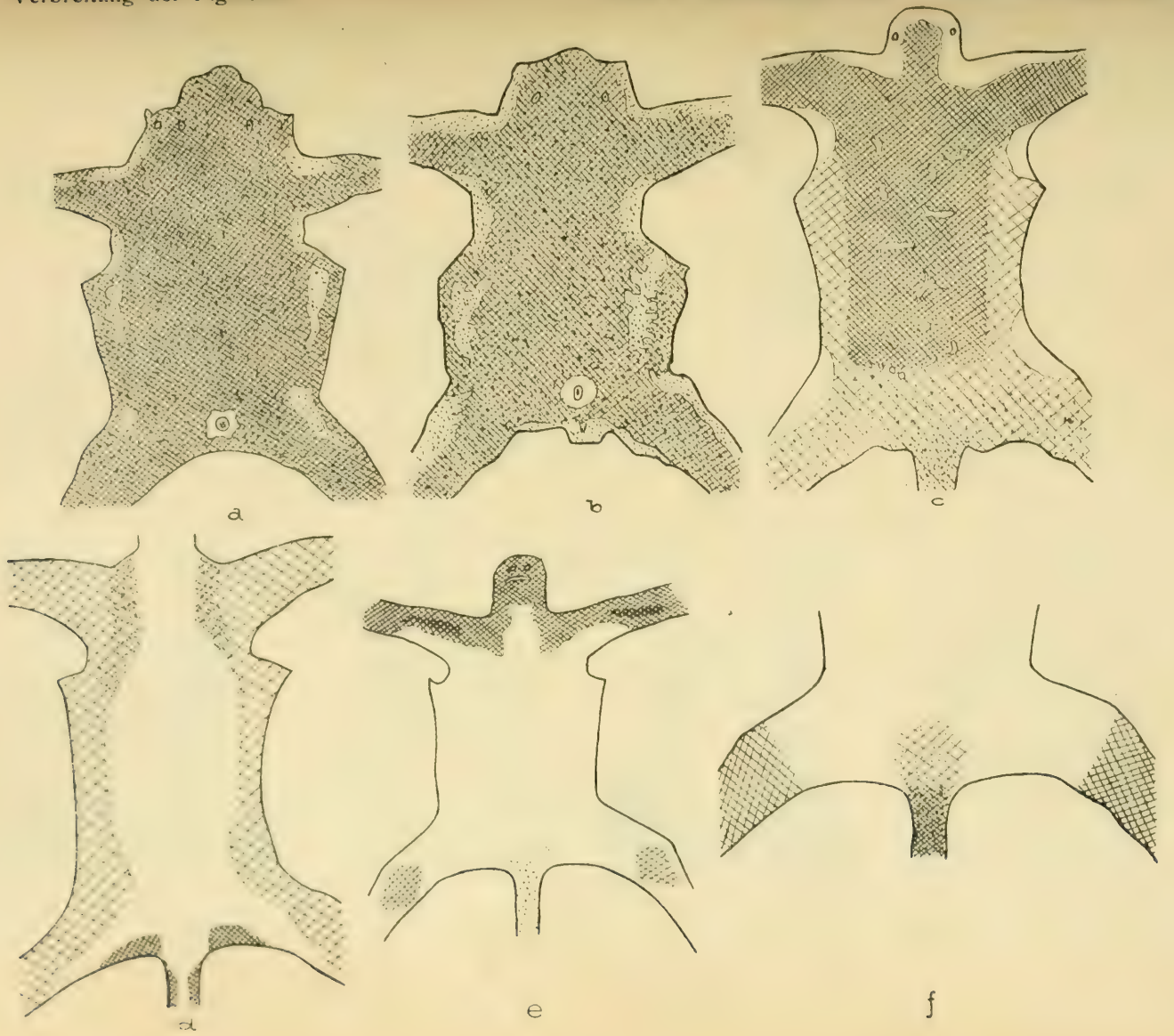
**Tafel 2A. Coriumzeichnung.**



Tafel 2B. Coriumzeichnung (Fortsetzung).



Tafel 3. Epidermis- und Coriumzeichnung nebeneinander.



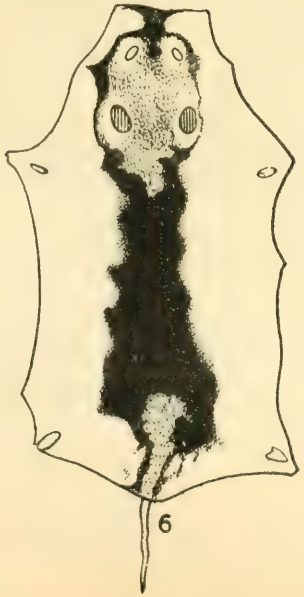
1

2

3

4

5


6

7

8

**Tafel 5. Mauserzeichnung.**

## Tafelerklärung.

In den Bildern auf Taf. 1 bis inklusive 3 ist die Epidermispigmentierung punktiert, die Coriumpigmentierung schraffiert angedeutet.

### Tafel 1.

Skizzen von Epidermiszeichnung an der Innenseite ausgespannter, frischer oder einfach getrockneter Häute von verschiedenen Primaten (vgl. S. 161 und 166 und Textfigur 2). Etwa 1:6·5.

*a) Ateles ater* Cuv., ♂
*b) Lemur varius* Geoffr., ♀
*c)* grauer Ateles, ♂ juv.
*d) Semnopithecus entellus*, Dufr., ♀
*e)* schlanker Kapuzineraffe.

### Tafel 2A.

Skizzen von Coriumzeichnung an der Innenseite ausgespannter, frischer oder einfach getrockneter Häute von verschiedenen Affen (vgl. S. 169 und Textfigur 3). Etwa 1:10.

*a) Papio hamadryas* L., ♂
*b) Theropithecus obscurus Heugl.*, ♀
*c) Theropithecus* sp., ♂
*d) Mandrillus leucophaeus* F. Cuv., ♂
*e) Cercopithecus* sp., ♂
*f) Cercopithecus callitrichus* Geoffr., ♂
*g) Cercopithecus aethyops L.*, ♂
*h) Cebus libidinosus* Spix, ♂ juv.

### Tafel 2B. (Fortsetzung von Tafel 2A.)

*i) Macacus inuus* L., ♀ juv.
*j) Macacus inuus* L., ♂
*k) Macacus inuus* L., ♀
*l) Macacus inuus* L., ♀
*m) Cercopithecus mona* Schreb., ♂
*n) Cebus variegatus* E. Geoffr., ♂
*o) Erythrocebus* sp., ♀

### Tafel 3.

Skizzen von Epidermis- und Coriumzeichnung nebeneinander an der Innenseite ausgespannter, frischer oder einfach getrockneter Häute von verschiedenen Affen (vgl. S. 173). Etwa 1:8.

*a) Simia satyrus* L., ♂ juv.
*b) Simia satyrus* L., ♂ juv.
*c) Pithecus fascicularis* Raffl., ♂
*d) Cercopithecus albigularis* Sykes, ♂
*e) Cercopithecus diana* L., ♀
*f) Cercocebus torquatus* Kerr., ♂ (Hinterteil).

### Tafel 4.

Verschiedene Stadien der Mauserzeichnung an der Innenseite ausgespannter, frischer oder einfach getrockneter Häute von der Feldmaus, *Meicrotus arvalis* Pall. (vgl. S. 164 und Textfigur 4). Etwa 2:3.

An den schwarzen Stellen sind die neun Haare im Wachstum begriffen, an den hellen befinden sich nur ausgewachsene Haare. Einzelne Zeichnungen zeigen vielfach Zwischenstufen oder das Negativ zu anderen. In 8 die Haut eines jungen Individuums. — An der Kopfhaut stellen die lichten Kreise die Augengegend, die darunterliegenden schraffierten die Ohrmuschelgegend dar. Mitunter sind die Extremitäten angedeutet.

### Tafel 5.

Vier ausgespannte Häute von Hauskaninchen mit verschiedenen Mauserzeichnungen (vgl. Tafelerklärung 4). Etwa 1:5. Bei diesen Tieren kommen an der Innenseite der getrockneten Haut oft sehr eigenartige Zeichnungsmuster in den Farben schwarz, braun oder gelb vor. Fig. 1. Inv.-Nr. 20, Frühjahr (?) 1920. Behaarung: havannabraun. Hautzeichnung: Die Behaarung des Rückens hat bereits bis jederseits zum schwarzen Streif gewechselt. In diesem lebhaftes Haarwachstum, wobei die Länge der neuen Haare lateral abnimmt (Fortschreiten des Haarwechsels also zentrifugal). Am Nacken erscheint die hintere, caudal spitz zulaufende Begrenzung des für die Hasenfelle charakteristischen Nackenflecks („Keil") deutlich abgegrenzt. Kehlfleck. — Fig. 2. Inv.-Nr. 25, Winter 1920. Behaarung: schwarz. Hautzeichnung: Der Haarwechsel geht hier ventrodorsal vor sich, also von der schwarzen Umrahmung nach innen zu (zentripetal). Die Kreuzgegend nimmt bei den Hauskaninchen (wie in diesem Falle) bei der Mauser häufig eine Sonderstellung ein. — Fig. 3. Inv.-Nr. 14, 3. Dezember 1919 ♂. Behaarung: Rücken braungelb, Bauch grau. Hautzeichnung: Lyramuster. Der Haarwechsel ist zentral weiter fortgeschritten als in Fig. 2. Am Innenrande der dunkeln Färbung ein schmaler, gelber, medial stellenweise schwarz gesäumter Streif; in ihm ist eben das subterminale Gelb der Grannenhaare in Bildung. Kreuzgegend schon nahezu ausgewechselt. — Fig. 4. Inv.-Nr. 2. 11. Oktober 1919. Behaarung: feldhasenähnlich gefärbt. Hautzeichnung: Wappenmuster. Die neuen Haare sind in der Rückgratlinie bereits ausgewachsen und nehmen beiderseits allmählich an Länge ab (zentrifugal). Die verschiedenen konzentrischen Farbenzonen hängen mit der verschiedenen Färbung der einzelnen Strecken der Haare zusammen. In der an beiden Flanken das Schwarz durchziehenden, verschwommenen, schmalen, lichtgelben Zone ist das subterminale Gelb der Grannen in Bildung. Dieses Fell bildete die Grundlage zu meinen Ausführungen auf Seite (125) der Publikation in den Verhandl. d. Zool.-Botan. Ges., Wien, 1920; diese vgl. auch im allgemeinen über die Mauserzeichnung.

* * *

Die meisten Zeichnungen zu den Abbildungen in diesem Aufsatze wurden vom Herrn Präparator Bruno M. Klein in sorgfältiger und verständnisvoller Weise hergestellt; dafür sei ihm hier bestens gedankt.

# Einseitige Fossa praenasalis eines Erwachsenen.

Von Dr. **Walter Aigner**, Assistent am Anatomischen Institut in Graz.

(Mit 1 Abbildung im Text.)

Auf den asymmetrischen Bau des Gesichtsschädels, auf die Tatsache also, daß die linke und rechte Hälfte des knöchernen Gesichtes keineswegs und zwar niemals gleichmäßig dimensioniert, die beiden Hälften daher einander nicht kongruent sind, hat zuerst Henke aufmerksam gemacht.

Engel ferner war es, der nachgewiesen hat, daß die Asymmetrie der knöchernen Grundlage des Gesichtes zurückzuführen sei auf die verschiedenartig gestaltete Entwicklung der einzelnen sich beiderseitig entsprechenden Knochen, die das Gesichtsskelett auf jeder Seite aufzubauen haben. Diese natürlicherweise nicht immer gleich starke, aber doch stets merk- und meßbare Differenz in den Größen- und Formgestaltungen der korrespondierenden Gesichtsknochen links und rechts wird in erster Linie und in auffälligster Weise auch die Formierung der großen Gesichtshöhlen, also der Orbitae und der Nasenhöhle berühren. Die Weitenverhältnisse und ganz besonders die Umgrenzungslinien der im Gesichte liegenden Eingangsebenen dieser Hohlräume werden demgemäß in höherem und geringerem Grade Unterschiede in ihrem Verhalten zwischen links und rechts aufzeigen.

Wendet man z. B. dem Umrisse der Apertura pyriformis narium die Aufmerksamkeit zu, so findet man, daß die untere Grenzlinie derselben asymmetrisch gestaltet ist. Unterwirft man nun stärker ausgeprägte Ungleichmäßigkeiten dieser Umgrenzungsstelle einer eingehenderen Beachtung, so findet man, daß diese nicht etwa als ganz willkürliche und unkontrollierbare Differenzen hinzunehmen sind, sondern es lassen sich die in Betracht kommenden Abweichungen von der Symmetrie aus der Tatsache heraus erklären, daß der untere Anteil der Umrandung der Apertura pyriformis überhaupt von Haus aus verschiedenartig gestaltete Typen seiner Ausbildung entwickeln kann und es daher ohne weiteres möglich ist, daß sich die in Rede stehenden Knochenrandpartien rechterseits nach dem einen und linkerseits nach einem anderen Typus der möglichen Formationen ausgebildet haben.

Was die erwähnten verschiedenen Formzustände im unteren Grenzteile der Apertura pyriformis anbelangt, so wäre zunächst auf die Angaben hinzuweisen, die Holl in seiner Abhandlung: „Über die Fossae praenasales der menschlichen Schädel“[1]), gemacht hat. Holl, der die Formverhältnisse der Apertura pyriformis in ihrer ontogenetischen Entwicklung untersucht hat, sagt in der angeführten Arbeit: „Die Grenzleiste der unteren Peripherie der Apertura pyriformis narium, als auch die Spina nasalis antica, ist ein Produkt der Zwischenkiefer, während die lateralen Ränder von den Wurzeln der Stirnfortsätze erzeugt werden, und von dem Verhältnisse der Position, Ausbildung und Vereinigung dieser Kanten hängt die Formation der unteren Begrenzung der Apertura pyriformis ab.“ Und weiter heißt es da: „Bei Schädeln von Kindern aus

[1]) Wiener med. Wochenschr. Nr. 24 und 25, 1882.

dem sechsten bis achten Embryonalmonate findet man, daß die untere Partie der Apertura pyriformis narium lateralwärts von der Kante der Wurzel des Stirnfortsatzes begrenzt wird, welche Kante aber, im Niveau des Bodens der Nasenhöhle angelangt, entweder daselbst aufhört oder mit einer geringen Fortsetzung das laterale Ende der von der Spina nasalis antica des Zwischenkiefers erzeugten, mehr oder minder stark ausgebildeten Grenzkante der unteren Peripherie der Apertura pyriformis umkreist, so daß zwischen den beiden dieser Kanten eine mehr oder minder seichte Furche existiert, welche gegen die laterale Partie des Nasenhöhlenbodens hineilt. Die Grenzkante des Zwischenkiefers heißt Crista intermaxillaris, die der Wurzel des Stirnfortsatzes des Oberkiefers Crista maxillaris und die Furche Sulcus praenasalis. Eine solche Bildung der unteren Peripherie der Apertura pyriformis, wie wir sie bei diesem kindlichen Schädel angetroffen haben, findet man sehr häufig auch in erwachsenen Schädeln, so daß, wenn die Crista lang und scharf entwickelt ist, der untere Rand des Naseneinganges von doppelten, nahezu konzentrischen Linien begrenzt ist. — Mit der einhergehenden Entwicklung der Zahnkeime im Zwischenkiefer schwindet die Crista intermaxillaris oder sie ist nur eine kurze Fortsetzung der Spina nasalis antica; die Fläche des Nasenhöhlenbodens geht ohne Unterbrechung in die Gesichtsfläche der Ossa intermaxillaria über und die Nasenapertur hat nur seitlich scharfe Begrenzungskanten, welche die Cristae maxillares sind und welche im Niveau des Nasenhöhlenbodens ihr Ende haben." — Zur Zeit des Durchbruches der zweiten Zähne beginnen, wie Holl glaubt, jene Vorgänge einzusetzen, die Zuckerkandl in seiner Abhandlung: „Zur Morphologie des Gesichtsschädels"[1]) schildert. Nach diesem Autor beginnt und schreitet mit dem Wachstume der Zähne und des Alveolarfortsatzes an dem Nasenhöhlenflächenteil des Zwischenkiefers eine Resorption des Knochengewebes vor, die meist erst nach erlangter Ausbildung des übrigen Gesichtsskelettes zum Stillstand kommt. Auf diesen normalerweise andauernden Resorptionsprozeß beruht es, daß die Ausbildung einer scharfen Begrenzung des Nasenhöhlenbodens gegen die vordere Zwischenkieferfläche unterbleibt, weshalb dann keine scharfen Grenzleisten an der unteren Peripherie der Apertura pyriformis auftreten können. Eine gelegentlich übermäßig stark auftretende Resorption, meist den infraorbitalen Teil der Nasenhöhle betreffend kommt vor und diese kann sich gelegentlich asymmetrisch erweisen. Der Resorptionsvorgang nun kann zur Entwicklung einer neuen Crista intermaxillaris führen, die sich alsdann lateral mit dem unteren Ende der Crista maxillaris verbindet und Anlaß zur Bildung einer einfachen scharfen Begrenzungskante der unteren Grenzlinie der Apertura pyriformis gibt, die dann als die Kante nur eines einzigen Knochens beiderseits erscheint, welcher Endzustand als die normale Gestaltung dieser Gegend gilt. Es kann aber auch die Entwicklung einer neuen Crista intermaxillaris unterbleiben. Tritt dieser Fall ein, so hört die Crista maxillaris im Niveau des Nasenhöhlenbodens auf oder setzt sich in einer etwas nach innen zu konkaven Linie auf die Gesichtsfläche des Zwischenkiefers fort. Dann entsteht, wie in der Dentitionsperiode sichtbar gewesen, ein Planum praenasale, das die Vermittlung des Überganges des Nasenhöhlenbodens auf die Gesichtsfläche des Zwischenkiefers bewerkstelligt. Wird dieses Planum durch Resorptionsvorgänge verschieden ausgiebig aufgesaugt, so entsteht eine mehr oder weniger stark ausgehöhlte Fossa praenasalis. Holl führt zusammenfassend daher mehrfache Formationen der unteren Partie der Apertura pyriformis auf und sagt: Es ist die Begrenzung 1. eine einfache Kante (Übergang der Crista intermaxillaris direkt in die Crista maxillaris) oder

[1]) Stuttgart 1877, S. 58.

es findet sich 2. eine doppelte Kante mit einem Sulcus praenasalis vor (embryonales Stadium), 3. es fehlt die untere Nasenkante; Auftreten eines Planum praenasale oder der Fossae praenasales (Stadium der Dentitionsperiode).

Zuckerkandl hat die Formen und variablen Verhältnisse der unteren Begrenzung der Apertura pyriformis bei außereuropäischen Menschenrassen beschrieben und gibt in seinem Buche über die normale und pathologische Anatomie der Nasenhöhle[1]) zunächst an, daß die Crista intermaxillaris (Holl) keine Einheit darstellt, sondern sich aus zwei Stücken zusammengesetzt zeigt. Von diesen ist das eine der Seitenrand der Spina nasalis antica, das andere die Crista maxillaris. Ersterer wendet sich nach hinten und verläuft am Nasenhöhlenboden gegen das vordere Ende der unteren Nasenmuschel. Der maxillare Rand der Apertura pyriformis steigt bis an den Zwischenkiefer senkrecht herab und zieht dann, vor dem seitlichen Spinarand gelagert, in der facialen Zwischenkieferfläche im Bogen gegen die Mittellinie hin. Es ist also der untere medianwärts streichende Anteil der Crista maxillaris als ihr Zwischenkieferstück zu bezeichnen, das allerdings nicht immer deutlich ausgeprägt ist. „Zwischen den beiden Hälften der Crista intermaxillaris," sagt Zuckerkandl, „findet sich, da diese nicht ineinander übergehen, eine abgeflachte Stelle, an welcher der Nasenhöhlenboden direkt in die faciale Zwischenkieferfläche übergeht (charakteristisch für das kindliche Gesichtsskelett). Die Verschmelzung der Crista maxillaris mit dem Seitenrande der Spina nasalis, die zur Regel gehört, vollzieht sich typisch nicht auf die Weise, daß etwa sein Zwischenkieferanteil in die Spina nasalis überginge. Dieser beteiligt sich viel seltener an der Abgrenzung der Apertura pyriformis als ein etwas höher gelegener zweiter Spaltungsschenkel der Crista maxillaris, welcher typisch in die Spina nasalis übergeht. Ich bezeichne letzteren als medialen, ersteren als lateralen Schenkel der Crista maxillaris. Zwischen dem lateralen Schenkel der Crista maxillaris und dem Seitenrande der Spina nasalis etabliert sich zuweilen schon beim Kinde eine seichte, halbmondförmige Fossa praenasalis und auch beim Erwachsenen zeigt diese Vertiefung die eben bezeichnete Begrenzung." Als Zustand der Regel beim Erwachsenen gibt Zuckerkandl an, daß sich der maxillare Rand der Apertura pyriformis in den intermaxillaren fortsetzt, wodurch eine scharfkantige Begrenzung zwischen dem Nasenhöhlenboden und dem Zahnfortsatze zustande kommt. Der Autor führt aber eine Reihe von von diesem gewöhnlichen Verhalten abweichenden Variationen im Bau der Crista intermaxillaris auf und unterscheidet: 1. ein Verhalten, bei dem die kindliche Form persistiert, bei dem also die beiden Bestandstücke der Crista intermaxillaris nicht ineinander übergehen und zwischen sich eine abgeflachte Stelle lassen. 2. eine Form bei der der Seitenrand der Spina nasalis gegen das vordere Ende der unteren Muschel zieht, die Crista maxillaris sich in zwei Schenkel spaltet und zwar in einen lateralen und einen medialen, wobei der letztere mit dem Seitenrande der Spina zur Grenzkante verschmilzt, während der erstere an der Gesichtsfläche des Zwischenkiefers medialwärts zieht. Vertieft sich bei diesem Verhalten das Gebiet zwischen dem lateralen Schenkel und dem Seitenrande der Spina, so kommt es zur Bildung einer Fossa praenasalis. 3. eine Form, die der vorhergehenden gleicht, aber keinen lateralen Schenkel der Crista maxillaris entwickelt zeigt, weshalb sich eine Fossa praenasalis nicht ausbilden kann. 4. eine der dritten gleichende Form, die aber durch rudimentäre Gestaltung der Spina nasalis gekennzeichnet ist. 5. eine Form, bei der der Seitenrand der Spina nasalis fehlt, die Crista maxillaris in den lateralen Schenkel ausläuft. 6. eine Form, bei der der seitliche Rand der Spina nasalis zum vorderen Ende der unteren Muschel zieht, die Crista maxillaris in einen medialen und lateralen Schenkel

[1]) Wien, Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1893.

gespalten ist und sich zwischen den dadurch entstehenden drei Knochenleisten zwei Knochenrinnen eingelagert zeigen. 7. eine Form mit rudimentärer Spina nasalis, vollständig fehlenden Seitenrändern derselben und einer in einen lateralen Schenkel auslaufenden Crista maxillaris. 8. eine Form mit rudimentärer Spina, von ihr abgetrennten Seitenrändern, sonst aber typischem Verhalten. 9. eine Form mit rudimentärer Spina und gänzlich geschwundenen Seitenrändern derselben. Die Crista maxillaris entwickelt nur einen lateralen, und zwar hochliegenden Schenkel, der die Nasenhöhle abgrenzt. „Fossae praenasales," sagt Zuckerkandl weiter, „können bei den meisten Formen sich ausbilden; sie werden nach unten von dem Zwischenkieferanteil der Crista maxillaris (ihrem lateralen Schenkel), oben von dem medialen Schenkel der Crista maxillaris, von der Crista intermaxillaris oder von den Seitenrändern der Spina nasalis begrenzt. Die untere Begrenzung der Fossa praenasalis wird demnach von einer Leiste gebildet, die normalerweise nicht zur Abgrenzung der Apertura pyriformis gehört. Dies ersieht man am schönsten aus der Betrachtung von Fällen, wo Fossae praenasales neben einer gut ausgebildeten Crista intermaxillaris auftreten."

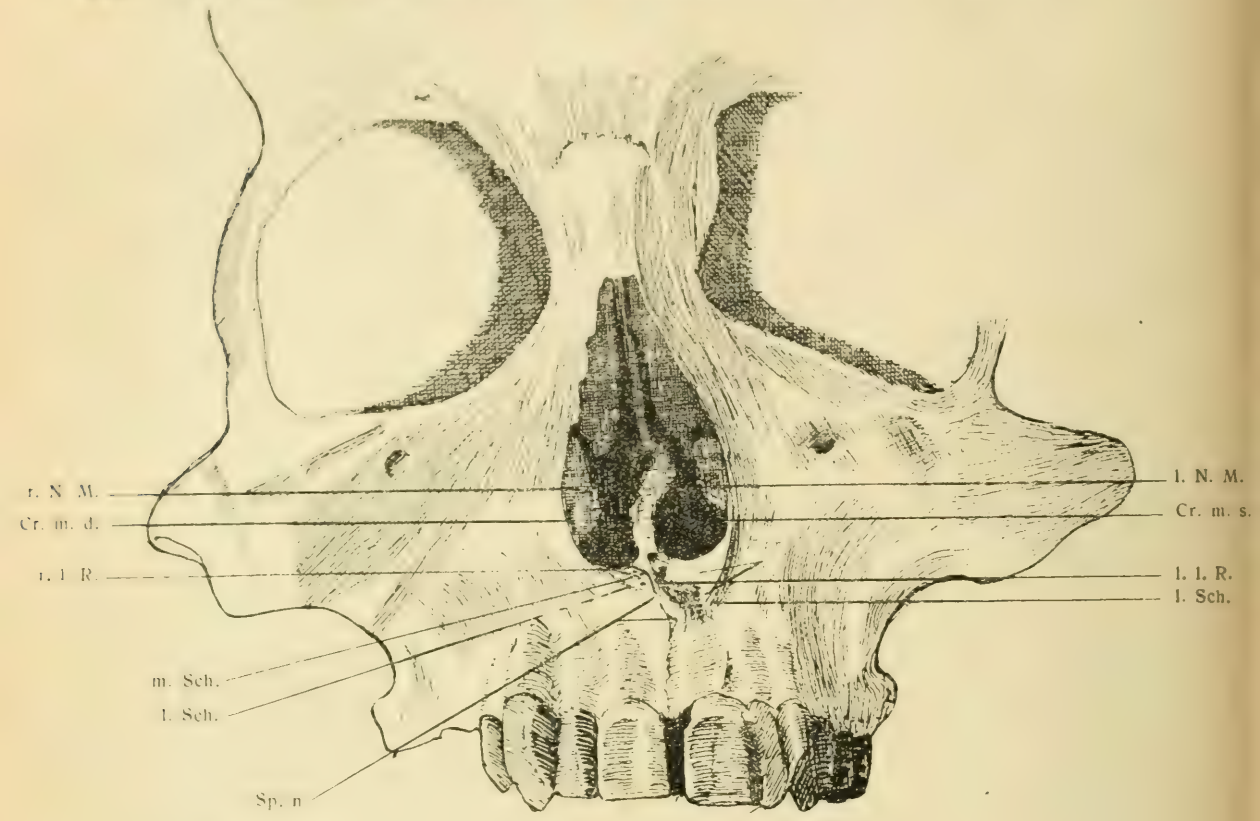
Es erschien zweckmäßig, die von Holl und Zuckerkandl gegebenen Darstellungen der verschiedenen Formverhältnisse der unteren Begrenzung der Apertura pyriformis mit einiger Ausführlichkeit vorzubringen, um die Beschreibung einer asymmetrischen Gestaltung der unteren Grenzgegend des vorderen Nasenhöhleneinganges besser zu fundieren, die sich an einem Schädel der Sammlung des Anatomischen Instituts in Graz ausgebildet zeigt.

Der Schädel gehört einem 37jährigen Manne serbischer Nationalität an, der an einer Ruptura ösophagi gestorben ist. Der Schädel ist von beträchtlicher Größe, kräftigem Bau und zeigt mesocephalen und orthognathen Typus. Die Apertura pyriformis mißt an medianer Höhenausdehnung 36 *mm*, wobei dem orbitalen Anteile 13 *mm*, dem infraorbitalen 23 *mm* zukommen. Die größte Breite der Apertur beträgt 26·5 *mm*; von dieser entfallen 12·5 *mm* auf die linke und 14 *mm* auf die rechte Hälfte. Die rechte Hälfte der Apertur ist demnach größer als die linke.

Im Bereiche der unteren Begrenzung der Apertura pyriformis nun ist eine stark ausgeprägte Asymmetrie der linken gegenüber der rechten Hälfte zu erkennen, in dem linkerseits eine Fossa praenasalis vorhanden ist, rechterseits hingegen eine solche fehlt. Diese am vorliegenden Schädel sich höchst auffällig darbietende Asymmetrie scheint einen wohl sehr selten in Erscheinung tretenden Zustand darzustellen, da weder Holl noch Zuckerkandl eine derartige asymmetrische Anlage gesehen haben dürften, obgleich sich die Untersuchungen dieser beiden Autoren auf eine ungeheuer große Anzahl europäischer wie außereuropäischer Menschenschädel erstreckt haben und diesen für die Gestaltung des Gesichtes und seiner Bildungsvorgänge so interessierten Forschern ein derartiger Zustand niemals entgangen wäre. Diese zweifellos also höchst seltene, wenn überhaupt jemals beobachtete asymmetrische Rarität rechtfertigt vollauf ihre Beschreibung, und die genauere Untersuchung der die Asymmetrie aufzeigenden Region ergibt in ihrer Vergleichung zwischen links und rechts folgendes:

Die Spina nasalis antica (Sp. n.) tritt deutlich, aber nicht übermäßig stark vor; ihr Spitzenteil ist nicht sonderlich scharf, eher leicht abgerundet und kaum merkbar gespalten. Von vorn gesehen, steigt die Spina 7 *mm* hoch aus der Gesichtsfläche des Zwischenkiefers auf, und zwar in einem von der Verticalen etwas nach rechts abweichenden Zuge. Im Querdurchmesser ist die Spina schmal, nach hinten zu wenig verbreitert, zeigt daher, von oben gesehen, weniger die Gestalt einer dreieckigen Platte als vielmehr die Form eines Kammes, der rechterseits senkrecht mit leichter Neigung

nach links abstürzt, links jedoch um einiges schräger geneigt in den Boden der dieserseitig entwickelten Fossa praenasalis (F. pr.) übergeht. Der laterale Rand der in sagittaler Ausdehnung 9 *mm* messenden Spina ist rechterseits (r. l. R.) besser ausgebildet als links, jedoch auch nur in mäßiger Schärfe. Sein hinteres Ende tastet ziemlich unsicher gegen den vorderen Abschnitt der unteren Nasenmuschel (r. N. M.) weiter. Der linke




Sp. n.: Spina nasalis antica.
F. pr.: Fossa praenasalis (oberer und unterer Anteil derselben).
r. l. R.: Rechter lateraler Rand der Spina nasalis.
l. l. R.: Linker lateraler Rand der Spina nasalis.
r. N. M.: Rechte untere Nasenmuskel
l. N. M.: Linke untere Nasenmuskel.
Cr. m. d.: Rechte Crista maxillaris.
Cr. m. s.: Linke Crista maxillaris.
l. Sch.: Lateraler Schenkel der Crista maxillaris.
m. Sch.: Medialer Schenkel der Crista maxillaris.

(.) Rinne zwischen lateralen und medialen Schenkel der rechten Crista maxillaris
(..) Rinne zwischen medialem Schenkel der rechten Crista maxillaris und der Fortsetzung des rechten lateralen Spinarandes. (Sulcus praenasalis.)

Seitenrand der Spina (l. l. R.) biegt mit seinem hinteren Anteile noch weniger weit lateral aus als rechts, ist in seinem ganzen Verlaufe rauhkantiger als rechts, hinten besonders stark ausgenagt und läßt sich als selbständige Knochenleiste kaum mehr gegen die linke Muschel (l. N. M.) hin verfolgen.

Die Übersicht über die rechte Hälfte der intermaxillaren Gesichtsfläche ergibt in der uns fesselnden Gegend besonders deutlich wahrnehmbar dann, wenn der Schädel mit seiner Gesichtsfläche horizontal gelagert und von oben, rechts und hinten betrachtet wird, daß sich die Crista maxillaris (Cr. m. d.) in der Höhe des oberen Randes der Spina in einen lateralen (l. Sch.) und einen medialen (m. Sch.) Schenkel teilt. Beide

Schenkel, besonders der laterale, sind wenig prominent und verstreichen in ihrem Zuge nach unten und innen so ziemlich in gleicher Höhe. Um 1 *mm* nur tiefer sieht man den lateralen Schenkel endigen als den medialen, welch letzterer in den seitlichen Absturz der Spina übergeht. Die zwischen beiden nach unten und medialwärts divergierenden Schenkeln eingelagerte sehr seichte Rinne (.) hat in ihrem schrägen Verlaufe von oben und außen nach unten und innen eine Länge von 7 *mm*. Zwischen dem medialen Schenkel als ihrer vorderen Begrenzungslinie und dem sich zur Muschel fortsetzendem lateralen Spinarand als ihrer hinteren Begrenzungslinie zieht sich eine zweite, aber recht seichte Rinne dahin, in die aber besser bei gewöhnlichem Stande des Schädels von oben und vorne her Einblick gewonnen wird. Diese Rinne ist der nach Holl dem embryonalen Stadium entsprechende Sulcus praenasalis (..). Es zeigt also die ganze Ausbildung der rechten in Beschreibung gestandenen Partie ein Verhalten, das der sechsten Zuckerkandl'schen Variation entspricht, eine Form also, bei der der seitliche Rand der Spina als eine Leiste zum vorderen Muschelrande hinstrebt, die Crista maxillaris in einen medialen und lateralen Schenkel gespalten ist und sich demgemäß zwischen den drei vorhandenen Knochenleisten zwei Rinnen eingelagert zeigen.

Die Übersicht über die linke Hälfte der intermaxillaren Gesichtsfläche ergibt in der Randgegend der Apertura pyriformis das Bild einer wohlentwickelten Fossa praenasalis (F. pr.), deren größte sagittal gemessene Breite schwach 8 *mm* beträgt und die gegen den Nasenhöhlenboden hin von der schon oben erwähnten undeutlichen Fortsetzung des lateralen Spinarandes (l. l. R.) begrenzt wird. Die untere Begrenzung dieser Fossa praenasalis wird durch den lateralen Schenkel (l. Sch.), des intermaxillaren Anteiles der Crista maxillaris sinistra (Cr. m. s.) gegeben, der wesentlich schärfer hervorspringt als rechts, und das wohl ganz besonders deshalb, weil er von der medialen Seite her deutlich unterminiert ist. Sein ganzer Zug ist länger und steiler nach unten gerichtet als rechterseits und zieht weniger gegen den Grund der Spina hin als gegen das obere Endstück der den linken medialen Schneidezahn umfassenden Alveole. Von dem unteren Endpunkte dieses lateralen Schenkels der Crista maxillaris schiebt sich die faciale Knochenoberfläche des erwähnten Alveolus in gleicher Ebene mit dem lateralen Crista-Schenkel liegend 3·5 *mm* aufwärts, um dann medialwärts gegen den linken Anteil der Spitzengegend der Spina nasalis aufzubiegen. Zwischen dem lateral gestellten, senkrecht aufstrebenden Rande dieser Knochenfläche und dem Endstücke des lateralen Crista-Schenkels lagert eine diese beiden Knochenteile trennende und dreieckig gestaltete Vertiefung, deren Spitze nach unten und deren Basis nach oben gerichtet ist. Es erweist sich diese steil abfallende dreieckige Grube als der unterste Teil der Fossa praenasalis der sich mittels seines oberen basalen Grenzrandes direkt in den höher gelegenen Abschnitt der Fossa fortsetzt, besser gesagt, aus diesem Anteil zipfelartig nach unten abfällt. Die ganze Fossa praenasalis besteht daher in unserem Falle aus zwei ungleich großen Abteilungen, von denen die größere höher gelagert und sanfter geneigt ist, in ihrer Längenausdehnung von außen, hinten und oben nach innen, vorn und unten gegen die Spina strebt, ein schräg gestelltes Längsmaß von 10 *mm* und eine größte Breite von 4 *mm* hat, während die untere Abteilung viel kleiner ist, steiler auf der intermaxillaren Gesichtsfläche abfällt und jenes dreieckige vertiefte Knochenfeld darstellt, von dem gerade früher die Rede war. Die aus beiden besagten und geschilderten Abschnitten zusammengesetzte Fossa praenasalis wird in ihrer Totalität begrenzt nach oben zu von dem linken lateralen Rande (l. l. R.) der Spina nasalis und ihrer Fortsetzung nach außen und unten zu von dem lateralen Schenkel (l. Sch.) der Crista maxillaris sinistra (Cr. m. s.), welcher Crista im Gegensatze zur rechten Seite ein medialer

Schenkel fehlt, indem dieser als mit dem lateralen Spinarande zur Grenzleiste der Apertura pyriformis verschmolzen zu betrachten ist. Es liegt also linkerseits ein Befund vor, welcher der von Zuckerkandl angegebenen Variation Nr. 2 entspricht, nur daß es dabei eben zur Ausbildung einer Fossa praenasalis gekommen ist.

Infolge der links und rechts sehr verschieden ausgebildeten Region haben wir eine stark asymmetrische Formierung der unteren Begrenzung der Apertura pyriformis und ihrer nächsten Umgebung vor uns, welche ihrer eventuellen gänzlichen Unbekanntheit wegen der Veröffentlichung wohl wert gewesen sein dürfte.

Anschließend an die Beschreibung dieser im Gesichtsschädel gelegenen sehr bemerkenswerten Asymmetrie möge nur noch kurz erwähnt werden, daß auch im Gebiete der Hirnkapsel dieses Schädels einige sehr stark in die Augen fallenden asymmetrischen Gestaltungen auftreten, wenn sie auch an und für sich kein besonderes Interesse erwecken.

Bei der Inspektion der oberen Fläche der Schädelbasis offeriert sich links statt eines Sulcus transversus des Os occipitale eine Crista transversa mit anschließend denkbarst schlecht ausgebildetem Sulcus sigmoideus, wohingegen dieser letztere rechterseits fingerbreit und tief eingegraben auf einen sehr seichten Sulcus transversus folgt und in ein dementsprechend sehr großes Foramen jugulare übergeht, dessen vorderes und mediales Nervenanteilstück breit ist und mit dem Blutlochteile in weiter Verbindung steht. Das linke Foramen jugulare, kurz und schmal, schlägt zwischen Blut- und Nervenanteil eine breite, knöcherne Brücke. Die linke Pyramide ist diesen Verhältnissen entsprechend breiter und massiger gebaut als die rechte. Von der unteren Fläche besehen, zeigt die Schädelbasis links einen auffallend breiten Processus mastoideus, der durch eine nicht sonderlich tief eingeschnittene Incisura mastoidea förmlich in zwei Hälften zerlegt wird, von denen die laterale zwar breiter und höher ist als die mediale, diese aber doch noch als ein sehr ansehnlicher Teil des Processus erscheint. An der unteren Pyramidenfläche endlich ist rechts eine Fossa jugularis von seltener Tiefe und Ausdehnung eingelassen, während links nur eine schwache Andeutung einer solchen besteht.

# Neue Beiträge zur Urgeschichte des Kamptales, Niederösterreich.

Von Dr. phil. **Anton Hrodegh,** Schwarzau i. Geb.

Die folgenden Ausführungen sind die Ergebnisse meiner Forschungen über die Urgeschichte des niederösterreichischen Kamptales während des Sommers 1921 und bilden somit einen Nachtrag zu früheren Arbeiten über dasselbe, wie z. B. zu: „Beitrag zur Vor- und Frühgeschichte des südlichen Waldviertels", M. St. D. A. Band I, 1919; „Die Urgeschichte des Kamptales mit spezieller Berücksichtigung von Gars und Umgebung" in „Chronik des Marktes Gars", Berger, Horn 1920.

I. Flußgebiet des **Loisbaches,** eines rechten Nebenflusses des Kamp, der, vom „Gföhlerwald" kommend, sich unterhalb des Marktes Langenlois in ihn ergießt.

*a*) „finsterer Graben": Nördlicher Seitengraben des Loistales mit einem Bächlein, das kurz oberhalb der urgeschichtlichen Höhensiedlung „Burgstall Kronsegg" in die Lois mündet. Im Garten des dortigen Bauers Johann Völker, Schiltingeramt 23, Bezirk Krems, fand sich beim Ausgraben eines Obstbaumes neben dem alten Ausnahmsstöckel eine stumpfnackige Steinaxt aus grünem, dunkelgeflecktem Serpentin, Querschnitt oval, Länge 13 *cm*, Dicke 3 *cm*.

*b*) Schildbach: Nördlicher Seitenbach der Lois, der, von Schiltern kommend, unterhalb Kronsegg in sie mündet.

Die urgeschichtliche Besiedlung dieses Tales, das neben dem Markte Schiltern nicht unbedeutende Lößfluren enthält (Kellergasse, Doppl), ist nunmehr festgestellt durch Aufdeckung einer urzeitlichen Wohngrube im neuangelegten Lößkeller des Wagnermeisters Johann Tantinger, Schiltern 137, östliche Ecke zwischen der Hauptstraße und dem Tiefwege zur Flur Doppl. Starke Aschenschichte und braunroter Estrichbelag an der Kellerdecke, 2·5 *m* unter dem wohl teilweise aufgeschütteten rückwärtigen Ackerniveau. Die Knochenreste und dunklen, unornamentierten Topfreste ermöglichten bisher noch keine genaue Datierung der Siedlung. — Eine schöne, grüne, dunkelgefleckte Serpentinaxt mit stumpfem Nacken, ovalem, gegen die Schneide zu faßförmigem Querschnitt und guter Bogenschneide lieferte ein Acker östlich des Hausberges „Zorimauer" neben der Pfarrkirche (Länge 10 *cm*, Dicke 3·2 *cm*, Schneide-Breite 7 *cm*).

II. **Pechtal,** westlicher Seitengraben bei Schönberg am Kamp.

Am Nordrande der Breuner-Ratibor'schen Ziegelei wurde 2 m tief im Löß eine Wohngrube angeschnitten, deren Keramikreste folgende Charakteristik aufweisen:

*a*) Gefäßformen: Schüsseln mit eingezogenem Mundsaum; bauchige Töpfe mit schräg auswärts ausladendem Rand; doppelkonischer Topfrest mit rundem Bauchteil und an der Schulter gut abgesetztem, konischem, ziemlich hohem Halse; Lappenhenkel, Henkelansätze aus 2 Knoppern nebeneinander (sattelförmig), und Rundhenkel mit ovalem Querschnitt, den Gefäßrand überragend.

*b*) Paste: Bald durch und durch dunkel, sandig und schlecht gebrannt, bald innen dunkel und feiner, außen mit feiner, ziegelroter Oberschicht überzogen, darüber schwarzglänzender Graphitanstrich, der öfter abgescheuert ist und dann die untere

rote Schicht wie bemalt durchscheinen läßt. Besonders im Gefäßinnern läßt sich eine typische, horizontale, unregelmäßige, furchenbildende Art der Glättung verfolgen.

*c*) Dekor: Linien aus falschen Schnüren bestehend, gehen in Abständen über den Gefäßbauch, schließen bisweilen parallele Ritzlinien ohne besondere Sorgfalt ein; parallele, schmale Kannelierungen laufen um Hals und Schulter; hängende Dreiecke, aus parallelen, sich am unteren Scheitel kreuzenden, schmalen Kannelierungen bestehend, zieren den Schulterteil. Tupfenleisten, teils reliefartig aufgelegt, laufen ringsum; viele Scherben sind jedoch roh und ornamentlos.

Außer zahlreichen Topfresten fanden sich noch Fragmente mächtiger, im oberen Drittel durchbohrter „Webstuhlgewichte" und ziegelrote, fast kugelige Spinnwirtel (z. B. Höhe 3·2 *cm*, Durchmesser 3·7 *cm*).

Die typische Keramik weist die Wohngrube in die ältere bis mittlere Hallstattzeit. Ihr Ausmaß war wegen Einsturzgefahr der Lößwand nicht absehbar.

III. Flußgebiet des **Stiefernbaches** respektive seines Zuflusses, des aus Schiltingeramt kommenden Schwarzbaches.

Ein Acker beim Bauernhause des Lackner August, Schiltingeramt 18, lieferte eine schöne, jungneolithische Flachaxt aus Silex (älteste äneolithische Stufe, nordischer Typus) mit breitem Nacken, rechteckigem Querschnitt und gemuschelten, nicht völlig glatt polierten Seitenflächen, ähnlich einer solchen aus Langenlois; Länge über 11 *cm*, Schneide-Breite 6 *cm*, Nacken 3×2 *cm*. Hiemit besitzt das schon stark in den Gföhlerwald vorgeschobene Schiltingeramt, welches erst im 17. oder 18. Jahrhundert gerodet und besiedelt wurde, den zweiten, wohl steinzeitlichen Streufund. Jungneolithische Funde sind im Kamptalgebiete keine Seltenheit.

IV. Flußgebiet des **Hirschbaches,** vom „Burgholz" bei Tautendorf kommend und bei Thunau-Gars in den Kamp mündend. Bei forstlichen Kulturarbeiten fand der gräflich Hoyos'sche Adjunkt Pausar im „Burgholz", Gemeinde Wolfshof, Parzelle 129 1, stark graphitierte Spät-La-Tenescherben mit typischem Kammstrich und damit einen neuen Beweis für die starke Besiedlung des Kamptalgebietes durch die keltischen Kampoi.

V. Hochfläche innerhalb des Kampbeugungswinkels bei Rosenburg.

Während meines heurigen Aufenthaltes auf der Rosenburg zwecks Inventarisierung der dortigen urgeschichtlichen Sammlung Engelshofen machte ich in Begleitung des ortskundigen Schulleiters Herrn Franz Manschein einige Exkursionen in die Umgebung der Dörfer Etzmannsdorf am Kamp und Wanzenau, welche folgende Funde ergaben:

*a*) Flur „Loidl" südöstlich von Etzmannsdorf gegen die Burgruine Stallegg am Kamp zu, auf dem Acker des Franz Winkelmüller, Bauers Etzmannsdorf 8; durchlochte Buttennase, Tonlöffelstielrohr, dreieckiger Zier- oder Henkellappen eines Topfes, blaugraue, harte Keramikreste.

*b*) Biegl beim „roten Kreuz", neben dem Garser Kirchenweg, Acker des Josef Hager, Bauers Etzmannsdorf 15, und auf der Anhöhe selbst: kleine flache Hacke aus grünem Schiefer, halbe, herzförmige Lochaxt aus Serpentin, „Kappenkratzer" [1]) aus Silex, Silexabfälle.

*c*) am Hügelabhang im Winkel der Straßen nach Wanzenau und Wolfshof, südwestlich von Etzmannsdorf: eine Buttennase.

[1]) Die in der Horn-Eggenburger Gegend zahlreichen und wohl neolithischen Kappenkratzer (vergl. z. B. Sammlung Engelshofen Rosenburg) sind denen des Aurignacien sehr ähnlich.

*d*) Flur „Zwerchfeld", Gemeinde Wanzenau, Acker des Josef Rippl, Bauers Wanzenau 20: Fragment einer Lochaxt aus Amphibolschiefer, Loch-Durchmesser 2·4 *cm*, und halbe Lochaxt aus Grünschiefer, Länge 15 *cm*, Breite 8 *cm*, Loch-Durchmesser 3·5 *cm*, Lochlänge 8 *cm*.

Das ganze Ensemble und der Lokalaugenschein ergaben mir folgendes Situationsbild: Unsere Etzmannsdorf-Wanzenauer Hochfläche war trotz ihres seichten, mageren Erdreiches, ihrer weiten Exponiertheit gegen den ungastlichen Urwald, ihrer Dürftigkeit an Lößfluren bereits in der Vollneolithik, und zwar zur Zeit der bemalten Keramik gut besiedelt, was sich aus der durch steile Kampwände geschützten, dem feindlichen Auge entrückten, trotzdem aber fern gegen den Eggenburger Landstrich ausschauenden Höhenlage erklären läßt.

Die Siedlungen schmiegten sich offenbar an jene Höhenwelle, die sich vom „Loidl" über den „Wachtbiegl" und das „Zwerchfeld" quer zum oberen Kamp zieht und beide Schenkel des Kampknies verbindet. Ein Siedlungszentrum bildet der Bügl beim roten Kreuz.

*e*) Am Wege zwischen dem Horner Elektrizitätswerk und dem sogenannten „hängenden Stein" fand ich den Schneidenteil eines Schuhleistenkeiles aus schwarzem Kieselschiefer, der wohl mit einer bereits neolithischen Besiedlung des „Umlaufes bei Altenburg" zusammenhängt.

*f*) Vom „Eichriegl", Flur „Hartl", zwischen Wanzenau und Steinegg, überbrachte mir Oberheger Weber einen typischen „Kappenkratzer" aus Silex.

Die Funde wurden sämtlich von mir dem Kamptalmuseum zu Langenlois einverleibt.

Schließlich sei mir noch eine kleine Bemerkung über den in eingangs zitierten Arbeiten berührten Ortsnamen Plank erlaubt, den ich nach seiner alten Form Plawinich vom slawischen plavu = bläulich, abzuleiten suchte.

Nach meinen heurigen Erkundigungen an Ort und Stelle ist die Gegend von Plank stark den Überschwemmungen des Kampflusses ausgesetzt; die Pfarrkirche besitzt als Patron den hl. Nikolaus, den Wasserpatron; durch diese Umstände veranlaßt, bin ich gern geneigt, der Ableitung des Ortsnamens nach Kaemmel von plaviti das ist flößen, schwemmen (also soviel als Überschwemmungsland) den Vorzug zu geben. Ferner emendiere ich an dieser Stelle den Namen des von Fernitz kommenden Bächleins, den man mir seinerzeit fälschlich mit „Tiefenbach" bezeichnete, in „Fernitzbächlein". Also nicht der weiter südliche Tiefenbach, sondern die Fernitz war die slawische brnica, das ist Schlammbach, nach der der Ort Fernitz bezeichnet wurde.

Überblicken wir die vorhin genannten Fundplätze, so ergibt sich eine uralte, bis in die Neolithik hinaufreichende Besiedlung der rechten, unteren Kampseite, die sich ziemlich tief gegen das Gebiet des heutigen Gföhler- und Hornerwaldes vorschob und von den fränkisch-bayrischen Kolonisten der Gegend um zirka 1000 n. Chr. wohl aufgenommen, aber nicht erweitert wurde. Erst die deutschen Neuankömmlinge des 17. und 18. Jahrhunderts haben den Forst weiter ausgerodet und mit den heutigen „Waldhütten" besiedelt.

# Eine bronzezeitliche Höhensiedlung bei St. Johann i. P. in Salzburg und ihre Beziehungen zum alpinen Kupferbergbau.

Von Ing. **Martin Hell**, Salzburg.

(Mit 4 Abb. im Text.)

Im April des Jahres 1913 zu mehrwöchentlichem Dienstaufenthalt in St. Johann im Pongau eingetroffen, fiel mir, von einem Standpunkte oberhalb des Marktes aus, talaufwärts nach Südwesten schauend, ein markanter, stufenförmiger Absatz an dem Berghang auf, mit welchem der östliche Ausläufer des Hochglockner, 1584 *m*, sich gegen die Salzach hin zu Tal senkt. Die dominierende Lage dieser Bergstufe, welche durch eine leichte Einsattelung gegen den Berg hin die Gestalt einer Rückfallkuppe annimmt, Abb. 1, legte den Gedanken an die Möglichkeit einer vorgeschichtlichen Besiedlung des Platzes nahe. Schon der erste Besuch ergab in den spärlichen Bodenaufschlüssen sowohl am Abhange als auch an den ebenen Stellen oben vorgeschichtliche Scherben. Mit freundlicher Erlaubnis des Grundbesitzers konnte ich Nachgrabungen anstellen, welche zur Aufdeckung eines vorgeschichtlichen Hüttenplatzes, der Wohnstelle I führten.[1]) Eine benachbarte Stelle, an welcher sich oberflächlich, ziemlich konzentriert liegend, zahlreiche Scherben gezeigt hatten, konnte ich erst im Herbste 1917 im Verein mit meiner Frau Lina untersuchen und hiebei eine weitere Wohnstelle II nachweisen.[2])

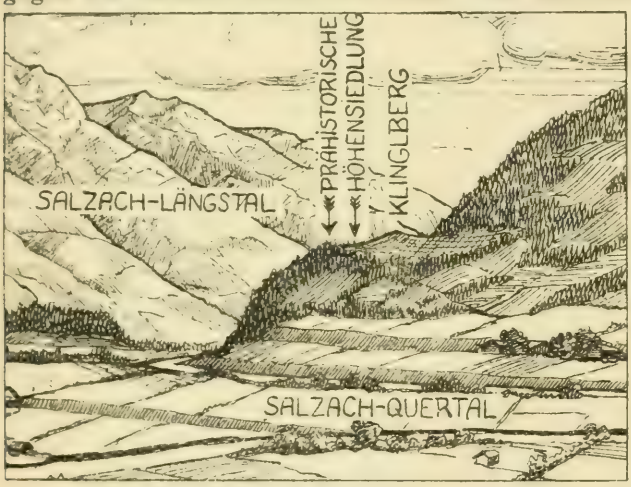



Abb. 1. Der Klinglberg, von St Johann i. P. aus gegen Südwest.

Diese Örtlichkeit, der Klinglberg oder Stollnköpfl genannt, ist ein terrassenförmiges, dabei jedoch stark kupiertes Gelände, welches sich am linken Ufer der Salzach etwa 150 *m* über der Talsohle ausbreitet. Es bildet den östlichen Abschluß jenes präglazialen, weiten Talbodens, in welchen die Salzach erst ihr nunmehriges schluchtartiges Engtal von Taxenbach und Lend eingetieft hat, so daß heute der alte Talboden die Salzach beiderseits in Form von Talstufen begleitet. Gegen Westen hin gewinnt diese linksseitige Talstufe rasch an Breite und bildet, gegen Norden durch die Bergflanken des Hochglockners und Buchberges geschützt, ein klimatisch be-

[1]) M. Hell, St. Johann i. P., Bronzezeitliche Wohnstelle, Mitt. d. Zentralkomm. f. Denkmalpflege, Wien, XV, 1916, S. 28f.

[2]) M. Hell, St. Johann i. P., Eine weitere Wohnstelle der frühen Bronzezeit, Mitt. d. Zentralkomm., Wien, XVI, 1918, S. 46, Mitt. d. Staatsdenkmalamtes, I, 1919, S. 62f.

sonders begünstigtes Gebiet. Hier liegen der Markt St. Veit und die große Lungenheilstätte Grafenhof.

Geologisch gehört der Klinglberg der erzreichen, silurischen Phyllitzone an, jedoch ist der Sockel aus festen Kalkschiefern gebildet, wodurch sich das pfeilerartige Vorspringen dieser Bergstufe in die seinerzeitige diluviale Gletscherbahn erklärt. Ihrer Lage nach bezeichnet diese Anhöhe jenen Punkt im Laufe der Salzach, wo diese vom westöstlich verlaufenden Längstal in das gegen Norden ziehende Quertal übergeht, Abb. 2. So gestattet der Klinglberg nicht nur einen weiten Talblick salzachabwärts bis zum Tennengebirge, sondern auch gegen das obere Salzachtal hin eröffnet sich eine wundervolle Fernsicht. Den talseitigen Abschluß des Geländes bilden scharf modellierte Terrassenränder, von welchen sich steile, zum Teil felsige, bewaldete Abhänge zu Tal senken.

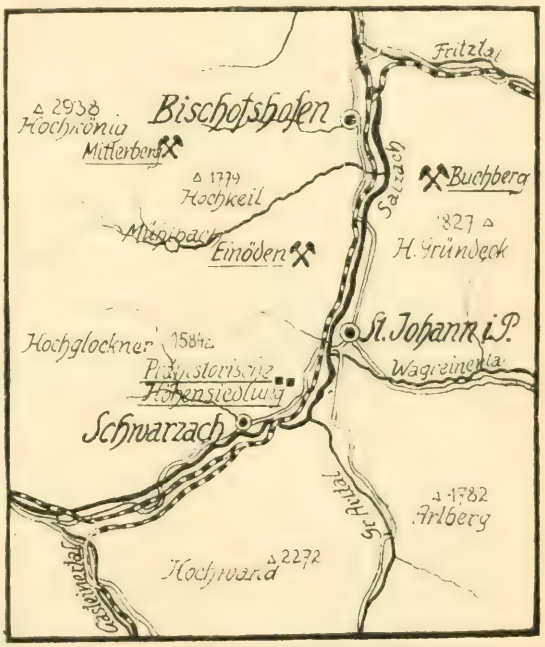



Abb. 2. Lageplan der bronzezeitlichen Höhensiedlung am Klinglberg bei St. Johann i. P. Maßstab 1:260.000.

Wenngleich die Örtlichkeit in ihrer Gänze für vorgeschichtliche Besiedlung als besonders geeignet zu erkennen war, so erschwerte die reiche Oberflächengliederung doch wieder die Suche nach bestimmten Wohnstellen. Es gelang daher erst mit dem 34. Versuchsgraben, auf Grundparzelle Nr. 1072, Kat.-Gemeinde Schwarzach, eine sichere Wohnschichte anzufahren.

Nach vollständiger Durchgrabung dieser Wohnstelle I zeigte sich, daß ihr rechteckiger Grundriß eine Breite von 2·6 *m* und eine Länge von 6·3 *m* aufwies. Sie folgte mit ihrer Längserstreckung dem Streichen des flach geneigten östlichen Abhanges der Rückfallkuppe (Abb. 1, Pfeil rechts) und war derart nischenförmig in den Hang eingeschnitten, daß sich vor der östlichen, talwärtigen Langseite der Boden mäßig absenkte, während er nach den drei anderen Seiten anstieg. Der ebene Hüttenboden lag demnach an der Ostseite nur 0·25 *m*, an der Westseite 0·46 *m* unter der heutigen Oberfläche. Die kohlenreiche, dunkle Wohnschicht war in einer Stärke von 10—18 *cm* von Kulturresten reichlich durchsetzt und zeigte nach den Seiten hin scharfe, geradlinige Abschlüsse. Störungen der Schicht waren nicht bemerkbar. Der Estrich war von rotgebranntem, lehmigem Erdreich gebildet; an einigen Punkten trat der anstehende Phyllit zutage. Pfostenlöcher waren nicht vorhanden. Eine besonders kohlenreiche Stelle von zirka 1·1 *m* Durchmesser, die auch tierische Knochenreste führte, bezeichnet eine Feuerstelle, die im nördlichen Hüttenabschnitt nahe der östlichen Vorderwand sich befand. Große Steine lagen im Bereiche des bergseitigen Hüttenrandes.

Die Kulturschichte umschloß an Funden Spuren von Kupfer und Bronze, ein Angußstück aus Bronze, Glätt- und Klopfsteine, an 1300 Tongefäßscherben sowie Tierknochen in verbranntem und unverbranntem Zustande. Bei den vereinzelten Metallspuren handelt es sich meist um fast ganz oxydierte Gußklümpchen, nur ein größeres Stückchen enthielt noch einen metallischen Kern. Das Angußstück Abb. 3[6] hat plankonvexen Querschnitt und zeigt noch die Meißelspuren der Abstemmung vom

Gußkörper; Breite 3·4 *cm*. An Klopfsteinen fanden sich ein größeres und ein kleineres Fragment aus Serpentin. Als Glättsteine dienten ein flach eiförmiges Geschiebe aus Amphibolit mit riefenbedeckter Gebrauchsfacette, ein dreieckiges aus ebensolchem Gestein und ein flaches Plättchen aus grauem Kalkstein von 5·3 *cm* Länge mit zahlreichen Gebrauchsriefen.

Die reichlich vorhandenen Tongefäßscherben gehören fast ausschließlich derber Gebrauchskeramik an, die in bezug auf den starken Zusatz von Quarzsand sowie auch in einzelnen Formen und Ornamentik noch stark an die neolithische Keramik des Gebietes erinnert. Unter den Gefäßen lassen sich schwere, geradrandige Töpfe sowie bauchige Urnen mit mehr oder weniger ausladenden Mündungsprofilen erkennen. Eine formsichere Ergänzung ließ nur ein Gefäß zu, welches feineren Tonüberzug aufweist und dessen Höhe 27·4 *cm*, Bodendurchmesser 10·8 *cm*, Bauchweite 30 *cm* und Randlichte 18 *cm* betragen; mindestens 2 gegenständige, englichtige Henkel waren vorhanden. An Zierformen finden sich Fingertupfenleisten an der Schulter, in Schrägstellung sowie in girlandenförmiger Anordnung. Fingernagelkerben umlaufen die Gefäßschultern und Mündungsränder. Auch einfache Leisten, abgesetzte Tonwülste sowie kleine Rundbuckel finden sich an der Gefäßoberfläche. Dem Anfassen dienen Schnurhenkel sowie vertikale und horizontale Henkel. Besonders hervorzuheben sind ihrer Häufigkeit wegen an der Gefäßschulter meist aus einer Tupfenleiste hervortretende Lappen oder Zapfen, die emporgezogen erscheinen und in der Mitte eine Delle aufweisen, Abb. $3^{1,3}$. An den bauchigen Gefäßen findet sich häufig der aufgehende Halsteil gegen die Schulterpartie etwas nach innen abgesetzt. Nicht selten sind die Mündungsränder horizontal abgeschnitten. Unter den feintonigen Gefäßen läßt sich das Profil Abb. $3^{2}$ erkennen. Unter den reicher verzierten Stücken sind die Scherben Abb. $3^{45}$ hervorzuheben. Sie sind dunkelgrau, haben Feinüberzug und gehören einem wenig gebauchten Gefäß mit schwach ausladendem Mündungsrand an. Die Linienmuster sind durch schiefe Nadelstiche erzeugt und weisen noch Spuren weißer Inkrustation auf. Hievon steht das Stück Abb. $3^{4}$ mit dem Stichreihenmuster dem spätvollneolithischen, südostbayrischen Münchshöfertypus nahe und weist auf das Fortleben alter Ziermotive hin. Zu den feineren Gefäßen zählt noch

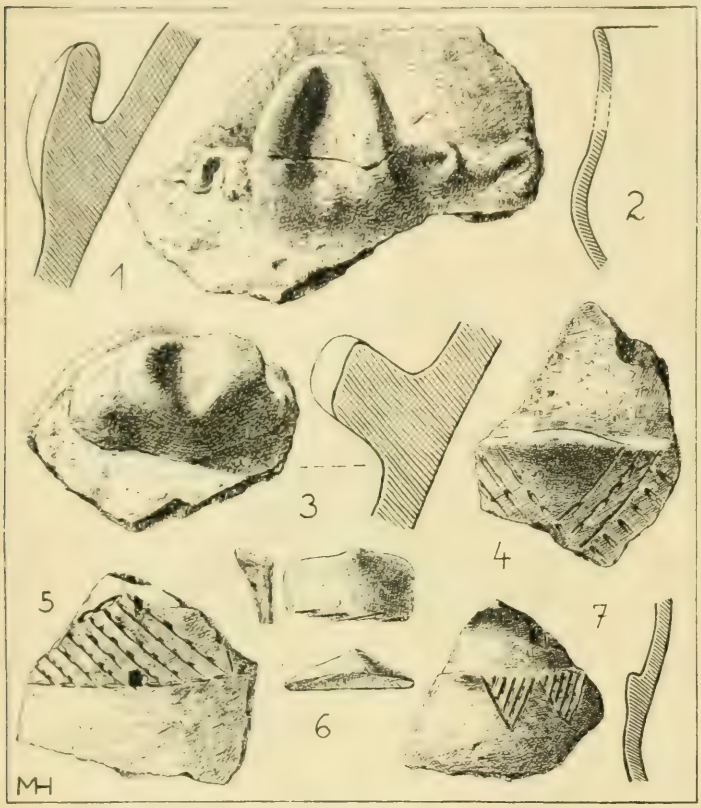



Abb. 3. Funde aus Wohnstelle I am Klinglberg bei St. Johann i. P. (1/2 n. Gr.)

das kleine Krüglein, Abb. 3[7] mit abgesetztem Hals, Zierbuckelchen und schraffiertem, eingestochenem Dreieckmuster.

Besonders zu verweisen ist schließlich auf das reichliche Auftreten von granulierter Kupferschmelzschlacke in der Tonmasse der Gefäße.

Eine weitere Wohnstelle II fanden wir 18 *m* östlich von I auf der ebenen Terrasse und nahe am Absturzrande derselben, Abb. 1, Pfeil links. Auch dieser Hüttengrundriß ist rechteckig und besitzt eine Breite von 3·5 *m* und eine Länge von 5·7 *m*. Die Sohle der Wohnstelle liegt 0·8 *m* unter der Oberfläche. Pfostenlöcher wurden nicht beobachtet. Im Verlaufe des Schichtumrisses zeigten sich mehrmals große hochkantig gestellte Steine, welche halblängs in den alten Boden eingesenkt waren. Größere Steine traten an verschiedenen Stellen zutage. Der Estrich liegt auf lichtockerfarbigem, oberflächlich stellenweise rotgebranntem, lehmhaltigem Urboden auf.

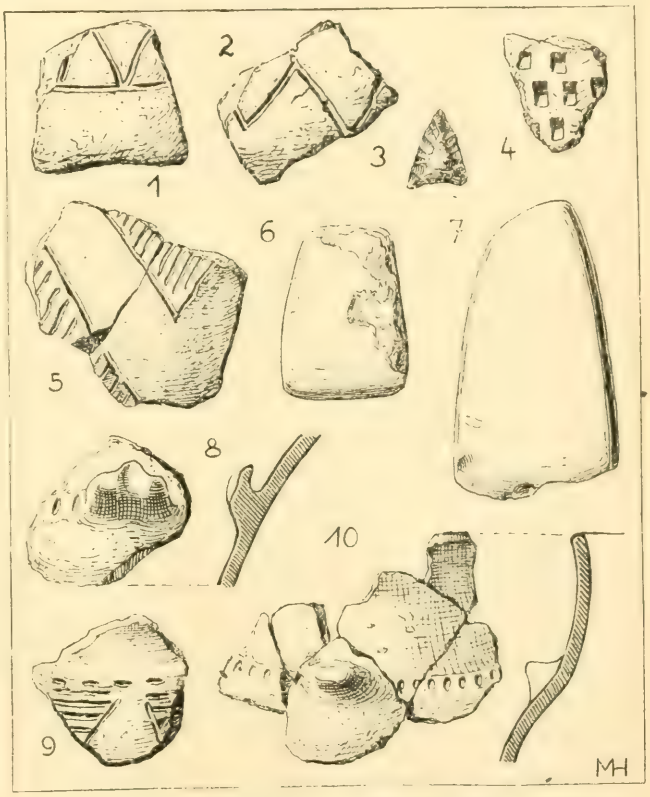



Abb. 4. Funde aus Wohnstelle II am Klinglberg bei St. Johann i. P. (1/2 n. Gr.)

Die Kulturschichte enthielt 2 Steinbeile, die in der südöstlichen Ecke der Wohnstelle beisammen lagen. Eine Flachaxt mit rechteckigem Querschnitt aus grünlichem, mergeligem Kalkschiefer, Abb. 4[7] ist 8 *cm* lang und 4·5 *cm* breit; die kleine Flachaxt Abb. 4[6] aus quarzitischem Schiefer ist 4·5 *cm* lang und 3·4 *cm* breit. Eine dreieckige Pfeilspitze, Abb. 4[3] aus grauem Jurahornstein ist 2·0 *cm* lang und 1·6 *cm* breit. Steinbearbeitungsabfälle sind in 2 Abschlägen aus grauem Jurahornstein sowie in einem Stück Bergkristall erhalten.

Eine walzenförmige, runde Keule aus Quarzglimmerschiefer ist 9·2 *cm* lang und besitzt eine umlaufende Rille. Als Glättstein fand sich ein Phyllitplättchen von 4·4 *cm* Länge. An ganzen Klopfsteinen sind 2 aus Quarzit, 3 aus Hornblendegestein; 2 Fragmente von solchen sind aus Serpentin und 2 aus Amphibolit. Ein großer, flacher Rillenschlägel aus Hornblendeschiefer mit Magnetitkriställchen ist 15·1 *cm* lang, 11·5 *cm* breit und zeigt Rillen an den gegenständigen Schmalseiten. Weiters fand sich ein cirka 7 *kg* schwerer Handmühlensetzer aus Gneis, das Fragment eines solchen sowie das Fragment eines Handmühlenläufers aus Gneis. Kupfer, beziehungsweise Bronze zeigte sich in 9 kleinen Gußklümpchen; 2 kleine Kupferfladen besitzen 4·2 *cm* und 2·6 *cm* Durchmesser.

Vom Aussehen der in etwa 4000 Scherben erhaltenen Tonware gilt das bei Wohnstelle I Gesagte. Wieder ist es fast ausschließlich rohe Hauskeramik, die in manchem an neolitisches Erzeugnis erinnert. Reichlich findet sich Grus von Kupfer-

schmelzschlacke im Ton. Die eingedellten Zapfen und Lappen sind wieder vertreten, die sich auch auf kleinen Gefäßen, Abb. 4[8] finden, ebenso die wagrecht beschnittenen Mündungsränder, die abgesetzten Halspartien der bauchigen Gefäße. Mehrfach sind kleine, hochhalsige Krüglein wahrzunehmen. Unmittelbar zusammenstellen ließ sich ein Henkeltöpfchen mit Zierbuckeln. Unter den derberen Ziermotiven finden sich Fingernagelkerben auch in flächenhafter Anordnung. Von besseren, reicher verzierten Gefäßproben sind die wichtigsten Stücke auf Abb. 4 dargestellt. Die Scherben 1 und 3 zeigen einfache Linienmuster, 5 zwischen schraffierten Feldern ausgespartes Zickzackband, 4 mit kantigem Stäbchen eingestempelte Punkte, 9 eingestochene Punktzeile, kombiniert mit schraffiertem Dreieck, und 10 eine Punktzeile an der Schulter, durch einen Zierbuckel unterbrochen. An Tierresten ließen sich Rind und Schaf nachweisen.

Für die konstruktive Beurteilung der beiden Hüttenbauten liegen keinerlei nähere Anhaltspunkte vor. Aus dem Fehlen der Pfostenlöcher ist zu schließen, daß sie keine vertikalen Bauglieder enthielten. Auch Lehmbewurf fehlt. Wenn man jedoch die heute in unmittelbarer Nähe der prähistorischen Wohnplätze stehenden primitiven Heustadel betrachtet, wie sie mit ihren steinbeschwerten Holzschindeldächern, den Wänden aus wagrechten Rundhölzern, die ebenfalls keine vertikalen Konstruktionsglieder aufweisen und nur auf Ecksockel aus größeren Steinen gestellt sind, im salzburgischen Gebirgsland allenthalben üblich sind, so liegt es nahe, auch für diese prähistorischen Wohnhütten eine ähnliche Bauweise anzunehmen. In diesem Falle ließen sich die unregelmäßig verteilten, größeren Steine, 10—15 *kg* schwer, als Schwersteine für die Bedachung, die in den Boden eingreifenden großen Steine am Hüttenrande als Sockelsteine auffassen. Die Wände waren wohl in Rundholzschrotkonstruktion ausgeführt und mit Moos gedichtet.

Die Zeitstellung dieser beiden Wohnstellen, von denen II die größere und fundreichere darstellt, ist durch die zutage gekommenen Kulturreste, insbesondere durch die Keramik, klar gegeben. Wenn auch die Tonware noch mancherlei Anklänge an die jungneolithische Keramik der Gegend bietet, zwei Steinbeile und eine Flintpfeilspitze sich fanden, so sind doch, ganz abgesehen vom Auftreten der Bronze, diese beiden Wohnstellen, deren Inventar durchaus einheitlich geschlossen erscheint, der älteren Bronzezeit zuzuweisen.

Diese Zeit spricht sich mit aller Deutlichkeit sowohl in der roheren Tonware mit ihren bauchigen Formen, den abgesetzten Halspartien, den wagrecht beschnittenen Rändern aus, als auch in den feineren hochhalsigen Krüglein, in der flächenhaften Anordnung der Fingernagelkerben, in den eckigen eingestempelten Punkten, besonders aber in den schraffierten Dreieckmustern und den schief eingestochenen Punktreihen.

Tritt die Stufe B der Bronzezeit, also die ältere süddeutsche Hügelgräberbronzezeit in der Keramik besonders scharf hervor, so fehlen für die Stufe A zwar vollkommen eindeutige Belegstücke, doch ist im Hinblick auf die altertümlichen Anklänge im Inventar anzunehmen, daß der Beginn der Besiedlung noch in der ältesten Bronzezeit wurzelt.

Bei dieser Sachlage gewinnt nun das Vorkommen von granulierter Kupferschmelzschlacke in der Tonware beider Wohnplätze sowie das Auftreten von Kupfer in Form von Klümpchen und Fladen besondere Bedeutung.

Ich übergab daher bezügliche Materialproben aus beiden Wohnstellen mit der Bitte um Durchführung der Analyse an Herrn Ingenieur Chemiker Fritz Mayer in Außerfelden, der die große Liebenswürdigkeit hatte, diese im Laboratorium der

Kupferhütte Außerfelden mit größter Sorgfalt und Sachkenntnis auszuarbeiten, wofür ihm an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen sei. Ich folge im nachstehenden auszugsweise dem ausführlichen Elaborate Ing. Mayers.

Probe I. Einige Gefäßscherben mit Schlackengrus im Ton. Aussehen hell, erdig, lehmartig. Bruch: erdig, im Innern zeigten sich dunkle, körnige Teilchen. Die Analyse der Schlackenkörner ergab:

| | |
|---|---|
| $H_2O$ | 2·03 % |
| $SiO_2$ | 55·24 „ |
| Cu | 0·40 „ |
| $Al_2O_3$ | 16·49 „ |
| $Fe_2O_3$ | 15·63 „ |
| CaO | 2·55 „ |
| MgO | 2·25 „ |
| Rest auf 100 organische Substanz, Kohleteilchen. | |

Es handelt sich in der vorliegenden Probe I also mit Sicherheit um eine Rohschlacke, wie sie beim Kupferschmelzprozeß aus Roherzen fällt. Beweis dafür sind, neben dem schon äußeren, schlackenartigen Habitus die durch die Analyse erhaltenen Zahlen. Zieht man zum Vergleich die Gesamtanalyse einer beliebigen Kupferrohschlacke heran:

| | |
|---|---|
| $SiO_2$ | 42·32 % |
| Cu | 0·32 „ |
| FeO | 30·67 „ |
| $Al_2O_3$ | 4·54 „ |
| CaO | 19·08 „ |
| MgO | 2·33 „ |

so stimmt der für Rohschlacke charakteristische Kupfergehalt gut überein; der etwas höhere Gehalt an Kieselsäure und Tonerde dürfte durch den vorhandenen Ton und dadurch auch der herabgedrückte Wert für Eisenoxydul und Kalk erklärt sein.

Probe II. Aussehen: dunkel, erzähnlich, ziemlich hohes spezifisches Gewicht. Bruch: fast vollständig weiß, metallisch. Unter der Lupe zeigten sich an der Bruchfläche zwei Schichten. Ein größerer weißer, metallischer Kern, der von einer sehr dünnen, schwarzen Schicht überlagert ist. Es wurden daher beide Schichten getrennt untersucht. Die Analyse der äußeren, dunklen Schichte, Probe IIa, ergab:

| | |
|---|---|
| Cu | 39·78 % |
| Ni | 4·17 „ |
| Fe | 18·17 „ |
| S | 18·25 „ |
| $SiO_2$ | 9·05 „ |
| As | ca. 3·— „ |
| Rest | Verunreinigungen an Tonerde, Kalk und Magnesia. |

Diese dunkle Schichte ist daher ein Kupferrohstein, wie er beim Roherzschmelzen von Kupfererzen als erstes Produkt erhalten wird. Zum Vergleich die Analyse eines beliebig gewählten Kupferrohsteines:

| | |
|---|---|
| Cu | 60·30 % |
| S | 21·29 „ |
| Fe | 10·47 „ |
| $SiO_2$ | 1·03 „ |
| As | 0·30 „ |
| Ni | 0·30 „ |
| $Al_2O_3$ | 0·50 „ |
| CaO | 0·75 „ |
| MgO | 0·49 „ |

Der relativ hohe Gehalt der Probe II a an Kieselsäure ist vielleicht durch schlechte Trennung des Steines von der, wie schon die Analyse der Probe I zeigt, an Kieselsäure sehr reichen Schlacke zu erklären. Auffallend ist auch in Probe II a der hohe Gehalt an Nickel und das Auftreten beträchtlicher Mengen von Arsen, welchem mangels ausreichenden Probematerials nicht weiter nachgegangen werden konnte.

Nach diesem Ergebnis blieb als Ausgangsmaterial ein stark nickel- und arsenhaltiges Erz zu vermuten, welche Annahme noch durch das Analysenergebnis der Probe II b, des weißen, metallischen Kernes der Probe II wesentlich gestützt wird.

Probe II b, weißer, metallischer Kern. Die Analyse ergab: Cu 13·91 %, Ni 35·36 %, Rest hauptsächlich Arsen und etwas Eisen. Dieser metallische Kern ist daher eine Kupfer-Nickel-Arsenlegierung, die beim Schmelzen von nickel- und arsenhaltigen Kupfererzen gleichzeitig mit dem Kupferstein entsteht und sich infolge des größeren spezifischen Gewichtes von dem Kupferstein durch Absetzen trennt, eine sogenannte „Speise" bildend. Der etwas hohe Kupfergehalt der Speise kann durch schlechte Trennung vom Stein verursacht sein.

Probe III. Aussehen: malachitartig, grün angelaufen. Bruch: duktil, Inneres kupferrot. Die Analyse ergab: Cu 90·49 %, Ni 0·22 %, Rest geringe Verunreinigungen an Eisen und Kieselsäure, hauptsächlich aber Sauerstoff infolge Oxydation und Verwitterung. Demnach ist Probe III ein Stück fast vollkommen reinen Kupfers, welches frei von Zinn und Antimon ist, so daß es keineswegs durch Umschmelzen einer Bronze gewonnen worden sein kann. Vielmehr ist anzunehmen, daß es gleichfalls aus einem wie in Probe II a nachgewiesenen stark nickelhaltigen Kupferstein als letztes Raffinationsprodukt gewonnen worden sein dürfte.

Nachdem nun in keiner der drei Proben Zinn und Antimon nachgewiesen werden konnte und zudem diese gleichzeitig auch die drei wichtigsten, beim Kupfer-Roherzschmelzen fallenden Produkte, wie Schlacke, Stein und gediegenes Kupfer, ergaben, so ist erwiesen, daß bereits zur älteren Bronzezeit die Bewohner der beiden untersuchten Wohnstellen am Klinglberg die Gewinnung von Kupfer aus Roherzen betrieben haben.

Die beiden Wohnstellen beherbergten also älterbronzezeitliche Kupfergewerken, deren Werksanlagen jedenfalls nicht allzuweit von der Siedlung entfernt waren. Auch wurde Steinbearbeitung und Bronzeguß betrieben. Die Siedlung umfaßt jedenfalls noch eine weitere Anzahl von Hütten, worauf Scherbenfunde hinweisen die wir in der Umgebung, besonders gegen Westen hin machten. Zudem hatten die Versuchs-

gräben, die zur Aufsuchung der Wohnstellen gezogen wurden und sich über das nordöstliche Terrassenbereich verteilten, des öfteren Scherben, Kupfer und Bronzespuren ergeben.

Da der Klinglberg ja im Bereiche der erzführenden Phyllitzone liegt, so finden sich Kupfererze in der Nähe mehrfach anstehend. Nach Westen, gegen St. Veit hin, sind geringe Vorkommen von Kupferkies häufig. Aus dem nördlich benachbarten Rainbachgraben ist Kupferkies durch Findlinge nachgewiesen. Weiter nach Norden finden sich die Kupferkiesgruben Birkstein und eine ebensolche bei Burgschwaig[1]) und die bereits als vorgeschichtlich nachgewiesenen Erzgruben in Einöden. Beim nahen Vorderklinglberglehen fanden wir Schwefelkieskristalle im anstehenden Phyllit.

Es bleibt nun zu erwägen, ob die aus den vorstehenden Untersuchungen hervorgehenden Resultate Beziehungen zu den bereits bekannten prähistorischen Kupfergewinnungsstätten Salzburgs aufweisen und welche Schlaglichter diese auf die Zeitstellung des ostalpinen prähistorischen Kupferbergbaues überhaupt werfen.

Wie Abb. 2 zeigt, liegt die prähistorische Höhensiedlung am Klinglberg im Süden des durch die Ortsnamen Mitterberg, Einöden und Buchberg bezeichneten und wohluntersuchten Gebietes vorgeschichtlicher Kupferbergbaue[2]) und zwar betragen die Luftlinienentfernungen des Klinglberges ab Mitterberg 10 *km*, ab Buchberg 10 *km* und ab Einöden 6 *km*. Um diese Entfernungsbeträge liegt also die Klinglbergsiedlung näher gegen den Alpenkamm herangerückt, also noch tiefer im „unwirtlichen" Gebirge als das bekannte Gebiet prähistorischen Bergbaues.

Die Zeitstellung der prähistorischen Kupferbergbaue im Salzburgischen, also außer Mitterberg, Einöden und Buchberg auch Viehofen im Glemmtal und Stuhlfelden im Oberpinzgau sowie auch die benachbarten tirolischen Kupfergrubenbaue Kelchalpe und Schattberg bei Kitzbühel wurde in der „Urgeschichte des Kronlandes Salzburg", deren Materialsammlung mit 1913 abgeschlossen worden war,[3]) für die späte Bronzezeit und die frühe Hallstattzeit angenommen, wobei allerdings die Möglichkeit eines früheren Bergbaubeginnes offen gelassen wurde.

Diese Zeitstellung wurde hauptsächlich durch die Funde von Düllenpickeln aus Bronze und mittel- bis endständigen Lappenäxten begründet, wie sie obertags und auch in den Gruben angetroffen wurden. Keramik war spärlich und in wenig signifikanter Form zutage getreten. Gesicherte Wohnstellen und Gräber fehlten bisher im prähistorischen Bergbauterritorium Salzburgs.

Nun zeigen sich in diesem Gebiete die ersten Wohnstellen einer nachweislich Kupferbergbau beziehungsweise Gewinnung treibenden Bevölkerung und die reichlich vorhandene, sicher datierbare Begleitkeramik spricht für die ältere Bronzezeit.

Es ist bei der Lage des Klinglberges zu den bekannten vorgeschichtlichen Kupfergruben und bei der geographischen Beschränktheit des Gebietes nicht anzunehmen, daß für die, für die ältere Bronzezeit sichergestellte Kupfergewinnung der Leute vom Klinglberg eine zeitliche Isoliertheit zu gelten hätte.[4]) Daher ist wohl der

[1]) Mitteilung Ing. O. Bock, Außerfelden.

[2]) Österr. Kunsttopographie, Bd. XVII, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg, 1918.

[3]) Österr. Kunsttopographie, a. a. O.

[4]) Wir haben weiter salzachaufwärts am Burgstall bei St. Georgen im Pinzgau die ältere Bronzezeit in ähnlicher Weise nachgewiesen wie am Klinglberg. M. Hell, Mitteil. d. Zentralkommission f. Denkmalpflege, Bd. XVI, 1918, S. 120.

Schluß nicht von der Hand zu weisen, daß auch für die anderen salzburgisch-tirolischen Kupferbergbaue, besonders Mitterberg und Kelchalpe, der Beginn des bergmännischen Betriebes bereits in der älteren Bronzezeit anzusetzen sein wird.

Für Mitterberg führe ich an, daß Paul Reinecke auf Grund der bei zweimaligem Besuche dort aufgesammelten Scherbenproben, die Mitterberger Keramik als älterbronzezeitlich anspricht, zu dieser Zeit den Beginn von Tagbauten auf Kupfer annimmt, welche sich dann bis zum Ende der Früh-Hallstattzeit zu Untertagbetrieben entwickelt hätten.[1])

Die Klinglberger Wohnstellen stützen jedenfalls die Annahme eines älterbronzezeitlichen Einsetzens des alpinen Kupferbergbaues aufs beste. Daß sodann bei einer mehr als tausendjährigen Betriebsdauer eine technische Entwicklung, eine allmähliche Vervollkommnung der Gewinnungs- und Aufbereitungsmethoden statthatte, ist ebenfalls naheliegend und diese Entwicklung konnte sich in bezug auf den Abbau nur vom Tag- zum Untertagbau vollziehen.

Was das Auftreten der älterbronzezeitlichen Kultur im Lande Salzburg überhaupt anbelangt, so ist anzuführen, daß wir in den letzten Jahren außer den Höhensiedlungen am Klinglberg und Burgstall bei St. Georgen im Pinzgau auch im Salzburger Becken die ältere Bronzezeit auf den Höhensiedlungen Rainberg[2]) und Kapuzinerberg[3]) in der Stadt Salzburg, am Hellbrunner Berg[4]), Rabenstein bei Golling[5]) sowie in den drei Flachlandsiedlungen in Maxglan[6]) und anderen Orten nachgewiesen haben, so daß die älterbronzezeitliche Besiedlung Salzburgs heute in einiger Dichte sichergestellt erscheint. Bei Betrachtung der älteren Bronzezeit Salzburgs sind übrigens die reichen Siedlungsfunde von Karlstein bei Reichenhall in Bayern nicht zu übersehen, welche Lokalität geographisch zum Salzburger Becken zu zählen ist.

Zusammenfassend liegt also die Bedeutung der älterbronzezeitlichen Kupfergewerkensiedlung am Klinglberg darin, daß sie den Beginn der prähistorischen Kupfergewinnung in den Ostalpen bis in die ältere Bronzezeit hinaufrückt. Und zwar dürfte diese Datierung auch für die meisten anderen vorgeschichtlichen Kupfergruben Salzburgs und des benachbarten Anteiles von Tirol Geltung haben.

Für Mitarbeit habe ich meiner Frau Lina zu danken. Die Funde befinden sich in unserer Sammlung.

Die Klischees zu diesem Aufsatze wurden vom Bundesdenkmalamte in entgegenkommendster Weise zur Verfügung gestellt, wofür diesem Amte der beste Dank ausgesprochen wird.

[1]) Mitteilung Prof. Dr. Paul Reinecke, München.
[2]) Österr. Kunsttopographie, Bd. XVII. Beitrag III.
[3]) M. Hell, Wiener Prähist. Zeitschrift, Jg. VII, 1920.
[4]) M. Hell, Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Hellbrunner Berges, diese Zeitschrift, Bd. LI.
[5]) Untersucht M. Hell, unpubliziert.
[6]) M. Hell, Ein Bronzedepotfund bei Kuchl in Salzburg, Wiener Prähist. Zeitschrift, Jg. II, S. 77, Mitt. d. Zentralkomm. f. Denkmalpflege, Wien, XVI, 1918, S. 119.

# LITERATURBERICHTE.

33.

**Schmid, Dr. Bastian:** *Das Tier in seinen Spielen.* Mit 35 Abbildungen, darunter mehreren Original-Tierbildern von Kunstmaler C. O. Petersen. Deutsche naturwissenschaftliche Gesellschaft. Geschäftsstelle Theod. Thomas' Verlag, Leipzig.

Das Buch verfolgt die Absicht, uns das Verständnis des Tieres näher zu bringen, und dazu erscheint gerade die harmlose Heiterkeit, wie sie sich im Spiele der Tiere offenbart, sehr geeignet. Auf Grund zahlreicher eigener Beobachtungen sowie solcher hervorragender Forscher bietet der Autor einen Einblick in eines der reizvollsten und interessantesten Kapitel des Tierlebens. Anknüpfend an die Spielgewohnheiten bekannter Haustiere wird gezeigt, wie die Tiere mit ihren Artgenossen und solchen fremder Arten spielen, wie sie sich mit allerlei leblosen Gegenständen vergnügen und wie verschiedene Tiere mit dem Menschen zu spielen pflegen. Das Spiel der Tiere ist, wie alles Psychische, in der Gesamtbiologie ihres Wesens tief verankert; so ist es eine Tatsache, daß z. B. ein Raubtier sowohl körperlich als auch seelisch mit allen Vorzügen ausgestattet ist, welche ihm sein Handwerk erleichtern, und daß es bereits in seiner Jugend spezifische Eigentümlichkeiten im Spiele aufweist, welche es dazu führen, um von seinen spezifischen Raubtierorganen und Charaktereigentümlichkeiten entsprechend Gebrauch zu machen. Das Spiel hilft jedenfalls mit, die körperlichen Waffen zu üben, die Sinnesorgane zu schärfen und die Charaktereigenschaften erwachen zu lassen. Bei den engen Beziehungen zwischen Seelischem und Körperlichem gehen psychische Impulse ebenso auf das Physische über wie umgekehrt; sie wirken gegenseitig aufeinander und beide sind Realitäten. Das Spiel der Tiere ist eine psychologische Tatsache, physiologisch fundiert und beeinflußt, mit der Biologie ihrer gesamten Organisation unergründlich verankert und auf Freude, Lebensbejahung lustbetont gestimmt. Schmid ist bereit, für die Wissenschaft als Aufgabe nur die Beschreibung des Seelenlebens, nicht die Erklärung bei den Spielen der Tiere aufzufassen. Ein besonderes Schlußkapitel widmet er den Liebesspielen der Tiere. *Dr. Oskar Hovorka.*

34.

**Boas, Franz:** *Kultur und Rasse.* Leipzig 1914.

Der Verfasser kommt zu folgenden Ergebnissen, die er gegen Ende des Werkes übersichtlich zusammenstellt: 1. Die Körpermerkmale der Rassen, die größere kulturelle Leistungen aufweisen, sind nicht Merkmale geistiger Überlegenheit. Da so viele Ursachen den Kulturfortschritt beeinflussen und Parallelerscheinungen bei verschiedenen Rassen vorkommen, können wir erbliche Geistesmerkmale, besonders aber geistige Vorzüge einzelner Rassen höchstens als unterstützendes Element der Kulturentwicklung anerkennen. (Die Rassenbegabung wird aber im weiteren Verlaufe der Darstellung so gut wie völlig zugunsten des allgemein Menschlichen abgelehnt.) 2. Die Unterschiede physiologischer und psychologischer Merkmale sind bei den Individuen einer Rasse bedeutsamer als die Unterschiede verschiedener Rassen. 3. Die Bestimmtheit erblicher Formen durch die Ahnenreihe erklärt zum Teil die Entwicklung lokaler Typen, in denen die Individualeigenschaften weniger Ahnen zu Gruppentypen geworden sind. (So kann man sich die Entstehung von Subrassen gewiß denken, doch wird die ganze Rassenbildung wohl ähnlich zu erklären sein.) 4. Menschliche Typen können sich durch natürliche Auslese, doch auch durch den unmittelbaren Einfluß der Umwelt ändern, z. B. durch Auswanderung nach Amerika. 5. Die Entfernung vom Tier ist bei verschiedenen Rassen nicht hinsichtlich aller Merkmale gleich groß, d. h. eine Rasse kann in einem Merkmal primitiv, in einem anderen hochentwickelt sein. Eine Beziehung zwischen derartigen Erscheinungen und der Geistesanlage ist nicht nachweisbar. 6. Die Menschentypen sind älter als die Sprachfamilien. 7. Die Willenstätigkeit, Aufmerksamkeit und

originelle Schöpferkraft zeigen keine wesentlichen Unterschiede bei Kulturarmen und Zivilisierten. Alles menschliche Denken ist ursprünglich gleichartig. 8. Der Kulturfortschritt entsteht durch Befreiung der Individuen vom Zwange des täglichen Nahrungserwerbes. So wird die spielende Betätigung der Kräfte ermöglicht und es entsteht der industrielle, intellektuelle und künstlerische Fortschritt. 9. Das Denken in verschiedenen Sprachen wird zwar durch die eigenartige Klassifikation des Bewußtseininhaltes bedingt, doch paßt sich die Sprache dem fortschreitenden Erkenntnisbedürfnisse an. 10. Gefühlsmäßige Assoziationen gewohnheitsmäßiger Handlungen und ihre nachträgliche rationale Erklärung spielen in der geistigen Kultur eine große Rolle. Spielen sie als Überlebsel primitiverer Zustände auch in die Kultur hochstehender Völker noch herein, so werden sie doch im Laufe der Entwicklung durch das logische Denken allmählich beseitigt und durch besseres Material für gewohnheitsmäßige Denkarbeit ersetzt. So vollzieht sich der Fortschritt gegenüber den Kulturarmen, bei denen aus äußerlichen Gründen der Anstoß zu dieser Entwicklung ausgeblieben ist.

Da es unmöglich ist, zu dem ganzen Inhalte des reichhaltigen Buches Stellung zu nehmen, seien einige Hauptpunkte herausgegriffen. Wenn Boas die altweltliche Kultur als Argument gegen die Kulturbedeutung der Rasse verwendet, weil verschiedene Rassen an ihrem Aufbau sich beteiligt haben, so übersieht er dabei, daß es sich gerade hier um das Ergebnis des Zusammenarbeitens jener Rassen handelt, die vom physiologischen Standpunkt aus als die höchststehenden bezeichnet werden müssen: der kaukasischen (vorderasiatischen), mittelländischen bzw. der mit ihr nahe verwandten hamitosemitischen und der nordischen (arischen). Diese drei haben sich in ihren Schädel- und Gesichtsformen — und darauf kommt es doch bei geistigen Leistungen in erster Linie an — am weitesten von den Primitiven im somatischen Sinne entfernt, als deren Vertreter etwa die Wedda gelten können.

Es ist nicht einzusehen, warum man hier nicht den Schluß auf eine höhere Begabung ziehen soll, wenn man bedenkt, daß die Völker dieser Rassengruppe schon viele Jahrtausende vor Christi Geburt Viehzüchter und zum großen Teil seßhafte Ackerbauer waren und sich dann in ununterbrochenem Aufstiege immer höher entwickelten, wobei sie eine Fülle von Erfindungskraft und Eigenart bewiesen, während die Wedda und ihre ebenso primitiven Verwandten, die über weite Gebiete Süd- und Ostasiens verbreitet sind, in Urwälder und Einöden zurückgedrängt, noch heute auf einer Kulturstufe stehen, die die oben genannten Rassen schon in der jüngeren Steinzeit weit hinter sich hatten. Ja man muß sogar sagen, daß das Wenige, was die Weddaartigen an Kulturgütern besitzen, größtenteils nicht von ihnen stammt, sondern von ihren höherstehenden Nachbarn entlehnt ist. Die den Wedda von den Sarasin zugeschriebene Phantasielosigkeit scheint also tatsächlich stets vorhanden gewesen zu sein, sonst hätten sie in der langen Zeit, die vom Beginn der jüngeren Steinzeit in Europa, mit der die zusammenhängende europäische Kulturentwicklung einsetzt, bis heute verstrichen ist (etwa 7 bis 8000 Jahre) doch irgend etwas Nennenswertes leisten müssen. Wir haben eben hier das Gegenstück zu den früher genannten Hochkulturvölkern vor uns: ausgesprochene Primitive mit minimaler Kulturleistung.

Sehen wir uns sonst unter den Völkern niederer Kultur um, so finden wir bei ihnen so häufig die körperlichen Merkmale der Primitiven, daß es schwer ist, hiebei an Zufall zu denken. Der Schluß auf einen ursächlichen Zusammenhang von Kultur und Rasse scheint hier wohl berechtigt. Primitiv im anthropologischen Sinne sind die Negrito, die Zwergstämme des afrikanischen Urwaldes und die Buschmänner. Auch sie sind von stärkeren und besser organisierten Stämmen auseinandergerissen und in unwirtliche Gegenden gedrängt worden wie die Weddalen und haben sehr wenige selbständige Kulturerrungenschaften zu verzeichnen. Dieser Gruppe der körperlich Primitiven sind auch die Australier zuzurechnen, die trotz ihrer komplizierten Heiratsvorschriften doch gewiß zu den kulturell tiefststehenden Völkern gehören, was in noch höherem Maße von den ausgestorbenen noch primitiveren Tasmaniern gilt.

Daß die Malaienstämme recht verschieden hoch entwickelte Kulturen aufweisen, darf keineswegs als Beweis für die verschiedene Entwicklung von Völkern gleicher Rasse angeführt werden, da die Malaien zu den gemischtesten Völkern der Erde gehören. Gerade in ihrer älteren Schichte, die von den später gekommenen mehr mongolischen Küstenmalaien höherer Kultur ins Innere der Inseln gedrängt wurden, steckt ein starker Hundertsatz von Weddalen, da und dort wohl auch ein Negritoeinschlag.

Ebensowenig wie die Malaien bilden die Neger Afrikas eine einheitliche Rasse. Es gibt ja zweifellos einen Rassenkern, von dem die negerhaften Merkmale stammen. Man hat seine Vertreter treffend als Primitivneger bezeichnet. Sie zeigen jene Merkmale, die für Primitive überhaupt bezeichnend sind. Dieser Rassenbestandteil steckt nun in wechselnden Hundertsätzen in den verschiedenen Negerstämmen, deren größere oder geringere Abweichung vom Primitivnegertypus bedingt wird durch das Maß nordafrikanischen (hamitischen, kuschitischen) Blutes, das sich schon seit uralter Zeit über fast ganz Afrika verbreitet hat. Es ist daher verfehlt, die Neger als einheitliche Rasse zu betrachten und daraus Schlüsse zu ziehen. Neger und Neger können sehr verschieden sein. Scheidet man hier

nicht scharf, so sind Fehlschlüsse ganz unvermeidlich. Wo jungere hamito-semitische Einflusse statthatten, wie bei den Mischvölkern der Haussa, liegt die Sache klar am Tage.

Nichtsdestoweniger stehen die Neger, als Ganzes betrachtet, ihrer Charakteranlage und Geistesart nach nicht nur unter den Weißen, sondern auch unter der hamito-semitischen Bevölkerung Nordafrikas. Wenn Boas wiederholt von der Bildungsfähigkeit der amerikanischen Neger spricht und die große Zahl hochgebildeter Neger in den Vereinigten Staaten betont, so kann der ferner Stehende hier schwer widersprechen. Es sei aber doch darauf hingewiesen, daß es, wie schon gesagt, Neger sehr verschiedener Rasse gibt, ferner daß wohl viele Mischlinge von dunkler Farbe als „Nigger" angesehen werden.[1]) Die optimistische Anschauung der unbegrenzten Bildungsfähigkeit der amerikanischen Neger wird übrigens von vielen Kennern der Verhältnisse entschieden bestritten. So sagt W. v. Polenz[2]), daß sich die hochgehenden Erwartungen jener Philanthropen, die den befreiten Schwarzen eine große Zukunft voraussagten, nicht erfüllt hätten. Der „Nigger" habe in der jahrzehntelangen Freiheit dargetan, daß er ein untergeordneter Typus sei und bleibe. Seine Mängel liegen nicht im Intellekt, sondern im Charakter, denn es fehle ihm die Zuverlässigkeit und das Verantwortungsgefühl des weißen Mannes.

Auch die Bildungsfähigkeit der Neger wird stark in Zweifel gezogen und betont, daß schwarze Kinder weit mehr versprechen, als sie im späteren Leben halten. Damit stimmt überein, was Otis Ashmore, Oberinspektor der kommunalen Schulen in Savannah (Georgia), über die Negerkinder sagt. Er erklärt, daß sie zwar beobachten und auswendig lernen, aber nicht denken können und daß vom 14. Jahre an die Neger immer hinter den Weißen zurückbleiben, da das Lehrziel auf dieser Stufe nur von logisch denkenden Schülern erreicht werde[3]). Auch Ch. Davenport steht in seinem genannten Buche auf demselben Standpunkt und vertritt die Ansicht, daß der Durchschnittsneger nicht geeignet sei, in der hochentwickelten amerikanischen Gesellschaft eine Rolle zu spielen, da ihm die Bildungsfähigkeit und Selbstbeherrschung des Weißen fehle. Wie wenig Neger tatsächlich mit europäischer Kultur und europäischer Staatseinrichtung anzufangen wissen, wenn sie sich selbst überlassen sind, beweisen die trostlosen Verhältnisse auf Haiti und in Liberia.

Was für die Neger gilt, gilt auch für die ebenfalls stark primitiv beeinflußten Hottentotten. Eugen Fischer sagt in seinem Bastardbuche, daß die Bastards, Mischlinge zwischeu Buren und Hottentotten, in ihrer kulturellen Leistungsfähigkeit zwischen beiden Stammrassen stünden, wenn sie auch nicht imstande seien, die überlieferte Kultur weiter zu entwickeln. Doch ist zu beachten, daß sich bei ihnen eine Art Nobilität von größerer wirtschaftlicher Tüchtigkeit gebildet hat, die auch politisch tonangebend und führend ist. Ihre Angehörigen fallen durch ihr mehr europäisches Aussehen auf, das durch wiederholte Rückkreuzungen bedingt ist. Hier, wo Lebensbedingungen und Bildungsgrad nicht wesentlich verschieden sind und keine colour-line hemmend auf den Aufschwung des farbigen Volksbestandteiles einwirkt, tritt die Rassenveranlagung deutlich in die Erscheinung.

Auch die kulturelle Stellung der Ostasiaten entspricht im wesentlichen ihrer anthropologischen Beschaffenheit. Der kurzköpfige, stumpfnasige Mongole besitzt zwar einige primitive Merkmale, hat aber einen viel größeren Schädel als die eigentlichen Primitiven. Man vergesse ferner nicht, daß in der mongolischen Welt auch ein anthropologisch hochwertiger Typus vorkommt, der z. B. in Japan von altersher eine führende Rolle spielt. Man sieht also, daß auf Grund dieser Betrachtungsweise die höhere Kultur der Ostasiaten gegenüber der der Neger oder gar der Weddaartigen nicht im Widerspruche mit ihrer anthropologischen Beschaffenheit steht. Übrigens sei hier bemerkt, daß viele Gelehrte die Selbständigkeit der ostasiatischen Kultur bezweifeln und meinen, daß neben sumerischen, iranischen, indischen, sakischen und hellenistischen Einflüssen nicht allzuviel für die selbständige schöpferische Arbeit der Ostasiaten übrig bleibe.

Die Amerikaner sind in ihrer Gesamtheit nicht als Primitive in anthropologischer Hinsicht zu bezeichnen. Sie enthalten zwar primitive Bestandteile, doch gewiß nicht in dem Maße, daß wir sie Australiern oder Weddalen gleichsetzen könnten. Es ist daher sehr begreiflich, daß einzelne ihrer Gruppen eine achtenswerte Kulturstufe erreicht haben und mancher Indianer sich als bildungsfähig erweist. Die Selbständigkeit ihrer geistigen Kultur wird allerdings immer zweifelhafter. Der genetische Zusammenhang des mexikanischen Kalenderwesens z. B. mit dem vorderasiatischen ist nicht mehr von der Hand zu weisen und auch die Verbreitung der auf mythischer Grundlage beruhenden amerikanischen Märchen scheint von der Alten Welt aus erfolgt zu sein. Da der Ursprung der Mythen mit guten

[1]) Davenport, Heredity of skincolor in Negro-White-Crosses, S. 45.

[2]) Das Land der Zukunft, 1904.

[3]) Nemeček, Die Neger in den Ver. Staaten von Nordamerika. Mitt. der Geogr. Ges. in Wien. 1917, S. 554 ff., wo auch noch mehr Literatur zu dieser Frage

Gründen bei den arischen Völkern vermutet wird, so führen uns diese Dinge auch wieder in jenen Bereich, wo die anthropologisch höchststehenden Völker wohnen.

Wie man sieht, läßt sich also ganz gut eine gewisse Beziehung zwischen dem anthropologischen Typus und der Kulturleistung nachweisen. Dabei ist natürlich zu beachten, daß auch die Umweltwirkungen, d. h. alle äußeren Einflüsse, in Rechnung zu ziehen sind. Die Kultur ist eben nicht das Ergebnis nur einer wirkenden Ursache. Die Umwelt kann fördernd und hemmend auf die Entwicklung der Rassenanlage einwirken. Gelangen aber rassenhaft hochwertige Völker, wie z. B. die ursprünglich der nordischen Rasse angehörigen Hellenen, Iranier und Inder in eine kulturell fördernde Umwelt (hier hauptsächlich der ältere vorderasiatische Kulturkreis), so entfalten sich die latenten Rasseneigenschaften rasch zu wunderbarer Blüte, die aber bald wieder erlischt, da das arische Volkstum in der weit zahlreicheren Bevölkerung anderer Rasse gleichsam ertrinkt. Dieses Wirksamwerden latenter Rasseneigenschaften tritt uns auch gegen Ende des Altertums auffallend entgegen, wo sich viele Angehörige des kulturell gewiß unter den Römern stehenden, dabei aber rassenhaft hochwertigen Germanentums rasch und leicht in die verwickelten Verhältnisse des Römerreiches hineinfinden und sogar häufig leitende Stellungen in Heer und Verwaltung erlangen. Welcher Unterschied ferner zwischen der besonders im Mittelalter kulturell wenig entwickelten bäuerlichen Bevölkerung Europas und den befreiten Negern europäischer Kolonien! Jene haben trotz oft sehr gedrückter sozialer Lage jederzeit hervorragende Führernaturen auf geistigem Gebiete hervorgebracht, was von dem Negerelemente wohl kaum behauptet werden kann. Hier gilt tatsächlich die von Boas für alle Menschen aufgestellte Behauptung, man müsse gleichartige latente Anlagen annehmen, die unter günstigen Bedingungen immer wieder zum Durchbruch kommen.

Da es nicht möglich ist, hier das ganze Problem der Rassenwertung zu erschöpfen, sei nur noch auf weniges hingewiesen. Eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Menschengeschlechte und den Haustierrassen ist zweifellos vorhanden. Bei beiden handelt es sich um „gezähmte" Arten, deren Abänderungsfähigkeit durch die „Zähmung" erhöht wurde. Ob sie beim Menschen aber heute so groß ist, wie Boas annimmt, mag billig bezweifelt werden. Betrachten wir aber die Ähnlichkeit mit den Haustierrassen von einem anderen Gesichtspunkte aus! Jedermann kennt die Unterrassen des Hundes, niemandem aber fiele es ein, ihnen allen die gleichen Anlagen zuzuschreiben. Kein Mensch, der z. B. einen Vorstehhund braucht, schaffte sich statt dessen ein Windspiel an. Ist es da nun logisch, beim Menschen alle Rassen als seelisch gleichbeschaffen zu betrachten, obwohl die Ungleichartigkeit auf Grund naturwissenschaftlicher Analogien doch das weitaus Wahrscheinlichere ist.

Die Beispiele, mit denen Boas seine Annahmen belegt, sind nicht immer einwandfrei. Als Beispiel der Rassenvariabilität führt er Schweden und Neger an (S. 19). Es handelt sich aber hier überhaupt nicht um Rassen, sondern um Rassengemische. Über die Neger wurde schon gesprochen, doch auch „die Schweden" sind sehr gemischt. Neben der blonden nordischen Hauptrasse bestehen sie noch aus der ebenfalls blonden breitgesichtigen „Dal-Rasse", der finnischen Ostrasse und dunklen, rundköpfigen Bestandteilen teils lappischen, teils wallonischen Ursprungs. Daß unter solchen Umständen die individuellen Schwankungen sehr bedeutend sind, ist klar, doch hat dies nichts zu tun mit dem Abänderungsspielraum einer Rasse. Daß die wirklichen Rassenmerkmale ebenfalls um ein Häufigkeitsmaximum herum variieren, bedarf keines Beweises. Auch die Behauptung, daß jede abgeschlossene Dorfschaft eine hohe Kulturstufe besitzen müßte, wenn Rassenreinheit die Vorbedingung einer solchen wäre, ist ein recht eigentümliches Argument. Solche Beispiele schaffen nur Unklarheiten und stiften Verwirrung.

Das vorliegende Buch enthält zwar eine große Menge wertvollen, besonders ethnographischen Materials; die Schlußfolgerungen aber, die Verfasser daraus zieht, muß Referent ablehnen. Insbesondere ist er der Überzeugung, daß ein verständnisvolles Zusammenarbeiten der körperlichen Rassenkunde und der Kulturforschung immer engere Zusammenhänge zwischen der körperlichen Beschaffenheit der Menschenrassen und ihrer kulturellen Leistungsfähigkeit ergeben wird.

*Dr. Gustav Kraitschek.*

35.

*Mitra, Monatsschrift für vergleichende Mythenforschung.* Herausgegeben von Wolfgang Schultz, Wien, I. Mölkerbastei 10, 354 Spalten. Preis 30 Mark.

Der erste Jahrgang, 1914 begonnen, durch den Krieg im Erscheinen unterbunden, liegt nunmehr 1921 in 12 Heften abgeschlossen vor und erweist sich als eine der bedeutsamsten und notwendigsten Veröffentlichungen der letzten Zeit. Es wäre zu wünschen, daß das ungemein reiche und wertvolle Material in weitere Kreise dringen – ich denke dabei besonders auch ans Ausland, das nähere, weitere und weiteste Ausland – und das Interesse für Mythologie neu beleben möchte.

Es berührt seltsam, daß den verschiedensten Wissenschaften seit Beginn des 19. Jahrhunderts ein glänzender Aufstieg mit reichen Erfolgen beschieden war und daß allein der Mythologie ein erfolgreiches Weiterschreiten versagt blieb. Merkwürdig ist, daß wir, je weiter wir der Zeit nach rückwärts schreiten, bei geringerer Stoffkenntnis weit bessere Einsichten finden als nach Erschließung eines viel reicheren Tatsachenmaterials. Die Ursache liegt wohl in der Fragestellung und Arbeitsart. Bei keiner Wissenschaft hat man die Frage nach den letzten Ursachen an den Anfang der Arbeit gestellt, bei keiner Wissenschaft Stoffmengen nach rein äußerlichen Gesichtspunkten aufgetürmt. Man nahm Blitz, Donner, Wolken, Regen, die Erde, die Jahreszeiten usw. als Mythenerreger an und jeder baute nach eigenem Gefallen *seine* Mythologie aus. Klarerweise führte das zum Zusammenbruche des ganzen Forschungsgebietes, der gegenwärtig so vollständig ist, daß der exakte Forscher für das Einbekenntnis zu mythologischen Studien nach vergeblicher Verwarnung nur Bedauern übrig hat.

Ohne Irrwege geht es einmal in der Forschung nicht ab, aber viel Ungemach wäre zu vermeiden gewesen, wenn man sich bei der Klärung des dunklen Gebietes zunächst auf möglichst eindringliche Erforschung des *Inhaltes* der mythenhaltigen Überlieferung geworfen hätte. Dann wäre man zu der Erkenntnis gekommen, daß es sich in der Mythologie um eine *gegliederte Erzählung mit gesetzmäßig wiederkehrenden Motiven* handelt. Hätte man das Wesen der Überlieferung genauer studiert, so hätte man erkennen müssen, daß der Mythos etwas ist, das in einer Kulturgemeinschaft im Augenblicke der schriftlichen Festlegung zu sein aufhört, dem man mit historischen Methoden nicht beikommen kann. Des Weiteren hätte man erkannt, daß *inhaltlich* völlig Übereinstimmendes oft in ganz verschiedener *Form* auftreten kann. Mit den auf engerem Stoffgebiete gewonnenen Erfahrungen hätte man die Überlieferung anderer Völker und Zeiten vergleichen sollen, um nachzuprüfen, ob Gemeinsames vorhanden ist und welche Formabwandlungen etwa ein bestimmter Gedankeninhalt erleiden kann. Diese Methode, von anderen Wissenschaften als eine höchst fördernde längst geübt, liegt der vergleichenden Mythenforschung zugrunde.

In der angedeuteten Richtung bewegen sich die Aufsätze der vorliegenden Monatsschrift Mitra und sie bringen, wenn man von den Veröffentlichungen der Mythologischen Bibliothek (Hinrichs) absieht, insofern tatsächlich Neues, als alle bisherigen Arbeiten zur vergleichenden Mythenforschung zu sehr mit fremdem Stoffe, dem der Religionsforschung, der Dämonologie, mit unangebrachten historischen Exkursen, Theorien usw., belastet sind und das Märchen als eine Hauptquelle gering anschlagen oder überhaupt nicht beachten. Die Anmerkungen der Grimm zu ihren Märchen und die sagwissenschaftlichen Studien J. G. v. Hahns waren ein verheißungsvoller Anfang, der ohne Fortsetzung geblieben ist.

Auf dem ganzen Wege des oft recht dornenreichen Mythenvergleiches spielt die Frage nach der eigentlichen Bedeutung des mythenhaltigen Stoffes zunächst gar keine Rolle. Wird der Stoff aus sich heraus zum Sprechen gebracht und mehren sich die Anzeichen für regelmäßige Abfolgen und Gesetze, dann ist auch wieder kein Grund vorhanden, sich Einsichten, die dem Forscher als reife Frucht in den Schoß fallen, zu verschließen. Wir wissen heute, daß die Mythenstoffe in der alten und ursprünglichen Schichte der Überlieferung Kalendererzählungen sind, aber darinnen das Um und Auf der vergleichenden Mythenforschung zu erblicken, wäre ganz verfehlt.

Die Aufgabe der vergleichenden Mythenforschung ist: *das Gefüge des Mythos klarzulegen*. Auf dem Wege dahin ergeben sich wertvolle Einsichten für eine Reihe von anderen Wissenszweigen, wie für die Religionswissenschaft, die Geschichtsforschung, die Kunstwissenschaft, die Volkskunde, die Chronologie, die Gestaltung des Weltbildes usw.

Letzten Endes ist es eine große, *geschlossene Weltanschauung* einer bestimmten Kulturschichte, die uns die vergleichende Mythenforschung aufrollt.

Im Folgenden seien einige der bedeutsamsten Beiträge kurz hervorgehoben:

G. *Hüsing*, Die 9 Karšaware, S. 253. Die Zahl von 9 Karšawaren im Gegensatze von 7 überlieferten, entsprechend den 9 Welten bei den Nordgermanen, erhärtet durch die überlieferte 9-Zahl der den Karšawaren zugeordneten Heilande.

W. *Schultz*, Zu den 9 Karšawaren, S. 257. Konstruktion des iranischen Weltbildes als achteckiger Stern mit dem 9. Karšawar in der Mitte, mit Vergleichsbildern aus Babylon und China.

G. *Hüsing*, Hšaþrawarja und Spənta Aramatiš. S. 71. Die Gleichungen H.-Šabēr, Sp. A. Pari Bānū durch Untersuchungen der Geschichte von Gaudar und seinen Brüdern, südslawischen, ungarischen und türkischen Märchen weiter verfestigt.

G. *Hüsing*, Zur Hinde mit der Atlasdecke. S. 41. Zur Hinde mit den Fußspangen. S. 318. Zwei ähnliche Erzählungen, eine ans 1001 Tag, die andere eine Übersetzung aus einer persischen Handschrift zu Berlin, ergeben bedeutsame Beziehungen zu altiranischen Gestalten wie Wrþraghna,

zur Thetis-Überlieferung, die ungeahnte Bereicherung erfährt, und zu europäischen Märchen. Ruh Atza-Thetis-Brynhild.

W. Schultz, Die Flucht der Rtiš, S. 104. Erschlossene Form: R. flieht vor den Nawatara und wird, da sie sich das erste Mal unter dem Hufe eines Rindes, das zweite Mal am Halse des Leithammels versteckt hat, zunächst von Kindern, dann von Greisen verraten. Beim dritten (unbekannten) Verstecke erhalten die Verfolger „taube Auskunft". Reicher Vergleichsstoff zur „Flucht" im Mythos. Methodisch wichtige Feststellung, daß Übereinstimmung in einem Motive für berechtigte Gleichsetzung nicht ausreicht.

R. Bleichsteiner. Iranische Entsprechungen zur Frau Holle und Baba Jaga, S. 65 und H. Niggemann, Frau Welt, S. 279. Die Gestalt „Vorne schön, hinten häßlich", „Vorher schön, nachher häßlich" wird vergleichend von Ost nach West, von Indien, Iran über Rußland nach Deutschland und Nordeuropa den verschiedensten Zeitläuften angehörig verfolgt. Wird man weiter lehren, daß Perchta im Mittelalter „erfunden" wurde und sich darüber streiten, ob Tannhäuser in Italien oder in Deutschland zum ersten Male das Licht der Welt erblickt hat? Im engsten Anschlusse daran:

W. Schultz, Eschengrüdel-Eschenkittel, S. 285. Esche im Namen statt Asche, auch historisch belegt, betont die Beziehung zum Baume. Die Schöne vom Baume umschlossen, also: „Ringsherum häßlich, innen schön". Hinweis auf die Nornen, die im Baumstamme wohnen.

W. Schultz, Keltisch-karische Parallelen, S. 167. Seltsame Gebräuche aus den Mabinogion und ähnliche Angaben des Klearchos über Sitten an karischen Königshöfen.

H. Leßmann, Über umständliche Tötung, S. 161. Ausgehend von der keltischen Überlieferung von Lei Lau Göffes eröffnen sich Gleichungen hinsichtlich der umständlichen Tötung vom altirischen Balor zu Balder-Sigfrid, dem finnischen Lemminkäinen, Achilles, Wrtra und Adam. Ein mit bewundernswerter Klarheit aufgestelltes, großes Übersichtsblatt vermittelt anschaulich alle Vergleichspunkte zur umständlichen Braut- und Bräutigamswerbung und zur umständlichen Lösung von (Todes)strafe. Ein nachahmenswertes Beispiel, wie die vergleichende Mythenforschung den Stoff zum Studium bereit stellen sollte.

F. Röck, Die Skorpionmenschen, S. 177. Übereinstimmende Merkmale der Skorpionmenschen in Babylon und in Mexiko, ihre Beziehnng zum Feuergefäße (auffallende Gleichheit zwischen babylonischen, sassanidischen und mexikanischen Bildern) und zu Mondstationen. China als Brücke.

F. Bork, Weltbild und Planetenfarben, S. 219. Übereinstimmende Planetenfarben und Weltecken in Babylon und Amerika. Der Mond erscheint als Doppelwesen in zwei Farben (weiß und grün). Die Venus wird als bunt angegeben. Bork schließt, daß die Venus ebenfalls zweifarbig zu denken ist (gelb, blau), somit wären 9 Planetenfarben den 7 Planeten zugeordnet.

Angesichts der durch die zuletzt besprochenen Arbeiten, sowie durch alle bisherigen Arbeiten der vergleichenden Mythenforschung geschaffenen Lage scheint die Herrschaft des Elementargedankens bedenklich zusammenzuschmelzen.

F. Röck, Die Farben des Feuers, S. 79. Ein Beispiel für die Kette der Beziehungen im Mythos. Drei Arten des Feuers in Iran sind drei Farben des Feuers, drei Berge, drei Kasten, drei Reiche, drei Metallfarben zugeordnet. Gelegentlich ersetzt durch die 4 und 5.

Schließlich möchte ich noch auf das Verzeichnis der wichtigsten Namen, Motive, Gegenstände und Wörter am Schlusse von Mitra I aufmerksam machen, das klar und deutlich zeigt, welche Sorgfalt hier am Werke war und welche Menge wertvollen Stoffes ins Licht gerückt wurde. *K. Spieß.*

36.

**Hutton, J. H.:** *The Angami Nagas.* With Some Notes on Neighbouring Tribes. Published by direction of the Assam Administration. Macmillan and Co., London 1921 (XV und 480 S., 4 Karten, 49 Tafeln und mehrere Abbildungen im Text).

Kein anderes unter den hackbautreibenden Völkern Südostasiens besitzt eine so altertümliche, von fremden Einflüssen kaum berührte und dabei doch im engen Rahmen so eigenartig und überraschend reich entfaltete Kultur, kein anderes zeigt so nahe Beziehungen zu den Kulturen Neu-Guineas und Melanesiens und den älteren indonesischen Schichten wie die Gruppe der Naga-Stämme. Um so bedauerlicher ist es, was auch der Verfasser vorliegenden Werkes beklagt, daß noch nie ein Ethnologe von Fach sie zu Forschungszwecken besucht hat. Zum Glück für die Wissenschaft wird diese Lücke, zu einem beträchtlichen Teile wenigstens, durch den Eifer englischer Offiziere und Beamten ausgefüllt, von denen einige auf Grund ihrer Kenntnisse und Arbeiten wohl Anspruch darauf machen können, als vollgültige Fachleute angesehen zu werden. Auch dem Verfasser dieser Monographie über die Angami

werden wir es nicht gelten lassen, wenn er sich in allzu großer Bescheidenheit als „einen bloßen Amateur" bezeichnet. Die Genauigkeit seiner Forschungsweise, die Besonnenheit seines Urteils würden jedem zünftigen Forscher Ehre machen. Wenn allerdings Sir Charles Lyall einmal zur Widerlegung des Vorwurfes, die indische Regierung und die wissenschaftlichen Kreise Englands täten nichts für die Erforschung der Bergstämme Assams, auf das in den „Census Reports", „Gazetteers" und sonstigen Veröffentlichungen aufgestapelte Material hinwies, so zeigt gerade das vorliegende Buch, wie berechtigt der Vorwurf war. Obwohl es von einem angeblich gut bekannten, seit einem halben Jahrhundert unter britischer Herrschaft stehenden Stamme handelt - der Regierungssitz für die Nagaberge befindet sich in der Angami-Ortschaft Kohima —, bringt es doch so viel des gänzlich Neuen und Unerwarteten, daß man sich fragen muß, welche Überraschungen uns noch die weniger bekannten Nagastämme bereiten werden, wenn man nur noch rechtzeitig mit ihrer genaueren Erforschung beginnt. Vieles ist zweifellos schon jetzt unwiederbringlich dahin, der Wissenschaft für immer verloren. Schon seit den achtziger Jahren klagte S. E. Peal, dem wir eine ganze Reihe vortrefflicher Beobachtungen über die nordöstlichen Naga verdanken, immer wieder über das rasche Verschwinden jeglicher Eigenart, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, das Interesse der maßgebenden Kreise zu erwecken. Noch weiter vorgeschritten, meint Hutton, ist dieser Vorgang bei den westlichen Stämmen. Als ein Zeichen der Zeit möge Erwähnung finden, daß ein großer Teil des Manuskripts für sein Buch von einem Angami auf der Schreibmaschine abgeschrieben wurde. Erst spät hat sich die Regierung der Provinz Assam zur Herausgabe von zum Teil allerdings ganz vortrefflichen Monographien der einzelnen Völkerschaften entschlossen, die seit 1907 in London zuerst im Verlage von David Nutt, später bei Macmillan & Co. erschienen. Der Band über die Angami ist der achte der Reihe.

Am überraschendsten in Huttons Buch wirkt wohl der Nachweis eines regelrechten Zweiklassensystems bei den Angami und einer Reihe anderer Stämme. Heute sind diese Klassen meist nicht mehr exogam, doch bestand nach einheimischen Überlieferungen früher Klassenexogamie und stellenweise hat sie sich sogar bis auf den heutigen Tag erhalten. Bei den Angami werden die Klassen nach ihrer Bezeichnung für die Eltern benannt: die eine, die den Vater „apo", die Mutter „azo" nennt, Kepepoma oder Kepezoma, die zweite, die zum Vater „apvu", zur Mutter „apfü", sagt, Kepepvuma oder Kepepfüma. Heiratet nun eine Frau der zweiten Klasse einen Mann der ersten, so wird sie doch von ihren Kindern „apfü", nicht „azo", genannt und umgekehrt. Bei einem Teil der Angami und bei mehreren anderen Stämmen ist die Bezeichnung für den Vater bei beiden Klassen die gleiche und nur die für die Mutter verschieden. Ob es sich hier um Reste von Mutterrecht handelt, müßte wohl erst näher untersucht werden. Gegenwärtig sind die Klassen der Angami ebenso wie die gleich zu erwähnenden Clans und Sippen streng vaterrechtlich organisiert, leiten sich auch von männlichen Ahnen her. Doch mag der Glaube an eine Himmelsgöttin erwähnt werden, die als Urahnin des Menschengeschlechtes, vielleicht auch als Weltschöpferin gilt. Ich möchte daher diese Gelegenheit benützen, um meine im letzten Heft dieser Zeitschrift („Mutterrecht und Kopfjagd im westlichen Hinderindien", S. 130 und 133) ausgesprochene Meinung, daß bei den Nagastämmen außer in Manipur bisher gar keine Spuren von Mutterrecht nachgewiesen worden seien, dahin richtigzustellen, daß immerhin manches vorhanden ist, was möglicherweise als solche Spur zu deuten ist.

Innerhalb der Klassen gibt es nun noch eine Einteilung in Clans, Tiho, die ihrerseits vielfach wieder in Unterabteilungen und schließlich alle in Sippen, Putsa, zerfallen. Wanderungen ganzer Familien und Einzelner, Kolonienbildungen, Adoption usw. haben zu sehr verwickelten Gesellschaftsformen geführt. So gibt es in manchen Dörfern Clans, die zum Teil der einen, zum Teil der anderen Klasse angehören. Heute ist bisweilen der Clan, vielfach aber auch schon nicht mehr dieser, sondern die Sippe die exogame Einheit. Daß jedoch an manchen Orten Klassenexogamie, wenn sie auch wohl nicht mehr unbedingter Zwang war, doch tatsächlich bis in die allerjüngste Vergangenheit, ja bis auf die Gegenwart herab geübt wurde, zeigen die vom Verfasser zusammengestellten Stammtafeln. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese genealogischen Untersuchungen, für die wir dem Verfasser besonders dankbar sein müssen, bald ihre Fortsetzung fänden. Man müßte einmal den Versuch machen, die Stammtafeln für sämtliche Bewohner ganzer Dörfer festzustellen. Daß dies möglich ist, scheint mir nach den mitgeteilten Proben kaum zweifelhaft. Es ist klar, daß diese Ahnenreihen, je weiter die Arbeit fortschreitet, einander immer mehr stützen, ergänzen und berichtigen würden. Nur auf diese Weise aber könnten wir ein wirklich zuverlässiges Bild von Entstehung und Aufbau der Gesellschaft bei dem betreffenden Volke gewinnen.

Aber noch in anderer Hinsicht scheinen mir die von Hutton mitgeteilten Stammtafeln bemerkenswert. Sie reichen sehr weit, zum Teil bis auf 15 Generationen zurück. Nun berichtet der Verfasser aber auch über eine ganze Reihe von geschichtlichen Überlieferungen, die sich teils auf Dorffehden,

teils auf Wanderungen einzelner Stämme beziehen. Die Überlieferungen weit voneinander entfernter Dörfer über dasselbe Ereignis scheinen einander zu stützen. Es muß unbedingt möglich sein, Anknüpfungspunkte zwischen den Stammtafeln und diesen historischen Ereignissen zu finden. Anderseits kann man mit hoher Wahrscheinlichkeit, ja geradezu mit Sicherheit voraussagen, daß sich beide, Stammtafeln und geschichtliche Überlieferungen, stellenweise zu genau datierbaren historischen Ereignissen der Nachbarländer werden in Beziehung setzen lassen. Ich denke da an Plünderungen auf britischem oder birmanischem Gebiet, dadurch hervorgerufene Strafexpeditionen, an den Durchzug birmanischer, manipurischer, assamesischer Heere durch Nagagebiet usw. So wird sich die Geschichte der Naga-Stämme — und Ähnliches läßt sich auch bei anderen Völkern benachbarter und ferner Gebiete erhoffen —, werden sich ihre Kriege und Wanderungen während der letzten Jahrhunderte wenigstens einigermaßen feststellen und gleichzeitig in ein verhältnismäßig genaues chronologisches System bringen lassen. Daß dies keine Utopie ist, haben schon vor mehreren Jahrzehnten die Forschungen S. E. Peals gezeigt, dem es gelang, für eine Gruppe von 46 Dörfern der nordöstlichen Naga geschichtliche Ereignisse, Wanderungen, Dorfgründungen usw. an der Hand der mündlich überlieferten Häuptlingslisten auf 20 Generationen, einen Zeitraum von mindestens 500 Jahren, zurück zu verfolgen. Die Form der Dorfnamen, politische Verhältnisse, Ruinen früherer Ansiedlungen und nicht zuletzt Kulturmerkmale haben seine genealogischen und historischen Untersuchungen in der überraschendsten Weise bestätigt.

Auch Hutton weist in seinem Buche mehrfach darauf hin, wie sehr die Verbreitung des stofflichen und geistigen Kulturbesitzes mit den von ihm ermittelten Herkunfts- und Wanderungsüberlieferungen der einzelnen Stämme übereinstimmt. Aber noch mehr! Ähnlich wie Teßmann in Kamerun fand, daß sich die Erinnerung an Entlehnung und ursprüngliche Herkunft bestimmter Kulturbesitztümer auffallend lang erhält, scheint es nach Andeutungen des Verfassers auch bei den Naga zu sein. Ja von den Chang, einem der zentralen Stämme, erfuhr er sogar, daß bei ihnen vor etwa drei Generationen ein vollkommener Wechsel von Tracht und Sitte stattgefunden habe. Damals seien sowohl Plattformbestattung als auch Tatuierung eingeführt worden, beides Bräuche, die bei den Stämmen des Ostens und Nordens fast allgemein verbreitet sind. Welche Aussichten eröffnen sich hier für die Aufhellung geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Vorgänge bei Naturvölkern! Es scheint mir, daß die Ethnologie diesen zwar mühevollen aber vielversprechenden Weg wird gehen und bald gehen müssen, wenn sie Anspruch darauf erheben will, als eine historische Wissenschaft zu gelten. Alle mehr spekulativen Methoden aber ob sie sich nun „kulturhistorisch" oder wie immer sonst nennen mögen, werden erst dort in ihr Recht eintreten dürfen, wo die historische Methode im engeren Sinne versagt. Daß ihnen damit noch immer der weitaus größte Teil des Gebietes der Völkerkunde vorbehalten bleibt, ist selbstverständlich. Diese Gedanken sind ja nicht neu und stellenweise auch schon in die Tat umgesetzt worden — ich erinnere nur an R. Thurnwalds vortreffliche Forschungen in Melanesien und vieles in Amerika Geleistete — aber uns allen noch nicht so in Fleisch und Blut übergegangen, als daß es nicht gut wäre, sie öfters zu wiederholen und auf so erfreuliche Ansätze, wie das hier besprochene Buch sie zeigt, hinzuweisen.

Aus dem reichen Inhalt möge nur noch einiges Wenige Erwähnung finden. Besonders ausführlich werden Schmuck und Festtracht behandelt. Fast jedes Schmuckstück, fast jede Einzelheit der Kleidung, aber auch jede besondere Form von Speer und Schild deutet den durch eigene Taten erworbenen sozialen Rang des Trägers an: ob er ein Krieger ist, ob er schon einen Angriff geleitet, einen Rückzug gedeckt, Gefangene gemacht hat, ob und wieviele Köpfe er erbeutet, was für Erfolge er bei Frauen gehabt hat. Auch wer eine Reihe von bestimmten Festen gibt, erwirbt gewisse Vorrechte. Er darf ein Tuch mit besonderen Verzierungen tragen, sein Haus mit Schindeln decken und am Giebel hölzerne „Haushörner" anbringen, wie sie ähnlich und zum Teil sogar in ähnlicher Bedeutung in Asien weit verbreitet sind, aber auch in Europa vorkommen. Den Abschluß der erwähnten Feste bildet die Aufrichtung eines Megalithdenkmals.

Seit jeher haben die künstlich bewässerten Terrassenfelder der Angami die Aufmerksamkeit erregt. Man hat in ihnen manipurischen Einfluß erkennen wollen. Der Verfasser weist jedoch auf Unterschiede in der Anlage der Manipuri- und Angamifelder hin und auf die Ähnlichkeit der letzteren mit denen der Ifugao und Bontoc-Igorrot auf Luzon. Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß weder diese philippinischen Stämme noch die Angami, trotz ihres Viehreichtums, den Pflug kennen, sondern ihre Felder bloß mit Hacke und Grabstock bearbeiten. Die künstliche Bewässerung hat bei den Angami zu einem verwickelten Wasserrecht geführt.

Als Zahlungsmittel wurde früher und wird bei den östlichen Naga auch jetzt noch Muschel- und Eisengeld verwendet.

Es herrscht Monogamie. Bei einem Teil der Angami kommt Prostitution vor, wobei die betreffenden Frauen sich ihre Gunst in Arbeitsleistungen bezahlen lassen.

Ausführlich beschrieben werden die höchst interessanten Tabuvorschriften („Genna") und Feste. Dagegen ist der Abschnitt über Götter und Geister etwas zu knapp ausgefallen. Folklore und Sprache finden ihre Behandlung in eigenen Kapiteln.

Ein Anhang bringt wertvolle Mitteilungen über andere Naga-Stämme, Sema, Rengma, Lhota, Ao, auch über die noch so wenig bekannten Stämme des Ostens und Nordens. Besonders interessant, leider nur allzu aphoristisch gehalten, ist ein Abschnitt über die südlich von den Angami wohnenden und ihnen kulturell nah verwandten Memi. Am merkwürdigsten ist wohl die Angabe, dab die Eltern vor der Geburt, um einen Sohn zu bekommen, an die Urame (Götter oder Geister) denken müssen, Dieses „an die Urame denken" kehrt auch an anderer Stelle wieder. Eine solche bloße Meditation als religiöse oder magische Handlung fällt ganz aus dem Rahmen dessen heraus, was wir bisher über die Religionen hinterindischer Bergvölker wußten. Die Notizen über die Memi stammen von Oberst Shakespear, dem wir schon eine vortreffliche Monographie über die Kuki und Lushei verdanken. Hoffen wir, daß er bald eine solche über die in religiöser Beziehung außerordentlich interessanten Memi nachfolgen lassen wird.

Ein Kapitel des Anhanges behandelt neolithische Funde aus den Nagabergen, ein anderes das Vorkommen totemistischer Reste, ein drittes bringt anthropologische Maße, leider mit ganz wenigen Ausnahmen nur Länge und Breite des Kopfes und der Nase. Bei anthropologischen Untersuchungen in Südostasien sollten unbedingt wenigstens auch die Körpergröße gemessen und wenn auch noch so oberflächliche und schätzungsweise Angaben über Hautfarbe und Haarform – beide schwanken bei den Naga beträchtlich — gemacht werden.

Ein ausführlicher Index – er umfaßt 36 Seiten und deutet schon dadurch die Reichhaltigkeit des Inhaltes an — erleichtert die wissenschaftliche Benützung des Werkes. Nicht vergessen seien die etwa 50 Tafeln, besonders interessant jene mit Abbildungen der prachtvollen Kriegerfesttrachten, der megalithischen Denkmäler und der überraschend reichen figürlichen sowohl als rein ornamentalen Schnitzereien und Malereien an Häusern und Dorftoren. Jene, denen nicht die reichen Assam-Sammlungen Berlins oder der englischen Museen zur Verfügung stehen, hätten wohl noch Abbildungen der verschiedenen Formen des „Dao", der Gebrauchsschilde (abgebildet nur Prunkschilde), der Körbe und Töpfereien sowie der Textilornamentik gewünscht.

Auszusetzen ist ein gewisses Schwanken in Form und Schreibart der Eigennamen, vor allem aber, daß für die Stämme und Ortschaften in Manipur zum Teil ganz andere Namen gebraucht werden als in Hodsons in der gleichen Reihe schon früher erschienenem Buch („The Naga Tribes of Manipur"), ohne daß doch auf die Identität von vornherein und mit aller Deutlichkeit hingewiesen würde.

Wenn auch manches, worüber man gern noch nähere Angaben hätte, in dem Buche nur angedeutet ist und noch genauerer Erforschung und Ausführung bedarf, so kann man doch sagen, daß der Verfasser über ein bisher brachliegendes, aber für die Völkerkunde nicht nur Hinterindiens, sondern, als Vergleichsmaterial, auch Indonesiens und Ozeaniens äußerst wichtiges Gebiet eine grundlegende Arbeit geliefert hat. Eine Monographie über die Sema-Naga von demselben Verfasser ist im Druck, eine andere über die Lhota von J. P. Mills wird in Aussicht gestellt. Hoffen wir, daß auch die noch so wenig bekannten und ihrer Kultur nach so merkwürdigen und altertümlichen Naga-Stämme des Ostens und Nordens bald ihren Erforscher finden.

*R. Heine-Geldern.*

37.

**Junker, Dr. Hermann:** *Das erste Auftreten der Neger in der Geschichte.* (Vortrag, gehalten in der statutenmäßigen Jahressitzung der Akademie der Wissenschaften in Wien am 30. Mai 1920.) Wien 1920. 29 S. 8.

Die bisherige Lehrmeinung unter den Historikern und manchen Anthropologen in der Frage des ersten Auftretens der Neger an der Grenze Ägyptens ging dahin, daß die Neger während des Alten Reiches (3600—2700 v. Chr.) dem Nil entlang nach Norden vorgedrungen und so Nubien bis zum ersten Katarakt in Besitz genommen hätten. Junker weist nun, hauptsächlich gestützt auf das anthropologische Material, zu dem seine eigenen Grabungen wesentliches beitrugen, nach, daß Nubien von der ältesten Zeit an von einer Bevölkerung bewohnt war, die der ägyptischen körperlich nahesteht und als hamitisch bezeichnet werden muß. Auch die im Mittleren Reich (2000—1700) durch ganz Nubien nach Ägypten drängenden Kuschiten sind in ihrem Körperbau typische Hamiten, ihre Nordbewegung mag nach dem Verfasser durch den Druck südlich wohnender Neger verursacht worden

sein. Wirklich in Berührung — teils kriegerisch, teils friedlich — kommen die Ägypter erst im Neuen Reich (um 1500 v. Chr.) mit den Negern [1]), deren Wohnsitz Verfasser südlich des 4. Kataraktes annimmt.

Junkers vorliegende Arbeit bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Aufhellung der noch immer recht dunklen Geschichte der Völkerbewegungen in Afrika. Wir müssen dem Verfasser wirklich danken, daß er als Ägyptologe diesem für die Ethnologie so wichtigen Gebiete seine Aufmerksamkeit zuwandte, und möchten an diesen Dank die Bitte knüpfen, daß dieses Interesse nicht erlahmen möge.

*V. Christian.*

38

**Bieber, Friedrich J.:** *Kaffa. Ein altkuschitisches Volkstum in Inner-Afrika.* Nachrichten über Land und Volk, Brauch und Sitte der Kaffitscho oder Gonga und das Kaiserreich Kaffa. (Ethnologische Anthropos-Bibliothek, Internationale Sammlung ethnologischer Monographien, Dir. P. W. Schmidt S. V. D. Band II, 2. Heft. Münster i. W. 1920. Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung.) I. Band: Einleitung; das Eigenleben der Kaffitscho oder Gonga. Mit 216 Bildern im Satz und 11 Bildertafeln.

Verfasser hat das Land auf einer Reise kennen gelernt, die er in den Monaten April bis August 1905 von Adis Ababa aus gemeinsam mit einem anderen Österreicher, dem seither verstorbenen Alphons Freiherrn von Milius, unternahm. Über den Westen von Galla-Land erreichten beide das vor ihnen nur von wenigen Europäern betretene Kaffa-Land, Konta und Dauro. Obwohl der Aufenthalt in Kaffa selbst nur einen Monat währte, so gelang es dem Verfasser doch, eine wirklich staunenswerte Fülle von Material zur Ethnographie der Kaffitscho zu sammeln, dessen Ergänzung er auf einer 1909 von Dschibuti über Adis Ababa nach Gambela und Chartum unternommenen Reise durchführen konnte, die ihn quer durch den nördlichen Teil des Hochlandes von Kaffa führte.

Auf Grund einer vorzüglichen Kenntnis der einschlägigen Literatur entrollt Verfasser in einer umfangreichen Einleitung ein wohl lückenloses Bild von der Geschichte der Erforschung des Kaffa-Reiches, dem er einen Abriß der Geographie des Landes folgen läßt. Eingehend behandelt darin Verfasser die Abstammung der Einwohner von Kaffa; als Ureinwohner bezeichnet er die Mantscho, Sche und Najo, von denen erstere eine Art Pariaschichte bilden; die Herren des Landes sind die Kaffitscho, die sich in die eigentlichen Kaffitscho (Gonga), Hinnaro, Gongitscho, Gurabo, Tedschiwo (Amaro, d. i. Christen) und Nagado (Muslime) teilen. Die Mantscho obliegen hauptsächlich der Jagd und finden sich nicht nur in Kaffa, Konta und Dauro, sondern auch im Galla-Land. Die Gonga wanderten nach ihrer Überlieferung aus Norden ein; Verfasser schildert sie als übermittelgroß, von bräunlicher Hautfarbe mit rötlichem Ton, langköpfig mit etwas gekräuseltem, aber nicht krausem Haar. Nach Bieber sind sie den Agau verwandt und wanderten vermutlich im 8. Jahrhundert aus Senaar über das Bergland Koro am Gabbaflusse nach Kaffa ein, wo sie um 1350 auftreten. Die Versuche des Verfassers, die Gonga und Agau mit den altägyptischen Kuschiten zu parallelisieren, halte ich für etwas verfrüht; hier werden doch noch etwas eingehendere Einzeluntersuchungen nötig sein, um derartig weitgehende Schlüsse zu rechtfertigen. Die Beschäftigung der Gonga ist der Ackerbau; Hinnaro, Gongitscho, Gurabo und Tedschiwo sind Mischlinge zwischen Gonga und Amhara. Die Nagado entstanden aus einer Mischung der Gonga mit Dschiberti (muslim. Amhara) und betätigen sich als Kaufleute. Sche und Najo glaubt Bieber mit Wahrscheinlichkeit als ein Mischungsergebnis von Gonga und Nilnegern bezeichnen zu dürfen. Ausführlich schildert dann auch Verfasser auf Grund des Quellenmaterials die mehrhundertjährige Geschichte des Kaiserreiches Kaffa bis zu seiner Eroberung durch Menelik von Äthiopien [2]) im Jahre 1897.

Die Fülle des von Bieber zur materiellen Kultur beigebrachten Materials ist angesichts der kurzen Zeit, die Verfasser im Lande zubrachte, wirklich staunenswert; gute Beschreibungen, zahlreiche Abbildungen, übersichtliche Skizzen rücken alles in wünschenswerte Klarheit und nur selten wird man auf Lücken stoßen, wie etwa im Kapitel „Weberei", wo das Abspulen des Garnes auf die Spulen nicht näher beschrieben wird.

---

[1]) Wie aus der ausgezeichneten anthropologischen Beschreibung des Negertypus hervorgeht, versteht Verfasser unter „Neger" den dolichokephalen, großwüchsigen Nil-Neger, der nach Struck (Zf. E. 52, S. 169) mit der daselbst näher beschriebenen obernubischen Dolichokephalie Ähnlichkeiten aufweist. Vom brachykephalen, mittelwüchsigen Negertypus (Struck, a. a. O. S. 168: „Bergbrachykephalie") ist also in der vorliegenden Arbeit nicht die Rede.

[2]) Diese einheimische Bezeichnung des Reiches Meneliks zieht Verfasser wohl mit Recht der europäischen (Abessynien) vor, da dieser Name nur auf das Stammland der Habeschi (Amhara) passe.

Dem wirklich glänzenden Inhalt, der dies Buch für die Ethnographie Kaffas geradezu zu einem grundlegenden Werk stempelt, steht ein äußerlicher Mangel gegenüber, den ich nicht unerwähnt lassen kann. Bieber baut zuweilen Satzungetüme, die beim ersten Lesen unverständlich bleiben und deren Sinn erst durch genaues Analysieren erfaßt werden kann. Störend wirkt auch die gehäufte, meist mißbräuchliche Verwendung von „oder" und „d. h.". Eine sprachliche Entgleisung bedeutet auch die Unterschrift der Abbildung 192 „Handspindel oder Kunkel", denn Kunkel ist kein Synonym für Spindel, sondern bedeutet den Spinnrocken. Ebenso ruft der Ausdruck „Drechslerei" für freihändige Holzschnitzerei wohl Mißverständnisse hervor, da man unter „Drechseln" gemeiniglich das Formen auf der Drehbank versteht. Aber, wie gesagt, das sind Kleinigkeiten, die ich nur erwähne, um den Verfasser zu bitten, dem sprachlichen Ausdruck in dem hoffentlich bald erscheinenden zweiten Band mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Dem Verlag aber möchte ich im Interesse aller an der Ethnographie Äthiopiens beteiligten Kreise die Bitte ans Herz legen, dieses grundlegende Werk durch die baldige Herausgabe des 2. Bandes, der das Geistesleben der Kaffitscho behandeln soll, zu einem würdigen Abschluß zu bringen.

*V. Christian.*

39.

**Frobenius, Leo:** *Atlantis. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas,* gesammelt von . (Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie, München. Band I: *Volksmärchen der Kabylen,* I. Band. Weisheit. Jena (Eugen Diederichs) 1921.

Atlantis nennt Frobenius diese auf 14 Bände berechnete Sammlung afrikanischer Erzählungen, geschöpft aus der Volksdichtung Nordwestafrikas, Ober-Guineas, des Sudan (vom Westen bis nach Kordofan) und des Kassai-Gebietes; ein 15. Band soll regestenartig die behandelten Motive zusammenfassen. Wir haben es also mit einer großzügig gedachten Veröffentlichung äußerst wertvollen Originalmaterials zu tun, das seine Bedeutung behalten wird, auch wenn die leitende Idee die Annahme eines gemeinsamen Ursprunges aus der Urkultur „Atlantis" sich nicht bewahrheiten sollte.

Eingeleitet wird der erste Band der Sammlung (Volksmärchen der Kabylen, Weisheit) mit einer Gegenüberstellung des seßhaften ackerbautreibenden Berbertypus zu dem wandernden, viehzuchtenden Araber; überall in Nordwestafrika erweist sich dieser als der stärkere, der sich den Berber assimiliert, mit einer einzigen Ausnahme, der Kabylie, die nach dem Verfasser eine Festung alten unverfälschten Berbertums ist. Interessant ist, was Frobenius über die zwei vorkommenden Bestattungsformen (Steinkistengrab mit Opferloch bzw. Backbauten aus zusammengeworfenen Steinen) sagt. Erstere ist die gewöhnliche, letztere nur für die großen Jäger üblich, die als gefürchtete Zauberer gelten: man band daher den zusammengeschnürten Leichnam draußen, wo der Jäger etwa verunglückt war, an eine Steinsäule und häufte darüber noch Steine auf, bis Säule und Leiche völlig bedeckt waren. Beim Weggehen warfen die Teilnehmer, ohne sich umzusehen, über die Schulter einen Stein auf das Grab, ebenso hält man es beim Vorübergehen. Die Parallele zu den innerasiatischen, gern auf Paßübergängen und anderen Höhen errichteten Steinmalen (Obo u. dgl.) liegt nahe. Merkwürdig mutet aber an, was Frobenius weiter berichtet: Derselbe Name, mit dem die Nachkommen dieser Jäger bezeichnet werden, gilt auch für die blauäugigen und blonden Leute unter den Kabylen.

Ausführlich behandelt Frobenius den Hausbau der Berber, wobei ich seiner Herleitung des kubischen festen Hauses aus der ovalen Wanderhütte nicht beipflichten kann; ich halte beide für zwei zu trennende Typen, wobei ersteres wohl auf die halb unterirdischen Höhlenwohnungen zurückgeht. Bemerkenswert ist auch die frühere Gliederung der Sippen in Altersklassen (Greise, Familienväter, Jünglinge, Knaben; diese und die Greise galten als kultisch rein). Durch eine Bluttat ging der Knabe in die Klasse der Jünglinge ein. Jedes Dorf hat einen Platz für die Männerversammlung, in der die Angelegenheiten der Sippe erledigt werden; außerdem gibt es auch das „Männerhaus", das auch als Moschee und Herberge für Fremde diente.[1]) Neben den Altersklassen kannten die Kabylen aber auch eine Kastengliederung (besitzender Adel, verarmter Adel, Hörige, Lederarbeiter und Sänger); auffallenderweise gehört der Schmied zur obersten Gesellschaftsklasse — wieder ein Analogon zu Innerasien, wo der Schmied dem hochgeachteten Schamanen nahe steht. Eine weitere Einrichtung, die an innerasiatische Verhältnisse erinnert, ist die Überordnung der Sippe über die Familie, die strenge Gemeinschaft in Rechten und Pflichten; so kauft z. B. die Sippe für den heranwachsenden Burschen die Frau, der Bruder hatte ehedem ein Anrecht auf die Gattin des Bruders.[2]) Die Kabylin ist rechtlos, weiß aber

[1]) Auch in Südarabien finden wir die Moschee als Herberge verwendet, was wohl auf das auch dort vorhandene, dem Berbertum verwandte mediterrane Element zurückgeht.

[2]) Vielleicht bilden die Sippenverfassung und die Steinhaufenbestattung Reste einer nicht berberischen Kultur.

durch besondere Klugheit sich einen ziemlichen Einfluß zu sichern. Eine Schilderung verschiedener Zeremonien für Knaben beschließt im wesentlichen die Einleitung.

Die Erzählungen selbst sind zergliedert in: 1. die Schöpfungsmythen und das Weltbild; 2. Lebensweisheit (Geschlecht und Sippe, Schelmen und Narren, das Spiel des Daseins).

Auf eine Besprechung der Beziehungen vieler der gebrachten Erzählungen zu europäischer Volksdichtung einzugehen, kann ich mir ersparen, da gewiß Verfasser in den Regesten das Material entsprechend zusammenstellen wird. Nur auf eine Beziehung will ich näher zurückkommen, da sie vielleicht für die Art des arabischen Einflusses von Wichtigkeit sein könnte. In der Erzählung Nr. 30 (Aini) gehen die Erlebnisse des Jünglings mit den Töchtern des Fürsten parallel mit einer bei Jahn, „Die Mehri-Sprache in Südarabien", S. 98, vorliegenden südarabischen Erzählung (Nr. XVIII, „Drei Wetten"); in beiden Fällen geht ein Bursche mit einem Mädchen zwei ganz gleichartige Wetten sexueller Art ein; in beiden Fällen erhebt sich Streit, wer die Wette gewonnen; an beiden Orten wird der Streitfall bildlich dem Richter vorgelegt, der zugunsten des Mannes entscheidet. Liegt hier, wie ich glaube, wirklich eine charakteristisch südarabische Erzählung vor, so fänden wir also auch in der nordwestafrikanischen Erzählungskunst deutliche südarabische Einflüsse, ähnlich wie Kampffmeyer (MSOS III, 1900, 2. Abt., S. 79 ff.) für das nordafrikanische Arabische Beziehungen zu südarabischen (jemenischen) Dialekten nachwies; daneben finden sich natürlich auch Parallelen zu nordarabisch bzw. syrisch-palästinischem Gut, so z. B. die Geschichte Nr. 26 (Wohlhabenheit), die die Episode von dem verstoßenen Sohn und dessen Frau, die später durch ihren Fleiß zu Wohlhabenheit gelangen, wie sie bei Schmidt-Kahle, Volkserzählungen aus Palästina, Nr. 40, vorliegt, erst ins rechte Licht rückt. Ebenda (S. 245 f.) findet sich auch die Geschichte von dem vermeintlichen Gerechten, der in die Hölle kommt, und dem verrufenen Bösewicht, den Gott wegen einer Guttat ins Paradies aufnimmt; Djeha (Nr. 36) entspricht natürlich dem arabischen Schelmen Ǧuha usf.

Bd. III. *Volksmärchen der Kabylen.* III. Band: Das Fabelhafte. Dieser Band gliedert das Material in drei Gruppen: Tierfabeln, schlichte Märchen, bunte Erzählungen. Wieder treten auffallende Beziehungen zu europäischem und arabischem Märchenschatz zutage; für letztere vgl. zu Nr. 38 (die Zaubererbse) Schmidt-Kahle, a. a. O. Nr. 52 (der Wunschring), zu Nr. 39 (die ausgesetzten Geschwister) ebenda Nr. 46 (die ausgesetzten Zwillingskinder) usf. Häufig tritt auch das im europäischen und arabischen Kreis bekannte Motiv des goldhaarigen Helden auf, der seinen Kopf in die Eingeweide eines Widders o. ä. hüllt (Nr. 45, 46; vgl. dazu Schmidt-Kahle, a. a. O. S. 24 ff). Das Motiv des dankbaren Freigekauften (Nr. 41, auch in Nr. 52) scheint mir eine verderbte Fassung des losgekauften dankbaren Toten zu sein (Schmidt-Kahle, a. a. O. S. 20 ff.). Beziehungen zu einem südarabischen Motiv (s. Jahn, a. a. O. Nr. XVI, „die drei Räte") verraten auch die drei Räte, die in der Erzählung Nr. 52 der Vater des Freigekauften seinem Sohn und dessen Herrn erteilt, wenngleich auch im weiteren Verlaufe die Erzählungen wieder auseinander gehen. Ethnologisch von Belang erscheint mir eine Episode in der Erzählung Nr. 36 (die Stiefkinder): Die tote Mutter der von ihrer Stiefmutter geplagten Kinder hat diesen in allen Schwierigkeiten geholfen, wenn sie sich an ihrem Grabe Rat holten; als die Stiefmuttter aber dahinter kommt, verbrennt sie die Gebeine der rechten Mutter, die nun erklärt, nicht mehr helfen zu können, da ihr Grab zerstört und ihre Knochen verbrannt seien. Es tritt hier deutlich zutage, daß die Leiche das Medium darstellt, durch das die Seele des Toten auf das Dasein der Lebenden einwirkt; Verbrennen der Leiche bedeutet also, dem Toten die Einwirkung auf das Geschick der Lebenden zu erschweren oder unmöglich zu machen, meines Erachtens ein Fingerzeig zum Verständnis der Leichenverbrennung.

So bieten denn diese beiden Bände „Volksmärchen der Kabylen" nicht nur für den Märchenforscher reiches Material, sondern auch der Ethnologe wird aus ihnen mannigfache gewinnbringende Anregungen schöpfen. Welche Wege von diesen „Volksmärchen" zu „Atlantis" führen sollen, läßt sich allerdings schwer absehen; aber das hat auf den als hoch zu veranschlagenden absoluten Quellenwert dieser Sammlung keinen Einfluß. *V. Christian.*

40.

**Schubotz, Dr. H.:** *Die Tagebücher von Dr. Emin Pascha.* Band VI. Zoologische Aufzeichnungen Emins und seine Briefe an Dr. G. Hartlaub, bearbeitet von —. (Herausgegeben mit Unterstützung des Hamburgischen Staates und der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung von Dr. Franz Stuhlmann.) Hamburg und Braunschweig (Georg Westermann) 1921.

Professor Dr. H. Schubotz, der ja anläßlich der Expedition des Herzogs von Mecklenburg die Sammelgebiete Emin Paschas aus eigener Anschauung gründlich kennen lernte, hat, als einer der

Berufensten hiezu, aus den ihm vorliegenden drei Tagebüchern Emins „Ornithologische Beobachtungen (1884—1885 I." bzw. „1885—1886 II.") und „Zoologische Notizen I. Mammalia, Dr. Emin Bey" — ein ungemein wertvolles Werk zusammengestellt. Aus der Tätigkeit Emins ergibt sich, daß dieses zum weitaus größten Teil ornithologische Beobachtungen bringt, nicht nur, weil Emin Pascha besondere Vorliebe hiefür hatte, sondern da ihm von ornithologischer Seite auch die meiste Unterstützung zuteil wurde, und zwar in erster Linie durch Dr. G. Hartlaub. Die Briefe Emins an diesen hervorragenden Bremer Fachmann, die Prof. Schubotz im Anschluß an die rein wissenschaftliche Besprechung von zirka 40 Säugetieren und von 165 Vogelspezies veröffentlicht, lassen dies deutlich ersehen. In stetem, wenn auch infolge der schwierigen Postverhältnisse oft monatelang unterbrochenem Kontakt mit Dr. Hartlaub wird Emin durch Zusendung von Büchern, Schriften, Briefen am Laufenden über die Ornithologie Afrikas nach Möglichkeit erhalten, so daß sein Interesse hiefür trotz unbeschreiblicher Schwierigkeiten nie erlahmt, während er des öfteren in seinen Briefen durchblicken läßt, daß ihm von anderer Seite nicht dieselbe Unterstützung zuteil wurde.

Trotzdem sind Emins zoologische Aufzeichnungen auch auf den anderen Gebieten von großem Wert — er ist es z. B., der als erster in einem Brief aus Tingasi vom 4. Juli 1883 Nachricht über das erst zirka 17 Jahre später von Sir Harry Johnston entdeckte Okapi gibt (S. 250).

Der große Wert dieser „Tagebücher" beruht vor allem auf der ungeheuer gewissenhaften Registrierung aller Beobachtungen. So finden sich unschätzbare Angaben über die Lebensweise der Vögel, über Nester, Brutpflege, Gesang usw.; ebenso wertvoll sind die Beobachtungen an den vielen von ihm in Gefangenschaft gehaltenen Vögeln, an denen er z. B. unter dem Naturzustand immerhin näherliegenden Verhältnissen als bei unseren Menagerietieren den Gefiederwechsel vom Jugend- zum Alterskleid studieren konnte.

Ebenso wichtig sind seine Angaben über die europäischen Zugvögel, die er dort in den Winterquartieren getroffen — kurz und gut, man ersieht gerade aus Emins Leistungen, wie viele Fragen durch einige an Ort und Stelle durch Jahre hindurch gewissenhaft beobachtende Sammler relativ leicht und rasch gelöst werden könnten. Noch eins! Mag Emin auch das Merkwürdigste berichten, man wird unbedingt überzeugt sein, daß es wahr ist resp. nach bestem Wissen und Gewissen berichtet ist — keine Spur von Sensationssucht oder gar wissenschaftlich bemänteltem Jägerlatein.

So bieten diese Tagebücher eine ungemein wertvolle Fundgrube authentischer Beobachtungen eines äußerst gewissenhaften Forschers. *Dr. Moriz Sassi.*

Wien, im November 1921.

41.

**Wirz, Dr. P.:** *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea.* II. Teil. Die religiösen Vorstellungen und Mythen der Marind-anim und Heranbildung der totemistisch-sozialen Gruppierungen. Frankfurt a. M. (o. J.), 135 S., 4°.

Die Marind-anim oder, wie sie von den holländischen Missionären genannt werden, Marindinesen wohnen in dem Gebiet um Merauke, zwischen dem Digoel-Fluß und der holländisch-britischen Grenze; mitinbegriffen sind sie auch unter dem Namen Kaja-Kaja, der die Eingeborenen des ganzen südlichen holländischen Gebietes umfaßt. Was wir bis heute von diesem ursprünglichen Volke wissen, verdanken wir vor allem den Missionären, besonders dem PP. Vertenten, van der Kolk, Viegen, die hierüber in allerdings wenig bekannten und schwer zugänglichen Zeitschriften, vor allem der „Javapost", den „Annalen van Onze L. Vrouw van het Heilig Hart" und den „Annalen van het Missiehuis te Tilburg" berichtet haben. Der Mineningenieur Heldring hat im 55. Bande der Zeitschrift der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia einen Beitrag zur Ethnographie der Marind-anim geliefert, über ihre künstlerischen Äußerungen hat P. Vertenten im 22. Bande des Internationalen Archivs für Ethnographie berichtet; die im vorliegenden Buche vielgenannten Majo-Mysterien haben Gooszen im 69. und der Regierungsbeamte Birkhout im 75. Bande des „Bijdragen" des Kon. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie ausführlich geschildert; Nollen hat im IV. Band des „Anthropos" die Altersklassen behandelt, Vertenten ferner im laufenden (77.) Bande der „Bijdragen" ihre Anschauungen über astronomische Dinge, Legenden hatte endlich schon P. Viegen in der Zeitschrift der Niederl. Geogr. Gesellschaft 1912 mitgeteilt. Wirz selbst hat im laufenden (60.) Bande der Zeitschrift der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia einen reich illustrierten Aufsatz über die Ornamentik und insbesondere die Darstellung der menschlichen Formen veröffentlicht.

Im vorliegenden Buche — der I. Teil, der die materielle Kultur schildern soll, ist noch nicht erschienen — behandelt Wirz zuerst die Anschauungen von der Seele; er bedient sich hiebei des

Ausdruckes „Seelenstoff", den seinerzeit A. C. Kruyt in einem Werk über den Animismus im Indischen Archipel geprägt hatte; Kruyt hat selbst in seinem Beitrag zum Dynamismus der Toradja („Measa") in den „Bijdragen", 74. Band, diesen Terminus wieder verworfen; er besagt auch nicht das, was der Toradja und der Marind sich vorstellt. Damit ist auch gesagt, daß das, was Wirz unter dem Titel „Animistische Vorstellungen" berichtet, nicht durchaus als solche gelten kann. Neben diesen „animistischen Vorstellungen" gibt es einen Begriff „Dema", den Wirz mit dem melanesischen „Mana" parallelisiert; auch diese Parallelisierung ist vielleicht nur zum Teil zutreffend, denn die Dema waren vor alten Zeiten Vorfahren der Marind und der anderen Lebewesen und, wie Verfasser selbst sagt, spielen beim Dema-Begriff auch dämonistische und totemistische Vorstellungen mit. Die von Wirz getrennt behandelten Begriffe scheinen vielfach einander überzufließen (vgl. Karutz, Zeitschrift für Ethnographie, 45. Band). Aus den weiteren Ausführungen Wirz' über die Entwicklung der mythologisch-totemistischen Gruppierung sei nur herausgehoben, daß der Stamm der Marind-anim in zwei streng gesonderte Gruppen zerfällt, in die Geb-zé und die Sami-rek; letztere zerfallen wieder in mehrere sehr lockere exogame Totemgenossenschaften, die sich auf bestimmte Dema zurückführen. Die Totemgenossenschaften der Sami-rek bestehen wieder aus mehreren Totemverbänden „Boan"; auch die Geb-zé zerfallen in solche Boan. Indes kann man nicht immer unbedingt von Totem sprechen, oft umfaßt der Boan alle Klans, die ein gewisses gemeinsames Mythenobjekt haben, das mit den Dema-Vorfahren des Klans in irgendeinem mythologischen Zusammenhang steht. Anscheinend sind den Sami-rek, die ursprünglich auch bloß ein Klan waren, durch Zuwanderung immer neue Klans angegliedert worden, nur die Geb-zé, die zu einer anderen Zeit eingewandert sind, sind nicht in den Sami-rek aufgegangen.

Wirz erzählt nun die verschiedenen Mythen nach den fünf Hauptmythenkreisen geordnet und konstruiert auf Grund derselben die Unterteilungen in die Totemverbände (Boan) und Klans. Das uns hier mitgeteilte Material an religiösen und mythenhaften Vorstellungen und Bräuchen ist ein überaus reiches und wertvolles.

Sehr dankenswert ist auch die beigegebene Karte des Wohngebietes der Marind-anim im Maßstab von 1 : 500.000. *L. Bouchal.*

42.

**Thurnwald, Dr. Richard:** *Die Gemeinde der Bánaro.* Ehe, Verwandtschaft und Gesellschaftsbau eines Stammes im Innern von Neu-Guinea. Aus den Ergebnissen einer Forschungsreise 1913—15. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte von Familie und Staat. Stuttgart (Ferd. Enke) 1921. IV, 274 S. 8°.

Im vorliegenden Buche bietet der Verfasser dem deutschen Leserkreis den ersten Ausschnitt aus den reichen Ergebnissen seiner Forscherarbeit in Neu-Guinea, die durch den Weltkrieg unterbrochen wurde; während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Amerika hat er bereits im Jahre 1916 in den Memoirs of the American Anthropological Association (Band III) über dasselbe Thema gehandelt.

Die Bánaro wohnen am Mittellaufe des Töpferflusses, des untersten großen südlichen Nebenflusses des Kaiserin Augusta-Stromes. Nach einer Erörterung der Begriffe „Volk", „Stamm", „Sippe", „Klan", „Familie", wie sie von verschiedenen Soziologen gebraucht werden, gibt Verfasser ein Schema dieser Ausdrücke, wie er sie versteht, schildert sodann kurz die Siedlungsform der Bánaro und geht dann sogleich auf die Heiratsordnung ein. Geheiratet wird in die analoge Sippe (= Hälfte der Geisterhalle) eines anderen Klans, jedoch selten außerhalb des Stammes. Bei den Weihen der Jünglinge und Mädchen findet ein Geschlechtsverkehr mit bestimmten Personen der anderen Sippe des anderen Klans statt, wobei diese Personen als „Geister" aufgefaßt werden. Die Heiraten sollen systemgemäß zwischen männlichen und weiblichen Geschwistern aus den analogen Hälften der beiden ineinanderheiratenden Klans wechselweise erfolgen; da die genaue Durchführung des Systems lauter Ehen mit gleichviel männlichen und weiblichen Kindern voraussetzt, was natürlich nicht immer zutrifft, werden Korrekturen vorgenommen durch Kindertötung, zweite Ehen, Frauenkauf (als Ablösung der Arbeitskraft der Frau)[1]) oder Jünglingsraub.

Außer bei den Weihen findet ritueller Frauentausch auch bei anderen Zeremonien (Bestattungsfeier) statt. Dies trägt sicher sehr zur Vermeidung steriler Ehen bei. Das ganze System bezweckt also eine Regelung des Geschlechtsverkehrs. Diese rituellen Vorgänge erscheinen als Reste früherer

[1]) Anderwärts, wo der Frauenkauf die ideale Form der Eheschließung ist, ist dies nicht der Fall, sondern dort wird der „Kauf" durch Gegenleistungen ausgeglichen, so daß faktisch der „Kauf" nur eine Begleiterscheinung eines wenigstens erwünschten Tausches ist.

Einrichtungen, sie weisen wie die Verwandtschaftsnamen auf das höhere Alter der Zweiteilung des Klans hin; die Heiraten zwischen den Hälften desselben Klans sind also den Heiraten zwischen zwei verschiedenen Klans vorausgegangen.

Verfasser behandelt dann das Wirtschaftssystem der Bánaro (gemeinsame Arbeit, jedoch ohne kommunistische Teilung des Erfolges; gegenseitige Hilfeleistung und anderseits Teilnahme am Überfluß), Arbeitsteilung, die Stellung der Frau und den Einfluß der Alten. Es fehlt eine formale Autorität, die aber durch gefühlsmäßiges Zusammenhalten ersetzt wird; wer außerhalb des sozialen Verbandes steht, ist schutzlos.

Auf 32 Seiten gibt sodann Thurnwald ein Verzeichnis der Verwandtschaftsbeziehungen, nach verschiedenen Gesichtspunkten geordnet, und knüpft daran eingehende Erörterungen, so über Meidung der Namensnennung, über merkwürdige Gleichheit von Bezeichnungen für verschiedene Verwandtschaftsverhältnisse, die sich aus den Einweihungsriten erklären. Für die Bezeichnung der Verwandtschaftsverhältnisse sind die sozialen Beziehungen von überwiegender Bedeutung, die Verwandtschaft wird nicht berechnet, sondern gruppiert; die auf dem Vergeltungsprinzip aufgebauten Sexualeinrichtungen sind wichtiger als die Abstammung durch Blutsverwandtschaft; die Durchführung des exogamen Prinzips läßt auch die Bedeutung der Altersklassen zurücktreten, sobald es sich um Personen im heiratsfähigen Alter handelt. Damit fehlt auch die Familie in unserem Sinne; die Sorge für die Nachkommenschaft unterliegt der Regelung durch Sippe und Klan.

In einem weiteren Teile würdigt Verfasser die soziologische Bedeutung der Verwandtschaftsnamen, deren Bedeutung bei Primitiven eine ganz andere ist als bei uns im allgemeinen, ein Studium, das bisher in Amerika und England stark betrieben, in Deutschland aber ziemlich vernachlässigt war. Sippe und Klan sind als politische und soziale Freundschaftsverbände von großer Bedeutung für die Gruppierung der Heiratsfähigen und der zum Geschlechtsverkehr Zugelassenen, während für die Abstammung die Zugehörigkeit zu einer Altersklasse als wichtiges Unterscheidungsmerkmal hervortritt.

Exogamie und Statuierung von Ehehindernissen beruhen in erster Linie auf den Auffassungen von gewissen Freundschaften und sozialen Zusammenhängen. Wie schon erwähnt, läßt sich ein früherer Zustand rekonstruieren, in dem sich die sexuellen Vorgänge innerhalb des Klans abspielten: die alten Männer der einen Klanhälfte hatten — wohl individualisierte — Ansprüche auf die jungen Mädchen der anderen Hälfte desselben Klans. Später mag es zu Übereinkommen zwischen den Alten zweier Klans über gegenseitigen Tausch der Mädchen gekommen sein, vermutlich infolge Einbrechens fremde, Stämme. Der Zweck der Zweiteilung des Klans ist also die Ordnung des Geschlechtsverkehres; der Gesichtspunkt für diese Ordnung scheint darin zu bestehen, daß die Reihe der voneinander abstammenden Frauen von den männlichen Angehörigen, die in der Sippe geboren werden, geschlechtlich nicht gebraucht werden sollen. Aus diesem Gedanken entspringt nun Sippenexogamie und Mutterfolge. Dabei war die Bedeutung der Frau in der Hinsicht ausschlaggebend, als sie durch ihre Feldarbeit eine subsidiäre Ernährung sichern konnte. Thurnwald nimmt mit Rivers zwei Völkerwellen an, von denen die erste die Halbierung der Klans brachte, während die zweite in Verbindung mit dem Vaterrecht eine Erschütterung des älteren mutterrechtlichen Halbierungssystems herbeiführte. Eine Verschiedenheit der Entwicklung ist insofern zu beobachten, als bei den Bánaro und anderen Stämmen der einzelne Klan halbiert wird, anderwärts dagegen der ganze Stamm (in Phratrien). Letztere Entwicklung scheint die jüngere zu sein; sie stellt gewissermaßen eine Verdoppelung zweier in connubium getretener Völker dar.

Verfasser untersucht dann noch ähnliche Einrichtungen und Verwandtschaftssysteme bei anderen Völkern und das Verhältnis zum Bánaro-System und schließt daran Betrachtungen über die verschiedenen Theorien über Verwandtschafts- und Heiratssysteme. Auch Thurnwald spricht sich gegen eine anfängliche Promiskuität aus. In ihrer Einschränkung auf Angehörige gewisser Gruppen als Gruppenehe ist sie bisher auch nur als subsidiäre Geschlechtsbeziehung bekannt geworden. Die Gruppenehe kommt der Polygamie nahe; während aber letztere das wirkliche Zusammenleben mehrerer Frauen mit mehreren Männern bezeichnet, gibt die Gruppenehe nur Erlaubnis zu bestimmtem fakultativen Geschlechtsverkehr ohne dauerndes Zusammenleben.

Endlich untersucht Thurnwald auch den Begriff „Staat", dessen als wesentlich erkannte Merkmale auch bei Primitiven vorliegen können, so daß man auch bei diesem von einem „Staat" sprechen kann. Der Staat ist nicht aus der Familie entstanden; das politische Leben ist ebenso eine Funktion der menschlichen Existenz wie Religion und Sprache und der Staat als Männergesellschaft verfolgt einen anderen Zweck als das Zusammenleben zu Paaren (in Familien).

Endlich verweist Verfasser darauf, daß die Ehen der Bánaro wie aus dem Dargelegten hervorgeht, stets innerhalb einer engbegrenzten Gruppe stattfinden, daß es somit zu einer starken Inzucht

kommt. Dadurch wird eine den Bedingungen der umgebenden Natur — aber auch nur der engsten — außerordentlich angepaßte „Rasse" herausgebildet.

Das Buch Thurnwalds gibt uns eine sehr eingehende Darstellung der überaus komplizierten Verwandtschaftsverhältnisse eines Südseevolkes. Nur solche Einzeluntersuchungen können die Grundlage zu wirklich ersprießlichem Aufbau eines Systems der Entstehung dieser Verhältnisse bilden. Was Thurnwald zur Beleuchtung der einschlägigen Theorien beiträgt und was er selbst theoretisch Neues bringt, wird stets ein wertvoller Beitrag zu den Studien über die menschliche Gesellschaft bleiben.

*L. Bouchal.*

43.

**Deane, Rev. W.:** *Fijian Society, or the sociologie and psychology of the Fijians.* London (Macmillan & Co.) 1921, XV., 255 S., 8°.

Der Verfasser, früher Leiter des Predigerseminars in Ndávuilévu in Fiji, hat die vorliegende Arbeit als Dissertation an der Universität in Sydney zusammengestellt. Er hatte für sich die Kenntnis der Eingeborenensprache und den langen Verkehr mit den Eingeborenen selbst. Wir können also annehmen, daß das, was er in dem Buche berichtet, sofern er nicht ausdrücklich andere Autoren angibt, von ihm selbst beobachtet wurde; und insofern ist das Material, das er uns gibt, jedenfalls wertvoll, wenn wir auch vieles schon von anderen Autoren, so in letzter Zeit von dem von Deane oft zitierten A. M. Hocart, wissen. Jedenfalls ist es aber ein Mangel des Buches, das eigene Beobachtungen des Verfassers von dem der Literatur Entnommenen nicht hinreichend kenntlich gemacht sind. Als Monographie ist das Buch aber auf viel zu einseitiger Literaturgrundlage aufgebaut; außer einer gelegentlich zitierten Arbeit Hocarts im „Anthropos" ist weder unter den eigenen Literaturangaben Deanes noch in der anhangsweise beigegebenen Fiji-Bibliographie P. S. Allens im „Handbook of the Pacific" eine einzige nichtenglische Arbeit über Fiji angeführt. Aber auch die englische Literatur über Fiji ist durchaus nicht lückenlos.

In der Einleitung verweist Deane auf die Unterschiede zwischen den ethnographischen Verhältnissen auf Vanúa Lévu und denen auf Víti Lévu; auf der ersten Insel Geisterverehrung, keine Tradition von einer Einwanderung und matriarchale Spuren, auf der letzteren Ahnenverehrung, Überlieferungen von einer Landung und vorwiegend patriarchale Verhältnisse — also Hinweise auf das Bestehen eines melanesischen und eines polynesischen Elements. Ersteres tritt mehr in der Binnenbevölkerung der Inseln, letzteres mehr an den Küsten hervor. Beipflichten möchte Referent dem Ausspruche Deanes, daß, wenn auch die Rassen, die in Fiji zusammentrafen, vorher zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen anderen Rassen beeinflußt worden sind, heute jedenfalls keine Spur arischen Einflusses in der Südsee nachzuweisen ist; nur die Nänggasteine könnten auf den Einfluß irgendeines Megálithvolkes hinweisen.

Deane behandelt kurz Geburtsgebräuche, Spiele, Initiationsbräuche, geht dann auf die religiösen Verhältnisse ein; eine tatsächliche Sonnen-, Mond- oder Gestirnverehrung stellt er in Abrede; die Elemente der Religion Fijis sind Geister-, Heroen- und Ahnenverehrung. Insbesondere ragt die mythenhafte Gestalt Tanóvus, des Kalóu Vu (Gottes) von Ono (bei Kandávu) hervor, der vom riesenhaften Klan-Heros zum Stammesgott emporgestiegen ist. Die Verehrung eines mehreren Stämmen gemeinsamen Stammesgottes gibt diesen gegenseitige Rechte. Eigentlichen Bilderkult in dem Sinne, daß das Bild selbst als Gott verehrt würde, scheint es nicht zu geben. Eingehend befaßt sich Deane auch mit dem Symbolismus, der besonders als Begleiterscheinung oder Äußerung des starken Zeremonialismus auftritt. Als wichtigstes Symbol behandelt Verfasser die Walfischzähne, die als Tambúa Geld sind und in Sitte und Brauch eine große Rolle spielen, ja förmlich magische Kraft, „Mana", besitzen. Der Gebrauch durch den Häuptling verleiht jedem Symbol erhöhte Bedeutung — eine Folge der hohen Stellung des Häuptlings. Bei dem sprachlichen Exkurs über die Titel Ratu, Ra, Raturanga, Ranandi usw. hätte Verfasser statt auf ägyptisch Ra usw. auf die viel näher liegenden malaiopolynesischen Beziehungen eingehen sollen.

Die Verehrung des Kalóu-Vu ist das Hauptband des Klan; innerhalb desselben treten die Blutsverwandtschaftsbeziehungen zurück. Leider bringt Deane über diese wichtigen Probleme fast nichts; über die Regelung des Geschlechtsverkehres und die Heiratsgesetze wäre sicher manches unter dem Einfluß der Mission im Verschwinden Begriffene noch für die Forschung zu retten gewesen. Vielleicht geht er darüber aus ähnlichen Gründen hinweg, die ihn in der ursprünglichen geringen Bekleidung der Fiji-Leute eine Mitursache ihrer Immoralität sehen lassen. Es ist wohl nicht zu erwarten, daß diese Südseeinsulaner, wenn sie einmal alle die traurige Tracht tragen werden, die die Mission einzuführen bestrebt ist, deswegen moralischer werden. Die Ursache des sittlichen Verfalles

ist nicht in den ureigenen Bräuchen des Volkes zu suchen.[1]) Von den für die Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse wichtigen Bräuchen, die Deane erwähnt, sei nur auf die Vasu-Sitte hingewiesen, die heute über ganz Fiji, auch im polynesischen Element verbreitet ist und die dem Kind einer außerhalb ihres Stammes heiratenden Frau das Recht gibt, in ihren Stamm zurückzukehren und sich dort etwas Beliebiges anzueignen. Dies wird indes durch Gegengaben des Vaters wettgemacht.

In jedem Klan sind zwei exklusive Phratrien, Fischer und Zimmerleute mit eigenen religiösen Bräuchen. Sonst herrscht im Clan gemeinsame Arbeit und gegenseitige Hilfeleistung vor. Der Grund ist Klaneigentum, an dem jeder seinen Anteil zum Gebrauch zugewiesen hat; im übrigen sind Erzeugnisse nicht gemeinsamer Tätigkeit frei veräußerlich, aber scharf umgrenzt ist das Individualeigentum nicht. Kérèkérè ist das Recht eines jeden, von einem anderen etwas aus dessen Besitz zu verlangen; doch wird genau auf Gegenleistung gerechnet; jedenfalls darf die Bitte nicht abgeschlagen werden. In seiner Auswirkung führt der Brauch dazu, daß der, der sich am meisten erbettelt, am besten lebt. Auch die Häuptlinge haben keinen Grundbesitz; aber um so größer sind ihre sonstigen Privilegien.

Verfasser behandelt dann noch das Tabu und seine Wirkung auf die Moralität, die hoch entwickelten Etikette vorschriften, die vielfach die Lüge bedingen, die Fischerei und die mit ihr verbundenen Bräuche und Aberglauben, die Netzarbeiten der Frauen, die Arten der Mitteilung, Trommelsignale, Nahrung und Nahrungsverbote und schließlich den Kannibalismus.

Von den 10 beigegebenen Tafeln, die Typen und Szenen bringen, sind mehrere nicht neu.

*L. Bouchal.*

44.

## *Boletin de la* Academia nacional de historia.

Vol. I. Nr. 2. Quito, November bis Dezember 1920. Seiten 155—272.

In Verfolg unserer früheren Besprechung dieser neuen Zeitschrift (Nr. 1) finden wir in dieser Nummer neben drei historischen Artikeln eine bemerkenswerte Arbeit von P. Ainsworth Means: „Aspectos estético-cronológicos de las civilizaciones andines." In dieser Arbeit wird der Versuch gemacht, eine Chronologie der Maya-Kultur (von 374 n. Chr.), eine solche der Anden-Kultur (von 150 n. Chr.) und eine solche der Inca-Kultur (seit 1100 n. Chr.) festzustellen. Wir werden auf diese Arbeit später noch zurückkommen.

Vol. II. Nr. 3—4. Quito, Januar bis April 1921. Seiten 1—198.

Enthält folgende archäologische Aufsätze:

Augusto Capdeville: „Notas acerca de la Arqueología de Taltal."

Der Hafen von Taltal liegt unter 25° 25' südlicher Breite an der nordchilenischen Küste des Pacifics. In einem nördlich gelegenen Hügel wurden eine Anzahl paläolithischer Steinwerkzeuge aufgefunden, welche nebst den Fundumständen beschrieben und auf 5 Tafeln abgebildet wurden.

Joaquín Santa Cruz: „Los indíginas del Ecuador."

Es werden die drei Stämme der Caras, Cañaris und Guancas nach den alten Schriftstellern besprochen.

Carlos E. Grijalva: Nombres y pueblos de la antigua provincia de Imbabura.

Es werden in diesem Aufsatze verschiedene Personennamen und Dörfer dieser nördlichsten Provinz Ecuadors besprochen.

Von den anderen Aufsätzen dieser Doppelnummer ist einer geographischen, die anderen historischen Inhaltes.

Vol. II. Nr. 5. Quito, Junio de 1921.

Diese Nummer bringt eine Fortsetzung der in der vorhergehenden Doppelnummer enthaltenen Arbeit von Capdeville und zwar Nr. II: Civilizacion dolmenica. Gentes de los circulos de piedra und auf 6 Tafeln Abbildungen der in den Dolmen von Taltal aufgefundenen Steingeräte, darunter eine wundervolle große flache, sehr breite Lanzenspitze aus weißem Feuerstein mit kaffeebrauner Patina.

*Franz Heger.*

45.

## *Indian notes and monographs.* A series of publications relating to the American aborigines. Herausgegeben von dem **Museum of the American Indians, Heye Foundation,** New-York City.

Dieses neue Museum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welches der großartigen Fürsorge von George G. Heye seine Entstehung verdankt, hat sich eine weitgehende Aufgabe gesteckt.

[1]) Vgl. hiezu die trefflichen Ausführungen Ten Kate's im Indischen Gids, 38. Jahrg., 1916 II, bes. S. 867 u. ff.

Ausgehend von der großen Expedition, welche dieser Mäcenas der Wissenschaft im ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts unter der Leitung des bekannten amerikanischen Archäologen, Professor Marshall H. Saville nach Südamerika, speziell nach Ecuador entsandte und über die bisher zwei große Bände über die Altertümer von Manabi als Contributions to South American Archaeology erschienen sind, gibt dieses Museum, das über einen Stab wissenschaftlich geschulter Arbeitskräfte verfügt, zwei Serien von Veröffentlichungen seit dem Jahre 1913 heraus. Die erste dieser Serien ist betitelt: „Contributions from the Museum of the American Indian, Heye foundation." Von dieser sind bisher fünf Bände erschienen, welche vorwiegend archäologische Aufsätze von verschiedenen Autoren enthalten; aber auch der Ethnologie und der physischen Anthropologie der Indianer und nordamerikanischen Eskimos wird darin Beachtung geschenkt.

Die zweite Serie dieser Veröffentlichungen führt den Titel: „Indian notes and monographs" mit der wir uns im folgenden beschäftigen wollen. Diese Serie erscheint erst seit dem Jahre 1919 und umfassen bis heute schon 10, allerdings noch nicht immer ganz abgeschlossene Bände sowie einzelne Sonderveröffentlichungen, welche den Titel „Miscellaneous" führen und einzelne abgeschlossene Arbeiten von verschiedenem Umfange darstellen. Wir wollen im folgenden die bisher erschienenen Arbeiten namentlich anführen und an einzelne derselben entsprechende Bemerkungen knüpfen.

Band I, Nr. 1. Archeology of the Virgin Islands. By Theodor de Booy. 1919. Mit 10 Tafeln und 32 Textbildern.

Das von Direktor George G. Heye verfaßte Vorwort gibt eine kurze Lebensbeschreibung des schon im Jahre 1919 im 37. Lebensjahre verstorbenen Autors, der seit 1911 unermüdlich tätig war in der Erforschung der Vorzeit Westindiens und des nördlichen Teiles von Venezuela. Unser Werk bringt einen Bericht über die archäologische Erforschung der Inseln St. Thomas, St. Croix und St. John westlich von Porto Rico und über die dort gemachten Ausgrabungen in Mounds sowie über die dort vorkommenden Petroglyphen. Die Mounds sind zum Teil richtige Kitchen-midden, d. h. Küchenabfallhaufen, bestehend zum größten Teil aus marinen Muschelschalen, zum Teil richtige Grabhügel mit Steinartefakten und meist bemalten Tongefäßen sowie mit menschlichen Skeletten. Von besonderem Interesse ist ein vom Autor auf St. Croix erworbener sogenannter „collar stone", der aber von Porto Rico stammen dürfte, sowie ein „swallow stick" aus Bein in Form einer menschlichen Figur, die auffallend den bekannten Holzfiguren von der Oster-Insel gleicht.

Nr. 2. Santo Domingo Kitchen-midden and burial Mound. By Theodor de Booy. 1919. Mit 15 Tafeln und 9 Textbildern.

Dieser große Mound liegt im östlichen Teile der Insel Santo Domingo (Hayti). Er wurde vom Autor im Jahre 1916 vollständig ausgegraben. Seine Größe betrug 188 engl. Fuß Länge, 80 Fuß Breite und 30 bis 40 Fuß Höhe. Es fanden sich verschiedene Gräber und in diesen eigenartig verzierte und skulpierte Tongefäße sowie einige Steinartefakten vor, unter welchen ein $10^3/_4$ Zoll langer „elbow stone" bemerkenswert ist.

Nr. 3. Petroglyphs of Grenada and a recently discovered Petroglyph in St. Vincent. By Thomas Huckerby. 1921. Mit 9 Tafeln und 14 Textbildern.

Handelt über die ganz Amerika verbreiteten merkwürdigen Petroglyphen von der Insel Grenada, welche außer Menschen- und Tierfiguren verschiedene Zeichen aufweisen und einem großen Petroglyphenstein auf der Insel St. Vincent.

Band I ist mit diesen drei Abhandlungen noch nicht abgeschlossen. Die weiteren sind noch nicht erschienen.

Band II, Nr. 1. The Pre-Iroquoian Algonkin — Indians of Central- and Western New-York. By Alanson Skinner. 1919.

Beschreibt verschiedene Altertümer aus Ton.

Nr. 2. An ancient Algonkion fishing village at Cayuga, New-York. By Alanson Skinner. 1919.

Mit 10 Tafeln und einem Textbild.

Die Ausgrabungen des Autors ergaben verschiedene Artefakte, welche auf eine Bevölkerung von Fischern schließen läßt.

Nr. 3. A Montauk cemetery at Easthampton Long Island. By Foster H. Saville. 1920. Mit 15 Tafeln und 6 Textbildern.

Bei den in den Jahren 1917 und 1918 durchgeführten Ausgrabungen fanden sich 24 menschliche Skelette, 6 Feuerplätze und 53 Gräber vor aus der Zeit der ersten europäischen Kolonisten. Von besonderem Interesse sind einige Flaschen aus dunkelgrünem Glas, ein venetianischer Henkelkrug aus Glas.

englische Steinzeuggefäße und eine Schale aus weißem chinesischen Porzellan, weiße Tonpfeifen, Messinglöffel, Eisenmesser, Metallschnallen und anderen Dingen, welche fremde Handelsware darstellen.

Nr. 4. An antique tobacco- pouch of the Iroquois. By Alanson Skinner. 1920. Mit 2 Tafeln.

Ein alter 12 Zoll langer Tabakbeutel, der obere Teil aus Leder, der untere aus einem Gewebe von indianischem Hanf, auf beiden Seiten mit farbiger Tierhaarstickerei besetzt.

Nr. 5. An Iroquois antler figurine. By Alanson Skinner. 1920. Mit einer Tafel.

Eine alte menschliche Figur aus Hirschhorn von $2^1/_2$ Zoll Höhe.

Nr. 6. Archaeological investigations on Manhattan Island, New-York City. By Alanson Skinner. 1920. Mit 26 Tafeln und 19 Textbildern.

Im Norden von New-York, in der Gegend des van Cortland-Parkes, befanden sich bis vor kurzem einige kleine Hügel aus Muschelschalen, welche von A. Skinner exploriert wurden. Er fand da vorwiegend zugeschlagene Pfeilspitzen von verschiedener Form, Schaber, Steinkelte, Hirschknochen, Bärenzähne, Steinpfeifen und verschiedene zum Teil verzierte Scherben von rohen Tongefäßen. Dieselben repräsentierten die Kulturüberreste der Manhattan-Indianer, einer Gruppe der Algonkin. Die genaue Beschreibung dieser Reste füllt diesen kleinen Band und ergänzt wesentlich die in früheren Jahren auf der Halbinsel Manhattan gefundenen alten Kulturreste der einstigen Indianerbevölkerung, welche ja heute vollkommen verschwunden ist und an deren alten Wohnsitzen sich heute eine der größten Weltstädte ausbreitet.

Nr. 7. New-York City in Indian possession. By Reginald Pelham Bolton. 1920. Mit 4 Tafeln und einer Karte.

Die Bevölkerung der Insel Manhattan und Umgebung der heutigen Weltstadt New-York bestand aus dem Hauptstamme der Algonkin mit den drei Stämmen der Delaware, Mahikan und Matouack. Die Abhandlung gibt einen Überblick über die Geschichte dieser Stämme und ihrer verschiedenen Unterstämme. Auf der Karte sind dieselben eingetragen.

Band III. Nr. 1. Bibliography of Fray Alonso de Benavides. By F. W. Hodge. 1919. Mit 5. Tafeln.

Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Nr. 2. The age of the Zuñi pueblo of Kechipauan. By F. W. Hodge. Mit 6 Tafeln.

Der heutige Ort Kechipauan liegt im Staate Neu-Mexiko und wurde im 16. Jahrhundert bekannt. Die Ausgrabungen ergaben interessante bemalte Tongefäße.

Nr. 3. Hawikuh bonework. By F. W. Hodge. 1920. Mit 56 Tafeln und 45 Textbildern.

Hawikuh ist eine heute zerstörte Indianerstadt im Staate Neu-Mexiko. Die Ausgrabungen des Autors in den Jahren 1917–19 ergaben neben anderen Artefakten eine große Zahl bearbeiteter Knochengeräte. Als die Spanier zum erstenmale um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Neu-Mexiko kamen, war der zentrale westliche Teil dieses Gebietes noch überaus reich an Säugetieren und Vögeln. Es ist daher begreiflich, daß Artefakte aus Tierknochen in dieser aus dem Jahre 1570 stammenden Niederlassung der Zuñi-Indianer überaus häufig waren, weniger in den Gräbern, desto mehr aber an Stelle des alten Wohnplatzes. Der Autor beschreibt nun eingehendst die verschiedenen Formen der hier gefundenen Artefaktie aus Knochen. Von den einheimischen Tieren, die diese Knochen lieferten, sind besonders zu erwähnen der Bär, der Puma, die Wildkatze, der Coyote, der Bison, der Hirsch, die Fischotter, das Bergschaf und verschiedene Vögel; die Ziege wurde erst durch die Spanier seit 1540 eingeführt. Der Autor beschreibt in dieser überaus gehaltvollen Arbeit die verschiedenen Formen dieser Knochenartefakte, wie Ahlen und Ahlgriffe, Pfriemen, Spateln, Webegeräte, Meißel, Messer, Reib- und Polierwerkzeuge, Nadeln mit und ohne Öhr, Pfeilspitzen, Fischhaken, Röhrchen, Pfeifen, Flöten, Täfelchen und Perlen, Anhänger, Ringe, gekerbte und bemalte Knochen, Geräte für Spiele, Scheiben und endlich verschiedene Skulpturen. Ein Teil dieser Artefakte war auch durch eingravierte Ornamente verziert. Dief Entwick/ungsreihe der verschiedenen Formen von einfachen zu komplizierteren, die uns der Autor au den zahlreichen Abbildungen vorführt, ist überaus interessant. In mehreren der aufgefundenen Menschengräber waren auch Hirsche mit bestattet. Der Einfluß der Spanier auf diese Kultur war ein sehr geringer und äußerte sich nur darin, daß ab und zu eiserne Nadeln und Messerchen vorkommen. Der Truthahn war von den Einwohnern gezähmt und wurde als Haustier gehalten.

Nr. 4. The Papago ceremony of Vikĭta. By Edward H. Davis. 1920. Mit 14 Tafeln.

Die Papago wohnen heute noch im Staate Sonora (Mexico). Die Arbeit gibt die Beschreibung eines im Sommer 1920 dort abgehaltenen Festes, mit seinen merkwürdigen Zeremonien, wie wir sie ähnlich von dem deutschen Forscher Dr. Preuß von den Bewohnern des südlichen Teiles der Sierra Madre occidental her kennen.

Band IV. (Besteht nur aus einem 358 Seiten starken Bande.)

Medicine ceremony of the Menomini, Iowa, and Wahpeton Dakota, with notes on the ceremony among the Ponga, Bungi Ojibwa and Potawatomi Indians. By Alanson B. Skinner. 1920. Mit 26 Tafeln und 14 Textbildern.

Dieser sogenannte Medizintanz war ehemals sehr verbreitet unter den Zentral-Algonkian und den südlichen Sioux-Stämmen im oberen und mittleren Mississippitale. Heute beschränkt er sich nur auf einige der Algonkianstämme. Die Veröffentlichung gibt eine genaue Übersicht über die verschiedenen einstmals geübten Formen dieses Zeremonialtanzes und die Art, wie sie heute noch in Übung ist, sowie ihre soziale Bedeutung im Leben der genannten Indianerstämme.

Band V. Nr. 1. Archaeological specimens from New-England. By Marshall H. Saville. 1919. Mit einer Tafel und einem Textbild.

Der gelehrte Verfasser gibt hier die Abbildung und Beschreibung der vier ersten Indianeraltertümer aus dem Nordosten der Vereinigten Staaten, welche veröffentlicht worden sind in dem ersten Bande der Memoirs der in Boston 1780 gegründeten American Academy of Arts und Sciences vom Jahre 1785. Es sind dies: Ein Steinbeil mit der bekannten Umfangsrinne etwas über der Mitte, ein Steinhohlmeißel; eine Tabakpfeife und ein langer dünner Steinstößel mit einem Tierkopf am oberen Ende.

Nr. 2. A Mahican wooden cup. By George G. Heye. 1921. Mit einer Tafel.

Bringt einen alten großen, aus einem einzigen Stück des Wurzelknollens eines Apfelbaumes geschnittenen Henkelbecher zur Abbildung und Beschreibung. Alter und Herkunft dieses Stückes sind historisch beglaubigt und geht ersteres auf etwa 1730 zurück. Es stammt von einem alten Indianerhäuptling des Scaticookstammes der Mahican, der in der Nähe der heutigen Gaylords Bridge in Connecticut ansässig war.

Band VI, Nr. 1. Bibliographic notes on Quirigua, Guatemala. By Marshall H. Saville. 1919.

Die erste Notiz über diese archäologisch berühmte Lokalität in Mittelamerika erschien 1840; seither sind eine große Zahl zum Teil sehr umfangreicher Veröffentlichungen über dieselbe erschienen.

Nr. 2. The discovery of gold in the graves of Chiriqui, Panama. By S. K. Lothrop. 1919. Mit 3 Tafeln und einem Textbild.

Bringt die wichtigeren von dieser bekannten Fundstelle bekannten Goldobjekte zur Beschreibung und Abbildung. Sie haben die Formen von verschiedenen Tieren und auch von Menschen.

Nr. 3. Notes of the Bribri of Costa Rica. By Alanson Skinner. Mit 31 Tafeln und 10 Textbildern.

Bringt eine eingehende Beschreibung der Organisation, der materiellen Kultur und Zeremonien dieses Indianerstammes von Mittelamerika.

Nr. 4. An image and an amulet of Nephrite from Costa Rica. By Alanson Skinner. Mit 2 Tafeln.

Beschreibung einer menschlichen Nephritfigur mit Narbenzeichen und eines Nephritringes mit vier erhabenen Tierfiguren an drei Seiten des Umfanges.

Band VII. Nr. 1. Certain aboriginal pottery from Southern California. By George G. Heye. 1919. Mit 21 Tafeln und 25 Abbildungen im Text.

In der Gegend von San Diego in Süd-Californien fand man vor mehr als 20 Jahren in Höhlen und alten Felsenwohnungen primitive Tongefäße. Man hat nach der Verwendung derselben zu unterscheiden Gräber, in welchen die Asche der verbrannten Leichname nebst verschiedenen Beigefäßen in großen, roh gearbeiteten Urnen mit schmaler Mündungsöffnung beigesetzt wurden und einfache Tongefäße zu täglichem Gebrauche als Wasser- und Kochgeschirr. In den Gräbern wurden dem verbrannten Toten verschiedene kleine Beigaben in die Urnen mitgegeben, darunter auch solche von europäischem Ursprung. Von den Grabgefäßen war ein Teil einfach bemalt.

Nr. 2. Morphological and metrical variation in skulls from San Miguel Island, California. I. The sutura nasofrontalis. By Bruno Oetteking. 1920. Mit 2 Tafeln und 6 Textbildern.

Das Schädelmaterial zu dieser Arbeit wurde bei Ausgrabungen in alten Gräbern im Jahre 1919 auf der Insel San Miguel gewonnen. Das Resultat dieser Arbeit besteht darin, daß die sutura nasofrontalis sehr in ihrer Form variiert und von der Größe der Schädel unabhängig ist.

Nr. 3. Early cremation ceremonies of the Luiseño and Diegueño Indians of Southern California. By Edward H. Davis. 1921.

Der Verfasser besuchte zu diesem Zwecke die heute dreißig Meilen nördlich von Mesa Grande ansässigen Luiseño-Indianer und die heute sechzig Meilen südlicher von ihnen wohnenden Diegueños

in der Landschaft San Diego im südlichsten Teile von Kalifornien und erkundete bei einer Anzahl ihrer ältesten Leute die Zeremonien, welche vor dem Eindringen des Christentums bei der Verbrennung ihrer Toten im Gebrauche waren.

Band VIII. Zuñi Breadstuff. By Frank Hamilton Cushing. 1920. Mit 27 Tafeln und 14 Textbildern.

Dieser 674 Seiten umfassende Band bringt eine erschöpfende Darstellung der Nahrungsmittel der Zuñi-Indianer aus der Feder ihres genauesten Kenners, der durch fünf Jahre ununterbrochen unter ihnen gelebt hat. Diese gediegene Arbeit schildert nicht nur den Anbau, die Pflege und Ernte des Getreides und der dabei verwendeten Geräte, sondern mit besonderer Ausführlichkeit die daran sich knüpfenden Mythen, Zeremonien und täglichen Gebräuche.

Band IX. Nr. 1. The earliest notices concerning the conquest of Mexico by Cortés in 1519. By Marshall H. Saville. 1920.

Nr. 2. Bibliographical notes on Uxmal, Yucatan. By Marshall H. Saville. 1921. Mit 7 Tafeln.

Über die berühmten Mayaruinen von Uxmal ist schon viel geschrieben worden. Der Verfasser gibt in dieser sorgfältigen Arbeit eine vollständige, bis zum Jahre 1920 reichende Zusammenstellung der bezüglichen Literatur. Das älteste erhalten gebliebene Dokument über dieselben stammt aus dem Jahre 1556. Er bringt auf vier Tafeln Abbildungen der nördlichen Gruppe des Hauses der Mönche und seiner Annexe, im Anschlusse an das 1844 herausgegebene große Werk von F. Catherwood sowie auf drei weiteren Tafeln die Abbildungen von bemalten Stukkoköpfen aus dem Hause des Gouverneurs und gibt aus den verschiedenen Werken die wichtigsten Urteile der bezüglichen Autoren über diese merkwürdigen Bauten.

Nr. 3. Reports on the Maya Indians of Yucatan by Santiago Mendez, Antonio García y Cubas, Pedro Sanchez de Aguilar, and Francisco Hernandez. Edited by Marshall H. Saville. 1921.

Die Ethnologie der heutigen Maya-Indianer wurde bisher sehr vernachlässigt; nahm doch in Yukatan das Interesse an den großartigen Ruinen der Vorfahren der heutigen Bewohner alles Interesse in Anspruch. Es ist daher ein großes Verdienst Professor Savilles, einige ältere und alte Berichte über das Volkstum, die Sitten und Gebräuche dieser Indianer an das Licht gezogen zu haben, welche bisher unbekannt oder nur wenig bekannt waren. Der ausführlichste dieser ethnologischen Berichte stammt von Santiago Mendez aus dem Jahre 1861 her. Er wurde von diesem Autor in den Jahren 1841—42 verfaßt, als er Gouverneur von Yukatan war. Antonio García y Cubas hat diesen umfassenden und genauen Bericht in einer Studie in dem erstgenannten Jahre veröffentlicht, und ihn mit einigen sachgemäßen Bemerkungen begleitet. Ein alter Bericht stammt von Pedro Sanchez de Aguilar und ist betitelt: Informe contra idolorum cultores del Obispado de Yucatan, Madrid, 1639, der sich mit dem Aberglauben beschäftigt. Der älteste Bericht rührt von Franciso Hernandez her und heißt in englischer Übersetzung: Of the religious beliefs of the Indians of Yucatan in 1845. Angefügt ist ein Glossarium der in diesen Berichten vorkommenden indianischen Worte sowie eine kleine Bibliographie der wenigen Werke, welche ethnologische Bemerkungen über die heutigen Maya-Indianer enthalten.

Band X. Nr. 1. A stone effigy pipe from Kentucky. By George H. Pepper. 1920. Mit 2 Tafeln und einem Textbild.

Diese alte aus Stein geschnittene Tabakpfeife zeigt am vorderen Ende einen ausgeschnittenen Tierkopf, ähnlich wie eine zweite, hier ebenfalls abgebildete Pfeife aus Maryland. Ähnliche Tabakpfeifen wurden schon von den Moundbuildern gebraucht und dienten jedenfalls einem zeremonialen Zwecke. Unsere Pfeife trägt eine eingekratzte Cherokee-Inschrift und eine in englischen Schriftzeichen.

Nr. 2. A sacred warclub of the Oto. By M. R. Harrington. 1920. Mit einer Tafel.

Eine alte Kriegskeule der Oto-Indianer nördlich vom Ohio, aus Holz, mit dem Bild einer Fischotter und mit Messingnägeln beschlagen. In dem vorderen kugelförmigen Ende steckt eine Eisenspitze. Diese Keule wurde als mit besonderen Kräften ausgestattet gedacht.

Nr. 3. An Illinois quilled necklace. By Alanson Skinner. 1920. Mit einer Tafel.

Ein altes Halsband aus Büffelhaar gewebt und mit röhrchenförmigen Perlen aus Rohr besetzt. Ein zweites ähnliches Stück befindet sich nur im Peabody-Museum der Harvard-Universität, welches als Ausstattung eines Schamanen der Illinois-Indianer bezeichnet ist.

Nr. 4. Old Sauk and Fox headed Garters. By M. R. Harrington. 1920.

Dieses alte Knieband der Sauk- und Fox-Indianer ist aus Büffelhaar gewebt und mit großen einheimischen Perlen in weißer und bläulicher Farbe besetzt, welche ein stundenglasförmiges Muster bilden. Es stammt aus der Zeit, bevor die europäischen weißen und blauen Glasperlen durch europäische Händler eingeführt wurden.

Nr. 5. A bird-quill belt of the Sauk- and Fox-Indians. By M. R. Harrington. 1920. Mit 2 Tafeln.

Ein dem vorigen Stücke ähnlicher Gürtel aus Büffelhaut, der mit zylindrischen Perlen aus gefärbten Vogelfederspulen besetzt ist. In der Mitte hängt ein Vogelbalg herab. Es stammt aus derselben Zeit und gehört zu einem magischen Kriegsbündel dieser Indianer.

Nr. 6. An archaic Jowa Tomahawk. By M. R. Harrington. 1920. Mit einer Tafel.

Dieses alte Kriegsbeil stammt von den Jowa-Indianern von Oklahoma. Der Holzgriff hat ein im rechten Winkel umgebogenes, verdicktes oberes Ende, das einen Tierkopf mit offenem Maul darstellt, in dem ein schmaler, dünner, langer Eisenkelt so eingesteckt ist, daß das hintere verschmälerte Ende ein gutes Stück auf der anderen Seite frei herausragt, eine bisher unbekannte Art der Befestigung solcher Beile.

Nr. 7. A wooden image from Kentucky. By George H. Pepper. 1921. Mit 3 Tafeln.

Diese sehr seltene Holzfigur stellt eine aus einem Stück Fichtenholz geschnitzte sitzende nackte Männerfigur dar, deren unterer Teil vom Gürtel abwärts einen niederen viereckigen Holzklotz bildet. Vorhistorische Figuren aus Ton oder Stein sind im südlichen Kentucky häufiger; diese Holzfigur ist aber ein Unikum. Das Gesicht und die ganze Oberfläche haben sehr stark gelitten, da das Stück im Jahre 1869 offen liegend zwischen Klippen bei Pineville gefunden wurde. Das ganze Stück ist 25 1/2 Zoll hoch; die Höhe der kompakten Basis beträgt 4 1/4 Zoll. Nebst einer genauen Beschreibung dieses seltenen Stückes führt der Verfasser einige weniger ähnliche Holzfiguren an, welche in den benachbarten Staaten gefunden wurden. Unser Stück ist wahrscheinlich ein altes Idol.

Außer dieser fortlaufenden Reihe sind noch eine Anzahl von separaten Arbeiten unter dem Titel: „Miscellaneous" erschienen, von denen die bisher veröffentlichten angeführt werden sollen.

1. A native copper Celt from Ontario. By Alanson Skinner. 1920. Mit einer Tafel.

Dieser besonders lange Kelt aus reinem Kupfer wurde im Jahre 1908 in einem immensen Attiwandaron- oder Neutral indianischem Begräbnisplatz in St. Davis, Ontario, gefunden, weit entfernt von den gewöhnlichen Fundstellen solcher Kupferkelte am Oberen See. Nach dem Vorkommen zahlreicher Schalen von Strombus gigas auf diesem Begräbnisplatze zu schließen, ist es wahrscheinlicher, daß dieses Stück aus den Gebieten des südlichen Mississippi stammt, von wo ähnliche Stücke bekannt sind. Unser Kelt isf 15 englische Zoll lang, am Schneidende 3 3/4, am Rückenende 2 Zoll breit und ziemlich dünn.

2. Two antler spoons from Ontario. By Alanson Skinner. 1920. Mit einer Tafel.

Löffel aus Hirschhorn waren unter den östlichen Indianerstämmen nicht gewöhnlich. Die häufigen Holzlöffel waren kurz und flach, während unsere zwei Stücke einen sehr langen Stiel haben. Die Schale ist bei dem einen Stück oval, gegen den Griffansatz verschmälert und zugespitzt, bei dem andern Stück queroval und bei beiden ziemlich tief.

3. Two Lenape stone masks from Pennsylvania and New-Jersey. By Alanson Skinner. 1920. Mit 2 Tafeln.

Solche alte Steinmasken sind selten. Die erste der hier behandelten und abgebildeten stammt aus der Nähe der 1778 durch die Engländer zerstörten Indianerortschaft Wyalusing am Susquehannaflusse in Pennsylvanien, welche von Lenape- oder Delaware-Indianern bewohnt war. Sie zeigt ein menschliches Gesicht mit tief herausgestreckter anliegender Zunge und wurde jedenfalls mit steinernen und metallenen Meißeln ausgearbeitet. Die herausgestreckte Zunge deutet auf eine magische Bedeutung dieses Stückes hin. Die zweite in den Umrissen ovale Steinmaske zeigt auf der Vorderseite nur die ganz rohen Andeutungen der beiden Augen und des Mundes. Sie stammt von Trenton in New-Jersey.

4. Sandals and other fabrics from Kentucky caves. By William C. Orchard. 1920. Mit 6 Tafeln und 4 Textbildern.

In den zahlreichen Höhlen des Staates Kentucky wurden bei Ausgrabungen eine Anzahl wohlerhaltener Sandalen, Körbe und Decken aufgefunden, die aus vorhistorischer Zeit stammen und infolge der großen Trockenheit in diesen Höhlen noch gut erhalten waren. Sie sind aus verschiedenen Grasarten gewoben oder vielmehr geflochten und zeigen verschiedene Methoden der Flechttechnik.

5. Types of canoes on Puget Sound. By T. T. Waterman and Geraldine Coffin. 1920. Mit 7 Tafeln.

Die beiden Verfasser geben uns in dieser Abhandlung einen Überblick über die verschiedenen Formen der nordwestamerikanischen Kanutypen, speziell jener des Pugetsundes, wo gegenwärtig sehr verschiedene Formen im Gebrauche sind.

6. How the Makah obtained possession of Cape Flattery. Told by Aibert Irvine. Translated by Luke Markistun. 1921. Übersetzung einer alten Erzählung.

7. The goldsmith's art in ancient Mexico. By Marshall H. Saville. 1920. Mit 21 Tafeln (davon 4 in Farbendruck) und 4 Textbildern.

Diese gehaltvolle Arbeit umfaßt einen Band von 264 Seiten Umfang. Der Verfasser, heute wohl einer der besten Kenner der Altertümer Nord- und Mittelamerikas, gibt uns zuerst eine Anzahl alter historischer Quellen an, welche meist Verzeichnisse der nach Europa gesandten mexikanischen Altertümer aus der Zeit der Conquista enthalten. Sodann übergeht er zu einer eingehenden Untersuchung der altmexikanischen Goldschmiedekunst. Er konstatiert die Überlegenheit der alten Gold- und Silberschmiedekunst in Mexiko über jene von Panama (Chiriqui), Columbien, Ecuador und Peru. Nur einige kleine Stücke von Esmeraldas in Ecuador und andere Stücke von den Quimbayas in Kolumbien machen hievon eine Ausnahme. Die wenigen bisher bekannten Stücke der Mayakultur lassen noch keinen Vergleich zu. Während die Goldschmiedekunst in Mexiko auch noch längere Zeit nach der Conquista blühte und zum Teil auch heute noch erhalten ist, ist die Kunst der feinen Mosaikarbeiten in farbigen Steinen und in Federn vollständig verschwunden.

8. Native copper objects of the Copper Eskimo. By Donald A. Cadzow. 1920. Mit 11 Tafeln und einem Textbild.

Im Jahre 1766 wurde der in die Hudsonbai mündende Kupferminenfluß entdeckt, an dessen Ufern die Kupfer-Eskimos oder Kidnelik wohnten, welche das dort im reinen Zustande vorkommende Kupfer auf kaltem Wege zu verarbeiten verstanden. Sie verfertigten daraus Fischhaken, Meißel, Messer, Beile, allerlei Fischereigeräte, Pfeilspitzen und kleine Nägel mit großen Köpfen. Die Abhandlung gibt eine gute Zusammenstellung dieser alten, heute wohl verschwundenen Industrie dieses Eskimostammes.

9. Indian houses of Puget Sound. By T. T. Waterman and Ruth Greiner. 1921. Mit 10 Tafeln und 3 Textbildern.

Unter den zahlreichen Haustypen, welche die Umgebung des herrlichen Pugetsundes im nordwestlichen Teile des Staates Washington ehemals besaßen, sind es drei Formen, welche als charakteristische gelten können. Von diesen steht heute freilich kein einziges altes Haus mehr und nur aus den noch vorhandenen Grundbalken kann man sie unter Zuhilfenahme der alten Berichte rekonstruieren. Diese drei Hauptformen sind: 1. das „gabled"-Haus mit Giebeldach, aus horizontal übereinandergelegten Pfosten und Brettern aufgebaut; 2. das „shed"-Haus, ein Haus mit nur einseitig schiefem Dach. Die dritte Form hatte ein meist flaches, zentrales Dach mit Anbauten. Die interessante Abhandlung beschreibt nun diese drei Haustypen, deren Konstruktion und ehemalige Verbreitung auf das eingehendste.

10. Certain Caddo sites in Arkansas. By M. R. Harrington. 1920. Mit 137 Tafeln und 43 Textbildern.

Diese umfassende Arbeit von 350 Seiten Text schließt an die langjährigen eingehenden Ausgrabungen und Studien von Clarence B. Moore in Philadelphia an, welche die zahlreichen Mounds und Gräberfelder der Südstaaten zu seinem speziellen Studium erwählt hatten. Die anfangs für 6 Wochen berechneten Ausgrabungen dauerten aber ununterbrochen durch 20 Monate vom Februar 1916 an. Es wurden etwa 50 Mounds und eine Anzahl Flachgräberplätze untersucht. Alle Bestattungen waren Skelettgräber mit zahllosen Tongefäßen von den verschiedensten Formen. Besonders ergiebig waren die Mounds bei den heißen Quellen am Ouachita-Flusse. Es fanden sich ferner geschlagene Steinwerkzeuge, namentlich Pfeil- und Lanzenspitzen und Messer sowie geglättete Steinbeile, ferner Tabakpfeifen, Netzsenker, größere Perlen aus Stein und aus Muschelschalen, Anhänger, Gegenstände aus Kupfer, Holz und Muschelschalen, Flechtwerke usw. Es wurde aus alten Berichten festgestellt, daß unzweifelhaft der Indianerstamm der Caddo diese Mounds erbaut hatte.

11. Native houses of Western North America. By T. T. Watermann and collaborators. 1921. Mit 2 Tafeln.

Gibt eine gute Zusammenstellung aller Wohnhaustypen der Eskimo und Indianer des westlichen Teiles von Nordamerika und bringt deren Verbreitung auf einer Karte zur Darstellung.

13. Hunting charms of the Montagnais and the Mistassini. By Frank G. Speck and George G. Heye. 1921. Mit 5 Tafeln.

Diese beiden Indianerstämme leben heute noch in Kanada und wurden von den beiden Autoren auf einer Studienreise nach dem See St. John, Quebec, besucht. Dort erwarben sie fünf „nimában", wie diese Stücke von den Indianern genannt werden. Es sind Stücke, welche auf der Jagd als Zauber verwendet werden; drei davon sind gürtelförmig, mit verschiedenen aufgemalten Figuren auf dem breiten Mittelteil; die zwei anderen zeigen sehr lange, aus Tierhaut geflochtene Streifen mit einigen daran geknüpften ganz kurzen Bandstreifen. Die Verfasser verbreiten sich eingehend über diese eigentümliche Form des Jagdzaubers.

15. Slate mirror of the Tsimshian. By George T. Emmons. 1921. Mit 5 Tafeln und 3 Textbildern.

Die Nordwestküste von Nordamerika ist in zahlreiche Fjorde und davor lagernde Inseln aufgelöst. Dies begünstigt einen überaus regen Verkehr zwischen den einzelnen dort lebenden Indianerstämmen. Wenn auch infolgedessen manche Kulturerrungenschaften sich weithin verbreitet haben, so haben sich doch die einzelnen Stämme Besonderheiten bewahrt, welche nur ihnen eigen sind. Dazu gehören die Spiegel aus Schiefern der Tsimshian, welche diese Abhandlung eingehend beschreibt und zur Abbildung bringt.

Mit diesem großartigen Institute stellen sich die Vereinigten Staaten in erste Linie der Erforschung der Vorzeit Nord- und Mittel-Amerikas. Wir wünschen diesem einzig dastehenden wissenschaftlichen Unternehmen auch weiterhin die besten Erfolge, die es in so glänzender Weise eingeleitet hat.

*Franz Heger.*

46.

**Koch-Grünberg, Theodor:** *Zwei Jahre bei den Indianern Nordwest-Brasiliens.* Stuttgart (Strecker & Schröder) 1921. (45 Mk.)

Im Jahre 1909 ist unter dem Titel „Zwei Jahre unter den Indianern" ein zweibändiges reich ausgestattetes Werk des Verfassers erschienen, das wir in den „Mitt." 1908 (S. 276), 1909 (S. 222) und 1910 (S. 68) gewürdigt haben. Die vorliegende Ausgabe weicht inhaltlich von der ersten nicht wesentlich ab, nur ist der illustrative Schmuck an Textbildern von über 450 auf 56 und an Lichtdrucktafeln und Karten von 25 auf 13 herabgesetzt; die heutigen hohen Kosten der Illustration machen diese Einschränkung erklärlich. Weggeblieben sind die Wörterlisten und der naturwissenschaftliche Anhang. Neu sind einige aus den Werken des Verfassers: „Anfänge der Kunst im Urwald" und „Südamerikanische Felszeichnungen" herübergenommene köstliche Proben indianischer Zeichenkunst. Über den Inhalt des Buches, das die Reisen des Verfassers im Quellgebiete des Rio Negro und Yapurá in den Jahren 1903–1905 schildert, ist nichts Neues zu sagen. Jeder, der Kochs Reisewerke gelesen hat, wird auch diese Neuausgabe mit Vergnügen und Vorteil wieder lesen; es gibt wenige Reisende, welche in das Innerste des Volkes, unter dem sie reisten, so eingedrungen sind, wie Koch, der unter seinen Indianern wie einer ihresgleichen gelebt hat und so, im Besitze ihres Vertrauens, ihr ganzes Denken und Fühlen kennen und verstehen lernen konnte. Jeder, der noch von europäischer „Zivilisation" unverdorbene Naturkinder beobachten und die Geheimnisse des tropischen Urwaldes miterleben will, muß Kochs Buch lesen.

*L. Bouchal.*

# SITZUNGSBERICHTE

DER

# ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

# IN WIEN.

REDIGIERT VON

LEO BOUCHAL.

**JAHRGANG 1920—1921.**

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
1921.

## Monatsversammlung am 20. Oktober 1920.

Herr Dr. Arthur Haberlandt hält seinen angekündigten Vortrag über

**„Das Neujahrsfest in Europa und Asien".**

Ausgehend von der Schilderung der volkstümlichen Bräuche zur Begehung der Jahreswende und des aufsteigenden Vegetationsjahres (Mittwinter und Fasching) in Europa, Tibet und China (Provinz Kansu und Schantung) kommt der Vortragende zu dem Ergebnis, daß der Aufbau und die Aufeinanderfolge dieser Festbräuche, insbesondere in Europa und China, im Typus auffällig übereinstimmt. Diese Übereinstimmung erklärt sich aus dem gleichen wirtschaftlichen und bürgerlichen Verhältnissen, Gleichheiten des Kalendersystems, letzten Grundes aber aus alten Zusammenhängen und Übertragungen im Bereiche des innerasiatischen Völkerlebens wie späterhin durch Vermittlung des römischen Imperiums.

Herr Dr. Robert Heine-Geldern bespricht im Anschluß daran indische und hinterindische Festbräuche, welch letztere namentlich bei den Garo so wenig in die Umwelt hineinpassen, daß Übertragung aus der besprochenen Sphäre höchst wahrscheinlich ist.

In der anschließenden Aussprache fordert Prof. Michael Haberlandt genaueste Übereinstimmung paralleler Riten zwecks Erschließung von Zusammenhängen, Professor R. Pöch bringt einen einschlägigen Ritus aus Neu-Guinea zur Sprache, Dr. V. Christian wirft die Frage auf, ob nicht das auffallend häufige Vorkommen gehörnter Tiere in Verbindung mit Neujahrsriten die Möglichkeit lunarer Einflüsse nahelegt; der Vortragende schließt mit einer zusammenfassenden Erwiderung ab.

## Besichtigung der ethnographischen Sammlung Franz Thonner am 3. November 1920.

Herr Kustosadjunkt Dr. V. Christian besorgte die Führung durch diese im naturhistor. Staatsmuseum ausgestellte Sammlung, die er mit einem Vortrage einleitete.

Die Sammlung wurde von F. Thonner auf seinen beiden Reisen im Gebiete zwischen Kongo und Ubangi in den Jahren 1896 und 1908/09[1]) zusammengebracht und 1920 der ethnographischen Sammlung des naturhistor. Staatsmuseums als Geschenk gewidmet.

Der Vortragende weist darauf hin, daß die von Thonner besuchten Stämme, die teils der Bantu-, teils der Sudansprachengruppe angehören, mit ihrer materiellen Kultur im wesentlichen dem sogenannten westafrikanischen Kulturkreis angehören; die von Thonner genommenen, allerdings nur wenigen Schädelmaße zeigen bei den berührten Bantu- und Sudanstämmen eine deutliche Neigung zur Meso- bis Brachycephalie, und zwar bei letzteren stärker als bei ersteren. Vergleicht man dazu, was Czekanowsky (Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet, III. Bd., S. 43) über die Ababua sagt, deren Westausläufer ja Thonner auch besucht hat, daß sie nämlich ein Bindeglied zwischen den Urwald-Brachycephalen[2]) und den subbrachycephalen Azande bilden, bei denen breite Gesichter, breite Köpfe und mittlere Körpergröße häufig sind, vergleicht man ferner Migeods Angaben (Journ. of the Roy. Anth. Inst., XLIX, 267 ff.), wonach Kurzköpfigkeit an der Guineaküste, gleichfalls einem Bereiche des westafrikanischen Kulturkreises, nicht selten ist (und zwar scheint aus seinen Tabellen der Schluß gestattet, daß perzentuell die Kurzköpfe mehr zu kleiner bis mittlerer als zu großer Körpergestalt sich gesellen), so drängt sich der Schluß auf, daß als eigentlicher Träger der westafrikanischen Kultur ein Kurzkopftypus zu betrachten sei, der auch für den Kongo-Bantu hinsichtlich seiner Kultur und zum Teil auch seiner Physis das be-

[1]) s. Franz Thonner, Im afrikanischen Urwald, Berlin 1898, und ders. Vom Kongo zum Ubangi, Berlin 1910.

[2]) Balega, Babira, Bakumu und Bakusu.

stimmende Element abgegeben hat. So wird wohl am leichtesten die auch von Ankermann (Z. f. E., Bd. 37, 1905, 54—90) empfundene Inkongruenz beseitigt, wonach Bantu die Träger des westafrikanischen Kulturkreises sein sollen, obzwar einerseits die Mehrzahl der Bantu diesem Kulturkreise nicht angehört, anderseits die westafrikanische Kultur gerade auch auf Gebiete sich erstreckt, wo keine Bantu sich finden.

Aus der Sammlung selbst lenkte der Führende das Augenmerk besonders auf die Kupferhalsringe der Mondjembo (am Ubangi, unterhalb Libenge). Diese Halsringe mit ihrer Mittelrippe und den nach außen eingerollten Enden (Abb. s. bei Thonner, Vom Kongo zum Ubangi, Taf. 113, vgl. a. Taf. 97) zeigen unleugbare Verwandtschaft mit den Messinghalsringen der Pangwe, wie sie Tessmann in seiner Monographie dieses Volkes beschreibt und abbildet (a. a. O. I, S. 183, Abb. 132, 133). Allerdings weisen die Pangwe-Halsringe gewöhnlich zwei Rippen auf, ihre Anlage und die eingerollten Enden entsprechen jedoch völlig den Mondjembo-Halsringen.

## Monatsversammlung am 10. November 1920.

1. Der Vorsitzende Regierungsrat Szombathy widmet den verstorbenen Ausschußmitgliedern Prof. Dr. Karl Außerer und Hofrat Prof. Dr. Leopold von Schroeder, den korrespondierenden Mitgliedern Prof. Dr. G. Ghirardini (Bologna), Dr. Viktor Groß (Neuveville), Prof. Robert Munro (Edinburg) und Prof. Dr. Josef Dalla-Vedova (Rom), dem unterstützenden Mitglied Großindustriellen Paul Schoeller und den wirklichen Mitgliedern Hofrat Prof. Dr. Anton Weichselbaum und Generalstabsarzt Dr. Arthur Tschudi (Kronstadt) Nachrufe.

2. Der Vorsitzende teilt mit, daß der Ausschuß beschlossen habe, der Versammlung die Einhebung eines außerordentlichen Teuerungszuschlages von 30 K zum Mitgliedsbeitrag im Jahre 1921 von allen Mitgliedern vorzuschlagen. Bei der Abstimmung wird der Antrag einstimmig angenommen.

3. Herr Direktor Dr. Bernhard Sperk hält einen Vortrag über

**Anthropologie und Konstitutionsforschung.**

(Manuskript nicht eingelaufen.)

### Diskussion.

(1) Dr. V. Lebzelter: Die hohe Bedeutung der Konstitutionsforschung für die Volksgesundheitspflege wird in Österreich gewürdigt. Über Veranlassung des damaligen Unterstaatssekretärs Prof. Dr. Tandler hat das Volksgesundheitsamt im Frühjahre 1920 mit der Durchführung konstitutionsanthropologischer Massenuntersuchungen begonnen, die sich vorläufig auf die Schüler und Schülerinnen der gewerblichen Fortbildungsschulen in Wien und auf die Insassen der Lehrlingserholungsheime und einiger Lungenheilstätten erstrecken.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen werden die Grundlage einer Statistik der Verbreitung einiger wichtiger Konstitutionsmerkmale liefern, die uns bis heute fehlt. Auf die große praktische Bedeutung der Konstitutionsforschung für die Probleme der Berufsberatung möchte ich besonders hinweisen.

(2) Prof. Dr. Heinrich Reichel: Der Herr Vortragende hat gesagt, daß die Versuche, die wichtigsten Körpermaße in Indexformeln zusammenzufassen, die Anschaulichkeit vermissen lassen. Ich glaube, daß dieser Mangel nicht notwendig wäre, wenn man sich daran gewöhnen wollte, diese Formeln in ihrer einfachsten Form zu schreiben und richtig zu betrachten. Daraus würde schon die völlige Übereinstimmung mancher unter verschiedenen Autorennamen laufenden verschieden geschriebenen Formeln erhellen, dann wäre auch ihr Verhältnis zueinander leichter zu überblicken und in manchen Fällen ihre Unzulässigkeit ohne weiteres einzusehen. Zum Beleg seien einige sogenannte „Gewichtsindizes“ betrachtet: Es handelt sich dabei im wesentlichen um die Berechnung von Sollgewichten ($P$), welche Werte also am besten entwickelt darzustellen sind. Dann heißt die Formel für den Livischen[1]), Buffonschen[2]), Rohrerschen[3]) und Gärtnerschen[4]) Index einfach etwa: $P = L^3/80$, wovon $P$ in *kg*, $L$, die Körperlänge, demgemäß in *dm* ausgedrückt ist. Die häufigere Schreibweise lautet: $\sqrt[3]{P}/L$

[1]) Arch. ital. de biol., 1899, 32.
[2]) Nach Older, Berliner klinische Wochenschrift, 1915, 1086.
[3]) Korr.-Bl. d. D. G. f. Anthr. 35, 5, 1908.
[4]) Diätetische Entfettungskuren, 1913, u. Wiener med. Wochenschr., 1912, 17.

= 23·2%. Beide Schreibweisen können leicht anschaulich aufgefaßt werden, im ersten Fall das Volumenverhältnis eines das Sollgewicht repräsentierenden Wasserwürfels zum 80mal größeren Würfel von der Seitenlänge $L$, im zweiten die Seitenlänge jenes Wasserwürfels als 23·2% der Körperlänge. Die letztere Fassung ist aber, worauf auch Rohrer hinweist, die minder korrekte. Sie ist irreführend, weil es sich jedenfalls um Über- und Untergewichte, nicht -längen handelt. Sie läßt die Variationsbreite des Konstanzwertes als ungebührlich klein erscheinen. Dementsprechend würde der von v. Pirquet[1]) neuerdings eingeführte Gelidusiindex, der als Körperlänge die Sitzhöhe ($S$) faßt, als Sollgewichtsformel am einfachsten zu schreiben sein: $P = \frac{S^3}{10}$.

v. Pirquet schreibt: $\sqrt[3]{10\,P/S} = 1$, indem er das zehnfache Gewicht verwendet, um auf die Zahl 1 oder 100% als Index zu kommen. Gegen die Schreibweise als dritte Wurzel wäre der gleiche Einwand wie oben zu machen. Die Anschaulichkeit der Gleichungen ist in ganz analoger Weise wie dort erreichbar.

Der Vorteil dieses Index von dem Livischen liegt. wie v. Pirquet nachgewiesen hat, in der geringeren Abhängigkeit vom Lebensalter, die auf den gegenläufigen Verschiebungen der relativen Kopfgröße und Beinlänge beim Wachstum beruht. Während die mittlere Livizahl von der Geburt bis zur Pubertät von 30 auf 23% fällt, um sich dann allmählich gegen 24 zu erheben, sinkt die Gelidusizahl in den ersten Lebensjahren von 100 auf 90 und erhebt sich dann langsam wieder auf 100 und mehr. Immerhin bleibt bei beiden Gleichungen der schwere Mangel, daß gerade im jugendlichen Alter, in dem ja die Feststellungen von größtem Belange sind, ein physiologisches Minimum der Indexwerte durchlaufen wird, so daß eine Bewertung nach dem Index ohne genaue Kenntnis des Entwicklungszustandes nicht gelingt. Auch behaupten beide Indizes übereinstimmend, ein Mensch sei „schwer“ oder „leicht“, wenn er für seine Länge schwer oder leicht ist, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß dieses relative Über- oder Untergewicht ebensowohl durch besondere Breite oder Schmächtigkeit des Körperbaues als durch den Zustand der Muskel und des Fettgewebes bedingt sein kann.

Ich habe deshalb versucht, das Sollgewicht nach der Formel $P = LB^2/20$ zu berechnen, die die beiden Breitendimensionen in der zweimaligen Heranziehung des Brustumfanges $B$ als des immerhin einfachsten Breitenmaßes berücksichtigt. Anschaulich wird diese Formel, wenn man das Produkt $LB^2$ als Volum eines Zylinders von der Höhe $L$ und einer Grundfläche mit dem Radius $B/\sqrt{\pi}$ betrachtet. Dieses den tatsächlichen Körperproportionen doch schon weit eher als der Kubus irgendeiner Längendimension einigermaßen proportionale Zylindervolum erweist sich im Mittel beim Erwachsenen als das Zwanzigfache des das Gewicht repräsentierenden Wasserwürfels. Diese Indexzahl, die bisher an zahlreichen Schulkindermessungen und an den dazu verwendbaren Daten der Literatur geprüft wurde, ist, wie ja zu erwarten war, weit besser konstant als die entsprechenden Werte der obigen Formeln. Besonders ist die Abhängigkeit vom Lebensalter eine sehr geringe: die Zahl erhebt sich nur etwa im Laufe der ersten 20 Jahre vom Werte 18 auf den Wert 20, der dann zähe festgehalten zu werden scheint. Ein Minimum in der Vorpubertätsperiode kommt hier ebensowenig vor, wie ein Anwachsen zwischen dem 20. und 40. Lebensjahre, welche beiden Erscheinungen für die obengenannten Indexzahlen eben auf den für diese Lebensperiode typischen Verschiebungen der relativen Breitendimensionen beruhen und die Brauchbarkeit der Werte so sehr beeinträchtigen.

Der früher viel verwendete Bornhardtsche[1]) Index zeigt in der Schreibweise als Sollgewichtsformel: $P = LB/2{\cdot}4$ eine Verwandtschaft mit dem oben dargelegten. Es ist jedoch ohne weiteres zu sehen, daß hier das dreidimensionale, kubische Gewichtsmaß in ein Verhältnis zum zweidimensionalen flächenhaften Produkt $LB$ gebracht wird, was unzulässig ist. Nur weil der um einmal zu wenig eingesetzte Brustumfang $B$ beim erwachsenen Mann — der Index diente zunächst militärischen Zwecken — nicht viel von 1 $m$ abzuweichen pflegt, erweist sich die Zahl des Produktes als praktisch brauchbar.

Nebenbei sei übrigens erwähnt, daß es streng genommen nicht angeht, alle diese genannten Sollgewichtsindizes aus Durchschnittswerten für Gewichts- und Linearmaße zu berechnen. Der einzige „Index“, der auch als Mittelwert aus Mittelwerten korrekt berechnet werden kann, ist der von Erismann[2]): $\frac{L}{2} - B$, der aber kein Maß des Sollgewichtes,

[1]) System der Ernährung. I. S. 48 ff.

[1]) St. Petersburger med. Wochenschr., 1886, 108, 196; 1888, 4/6.

[2]) Arch. f. soziale Gesetzgebung und Statistik, I. 1898.

sondern nur ein absolutes Maß der relativen Breite vorstellt.

Endlich möchte ich eine kleine Anregung zur Regelung des anthropometrischen Sprachgebrauches geben. Man pflegt vielfach von groß, klein, schwer, leicht, breit, schmal und anderen Qualitäten auch mit quantitativen Abstufungen, wie: normal groß, sehr groß, äußerst groß usw., zu sprechen, ohne doch damit bestimmte Vorstellungen über die Maßverhältnisse zu verknüpfen. Dafür scheint sich aber die Beziehung auf das exakte Variationsmaß, die mittlere Abweichung Gauß', meist $\sigma$ genannt, geradezu aufzudrängen. Im häufigsten Falle symmetrischer Streuung der Varianten um den Mittelwert liegen bekanntlich 68 %, also rund zwei Drittel der Fälle zwischen $M \pm \sigma$, 94 % zwischen $M \pm 2\sigma$ und 99·7 % zwischen $M \pm 3\sigma$. Man konnte zweckmäßig die erste Gruppe als „normal", dann alle Fälle zwischen $\sigma$ und $2\sigma$ als „groß", „klein", „schwer", „leicht" usw. und alle Fälle zwischen 2 und 3 als „sehr groß", „sehr klein" usw. und was außer 3 liegt, als „äußerst groß", „äußerst klein" usw. bezeichnen. Leider wird in anthropometrischen Arbeiten der Streuungswert selten angegeben, oft selbst dann nicht, wenn die zu seiner Berechnung erforderlichen Angaben in extenso vorgelegt werden. Am besten wird die Streuung gleich relativ als Prozentzahl angegeben. So geht z. B. aus Erismanns Veröffentlichungen die beachtenswerte, aber vom Autor nicht ausdrücklich abgeleitete Tatsache hervor, daß die Längenstreuung seiner Männer 5·3, der Frauen 5·1 %, die der 20—22jährigen Männer (Russen) 3·2 % im Vergleich zu 4·2 % bei Schweizer Rekruten beträgt. Aus Schwienings[1]) Angaben ist zu entnehmen, daß bei seinen 20—22jährigen Männern die Gewichtsstreuung überhaupt 8·7 % ausmacht, für Gruppen gleicher Länge ($\pm$ 0·5 *cm*) meist um 6·8 %, welche Zahl auch mit den Streuungswerten sehr nahe übereinstimmt, die ich für die Streuung der Sollgewichtszahlen bei Verwendung reiner Längenindizes gefunden habe. Weißenbergs[2]) Männer zeigen im ganzen eine Gewichtsstreuung von 10.8 %, die sich als ganz unabhängig vom Alter erweist. Hier scheinen typische Unterschiede im Größenaufbau der von Weißenberg einerseits, von Schwiening anderseits untersuchten Populationen vorzuliegen, wie auch beim Vergleich der russischen und Schweizer Rekruten bei Erismann. Auch aus vorkommenden Asymmetrien der Streuung und anderen Abweichungen vom Binomialgesetz konnten sich wichtige anthropologische Schlußfolgerungen ergeben.

(3) Dozent Dr. Jul. Bauer möchte eine Vermehrung und Änderung der in der Konstitutionslehre gebräuchlichen Nomenklatur ohne zwingende Gründe vermieden wissen. Der Ausdruck „somatischer Zustand" ist unzweckmäßig, da der psychische Zustand unter den gleichen Begriff fällt und für diesen Begriff die Worte „Phänotypus" und „Körperverfassung" reserviert seien. Die Körperverfassung habe dann einen konstitutionellen und konditionellen Anteil. Die Korrelation zwischen Entwicklung des Brustkorbes und der Muskulatur sei auch schon von Brugsch festgestellt worden. Die Einteilung der Menschen in einen „Kraft"- und einen „Dauertypus" sei nichts anderes als ein höchst interessantes funktionelles Korrelat zu der schon von Rokitansky und von Beneke durchgeführten Gruppierung in Menschen mit kurzem, breitem, gut gewölbtem Thorax, mit kleinen Lungen, großem Herzen und langem Darm und Menschen mit langem, schmalem, flachem Brustkorb, langen Lungen, kleinem Herzen und kurzem Darm. Die extreme Übertreibung dieser beiden Gruppen führt auf der einen Seite zum fettsüchtigen Habitus apoplecticus-emphysematosus, auf der anderen Seite zur Kümmerform des Habitus asthenicus. Mit der Behauptung, daß der asthenische Habitus das unabänderliche Schicksal eines Individuums darstellt, dürfte Vortragender auf Widerspruch von seiten Brugschs, vielleicht auch Wenckebachs stoßen. Bauer selbst möchte diesbezüglich keine sichere Meinung abgeben. Schließlich sei der Vorschlag Reichels sehr zu begrüßen, die variationsstatistischen Maßmethoden auch in der Konstitutionsforschung mehr heranzuziehen. Bauer habe dies selbst schon bis zu einem gewissen Grade getan. Leider fehlen bisher die notwendigen Grundlagen.

(4) Prof. Dr. Pöch.

[1]) Deutsche med. Wochenschr., 10, 499, 556, 1914.
[2]) Das Wachstum des Menschen. Bei Stricker & Schröder, Stuttgart 1911.

## Gedenkfeier für Hofrat Prof. Dr. Carl Toldt am 13. Dezember 1920.

Der Vorsitzende Hofrat Prof. Dr. Jagić begrüßt die Erschienenen, die Vertreter der Unterrichtsverwaltung, der Akademie der Wissenschaften, der Universität und der befreundeten Vereine und eröffnet die Versammlung mit einer Einleitung.

Hierauf hält Prof. Dr. R. Pöch die Trauerrede.

Der Nachruf auf den verstorbenen Präsidenten wird in den „Mitteilungen" erscheinen.

## Monatsversammlung am 15. Dezember 1920.

1. Der Vorsitzende Hofrat Prof. Dr. Jagić teilt mit, daß der Ausschuß beschlossen habe, bis zur Neuwahl des Präsidenten durch die Jahresversammlung den bisherigen I. Sekretär Prof. Dr. Rudolf Pöch mit der Führung der Geschäfte zu betrauen.

2. Prof. Pöch übernimmt unter dem Beifall der Versammlung den Vorsitz und widmet dem verstorbenen Mitgliede Hofrat Prof. Dr. Moriz Holl (Graz) einen längeren Nachruf.

3. Der Vorsitzende teilt mit, daß der Ausschuß zu einer neuerlichen Erhöhung der Preise der Druckschriften sich veranlaßt gesehen hat.

4. Herr Dr. Albert Drexel (Innsbruck) hält einen Vortrag

### Zur Gliederung der afrikanischen Sprachen.

Drei Wissenschaften sind vornehmlich berufen, das eschatologische Doppelproblem der afrikasprachlichen Herkünfte und Zusammenhänge nach und nach einer soliden und umfassenden Lösung zuzuführen: die Linguistik, die Ethnologie und die Anthropophysik. Die beiden letzteren Disziplinen haben in Afrika zwar schon tüchtige Anfänge und etliche beachtenswerte Detailleistungen zu verzeichnen; im übrigen muß aber auf diesem Forschungsboden die Hauptarbeit erst noch geschehen. Namen und Forscher, wie B. Ankermann, F. Stuhlmann, O. Reche u. a., müssen da noch manche Nachfolger finden.

1. Etwas anders verhält es sich mit dem Stande der linguistischen Forschung in Afrika; sie nämlich hat nicht bloß eine ansehnliche Summe von Sonderuntersuchungen und Einzelarbeiten aufzuweisen; vielmehr sind hier schon mehrfach großzügige vergleichende Betrachtungen angestellt worden, in denen System lag und die geradezu auf eine volle Erfassung, ja wesentliche Erledigung der letzten großen afrikasprachlichen Verwandtschaftsfragen abzielten. Es sei an Lepsius, Cust und Meinhof erinnert. Warum konnten und können deren Resultate nicht befriedigen, oder doch nur zu unwesentlichen Teilen? Vielleicht wird man zunächst mehr Materialverarbeitung von seiten der Ethnologie und Anthropophysik verlangen wollen; es liegt in der Tat etwas daran. Allein wir dürfen ebensowenig vergessen, daß die Linguistik eigentlich und in erster Linie die tatsächlichen Zusammengehörigkeitsverhältnisse der lebendigen oder geschichtlich erkannten Sprachen aufzudecken und anzugeben hat; die anzustrebende harmonische Verarbeitung der linguistischen Eigenresultate mit den Daten der Ethnologie und Antropophysik kann nur als sekundäre Aufgabe gelten, wobei freilich die Bedeutung dieser Aufgabe noch wichtig genug bleibt, zumal für eine abschließende Verständigung und Auswertung des linguistischen Tatsachenbefundes selber. Warum blieben denn aber die Gruppierungsversuche der obgenannten Sprachforscher im wesentlichen unbefriedigend? Diese Frage führt uns auf die methodologische Rücksicht.

2. Allen bisherigen Gliederungsversuchen des afrikasprachlichen Materials mangelt eine gründliche vergleichende Detailarbeit. Was vor allem den Versuch von Lepsius anlangt, so kann derselbe immerhin als ein kühner Entwurf von einigem wissenschaftlichen Gesamteindrucke gelten. Lepsius hat in seiner Einleitung zur „Nubischen Grammatik" sicherlich Zeugnis von seiner außerordentlichen und genialen sprachwissenschaftlichen Befähigung abgelegt; doch war das Material, das ihm zur Verfügung stand oder das er kannte, zu gering, sein Weg war zum wenigsten zu allgemein, nur ungefähr und gewagt. Cust hat zwar ein staunenswertes Material zusammengetragen und mit ebenso staunenswertem Eifer, und nicht einmal immer ohne Geschick, verarbeitet; allein ihm ging gewiß eine tiefere sprachvergleichende Fähigkeit ab; seine Einteilungen sind öfters und hauptsächlich durch rein geographische Gesichts-

punkte bedingt. Nichtsdestoweniger haben seine bezüglichen Arbeiten für alle fernere vergleichende afrikanische Sprachforschung mächtige fördernde Momente in sich. Wichtig ist die 1883 erschienene kolorierte Afrika-Sprachenkarte von Rabenstein (als Ergänzung und Beigabe zu Custs Werk). Meinhof hat unter Benützung reicher und guter Hilfsquellen wie unter wertvoller Mithilfe anderer Sprachforscher von bestem Rufe (wie z. B. Westermanns) eine vorläufige und ungefähre Gliederung in dem großen und gesamten afrikasprachlichen Material versucht; er ist dabei zu dem wohl schon ziemlich bekannten und verhältnismäßig einfachen Resultate gelangt, das uns in wesentlichen Punkten als unannehmbar erscheinen muß. Es ist tief zu bedauern, daß die ernsten und schweren Bedenken, die seinerzeit L. Reinisch (in einer Rezension des größeren Westermannschen Schilluk - Werkes) äußerte, v. Meinhof, v. Westermann und von anderen dieser Schule so leicht überhört oder vergessen worden sind. Gerade bei diesen beiden Forschern, Meinhof und Westermann, ist eine allzu summarische und kurzsichtige Sprachvergleichung herrschend geworden. Sowohl Meinhofs „Sprachen der Hamiten" als namentlich auch Westermanns „Sudansprachen" sind lediglich ein auf tieferes und breiteres Eindringen verzichtendes, beinahe nervös anmutendes Zusammenraffen mehr weniger wahrscheinlicher, oft genug bloß problematischer Parallelen. Wie konnte es in der Tat geschehen, daß Westermann Sprachen, wie das zentralsudanisch gelegene Bornu, zu einem isolierenden sogenannten Sudantypus rechnen durfte? Derlei Verirrungen sind freilich von nützlicher Forschung und gründlicher Wissenschaft sehr weit abgelegen. Wie war es möglich, daß Meinhof im Ful oder gar im Nama den hamitischen Sprachtypus erkennen zu müssen glaubte? Hat es bei einer derartigen Weitmaschigkeit in der Sprachvergleichung noch sehr viel Sinn, von Sprachtypen und typischer Sprachdifferenzierung zu reden? Würde eine so vielfache und innere Verwandtschaft, wie sie zwischen dem Nama und dem Buschmännischen z. B. aufscheint, nicht mindestens ein ordentliches Maß gewissenhaftester und ausholender Vergleichung fordern, ehe man zu einer These greift, die jener Verwandtschaft radikal entgegensteht? Vielleicht würde es genügen, z. B. das Nomen in extenso und ex intenso zu vergleichen; jedenfalls ohne dergleichen Stückarbeit müssen sprachliche Aufteilungen wie die Meinhofs (und Westermanns) für Afrika befremden; sie müssen auf das unzweideutigste abgelehnt werden.

3. Als wir die Frage der Gliederung der afrikanischen Sprachen in Angriff nahmen, mußte uns vor allem daran gelegen sein, jene Sprachen (Sprachgruppen) stark im Auge zu behalten, die sich durch markante Eigentümlichkeiten von tiefgehender Gestaltungskraft und weit zurückliegender Ursprünglichkeit als ein zunächst Alleinstehendes, Selbstgewordenes gaben. Daher gehörend fanden wir die Schnalzlautsprachen und die mit ihnen — freilich in wohl einigem systematischen und historischen Abstande — durch harte und naturkräftige Laute möglich zusammengehenden Ubangui-Sprachen. Enger mit den Sprachen der Hottentotten und Buschleute sind ein paar Reste eigentlicher Schnalzlautidiome gegen das mittlere Afrika hin verwandt; wir nennen da besonders die Sandawe. Über andere solche Reste werden wir im ersten Bande unserer „Gliederung der afrikanischen Sprachen" berichten. Den zentralsudanischen Stock mit den nicht-bantuischen Bangui-Sprachen bezeichnen wir als die Wule-Sprachen (oder das Wule). Den durch das Buschmännische (San) — Hottentottische (Nama) — Sandawe gegebenen Sprachtypus mag man füglich, auch nicht ohne historische Berechtigung, mit dem Namen Khoin belegen.

Eine mächtige Einheit bilden im zentralen Afrika die Bantu-Sprachvölker, deren rückwärtige Verwandten die bisher beinahe gänzlich unbeachtet gebliebenen Bantoiden sind; diese letzteren Idiome, welche am mächtigsten und typischesten gegen das westliche Afrika hinauf vorkommen, bilden unverkennbar eine Vorstufe des straff gewordenen bantugrammatikalen Systems, wie es in auffallender Weise nominalistisch orientiert ist. Die Lagerung der Bantoiden, zusammen mit anderweitigen Indizien, läßt deutlich auf die erste afrikanische Wegrichtung der bantuischen bzw. präbantuischen und protobantuischen Völker schließen: sie dürften über die nordägyptische Landenge gekommen sein und ihrer großen Masse nach nordafrikanisch zum sudanischen Westen, endlich zum Süden umgebogen haben.

Eine starke Eigenbildung weisen jene Sprachen auf, die wir als den bornuischen Sprachast bezeichnen möchten; sie sind jedenfalls nordöstlich gekommen, da sie unmittelbar nach Sumer hinweisen. Wie die ebenfalls nach dem Euphrat-Tigris-Gebiet hinweisenden Haussastämme sind auch die Bornu-Sprachvölker in beachtenswerten Belangen mit dem

Bantu nicht unverwandt, anders freilich zum Teil das Haussa, anders das Bornu. Das Haussa nämlich repräsentiert zum Bantu hin mehr das semitische, das Bornu mehr das sumerische Element.

Mit einem durchaus selbständigen und zwar mächtigen Konstitutiv tritt uns der Komplex aller mit dem Ful enger zusammenstimmenden Sprachen entgegen. Das Ful ist zweifellos eine interessanteste afrikasprachliche Erscheinung; ihr Wesensferment, um wenig zu sagen, ist nicht hamitisch und auch nicht bantuisch.

Wohl finden sich Verbindungslinien vom Ful — wir nennen das Ful und seine Verwandten mit dem Namen Pulah — sowohl zum Bantu als auch zum Haussa und Bornu; allein dadurch wird die Tatsache nicht entwertet, daß im Pulah noch ein ganz anderer Bestandteil vorliegt, den wir den übrigen Afrikasprachen gegenüber als fremd ansehen müssen. Der Wechsel im Anlautkonsonanten, der lautliche Bestand überhaupt und grammatische wie lexikalische Parallelerscheinungen weisen uns auf Ozeanien und wieder namentlich auf mittelmalayische Idiome.[1]) Da sich zudem in Afrika Spuren einer sehr frühen transerythräischen Wanderung mit pulahischen Hinweisungsmomenten verfolgen lassen, kann es für uns nicht mehr zweifelhaft sein, daß im zentralen Afrika und quer durch dasselbe ein immerhin noch ziemlich mächtiges Restelement eines wohl über Indien heraufgezogenen[2]) Völkerganzen sitzt. Die Unterscheidung von Person und Sache im Pulah mit dem (hamito-) semitischen Geschlechtsworte zusammengebracht zu haben, ist der vielleicht verhängnisvollste Irrtum Meinhofs in seiner sonst gewiß vielerorts verdienstvollen afrikasprachlichen Forschung.

Zwischen Pulah, Haussa und Bornu einerseits und dem Bantu und den Bantoiden anderseits ziehen sich beinahe vom westlichsten Afrika bis fast in die Quellgebiete des Shari die Sprachen hin, die durch das Ewhe recht gut repräsentiert werden. Sie sind hauptsächlich die Resultante von Sprachvölkern, die den Wule angehören, und von den über die ägyptische Landenge zugekommenen Völkern, deren früheste Wellen jedenfalls durch die heutigen Bantoiden und Bantu gegeben sind.

Das sprachgeschichtlich vielleicht verwickeltste Gebiet in Afrika finden wir am und um den Nil; zumal sind es die im mittleren afrikanischen Osten hinter der hamitischen Randschicht gelagerten Sprachvölker der Masai, Schilluk usw., die zunächst allen Eingliederungsversuchen zu trotzen scheinen. Indes glauben wir auf dem Wege des von Reinisch einmal geprägten Terminus der „Nilotischen Sprachen" zu einem richtigen und wichtigen bezüglichen Gedanken zu kommen: im Nuba ist jedenfalls ein starkes Element enthalten, das mit den Čolsprachen (Schilluk, Masai usw.) genetisch zusammenweist. Insoweit wir bislang das bezügliche Material verarbeiten konnten, muß der Zusammenhang der nilotischen Sprachen deren sprachwissenschaftliche Zusammenfassung aufnötigen.

Das Hamitische gliedert sich in das nur mehr historische Lybisch (Ägyptisch, Koptisch), in das mächtige Kuschitisch, endlich in das weitgegabelte Berberisch, dessen Sprachmenschen nicht reine Hamiten (bzw. Semiten sind). Diese drei Zweige müssen entwicklungsgeschichtlich wohl unterschieden werden. Die hamitische Frage, ja weiterhin die afrikanische überhaupt gewinnt freilich ihre ganze Klärung erst aus der sprachgeschichtlichen Bloßlegung des semitischen Problems; dieses Problem aber hängt seinerseits an dem sogenannten semitischen „Triradikalismus", über dessen Entstehungssinn und Auswirkungsgrenze, wenn wir recht sehen, bis heute Ansichten maßgebend blieben, die wesentlicher und folgenschwerer Korrekturen bedürfen.

Herr Prof. Pöch knüpft an den Vortrag einige Bemerkungen.

[1]) Womit über eine Nächstverwandtschaft nichts ausgesagt sein soll.

[2]) Wir denken zunächst nicht an den Seeweg, zumal nicht an den ganzen.

## Monatsversammlung am 19. Januar 1921.

Herr Dr. Wolfgang Schultz hält einen Vortrag über

**Biologie und Geschichtsforschung.**

(Manuskript nicht eingelaufen.)

**Diskussion:**

(1) Dr. Franz Hoefft: Dem grundlegenden Gedanken des Vortragenden ist rückhaltlos zuzustimmen, daß es notwendig ist, in der Anthropologie bzw. Biologie überhaupt neben die

theoretische eine angewandte Anthropologie bzw. Biologie zu setzen, also eine Technik, die sich als eine planmäßig erweiterte Eugenik darstellt. Besonders dringend zu seinem geistigen und körperlichen Wiederaufbau erscheint derzeit dieser Gedanke in der Stunde der tiefsten Not des deutschen Volkes. Es laufe dieser Gedanke auf dasselbe Endziel hinaus, das Dr. Hoefft in dem Aufsatze „Das biologische Zeitalter" in der Öst. Illustr. Rundschau vom 26. Januar 1917 ausgesprochen habe, daß es notwendig erscheint, nachdem in der Kulturentwicklung durch Naturwissenschaft und Technik der Geist sich die Materie immer mehr unterworfen, er auch sich selbst und seinen Ausdruck, die Kulturentwicklung, mit Bewußtsein lenken lernen muß, damit diese Entwicklung nicht einer führerlos rasenden Lokomotive gleiche, die ebenso einem Hochziel als einem Abgrund zustürzen kann, wobei der Abgrund in diesem Falle in einem durch Kulturdegeneration bewirkten Rassentode besteht.

Dagegen erscheine der Wert der experimentellen exakten, auf Physik und Chemie gegründeten Naturwissenschaften nicht genügend hoch eingeschätzt. Wenn man die Comtesche Wissenschaftspyramide zugibt, in der sich über Mathematik, Physik und Chemie die Biologie und darauf wieder die Soziologie aufbaut, kann man beobachten, wie von der Basis aufwärts alle Wissenschaften im Gange ihrer Entwicklung drei Stadien durchlaufen, die allerdings auch zum Teil nebeneinander fortbestehen: 1. das beschreibende, das nur Einzeltatsachen häuft, daher noch nicht eigentlich den Namen Wissenschaft verdient; 2. das systematische, das diese Tatsachen zu einem natürlichen System zusammenfügt, und 3. das experimentelle, das durch Eliminierung aller Faktoren, bis auf den einzigen, dessen Einfluß untersucht wird, allein imstande ist, die höchste Stufe, die kausale Erkenntnis zu erringen, wobei selbstverständlich im Sinne Kants und Fichtes vorausgesetzt ist, daß das Kausalgesetz nur in der Welt der Erscheinungen, hier aber ausnahmslos in Geltung steht, zugleich die Grundlage aller wahren Wissenschaft, diese also in letzter Linie immer Naturwissenschaft ist, während im Gebiete des „Dings an sich", des freien Willens, der Ethik, der Werte, der Glaube allein berechtigt ist. Zum Beweis, daß die Biologie und mittelbar auch die Anthropologie bereits beginnt, ins experimentelle Stadium einzutreten, wird eine Arbeit von Steinach und Kammerer über Klima und Pubertät im Archiv für Entwicklungsmechanik, 1920, angeführt, deren Resultate sich, wie Dr. Hoefft an der Tafel zeigt, in ein Koordinatensystem eintragen lassen, deren Abszisse z. B. ein physikalischer Faktor, die Temperatur, deren Ordinate die Zahl der mikroskopisch festgestellten Pubertätszellen ist. Die kausale Begründung wird allerdings durch diese Arbeit noch nicht erschöpft, da hiezu die Heranziehung von Chemie und Physik notwendig erscheint, auf welchen Gebieten namentlich seit den unsterblichen Arbeiten von Emil Fischer und Mitarbeitern sowie der Physikochemiker solche Fortschritte gemacht wurden, daß eine epochale Wendung hier vielleicht in kürzester Frist bevorsteht. Dr. Hoefft wendet sich gegen die Übertreibungen der Johannsenschen Erblichkeitslehre, die in ihrer Konsequenz alle schwere Arbeit des letzten Jahrhunderts zunichte machen würde, indem sie an Stelle der Konstanz der Arten diejenige der Anlagen setzt. Er zeigt, daß diese mechanische Anschauung mit den Ergebnissen der Biochemie unvereinbar ist, weist auf die chemischen Verwandtschaftsreaktionen des Blutes hin, die zeigen, daß jeder morphologischen Differenz eine solche des Chemismus entspricht, dem sich die Keimzellen nicht entziehen können, und belegt noch mit eigenen Erfahrungen aus seinen Arbeiten über die menschlichen und tierischen Farbstoffe, die Melanine (Biochem. Zeitschrift, Bd. 104 und 106, 1920), die außerordentliche Empfindlichkeit gegen minimale Reaktionsveränderungen der Körpersäfte.

Auf die in der Diskussion aufgeworfene Frage, was Degeneration und was Höherentwicklung sei, zurückkommend, wird unter Heranziehung der oben gezeichneten Kurve veranschaulicht, wie man durch das Verfahren des Extrapolierens eine Kurve, die man bis zu einem gewissen Punkte kennt, mit großer Wahrscheinlichkeit darüber (in die Zukunft) hinaus verlängern kann. Dies sei neben der Förderung, welche der geschichtliche Tiefblick in jeder Spezialwissenschaft gibt, der wahre Beruf der Geschichte im weitesten Sinne, inklusive Urgeschichte und Paläontologie, die uns klar erkennen lassen, daß die natur- oder gottgewollte Entwicklung der Menschheit als Hüter des heiligen Feuers zur immer tieferen bewußten Vergeistigung führt. Was diesem Ziel entspricht, ist Höherentwicklung, was ihm entgegen ist, Degeneration, dabei ist das alte Sprichwort nicht zu vergessen: mens sana in corpore sano. Es wäre zu erwägen, ob nicht die Anthropologische Gesellschaft Schritte tun sollte, um die angeführten Ziele durch Anregung zur Gründung einer biologischen Volks-

zentralanstalt als rassenhygienische und eugenische Zentrale zu fördern, die aus einer biologischen, biochemischen und juristischen Abteilung zu bestehen, diese Gebiete wissenschaftlich zu klären und praktisch in die Gesetzgebung einzuführen hätte. Sehr wünschenswert wäre dabei nicht nur ein Zusammenarbeiten der eigenen Volksgemeinschaft, besonders auf kulturellem Gebiete, sondern auch mit den anderen germanischen Völkern als erster Schritt zu einer Menschheitskultur, die aber so wenig die Nationspersönlichkeit beeinträchtigen darf, als diese diejenige des Einzelmenschen. Doktor Hoefft weist zum Schlusse noch warnend auf das Unheil hin, das vor 100 Jahren die sogenannte Naturphilosophie mit ihrer Geringschätzung der experimentellen Methoden in den deutschen Wissenschaften angerichtet, und spricht den Wunsch nach einer lebendigen Zusammenarbeit aller Wissenschaft auf exakter experimenteller Basis aus.

(2) Ferner nahmen an der Diskussion teil Hofrat Dr. Jurié und Dr. Sperk.

## Monatsversammlung am 9. Februar 1921.

Frau Dr. Marianne Schmidl hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

### Afrikanische Korbarbeiten.

Die Korbgeflechte sind vom kulturhistorischen Standpunkt interessant, weil sich flechttechnische Details konstant durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch in allen Einzelheiten erhalten. Ein Beispiel bieten dafür die Arbeiten der prädynastischen Ägypter. Die Vortragende unterscheidet im allgemeinen zwei Gruppen von Körben: die genähten und die geflochtenen, wobei die ersteren je nach der Zusammenfassung der spiralig gelegten Flechtstreifen untereinander in die Spiralband- und Spiralwulstkörbe zerfallen. Bei den geflochtenen Typen kann gleichfalls das Prinzip des spiraligen Aufbaues wirksam sein, nur daß hier nicht fertige Spiralgänge einfach zusammengenäht werden, sondern daß man die in irgendeiner Weise nach aufwärts gebogenen freien Streifenenden des Bodens durch eine besondere Spiralbindung zum Korbe verflicht. Diese erfolgt entweder mit durchgeschossenem, doppeltem und um sich selbst gedrehtem oder aufgebundenem Spiralstreifen. Anderseits werden auch nicht selten die durch den Korbanfang diagonal orientierten Längsstreifen mit sich selbst verschränkt. So entstehen die Diagonalstreifengeflechte. Die letzte Gruppe bilden die Mattenkörbe: eine Matte wird durch eine oder mehrere am Rande kreisförmig aufgebundene Ruten zum Korbe versteift.

Was nun die Herkunft und Geschichte der einzelnen Formen anbelangt, so müssen wir uns mit dem Bilde begnügen, das uns die heutige Verbreitung bietet. Sehr klar liegen die Verhältnisse bei den Spiralbandgeflechten, deren litorale Verbreitung in Nordafrika und Arabien auf arabische Provenienz, ja vielleicht, wenn man die südeuropäischen Vorkommnisse mitberücksichtigt, auf den mediterranen Kulturkreis hinweist. Ebenso scheinen auch die Spiralwulstkörbe keine ursprünglichen Negerarbeiten, sondern, wie schon ihre Verbreitung im Sudan und in Ostafrika zeigt, durchweg für die Hamitenstämme charakteristisch zu sein. Das gilt wenigstens für jenen Teil der Geflechte, bei denen der umwickelnde Streifen in den Wulst des vorhergehenden Spiralganges eingreift. Da, wo er den letzteren umgreift, ist wohl an eine hamitische Herkunft nicht zu denken. Nach der Hauptverbreitung dieses Typus am mittleren Sambesi halte ich hier eine Einwanderung Sambesi aufwärts nach dem Kongo für wahrscheinlich, wobei überhaupt seine Zugehörigkeit zum sogenannten westafrikanischen Kulturkreis als sicher gelten kann.

Weit weniger als über die genähten ist über die geflochtenen Körbe zu sagen. Für die Körbe mit durchgeschossenem Spiralstreifen, deren Geflecht mit einer viereckigen Bodenmatte beginnt, kommt, wie für die Diagonalstreifengeflechte der gleichen Form, wieder hauptsächlich das Gebiet des westafrikanischen Kulturkreises in Betracht. Dagegen sind die Körbe mit sternförmigem Anfang reine Negerarbeiten und geben schon in ihrer Mannigfaltigkeit ein Bild der kulturellen Zersplitterung jener äthiopischen Stämme. Ganz für sich stehen endlich die Geflechte mit aufgebundenem Spiralstreifen, die eigentlich ostafrikanischen Ursprungs, erst durch den Vorstoß der Djagga nach dem Westen und Süden des Kontinents gebracht wurden.

In der Aussprache bemerkt Dr. A. Haberlandt, grundsätzlich seien bei der Heranziehung von Parallelen gleichartige Formen und Techniken nicht bloß in Afrika und Indo-

nesien, sondern ebenso auch in Südamerika, in Europa usw. nachzuweisen.

Die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge der nordafrikanischen Techniken mit Südeuropa dürften sich bei genauerer Auswertung von Quellen der Antike noch vertiefen lassen, bezüglich des Zusammenhanges zwischen Kongo- und Sambesigebiet denkt Doktor Haberlandt an die entgegengesetzte Wanderrichtung nicht übers Meer und Sambesi aufwärts, sondern, wie an zahlreichen Kulturgütern nachzuweisen, aus dem Kongobecken mit seinen alten Beziehungen vom Norden und Nordosten bis in das Sambesigebiet.

In ihrer Antwort stimmt die Vortragende Dr. Haberlandt in der Wertung der antiken Quellen bei, nur lasse uns leider gerade für die Korbarbeiten das Material in dieser Beziehung ganz in Stich. Was die Wanderungsrichtung Sambesi aufwärts betrifft, so erinnert sie an die Angolaspeere, die fraglos ebenfalls ihren Weg vom Osten nach dem Westen des Kontinents genommen haben.

Auch der Vorsitzende Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt fügt noch einige Bemerkungen bei.

## Jahresversammlung am 9. März 1921.

1. Der Vorsitzende Hofrat Prof. Dr. Michael Haberlandt hält vor dem Eingehen in die Tagesordnung folgenden

### Nachruf auf Prof. Dr. Rudolf Pöch.

Ein jäher und grausamer Schicksalsschlag, ein unersetzlicher Verlust hat die anthropologische Wissenschaft in Österreich getroffen. Am 3. März d. J. ist Prof. Dr. Rudolf Pöch einem plötzlich auftretenden tückischen Leiden, ohne daß Rettung möglich gewesen wäre, erlegen. Tiefe und wahre Trauer umfängt alle Kreise, die der Anthropologie und Ethnographie, zumal in Wien, dienen: die Universität, deren anthropologischen Lehrstuhl Rudolf Pöch als Erster geziert hat, das von ihm geschaffene und zu hohem Ansehen erhobene anthropologische Universitätsinstitut, seine Jünger und Schüler, die den besten Lehrer verloren haben und, wahrlich, nicht zuletzt unsere Gesellschaft, die in ihm durch viele Jahre eine feste Säule und den zuverlässigsten Freund und Berater besessen hat.

Rudolf Pöch ist aus innerstem Beruf und Drang zu unserer Wissenschaft geführt worden. In hoffnungsreicher medizinischer Laufbahn stehend, ist er zuerst in den Pestspitälern Bombays, wohin ihn 1897 die Akademie der Wissenschaften entsendet hatte, und später als Schiffsarzt auf afrikanischen Gebieten mit dem exotischen Menschentum in unmittelbarer Anschauung in Berührung getreten, und dieser erste tiefe und nachhaltige Eindruck wurde nun entscheidend für die neue und endgültige Orientierung seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Die geistige Beschäftigung mit dem primitiven Menschentum wurde zum Inhalt und Ziel seines Lebens. So ging er, die aussichtsvolle medizinische Karriere verlassend, auf eigene Faust und Kosten 1904 in die Südsee, wo ihm Neu-Guinea und die melanesische Inselwelt zur hohen Schule seines ethnographischen und anthropologischen Forschungsberufes wurden. Mit reicher Erfahrung und Ausbeute nach Wien zurückgekehrt, war ihm kaum Zeit gelassen, die der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des vormaligen Naturhistorischen Hofmuseums selbstlos überlassenen umfangreichen Sammlungen sowie seine sonstigen wissenschaftlichen Materialien zu ordnen und aufzuarbeiten, als ihn die Wiener Akademie der Wissenschaften neuerdings mit einem wichtigen Auftrag in ein ebenso interessantes als entlegenes Primitivgebiet der Menschheit entsandte. Es galt, den aussterbenden Stamm der Buschmänner in seinen letzten Resten aufzusuchen und zu studieren. Wieder hat Rudolf Pöch zwei mühevolle Jahre seines Lebens an diese Aufgabe gewendet und ist 1909 mit reichen Ergebnissen nach Wien zurückgekehrt. So vielseitig vorbereitet trat er in die akademische Laufbahn ein, in der er nach wenigen Jahren das Extraordinariat und 1919 die ordentliche Professur für Anthropologie und Ethnographie erlangte. Mit dem größten Eifer und seltener Hingabe hat sich Rudolf Pöch seinem Lehrberufe gewidmet, für dessen Zwecke er mit den größten persönlichen Opfern und in umsichtigster Arbeit den Ausbau seines Universitätsinstituts förderte. Die nie wiederkehrende Gelegenheit zu anthropologischen Aufnahmen und Studien, welche die Vereinigung einer ungeheuren Menschenmasse aus den fernsten Winkeln des vormaligen russischen Riesenreiches und sonstigen Erdgebieten in unseren Kriegsgefangenenlagern bot, hat Rudolf Pöch im Grunde der von unserer Gesellschaft mit Unterstützung der Wiener Akademie der

Wissenschaften veranlaßten Aktion in den Kriegsjahren mit wahrem Feuereifer ausgenützt und ein unschätzbares Ergebnis im Vereine mit seinen Assistenten und Gehilfen erzielt. Es ist im anthropologischen Universitätsinstitut aufbewahrt und harrt erst zum größten Teil seiner wissenschaftlichen Aufarbeitung.

Auf jedem Gebiete seiner unermüdlichen Betätigung war Rudolf Pöch nun daran, die erzielten Ergebnisse in ihrem vollen Umfange herauszustellen, als ihn der Tod jäh überrascht hat. Unsere Gesellschaft, der er durch 12 Jahre als unermüdlicher Berater im Ausschuß und als tätiger Führer im Sekretariat angehört hatte, gedachte den seltenen Mann eben — nach dem Tode Toldts — als Präsidenten an ihre Spitze zu berufen. Wir sind sicher, daß der Anthropologischen Gesellschaft unter seiner kundigen und tätigen Führung eine neue Blüteepoche ihrer Wirksamkeit beschieden gewesen wäre. Diese Hoffnung ist traurig zerstört. Unverloren aber bleibt uns das unvergeßliche Vorbild aufopfernden Dienstes für die Wissenschaft, das er uns gegeben, das Beispiel umsichtigster und besonnenster Arbeitsweise und treuester Pflichterfüllung im größten wie im kleinsten. In Liebe und hohen Ehren bleibt uns sein Andenken lebendig.

Die Anthropologische Gesellschaft hat an der Bahre einen Kranz niedergelegt, sich in großer Zahl an der Leichenfeier beteiligt und durch Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt dem Verewigten die letzten Abschiedsgrüße ins Grab mitgegeben.

2. Der Vorsitzende Hofrat Prof. Dr. Michael Haberlandt erstattet den

**Jahresbericht des geschäftsführenden Vorsitzenden des Ausschusses für das Jahr 1920.**

Im Rückblick auf das abgelaufene Jahr 1920 treten vor allem zwei bedeutungsvolle Ereignisse in unserer Erinnerung hervor: die erhebende Feier des fünfzigjährigen Bestandes unserer Gesellschaft, in deren Mittelpunkt noch die ehrwürdige Gestalt unseres unvergeßlichen letzten Präsidenten stand und als schmerzlicher und unerwarteter Abschluß des Erinnerungsjahres der tiefbeklagte Tod dieses unseres Oberhauptes. Hofrat Dr. K. Toldt hat unsere Gesellschaft durch mehr als 17 Jahre mit sicherer Hand und unermüdlicher Hingebung geleitet; was wir ihm schulden für die Mehrung des wissenschaftlichen Ansehens unserer Vereinigung, für die Erhaltung des engen Zusammenhanges der einzelnen anthropologischen Disziplinen und für die Einsetzung seiner ganzen wissenschaftlichen und persönlichen Autorität zugunsten unserer Gesellschaft, überall, wo es not tat, dies bewahren wir alle in unserem Kreise in dankbarem Gedächtnis und ist auch bei der von unserer Gesellschaft am 13. Dezember 1920 an der Universität veranstalteten Gedenkfeier zu ehrenvollstem Ausdruck gekommen.

Durfte uns der glänzende Verlauf unserer fünfzigjährigen Bestandfeier am Jahresbeginn mit der allgemeinen Anerkennung der von unserer Gesellschaft um die Pflege der Anthropologie erworbenen Verdienste zu neuem Arbeitseifer anspornen, so hat uns das Abscheiden unseres langjährigen geistigen Oberhauptes mit noch größerem Nachdruck die ernstempfundene Pflicht auferlegt, unserer Wissenschaft in diesem Kreise in treuem Verein und Zusammenschluß so vielseitig als möglich zu dienen. Wir werden das teure Gedächtnis Hofrat Dr. Toldts am würdigsten ehren, wenn wir alle wirklichen Kräfte, über die wir verfügen, zu einträchtiger, unbehinderter und sich gegenseitig anregender Arbeit aufrufen und zumal gestützt auf die jüngere wissenschaftliche Generation unsere Gesellschaft mit neuem wissenschaftlichen Leben erfüllen.

Entsprechend der uns vollbewußten hohen Bedeutung der anthropologischen Disziplinen für das geistige Leben gerade unserer schwerbedrängten Gegenwart, da es gilt, eine neue verläßliche Grundorientierung in den großen Menschheitsfragen (der Rasse, des Volkstums, des Bevölkerungsaufbaues usw.) zu gewinnen, hat unsere Gesellschaft sich bemüht, mit breiteren Schichten unserer Bevölkerung in fruchtbare Berührung zu treten. Schon der letzte Tätigkeitsbericht für das Jahr 1919 erwähnt die erfolgreiche Veranstaltung einer Reihe von allgemein zugänglichen Vorträgen über wichtige Menschheitsfragen. Wie im Frühjahre, hat unsere Gesellschaft auch im Herbst 1920, gestützt auf die Organisation der „Urania“ ihre gemeinverständliche Vortragstätigkeit durch Veranstaltung eines Zyklus von neun die anthropologischen Disziplinen gleichmäßig umfassenden populären Vorträgen mit sehr erfreulichem Erfolge fortgesetzt[1]) und ich danke namens unserer

[1]) I. Antropologische Reihe: 8. Oktober: Assistent Dr. Josef Weninger: Rasse und Volk. 15. Oktober: Univ.-Professor Dr. Rudolf Pöch: Rassenbildung und Rassenmischung. 22. Oktober: Univ.-Professor Dr. Robert Stigler: Rassenphysiologie. II. Urgeschichtliche Reihe: 29. Oktober: Regierungsrat Josef Szombathy: Die Dreiperiodenteilung (Stein, Bronze, Eisen) in der Urgeschichte der Menschheit. 5. November: Univ.-Dozent Dr. Josef

Gesellschaft den Herren Vortragenden J. Szombathy, J. Bayer, O. Menghin, R. Stigler, J. Weninger, E. Oberhummer, Dr. Arthur Rosthorn[1]), M. Haberlandt[2]), A. Haberlandt, E. Goldmann, K. Beth auf das wärmste für ihre lehrreichen Darbietungen. In gleicher Richtung mit dem Absehen, unserer Wissenschaft breiteren Raum im Bildungswesen unserer Bevölkerung zu gewinnen und einen solchen durch entsprechende Reformen im Schulwesen, von der untersten Stufe bis hinauf zum Universitätsbetrieb zu sichern, erfolgte in Gemeinschaft mit dem Vereine für Volkskunde, der Prähistorischen Gesellschaft sowie mit den Vertretern der anthropologischen Disziplinen an der Wiener Universität eine weitausgreifende Aktion beim Unterrichtsamt, speziell bei der Abteilung für Schulreform. Wir werden diese Angelegenheit in engstem Vereine mit den anderen beteiligten Faktoren mit allem Nachdruck weiterverfolgen und nicht zugeben, daß die in der am 22. März 1920 dem Unterrichtsamt überreichten Denkschrift enthaltenen vielseitigen und zeitgerechten Anregungen ohne Erfolg bleiben.

Im wissenschaftlichen Leben unserer Gesellschaft tritt ganz ähnlich, wie dies bei den verwandten Vereinen unter dem Zwange der jetzigen schwierigen Verhältnisse der Fall ist, die Vortragstätigkeit gegenüber den Veröffentlichungen stark in den Vordergrund. In acht Monatsversammlungen wurde ein zum Teil sehr belangreicher und anregender Vortragsstoff vor uns ausgebreitet, von welchem der Vortrag unseres Züricher Gastes, Herrn Prof. Dr. Schlaginhaufen, und die bedeutungsvollen Mitteilungen Professor Doktor Richard Thurnwaldts in der gemeinsam mit der Geographischen Gesellschaft veranstalteten außerordentlichen Versammlung hervorgehoben seien. Auch zwei instruktive Besichtigungen neueingelangter ethnographischer Sammlungen unter Führung von Herrn Gebauer und Dr. Christian müssen mit Dank erwähnt werden. Bei der besonderen Wichtigkeit, welche dem Vortragswesen im wissenschaftlichen Vereinsleben bei den bestehenden Verhältnissen zukommt, wird diesem Zweige unserer Gesellschaftstätigkeit in Hinkunft besondere und vor allem planmäßige Pflege zugewendet werden.

Wegen der unglaublich gesteigerten Druckkosten mußte der Umfang der gesellschaftlichen Mitteilungen auf das äußerste eingeschränkt werden; von Band 50 sind die ersten 3 Hefte in stark verringertem Umfang erschienen, Heft 4—6 sind in Druck. Die Gesellschaftsleitung hat sich in ernstlicher Würdigung der Gefahren, die sich der Fortführung unserer Mitteilungen in wünschenswertem Umfang entgegenstellen, an ein zuständiges amerikanisches Hilfskomitee (Emergency Society in aid of European Science) mit der Bitte um entsprechende Unterstützung gewendet, und wir hoffen auf einen günstigen Erfolg dieses Schrittes.

Im Mitgliederstande sind bemerkenswerte Veränderungen vor sich gegangen. Durch den Tod sind aus unseren Reihen geschieden: Ehrenmitglied Präsident Dr. Karl Toldt; die korrespondierenden Mitglieder Ghirardini (Bologna), Della Vedova (Rom), Viktor Groß (Neuchâtel), Munro (Glasgow), E. Guimet (Paris), ferner das unterstützende Mitglied Paul Schöller sowie die wirklichen Mitglieder Dr. Horwatitsch, Dr. Tschudi, Prof. Weichselbaum und Gutsbesitzer Rohrmann. Wir bewahren ihnen allen ein ehrendes Andenken. — Neugewonnen hat die Gesellschaft in Herrn Johann Wanner ein stiftendes sowie 38 wirkliche Mitglieder, darunter durch gütige Vermittlung von Prof. Franz Boas in Newyork 6 amerikanische Gelehrte. Der gesamte Mitgliederstand stellt sich wie folgt dar:

| | |
|---|---|
| Ehrenmitglieder . . . . . | 21 |
| korrespondierende Mitglieder . | 65 |
| Stifter . . . . . | 7 |
| unterstützende Mitglieder . . . | 18 |
| wirkliche Mitglieder . . . . . | 304 |
| | 415 |

Die Verringerung gegen die im Vorjahre ausgewiesene Mitgliederzahl von 454 ist insofern nur eine scheinbare, als endlich mit der statutenmäßigen Ausscheidung jener Mitglieder, die jahrelang ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen waren, Ernst gemacht wurde. In dem verbliebenen Großteil der Mitglieder dürfen wir um so zuversichtlicher wahre Anhänger und Interessenten unserer Sache begrüßen und hoffen, daß sich ihre Zahl durch den Zutritt neuer Mitglieder in diesem Jahre wieder beträchtlich heben wird.

Bayer, Abteilungsleiter am naturhistorischen Museum: Die Kultur der jüngeren Steinzeit. 19. November: Univ.-Professor Dr. Oswald Menghin: Die Kultur der Bronzezeit. III. Völkerkundliche Reihe: 26. November: Univ.-Professor Dr. Michael Haberlandt: Die Anfänge der materiellen Kultur. 3. Dezember: Univ.-Professor Dr. Emil Goldmann: Die Anfänge der Gesellschaft. 10. Dezember: Univ.-Professor Dr. Karl Beth: Die Anfänge des religiösen Lebens.

[1]) A. Rosthorn und M. Haberlandt haben auf ihr Vortragshonorar zugunsten unserer Gesellschaft verzichtet.

Der finanzielle Haushalt der Gesellschaft war angesichts der außerordentlich gesteigerten Kosten jeder Art, namentlich aber der Druckkosten, sehr schwer im Gleichgewicht zu erhalten. Für gewährte Subventionen sind wir dem Unterrichtsamt in der Höhe von 3000 K — wobei die Zahl der abzuliefernden Zeitschriftexemplare von 30 auf 20 herabgesetzt wurde —, dem Bundesdenkmalamt ebenfalls für 3000 K (zur Herstellung des Registers der Mitt.), der Gemeinde Wien für 600 K (erst 1921 ausbezahlt) zu warmem Danke verpflichtet. Das finanzielle Gleichgewicht gegen die Steigerung auf der Ausgabenseite konnte der Ausschuß aber nur nach dem Vorgange aller verwandten wissenschaftlichen Vereine Wiens — durch eine entsprechende Erhöhung der Mitgliedsbeiträge — herstellen, die durch Einhebung eines Teuerungsbeitrages auf 25 K erhöht werden mußten. Desgleichen erfuhren die Druckschriftenpreise eine zeitgemäße Erhöhung auf das Doppelte. Eine wesentliche Steigerung der Einnahmen erzielte die Gesellschaft durch Übernahme des Selbstverlages, wie überhaupt der Erfolg der letzterwähnten Maßregeln die Hoffnung auf Erhaltung des finanziellen Gleichgewichtes in unserem Haushalte gewährleistet. Durch die edelmütige Spende unseres stiftenden Mitgliedes Joh. Wanner (bestehend in 100.000 K ungarischer Kriegsanleihe) verfügen wir über ein bescheidenes Vermögen, dessen Zinsen zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten in der Gesellschaft dienen sollen.

Von schweren persönlichen Verlusten getroffen, von der Not der Zeit hart mitgenommen, läßt unsere Gesellschaft ihren Arbeitsmut nicht sinken, ihren Eifer für die uns gestellten Aufgaben nicht erkalten. Wir wollen auch an unserem Teil uns und unseren Mitbürgern sowie den Fachgenossen der ganzen Welt zeigen, daß wir, fern davon, uns selbst aufzugeben, durch unsere Arbeit uns neu aufrichten und unseren Platz in der großen Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaft mit Ehren behaupten wollen.

3. Der Vorsitzende erstattet die Vorschläge des Ausschusses für die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen. Die Vorschläge werden von der Versammlung angenommen. Es erscheinen danach gewählt als:

I. Vizepräsident: Prof. Dr. E. Oberhummer,
II. „ Hofrat Prof. Dr. Michael Haberlandt,
III. Vizepräsident: Dr. J. Bayer,
Geschäftsführender Sekretär: Dr. V. Christian,
Vortrags-Sekretär: Dr. Arthur Haberlandt,
Rechnungsführer: Reg.-Rat Dr. R. Lasch,
Kassier: Direktor R. Böhmker,
Rechnungsprüfer: Hofrat Wasserburger,
„ Dr. R. Kulka.

Ausschußräte:

Prof. Geyer, Dr. Weninger (Wiederwahl), Hofrat Jagić, Prof. Junker, Dr. Antonius (Neuwahl).

Korrespondierendes Mitglied: Intendant Georg Sarauw, Göteborg.

* * *

4. Die Versammlung beschließt auf Antrag des Ausschusses folgende Statutenänderung:

§ 14 a) „in den Hauptversammlungen" statt „in der Jahresversammlung".

§ 16 „den Hauptversammlungen (ordentliche Jahresversammlung und außerordentliche Hauptversammlung)", statt „der Jahresversammlung (Generalversammlung)".

§ 17 b) „zwei Sekretäre" statt „ein erster und ein zweiter Sekretär.

§ 25 streichen.

§ 26 „Hauptversammlung" statt „Jahresversammlung".

5. Der Rechnungsführer Direktor Böhmker verliest den Rechnungsabschluß für das Jahr 1920. Die Versammlung nimmt den Bericht genehmigend zur Kenntnis. (Siehe S. [16]).

6. Herr Prof. P. Wilhelm Schmidt (St. Gabriel, Mödling) spricht über

**„Die Soziologie Wilhelm Wundts"**

Der Vortrag wird in den „Mitteilungen" abgedruckt.

# Rechnungsabschluß der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

## für das Jahr 1920.

**SOLL** | **HABEN**

| | K | h | K | h |
|---|---|---|---|---|
| **A. Kassa-Konto.** | | | | |
| 1. Allgemeiner Kassarest | | | 2560 | 68 |
| 2. Zinseneingang: | | | | |
| *a)* vom Anlagekapital | 128 | — | | |
| *b)* von der Postsparkasse | 64 | 72 | 192 | 72 |
| 3. Subventionen: | | | | |
| *a)* vom reg. Fürsten Liechtenstein | 100 | — | | |
| *b)* vom Staatsamt für Unterricht | 3000 | — | | |
| *c)* vom Staatsdenkmalamt | 3000 | — | 6100 | — |
| 4. Mitgliederbeiträge | | | 21650 | 66 |
| 5. Einnahmen aus Druckschriften: | | | | |
| *a)* Verkauf durch das Sekretariat | 15993 | 56 | | |
| *b)* Laut Abrechnung von Alfred Hölder | 1532 | 40 | | |
| *c)* Rückersatz von der Hofbibliothek | 660 | 41 | 18186 | 37 |
| 6. Spenden | | | 1080 | — |
| 7. Erträgnisse der Vorträge in der Urania | | | 1561 | 60 |
| 8. Zuschuß des Fonds für praktische Arbeiten | | | 400 | — |
| | | | 51732 | 03 |
| **B. Fonds für praktische Arbeiten.** | | | | |
| Kassarest von 1919 | | | 400 | — |
| **C. Reservefonds für Druckereiauslagen.** | | | | |
| Übertrag von 1919 | | | 675 | — |
| **D. Wertpapier-Konto.** | | | | |
| Anlagekapital und Zinsencoupons | 6324 | — | | |
| Stiftung des Herrn Johann Wanner, Lienz | 100000 | — | 106324 | — |

| | K | h | K | h |
|---|---|---|---|---|
| **A. Kassa-Konto.** | | | | |
| 1. Kosten der gesellschaftlichen Publikationen: | | | | |
| Druckkosten für 1920 (50. Bd., 1. bis 3. Heft) Zahlung an die Druckerei Hamburger | 19781 | 25 | | |
| Klischees | 1540 | 32 | 21321 | 57 |
| 2. Kanzleiauslagen: | | | | |
| *a)* Remuneration für den II. Sekretär | 800 | — | | |
| *b)* Entlohnung des Dieners | 330 | — | | |
| *c)* Allgemeine Sekretariatsauslagen | 4626 | 85 | | |
| *d)* Kanzleidrucksachen | 3535 | — | | |
| *e)* Auslagen des Kassiers | 994 | 78 | | |
| *f)* Saalmiete und Skioptikon | 420 | — | | |
| *g)* Honorare für die Vorträge in der Urania | 640 | — | | |
| *h)* Sonstige Auslagen für Vorträge und Museumsführungen | 405 | — | | |
| *i)* Beitrag zu den Auslagen des Ausschusses d. Histor. Vereine | 10 | — | | |
| *k)* Buchbinderarbeiten, Diplome für Ehrenmitglieder | 413 | — | 12174 | 63 |
| 3. Kassaübertrag auf 1921 | | | 18235 | 83 |
| | | | 51732 | 03 |
| **B. Fonds für praktische Arbeiten.** | | | | |
| Zuschuß zu den Druckereiauslagen | | | 400 | — |
| **C. Reservefonds für Druckereiauslagen.** | | | | |
| Übertrag auf das Jahr 1921 (exkl. Zinsen) | | | 675 | — |
| **D. Wertpapier-Konto.** | | | | |
| Freies Anlagekapital und Zinsencoupons | 3264 | — | | |
| Mit 2000 K belehnt bei der Bodenkreditanstalt (exkl. Zinsen) | 3060 | — | | |
| Stiftung des Herrn Johann Wanner, Lienz | 100000 | — | 106324 | — |

*Wien, am 31. Dezember 1920.*

*Dr. Richard Lasch m. p.,*
*dz. Kassier.*

*Moritz Wasserburger m. p.,*
*dz. Rechnungsprüfer.*

*Der Ausweis wurde geprüft und richtig befunden.*
*Wien, am 17. Februar 1921.*

*R. Böhmker m. p.,*
*dz. Rechnungsführer.*

*Dr. Michael Braun m. p.,*
*dz. Rechnungsprüfer.*

# Außerordentliche Hauptversammlung am 13. April 1921.

1. Der Vorsitzende Prof. Dr. Oberhummer teilt der Versammlung die Anträge des Ausschusses auf Wahl des Präsidenten und Ergänzung des Ausschusses mit. Durch die Annahme der Anträge durch die Versammlung erscheinen Univ.-Prof. Dr. Rudolf Much als Präsident und Prof. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., Univ.-Prof. Dr. Robert Stigler und Frau Dr. Hella Pöch als Ausschußräte gewählt.

2. Herr Dr. Friedrich Röck hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

## Kalender, Sternglaube und Weltbild der Tolteken.

(Der Vortrag wird in den „Mitteilungen" erscheinen.)

### Diskussion.

(1.) Dr. O. Bryk (Bibliothekar am Wiener Technischen Museum): Aus den umfassenden und weittragenden Forschungen des Herrn Redners scheint deutlich hervorzugehen, daß die Hauptelemente des kosmischen Geheimsystems einheitlich und vollständig sowohl im inner- und ostasiatischen als auch im mittelamerikanischen Kulturkreise auftreten. Als solche Elemente ergaben sich in beachtenswerter Übereinstimmung: 1. der kosmische (magische) Mensch (Adam Kadmon); 2. der planetarische Rhythmus; 3. das magische Quadrat mit planetarischer Zuordnung und 4. die Geheimsymbolik der Zahl. Nicht als Ethnograph, sondern als Theoretiker und Praktiker der Astrologie möchte ich mir gestatten, zu dieser wichtigen Erkenntnis eines astralen Zusammenhanges einige bescheidene Bemerkungen zu machen. Der Herr Redner hat es zwar nicht ausdrücklich betont, aber ziemlich deutlich fühlen lassen, daß er Babylon und die elamitische Kultur als Ausstrahlungspunkt dieser Erkenntnisse betrachtet. So sehr ich diesen Gedanken persönlich begrüße — ich bin begeisterter Pan-Babylonier —, so erscheinen mir doch manche Ergebnisse der Röckschen Nachforschungen dem zu widersprechen. Zunächst zeigt sich, daß die Venusperiode in der klassischen Chaldäischen Astrologie nirgends bedeutsam auftritt. Die vom Herrn Vortragenden entdeckten hoch beachtenswerten Spuren auf indonesischem Boden verraten eigentlich mehr chronologischen als astrologischen Gebrauch. Und so findet man auch in der gesamten klassischen Astrologie von der Antike bis zur Renaissance nirgends den Venusrhythmus verwendet. Auch in der praktischen indischen Astrologie habe ich in ihren oft so verwickelten Direktionssystemen niemals Venusperioden verwendet gefunden. Ferner scheint es beachtenswert, daß die Venus, im völligen Gegensatze zu sämtlichen astrologischen Systemen Eurasiens im toltekischen Rituale als Todesplanet auftritt. Und schließlich wäre noch zu beachten, daß die Kosmogonie der Mâya-Kultur, abweichend von den klassischen Formungen, das hier so wichtige Ereignis der Präzession nicht berücksichtigt. Wenigstens ist dies aus dem Vortrage des Herrn Dr. Röck nicht hervorgegangen und bleibt bis dahin der weiteren Erschließung der Mâya-Hieroglyphik vorbehalten. In der beschränkten, mir zur Diskussion eingeräumten Zeit kann ich mich über diese wichtigen Dinge nicht ausführlicher äußern und bitte mir daher zu gestatten, mich nur andeutungsweise äußern zu dürfen. Verfolgt man die Auffassung des Venusprinzips im klassischen astrologisch-magischen Rituale, namentlich in der alexandrinischen Gnosis, so zeigt sich ein deutlicher Zug zur Vergeistigung (Spiritualisierung), hauptsächlich im esoterischen Christentum. Umgekehrt scheint im Ausstrahlungsgebiete östlich von Elam die Tendenz zur stärksten Materialisierung bis zur chronologischen Registrierung vorzuliegen.

(2.) Dr. G. Hüsing.

(3.) Prof. Dr. R. Much: Wenn jemand noch ein Anhänger des „Völkergedankens" wäre, müßte ihn das reiche Material, das der Vortragende vorgelegt hat, eines besseren belehren. Ich bin ihm persönlich besonders dankbar für verschiedene Parallelen, die sich aus diesem zu germanischen Überlieferungen ergeben.

So zerfällt das altgermanische Runenalphabet in drei Gruppen von ursprünglich je acht Buchstaben. Ihr nordischer Name ist œtt, was jetzt v. Friesen als „Achtheit" faßt. Wenn œtt aber auch „Weltgegend" bedeutet, so könnte das dann auf eine Einteilung des Horizontes in 4 mal 8 als 32 Teile hinweisen.

Wichtiger und zwingender scheint mir die Übereinstimmung zwischen dem Zeitalter der Jaguarsonne, in dem die Menschen von Jaguaren gefressen werden und einer nordischen „Wolfszeit" und der nordischen Vorstellung, die sich aber bis zu den Tartaren verfolgen läßt, wonach der Untergang der Welt an das Loskommen riesiger hunde- oder

wolfsartiger Ungetüme geknüpft ist. Deutlich sind ja übrigens im nordischen Weltuntergangsmythus verschiedene Motive zu einem Gesamtbilde vereinigt, die zum Teil einmal getrennt vorhanden waren. Lösen wir sie auseinander, so finden wir zu allen mexikanischen Zeitaltern Seitenstücke, denn von jenen Wölfen abgesehen, spielt der Untergang der Erde und des Lebens durch Wasser, Feuer und Kälte eine Rolle. Das alles geht wohl über das hinaus, was wir auf Rechnung des Zufalles setzen können.

## Gedenkfeier für Prof. Dr. Rudolf Pöch am 11. Mai 1921.

1. Der Vorsitzende Prof. Dr. Rudolf Much begrüßt die Erschienenen, die Vertreter der Unterrichtsverwaltung, der Akademie der Wissenschaften, der Universität, des naturhistorischen Staatsmuseums, der Geologischen Staatsanstalt, der Geographischen, Zoologisch-botanischen, Prähistorischen Gesellschaft, des Vereines für Volkskunde, des Wissenschaftlichen Klubs usw. und eröffnet die Versammlung mit einer Einleitung.

2. Hierauf hält Prof. Dr. Eugen Oberhummer die Trauerrede.

Der Nachruf auf den Verstorbenen ist in den „Mitteilungen" erschienen.

3. Der Vorsitzende macht Mitteilung von der Schaffung einer „Carl Toldt-Medaille" der Gesellschaft und überreicht die Urkunde über die erste Verleihung der Medaille an den verstorbenen Prof. Pöch seiner anwesenden Witwe, Frau Dr. Pöch, mit einer Ansprache.

* * *

### Die Carl Toldt-Medaille der Anthropologischen Gesellschaft.

Als nach dem Ableben ihres langjährigen Präsidenten Carl Toldt die Anthropologische Gesellschaft vor der Frage stand, wie sie seinem Andenken auf die würdigste Weise den schuldigen Tribut der Dankbarkeit entrichten solle, entschloß sich der Ausschuß in seiner Sitzung vom 22. Februar 1921 zur Stiftung eines nach dem Verewigten benannten Ehrenzeichens, das nach dem Vorbilde anderer wissenschaftlicher Gesellschaften dem doppelten Zwecke dienen soll, das Andenken des großen Gelehrten und vorbildlichen Menschen dauernd zu ehren und den nachstrebenden Fachgelehrten, die der Verleihung für würdig erachtet werden, als Ansporn zu dienen, indem es ihr Wirken mit dem des Altmeisters unserer anthropologischen Forschung in Österreich in Zusammenhang bringt.

Zur näheren Beratung der Bestimmungen, an die die Verleihung geknüpft werden sollte, wurde ein aus den Herren Abel, Kyrle, Mahr und Menghin bestehendes Komitee gewählt. Noch während seiner Vorarbeiten wurde die Gesellschaft durch die Nachricht von dem Ableben Rudolf Pöchs aufs neue in tiefe Trauer versetzt. Als es sich dann darum handelte, einer schmerzlichen Herzenspflicht zu genügen und die Trauerfeier für Pöch zu veranstalten, beschloß der Ausschuß, im Rahmen dieser Feier das erste Stück der Medaille dem Andenken des Dahingegangenen zu widmen, so daß das neugestiftete Ehrenzeichen der Gesellschaft in untrennbarem Zusammenhange die Namen der beiden Gelehrten verewigt, die so viel für ihr Wirken bedeutet haben.

Die Überreichung dieser ersten Widmung fand in der Trauersitzung am 11. Mai 1921 statt und es erscheint nunmehr an der Zeit, auch an dieser Stelle nähere Mitteilungen über die Stiftung zu machen, zu welchem Zwecke weiter unten auch die „Bestimmungen" folgen.

Der Ausschuß erfüllt zugleich eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit, wenn er rühmend des Künstlers gedenkt, der sein hervorragendes Können völlig selbstlos in den Dienst der edlen Sache stellte. Unser Mitglied, Herr Gustav Schütz in Wien, hat den Ausschuß eines unter anderen Verhältnissen für die Gesellschaft fast unlösbaren Problems überhoben, indem er das von ihm modellierte Relief Toldts für die Zwecke unseres Ehrenzeichens neu ausarbeitete. Das solcherart entstandene Kunstwerk entspricht auch hinsichtlich der Porträttreue den höchsten Anforderungen und die Leistung des Herrn Schütz, der sich nicht zu den Künstlern von Beruf zählen will, wird wohl den uneingeschränkten Beifall aller finden, die den Eindruck der Plastik an ihrem Erinnerungsvermögen nachprüfen können.

Die bronzegegossene Plakette mißt in der Höhe 18 *cm*, in der Breite 13 *cm* und zeigt den Kopf Toldts mit nach rechts gewendetem Antlitz und der Inschrift

**CARL TOLDT 1840—1920**

in erhabenem Gusse.

Darunter befindet sich eine postamentartige Verbreiterung zur Aufnahme der (individuell abzufassenden) Widmung:

Die Anthropologische Gesellschaft
in Wien dem bahnbrechenden
Forscher . . . . . 19 . .

Die zugleich mit der Verleihung auszufertigende Widmungsurkunde besagt: „Die Anthropologische Gesellschaft in Wien verleiht hiemit Herrn . . . . . in Anerkennung seiner Verdienste um den Fortschritt der anthropologischen Wissenschaften, besonders auf dem Gebiete der . . . . . , die zur Erinnerung an ihren langjährigen Präsidenten Carl Toldt im Jahre 1921 gestiftete Ehrenmedaille." (Folgen die Unterschriften des Präsidenten und der Vizepräsidenten.)

Die Bestimmungen für die Verleihung in künftigen Fällen wurden vom Ausschusse in seiner Sitzung vom 10. Mai 1921 angenommen und sind nunmehr in Gültigkeit erwachsen.

Indem sie der Ausschuß hiemit zur allgemeinen Kenntnis bringt, spricht er Herrn Gustav Schütz den geziemenden Dank für seine selbstlosen Bemühungen und des weiteren die Hoffnung aus, das neue Ehrenzeichen der Anthropologischen Gesellschaft möge in recht vielen Fällen seiner Bestimmung als Anerkennung für grundlegende Fortschritte in unseren Disziplinen entsprechend zur Verleihung gelangen.

## Bestimmungen über den Zweck und die Art der Verleihung der Toldt-Medaille der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Zum bleibenden Gedächtnis an das unvergeßliche wissenschaftliche Wirken Carl Toldt's und an seine jahrzehntelange unermüdliche Wirksamkeit im Vorstande und auf dem Präsidentensitze der Anthropologischen Gesellschaft in Wien stiftet diese eine

**Toldt-Medaille,**

deren erstes Exemplar den Manen seines allzufrüh dahingegangenen Nachfolgers Rudolf Pöch gewidmet wurde, die in der Folge jedoch an verdienstvolle Gelehrte unter Einhaltung folgender Bestimmungen verliehen wird.

1. Die Medaille wird Forschern zuerkannt, welche jeweilig im Laufe der zehn letztverflossenen Jahre auf dem Gesamtgebiete der Anthropologie durch eine bedeutsame Entdeckung oder durch ein zusammenfassendes Werk eine ganz wesentliche Förderung der Erkenntnis bewirkten oder durch solche Leistungen auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung einen besonders fördernden Einfluß nahmen. Hiebei sind insbesondere jüngere Forscher zu berücksichtigen.

2. Alle zwei Jahre wird eine Medaille verliehen, bei deren Zuerkennung sorgfältige Rücksichtnahme auf eine alternierende Reihenfolge der drei wichtigsten Teildisziplinen der anthropologischen Gesamtwissenschaft (physische Anthropologie, Ethnologie, Prähistorie) zu nehmen ist, wobei in besonderen Fällen auch Nachbardisziplinen berücksichtigt werden können, sofern ihre Fortschritte einen bestimmenden Einfluß auf die anthropologischen Wissenschaften ausüben.

3. Bei Verleihung der Medaille wird auf Staatsangehörigkeit und Nationalität des Forschers keine Rücksicht genommen, sie erfolgt unabhängig von der Mitgliedschaft der Gesellschaft. Ausgeschlossen von der Verleihung sind die Mitglieder des Präsidiums der Anthropologischen Gesellschaft (Präsident und Vizepräsidenten) und die Mitglieder der sub 5 erwähnten Kommissionen während der Dauer ihrer Funktionen.

4. Eine Bewerbung um die Medaille findet nicht statt.

5. Zu dem Zwecke der Zuerkennung der Medaille wird in dem der Verleihung vorangehenden Jahre unmittelbar bei Wiederaufnahme der Vereinstätigkeit nach den Sommerferien, spätestens aber im Dezember eine aus sieben maßgebenden Fachmännern zusammengesetzte Kommission eingesetzt; diese wird vom Ausschusse mit Stimmenmehrheit gewählt. Nur zwei dieser Kommissionsmitglieder sollen dem Ausschusse selbst angehören; die anderen werden aus der Gesamtheit der Fachmänner des In- und Auslandes gewählt, wobei womöglich zwei dem Auslande angehören sollen. Die Mitglieder der Kommissionen werden durch das Präsidium der Gesellschaft von der auf sie gefallenen Wahl verständigt und eingeladen, sich über die Annahme der Wahl binnen drei Wochen zu erklären; bleibt diese Erklärung bis zu dem angegebenen Termine aus, so wird die Wahl als nicht angenommen angesehen. Um die Kommissionen im Falle von Ablehnungen oder des Ausscheidens von Mitgliedern vervollständigen zu können, werden in der Ausschußsitzung, in welcher die Kommissionswahl erfolgt, je vier Fachmänner in bestimmter Reihenfolge mit Stimmenmehrheit nominiert, welche in dieser Reihenfolge im Falle von Abgängen in die Kommission eintreten, wobei auf die Erhaltung des Zahlenverhältnisses zwischen In- und Ausländern möglichst zu achten ist.

Eines der dem Ausschusse angehörenden Mitglieder jeder Kommission fungiert über Mandat des Ausschusses als Vorsitzender der Kommission, das zweite dieser Mitglieder als dessen Vertreter. Nach Einsetzung der Kommission obliegt es jedem Kommissionsmitgliede, innerhalb eines vom Vorsitzenden anzugebenden Termins je einen Kandidaten mit Angabe der maßgebenden Gründe in Vorschlag zu bringen. Nach Eintreffen der Vorschläge wird jedem Kommissionsmitgliede eine vollständige Liste der Kandidaten übermittelt und dasselbe eingeladen, innerhalb einer bestimmten Frist zwei dieser Kandidaten in Vorschlag zu bringen. Nur diejenigen Kandidaten kommen für die nun folgende eigentliche Wahl in Betracht, welche bei dieser Nominierung mindestens drei Stimmen erhalten haben.

Es erfolgt nun der eigentliche Wahlgang, bei dem jedes Kommissionsmitglied einem der im engeren Vorschlage befindlichen Kandidaten seine Stimme gibt; der Vorsitzende der Kommission besitzt bei allen Abstimmungen dieselben Rechte wie die übrigen Kommissionsmitglieder. Gewählt erscheint derjenige Kandidat, auf den die absolute Majorität der Stimmen bei einer Beteiligung von mindestens fünf Kommissionsmitgliedern entfällt. Ergibt der erste Wahlgang kein Resultat, so wird ein zweiter unter denselben Modalitäten vorgenommen, wobei alle Kandidaten in Betracht kommen, welche bei dem ersten Wahlgange zwei oder mehr als zwei Stimmen auf sich vereinigten; ergibt auch dieser zweite Wahlgang kein oder kein gültiges Ergebnis, so entfällt die Verleihung der Medaille in dem betreffenden Jahre.

Die Wahl durch die in Wien anwesenden Mitglieder der Kommission erfolgt in einer Sitzung mit geheimer Abstimmung nach vorhergegangener Beratung. Die auswärtigen Kommissionsmitglieder senden ihre Vota ein, doch werden dieselben erst nach der Abstimmung der Wiener Mitglieder zur Kenntnis genommen.

6. Die Verhandlungen der Kommissionen sind geheim, doch sind über dieselben Protokolle zu führen, die für jede einzelne Zuerkennung abzuschließen und mindestens 25 Jahre aufzubewahren sind. Auch diese Protokolle sind geheim zu halten; nur das Präsidium der Gesellschaft ist ermächtigt, in dieselben Einblick zu nehmen.

7. Die Verlautbarung der Zuerkennung der Medaille erfolgt unter Namhaftmachung der Entdeckung oder des Werkes, welche die Zuerkennung bedingten, jeweilig in einer Generalversammlung, und zwar in der Regel in der Jahresversammlung und wird in dem Berichte über diese Versammlung veröffentlicht. Es ist anzustreben, daß die Forscher, welchen die Medaille zugesprochen wird, in dieser Versammlung anwesend sind und einen Vortrag über den Gegenstand, dessen Bearbeitung die Zuerkennung bewirkte, halten. Zu diesem Zwecke kann die Zuerkennung den betreffenden Personen schon früher vertraulich mitgeteilt werden.

8. Abänderungen dieser Bestimmungen unter Beibehaltung der in Absatz 1 festgestellten Zweckbestimmung kann der Ausschuß der Anthropologischen Gesellschaft mit Zweidrittelmajorität beschließen. Solche Abänderungen treten für die jeweilig nächste Verleihung nur dann in Kraft, wenn sie mindestens drei Monate vor der Wahl der Kommissionen gefaßt und publiziert worden sind.

## Monatsversammlung am 15. Juni 1921.

1. Herr Regierungsrat Dr. Karl Toldt jun. spricht unter Demonstration von Zeichnungen

**Über die flächenhafte Verteilung der Pigmente in der Haut bei Menschen und Affen.**

(Der Vortrag ist in den „Mitteilungen“ abgedruckt.)

2. Herr Univ.-Prof. Dr. Josef Kyrle spricht über

**den derzeitigen Stand der Frage von der Herkunft des Pigmentes in der menschlichen Haut.**

**Diskussion.**

(1.) Univ.-Prof. Dr. A. Fischel: Die Annahme, daß das Pigment nur in der Epidermis gebildet werde und von da erst in die tieferen Schichten der Haut gelange, steht mit sicher ermittelten embryologischen Tatsachen in unvereinbarem Widerspruch. Das Pigment der Haut tritt zuerst in Zellen auf, welche aus der sogenannten Kutislamelle der Urwirbel entstehen. Die zuerst entstehenden Pigmentzellen sind daher nicht epidermale, vom äußeren Keimblatte gebildete, sondern mesodermale, also dem mittleren Keimblatte entstammende

und später einen Bestandteil nicht der Ober- (Epidermis), sondern der Lederhaut (Cutis) bildende Elemente. Diese Pigmentzellen entstehen im allgemeinen überall dort, wo wir sie später in der Kutis antreffen, sie wandern also nicht von bestimmten Bildungsstätten aus an ihre endgültigen Lageorte. Unabhängig von ihnen entstehen später Pigment- beziehungsweise pigmentierte Zellen in der Epidermis. Die Fähigkeit, Pigmentkörnchen, zu bilden kommt also nicht bloß den Zellen eines bestimmten, nämlich des äußeren Keimblattes, sondern mindestens den Zellen des äußeren und des mittleren Keimblattes zu. Von dieser Fähigkeit machen die Zellen dieser Keimblätter unabhängig voneinander Gebrauch. So erklärt sich auch die von Herrn Toldt ermittelte Tatsache der Verschiedenheit der Pigmentierung in der Epidermis und in der Kutis in einfacher und befriedigender Weise, während die Annahme von der epidermalen Entstehung des Pigmentes dieser Tatsache nicht gerecht zu werden vermag.

(2.) Univ.-Prof. Dr. Heinrich Joseph: Vom Standpunkte des Zoologen, der neben der Histologie der höheren Tiere auch die der niederen Formen betreibt, muß ich mich den Ausführungen des Herrn Fischel anschließen. So sehr mir die lange Zeit herrschend gewesene Tendenz, der Epidermis die Pigmentbildung ganz abzusprechen, unberechtigt erschien und so sehr mich seit jeher die große Arbeit Ehrmanns zum Widerspruch reizte, kann ich es doch anderseits nicht als zulässig bezeichnen, dem Mesoderm die Fähigkeit zur Pigmentbildung einfach gänzlich abzusprechen. Beobachtungen an einer größeren Reihe von Objekten lehren folgendes: Es gibt Körperstellen und Entwicklungsstadien, wo ausschließlich epidermales und kein mesodermales Pigment nachweisbar ist, wie auch das Umgekehrte häufig der Fall ist. In vielen Fällen sind das epidermale und das gleichzeitig vorhandene, eventuell dicht benachbarte mesodermale Pigment ihrer morphologischen, physikalischen und sicher auch ihrer chemischen Natur nach völlig voneinander verschieden. Die auffallende topographische Differenz der Epidermis und des Kutispigmentes in den Befunden Toldts sprechen auch für eine völlige Unabhängigkeit, wie ja in der Diskussion schon betont worden ist. Ich sehe mich keineswegs veranlaßt, auch nicht durch die sehr bedeutsamen Ergebnisse Blochs, an der prinzipiellen Gleichberechtigung und Unabhängigkeit von Epiderm und Mesoderm bezüglich der autochthonen Pigmentbildung zu zweifeln.

Was die von Herrn Toldt erwähnte und durch das Bild einer Negerin illustrierte Tatsache des Vorkommens lichter Haarsträhne und topographisch sie fortsetzender Pigmentdefekte an der Stirnhaut betrifft, so möchte ich diese bekannte Erscheinung durch einen selbstbeobachteten Fall bekräftigen, der ein in der Literatur vielleicht noch nicht festgelegtes Detail enthält. Ich kenne ein dunkelblondes, lichthäutiges Kind, das einen auffallenden flachsblonden Haarsträhn über der einen Stirnseite besitzt. Die entsprechende Stirnpartie zeigt, wohl infolge des allgemeinen lichten Teints, keine Anomalie, hingegen tritt der hier gewissermaßen latente Pigmentdefekt an den Brauen und namentlich an den Wimpern des zugehörigen Auges auf das deutlichste wieder in Erscheinung und erzeugt einen scharfen Gegensatz zu dem Auge der anderen Seite.

(3.) Univ.-Prof. Dr. Josef Schaffer.

(4.) Prof. Fischel: Gewiß treten die ersten Pigmentkörnchen beim Embryo in den Zellen des Pigmentepithels der Retina auf, doch glaube ich dies hier, wo es sich um die Bildung des Haut-Pigmentes handelt, nicht in Betracht ziehen zu müssen. — Die Tatsache, daß hier auch von histologischer und zoologischer Seite gegen die von Herrn Kyrle verteidigte Anschauung Stellung genommen und die von mir vertretene Auffassungsweise gebilligt wurde ist erfreulich. Faßt man im Sinne dieser Anschauungsart die Pigmentierungen der einzelnen Keimblattabkömmlinge als unabhängig voneinander erfolgend auf, so läßt sich speziell für die Kutis-Pigmentierung eine sehr einfache Erklärung für die verschiedenen, aber für jede Art typischen Pigment-Zeichnungen heranziehen: Sie könnten sehr wohl dadurch zustande kommen, daß die Pigmentbildung in zeitlich verschiedenen Entwicklungsstadien und daher bei verschiedener Lage der pigmentbildenden Zellen erfolgt.

(5.) Univ.-Prof. Dr. Robert Stigler.

# Eingänge für die Bibliothek.*)

* **Fehlinger, H.,** Das Geschlechtsleben der Naturvölker. (Monographien zur Frauenkunde und Eugenetik, Nr. 1). Leipzig 1921.

**Pfeiffer, Dr. L.,** Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen. Jena 1920.

**Klaatsch, Dr. H.,** Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur. Berlin 1920.

* **Detzner, H.,** Vier Jahre unter Kannibalen. 1920.

* **Karutz, Dr. R.,** Führer durch das Museum für Völkerkunde zu Lübeck. Lübeck 1921.

**Ruckhaber, R.,** Eine neue Theorie der Vererbung. Berlin 1921.

* **Schlaginhaufen, O.,** Mitteilungen über eine Bereisung der Insel Lir in Melanesien. Zürich 1918/1919.

— Bastardierung und Qualitätsänderung. Bern und Leipzig 1920.

* **Koppers, W.,** Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neuen Völkerkunde. Mödling 1921.

* **Rathjens, Dr. C.,** Die Juden in Abessinien. Hamburg 1921.

**Toldt, Dr. C.,** (Besprechung) Anthropologische Untersuchung der menschlichen Überreste aus den altägyptischen Gräberfeldern von El-Kubanieh. S.-A. aus Népegészségügykiadja a magyar kiralyi népjóléti és munkaügyi miniszterium. 1921.

**Bussel, M.,** Miesień napinajacy torebke stawowa kolana tylny (m. tensor capsulae anticularis genu posterior). Warschau 1917.

**Gelbfisz, B.,** Przypadek miesnia ledżiowego dodatkowego (m. psoas accessorius) z oddzielnem sciegnem przyczepu do dodatkowego wyrostka kostnego kosci udowej. Warschau 1917.

**Gutowski, B.,** Przypadek anomalii serca o dwuch zastawkach półksiezycowatych aorty i czeterech tetnicach wiencowych. 1918.

**Majewski, J.,** Ein Fall von Anwesenheit der ductus hepatocistici beim Menschen. Warschau 1918.

**Loth, E.,** Ein Fall von M. cervico-capsulo-humeralis. Warschau 1917.

— Varietäten der a. cervicalis profunda und der a. cervicalis ascendens. Warschau 1917.

**Loth-Niemirycz, J.,** Êtudes anatomiques et anthropologiques sur le canal transversaire. Warschau 1916.

**Mossakowski, Dr. J.,** Przyrzad do rozwierania klatki piersiowej na zwlokach. Warschau 1916.

**Diels, P.,** Die Slawen. (Aus Natur und Geisteswelt.) Berlin 1920.

* **Kende, O.,** Geographisches Wörterbuch. Leipzig, Berlin 1921.

* **Schmidt, C. W.,** Geologisch-mineralogisches Wörterbuch. Leipzig, Berlin 1921.

**Brandler-Pracht, K.,** Die Sintflut kommt wieder. Berlin 1920.

* **Bieber, F. J.,** Kaffa, ein altkuschitisches Volkstum in Inner-Afrika. Münster 1920.

**Götze, Dr. A.,** Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Westprignitz. Berlin 1912.

— Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz. Berlin 1907.

— Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler der Kreise Lebus und Stadt Frankfurt a. O. Berlin 1920.

* **Schmidt-Kahle,** Volkserzählungen aus Palästina. Göttingen 1918.

* **Consten, H.,** Weideplätze der Mongolen. 2 Bände. Berlin 1919.

**Virchow, H.,** Gesichtsmuskeln des Schimpansen. Berlin 1915.

**Pires de Lima, A.,** Reminiscencias clinicas duma expediçao a Moçambique. Porto 1918.

— Notas etnograficas do Norte de Moçambique. Porto 1918.

— Contribuiçao para o estudo antropologico dos Indigenas de Moçambique. Porto 1918.

**Thurnwald, Dr. R.,** Entstehung von Staat und Familie. Berlin 1921.

* **Krebs, N.,** Die Verbreitung des Menschen auf der Erdoberfläche. (Natur und Geisteswelt, 632. Bd.) Berlin 1921.

**Clemen, C.,** Die nichtchristlichen Kulturreligionen. I. Jainismus — Buddhismus — Japanische und chinesische Nationalreligionen. II. Hinduismus — Parsismus — Islam. (Natur und Geisteswelt, Nr. 533/534.) Berlin 1921.

* **Hettner, Dr. Alfred,** Geographische Zeitschrift, XXVI/1—2. Leipzig 1920.

* **Czaplicka, M. A.,** Aboriginal Siberia, a study in social anthropology. Oxford 1914.

**Hrdlička, A.,** Medical and anthropological publications.

*— Anthropological Work in Peru in 1913. Washington 1914.

— The nost ancient skeletal remains of man. Washington 1914.

— Physical Anthropology in Amerika. Lancaster 1914.

* **Martin, Dr. R.,** Über Skelettkult und verwandte Vorstellungen. Zürich 1920.

**Rivet, Paul,** Le Mouvement Américaniste de 1914 à 1920. Paris.

Bibliographie américaniste. Paris 1920.

— Affinités du Sáliba et du Piaróa. Paris 1920.

**Rivet et Tastevin,** Affinités du Makú et du Puináve. Paris 1920.

**Rivet, Paul,** Les Katukina, Etude linguistique. Paris 1920.

**Crequi-Montfort et Rivet P.,** Linguistique bolivienne, La Langue kayuvava.

*) Die mit * bezeichneten Veröffentlichungen sind in den „Mitteilungen" angezeigt.

**Behlen, H.,** Die Höhle Wildscheuer bei Steeden a. d. L. (S.-A. Heimatland) 1921.

**Levy-Brühl, L.,** Das Denken der Naturvölker. Übersetzt von Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig 1921.

* **Breasted, J. H.,** The Origins of Civilizations. 1919 1920.

**Brøgger, A. W.,** Ertog og Øre den gamle norske vegt. Kristiania 1921.

**Le Coq, A. v.,** Osttürkische Gedichte und Erzählungen. Budapest 1919.

**Giuffrida-Ruggeri,** A proposito della leptorrinia dei Moriori e della loro deformazione cranica. Napoli 1921.

**Vorzeit,** Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiete der Vorgeschichtsforschung, herausgegeben von Prof. Hans Hahne. Bd. I. Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols. Mit 351 Abbildungen. Leipzig 1921.

**Volksbildungshaus Wiener Urania,** Entwicklung und Ausbreitung. 1919 1920.

**Rossini, C.,** La città di Deirê e i due laghi di Strab. XVI, 14. Rom 1920.

Lo Hatata zar'a ya'qob e il padre Giusto da Urbino 1920.

— L'editto di ras Gogsa sui feudi. Roma 1921.

**Schlaginhaufen,** Rudolf Pöch. Zürich 1921.

* **Einstein, Carl,** Negerplastik. München 1920.

**Guébhard, A. Dr.,** Les bronzes préhistoriques trouvés dans les Alpes-maritimes. Paris 1913.

**Société préhistorique française,** Commission d'étude des enceintes préhistoriques et Fortifications anhistoriques. Rapport LIX, LX, LXI et LXII.

**Guébhard, A.,** A quoi servent les lois soi-disant „Protectrices" des Antiquités. Le Mans 1912.

— Sur quelques Curiosités céramiques de l'Antiquité. Angoulême 1913.

**Horst, M.,** Ein zweiter „Halbmenschen"-Fund von Piltdown. 1921.

**Guébhard, A.,** Sur L'Anse Funiculaire. Saint-Vallier-De-Thiey 1913.

**Voigt, Bernhard,** Deutsch-Südwestafrika, Land und Leute. Stuttgart 1913.

**Buschan, Dr. G.,** Die Balkanvölker in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart.

— Die Bulgaren. Stuttgart 1917.

* **Lasch, Dr. R.,** Der Eid, seine Entstehung und Beziehung zu Glaube und Brauch der Naturvölker. Stuttgart 1908.

* **Festschrift, Eduard Hahn** zum LX. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Stuttgart 1917.

**Die Loango-Expedition 1873—1876.** Ein Reisewerk in drei Abteilungen von P. Güßfeldt, J. Falkenstein, E. Pechuel-Loesche. Leipzig 1879. 4 Bde.

**Frizzi, Dr. R.,** Anthropologie. Berlin 1921.

* **Frobenius, Leo,** Volksmärchen der Kabylen. Jena 1921.

**Kirfel, W.,** Die Kosmographie der Inder. Bonn und Leipzig 1920.

**Lehmann-Nitsche, R.,** La Antropologia de la Ensenanza universitaria argentinia. La Plata 1921.

**Kyrle, Dr. G.,** Prähistorische Funde im Museum zu Gmunden und ein verlassener Bergbau auf der Windleger-Alm bei Traunkirchen. Wien 1919.

— Bodendenkmale zwischen Gallneukirchen und Schwertberg in Oberösterreich. Wien 1919.

— Denkmalschutz und Bergbau. Wien 1919.

— Tätigkeitsbericht für die Jahre 1918 und 1919 über das Fundwesen und die Volkskunde. Wien 1919.

**Rivet P. et Tastevin C.,** Les tribus indiennes des bassins du Purús, du Juruá et des régions limitrophes. Paris 1921.

**Rivet, P.,** La Société des Américanistes de Paris. Paris 1921.

* **Gennep, A. van,** L'État actuel du problème totémique. Paris 1920.

**Giuffrida-Ruggeri, V.,** Affinità antropologiche fra Etiopici e Arabi meridionali. Napoli 1920.

**Matsumura, Akira,** The Shell-Mounds of Ogido in Riu-Kiu. Tokio 1920.

**Madrolle, Cl.,** (Besprechung v. Diehr) Bericht über eine Reise in das Innere der Insel Hainan. (S.-A. aus T'oung Pao.)

— Hai-nan, le Pays et ses Habitants. Paris 1909.

**Boman, E.,** Encore l'homme tertiaire dans l'Amérique du Sud. Paris 1919.

— Adiciones al proyecto de leyenda uniforme para mapas arqueológicos de la America de Sud. Quito-Ecuador 1920.

— Cementério indígena en Viluce (Mendoza) posterior a la conquista. Buenos Aires 1920.

**Friederici, Dr. G.,** Die Grundlegung der Vereinigten Staaten vor 300 Jahren.

* **Hadfield, E.,** Among the Natives of the Loyalty Group. London 1920.

* **Virchow, Hans,** Die menschlichen Skelettreste aus dem Kämpfe'schen Bruch im Travertin von Ehringsdorf bei Weimar. Jena 1920.

* **Hoernes, Dr. M.,** Urgeschichte der Menschheit. (Neubearbeitet von Dr. Friedrich Behn.) Berlin 1920.

**Sergi, Sergio,** L'Afrodite di Cirene, osservazione antropometriche. Roma 1919.

— Metodo per la determinazione dei piani del cranio. Roma 1919.

— Sulla distanza tra la spina iliaca anteriore superiore ed il grande trocantere. Roma 1919.

**Giuliani, Luigi,** L'Altezza del Cranio considerata quale carattere sessuale secondario nei due tipi brachi e dolicomorfi. Roma 1919.

**Battaglia, Raffaelo,** Il Caso Savini. Parenzo 1920.

**Kossinna, Gustaf,** Die Herkunft der Germanen. Leipzig 1920.

**Acta societatis medicorum fennicae „du ›decim".** Suomalaisen lääkäriseuran „duodecim". in toimituksia. T. I. Helsinski 1920.

* **Smith, Edwin E. & Andrew Murray Dale,** The Ila-speaking Peoples of Northern Rhodesia. London 1920. 2 Bde.

* **Kulturgeschichtliche Bibliothek.** Herausgegeben von W. Foy. I. Reihe Nr. 2. Das alte Ägypten von A. Wiedemann. Heidelberg 1920.

* — I. Reihe Nr. 3. Babylonien und Assyrien von Bruno Meißner. I. Bd. Heidelberg 1920.

* **Kultur und Welt.** Michael Haberlandt, Die Völker Europas und des Orients. Leipzig und Wien 1920.

**Hrdlička, Dr. A.,** The most ancient skeletal remains of man. (Smith. Report 1913, pp. 491—552.)

**Hoernes, Dr. M.,** The earlist forms of human habitation and their relation to the general developmnt of civilization. (Ebda. 1913, pp. 571—578.)

**Morgan, J. de,** Feudalism in Persia: its origin, development, and present condition. (Ebda. 1913, pp. 579—606.)

**Kanokogi, K.,** Shintoism and its significance. (Ebda 1913, pp. 607—615.)

**Evans, A. J.,** The minoan and mycenaean element in hellenic life. (Ebda. 1913, pp. 617—637.)

**Luschan, F. v.,** The early inhabitants of Western Asia. (Ebda. 1914, pp. 553—577.)

**Naville, E.,** Excavations at Abydos. (Ebda. 1914, pp. 579—585.)

**Fergusson, J. C.,** An examination of chinese bronzes. (Ebda. 1914, pp. 587—592.)

**Regnault, Dr. F.,** The rôle of depopulation, deforestation and Malaria in the decadence of certain nations. (Ebda. 1914, pp. 593—597.)

**Robinson, Louis,** The story of the Chin. (Ebda. 1914, pp. 599—609.)

**Millar, P. S.,** Recent developments in the art of illumination. (Ebda. 1914, pp. 611—628.)

**Hooper, L.,** The loom and spindle: past, present and future. (Ebda. 1914, pp. 629—678.)

**Termier, P.,** Atlantis. (ebda. 1915, pp. 219—234.)

**Dominian, L.,** Linguistic areas in Europe: their boundaries and political significance. (Ebda. 1915, pp. 409—443.)

**Borchardt, L.,** Excavations at Tell El-Amarna, Egypt, in 1913—1914. (Ebda. 1915, pp. 445—457.)

**Safford, W. E.,** Narcotic plants and stimulants of the ancient americans. (Ebda. 1916, pp. 387—424.)

**Evans, Arthur,** New archeological lights on the origins of civilizations in Europe. (Ebda. 1916, pp. 425—445.)

**Holmes, W. H.,** The great dragon of Quirigua, Guatemala. (Ebda. 1916, pp. 447—460.)

**Fewkes, W. J.,** A prehistoric Mesa Verde Pueblo and its people. (Ebda. 1916, pp. 461—488.)

**Willoughby, Ch.,** The art of the great earthwork builders of Ohio. (Ebda. 1916, pp. 489—500.)

**Bushnell, D. I.,** Ojibway habitations and other structures. (Ebda. 1917, pp. 609—617.)

**Cook, O. F.,** Foot-plow agriculture in Peru. (Ebda. 1918, pp. 487—491.)

**Fewkes, J. W.,** Sun worship of the Hopi Indians. (Ebda. 1918, pp. 493—526.)

**Hewitt, J. N. B.,** A constitutional league of peace in the Stone Age of America. The League of the Iroquois and its constitution. (Ebda. 1918, pp. 527—545.)

**Tredgold, A. F.,** The problem of degeneracy. (Ebda. 1918, pp. 547—562.)

**Petrie W. M. Flinders,** History in Tools. (Ebda. 1918, pp. 563—572.)

**Hopkins, E. W.,** The background of Totemism. (Ebda. 1918, pp. 572—584.)

**Lehmann, E.,** Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 379.) 2. Auflage, Leipzig, Berlin 1921.

**Sergi, Giuseppe,** Comment la paléontologie révèle l'origine et l'évolution des animaux et des végétaux. (Scientia, 1921.) Milano.

**Paret, Oskar,** Urgeschichte Württembergs. Stuttgart 1921.

* **Boas, Franz,** Kultur und Rasse. Leipzig 1914.

**Preuß, K. Th.,** Religionen der Naturvölker, 1910—1913. (S.-A. aus Archiv der Religionswissenschaft, XVII. Bd., 3. bis 4. Heft.) Berlin 1914.

Bericht über meine archäologischen und ethnologischen Forschungsreisen in Kolumbien. (S.-A. Z. f. E. 1920/21, Heft 2/3.)

— Reisebrief aus Kolumbien. (Z. f. E. 1914, Heft 1.)

**Karutz, Dr. R.,** Bericht des Museums für Völkerkunde zu Lübeck über das Jahr 1920. (29. Jahr.)

— Von Sinn und Ziel des Museums für Völkerkunde zu Lübeck. Lübeck 1921.

**Allgemeiner Bericht über die Nordtirolische Kapuziner-Mission von Bettiah und Nepal in Vorderindien.** Innsbruck 1896.

**1.—18. Jahresbericht über die Nordtirolische Kapuziner-Mission von Bettiah und Nepal in Vorderindien.** Innsbruck 1896—1914.

**Schlaginhaufen, Dr. O.,** Rasse, Rassenmischung und Konstitution. (S.-A. aus Natur und Mensch› August 1921, Nr. 11.) Bern und Leipzig.

**Scheidt, Walter Dr.,** Zur Technik der Brustumfangmessung. (S.-A. „Die Kindertuberkulose, 1921, Nr. 6/7.)

* **Deane, W.,** Fijian Society or the Sociology and Psychology of the Fijians. London 1921.

* **Hutton, J. H.,** The Angami Nagas with some Notes on Neighbouring Tribes. London 1921.

**Naumann, Hans,** Primitive Gemeinschaftskultur. Jena 1921.

**Giuffrida-Ruggeri, V.,** Sull'origine dell'Uomo. Nuove teorie e documenti. Bologna 1921.

**Samné, Dr. George,** La Syrie. Paris 1921.

**Kazarow, Gavrilu,** Prinos Paeonia starata etnografia i istoria na Makedonia (Geogr. Bibliothek. Beitrag zur alten Ethnographie und Geschichte Makedoniens.) 1921.

**Mahr, Dr. Adolf,** Die Prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt (Materialien zur Urgeschichte Österreichs, I. Serie, 1. Heft.) Leipzig 1921.

**Hoernes, Dr. Moritz,** Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. Leipzig 1921.

**Mogk, Dr. Eugen,** Über Runen und Hakenkreuze. Leipzig 1921.

— Die heidnisch-germanische Sittenlehre im Spiegel der eddischen Dichtung. Leipzig 1921.

**Wilser, Dr. L.,** Die nordeuropäische Menschenart und die germanischen Völker. Leipzig 1921.

**Jaeger, Karl,** Das Hakenkreuz.

— Zur Geschichte und Symbolik des Hakenkreuzes. Mit einer Bildtafel. Leipzig 1921.

***Junker, Dr. Hermann,** Das erste Auftreten der Neger in der Geschichte. Wien 1920.

**Imbelloni, Dr. J.,** Introducción a nuevos estudios de cráneotrigonometría. La Plata 1921.

**Westermann, Friedrich,** Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia. (Quellen der Religionsgeschichte.) Göttingen 1921.

**Preuß, K. Th.,** Religion und Mythologie der Uitoto (Quellen der Religionsgeschichte.) Göttingen 1921

**Rivet, P. et, P. Reinburg,** Les Indiens Marawan. (Extr. du Journ. de la Soc. des Americ. T. XIII.) Paris 1921.

**Rivet, P.,** Bibliographie Americaniste. (Extr. du Journ. de la Soc. des Americ. T. XIII.) Paris 1921.

**Haberlandt, Dr. A.,** Allmogekultur i de västra Balkanländerna. 1921.

* **Thurnwald, Dr.** R., Die Gemeinde der Bánaro. Stuttgart 1921.

**Westermann, D.,** Die Gola-Sprache in Liberia. Grammatik, Text und Wörterbuch. (Hamburger Universität, Abh. aus dem Gebiete der Auslandkunde, Reihe B, Bd. 4.) 1921.

**Giuffrida Ruggeri, V.,** Appunti di Etnologia Egiziana. Milano 1921.

— I molari umani esacuspidi e l'indice di molarizzazione. Napoli 1921.

* **Wirz, Dr. P.,** Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea. II. Teil. Die religiösen Vorstellungen und Mythen der Marind-anim und Herausbildung der totemistisch-sozialen Gruppierungen. Frankfurt a. M.

# Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Dezember 1921.

Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Wahl bzw. des Eintrittes. Korrekturen und Ergänzungen dieser Angaben werden an das Sekretariat, Wien, I. Burgring 7, erbeten.

## I. Ehrenmitglieder.

**Anutschin,** Dmitrij Nikolajewitsch, Univ.-Prof. Moskau (1908, korresp. Mitglied seit 1890).

**Boas,** Dr. Franz, Prof. an der Columbia University, New York, 123 West, 82nd Street, N. Y. City, U. S. A. (1909, korresp. Mitglied seit 1890).

**Boule,** Marcellin, Prof., Vorstand der paläontologischen Abteilung des Muséum National d'Histoire Naturelle. Paris, 3, Place Valhubert (1913).

**Cartailhac,** Dr. Émile. Toulouse (1901).

**Chantre,** Dr. Ernest, Sous-Directeur honoraire du Muséum des Sciences Naturelles Ex-chargé du Cours d'Anthropologie à l'Université de Lyon Secrétaire général-fondateur de la société d'anthropologie de Lyon. Fontville par Ecully, Rhône (1901).

**Fritsch,** Dr. Gustav, Prof., Geh. Medizinalrat. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).

**Luschan,** Dr. Felix R. v., Univ.-Prof., Geheimrat. Berlin, Südend, Öhlertstraße 26 (1910, korresp. Mitglied seit 1903; zugleich wirkliches Mitglied).

**Martin,** Dr. Rudolf, Univ.-Prof. München, Alte Akademie, Neuhauserstraße 51 (1918, korresp. Mitglied seit 1900).

**Müller,** Dr. Sophus, Direktor d. Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).

**Penck,** Dr. Albrecht, Hofrat, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Berlin W. 15, Knesebeckstr. 48 (1907).

**Pigorini,** Dr. Luigi, Direktor des Museo preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1904, korresp. Mitglied seit 1872).

**Rivière,** Émile, Directeur à l'École des Hautes Études au Collège de France. Paris, 97 Rue du Cherche-Midi (1907).

**Schweinfurth,** Dr. Georg, Prof. Schöneberg-Berlin, Kaiser-Friedrich-Straße 8 (1920, korresp. Mitglied seit 1884).

**Seler,** Dr. Eduard, Univ.-Prof. Steglitz bei Berlin, Kaiser-Wilhelm-Straße 3 (1908; zugleich unterstützendes Mitglied).

**Steinen,** Dr. Karl von den, Prof. Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstraße 66 (1908, korresp. Mitglied seit 1895; zugleich wirkliches Mitglied).

**Therese,** Prinzessin von Bayern. München (1 01).
**Uwarow,** Praskowja Sergejewna Gräfin, Präsident der russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Pereulok, Dom Uwarow (1890).
**Wieser-Wiesenhort,** Dr. Franz, Hofrat, Univ.-Prof., Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstraße 4 (1920, korresp. Mitglied seit 1903; zugleich wirkliches Mitglied).
**Wilczek,** Hans, Geheimer Rat. Wien, I. Herrengasse 5 (1918, zugleich unterstütz. Mitglied).

## II. Korrespondierende Mitglieder.

**Andree-Eysn,** Marie, Professorswitwe. Berchtesgaden, Kugelfeld 2 (1918, zugleich wirkliches Mitglied).
**Baines,** Jervoise Athelstane, Exdirektor des indischen Zensus, Vize-Präsident der Royal Statistical Society. London W., 23, Kensington Park Gardens (1904).
**Baye,** Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grande Armée 58 (1893).
**Breuil,** Henri, Abbé, Prof. Paris, 110 rue Demours (1913, zugleich wirkliches Mitglied).
**Brøgger,** Dr. Anton W., Prof., Konservator der Altertumssammlung der Universität Kristiania, Norwegen (1910).
**Bugiel,** Dr. Włódzimierz Mieczysław. Paris, Boulevard Saint-Marcel 53 (1910, zugleich wirkl. Mitglied).
**Capitan,** L., Professeur à l'École d'Anthropologie. Paris VI. (1905).
**Commont,** V., Prof. Amiens (Somme), 7 Avenue d'Édimbourg (1907).
**Dörpfeld,** Dr. Wilhelm, Professor. Jena, Kernbergstraße 2 (1895).
**Doudou,** Ernest, Conservateur du Musée Préhistorique et Spéléologique au château Cockerill. Seraing, Belgien (1908).
**Eitel,** Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
**Fischer,** Dr. Eugen, Univ.-Prof. Freiburg i. B., Mozartstraße 20 (1910).
**Foy,** Dr. Willy, Professor, Direktor des Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde. Köln a. Rh., Ubierring 42 (1908).
**Friederici,** Dr. Georg. Untermünstertal, Amt Staufen, Baden (1913).
**Fürst,** Dr. Karl M., Univ.-Prof. Lund (1904).
**Giuffrida-Ruggeri,** Dr. V., Univ.-Prof. Neapel, Istituto antropologico della R. Università (1911).
**Götze,** Dr. Alfred, Professor. Berlin-Groß-Lichterfelde, Steglitzer Straße 42 (1907).
**Grünwedel,** Dr. Albert, Professor. Berlin SW. Königgrätzer Straße 120 (1907).
**Haddon,** A. C., Univ.-Prof. Cambridge Inisfail, Hills Road, England (1910).
**Hahn,** Dr. Eduard, Professor. Berlin W. 50, Schaperstraße 33, Gartenhaus II (1920).
**Helbig,** Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
**Herrmann,** Dr. Anton, Professor und Museumsdirektor. Budapest, Garay-utca 24 (1890).
**Hervé,** Georges, Professeur à l'École d'Anthropologie. Paris, VI, 15 Rue de l'École médecine (1905).
**Hrdlička,** Dr. Aleš, Kurator am National-Museum in Washington (1910).
**Jarnik,** Urban, Univ.-Prof. Prag (1884).
**Juynboll,** H. H., Direktor des Rijks Ethnographisch Museum, Leiden, Rapenburg 69 (1920).
**Koch-Grünberg,** Dr. Theodor, Univ.-Prof., Direktor des Lindenmuseums. Stuttgart (1914).
**Koehl,** Dr. C., Sanitätsrat. Worms (1906, zugleich wirkliches Mitglied).
**Kossinna,** Dr. Gustav, Geheimrat. Berlin, Groß-Lichterfelde W., Karlstraße 10 (1919).
**Lecoq,** Dr. A. v. Dahlem bei Berlin, Humboldtstraße 25 (1911).
**Lehmann-Nitsche,** Med. et Ph. Dr. Robert, Chef der anthropolog. Abteilung am Museo de La Plata, Professor für Anthropologie an den Universitäten zu la Plata und Buenos Aires. La Plata, Argentinien (1909, zugleich wirkliches Mitglied).
**Manouvrier,** Dr. Léonce, Directeur a l'École des Hautes Études, Professeur à l'École d'Anthropologie. Paris, 1 Rue Clovis (1902).
**Mathews,** R. H., L. S., Parramatta, New South Wales, Hassallstreet (1905).
**Mehlis,** Dr. Christian, Prof. a. D. und Museumsvorstand. Neustadt a. d. Haardt, Rheinpfalz (1879).
**Mochi,** Aldobrandino, Direktor des Anthropologischen Instituts. Florenz, Via Gino Capponi (1913).
**Morselli,** Dr. Enrico, Direktor der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua, Via Assarotti 46 (1875).
**Mortillet,** Adrien de, Professeur à l'École d'Anthropologie. Paris VI. (1905).
**Nieuwenhuis,** Dr. A. W., Professor. Leiden, Witte Singel 75 (1920).
**Nordenskiöld,** Dr. Erland Freih. von. Göteborg, Schweden (1920).
**Obermaier,** Dr. Hugo, Professor. Madrid, Calle Alcalá 143, Ia der. (1913, zugleich wirkl. Mitglied).
**Olshausen,** Dr. Otto. Berlin W. 50, Kulmbacherstraße 7 (1895).
**Orsi,** Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).
**Papillault,** Dr. George, Professeur à l'École d'Anthropologie. Paris, IXe, 2 bis Avenue Frochot (1907).
**Reche,** Dr. Otto, Professor. Hamburg 13, Binderstraße 14 (1920).
**Reinecke,** Dr. Paul. München, Prinzregentenstr. 3, National-Museum (1919).
**Rossini,** Dr. Carlo Conti. Rom, 78 Via Palestro. (1904).
**Rutot,** Aimé, Konservator am naturhistorischen Museum in Brüssel (1904).
**Salin,** Dr. Bernhard, Reichsantiquar, Direktor des Nordischen Museums. Stockholm (1905).
**Sarasin,** Dr. Fritz. Basel, Spitalstraße 22 (1908).

**Sarasin,** Dr. Paul. Basel, Spitalstraße 22 (1908).
**Sarauw,** Georg, Intendent, Göteborg, Prinsgatan 7 (1921).
**Schlaginhaufen,** Dr. Otto, Univ.-Prof. Zürich 7, Susenbergstraße 94 (1919, zugl. wirkl. Mitglied).
**Schulenburg,** Willibald v. Zehlendorf bei Berlin, Annastraße 11 (1887).
**Schuchhardt,** Dr. Carl, Professor, Direktor am Museum für Völkerkunde. Groß-Lichterfelde W., Brienzerstraße 5 (1912).
**Seger,** Dr. Hans, Professor, Direktor am Schles. Museum f. Kunstgewerbe u. Altertümer. Breslau XIII, Victoriastraße 117/19 (1912).
**Sergi,** Dr. Giuseppe, Univ.-Prof. Rom, Università (1911).
**Stein,** Sir. Dr. M. Aurel. Srinagar, Kashmir, India (1911).
**Stoll,** Dr. Otto, Univ.-Prof. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
**Thilenius,** Dr. Georg, Professor, Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1906).
**Thurston,** Edgar, Superintendent des Government Museum in Madras (1911).
**Troutowski,** W. Moskau, Bersenjewka (1890).
**Uhle,** Dr. Max. pr. Adr. Academia Nacional de Historia, Quito, Ecuador (1898).
**Vinson,** Julien. Paris (1879).
**Viollier,** Dr. David, Vizedirektor des schweiz. Landesmuseums in Zürich (1919).
**Virchow,** Dr. Hans, Professor, Geh. Medizinalrat. Berlin W., Keithstraße 4 (1912).
**Weule,** Prof. Dr. Karl, Direktor des Mus. f. Völkerkunde, Leipzig, Königsplatz 10, 11 (1919).

## III. Stifter.

**Böhmker,** Richard, Fabriksdirektor. Wien, III. Hainburgerstraße 17/I (1920, zugleich unterstützendes Mitglied seit 1917).
**Gutmann,** Ing. Max, Bergrat. Wien, XVIII/1. Colloredogasse 24 (1918, unterstützendes Mitglied seit 1892).
**Liechtenstein,** Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, I. Bankgasse 9 (1895).
**Sieghart,** Dr. Rudolf, Geheimer Rat. Wien (1912).
**Urban & Schwarzenberg,** Medizinische Verlagsbuchhandlung. Wien, I. Maximilianstr. 4 (1912).
**Wanner,** Johann, Industrieller. Lienz, Tirol (1920.)
**Wetzler,** Bernhard, Generalrat, Wien, I. Strauchgasse 1 (1917).

## IV. Unterstützende Mitglieder.

**Adensamer,** Dr. Alexander. Wien, XIII. Woltergasse 2a (1920; lebenslängl. Mitglied).
**Angerer & Göschl,** C., Kunstanstalt. Wien, XVI/1. Ottakringerstraße 49 (1898).
**Apponyi,** Alexander Graf, Kämmerer. Lengyel, Komitat Tolna, Ungarn (1899).
**Auer-Welsbach,** Dr. Karl, Chemiker. Schloß Welsbach, Post Meiselding, Kärnten (1898).
**Böhmker,** Richard, Fabriksdirektor (1917, gleichzeitig Stifter, s. d.).
**Bonaparte,** Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
**Dungel,** Dr. Adalbert, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1891).
**Fuchs,** Dr. Ernst, Hofrat und Univ.-Prof. Wien, VIII/2. Skodagasse 13 (1912).
**Hamburger,** W., Buchdruckereibesitzer. Wien, VI. Mollardgasse 41 (1899).
**Jasper,** Friedrich, Buchdruckereibesitzer. Wien, III/1. Thongasse 12 (1901).
**Lanckoroński-Brzezie,** Karl Graf, Geheimer Rat, Wien, III/3. Jacquingasse 18 (1884).
**Müller,** Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I. Grünangergasse 1 (1880).
**Nopcsa,** Dr. Franz Freiherr v. Wien, I. Singerstraße 12 (1910).
**Odescalchi,** Livio, Solčany, Župa Nitrianska (Č.-Sl.) (1912).
**Ofenheim-Ponteuxin,** Wilhelm. Wien, III. Heumarkt 10 (1901).
**Schwarzenberg,** Johann Fürst zu. Wien, III. Rennweg 2 (1916).
**Seler,** Dr. Eduard, Univ.-Prof. in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser-Wilhelm-Straße 3 (1900; zugleich Ehrenmitglied).
**Sztranyak,** Josef, Chemigraph in Wien, VIII/2. Tigergasse 13 (1901, wirkl. Mitglied seit 1899).
**Wilczek,** Hans, Geheimer Rat. Wien, I. Herrengasse 5 (1870; zugleich Ehrenmitglied).

## V. Wirkliche Mitglieder.

**Abel,** Dr. Othenio, Univ.-Prof. Wien, XIII/2. Jenullgasse 2 (1917).
**Absolon,** Dr. Karl, Kustos am mährischen Landesmuseum. Brünn (1916).
**Adensamer,** stud. phil. Wolfgang. Schwechat bei Wien, Sendnergasse 4 (bei Dr. F. Schüßler) (1920).
**Andree-Eysn,** Marie, Prof.-Witwe (1912, zugleich korresp. Mitglied, s. d.).
**Angerer,** Dr. Franz. Wien, III/1. Leonhardg. 3 (1900).
**Ankert,** Heinrich, Stadtarchivar. Leitmeritz a. d. Elbe (1915).
**Anthropologisches Institut der böhmischen Universität Prag.** Prag, 1504-II, U Karlova 3 (1920).
**Anthropologisches Institut der Universität München.** München, Neuhauserstraße 51/III (1818).
**„Anthropos",** Intern. Zeitschrift f. Völker- und Sprachenkunde. St. Gabriel, Mödling bei Wien (1921).
**Antonius,** Dr. Otto, Priv.-Doz. Wien, III/4. Schützengasse 13.
**Arthaber,** Dr. Gustav, Univ.-Prof. Wien, IX/3. Ferstelgasse 3 (1899).

**Baernreither,** Dr. Josef Maria. Geheimer Rat. Wien, IV. Brahmsplatz 6.

**Baumann,** Carl, Beamter. Wien, XIV. Rauchfangkehrergasse 29, III 30 (1921).

**Bayer,** Dr. Josef, Priv.-Doz., Leiter der anthrop.-ethnogr. Abteilung des naturhistor. Museums. Wien, I. Burgring 7 (1918).

**Behlen,** Heinrich, Forstmeister. Weilburg a. d. Lahn (1902).

**Bellak,** Isidor. Wien, II/3. Kundmannstraße 2 (1917).

**Bergmann,** Hans. Wien, III/4. Schützengasse 1 (1919).

**Beth,** Dr. Karl, Univ.-Prof. Wien, VII. Zitterhofergasse 8 (1916).

**Bettelheim-Stein,** Dr. phil. Therese. Wien, IX/4. Sechsschimmelgasse 6/8 (1914).

**Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I. Felderstraße, Rathaus (1896).

**Bibliothek d. Benediktinerstiftes** Melk, N.-Ö. (1902).

**Bibliothek des Prämonstratenserstiftes Schlägl,** Post Aigen, O.-Ö. (1900).

**Bleichsteiner,** Dr. Robert. Wien, I. Mölkerbastei 10, Forschungsinstitut für Osten und Orient (1921).

**Botstiber,** Dr. Rudolf, Gemeindearzt. Wien, XXI. Kaiserin-Elisabeth-Straße 44 (1901).

**Bouchal,** Dr. Leo, Sektionsrat. Wien, VI. Linke Wienzeile 62 (1901).

**Bouchal,** Leonard. Wien, IV. Schäffergasse 22 (1895).

**Braun,** Dr. Michael, Marinestabsarzt d. R. Wien, I. Stubenring 16 (1913).

**Breit,** Alfred, stud. phil. Wien, III. Thongasse 6, 4/21 (1920).

**Breitner,** Burghard, Dr. med. Wien, IX/1. Wasagasse 26 (1900).

**Brenner-Felsach,** Joachim. Wien, I. Stubenring 6. (1889).

**Breuil,** Henri, Abbé, Professor. (1907, zugleich korresp. Mitglied, s. d.)

**Brückner,** Dr. Eduard, Hofrat, Univ.-Prof. Wien, III. Baumanngasse 8 (1921).

**Bufe,** Emil, Missionsprediger. Hattenbach bei Nieder-Aula, Kreis Hersfeld, Hessen (1915).

**Bugiel,** Dr. Włodzimierz Mieczysław. (1891, zugleich korresp. Mitglied, s. d.)

**Bulić,** Franz, Monsignore, Museumsdirektor. Spalato (Split) (1896).

**Calliano,** Karl, Sekretär der Bezirkskrankenkassa. Baden, N.-Ö., Braunstraße 19 (1900).

**Christian,** Dr. Viktor, Kustos am naturhist. Museum. Wien, I. Burgring 7 (1914, lebenslängl. Mitglied).

**Cohn,** Dr. Paul, Dozent am technol. Gewerbemuseum. Wien, IX/1. Türkenstraße 9 (1905, lebenslängl. Mitglied).

**Czekanowski,** Dr. Jan, Professor, Vorstand des anthropol.-ethnolog. Instituts der Universität. Lemberg, Dlugoszstraße 8 (1914).

**Czermak,** Dr. Wilhelm, Priv.-Doz. Wien, III. Erdbergstraße 9 (1921).

**Dabkovitcz,** Elena. Wien, VIII. Kupkagass 6, 14 (1921)

**Dangel,** Richard, Beamter der öst.-ung. Bank. Wien, IV. Preßgasse 17, III/24 (1921).

**Domonkos,** Liane, Mittelschullehrerin, Wien, V. Kohlgasse 36 (1919).

**Dopsch,** Dr. Alfons, Univ.-Prof. Wien, III/1. Ungargasse 12 (1916).

**Drächsler,** Karl jun., Fabrikant, Wien, I. Tegetthoffstraße 10 (1918).

**Dub,** Ella. Wien, I. Parkring 2 (1921).

**Eberhard,** Konrad, Pfarrer. St. Martin bei Ried, O.-Ö. (1899).

**Eiselsberg,** Dr. Anton, Hofrat und Univ.-Prof. Wien, I. Mölkerbastei 5 (1912).

**Erdheim,** Dr. Jakob, Univ.-Prof. Wien, IX/3. Alserstraße 4, allgem. Krankenhaus, pathol.-anat. Institut (1919).

**Exner,** Dr. Sigmund, Hofrat und Univ.-Prof. Wien, VIII/1. Schlösselgasse 12 (1912).

**Faber,** Dr. Richard, Großindustrieller. Wien, I. Eßlinggasse 5 (1916).

**Familien-Fideikommiß-Bibliothek.** Wien, I. Hofburg (1877). .

**Fedrigotti,** Maria. Wien, VIII. Kochgasse 8 (1917).

**Fehringer,** Dr. Otto, Regierungsrat und Gymnasial-Direktor, Konservator i. Seitenstetten, N.-Ö. (1901).

**Feiler,** Dr. Karl. Wien, XVIII/1. Scheibenbergstraße 18 (1918).

**Feiler,** Dr. Leopold. Bruck. a. d. L. Kaiser-Franz-Josef-Straße (1919).

**Field Museum of Natural History.** Chicago (1905).

**Forschungsinstitut für Osten und Orient.** Wien, I. Mölkerbastei 10 (1919).

**Franz,** Leonhard. Wien, XVII/2. Artariastr. 10 (1919).

**Friedl,** Dr. Eduard, Professor. Wien, XII/2. Altmannsdorferstraße 73 (1919).

**Friedrich,** Wilhelm, Musikdirektor. Wien, V. Margaretengürtel 16/8 (1918).

**Frischauf,** Dr. Eugen, Notar. Eggenburg, N.-Ö. (1888).

**Geographisches Institut** der Universität. Wien, I. Ring des 12. November 3 (1894).

**Geologische Staatsanstalt.** Wien, III/2. Rasumofskygasse 23 (1904).

**Geologisch-Paläontologisches Museum in Zagreb** (Agram). Agram, S. H. S. (1919).

**Geschichtsverein für Kärnten,** Direktion des. Klagenfurt (1904).

**Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Preußisch-Schlesien), Kaiser-Friedrich-Museum (1889).

**Geyer,** Dr. Rudolf, Univ.-Prof. Wien, XVIII/1. Türkenschanzstraße 22 (1907).

**Giffen,** Dr. van, Inspecteur des prähistorischen Museums. Groningen, Holland (1920).

**Goldmann,** Dr. Emil, Univ.-Prof. Wien, XII/2. Altmannsdorferstraße 50, II (1904).

**Graßberger,** Dr. Roland, Univ.-Prov., Sanitätsrat. Wien, XVII/2. Braungasse 47 (1912).

**Großer,** Dr. Otto, Univ.-Prof. Prag II, Salmgasse 5 (1908).

**Gruber-Menninger,** Dr. Gabriele. Wien, IV. Goldeggasse 7 (1920).

**Gubatta,** Adolf. Wien, VI. Kaunitzgasse 35 (1920).

**Gussenbauer,** Dr. Rudolf, Wien, VIII/1. Skodagasse 9 (1914).

**Guttenbrunner,** Georg, Oberstlt. d. R. Wien, X/2. Antonsplatz 16, dz. Neustadt a. d. Donau (1919).

**Haberlandt,** Dr. Arthur, Privatdozent. Wien, XIX/5. Sieveringerstraße 5 (1912).

**Haberlandt,** Dr. Michael, Hofrat, Univ.-Prof., Direktor des Museums für Volkskunde. Wien, XIX/1. Gymnasiumstraße 56 (1884—1896, dann seit 1907).

**Halm & Goldmann,** Verlagsbuchhandlung. Wien, I. Opernring 19 (1911).

**Hatschek,** Dr. Bertold, Univ.-Prof. Wien, VIII/1. Langegasse 8 (1910).

**Hauer,** Rupert, Pfarrer. Dietmanns, Post Gmünd, II N.-Ö. (1921).

**Haustein,** Dr. Hans. Berlin, N. 15, Bayrische Straße 3 (1918).

**Hautmann,** Dr. Fritz. Wiener-Neustadt, Hauptplatz 14 (1916).

**Heger,** Franz, Hofrat, Direktor der anthrop.-ethnogr. Abteilung des naturhistorischen Museums i. R. Wien, III/2. Rasumofskygasse 1 (1878).

**Hein,** Marie. Wien, XIII/5. Rettichgasse 4 (1904).

**Heine-Geldern,** Dr. Robert. Wien, I. Kolowratring 7 (1912).

**Heil,** Martin, Ingenieur. Salzburg, Thumegger Bezirk Nr. 1 (1911).

**Hellman,** Dr. Milo. 40 East 41st Street, New York City, U. S. A. (1920).

**Herlinger,** Dr. Richard, Prof. Krems a. d. Donau, Lehrerbildungsanstalt (1918).

**Hesch,** Dr. Michael, Demonstrator am anthrop.-ethnogr. Institut der Universität. Wien, IX. Wasagasse 4 (1920).

**Hestermann,** Dr. Ferdinand. Hamburg, Falkenried 63, III (1916).

**Hilber,** Dr. V., Univ.-Prof. Graz, Ruckerlberg, Ehlergasse 5 (1908).

**Hitzenberger,** Dr. Karl. Wien, IX/2. Lazarettgasse 14, I. med. Klinik (1919).

**Hochstetter,** Dr. Ferdinand, Univ.-Prof. Wien, XIX/1. Pokornygasse 23 (1909).

**Hoffmann,** Dr. M. Wien, I. Bauernmarkt 9 (1919).

**Hofmann,** Ignaz, Militär-Oberlehrer d. R. Baden bei Wien, Martin Mayer-Gasse 6 (1900).

**Hohenlohe-Langenburg,** Max Egon. Wien, III. Jacquingasse 6 (1919).

**Holländer,** Dr. Alexander, Priv.-Doz. an der Univ. Wien, I. Rathausstraße 20 (1888).

**Horowitz,** stud. phil. Emilie. Wien, VII. Schönborngasse 10 (1918).

**Hovorka,** Dr. Oskar, Ordinarius des niederösterr. Kinderhauses in Gugging bei Wien (1893).

**Hrodegh,** Dr. A., Pfarrer. Schwarzau im Gebirge, N.-Ö. (1917).

**Hüsing,** Dr. Georg, Univ-Prof. Wien, XVIII/3. Glanzinggasse 44 (1916).

**Istituto Antropologico della R. Università di Napoli.** Neapel (1920).

**Jaden (Krticzka),** Dr. Hans, Oberlandesgerichts-Rat. Wien, XVIII/1. Wallrießstraße 72 (1916).

**Jagić,** Dr. Vatroslav, Hofrat, Univ.-Prof. Wien, VIII/1. Kochgasse 15 (1892).

**„Joanneum", Landesmuseum,** Altertumssammlung, Graz, Raubergasse 10 (1891).

**Jolles-Kulka,** Dr. Annemarie. Wien, XII. Teichackergasse 5 (1918).

**Junker,** Dr. Hermann, Univ.-Prof. Wien, VIII. Alserstraße 17 (1917).

**Jurié-Lavandal,** Dr. Gustav, Hofrat. Wien, I. Freyung 6 (1870).

**Kestranek,** Paul, General d. Inf. d. R. Wien III, 4, Klimschgasse 12 (1920.)

**Kießling,** Franz, Ing. Wien, V. Franzensg. 13 (1909).

**Kinzl,** Hans, Wien, X. Humboldtplatz 5 (1921).

**Klein,** Philipp. Wien, IV. Rechte Wienzeile 15 (1919).

**Klotz,** P. P., Pfarrer. Wien, XVII/2. Rupertusplatz, Pfarrhof (1918).

**Klusemann,** Dr. Kurt. Graz, Neuthorgasse 55 (1918, lebenslängliches Mitglied).

**Koblitz-Willmburg,** Hans, Oberst d. R. Salzburg, Paris-Lodronstraße 2 (1888).

**Köchert,** Theodor, Juwelier. Wien, I. Neuer Markt 15 (1905).

**Koehl,** Dr. C., Sanitätsrat. Worms (1906, zugleich korresp. Mitglied).

**König,** Friedrich, stud. phil., Wien, XIX/1. Döblinger Gürtel 2 (1919).

**Körbl,** Dr. Herbert, Primarius, Wien, VIII. Alserstraße 43 (1921).

**Kohler,** Dr. Richard. Wien, XIII/1. Eduard Kleingasse 25 (1913).

**Kohn,** Dr. Artur. Wien, I. Himmelpfortgasse 20 (1911).

**Kohn,** Dr. Emmerich, Wien, III/2, Gärtnerg. 8 (1919).

**Koppers,** P. Dr. Wilhelm, Redakteur des „Anthropos". Mödling, St. Gabriel (1916).

**Koreisl,** Wilhelm, Beamter der österr.-ung Bank. Wien, I. Landhausgasse 2, 3. St. (1918)

**Korn,** David, 35 West 81st. Street, New York City, U. S. A. (1920).

**Korn,** Ralph, 35 West 81st. Street, New York City, U. S. A. (1920).

**Korn,** William, 875, Park Avenue, New York City, U. S. A. (1920).

**Krämer,** Friederike, Wien, V. Rechte Wienzeile 73 (1920).

**Krainisches Landesmuseum** Rudolfinum. Laibach (1914).

**Kraitschek,** Dr. Gustav, Realschul-Prof. Wien, VI. Stumpergasse 5, 4. St. (1901).

**Kretschmer,** Dr. Paul, Univ.-Prof. Wien, VIII 1. Florianigasse 23 (1899).

**Kretschy,** med. Franz. Wien, VIII/2. Daungasse 3, I 6 (1921).

**Kuhn,** Dr. Konrad, Hofarzt. Wien, IV/1. Schwindgasse 16 (1893).

**Kukovszky,** Stefan. Klosterneuburg, Aufeldg. 23 (1912).

**Kulka,** Dr. Richard, Advokat. Wien, VI. Mariahilferstraße 109 (1889).

**Kyrle,** Dr. Josef, Univ.-Prof. Wien IX/3. Währingerstraße 27 (1917).

**Kyrle,** Georg, Dr. und Mag. Pharm., Priv.-Doz. Wien, XVIII 1. Währingerstraße 81 (1910, lebensl. Mitglied).

**Lach,** Dr. Robert, Univ.-Prof. Wien, XVIII. Pötzleinsdorferstraße 146—148 (1920).

**Lambertz,** Dr. Max, Gymnasial-Prof. Wien, V. Kriehubergasse 27 (1911).

**Landesbibliothek** in Darmstadt (1909).

**Landes-Oberrealschule,** N.-ö., und Gewerbeschule in Wr.-Neustadt (1887).

**Landes-Real- und Obergymnasium,** N.-ö., in Horn (1893).

**Landwirtschaftliche Akademie,** Böhm. Tetschen-Liebwerd (1899).

**Lasch,** Dr. Richard, Hofrat, Direktor des Rudolfspitales. Wien, III. Juchgasse 25 (1899).

**Lebzelter,** Dr. Viktor. Wien, VI. Schmalzhofgasse 10 (1910).

**Lehmann-Nitsche,** Med. et Phil. Dr. Robert, Univ.-Prof. usw. (1896, zugleich korresp. Mitglied, s. d.)

**Lehmann,** Dr. med. et phil. Walter, Professor, Leiter des ethnol. Forschungsinstitutes, Direktor am Mus. f. Völkerkunde. Berlin, SW. 11, Königgrätzerstraße 120 (1917).

**Lenz,** Dr. Hans, städtischer Arzt. Wien, XX/2. Innstraße 5 (1909).

**Lenz,** Dr. Oskar, Hofrat, Univ.-Prof. i. R. Baden-Soos bei Wien (1893).

**Linde,** Franz X., Apotheker. Melk (1905).

**Lippert,** Dr. Gustav, Hofrat, Priv.-Doz. Wien, VI. Fillgradergasse 12—14 (1918).

**Lorenz,** Dr. Emil, Landesreferent für das Volksbildungswesen in Kärnten. Klagenfurt, Künstlerhaus (1921).

**Löser,** Josef, Beamter der Bundesbahnen. Krems a. d. Donau, Schmidgasse 15 (1921).

**Löwy,** Dr. Emanuel, Univ.-Prof. Wien, II/1, Untere Donaustraße 29 (1919).

**Luschan,** Dr. Felix Ritter v., Professor, Geheimrat. Berlin-Südend, Öhlertstraße 26 (1872, zugleich Ehrenmitglied, s. d.).

**Ludwigstorff,** Anton, Geheimer Rat. Deutsch-Altenburg a. d. Donau, N.-Ö. (1887).

**Mahr,** Dr. Adolf, Kustosadjunkt am naturhist. Museum, Wien, I. Burgring 7 (1913).

**Martian,** Julian, k. ung. Major d. R., Gutsbesitzer, Naszód, Rumänien (1909).

**Massari,** Julius, Beamter. Wien, XVII/2. Dornbacherstraße 25 (1901).

**Mattula,** Josef, Bauwerkmeister i. R. Unter-Retzbach, N.-Ö. (1892).

**Mattula,** Ludwig, Oberlehrer. Unter-Retzbach, N.-Ö. (1892).

**Mayer,** Bernhard. 41 East 72nd Street, New York City, U. S. A. (1920).

**Mayer,** Theresa. 41 Ea3t 72nd Street, New York City, U. S. A. (1920).

**Mayr,** Dr. Karl, Landesgerichtsrat i. R. Graz, IV. Strauchergasse 15 (1917).

**Mehl,** Dr. Erwin, Prof. Klosterneuburg bei Wien, Leopoldstraße 60a (1921).

**Meixner,** Dr. Karl, Univ.-Prof. Wien, XVII/2. Dornbacherstraße 48 (1921).

**Menghin,** Dr. Oswald, Univ.-Prof. Wien, XVII/1. Gersthoferstraße 108 (1910, lebenslängl. Mitgl.).

**Meringer,** Dr. Rudolf, Univ.-Prof. Kroisbach bei Graz, Bahnstraße (1899).

**Miloslavich,** Dr. Eduard, Professor. Wien, XVIII/1. Gentzgasse 25 (1920).

**Mötefindt,** Dr. phil. Hugo. Wernigerode a. H., Moltkestraße 9 (1920, lebenslängl. Mitglied).

**Montecuccoli-Polinago,** Rudolf, Geheimer Rat, Admiral a. D. Baden bei Wien, Kaiser-Franz-Josefs-Ring 9 (1884).

**Much,** Dr. Alois. Wien, VIII/2. Alserstraße 57 (1908).

**Much,** Dr. Rudolf, Univ.-Prof. Wien, XIII/2. Penzingerstraße 82 (1880).

**Müller,** Karl, Bürgerschullehrer. Brunn a. Geb. Liechtensteinstraße 5 (1921).

**Musealverein** in Hallstatt, O.-Ö. (1891).

**Museo civico di storia naturale.** Triest (1920).

**Museum** der Stadt Essegg (Osijek), S. H. S. (1898).

**Museum** der Stadt Retz (1905).

**Museum für Völkerkunde.** Berlin SW., Königgrätzer Straße 120 (1908).

**Museum für Völkerkunde** in Hamburg (1895).

**Museum für Völkerkunde** in Leipzig, Königsplatz 10—11 (1888).

**Museum für Völkerkunde** in Lübeck (1919).

**Museum für Völkerkunde** in München, Galeriestraße 4 (1919).

**Museum Naturhistorisches,** in Braunschweig (1913).

**Museum, Städtisches,** in Oberhollabrunn (1913).

**Museum vaterländischer Altertümer** in Stuttgart, Neckarstraße 8 (1908).

**Mžik,** Dr. Hans, Priv.-Doz., Kustos an der Nationalbibliothek. Wien, XIII/6. Leopold Müllergasse 1 (1910).

**Naturforschende Gesellschaft** in Danzig (Buchhandlung L. G. Hamann, Langemarkt 9/10) (1904).

**Neergaard,** C., Inspektor am Nationalmuseum in Kopenhagen (1905).

**Neufeld,** Emmerich. Wien (1919).

**Neumann,** Michael. Wien, IX/3. Schwarzspanierstraße 15, 7 IV/24 (1919).

**Neumann,** Dr. Robert. Wien, XIX. Döblinger Hauptstraße 4 (1920).

**Neumüller,** Dr. Hans. Innsbruck, Orthopäd. Klinik. (1921).

**Neureiter,** Dr. Ferdinand, Assistent am II. anat. Institut. Wien, XVIII. Hochschulstr. 4 (1921).

**Oberhummer,** Dr. Eugen, Hofrat, Univ.-Prof. Wien, IX/2. Alserstraße 28 (1904).

**Obermaier,** Dr. Hugo, Professor (1901, zugleich korresp. Mitglied s. d.)

**Obersteiner,** Dr. Heinrich, Hofrat, Univ.-Prof. Wien, XIX/1. Krottenbachstraße 3 (1870).

**Outes,** Félix F. Buenos Aires, calle defensa 1171, Argentinien (1907).

**Palliardi,** Jaroslaw, Notar. Mährisch-Budwitz (1889).

**Panholzer,** Josef, Kooperator. Anzbach bei Neulengbach (1919).

**Panzl,** Rolf. Klosterneuburg, Rosenbühel 48 (1919).

**Patsch,** Dr. Karl, Hofrat. Wien, IX. Hörlg. 6 (1921).

**Paudler,** Dr. Fritz. Wien, XII 2. Belghofergasse 26 (1917).

**Paulsen,** Rudolf, Wien, XVIII 1. Hofstattgasse 22 (1917).

**Pernt,** Lilly. Wien, III. Landstr. Hauptstraße 97 (1921).

**Peter,** Karl. Wien, XII/1, Tivoligasse 24 (1920).

**Petrovic,** Dr. phil. Jozo. Travnik, Bosnien (1920).

**Pfeifer-Grohbe,** Schaffy. Wien, I. Schellingg. 1 (1921).

**Pick,** Dr. Alois, Univ.-Prof. Wien, I. Rudolfsplatz 12 (1895).

**Pietschmann,** Dr. Antonie. Wien, VI. Mariahilferstraße 55, 2. Stock (1921).

**Piskaček,** Dr. Ludwig, Univ.-Prof. Wien, VII. Kellermanngasse 3 (1913).

**Pöch,** Dr. phil. Hella. Wien, IX/3. Freiheitsplatz 10 (1911).

**Pokorny,** Jur. et Phil. Dr. Julius, Univ.-Prof. Berlin, Universität (1912).

**Pokorny,** Dr. Richard. Wien, XII/1. Schwenkgasse 11/8 (1914).

**Pollack,** Robert, Kommerzialrat, Präs. der Freistädter Stahl- und Eisenwerke. Wien, III/3. Rennweg 11 (1918).

**Pollitzer,** Dr. Hans, Priv.-Doz. Wien, IX 2. Widerhofergasse 5 (1919).

**Prähistorisches Institut** der böhmischen Universität (Prof. Niederle), Prag (1920).

**Pramberger,** P. Romuald, Kustos des Museums für Volkskunde in St. Lambrecht (Obersteiermark) (1917).

**Preen,** Hugo, akademischer Maler, Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, O.-Ö. (1885).

**Preindlsperger-Mrazović,** Milena, Schriftstellerin. Wien, IV. Rienößlgasse 7 (1889).

**Prodinger,** Dr. Karl, Oberlandesgerichtsrat. Wien, VI/2, Bürgerspitalgasse 11 (1920).

**Provinzialmuseum Hannover.** Hannover, Rudolph v. Bennigsenstr. 1 (1919).

**Raabe,** Dr. R. Saxen, O.-Ö. (1913).

**Rakowsky,** Dr. Johann, Gymnasial-Prof. Lemberg, Listopadgasse 31 (1915).

**Reich,** Alois, Industrierat. Wien, II/1. Praterstr. 32 (1919).

**Reichel,** Dr. Heinrich, Univ.-Prof. Wien, IX. Kinderspitalgasse 15 (1920).

**Reisch,** Dr. Emil, Univ.-Prof. Wien, XVIII 1. Karl Ludwigstraße 28 (1894).

**Riehl,** Dr. Gustav, Univ.-Prof. Wien, I. Kantg. 3 (1912).

**Röck,** Dr. Friedrich, Museumsassistent, Wien, I. Burgring 7 (1921).

**Römisch-Germanisches Zentralmuseum** in Mainz (1899).

**Rohrer,** Hans, Lehrer, Jagerberg, Steiermark (1921).

**Rollett,** Dr. Emil, Regierungsrat, Direktor und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, N.-Ö., Berggasse 37 (1870).

**Rossauer,** Otto, Fabriksdirektor. Preßburg, Ventuz ut 20 (1919).

**Rosthorn,** Dr. Arthur, Gesandter a. D. Wien, III. Arenbergring 9 (1894).

**Roth,** Karl, stud. phil. Kaiserslautern, Rheinpfalz, Fackelwoogstraße 19 (1921).

**Rotter,** Dr. Maria. Salzburg, Lasserstraße 24 (1919).

**Rudnyćkyj,** Dr. Stefan, Univ.-Prof. Wien, VIII. Schlösselgasse 11 (1920).

**Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III/2. Marxerg. 3 (1888).

**Scheff,** Dr. Julius, Univ.-Prof. Wien, I. Hoher Markt 4 (1887).

**Schilder,** Dr. Franz, Wien, I. Singerstraße 32 (1921).

**Schlaginhaufen,** Dr. Otto, Univ.-Prof. Zürich (1918, lebensl. Mitglied; zugl. auch korr. Mitglied, s. d.).

**Schmidl,** Marianne, Dr. phil. Wien, I. Josefsplatz, Nationalbibliothek (1914).

**Schmidt,** Frau Prof. Cäcilie. Jena, Kaiser-Wilhelm-Straße 3 (1907).

**Schmidt,** S. V. D., P. Dr. Wilhelm. St. Gabriel-Mödling bei Wien (1899).

**Schönborn-Wiesentheid,** Dr. Erwein Erbgraf von. München, Briennerstr. 16 (1900).

**Schröder,** August, Verlagsbuchhändler, Stuttgart, Johannesstraße 11a (1921).

**Schuchardt,** Dr. Hugo, Hofrat, Univ.-Prof. i. R. Graz, Johann Fuxgasse 30 (1885).

**Schüller,** Dr. Arthur, Univ.-Prof. Wien, IX/3. Garnisongasse 7 (1909).

**Schürer-Waldheim,** Dr. Fritz. Wien, XIII 5. Isbarygasse 20a (1915).

**Schütz,** Gustav, Firmateilhaber. Wien, IX. Berggasse 6 (1917).

**Schullern zu Schrattenhofen,** Dr. Hermann, Hofrat, Univ.-Prof. Innsbruck, Adamgasse 11 (1904).

**Schultz,** Dr. Wolfgang. Wien, XIX 5. Sieveringerstraße 149 (1909).

**Schumacher-Marienfried,** Dr. Sigmund, Univ.-Prof. Innsbruck, Histologisches Institut der Universität (1905).

**Schwarz,** Ing. Karl, Chemiker, Fachschriftsteller. Wien, II. Rembrandtstraße 28 (1920).

**Schwerz,** Dr. F., Priv.-Doz. Genf, Rue de l'Arquébuse 6 (1917, lebensl. Mitglied).

**Seracsin,** Alexander, Ökonomieverwalter, Mannersdorf a. Leithagebirge (1919).

**Sieger,** Dr. Robert, Univ.-Prof. Graz, Goethestr. 43 (1891).

**Skrabar,** Viktor, Notar. Ptuj (Pettau), S. H. S. (1920).

**Skribany,** Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling bei Wien, Schrannenplatz 2 (1900).

**Sperk,** Dr. Bernhard, Primarius. Wien, VIII. Josefstädterstraße 57 (1914).

**Spieß,** Dr. Karl, Gymnasial-Prof. Wien, XIII/2. Leegasse 9 (1921).

**Staatsgymnasium,** Oberhollabrunn, N.-Ö. (1893).

**Staudenatler,** Dr. Rudolf, Realschul-Prof. Wien, XIII. Dampierrestraße 1, 2. Stock (1921).

**Steinen,** Dr. Karl von den, Professor. Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstraße 66 (1892, zugleich Ehrenmitglied).

**Steiner,** Franz. Schaab bei Podersam, Böhmen (1891).

**Stelzer,** Dr. Dominik, Ordinarius der n.-ö. Landesirrenanstalt am Steinhof. Wien, XIII/12 (1919).

**Stepaniw,** Olena. Lemberg, Gymnasium der Basilianerinnen, Potockigasse (1921).

**Stern,** Dr. Wilhelm, Buchhändler, Wien, I. Ring des 12. November 22 (1919).

**Stigler,** Dr. Robert, Univ.-Prof. Wien, IX/3. Währingerstraße 13 (1918).

**Stipek,** Hermann, Wien, VIII. Stolzenthalerg. 10 (1919).

**Stołyhwo,** Kazimierz, Direktor des Anthropologischen Instituts der Warschauer Gesellschaft der Wissenschaften. Warschau, ulice Kaliksta 8 (1907).

**Storno,** Max, Architekt. Ödenburg, Wienerstraße 5/I (1921).

**Szombathy,** Josef, Hofrat i. R., Kustos am naturhist. Museum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8 (1879).

**Tandler,** Dr. Julius, Univ.-Prof. Wien, IX/3. Beethovengasse 8 (1904).

**Taubert,** Dr. Margarete. Wien, XIX. Hardtgasse 7 (1920).

**Teltschik,** Dr. Richard, Notar. Herzogenburg (1908).

**Teutsch,** Julius, Fabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Roßmarkt 4 (1899).

**Theuer,** Erwin, Schloßbesitzer. Post Fischlham, O.-Ö. (1921).

**Thorsch,** Dr. Emil, p. Adr. S. Thorsch Söhne. Wien, I. Hohenstaufengasse (1911).

**Toldt,** Dr. Anton, Augenarzt. Salzburg, Getreidegasse 4 (1905).

**Toldt,** Dr. Karl, jun., Regierungsrat, Wien, IX/4. Lustkandlgasse 11a (1902).

**Trapp,** Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen (1889).

**Trojanović,** Dr. Sima, Univ.-Prof. Skoplje (1894).

**Universitätsbibliothek** in Kopenhagen (1910).

**Universitätsbibliothek** in Tübingen (1918).

**Urania,** Wiener. Wien, I. Aspernplatz (1910).

**Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** Prag, I. Liliengasse 7 (1904).

**Volksheim,** Naturhistorische Fachgruppe des Vereines. Wien, XVI. Koflerpark 7 (1920).

**Wagner-Jauregg,** Dr. Julius, Univ.-Prof. Wien, I. Landesgerichtsstraße 18 (1904).

**Wagner,** Dr. Viktor, Senatspräsid. d. R. Wien, VI. Gumpendorferstraße 76 (1916).

**Wahrmann,** Dr. Paula, Gymnasiallehrerin. Wien, I. Krugerstraße 16 (1921).

**Wallisch,** Dr. Wilhelm. Wien, I. Tegetthoffstraße 1 (1906).

**Wanicek,** stud. chem. Karl, Bruck a. d. L., Altstadt 6 (1919).

**Wanicek,** Mizzi. Bruck a. d. L., Altstadt 6 (1919).

**Waschek,** Hans Ch., Bankbeamter. Wien, I. Färbergasse 8/16 (1921).

**Wasserburger,** Moritz, Hofrat. Wien, IV. Wiedner Hauptstraße 77 (1899).

**Wastl,** Josef. Wien, VIII. Lerchengasse 27 (1919).

**Watzl-Zemann,** Frau Dr. Margarete. Wien, XII/1. Zenogasse 7 (1917).

**Weidholz,** Frau Paula. Wien, XVIII/1. Schindlergasse 29 (1918).

**Weiß,** Dr. Siegfried, Kinderarzt. Wien, I. Mahlerstraße 5 (1921).

**Weißenberg,** Dr. S. Elisabethgrad, Südrußland (1901).

**Weiß-Tessbach,** Dr. Adolf, Advokat. Wien, I. Nibelungengasse 1 (1900).

**Weninger,** Dr. Josef, Assistent an der Universität. Wien, XVIII/1. Scheibenberggasse 18 (1913).

**Wichmann,** Heinrich, Lehrer an der Forstschule Waidhofen a. d. Thaya (1920).

**Wieser-Wiesenhort,** Dr. Franz, Hofrat, Univ.-Prof. (1883, zugleich Ehrenmitglied s. d.).

**Wilser,** Dr. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).

**Winiewicz,** Dr. Siegmund, Beamter der Donau-Dampfschiffahrts-Ges. Wien, XIII. Hietzinger Hauptstraße 18 (1921).

**Winternitz,** Dr. Moritz, Univ.Prof. Prag II. Opatovická 6 (1886).

**Wisnar,** Julius, Regierungsrat, Gymnasial-Direktor. Znaim (1898).

**Wölfel,** Dominik Josef. Wien, XVIII. Gentzgasse 115 (Höhnegasse 19a) (1920).

**Wölfl,** Johann Walter, Wien, XIII/5. Brudermanngasse 3 (1916).

**Wopfner,** Dr. Hermann, Univ.-Prof. Innsbruck, Dreiheiligenstraße 29 (1919).

**Zarfl,** Dr. Max, Primararzt. Wien, XVIII 2. Bastiengasse 36—38 (1910).

**Zdekauer,** Dr. Alfred, Trautenau (1899).

**Zehenthofer,** Dr. Max. Salzburg, Nonnthaler Hauptstraße 1, Salzach-Hof (1916)

**Želizko,** Johann V., Geolog. Sekretär der geolog. Staatsanstalt der čechoslov. Republik. Wien, III 2. Rasumofskygasse 23 (1900).

**„Zentralbibliothek“,** Verein. Wien, I. Tuchlauben 13 (1917).

**Zupanič,** Dr. Niko, Direktor d. ethnograph. Institutes im Pokrajinski Musej. Ljublana (Laibach). (1904).

# INHALTS-VERZEICHNIS.


Seite

Monatsversammlung am 20. Oktober 1920 . . . . . [3]
A. Haberlandt: Das Neujahrsfest in Europa und Asien . . . . . [3]
Heine-Geldern, M. Haberlandt, Pöch, Christian: Diskussion . . . . . [3]
Besichtigung der ethnographischen Sammlung Franz Thonner am 3. November 1920 . . . . [3]
Christian: Führung . . . . . [3]
Monatsversammlung am 10. November 1920 . . . . . [4]
Szombathy: Nachrufe . . . . . [4]
Festsetzung des Teuerungszuschlages zum Mitgliedsbeitrag 1921 . . . . . [4]
Sperk: Anthropologie und Konstitutionsforschung . . . . . [4]
Lebzelter, Reichel: Diskussion . . . . . [4]
Bauer, Pöch: Diskussion . . . . . [6]
Gedenkfeier für Hofrat Prof. Dr. Carl Toldt am 13. Dezember 1920 . . . . . [7]
Jagić: Begrüßung . . . . . [7]
Pöch: Trauerrede . . . . . [7]
Monatsversammlung am 15. Dezember 1920 . . . . . [7]
Jagić, Pöch: Geschäftliche Mitteilungen . . . . . [7]
Pöch: Nachruf auf M. Holl . . . . . [7]
Drexel: Zur Gliederung der afrikanischen Sprachen . . . . . [7]
Pöch: Diskussion . . . . . [9]
Monatsversammlung am 19. Januar 1921 . . . . . [9]
Schultz: Biologie und Geschichtsforschung . . . . . [9]
Hoefft: Diskussion . . . . . [9]
Jurić, Sperk: Diskussion . . . . . [11]
Monatsversammlung am 9. Februar 1921 . . . . . [11]
Schmidl: Afrikanische Korbarbeiten . . . . . [11]
A. Haberlandt: Diskussion . . . . . [11]
M. Haberlandt: Diskussion . . . . . [12]
Jahresversammlung am 12. März 1921 . . . . . [12]
M. Haberlandt: Nachruf auf Prof. Dr. R. Pöch . . . . . [12]
M. Haberlandt: Jahresbericht des geschäftsführenden Vorsitzenden des Ausschusses für das Jahr 1920 . . . . . [13]
Wahlen, Statutenänderung, Rechnungsabschluß . . . . . [15]
W. Schmidt: Die Soziologie Wilhelm Wundts . . . . . [15]
Außerordentliche Hauptversammlung am 13. April 1921 . . . . . [17]
Wahlen . . . . . [17]
Röck: Kalender, Sternglaube und Weltbild der Tolteken . . . . . [17]
Bryk, Hüsing, Much: Diskussion . . . . . [17]
Gedenkfeier für Prof. Dr. Rudolf Pöch am 11. Mai 1921 . . . . . [18]
Much: Begrüßung . . . . . [18]
Oberhummer: Trauerrede . . . . . [18]
Much: Mitteilung über die Toldt-Medaille und Verleihung an R. Pöch . . . . . [18]
Bestimmungen über den Zweck und die Verleihung der Toldt-Medaille . . . . . [19]
Monatsversammlung am 25. Juni 1921 . . . . . [20]
Toldt jun.: Über die flächenhafte Verteilung der Pigmente in der Haut beim Menschen und Affen . . . . . [20]
J. Kyrle: Der derzeitige Stand der Frage von der Herkunft des Pigmentes in der menschlichen Haut . . . . . [20]
Fischel: Diskussion . . . . . [20], [21]
Joseph, J. Schaffer, Stigler: Diskussion . . . . . [21]
Eingänge für die Bibliothek . . . . . [22]
Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien . . . . . [25]

# MITTEILUNGEN

DER

# ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

# IN WIEN.

HERAUSGEGEBEN

von

PROF. DR. RUDOLF MUCH, HOFRAT DR. RICHARD LASCH,
PROF. DR. OSWALD MENGHIN, PROF. DR. ROBERT STIGLER.

SCHRIFTLEITER: HOFRAT DR. LEO BOUCHAL.

LII. BAND.

MIT 42 ABBILDUNGEN IM TEXTE, 7 TAFELN UND 2 KARTEN.

WIEN.
IM SELBSTVERLAG DER GESELLSCHAFT.
1922.

# INHALT.

## ABHANDLUNGEN UND MITTEILUNGEN.


Seite

**Bayer Dr. Josef,** Das Aurignac-Alter der Artefakte und menschlichen Skelettreste aus der „Fürst Johanns-Höhle" bei Lautsch in Mähren. (Mit 6 Abbildungen im Text) . . . . . 173
— — Bemerkungen zu V. Hilber, Erwiderung auf Bayer „Lößmagdalénien" . . . . . 189
— — Zwei Begräbnisstätten der jüngeren Bronzezeit bei Zwentendorf an der Donau im Tullnerfelde (N.-Ö.) . . . . . 275
— — Groß-Weikersdorf, eine neue Paläolithstation in Niederösterreich . . . . . 270
— — Bemerkungen zu M. Blanckenhorn: Die Steinzeit Palästina-Syriens und Nordafrikas . . . . 279
**Christian Dr. Viktor,** Volkskundliches aus dem Montafon (Mit 4 Abbildungen im Text) . . . . . 165
**Hell Martin,** Die vorgeschichtliche Höhensiedlung am Burgstall bei St. Georgen im Pinzgau, Salzburg. (Mit 4 Abbildungen im Text) . . . . . 262
**Hilber Dr. V.,** Erwiderung auf Bayer „Lößmagdalénien" . . . . . 186
**Hrodegh Dr. A.,** Über die typologische und chronologische Stellung der jungneolithischen Höhensiedlung am Koglberg (Freiberg) bei Zöbing (Bezirk Krems), N.-Ö. (Mit 4 Abbildungen im Text) . . . . . 137
**Lebzelter Dr. Viktor,** Anthropologische Untersuchungen an serbischen Zigeunern. (Mit 1 Tafel) . 23
**Loewenthal Dr. John,** Das altmexikanische Ritual *tlacacăliliztli* und seine Parallelen in den Vegetationskulten der Alten Welt . . . . . 1
**Menghin Dr. Oswald,** Oskar Montelius . . . . . 157
**Röck Dr. Friedrich,** Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt. (Mit 14 Abbildungen im Text, 1 Tafel und 1 Karte) . . . 43
**Stigler Dr. Robert,** Ethnographische und anthropologische Mitteilungen über einige wenig bekannte Volksstämme Ugandas, I. Teil. (Mit 4 Abbildungen im Text, 5 Tafeln und 1 Karte) . . . . . 197


## LITERATURBERICHTE.


Seite

Bibliothèque Congo (*A. Haberlandt*) . . . . . 296
**Boll Dr. Franz,** Die Sonne im Glauben und in der Weltanschauung der alten Völker (*F. Röck*) . 290
**Bosch Gimpera P.,** Prehistória Catalana (*A. Mahr*) . . . . . 154
Braunauer Heimatkunde (*A. Mahr*) . . . . . 143
**Bryn Halfdan,** Troms Fylkes Antropologi (*V. Lebzelter*) . . . . . 283
**Cohn William,** Indische Plastik (*E. Diez*) . . . . . 293
**Damm Dr. Hans,** Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker I. (*L. Bouchal*) . . 299
**Franke O.,** Studien zur Geschichte des konfuzianischen Dogmas und der chinesischen Staatsreligion (*V. Schmidt*) . . . . . 145
**Frobenius Leo,** Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre (*F. Röck*) . . . . . 285
**Fruin-Mees W.,** Geschiedenis van Java I., II. (*L. Bouchal*) . . . . . 195
**Fürst Dr. C. M.** and **Hansen Dr. Fr. C. C.,** Crania Groenlandica (*V. Lebzelter*) . . . . . 282
**Fuhrmann Ernst,** Reich des Inka (*F. Röck*) . . . . . 297
**George-Samné Dr.,** La Syrie . . . . . 144
Handelingen van het Eerste Congres voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Java (*L. Bouchal*) 194
**Helmolts Weltgeschichte,** 2. Auflage . . . . . 156
**Hrdlička A.,** Physical Anthropology, its scope and aims (*V. Lebzelter*) . . . . . 280
— — **Anthropometry** (*V. Lebzelter*) . . . . . 281

**Jäger Karl,** Zur Geschichte und Symbolik des Hakenkreuzes . . . . . 149
Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 8. Bd. (*L. Bouchal*) . . . . . 289
**Kammerer Paul,** Das Gesetz der Serie (*N. Hovorka*) . . . . . 284
Katalog der Ausstellung ostasiatischer Kunst im österreichischen Museum für Kunst und Industrie (*H. Glück*) . . . . . 194
**Klaatsch Dr. Hermann,** Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur (*J. Bayer*) 142
**Krause Dr. Fritz,** Die Kultur der kalifornischen Indianer (*L. Bouchal*) . . . . . 148
**Lechler Jörg,** Vom Hakenkreuz, Die Geschichte eines Symbols (*A. Mahr*) . . . . . 149
**Le Coq A. von,** Türkische Manichaica aus Chotscho I (*F. Kraelitz-Greifenhorst*) . . . . . 292
**Levy-Brühl L.,** Das Denken der Naturvölker (*R. Lasch*) . . . . . 191
**Menghin Dr. Oswald,** Urgeschichte Niederösterreichs (*J. Bayer*) . . . . . 300
**Milne Mrs. Leslie,** An Elementary Palaung Grammar (*P. W. Schmidt*) . . . . . 294
**Mogk Dr. Eugen,** Über Runen und Hakenkreuze . . . . . 149
**Paret Dr. Oskar,** Urgeschichte Württembergs mit besonderer Berücksichtigung des mittleren Neckarlandes (*J. Szombathy*) . . . . . 153
**Penck Albrecht,** Die Höttinger Breccie und die Inntalterrasse nördlich Innsbruck (*J. Bayer*) . . . 152
**Prietze Hermann Albert,** Natur und Volkstum (*G. Kraitschek*) . . . . . 192
**Schuchardt Hugo,** Zur Kenntnis des Baskischen von Sara (Labourd) (*L. Bouchal*) . . . . . 195
**Schulten Dr. Adolf,** Hispania (Geografía, Etnología, Historia) . . . . . 153
**Seligmnnn Dr. S.,** Die Zauberkraft des Auges und das Berufen (*R. Lasch*) . . . . . 191
**Städtisches Museum für Völkerkunde in Leipzig.** Illustrierter Führer durch die prähistorische Abteilung . . . . . 150
Stimmen des Orients. Monatsschrift (*D. J. Wölfel*) . . . . . 292
**Thurnwald Richard,** Psychologie des primitiven Menschen (*L. Bouchal*) . . . . . 289
**Tillema H. F.,** Kromoblanda (*L. Bouchal*) . . . . . 145
**Westermann Diedrich,** Die Golasprache in Liberia (*W. Czermak*) . . . . . 146
— — Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia (*M. Schmidl*) . . . . . 295
**Weule Dr. Karl,** Die Anfänge der Naturbeherrschung I. Frühformen der Mechanik . . . . . 290
**Wiegers Fritz,** Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft (*J. Bayer*) . . . . . 150
**Winkler Heinrich,** Die altaische Völker- und Sprachenwelt (*R. Bleichsteiner*) . . . . . 144
**Ziegler Dr. K.** und **Oppenheim Dr. S.,** Weltuntergang in Sage und Wissenschaft (*F. Röck*) . . . . 193

Seite
Sitzungsberichte. Jahrgang 1921/22 . . . . . [1]
Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Druckfehlerberichtigungen . . . . . Seite 195

**Berichtigungen und Zusätze zu F. Röck: Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken.**

Seite 55, Anmerkung 2, letzte Zeile, ist statt des Punktes ein Beistrich zu setzen und zu ergänzen: alua = 2, akolo = 3, aha = 4.

Seite 93, Zeile 6 und 7 von oben, ist „III (Haus)“ und „VI (Tod)“ umzustellen. Die Tageshieroglyphe VI (Tod) ist für die Hieroglyphe X (Hund), das Zeichen III (Haus) für das Zeichen XI (Affe) eingesetzt. Ersterer Ersatz erklärt sich durch die Rolle des Hundes als Tier der Unterwelt, der Ersatz der Hieroglyphe „Affe“ durch „Haus“ erinnert daran, daß in China die dreizehnte Mondstation „Feueraltar“ auch schlichtweg „das Haus“ hieß. — Das im Folgenden über die Vertauschung Gesagte ist damit gegenstandslos.

Seite 99, Zeile 1 von oben, lies „IX“ statt „XX“. In Zeile 2 ergänze man: „Schließlich steht Zeichen XIV (ocelotl) zwischen IV (cuetzpalin) und III (calli), sowie Zeichen XIII (acatl) zwischen III und II.“

Seite 99, Zeile 6 von unten, lies „e'tznab“ statt „e'tznah“.

Seite 117, Zeile 29 von oben, lies „einen“ statt „einem“.

Seite 118, Anmerkung 3, zweitletzte Zeile, lies „viermalige“ statt „achtmalige“.

# Das altmexikanische Ritual *tlacacàliliztli* und seine Parallelen in den Vegetationskulten der Alten Welt.

Von Dr. John Loewenthal in Berlin.

Das altmexikanische Ritual *tlacacàliliztli* 'Menschenschießen' erscheint sowohl im Kultus von Tlaxcala wie in dem von Mexiko-Stadt selbst.

Über den tlaxcaltekischen Brauch lesen wir bei Durán, Hist. de los Indios de la Nueva España, trat. 2⁰, cp. 14 [II, 92 (184)], daß beim 'Besenfeste' (*ochpaniztli*, 14. September) zu Ehren der Göttin 'Junger Mais' *(Xilonen)* in Tlaxcala „armauanse los asaeteadores y flecheros, ponianse las ropas del dios *Tlacahuepan*[1]) y *Huitzilopochtli*[2]) y de *Titlacahuanu*[3]) y del sol[4]) y de *Yxcoçauhqui*[5]) y de las cuatro auroras[6]) y tomauan sus arcos y flechos y luego sacauan los presos en la guerra y catiuos y aspauanlos en unos maderos altos que habia para aquel effecto las manos estendidas y los piés abiertos uno en un palo y otro en otro atandolos á todos de aquella suerte muy fuertemente aquellos flecheros en abito destos dioses los flechaban á todos. Acabados de assaetear aquellos desuenturados los derribauan y les cortauan los pechos y sacauan el corazón y entreguauanlos á sus dueños juntamente con la yndiaçuela desollada para sus banquetes y fiesta de carne humana." Die hier genannten Götter sind der blaue Himmel (*Huitzilopochtli;* siehe Sahagun MS. II, app. = Hist. Gen. ed. Bustamente, Bd. I, 198: *ilhuicatl xoxouhqui*), Morgenstern (*Titlacahuan* = *Tezcatlipoca*; zur Sache K. Th. Preuß, Die Rel. der Cora-Indianer Vw. XLV), jüngerer Bruder (*teicauhtzin*) des *Tezcatlipora Titlacahuan* (*Tlacauepan*, Sahagun MS. II, 34), des Feuergottes (*Yxcoçauhqui*, Sahagun MS. I, 13), die vier Morgenröten, die Sonne: alles Dämonen des Gedeihens der Vegetation.

Demgegenüber steht der Festbrauch in Mexiko-Stadt selbst. Wir lesen im Cod. Telleriano-Remensis 41 vo. unter dem Bilde eines gänzlich rot angemalten Jünglings, der an ein Gerüst in der Coïtus-Stellung des Weibes angebunden mit Rohrpfeilen erschossen wird: año de un conejo [d. i. *ce tochtli* (1 Kaninchen)] de 1506 uvo tanto raton en la provincia de mexico que se comian todas las sembradas, y ansi salian de noche con lumbres a hardar las sembradas. este año asaeteo Montezuma un hombre. desta manera dizen los viejos que fue por aplacar a los dioses porque vian que acian docientos años que siempre tenian hambre el año de un conejo."

Daß es sich bei diesem Vorgange des Jahres 1 Kaninchen (A. D. 1506) um das *tlacacàliliztli*-Ritual des *Xipe Totec*-Opfers handelt, ersieht man aus den Parallel-

---

[1]) 'Menschenbalken'.

[2]) 'Kolibri zur Linken', d. i. 'Kolibri des Südens'.

[3]) 'Wir sind seine Sklaven', d. i. *Tezcatlipoca* 'Spiegeljüngling'.

[4]) *Tonatiuh.*

[5]) 'Der Gelbgesichtige', d. i. 'der Feuergott'.

[6]) Sterngötter der vier Richtungen? Nach Ed. Seler, Comm. z. Cod. Borgia I, S. 186: *Achitumetl* 'der Vordere' [Osten], *X[ac]opancalqui* 'der im Sommerhause?' [Süden], *Mixcohuatl* 'Wolkenschlange' [Norden], *Tzontemoc* 'stürzt kopfüber herab' [Westen].

darstellungen Cod. Zouche-Nuttal 83 und 84 [1]), Cod Becker 10, Cod. Fernández Leal 10 (Vorderseite), 5 (Rückseite). [2]) Das *Xipe Totec*-Opfer fand statt in Mexiko-Stadt am Feste *tlacaxipeualiztli* 'Menschenschinden' (26. Februar). [3])

Wer ist dieser Gott *Xipe Totec* 'Unser Herr der Geschundene'? Er heißt mit anderem Namen *Tlatlauhqui Tezcatlipoca* [4]) 'der rote Spiegeljüngling' und nennt sich im Kultliede selber *niyoatzin* 'ich, die junge Maispflanze'. [5]) Das Erschießen mit Pfeilen. Es lag in der alten Zeit weiblichen Priestern ob (wenigstens muß man des Diego Muñoz Camargo Hist. de Tlaxcala I, cp. 19 so verstehen). [6]) Welches war die eigentliche Bedeutung des Pfeilschießens? In der Historia de Colhuacan y de México § 105 heißt es: *auh çan nen moyocox in ixhuac in tonacayotl. auh niman ye toca in Toltecatl in cempoalli in ompoalli cacique ye cuel. yahuallihui, çun cuel in mochiuh in tonacayotl ome acatl inic ipan xiuhtonalli.*" D. i. nach W. Lehmann [7]): „zea autem sterilis orta est crevitque in altitudinem. ac dein nobiscum *Tolteca,* cum viginti, cum quadraginta hominibus humum fecundaverunt; celeriter zeae frutices se rotundaverunt, celerrime zea provenit idque anno *ome acatl* [= 2 Rohr]." Dazu halte man die Angabe der Anales de Quauhtitlan § 76, wo es von den *ixcuinanmê,* den weiblichen Dämonen, heißt: *ca ye tihui in Tollan amoca tlaltech tacizque amoca tilhuichihuazque ca ayayc tlacacàlihua tehuantin ticpehualtihui tamechminazque.*" D. i. nach Seler [8]): „Wir gehen jetzt mit euch nach *Tollan,* um mit euch die Erde zu begatten, mit euch ein Fest auszurüsten. Denn niemals bisher hat man Menschen bekämpft (als Opfer erschossen), wir werden damit den Anfang machen, wir werden euch mit Pfeilen erschießen." Über den Sinn des Erschießens kann sonach keinerlei Meinungsverschiedenheit bestehen: es ist, wie Seler gezeigt hat, die Ejakulation. [9])

Wie ist der tlaxcaltekische Erntefestbrauch mit dem stadtmexikanischen Aussaatbrauch religionswissenschaftlich zu vereinbaren? (Aus dem Zeitpunkte kann man keinerlei Schluß ziehen: Fruchtbarkeitsriten bei der Aussaat gewährleisten den Ertrag dieser, Fruchtbarkeitsriten beim Erntefeste den Ertrag der kommenden Ernte, nach der Meinung der Primitiven.)

Es ist zunächst zu beachten, daß neben der Verehrung der jungen Maisgottheit (mex. *youatzin* bzw. *xilonen)* in Menschengestalt auch Maisstauden als Maisgötter geehrt wurden. Es heißt im Sahagun MS. II, 23 gelegentlich des Festes *uei toçoztli* ('großes Wachen', 7. April) von den *telpopuchti,* den jungen Kriegern: *„ninpan yc ompepeua, yn ymmilpan cinteoanazque, yn yzquican. mani yumil, yn itech, yn ipan cecentetl milli, cecen contiui yn toctli auh in tlaximuilpan çan incinteovan. yn cacapulco quiquequetza, oncan quittaquentia, quintlamanilia* etc." D. i. nach Seler [10]): „Dann ziehen sie auf ihre Äcker hinaus, um den Maisgott *(cinteotl)* zu holen. So viele sie Äcker haben, von jedem einzelnen Acker holen sie je eine Maisstaude. Und von den abgeernteten Äckern holen sie eine grüne Ranke. Sie bringen sie nach ihren Häusern, sie begrüßen sie als ihre Maisgötter. Sie richten sie in ihren Gemeindehäusern auf,

[1]) Seler, Comm. z. Cod. Borgia. I, 171 f.
[2]) Zeitschr. f. vgl. Rechtswissensch. XXXVII, 449.
[3]) Vgl. Seler, Altmex. Stud. II, 76.
[4]) Durán, a. a. O. II, 87.
[5]) Sahagun MS., Cantares XV; ed. Seler, Ges. Abh. II, 1072.
[6]) Seler, Comm. z. Cod. Borgia I, 773.
[7]) Journ. de la Soc. des Américc. de Paris, N. S. III, 293.
[8]) Comm. z. Cod. Borgia I, 172.
[9]) Derselbe ebenda I, 173.
[10]) Seler, Altmexikanische Studien II, 189 f.

sie behängen sie mit Kleidern und setzen ihnen Speisen vor etc." Maisstauden als Maisgötter finden wir auch bei den Potawatomie-Indianern. Schoolcraft bildet Indian Tribes VI, Tafel 23, ein *Mondamin*-Fest [der Potawatomie] ab[1]) (pot. *manidomin* = *teocintli* 'göttliches Korn'). Daß es sich hier um Entlehnung aus Mexiko handelt, ist zweifellos.

Wir haben sonach die Frage so zu stellen:

1. Ist der stadtmexikanische *tlacacàliliztli*-Ritus der altertümlichere oder der tlaxcaltekische?

2. Hat die gleichzeitige Verehrung menschengestaltiger und nichtmenschengestaltiger Maisgötter von Anfang an in Alt-Amerika bestanden oder ist die Verehrung nichtmenschengestaltiger Maisgötter in Amerika älter als die Verehrung menschengestaltiger Maisgötter?

* * *

Ist der stadtmexikanische *tlacacàliliztli*-Ritus altertümlicher als der tlaxcaltekische?

Um diese Frage zu entscheiden, ziehen wir die übrigen neu- und altweltlichen *tlacacàliliztli*-Riten herbei.

Ein *tlacacàliliztli*-Ritus wird berichtet von den Pawnee-Indianern. Die Pawnee entlehnten Maisbau- und Maisgötter in alter Zeit aus Mexiko und brachten ehedem immer am 22. April für den Maisgott-Morgenstern ein Erschießungsopfer dar.[2]) Genau wie in Mexiko wurde der Gefangene an ein Gerüst gebunden, in der Coïtusstellung des Weibes befestigt und mit Pfeilen erschossen. Es heißt darüber bei G. B. Grinnel, Pawnee Hero-Stories and Folk-Tales 365ff: „They led the naked captive to the posts, and lifting him up, tied first the left hand and then the right to the topp crosspole, and afterward tied the feet below. Every one stood there silent, looking, waiting; the men holding their weapons and the women their sticks and lances. On the ground under the sacrifice was laid the wood for a great fire, which was now lighted. Then the man with the blazing stick stepped forward, but before he reached the captive, the warrior with the bow and arrow, he who had taken the captive, ran up close to the victim and shot him through from side to side, beneath the arms, with the sacred arrow, whose point was of flint, such as they used in the olden time. After the blood had run down upon the fire below, the warrior who carried the buffalo tongue and the heart, placed them on the fire beneath the body. When this had been done the man who carried the owl ran up, and seized the burning stick and burned the body, once under each arm, and once in each groin, in all four times. Then at a given signal, the males all ran up, and shot their arrows into the body. If any male children were not large enough to shoot, some one shot for them. There were so many arrows that the body was stuck full of them; it bristled with them.

A man chosen for this purpose now climbed up, and pulled out all the arrows from the body, except the one which was first shot through the side of the sacrifice and placed them together in a pile on the ground, where they were left. After pulling out the arrows, this man took his knife and cut open the breast of the captive, and putting his hand in the opening, took out a handfull of blood, and smeared it over his face, and then jumped to the ground, and ran away as fast as he could. Each of the four men, after he had done his part, ran away very fast

[1]) Schoolcraft, Oneota 82; ders. Indian Tribes I, 230; de Smet, Mission de l'Orégon 282.

[2]) G. A. Dorsey, The Skidi Pawnee, Vw. S. XX.

and went down to the river and washed himself. When this had been done the women came with their sticks and spears and counted *coup* on it. Even the little children struck it. After they had done this, they put their sticks together on the ground in a pile, and left them there. By this time the fire was burning up high and scorching the body, and it was kept up until the whole body was consumed."

Halten wir uns nun einen Bericht der nämlichen Zeremonie aber aus älterer Zeit hiezu, sehen wir, daß die Verbrennung unursprünglich ist und vermutlich ein Kannibalenmahl substituiert, ferner, daß die angedeutete Herzausreißung ehedem wirklich ausgeführt wurde. Schoolcraft[1]) und de Smet[2]) schildern den Vorgang übereinstimmend. Ihnen zufolge opferten die Pawnee ein Mädchen. Man erbaute ein Gestell, indem man zwei Bäume durch drei Querhölzer verband. Unter dem Gestell entzündete man ein kleines Feuer, dessen Flammen gerade bis an die unterste Barre reichten. Auf dieses Gestell stellte man das Mädchen. Der linke Arm und der rechte Arm des Mädchens wurden von je einem Krieger festgehalten. Dann hielt man dem Mädchen kleine brennende Fackeln unter die Achselhöhlen. Im selben Augenblick schoß alles, was in der Siedlung männlich war, auf das Mädchen mit Pfeilen. Sobald es tot war, entfernte man die Pfeile rasch und riß das Herz heraus; der oberste Häuptling verzehrte es und schälte dem Opfer das Fleisch, solange es noch warm war, von den Knochen, zerteilte es in kleine Stücke und tat die Stücke in kleine Körbe. Man brachte die Körbe auf das Feld und dort nahm der oberste Häuptling ein Stück Fleisch heraus und preßte es über den frisch eingepflanzten Maiskörnern aus, so daß diese vom Blute getränkt wurden. Seinem Beispiele folgten die übrigen Männer.

Fragen wir uns, welche von den beiden angeführten Opferarten die ursprünglichere war, müssen wir sagen, daß hier wie dort Rationalisierungen und Abschwächungen stattgefunden haben. Wir haben davon auszugehen, daß die Pawnee in dem Pfeilschießen gleich den Mexikanern einen Fruchtbarkeitsritus gesehen haben: „when the Skidi[-Pawnee] made it, they always seemed to have good fortune in war, and good crops, and they were always well."[3]) Da war es gegeben, 1. den männlichen Geschlechtsakt nicht von Weibern und 2. nicht an einem Jüngling ausführen zu lassen. Die ursprüngliche Rolle der Weiber geht aus folgender Angabe Grinnells hervor:[4]) „After the sacrifice was over, then came the old women to rejoice over what had been done. They would act as the warriors used to do, when coming back from a war party. They carried the mother corn. They went to the body and counted *coup* on it, and then went back to the village. Some of them would take the large hollow stalks of the sunflower *[helianthus sp.]* and put dust in them, and then blow it out, portending to shoot, the puff of dust standing for the smoke of a shoot. They would go up to the secret lodge, and standing outside of it, would tell the story of how they came to go on their pretended war party, and what they did while they were gone, and what enemies they struck — the whole long story. The people meanwhile would stand about and laugh at them as they did these things. Imitating the warriors, the old women changed their names also. One of the leading old women once took the name of 'Mud on the Meat' another 'Skunk Skin Tobacco Pouch' etc."

[1]) Schoolcraft, Indian Tribes V, 78.
[2]) de Smet, Miss. de l'Orégon 316.
[3]) Grinnell, a. a. O. 367.
[4]) Derselbe ebenda.

In alter Zeit ist also offenbar beides Sache der Weiber gewesen: 1. das Schießen mit Pfeilen, 2. das Schlagen mit den Stöcken. Da das Pfeilschießen den Frauen genommen wurde, begnügten sie sich mit der Maskerade nach dem eigentlichen Opfer. Man wird einwenden, daß das Schlagen mit den Stöcken oder dgl. — offenbar eine Art Regenzauber: die Regentropfen symbolisert durch die Stöcke — sowohl im stadtmexikanischen als im tlaxcaltekischen Ritual nicht erwähnt wird. Aber Tezozomoc kennt es, der es bei der Hinrichtung des Maisdiebes als Ritualerfordernis schildert. Es heißt bei ihm, Crónica Mexicana II, 103 (bzw. II, 83): „el que hurt aba [una mazorca ó su valor] [1]) era luego cañavereado con cañas atestadas de arena, y ponianlo en una canoa, y deste lejos le tiraban tantas varas, que le abollaban la cabeza y cuerpo." Wie an anderer Stelle gezeigt worden ist, handelt es sich hier um eine besonders altertümliche Form des *tlacacàliliztli*-Rituals. [2])

Wie steht es nun mit den altweltlichen *tlacacàliliztli*-Riten? Ein *tlacacàliliztli*-Ritual wird erwähnt von den Bagobo auf Mindanao in den Philippinen. Von diesen Leuten wird berichtet, [3]) daß sie zur Zeit der Klärung der Felder und der Aussaat, wenn der Orion abends 7 Uhr aufgeht (Anfang Dezember), einen Jüngling als Opfer darbrachten. Man führte das Opfer, einen Sklaven, zu einem großen Baume, band ihm die ausgestreckten Arme über dem Kopf zusammen und hing ihn mit dem Rücken gegen den Baum an den Armen auf. Während er so hing, durchschoß man ihn in der Höhe der Achselhöhlen mit einem Speere. Alsdann schnitt man den Leichnam über den Hüften quer durch, ließ den oberen Teil noch eine Weile hin- und herschwanken, den unteren aber auf die Erde ausbluten. Schließlich wurden beide Teile in einen niedrigen Graben seitwärts des Baumes geworfen. Vorher jedoch durfte ein jeder, der da wollte, dem Leichnam ein Stück Fleisch oder eine Haarlocke abschneiden und zu dem Grabe eines Verwandten bringen, dessen Leichnam der Dämon verzehrte. Vom frischen Fleische gelockt, meinte man, ließe der Dämon die Verwesenden dann lieber in Ruhe.

Ähnliches berichtet E. A. Gait (nach einem Verf. unzugänglichen Aufsatz von G. E. R. Grant-Brown [4]) aus dem Upper Chindwin-Gebiete Birmas: „It was formerly the custom to sacrifice boys and girls at a big festival in August in order to get good rice crops. The victims, who were usually small children, were purchased from the unadministered territory. A rope having been placed round his neck, the victim was taken to the houses of all the relatives of the purchaser. At each house a finger-joint was cut off and all persons in the house were smeared with the blood. They also licked the joint and rubbed it on the cooking tripod. The victim was then tied to a post in the middle of the village and killed by repeated stabs of a spear, the blood from each stab being caught in a hollow bamboo, to be used afterward for smearing on the bodies of the purchasers relatives. The entrails were then taken cut and the flesh remored from the bones, and the whole was put in a basket and set on a platform near by as a offering to the god. After the blood had been smeared on the purchaser and his relatives, who danced and wept meanwhile, the basket and its contents were thrown into the jungle."

Endlich heißt es in den Punjab Notes and Querries II (May 1885), S. 128, Nr. 72

---

[1]) Tezozomoc, a. a. O. II, 83; vgl. Kohler, Zeitschr. f. vgl. Rechtsw. XI, 93.

[2]) Zeitschr. f. vgl. Rechtsw. XXXVII, 448ff.

[3]) Fay-Cooper Cole, The Wild Tribes of Davao District, Mindanao, Field Mus. of Nat. Hist. Publ. 170 (Chicago 1913), S. 114ff.

[4]) Hastings Encyc. of Relig. and Ethics VI, 852.

von den Gonds, einem Dravida-Stamme Vorderindiens, daß sie einen käuflich erworbenen Brahmanen-Knaben mittels eines Giftpfeiles bei ihren Festen opfern: „So at the time of sowing and reaping after a triumphal procession the lad was punctured, slain, his blood sprinkled over ploughed field and ripe crops, and his flesh devoured."

Auch in Iran, Lydien, Thrakien muß, wie die neueren Untersuchungen von Sir James George Frazer[1]) und Prof. Dr. Gustav Neckel[2]) zeigen, voreinst ein *tlacacàlilztli*-Ritual bestanden haben.

Iran. Hier haben wir die Geschichte von der Tötung des jungen Helden *Isfendiyar* durch den alten Recken *Rustem*, die Firdusi berichtet.[3]) *Rustem* tötet den *Isfendiyar* mittels eines Zauberzweiges, den er dem Unverwundbaren in das Auge schießt. Man wird bemerken dürfen, daß *Isfendiyar* (aw. *Spentodātah* ἱερόδοτος[4]) einen wohl ursprünglich ihm identischen Sohn *Bahman* hat[5]), der den Namen des awestischen Lichtgeistes *Vohumanah* εὔνοια führt,[6]) eines schönen Jünglings, dem der weiße Jasmin, der den Morgen verkündende Hahn heilig sind, in weiße Gewänder gekleidet ist und die Seelen der Verstorbenen im Garten des Paradieses begrüßt.[7])

Lydien. Herodot erzählt Hist. I, 34—45 eine lydische Überlieferung nach: *Atys*, der Lieblingssohn des Königs Kroisos, fällt auf der Eberjagd durch den unglücklichen Speerwurf seines Begleiters und Beschützers Adrastos.[8]) Wie Neckel dargelegt hat,[9]) handelt es sich hier um den Nachklang bzw. Bericht eines Vegetationskultes für den jugendlichen Gott *Attis (Atis)* 'Väterchen'.[10])

Thrakien. Der junge Vegetationsgott heißt hier Ὀρφεύς ('Fuchs'? gleich an. *refr*, s. Ark. f. Nord Filol. 33, 122f.). Von ihm wird bei Ovid, Metam. XI, 27ff. berichtet, daß er durch die Schar der rasenden Weiber, die mit Geschossen aller Art auf ihn eindrangen, seinen Tod gefunden habe. Daneben bestand aber noch eine Überlieferung (z. B. bei Konon [ed. Hoefer 1890], c. 45, l. 24f.; Vergil, Georg IV, 522), derzufolge er den Tod durch Zerreißen seitens der *Bassarides*, d. i. 'Fähen, Füchsinnen' genannten Weiber, gefunden hätte. Wie Salomon Reinach (Cultes, Mythes et Religions II, 85ff.) dargelegt hat, wären dies alte Kultbräuche, die durch Kannibalenmahl beschlossen wurden.

Schließlich gab es ein *tlacacàliliztli*-Ritual im russischen Mitsommerbrauch. In gewissen Gegenden Kleinrußlands rammte man am St. Johannisabend (24. Juni) einen Pfahl (Baum) in die Erde, umhüllte ihn mit Stroh und setzte ihn in Flammen. Sobald er brennt, werfen die Bäuerinnen Birkenzweige durch das Feuer, mit den Worten: 'Werde mein Flachs so hoch als dieser Zweig.'[11]) Der Vegetationsgeist des russischen Volksglaubens ist der schöne Jüngling *Jarilo* 'Frühjahrsmann'.[12])

---

[1]) The Golden Bough ([3]) pt. VII, vol. 1, S. 104ff.

[2]) Die Überlieferungen vom Gotte Balder (Dortmund 1920), S. 185ff., 142ff., 152ff.

[3]) Königsbuch (in der Übers. vom Grafen Schack III, S. 378ff.) XVII, 25.

[4]) Justi in Geiger-Kuhns Gedr. Bd. 2, Abt. III, S. 426, Anm. 1.

[5]) Königsbuch (in der Übers. vom Grafen Schack III, S. 388ff.) XVII, 26.

[6]) Justi, a. a. O. 637.

[7]) Derselbe ebenda.

[8]) Neckel, a. a. O. S. 142.

[9]) Derselbe ebenda 144.

[10]) Derselbe ebenda 136; vgl. außerdem noch russ. *otec* 'Vater.'

[11]) W. S. R. Ralston, The Songs of the Russian People, S. 240.

[12]) Mannhardt, Baumkultus, 415ff.

Endlich ist auch die kultische Tötung des an. Vegetationsgottes *Baldr* 'Herr' ein *tlacacàliliztli*-Ritual.[1])

In diesen iranischen, lydischen, thrakischen, germanischen Riten haben wir, wie Neckel im einzelnen gezeigt hat, Entlehnungen aus dem phönikischen Ἄδωνις-Kult vor uns: an *Baldr* 'oh Herr!' ist eine sinngemäße Übersetzung der phönikischen Kultanrede *'adōni* 'mein Herr!'[2]) Für den slawischen *Jarilo*-Kult gilt gleiches: die Übereinstimmungen zwischen dem *Adonis*-Kult und dem *Jarilo*-Kult hat bereits Mannhardt aufgezeigt (Antike Wald- und Feldkulte, 287). Die Kultwanderung erfolgte über Lydien bzw. Thrakien. Für die indischen, malayischen und neuweltlichen *tlacacàliliztli*-Riten ist ebenfalls diese semitische Quelle anzunehmen; die Kultwanderung erfolgte über Lydien, Iran, Indien und den malayischen Archipel.

Sind nun diese *Adonis*-Riten in ursprünglicherer Form auch bei den Arabern nachzuweisen und somit ursemitisch?

Die älteste Erwähnung eines arabischen Vegetationsgottes hat Herodot, der wie M. Lidzbarski gezeigt hat[3]), den Gott *Rudan* 'Wohlwollen'[4]) (in beduinischer Aussprache *örodan* ΟΡΟΤΑΝ — in unseren Hss. zu ΟΡΟΤΛΑΤ verschrieben[5]) —) Hist. III, 8 mit *Dionysos* identifiziert. Die Stelle lautet im Text: „Διόνυσον δὲ θεῶν μοῦνον καὶ τὴν Οὐρανίην ἡγέονται εἶναι [sc. die Araber] καὶ τῶν τριχῶν τὴν κουρὴν κείρεσθαί φασι κατά περ αὐτὸν τὸν Διόνυσον κεκάρθαι. Κείρονται δὲ περιτρόχαλα. ὑποξυρῶντες τοὺς κροτάφους. ὀνομάζουσι δὲ τὸν μὲν Διόνυσον Ὀρόταν τὴν δὲ Οὐρανίην Ἀλιλάτ.[6]) Von späteren wird der Name des arabischen *Dionysos* als Δουσάρης gebucht[7]), d. i. *du'š-šarā* 'Herr zu Aš-Šarā'.[8]) Als Geburtstag des *Dusares* wird von Epiphanios der 25. Dezember angegeben;[9]) weiter heißt es bei dem nämlichen Schriftsteller, *Dusares* sei der Sohn der Χααβοῦ. τουτέστιν Κόρη ἤγουν παρθένος:[10]) in der Tat bedeutet *ka'âb(un)* 'sororiantibus mammis praedita' (von einem Mädchen gesagt), *ka'b(un)* 'mamma', *ku'ba(tun)* virginitas puellae'. Wahrscheinlich ist diese Χααβοῦ *ka'âb(un)*, wie W. Robertson Smith will,[11]) niemand anders als die Himmelskönigin Ἀλιλάτ 'Göttin', die stets als Gefährtin des *Rudan* erscheint.[12]) Für diese Annahme spricht, daß Ὀρόταν die Haartracht der mannbaren jungen Araber trägt,[13]) d. h. die Knabenlocken abgeschnitten hat, also zum mindesten heiratsfähig ist.

---

[1]) Neckel, a. a. O. 173, 180.

[2]) Derselbe ebenda 135.

[3]) M. Lidzbarski, Ephemeris für Semitische Epigraphik III, 91.

[4]) Th. Nöldeke in Hastings' Enc. of Rel. and Eth. I, 662.

[5]) Lidzbarski, a. a. O. III, 91.

[6]) In der Hss. Ἀλίττα; ΑΛΙΛΑΤ gebessert von Selden.

[7]) Δουσάρην τὸν Διόνυσον. Ναβαταῖοι. ὥς φησιν Ἰσίδωρος (Hesych).

[8]) The Nöldeke bei Hastings, a. a. O. I, 663.

[9]) Siehe Öhler und Mordtmann, Zeitschr. d. dt. Mgl. Ges. 29 [1869], 99 ff. — Der 25. Dezember, also die Zeit, da nach dem Herbst-Regen die Vegetationsperiode in Arabien neu beginnt, vgl. Lewis B. Paton in Hastings' Enc. of Rel. and Eth. IX, 891. Darf man darauf aufmerksam machen, daß die Festzeiten St. Johannis des Täufers, am 24. Juni, und St. Johannis des Evangelisten, am 27. Dezember, den Festzeiten des altsemitischen Vegetationsgottes genau entsprechen?

[10]) Siehe Öhler und Mordtmann, a. a. O.

[11]) W. Robertson Smith, The Religion of the Semites (²), S. 56. — Ἀλιλάτ *(Al-Lat)* wird der Ἀθηνᾶ gleichgesetzt: der Palmyrener *Wahballat* übersetzt seinen Namen 'Gabe der Göttin' durch Ἀθηνόδωρος (Th. Nöldeke in Hastings' Enc. of Rel. and Eth. I, 661): hieraus folgt, daß Ἀλιλάτ *(Al-Lāt)* in der Tat als jungfräuliche Göttin gegolten hat.

[12]) M. Lidzbarski, Eph. III, 91.

[13]) Herodot, III, 8. — Vgl. dazu W. Robertson Smith, a. a. O. 330.

In Edessa erscheint *Rudan* als *Arsu*[1]) (wohl in der nämlichen Bedeutung 'Wohlwollen') oder Μόναος *Mun'im(u)* d. i. 'Wohltäter';[2]) sein Zwillingsbruder ist Ἄζιζος *'Azizu*, d. i. 'mächtig':[3]) beide Götter sind Sterngottheiten: Ἄζιζος ist der Morgenstern[4]), Μόναος der Abendstern.[5]) Das wäre mit der Vegetationsgottheitnatur nicht unvereinbar: sind doch Abend- und Morgenstern sowohl bei den Cora-Indianern als auch bei ihren Verwandten, den Mexikanern, Vegetationsgottheiten.[6])

Mehr als diese Kombinationen lehren uns die altarabischen Opferriten für das Wesen dieser Götter.

Zunächst der Morgenstern. Der hl. Nilus berichtet in seiner Narratio III, 28 ff. (ed. Migne, Patr. Gr. 79, S. 613), nach dem griechischen Urtext übersetzt: „Den Frühstern beten sie an (die heidnischen Araber) und opfern ihm bei seinem Aufgange das beste Beutestück, sobald sie von einem Raubzuge etwas zur Schlachtung Geeignetes bringen. Am liebsten opfern sie durch Jugend und Blüte der Jahre hervorragende Knaben und bringen sie auf zusammengeschichteten Steinen in der Morgendämmerung dar." — — — „Sind aber keine da, so beugen sie ein weißes, tadelloses Kamel auf die Kniee und laufen im Schwarme im weiten Bogen dreimal um das daliegende herum. Voran im Umgang und in ihrem Gesange an das Gestirn entweder einer von den Herrschenden oder einer der durch Jahre und Alter verehrungswürdigen Priester. Nach dem dritten Umgang, wenn der Gesang und das Gedränge noch nicht zu Ende und des Liedes letzte Worte noch auf den Lippen sind, zieht (der Opferer) sein Schwert, schlägt die Kehle (des Opfers) kräftig durch und trinkt als erster und eilig von dem Blute, und dann laufen die übrigen mit dem Messer herzu, die einen schneiden ein kleines Stück Fell samt den Haaren ab, die anderen reißen aufs Geratewohl vom Fleische und schneiden es ab. Weder von den Knochen noch vom Marke halten sie sich fern, geduldig überwinden sie die Härte und kommen über den Widerstand hinweg."

Eine Kultsage vom Morgenstern ist arabisch nicht überliefert. Vielleicht kann aber Jes. XIV, 12—14 einen Ersatz bieten: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du Morgenstern,[7]) Sohn der Dämmerung, wie bist du niedergehauen zum Erdboden, der du die Völker niederstrecktest! Und du hattest in deinem Herzen gesprochen: empor zum Himmel will ich steigen, hoch über Gottes Sterne meinen Thron erheben, niedersitzen auf dem Versammlungsberge im äußersten Norden! Zu Wolkenhöhen will ich steigen, mich gleichstellen dem Höchsten!"

Nun der Abendstern. Der Kult des Vegetationsgott-Abendsterns ist nicht überliefert, doch kann die Steinigungszeremonie *(ramj)* gelegentlich der Pilgerfahrt zur *Ka'ba* möglicherweise als Überrest einer solchen kultischen Sommertötung angesehen werden.[8]) Das Ritual ist dieses: Am 10. *ḏu'l-ḥiǧǧa*, zur Zeit, wenn die Sonne zu sinken beginnt, sammeln sich die Pilger am östlichen Ausgange des Tales von *Minā*, dort liegt es jedem Pilger ob, wider Satans Schandsäule sieben bohnengroße Steine

[1]) Lidzbarski, a. a. O. III, 91.
[2]) Dussaud, Rev. Arch. 1, 129.
[3]) Lidzbarski, a. a. O. I, 203.
[4]) Dussaud, Rev. Arch. 1, 133.
[5]) Derselbe ebenda 1, 129.
[6]) K. Th. Preuß, Die Religion der Cora-Indianer, Vw. XLV.
[7]) Nach Buhl's Leseart (s. Gesenius-Buhl, Hebr. und Aram. Wb. über das A. T. ([16]), S. 179); LXX: ὁ ἑωσφόρος ὁ πρωὶ ἀνατέλλων. Siehe auch W. Robertson Smith, a. a. O. 57 (Anm. 3, sup. 56).
[8]) Houtsma, Het skopelisme en het steenwerpen te Minā (Verslaagen en Mededeel. der K. Ak. van Wetensch., afd. Letterkunde, N. R. IV, 6 [1904], S. 195 ff.).

zu werfen, die gleiche Zeremonie an den entsprechenden Kultobjekten in der Mitte und am Ausgang des Tales. Tags darauf und am nächstfolgenden Tage Wiederholung der Zeremonie mit zweiundvierzig, d. i. zweimal dreimal sieben bzw. mit dreiundsechzig, d. i. dreimal dreimal sieben Steinen.[1]) Der Spruch, den der fromme Muslim bei dieser Verrichtung herzusagen hat, lautet: „Im Namen Gottes. Gott ist der Allmächtige. (Ich tue) dies aus Haß gegen den bösen Feind und ihm zu Schimpf und Hohn."[2]) Unmittelbar anschließend folgt das Opfer des Schafes. Jeder der Gläubigen ersteht von den zahlreich mit ihren Herden herzugeeilten Beduinen ein Schaf, schneidet ihm gegen die *Ka'ba* gewendet die Kehle durch und spricht dazu: „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers. Gott ist gar groß!"[3])

Wenn wir annehmen dürfen, daß Satan bei dieser Zeremonie erst seit islamischer Zeit erwähnt wird, und des weiteren für denkbar halten, daß (nach Ez. VIII, 14 zu schließen) die Funktion der Männer hier gleichfalls unursprünglich ist (begleiten doch seit alters die Weiber ihre Ehemänner auf die Pilgerfahrt), steht einer Identifikation dieser Zeremonie mit der kultischen Tötung eines Sommerdämonen nichts entgegen: um so weniger, als bei den Semiten ursprünglich (durch Polyandrie[4]) bedingte) Mutterfolge bestanden hat[5]), aus welchem Umstand eine kultische Rolle der Weiber schon ohnehin zu folgern wäre.

Was zunächst die Festzeit betrifft, so fiel der Monat *ḏu'l-ḥiǧǧa* vor dem Auftreten des Propheten, der das reine Mondjahr an Stelle des heidnischen Mond-Sonnenjahres einführte, in den Spätsommer, in die Zeit des jüdischen (babylonischen) Monats *Elul* etwa, also ungefähr Mitte August bis Mitte September. Das würde sehr gut zu einer kultischen Sommertötung passen, ebenso wie die Feststunde gegen Sonnenuntergang.[6]) Altertümlicher ist freilich die Zeit der Adonien, 24. Juni: die spätere Zeit beachtet aber weniger das Absterben der Vegetation als vielmehr das Nachlassen der Kraft der Sonnenwärme, woraus sich die Festverschiebung erklärt. Was nun die dreimalige Steinigung belangt, so ist sie ursprünglich wohl an dem (ähnlich wie im alten Norwegen die Gasse laufenden[7]) Opfermenschen mit je sieben, je zweimal dreimal sieben, je dreimal dreimal sieben kleinen Steinen von den Opferern vollzogen worden. Den Beschluß scheint Kannibalenmahl gebildet zu haben, an dessen Stelle späterhin das Opfer des Schafes trat. Für diese Auffassung spricht, daß noch A. D. 1182 die Anführer der besiegten Kreuzfahrer, die auf Befehl des Raynald de Chatillon ausgezogen waren, Medina zu erobern, im Opfertale *Minā* an Stelle der Schafe dargebracht wurden.[8])

Am Bilde eines *Adonis*-Rituals fehlt hier nur der Zug der kultischen Wassertauche.[9]) Auch sie muß es voreinst in Arabien gegeben haben, denn nur so erklärt es sich, daß der arabische Dionysos *Du'š-šarā* einen heiligen Teich hatte.[10]) Da dieser Teich beim Aufkommen des Islam dadurch entweiht wurde, daß eine neubekehrte

[1]) Houtsma, ebenda.

[2]) Sir Richard Francis Burton, Personal Narrative of a Pilgrimage to el Medinah and Meccah (London 1855) III, S. 284.

[3]) August Müller, Der Islam in Morgen- und Abendland (Berlin 1885) I, S. 202.

[4]) Strabo, Geogr. XVI, 4, 783 (von den Arabern).

[5]) Alfred Bertholet, Kulturgeschichte Israels (Göttingen 1920), S. 83 ff.

[6]) Houtsma, a. a. O.

[7]) J. Grimm, Dt. R. A. ([2]) II, S. 274.

[8]) J. Goldziher in „Islam", Bd. IX (1919), S. 156 und 157.

[9]) Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, 283.

[10]) J. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums ([1]), S. 45.

Frau ihre Menstrual-Unreinigkeit darin abbadete,[1]) werden wir schließen dürfen, daß dieser Teich eigentlich der kultischen Wassertaufe dienen sollte. Nun schließen Kannibalenmahl und Wassertaufe als Todesarten eines und desselben Sommerdämonen einander aus. Man wird folgern dürfen, daß jenes das jüngere an dem Opfermenschen vollzogene, dies das ältere an dem Opfergrase als dem Symbol des Lebens[2]) vollzogene Ritual gewesen ist. Von einem Opfergrase, das getaucht wird, ist zwar arabisch nicht die Rede: der Brauch wird aber erwiesen durch das phönikische Ritual der *Adonis*-Gärten[3]). In jedem Falle entspricht der Teich des *Du'š-šarā* der *Adonis*-Quelle (zu Afaqa[4]), dem Gewässer des *Orpheus*-[5]) und des *Jarilo*-Kultus[6]) auf das genaueste.

Die hier geschilderten bzw. erschlossenen Rituale, vor allem die Steinigung *(ramj)* und die Schlachtung *(aḍḥā)* zu *Minā*, scheinen ursemitisch und die primitiven Formen der westsemitischer usw. *Adonis*-Riten zu sein. So erklärt sich das Schwanken zwischen *ramj* und *aḍḥā* bzw. *tlacacàliliztli* und σφαραγμός zwanglos, das wir z. B. bei den Thrakern haben, wo nach den einen der Sommerdämon gesteinigt bzw. erschossen, nach den anderen aber zerrissen wird.[7]) Das nämliche Schwanken in Lydien, wo nach den Angaben der einen der Sommerdämon erschossen wird, nach den anderen an einer Rißwunde durch Selbstentmannung verblutet[8]) (in ursprünglicher Auffassung wohl: zerrissen wird); ebenso bei den russischen Slawen, wo der Repräsentant des Sommers bald zerrissen, bald erschossen wird.[9]) In Ägypten ist nur der σφαραγμός übrig geblieben, den die Kultsage erwähnt,[10]) in Iran das *tlacacàliliztli* allein; *tlacacàliliztli* und σφαραγμός nach einander in einem Ritual in Indien, bei den Malayen, Mexikanern, Pawnee. — Daß die sumerischen Göttervorstellungen hier als letzte Quelle nicht in Betracht kommen, lehrt der von Ed. Meyer geführte Nachweis akkadischer (semitischer) Herkunft der sumerischen Göttervorstellungen (Abh. der Berliner Ak. der Wissensch., 1906, S. 44ff.).

Es bliebe nunmehr die Frage nach der religionswissenschaftlichen Bedeutung des durch Weiber vollzogenen *tlacacàliliztli*. Wenn wir annehmen, daß in dem ursemitischen voragrarischen Steinigungsritual *(ramj)* die Urform des *tlacacàliliztli*-Brauches zu suchen ist, erklärt sich das Speerwerfen bzw. Pfeilschießen als ein zur Zeit geregelten Ackerbaues aufgekommener Fruchtbarkeitszauber, der an die Stelle des altertümlichen Steinigungsrituals getreten ist. Da das Steinigungsritual in der Hand der Weiber lag, blieb auch das Fruchtbarkeitsritual zunächst in ihrer Hand.

---

Bei diesen Erwägungen ist ein Umstand unberücksichtigt: das Vorkommen des *Adonis*-Mythus auch bei den Letten.

---

[1]) J. Wellhausen, ebenda.

[2]) Ps. CIII, 15; CXXIX, 6.

[3]) Hesych, s. v. Ἀδώνιδος κῆποι.

[4]) Sozomenos H. E. II, 4, 5.

[5]) Neckel, a. a. O. 163, 156 (vgl. Vergil, Georg IV, 508f., IV, 465; Ovid, Metam. X, 74).

[6]) Mannhardt, Baumkultus, 414ff.

[7]) S. Reinach, a. a. O. II, 85ff.

[8]) Neckel, a. a. O. 142; Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, 292 ff.

[9]) Mannhardt, Baumkultus, 414 bzw. 512.

[10]) Sir James George Frazer, The Golden Bough (²), pt. IV (²), S. 273.

Mannhardt zitiert Baumkultus 467 und 468 folgendes St. Johannis-Lied der Letten in Übersetzung:

„Johannes schrie, Johannes rief:
Dem Johannes ist das Weib verloren gegangen.
'Schreie nicht Johannes, rufe nicht Johannes!
Wir werden das Weibchen finden.
Wir werden das Weibchen finden
Unter den Farnkrautbüschen.'
Wer glänzte, wer flimmerte
Im Farnkrautgebüsche?
Das silbergeschmückte Weib des Johannes.

Ein slawisches Vorbild für das Lied ist bislang noch nicht bekannt geworden, nächst entsprechend ist die *Eurydike*-Suche des *Orpheus*. Gab es nun zu einer Zeit eine unmittelbare Berührung zwischen Thrakern (Dakern) und einem baltischen Stamme? Die Nachrichten des mittelalterlichen polnischen Geschichtsschreibers und Chronisten Jan Długosz (Longinus) machen dies allerdings wahrscheinlich. Długosz sagt H. P. 1, 394: „gens autem Jacwingorum natione, lingua, ritu, religione et moribus magnam habebat cum Litthuanis, Pruthenis et Samogitis conformitatem, cultui idolorum et ipsa dedita, cuius principalis et metropolis arx Drohiczyn." Die Heimat dieser *Jatwäger*[1]), d. i. *Jentùvininkai* (polonisiert und latinisiert zu *Jentuisiones* in einer Urkunde dat. A. D. 1255[2]) lag zu beiden Seiten des Bug-Stromes,[3]) und es ist vielleicht keine zu kühne Annahme, daß sie voreinst am Karpathenabhang den Thraken (Dakern) benachbart saßen. Merkwürdigerweise findet sich nun auf dem nämlichen Gebietsstreifen des gesamt litu-lettischen (baltischen) Stammes die Kultur der zu abergläubischen und aphrodisischen Zwecken angebauten Giftpflanze *scopolia carniolica* Jacq. Professor Dr. K. Giesenhagen sagt über diese Pflanze:[4]) „Von den vier Arten der Gattung wächst *scopolia carniolica* Jacq. im südöstlichen Europa, westlich bis Krain, findet sich aber verwildert in den Ländern, die vom littauischen Stamme bewohnt sind, vereinzelt auch bei Grünberg in Schlesien und bei Ruppin. In ostpreußischen Dorfgärten tritt sie meist an Zäunen auf, man kennt dort die giftigen Eigenschaften des Wurzelstockes nicht,[5]) auf die aber der litauische Name Tollrübe hindeutet. Auch in Galizien wird die *scopolia* kultiviert und bei Klausenburg ist sie in Gärten häufig." Man muß sich fragen, ob nicht die *scopolia*-Kultur vielleicht in einem Zusammenhang stehe mit der Ausbreitung der *Adonis*-Riten.

Ehe wir jedoch diese Frage beantworten, müssen wir die Verbreitungsgeschichte des Motivs der Eurydike-Suche aufzuklären uns angelegen sein lassen.

In Verbindung mit dem Kulte der Vegetationsgötter haben wir das Eurydike-Motiv in Alt-Mexiko.[6]) Es heißt Sahagun M.S. Cantares IX (ed. Seler, Ges.

---

[1]) Grundwort wohl **jentuvà* 'Gegend jenseits'; zu ostlit. *intè*, altlit. *jéntė* 'Frau des Bruders', jon. ἐνατέρες, lat. *ianitrices*, ai. *yātar-* 'die Frau des Bruders des Gatten', diese ihrerseits vielleicht zu engl. *yon* 'jenes', *yond* 'dorthin', ahd. *jener* usw.: idg. **ientó-s* 'jenseitig', **ienəter-* durch den Reim auf **pəter-*, **māter-*, **bhrāter-*.

[2]) K. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 677, Anm. 1.

[3]) Vgl. Sjögren, Mém. de l'Ac. de St. Pétersbourg, VIe Séne (Sc. Pol.), Tome IX, S. 161ff.

[4]) In Meyer's Konv.-Lex. (6) 18, 228.

[5]) Nach freundl. Mitteilung von Herrn Prof. Dr. L. Lewin an Verf. tatsächlich unzutreffend: *scopolia* wird als 'Altsitzerkraut' verwendet.

[6]) Zeitschr. f. Ethn. 50 (1918), S. 42—63.

Abh. II, 1032) von dem jungen Helden *Piltzintecutli* 'der junge Fürst' und seiner Geliebten *Xochiquetzal* 'die aufgerichtete Blume':

*A tlayavican nixochiquetzalli tlacya nivitzaya*
*motencalivan tamoancha oay*
*ye quitichocaya tlamacazecatla piltzintecutla*
*quiyatemoaya ye xochinquetzalla:*
*xoyavia ay topaniaz oay*

d. i. nach Seler:[1])

„Aus dem Lande des Nebels und des Regens komme ich,
'die aufgerichtete Blume', wo (die Sonne) in das Haus geht.
Aus dem Hause des Herabkommens (des Geborenwerdens).
Es weint der Fromme, 'der junge Fürst',
er sucht 'die aufgerichtete Blume':
Nach dem Lande der Verwesung will ich gehen!"

Ganz im Gegensatz hiezu stehen die ägyptischen, babylonischen und germanischen Formen des Mythus. In allen drei Formen stirbt zuerst der junge Held (nicht die Geliebte des jungen Helden) und nach ihm (nicht nach seiner Geliebten) wird gesucht.[2]) In allen drei Sagenformen überwindet der junge Held den Tod: *Tamûz* kehrt aus der Unterwelt wieder, *Osiris* wenigstens in Gestalt seines Sohnes *Horus, Baldr* in Gestalt des jungen *Bōi* 'der Zeugende',[3]) *Orpheus* vielleicht in ursprünglicher Sagenform als *Dionysos.*[4]) Der Sachverhalt ist offenbar der: die Eurydike-Suche und die nachfolgende[5]) Tötung des jungen Helden, des sterbenden Gottes also,[6]) hatte im Kult des auferstehenden Gottes keinen Platz: man kehrte das Verhältnis um, ließ (in der ursprünglichen Form wenigstens) die Gattin-Schwester (Gattin-Mutter) des jungen Helden suchen und den Geliebten mittels einer Zaubersalbe zum Leben zurückführen.[7])

Besonders deutlich scheint hier die phönikische Form des Kultus und der Kultsage zu sein. Nach T. K. Cheyne's sehr wahrscheinlicher Textbesserung von Jer. XXII, 18 lautete die *Adonis*-Klage so:[8])

„Ach, mein Bruder, und ach, Schwester!
Ach, Herr, und ach, Geliebte!"[9])

Das entspräche der altertümlichen Form des Kultus: der junge Held ist der Geliebten in den Tod gefolgt. Daneben findet sich die neuere Auffassung: der junge Held hat den Tod überwunden und kehrt als 'der Wanderer', 'der Fremde' aus der Unterwelt heim.[10]) So ist vielleicht die sardinische Trilinguis CIS 143, 1 (punischer

---

[1]) Ed. Seler, Ges. Abh. II, 1032, V, 324.

[2]) Neckel, a. a. O. 114, 159, 153. — Ebenso die [jüngere] phönikische Anschauung, vgl. W. W. Graf Baudissin, Adonis und Esmun 87, 522 usw.

[3]) Neckel, a. a. O. 212.

[4]) Neckel, a. a. O. 213.

[5]) Vgl. Zeitschr. f. Ethn. 50 (1918), S. 58.

[6]) Ebenda.

[7]) Neckel, a. a. O. 129.

[8]) Siehe Cheyne bei Sir James George Frazer, The Golden Bough ([3]), pt. IV ([2]), S. 17, (Anm. 1). — Cheyne schreibt *dōdōh* für *hōdōh* der Überlieferung.

[9]) Zur Sache vgl. noch H. Greßmann in der „Festgabe für A. von Harnack" (Tübingen [Mohr] 1921), S. 28.

[10]) Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, 285.

Zeit) nach der Lesart des Grafen Baudissin aufzufassen:[1]) „dem Heilgott Merre' 'dem Herrn, dem Namen[2]), dem Wanderer'". Das ist die jüngere Auffassung.

Was nun das Zauberkraut betrifft, mit Hilfe dessen der junge Held von den Toten heimkehrt, dürfte es in der Pflanze ἀστιρσμουνάμ zu suchen sein, deren Namen der Grammatiker Pamphilos in der Synonymenliste zu Dioskorides, de re medica IV, 70 als punische Bezeichnung für „Nachtschatten" anführt.[3]) Nun wird man weder *solanum nigrum* L. noch *solanum villosum* Lam. als 'Kraut des Heilgottes' bezeichnen wollen: beide Pflanzen sind medizinisch wirkungslos. Vielmehr dürfte ἀστιρσμουνάμ[4]), mit der *herba Apollinaris* ident[5]), wie diese eine Art Bilsenkraut[6]) bezeichnen, vermutlich *hyoscyamus muticus* L. Wie nun Herr Prof. Dr. Louis Lewin, Die Gifte in der Weltgeschichte (Berlin [Springer], 1920), S. 11—13, gezeigt hat, war es die *herba Apollinaris*, das Bilsenkraut, die nach Meinung der Alten befähigte, 'Geister aus Tiefen der Gräber zu rufen' (*animas imis excire sepulcris:* Vergil., Bucol., Eclog. VIII, 98). Bedenken wir anderseits, daß nach dem Sprachgebrauch der Semiten Krankenheilung als „Belebung", d. h. als Befreiung aus dem Totenreich aufgefaßt wird,[7]) werden wir ohne Schwierigkeit begreifen, warum dem auferstehenden Gotte der ἀστιρσμουνάμ (falls in der Tat *hyoscyamus muticus* L.) heilig war. Wir folgern, daß die Zaubersalbe, deren *Ištar* sich bedient, den *Tamûz* von den Toten zu erlösen, gleichfalls eine Bilsenkrautsalbe gewesen ist, wozu stimmt, daß die Hexensalben des Mittelalters als wesentlichen Bestandteil Bilsenkraut enthielten.[8])

Im *Attis*-Ritual wurde gleichfalls der auferstehende Gott gefeiert; die Kultsage zeigt, daß die Gattin-Mutter den Sohn überlebt. Über das Auferstehungsritual berichtet Firmicus Maternus, de errore profan. relig. 22: „nocte quadam simulacrum [sc. des *Attis*][9]) in lectica supinum ponitur et per numeros digestis fletibus plangitur: deinde cum se ficta lamentatione satiaverint, lumen infertur: tuno a sacerdote omnium qui flebant fauces unguentur, quibus perunctis hoc lento murmure susurrat:

θαρρεῖτε μύσται τοῦ θεοῦ σεσωσμένου.
ἔσται γὰρ ἡμῖν ἐκ πόνων σωτηρία.

Man wird die Belebungssalbe auch hier wohl als Bilsenkrautsalbe ansprechen dürfen, obgleich die *Attis*-Überlieferung als solche nichts dergleichen andeutet.

---

[1]) Graf Baudissin, Adonis und Esmun 243.

[2]) *'Ašmun*, die gewöhnliche Bezeichnung des jungen Helden im karthagischen und sidonischen Kult, bedeutet nach M. Lidzbarski, Eph. III, 200 eigentlich 'Name'.

[3]) M. Wellmann, der Herausgeber der Dioskorides Mss., vergleicht zu dieser Stelle Isidor XVII, 9, 7—8 und Pseudo-Apul. 74: hieraus folgt, daß die Römer den Nachtschatten *uva lupina* und *herba salutaris* genannt haben. Stimmt nun jenes zu neuarab. *'inab ed-dīb* 'uva lupina', d. i. in Palästina *solanum nigrum L.* im Irâq *solanum villosum* Lam. (vgl. Dinsmore-Dalman, Die Pflanzen Palästinas, S. 64, Nr. 1236; Ascherson beim Freiherrn v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Pers. Golf II, 381), so doch dieses nicht zu ἀστιρσμουνάμ, der ja kein gesundes, d. h. gesunderhaltendes Essen, sondern ein die Gesundheit wieder herstellendes Arzneimittel sein muß; *solanum nigrum* L. wurde nach Dioskorides IV, 70 als Gemüse gegessen und ist nach ihm ἀκακία, d. h. ohne toxische Wirkung.

[4]) Graf Baudissin, a. a. O. 204—206.

[5]) Derselbe ebenda 245.

[6]) Schol. zu Dioskorides IV, 69.

[7]) Graf Baudissin, a. a. O. 397—402.

[8]) Lewin, a. a. O. 11—13.

[9]) Sir James George Frazer, The Golden Bough (3), pt. IV (2), 227, Anm. 2.

Im *Dionysos (Orpheus)*-Kult wurde, wie wir aus dem heutigen Volksbrauch Thrakiens schließen können, gleichfalls der auferstehende Vegetationsgott gefeiert;[1]) die Kultsage zeigt jedoch durchaus die hochaltertümliche Form: der junge Held folgt der Geliebten zu den Toten. Das Gesamtbild gleicht also dem phönikischen Brauch weit mehr als dem lydischen: wir folgern, daß der thrakische Brauch entweder unmittelbar aus Phönikien (übersee) gekommen sein dürfte, oder aber aus Lydien vor Einführung der jüngeren Rituals übertragen ist.

Ist dem nun in der Tat so, können wir das zunächst befremdende Nebeneinander von Eurydike-Suche in der Kultsage und *scopolia*-Anbau zu Zauberzwecken so erklären: der phönikische *Adonis (Ašmun)*-Kult wurde durch (lydische, dann) thrakische (dakische) Vermittlung zu den Jatwägern gebracht, der ἀστιρσμουνίμ (*hyoscyamus muticus* L.) in Europa durch *hyoscyamus albus* L. bzw. *hyoscyamus niger* L. und schon in Dakien durch die nah verwandte und toxisch gleichwertige *scopolia carniolica* Jacq. ersetzt.

Wenn nun die *hyoscyamus*-Verwendung von Thrakien aus nordöstlich gedrungen ist, wird man fragen, warum denn nicht auch eine nordwestliche Verbreitung erfolgt ist? Eine solche ist in der Tat festzustellen. Im Dioskorides Scholion zu IV, 69 wird als celtische Bezeichnung des Bilsenkrautes βιλινουντία gebucht. Das ist offenbar eine Ableitung aus dem ostalpenceltischen Gottesnamen Βελένος[2]) 'der Glänzende':[3]) vom Ostalpengebiet drang der βιλινουντία-Name zu den Germanen, wo er als ags. *beolone*, ahd. *bilisama* usw. erscheint,[4]) und zu den Slawen, wo es russ. *belená*, poln. *bjelun* usw. heißt.[5])

Wie kommen nun die Ostalpencelten dazu, das Bilsenkraut nach dem gemeinhin mit *Apollo* identifizierten Βελένος[6]) zu benennen? Offenbar ist βιλινουντία eine Übersetzung von lat. *herba Apollinaris*, des gr. πυθώνιον, was seinerseits wiederum auf phön. 'ἀστιρσπουνίμ[7]) zurückgehen dürfte. Ein Beweis für diese Behauptung könnte darin liegen, daß die Punier, wie Lewin (a. a. O. 537) gezeigt hat, mit der Giftwirkung der tropeïnhaltigen Alkaloïdpflanzen sehr wohl Bescheid wußten. Als im Jahre 49 v. Chr. der römische Volkstribun C. Scribonius Curio mit seinen Truppen in die Gegend von Utica gekommen war, hatten, wie Appian berichtet, „sie in Libyen, in der Meinung, er werde sein Lager bei dem Walle Scipios aufschlagen, das Wasser vergiftet. Als wirklich Curio dort Fuß gefaßt hatte, erkrankte sein Heer sogleich. Wenn die Leute tranken, wurde es ihnen trüb vor Augen, wie bei einem Nebel, und ein unüberwindlicher Schlaf überfiel sie. Danach erfolgte häufiges Erbrechen und Zuckungen im ganzen Körper."[8]) Hiezu bemerkt Lewin (a. a. O. 537 f.): „Das Vergiftungsbild: die Akkommodationslähmung, die Schlafsucht und die Muskelerregung ist zu gut gezeichnet, um eine Vergiftung mit einer Pflanze aus der Familie der Nachtschattengewächse verkennen zu können. Ich halte es für sicher, daß in das durch Abdämmen oder auf sonst eine Art zum Stehen gebrachte Wasser *hyoscyamus muticus* L. (*scopolia mutica*) oder *hyoscyamus Falezlez* Coss. in großen Massen ge-

[1]) R. M. Dawkins im Journ. of Hellenic Studies 26 (1906), S. 191—206

[2]) Holder, Altcelt. Sprachschatz I, 370.

[3]) Derselbe ebenda.

[4]) Falk und Torp, Norw.-Dän. Et. Wb. 1, 116.

[5]) Dieselben ebenda. — Die ursprüngliche Heimat des *hyoscyamus niger* L. ist wahrscheinlich das nordöstliche Iran. (Vgl. Schumann-Gilg, Das Pflanzenreich, 776.)

[6]) Holder, a. a. O. 1, 37 f.

[7]) Siehe oben. — Phön. *ḫaḍîr ašmunî* 'Kraut des Heilgottes'.

[8]) Appiani Roman. h. de bell. civ. l. 2, cp. 44.

worfen worden ist. Beide kommen in Nordafrika vor. Die erste heißt arabisch *sakrân*, d. i. ‚die Berauschende'. Mit der letzteren hat noch in unserer Zeit ein Stamm der Tuareg die Flattersche Expedition vergiftet."

Daß der Gebrauch von *hyoscyamus*-Arten u. dgl. zum „Wahrsagen" befähigt, beruht nach Lewin (a. a. O. S. 12) auf folgendem: „Sobald von einer geeigneten Körperstelle aus den wirksamen Prinzipien dieser Pflanzen, dem Atropin und den ihm chemisch nahestehenden und in der toxischen Wirkung identischen anderweitigen Alkaloiden der Übergang in die Säftebahnen gelingt – und vom Mastdarm aus gelingt dies besonders leicht –, dann rufen sie mehr oder minder lange anhaltende Sinnestäuschungen: Halluzinationen, Visionen und Illusionen mit Geistesabwesenheit, eventuell auch Erregungsäußerungen mannigfaltiger Art hervor."

* * *

Wir kommen nunmehr zu dem zweiten Punkte unserer Untersuchung, der Frage nach dem geschichtlichen Alter der gleichzeitigen Verehrung menschengestaltiger und nichtmenschengestaltiger Maisgötter in Alt-Amerika.

2. Hat die gleichzeitige Verehrung menschengestaltiger und nichtmenschengestaltiger Maisgötter von Anfang an in Alt-Amerika bestanden, oder ist die Verehrung nichtmenschengestaltiger Maisgötter in Alt-Amerika älter als die Verehrung menschengestaltiger Maisgötter?

Die Stelle des Sahagun MS., die von der Verehrung nichtmenschengestaltiger Maisgötter redet (II, 23), war oben bis zu der Stelle angeführt worden, wo von der Speisung der Maisstauden-Maisgötter berichtet wird. Es heißt nun weiter: *„tlacatlaqualli ymixpan quimana macuiltetl, acâ quauhcaxtica conmana. auh ypan ycatiuh, cuiyatlavatzalli, tepivacqui, quappitztic tlayxtexovilli, quitzincuetia yoan cen chiquivitl, pynolli yoan eeyc yzquitl conmana. auh cemixtli quitequi acatl, onca quitemiti, quitentiquetza. yn yzquitlamantli yxpan onoc cintectl. Tepitoton tepizcantoto, hachipipil, noviyampa quicui quimamaltia yn cuiatl. auh yn iquac hy moteneva, calonovac, caly onovac. ye hycaca çan caly, çan techachan yn maviztitiloya. cicinteo auh yye teotlac, ompa quimoncacava, cinteopan. yn iteopan chicome couatl, ompa quinamoc yc neaviltilo, yc neyayaotlalo, yc neviviteco, yc netlatlatzviteco mitoa tepixolo."* D. i. nach Seler[1]: „Fastenbrote fünferlei Art setzen sie ihnen vor, in hölzerne Schüsseln legen sie sie hin und darauf liegt ein gebratener Frosch, dem man das Gesicht blau angemalt und den man unten mit einem Weiberröckchen bekleidet hat; und einen Korb voll Pinolle und mit Bohnen vermischte geröstete Maiskörner setzen sie hin. Und sie schneiden Rohrstücke von gleicher Länge, darein füllen sie alles, was (an Speisen) vor dem Maisgotte liegt, kleine Mengen nehmen sie von all den verschiedenen Haufen und legen (die damit gefüllten Rohrstücke) dem Frosch auf den Rücken. Und wenn man dies (macht), das nennt man: ‚es liegt in allen Häusern', weil nur in den Häusern die Maisgötter geehrt wurden. Und nach Sonnenuntergang brachte man (die Maisstauden, die Maisgötter) nach *Cinteopan* (‚Ort der Maisgötter'), dem Tempel der *Chicome couatl* (7 Schlange). Dort raubt man sie, belustigt sich damit, bekämpft sich damit, schlägt sich damit, daß es kracht, man sagt: ‚es wird ausgestreut' usw."

Hier bedarf nur das Froschgericht einer Erläuterung: Frosch und blaue Farbe symbolisieren das Wasser.[2] Alles übrige ist klar: die Ernährung des Maises be-

[1] Ed. Seler, Altmex. Stud. II, 190 . . .

[2] Seler, Commentar z. Cod. Borgia II, 43.

deutet die Getreidereifung, das Rauben die Aberntung. Das Ganze dient der „Weckung" (des Maiswachstums nämlich)[1]: *uei toçoztli* ἡ μεγάλη ἔγερσις ist ja der Name des Festes[2].

Daß sich von diesem Rituale zu den *tlacacàliliztli*-Riten in keiner Weise eine Brücke schlagen läßt, ist nach dem Dargelegten augenscheinlich. Man könnte einwenden, daß die *tlacacàliliztli*-Riten den Mexikanern von außen her zugekommen sind, aus dem Zapotekenlande bzw. von den *Yopì*, mindestens[3]), wenn nicht, wie oben zu beweisen versucht wurde, letztlich aus Asien.

So könnte *uei toçoztli* echt und alt sein. Aber wir haben eine genaue slawische (russische) Parallele. Mannhardt berichtet[4]: „Am hl. Semiktage, d. h. Donnerstag nach Pfingsten, gehen die Bauern und das gemeine Volk der Städter in die Wälder flechten Blumengewinde und hauen eine junge Birke, die sie mit den Kleidern einer Frau schmücken, oder mit bunten Lappen und Bändern von allerlei Farben ausputzen. Im Hinausgehen, während sie zu den Kränzen und Girlanden Blumen sammeln, singen die Mädchen, welche die Birke einholen sollen:

„Freut euch nicht, ihr Eichen,
Freut euch nicht, ihr grünen Eichen.
Nicht zu euch ja gehen die Mädchen,
Euch nicht bringen sie den Fleischbrei,
Kuchen nicht und Eierspeise.
Hei juchei. Dreifaltigkeit!
Freuet euch, ihr Birkenbäume,
Freuet euch, ihr grünen, hoch!
Denn es gehen zu euch die Mägdlein,
Bringen euch den Fleischbrei dar,
Kuchen euch und Eierspeise."

„Nach diesen Worten ist kein Zweifel," fährt Mannhardt a. a. O. fort, „daß man ehedem die genannten Speisen als Opfer vor die mit menschlichen Kleidern zu einer Frauengestalt aufgeputzten Birke stellte, ehe man sie abhieb. Ist dies geschehen, so folgt noch jetzt ein festlicher Schmaus im Angesichte des Baumes, nach dessen Beendigung die bekleidete Birke unter jubelndem Gesange heimgeführt und in irgendeinem Hause aufgestellt wird, wo sie als hochgeehrter Gast zwei Tage bis zum Dreifaltigkeitssonntage verbleibt. Während dieser Tage wird das Haus von Leuten nicht leer, welche ihrem 'Gaste' den schuldigen Besuch abzustatten kommen. Am dritten Tage aber (am Trinitatissonntage) bringen sie ihn zu fließendem Wasser, werfen ihn hinein und die Semikkränze und Laubgewinde hinterher."

Daß die Birke hier als der erste sich belaubende Baum die ganze Vegetation vertritt, ist deutlich: die Analogie zu Alt-Nordamerika im übrigen vollkommen.

Darf man mit Mannhardt annehmen, daß die Speisung der Vegetationsdämonen in jüngerer Zeit ersetzt werden kann durch eine Gasterei angesichts der Vegetationsdämonen, ist es erlaubt, auch einen Brauch aus dem Hindukusch hier anzuführen. Major J. Biddulph berichtet aus Gilgit[5]: „At dusk on the evening

---

[1]) Seler, Altmex. Stud. II, 113.

[2]) Derselbe ebenda 113.

[3]) Derselbe, Commentar z. Cod. Borgia I, 149 und 167.

[4]) Mannhardt, Baumkultus (²) 157 f. (nach W. R. S. Ralston, The Songs of the Russian People, 234 und 238).

[5]) Major J. Biddulph, Tribes of the Hindoo Koosh (Calcutta 1880), S. 103.

before the festival, a number of every household gathers a handful of ears of corn. This is supposed to be done secretly. A few of the ears are hung up over the door of the house, and the rest are roasted next morning and eaten steeped on milk. The day is passed in the usual rejoicings, and on the following day harvest operations are commenced."

Endlich ein malayisches Ritual. Der Iban-Stamm der See-Dayak in Br. North Borneo verehrt den Vegetationsgott *Pulang Gana* (Wiederkehr des Vegetationsgeistes?[1]) den Großvater *(aki)* des Reises *(padi)*. Von diesem Gotte wird berichtet:[2]) „*Klieng* first advised the Ibans to make friends with *Pulang Gana*, who is a *petara*[3]) and the grandfather *(aki)* of *padi*. *Pulang Gana* first taught them to plant *padi* and instructed them in the following rites:

On going to a new district Ibans always make a life-size image of a crocodile in clay on the land chosen for the *padi*-farm. The image is made chiefly by some elderly man of good repute and noted for skilful farming. Then for seven days the house is *mali*, i. e. under special restrictions — no one may enter the house or do anything in it except eat and sleep. At the end of the seven days they go to see the clay crocodile and give it cloth and food and rice-spirit, and kill a fowl and a pig before it. The ground round about the image is kept carefully cleared and is held sacred for the next three years, and if this is not done there will be poor crops on the other farms. When the rites have been duly performed this clay crocodile destroys all the pests which eat the rice. If, in a district where Ibans have been long settled, the farm-pests become very noxious, the people pass three days *mali* and then make a tiny boat of bark, which they call *utap*. They then catch one specimen of each kind of pest — one sparrow, one grasshopper, etc. — and put them into the small boat, together with all they need for food, and set the boat free to float away down the river. If this does not drive away the pests, they resort to the more through and certainly effectual process of making the clay crocodile."

Wir werden in dem Krokodil, dem Sperling, der Heuschrecke usw. wohl innere Vegetationsdämonen zu sehen haben, die erst sekundär an die Stelle eines ursprünglichen, pflanzengestaltigen Dämonen getreten sind. Von besonderem Interesse ist die Bootfahrt der Vegetationsdämonen, wir werden weiter unten davon zu reden haben.

Schließlich das altarabische Ritual von der *dat anwat*, der 'Herrin der Behängung'.[4]) Der Schriftsteller Ṭábarī berichtet nach (dem freilich nicht ganz einwandfreien Zeugen) Wahb b. Munabbih[5]), daß die heidnischen Araber zu *Neǧran* eine Dattelpalme göttlich verehrten, ihr unter Anbetung ein Jahresfest feierten, sie mit schönen Kleidern und weiblichem Schmuck behängend.[6]) Des weiteren kennt die Überlieferung vom Propheten einen Baum *dāt anwat* in der Nähe von Mekka, zu dem das Volk alljährlich wallfahrtete, ihn mit Waffen, Kleidungsstücken, Straußeneiern und anderen Gaben behängte.[7])

[1]) Im heutigen See-Dayak *pulai* 'return', *panjai* 'long'; das Sumatranische bewahrt *pulang* 'return', *panjang* 'long' usw. In dieser Erscheinung vgl. auch E. Gomes, Seventeen Years among the Sea-Dyaks of Borneo (London 1911), S. 40. *Gana* 'Seele des Reises', vgl. Grabowsky, Globus 93, S. 102.

[2]) Hose and Mc-Dougall, The Pagan Tribes of North Borneo, Bd. II, S. 88f.

[3]) d. i. ai *bhattāra-s* [a noble lord], H. Kern in Hastings' Enc. of Rel. and Eth. VIII, 347.

[4]) W. Robertson Smith, The Religion of the Semites (²), S. 185.

[5]) W. R. Smith, a. a. O. 185, Anm. 3.

[6]) Derselbe ebenda nach Ṭábarī, Annal. I, 922 (Übers. von Th. Nöldeke, S. 181).

[7]) J. Wellhausen, Reste arabischen Heidentums (¹), S. 30ff.; W. Robertson Smith, a. a. O. 185.

In einem ähnlichen Sinne wird man vielleicht auch die Angaben des Philo Byblius verstehen dürfen, der von einer der ersten Generationen der Menschen (d. h. der Phöniker) berichtet:[1]) „ἀλλ' οὗτοί γε πρῶτον ἀφιέρωσαν τὰ τῆς γῆς βλαστήματα καὶ θεοὺς ἐνόμισαν. καὶ προσεκύνουν ταῦτα. ἀφ' ὧν αὐτοι τε διεγένοντο, καὶ οἱ ἑπόμενοι, καὶ οἱ πρὸ αὐτῶν πάντες. καὶ χοὰς καὶ ἐπιθύσεις ἐποίουν." Zu dieser Anschauung paßt, daß zu Karthago eine weibliche Göttin, *tint* d. i. nach J. Halévy 'Feigenbaum'[2]), verehrt wurde;[3]) neben ihr eine Göttin *'aštart'*,[4]) d. i. nach Lewis B. Paton eigentlich 'self-watering',[5]) d. h. 'Quellgrund'. Eine Vorstellung dieser altertümlichsten semitischen Gottesverehrung offenbart der Beginn der karthagischen Weihinschrift (M. Lidzbarski, Eph. I, 18ff.), sofern man wörtlich übersetzt „den Herrinnen, 'Quellgrund' und 'Feigenbaum', zu 'Weißberg'." Daß den Stiftern dieser Tafel *'Aštart* und *Tint* nicht 'Quellgrund' noch 'Feigenbaum' bedeuteten, sondern einfach weibliche Gottheiten, bedarf keines Beweises. Doch dies nebenbei.

Fassen wir die Characteristica des mexikanischen *uei toçoztli* mit den analogen Zeremonien der anderen Völker zusammen, sehen wir drei Hauptpunkte: die Kleidung, die Speisung, die Zerstörung des Dämonen: alle drei Merkmale finden sich im russischen Brauche; der semitische Brauch kennt beim Baumkultus der Fruchtbäume nur die Kleidung und Speisung des Dämonen, nicht die Zerstörung.

Liegt nun der unursprüngliche Zustand auf nichtsemitischer oder auf semitischer Seite? Sofern vermutet werden darf, daß *Adonis* das für den Nomaden so wichtige Gras darstellte[6]) und das Ritual der *Adonis*-Gärten[7]) als altertümlicher Analogiezauber in die Wüstenzeit zurückgeht, hätten wir bei den Semiten Ehrung (Speisung, Kleidung) des einen Vegetationsdämonen (der Dattelpalme bzw. des Feigenbaumes) und Zerstörung des anderen Vegetationsdämonen (des Futtergrases).

Sobald diese Gebräuche die Zone der Nomaden- und Halbnomadenkultur durchschritten hatten, in die Gegenden geregelten Acker- und Gartenbaues[8]) gelangend, wurden beide Bräuche in ein Ritual zusammengefaßt.

So im eigentlichen Phönikien. Dort haben wir im Cult Baum und Gras nebeneinander. Hesych sagt s. v. Ἀδώνιδος κῆποι: „ἐν τοῖς Ἀδωνίοις εἴδωλα ἐξάγουσιν καὶ

[1]) Fr. 2, 4 (Frag. Hist. Graec. [ed. C. Müller] III, 565).

[2]) J. Halévy, Revue Sémitique 9 (1901), S. 266.

[3]) M Lidzbarski, Ephemeris für semitische Epigraphik I, 18ff und 40 sowie 303.

[4]) M. Lidzbarski, a. a. O. I, 18ff.

[5]) Lewis B. Paton in Hastings' Enc. of Rel. and Eth. II, 116, stellt akkad. *ištar*, syr. *'attar*, phön. *'aštart*, hebr. *'aštart*, f., moab. *'aštart*, m. 'Gottheit', sabäisch *'aṯtar* usw. zu arab. *'aṯūr* 'a channel to irrigate a palm-tree such as is termed *ba'l*', sowie zu *'aṯr*, *'aṯṯarī* gesagt von 'palm-trees or seed-produce which are watered naturally'.

[6]) Vgl. Lewis B. Paton in Hastings' Enc. of Rel. and Eth. IX, 891.

[7]) Zenobius, Paroem. Cent. I, 49: γίνονται δὲ οὗτοι οἱ κῆποι τοῦ Ἀδώνιδος εἰς ἀγγεῖα κεράμεια πεπρόμενοι ἄχρι χλόης μόνης. ἐκφέρονται δὲ ἅμα τελευτῶντι θεῶι καὶ ῥιπτοῦνται εἰς κρήνας·

[8]) Der Granatapfelbaum (*punica granatum* L.) z. B., jener für den *Attis*-Kult so wichtige Zierstrauch (Baudissin, a. a. O. 173), ist aus Ost-Iran, wo er wild wächst, durch die Gartenkultur nach dem Mittelmeergebiet gekommen (K. Schumann-E. Gilg, Das Pflanzenreich, S. 694). Ebenso ist die Kultur der Rose (*rosa centifolia* L.) von Iran aus verbreitet worden. (W. Schulze, Berliner Sitzungsberichte 1910. S. 807f.), desgleichen die Kultur des weißen Jasmins (*jasminum officinale* L.), siehe Schumann-Gilg 736. Daß gr. ῥόδον und παράδεισος iranische Lehnworte sind, dürfte in diesem Zusammenhang kaum zufällig sein. Die Lehrmeister der Iranier in der Gartenkunst waren letztlich die Akkader, die schöne Ziergärten anzulegen verstanden (siehe H. Greßmann, Festgabe für A. von Harnack 41). Mesopotamien ist auch die Heimat der einen Stammform der Gerste (*hordeum ischnatherum* Coss., siehe Hoops in seinem Reallexikon des Germ. Altert. 2, 192), während die der anderen Stammform (*hordeum spontaneum* C. Koch) Belutschistan und Turkmenien ist (Hoops, a. a. O. 191).

κήπους ἐπ' ὀστράκων καὶ παντοδαπὴν ὄπωραν, οἷον ἐκ μαράθρων καὶ ἡριδάκων παρασκευάζουσι αὐτῶι τοὺς κήπους. καὶ γὰρ ἐν ἡριδακίνοις αὐτὸν κατακλινῆναι ὑπ' Ἀφροδίτης φασίν." Derselbe sagt s. v. Λοῖα: „δένδρα κοπτόμενα καὶ ἀνατιθέμενα τῆι Ἀφροδίτηι. ὡς ἱστορεῖ Νάσσανδρος ἐν τας εἰσόδους." Hält man sich hiezu die *Adonis*-Beinamen Ἀΐδης (Hesych), Ἀῶιος (Etym. Magn.), Ἑῶος (Lehrb. z. Dionys. Per. 509), wird man unter den Λοῖα δένδρα wohl mit O. Gruppe[1]) die ‚Morgenstern-Bäume' verstehen, wobei aber vielleicht zu bedenken wäre, daß Ἀῶιος, Ἀΐδης, Ἑῶος Umdeutungen sein könnten zu *haj* ‚der lebendige', eine Bezeichnung für den Vegetationsgott-Morgenstern. Auf ähnliche Weise, wurde phön.-syr. Ἄθης in Kleinasien zu Ἄττις ‚Väterchen'. Der Baum, um den es sich handelt, dürfte (nicht wie in Karthago der Feigenbaum, sondern) die immergrüne *erica arborea* L. sein; denn eine ἐρείκη wird nach Plutarch Is. et Os. 15 und 16 zu Byblos im Tempel von *Isis* und *Osiris* (d. i. von *Astarte* und *Adonis*[2]) verehrt.

Das Nebeneinander von Baum und Gras haben wir des weiteren im Falle der finnischen (eigentl. altschwedischen) Vegetationsdämonen *Rauni* ‚Vogelbeerbaum' *(sorbus aucuparia* L.*)* und ihres Sohn-Gatten (Bruder-Gatten) *Sämpsä* ‚Simse' (ein Futtergras, *scirpus silvaticus* L.), die im Schiffe fahrend zu den Menschen gelangten.[3])

Gemeinhin kam aber der eine der beiden Vegetationsdämonen in Wegfall: so ist bei den Slawen nur der Baum, in Mexiko nur der Getreidestengel als Vegetationsdämon übrig geblieben.

Neben diesen nichtmenschengestaltigen Vegetationsdämonen erscheinen nun überall menschengestaltige: bei den Germanen, bei den Slawen, bei den Phönikern, Arabern, Malayen, Mexikanern. Daß die nichtmenschengestaltigen Dämonen hier die altertümlicheren sind, ist wahrscheinlich. Daß die Kombination der menschengestaltigen Gottheiten des jungen Helden und seiner Geliebten mit den nichtmenschengestaltigen Vegetationsdämonen nicht überall unabhängig erfolgt sein kann, ist gleichfalls wahrscheinlich. So ist denn anzunehmen, daß bereits die Kombination der menschengestaltigen Gottheiten des jungen Helden und seiner Geliebten mit den nichtmenschengestaltigen Vegetationsdämonen nach der Neuen Welt übertragen worden ist, die Vegetationsriten also auf dem gesamten Erdkreise miteinander in Zusammenhang stehen.

Ist dem in der Tat so, lassen sich mehrere überaus auffällige agrarkultische Übereinstimmungen erklären.

Zunächst das Ritual des Garbenbegräbnisses. *P.* Antonin Jaussen *O. P.* berichtet in seinem Buche Coutumes des Arabes au Pays de Moab (Paris 1903), S. 252: „Au moment de déterminer la *ǧor'ah* [nicht abzuerntende Ecke, Feld], le maître saisit la dernière *šemal*, qui vient d'être coupée et fait creuser une fosse, en forme de tombe, dans le champs lui-même. Lorsque la tombe est jugée suffisante, on y couche la *šemāl* et tous les assistants disent: ‚nous enterrons le vieux'" *(dafannā'š-šā'ib[a])*; d'autrefois ils disent en couchant la gerbe dans la fosse: ‚le vieux est mort' *(mata 'š-šā'ib[a])*. On recouvre la fosse de terre; une pierre est dressée à

[1]) O. Gruppe, Griech. Myth., Bd. I, S. 336, Anm. 10.

[2]) W. Robertson Smith, The Religion of the Semites, S. 191.

[3]) Kaarle Krohn, Finnisch-ugr. Forschungen, Bd. 4 (Jahrgang 1904), S. 244; Bd. 6 (Jahrgang 1906), S. 167. Haben wir in der finn.-germ. *Rauni* die germanische *Isis* des Tacitus? Siehe Germ. 9: „pars [Sueborum] et Isidi sacrificat: unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modo liburnae figuratum docet adventam religionem." Die Streichung von *Sueborum* vorgeschlagen von K. Helm, Altgerm. Religionsgesch. I, 309ff.

la tête et une autre aux pieds, comme sur les tombes ordinaires, et ensuite on dit: 'qu'Allah nous amène (du blé) du mort' . . . etc." Ganz ebenso Mannhardt (Baumkultus, 420) aus Schwarzwaldau (Kr. Troppau): „So heißt zu Schwarzwaldau (Kreis Troppau) die letzte Garbe *'die Tote'*, mortua. Jeder Bauer vergräbt die seinige auf dem Acker in den Boden. Nach etwa zwei Wochen gehen sie an einem verabredeten Tage aufs Feld und sehen nach, ob die eingegrabenen Garben grün ausgekeimt sind. Ist dies der Fall, so ist dies ein gutes Zeichen für die Ernte des nächsten Jahres. Diejenige *'Tote'*, welche am meisten grün ausgewachsen ist, wird wieder ausgegraben und ein Hahn in sie hineingebunden; je mehr dieser schreit, desto ergiebiger und fruchtbarer wird das nächste Jahr sein."

Sodann die Bootsfahrt der Vegetationsdämonen. In Mexiko haben wir als Beispiel die Hinrichtung des Maisdiebes. Es heißt in der oben herausgehobenen Stelle aus des Tezozomoc Crónica Mexicana II, 103 in Verbindung mit II, 83: „el que hurtaba [una mazorca ó su valor] era luego cañavereado con canas atestadas de arena, y ponianlo en una canoa, y deste lejos le tiraban tantas varas, que le abollaban la cabeza y cuerpo." Der malayischen Vegetationsdämonen im Boot war oben ebenfalls schon Erwähnung getan. Von dem sumerischen Vegetationsgott *Tamûz* heißt es[1]): „Als kleiner in einem versinkenden Schiffe liegt er." Die ägyptische Getreidegöttin *Isis* fährt zu Schiff davon.[2]) Der finnische (altschwedische) Vegetationsgott *Sämpsä* und seine Mutter *Rauni* kommen zu Schiff gefahren.[3]) Daß die orientalischen Kultmythen unter sich bzw. unter sich und mit den germanischen Vegetationskultmythen geschichtlich zusammenhängen, wurde vom Grafen Baudissin (Adonis und Esmun, S. 365, Anm. 2) bzw. von Neckel (Die Überlieferungen vom Gotte Balder, S. 164) hervorgehoben; daß auch die indonesischen neuweltlichen Kultmythen dieses Typus in den nämlichen Zusammenhang gehören, dürfte wahrscheinlich sein.

Endlich die Sage von der Entstehung der Vegetation:

α) Die Sage der Mexikaner (genauer: der Chalca): „Die Götter stiegen alle in eine Höhle, wo ein Gott namens *Piltzintecutli* ['der junge Fürst'] sich zu einer Göttin *Xochiquetzal* ['die aufgerichtete Blume'] gelegt hatte, aus welcher Verbindung ein Gott *Cinteotl* ['Maisgott'] entsprang, der sich unter die Erde begab; und aus seinen Haaren kam die Baumwolle, und aus dem einen Auge kam eine sehr gute Saat, die sie gerne essen, namens *catateztli* (?), aus dem anderen Auge eine andere Saat, aus der Nase wieder eine andere Saat, namens *chia* (d. i. *salvia chian* L.), die gut ist im Sommer zu trinken, aus den Fingern kam eine Frucht namens *camotl* (d. i. *ipomaea batata* L.), das ist eine sehr gute Frucht, wie Rüben. Aus den Nägeln kam ihm eine andere Art großer Mais, das ist das Getreide, das sie gegenwärtig essen. Und aus dem übrigen Körper kamen ihm vier andere Früchte, welche die Menschen ernten und säen: und deswegen wurde dieser Gott von den anderen Göttern geliebt und sie nannten ihn *Tlaçopilli*, d. i. 'geliebter Herr'.[4])

β) Die Sage der See-Dayak (Br. North Borneo, Gegend von Tempassuk): „Als der Mann und das Weib, die alle Dinge geschaffen hatten, die Schöpfung der

[1]) Zimmern, Tamûzlieder, S. 208, B. Schluß (Lied 1); vgl. S. 217, Rs. I (Lied 2). Siehe auch Neckel, a. a. O. 164.

[2]) Apuleius, Metam. 11, 16.

[3]) Siehe oben.

[4]) Thévet MS., ed de Jonghe (Journ. de la Soc. des Amér. de Paris, N. S. II), S. 8 f.; vgl. Zeitschr. f. vgl. Rechtsw. XXXVII, 459; Zeitschr. f. Ethn. 50, S. 42 ff.

Menschen vollendet, sahen sie, daß sie für den Menschen nichts zu essen hatten. Da gab das Weib einem Kinde das Leben und der Mann sagte zum Weibe: ‚Wie können wir unseren Menschen zu essen geben?' Das Weib riet, das Kind zu töten. Und so töteten sie denn das Kind und schnitten es in Stücke. Und die Stücke pflanzten sie in den Boden ein. Nach einiger Zeit ward aus seinem Blute der Reis *(padi)*, aus seinem Haupte die Kokosnuß, aus seinen Fingern die Betelnuß *(pinang)*, aus seinen Ohren die Betelpfefferrebe *(sireh)*, aus seinen Füßen der ‚Mais' *(jagong)*, aus seiner Haut eine Kürbispflanze und aus dem übrigen Körper andere Dinge, die zum Essen gut sind. Aus seiner Kehle ward das Zuckerrohr und aus seinen Knien Yamswurzeln *(kaladi)*." [1])

γ) *Osiris* und die Entstehung der Vegetation. Graf Baudissin sagt, Adonis und Esmun 191: „Es gibt eine Auffassung des *Osiris* — ob es die älteste ist, muß dahingestellt bleiben —, die den Tod des Gottes in Zusammenhang bringt mit dem Entstehen und Wiedererstehen der Vegetation, indem sie diese aus seinem Tode neu hervorgehend denkt, ganz entsprechend die Vorstellung von *Adonis*. In Darstellungen aus späterer Zeit wachsen Bäume aus dem Grabhügel des *Osiris*, oder die Saat sprießt empor aus dem Leichnam des Gottes, einmal besprengt von einem Diener."

Das Regenlied der Vegetationsdämonen.

α) Das Regenlied des *Xipe Totec* ‚unseres Herrn des Geschundenen'. Sahagun MS, Cantares XV (ed Seler, Ges. Abh. II, 1071), heißt es:

*yoalli tlavana, yztleican timonenequia xiyaqui*
*mitlatia teucuitlaquemitl xicmoquentiquetloyia*

d. i. nach Seler (a. a. O.):

„Du Nachttrinker, warum läßt du dich bitten (verstellst dich)?
Ziehe deine Verkleidung an,
Das goldne Gewand ziehe es an!"

Das bedeutet nach dem mexikanischen Kommentar, der diesem Liede beigeschrieben ist: *„q[uitoz] n[equi]: in ti yoallavana, ti Xipe Totec, tleica intimonenequi, intimozuma intimotlatia* id est: *tleica inamoquiani teocuitlaquemitl xicmoquenti q. n.: quiani mavallauh yn atl."* D. i. nach Seler (a. a. O.): „D. h. du Nachttrinker, du *Xipe Totec* (‚unser Herr der Geschundene'), warum läßt du dich bitten (verstellst dich)? (Warum) bist du zornig, verbirgst dich? D. h. warum regnet es nicht? Ziehe das goldne Gewand an. D. h. es möge regnen, es möge das Wasser (der Regen) kommen."

β) Das Regenlied des *Pulang Gana* (‚Wiederkehr des Vegetationsgeistes')? W. Howell, Sea-Dyak Diction. Append. VIII (S. 9):

*sa, dua, tiga, ampat, lima,*
*anam, tujo, delapan, sambilan,*
*sapuloh.*
*selia ka nuan orang kaya Pulang Gana,*
*enggaika tajong nuan basah,*
*enggaika sirat nuan kamah,*
*enggaika salampai nuan sebah!*
*sa, dua, tiga, ampat, lima,*
*anam, tujoh!"*

[1]) J. H. N. Evans, Journ. of the R. Anthrop. Inst. of Gr. Br. and Irel. XLIII (1913), S. 423.

d. i. nach Howell (a. a. O.):

Eins, zwei, drei, vier, fünf,
sechs, sieben, acht, neun,
zehn.
Weiche zur Seite, oh Herr Pulang Gama!
Laß dein Umschlagetuch naß werden,
laß dein Wams beschmutzt werden,
laß deinen goldnen Gürtel feucht werden!
Eins, zwei, drei, vier, fünf,
sechs, sieben!"

Es fällt schwer, diese zahlreichen Übereinstimmungen für unabhängige Konvergenzbildungen im Sinne Ehrenreichs zu halten; jedenfalls liegt in all diesen Fällen näher, Kultwanderung von schließlich einem Punkte (Vorderasien) anzunehmen.

Für den Zeitpunkt der Wanderung der Vegetationskulte bietet die Einführung der Pflugkultur den *terminus ante quem*; die Pflugkultur ist vor Columbus nicht nach der Neuen Welt gekommen, sondern auf das Gebiet der Alten Welt beschränkt geblieben.[1]) Anderseits haben die neuseeländischen Maori und die Alt-Mexikaner den Gebrauch der Brechstange zur Auflockerung des Bodens gemein (das Werkzeug heißt bei jenen *ko*, bei diesen *uictli*[2]): man wird annehmen dürfen, daß ein und derselbe Kulturstrom dieses Ackerbaugerät und jene Vegetationsriten aus der Alten Welt in die Neue Welt übertragen hat.

[1]) Ed Hahn, Die Entstehung der Pflugkultur, 24—30.

[2]) Zeitschr. f. vgl. Rechtsw. XXXVII, 456

# Anthropologische Untersuchungen an serbischen Zigeunern.

Von Dr. **Viktor Lebzelter** in Wien.

(Mit 1 Tafel.)

## I. Die Herkunft der Zigeuner.

Die Urheimat der Zigeuner ist das nordwestliche Indien. Die Zigeunersprache, das „Rom" oder „Romani" ist ein neuindischer Dialekt. Rüdiger war der erste, der auf seiner indischen Reise im Jahre 1777 annahm, die Zigeuner stammten aus Indien. Pott ließ die Frage noch offen, ob die Zigeuner näher zu den Kafirs oder Dardus gehören; J. Beames glaubt, daß die Idiome der Wüstenstämme des Indus und Chenab und bestimmte Kaschmirsprachen der Romsprache am nächsten stünden. Andere Autoren nehmen, wie Sampson (60.) berichtet, Beziehungen zu den Donds, Jāts, Changars und zu der Sekte der Athingani an. Nach Miklosich und Pischel (48.) sind die Changars das den Zigeunern nächst verwandte Volk Indiens. Pischel nimmt an, daß die Kämpfe, welche sich im 13. Jahrhundert zwischen den Dardustämmen abspielten, die unmittelbare Veranlassung gaben für die Abwanderung der Zigeuner. Doch ist bei etwas detaillierteren Annahmen die größte Vorsicht geboten. Nach Robertson (58.) z. B., der hiefür gute Gründe anführt, ist die heutige Bevölkerung Kafiristans daselbst nicht bodenständig, sondern stammt zum größten Teil von der indischen Bevölkerung Afghanistans ab, welche sich im 10. Jahrhundert beim Einbruch des Islam ins Gebirge zurückzog.

Die heutigen Nomadenstämme Indiens haben viele ethnologische Analogien mit den Zigeunern. Es sind dies die Kaikādīs von Dekkhan und die Sānsiyās und Beriyās in Nordindien (Crooke [10.], Mac Kennedy [32.]).

E. von Schlagintweit (62.) hat die soziale Lage der unsteten Zigeunervölker des Pandschab in kurzen Worten charakterisiert: „Wanderstämme und niedere Handwerkerkasten stehen miteinander in innigster Verbindung; die letzteren sind aus ersteren hervorgegangen. Eine Sippe, die von Walddickicht zu Walddickicht zieht, von Dorf zu Dorf sich wendet, dem Schakal, Fuchs und kriechenden Gewürm nachzieht, von Aas lebt, das sie auf dem Wege findet, sich mit einem Dach aus Riedgras als Hütte behilft, geschlechtlich sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft den Mitgliedern, gegen Geld Dritten hingibt, Gelegenheit zu Diebereien sucht, aber nicht meidet, eine solche Gesellschaft zeigt die Lebensgewohnheiten des Zigeuners und findet sich zahlreich im Pandschab. Die nächste Stufe ist die Niederlassung in Dörfern zur Verrichtung verachteter Arbeit; man lebt noch von Aas. Auf der gesellschaftlichen Leiter steigt weiter, wer vom Mattenflechten aus Gräsern zum Gerben von Häuten übergeht; dem Essen von Aas entsagt diese Gruppe noch nicht. Erst der Gerber, der zur Weberei greift, wird vom Hindu als seinesgleichen erklärt und ist dem unsauberen Mahle von Gewürm und Aas entfremdet. Dieser Wandel geht im Pandschab fortwährend unter den Augen der lebenden Generation vor sich."

In ganz ähnlicher Weise vollzog und vollzieht sich in Europa die Assimilation der Zigeuner mit der seßhaften Bevölkerung des Landes.

Die Zigeuner sind ursprünglich Nomadenstämme, deren wirtschaftliche Grundlage aus einer primitiven Sammelwirtschaft, verbunden mit wirtschaftlichem Parasitismus auf einer höheren ackerbautreibenden Bevölkerung besteht.

Colocchi (9.) und Kunavin haben die Vermutung ausgesprochen, daß nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen solche indische Wanderstämme nach Westen gezogen sind.

Ihre wirtschaftlichen Existenzmöglichkeiten hätten sie ja in Europa bereits unter der relativ dichten Bauernbevölkerung der jüngeren Steinzeit gefunden.

Daß derartige Nomadenstämme, wie Bataillard (1.) und mit ihm van Gennep (17.) annehmen, schon in vorhistorischer Zeit eine Rolle in Europa gespielt haben können, ist ohne weiteres zuzugeben, ja sogar wahrscheinlich. Überall dort, wo Völker der Sammelstufe und des Ackerbaues in engem Kontakte miteinander stehen, ist die Voraussetzung für die Ausbildung einer Wirtschaftsform, wie wir sie bei den Wanderzigeunern finden, gegeben. Es sei nur an die Griots in Senegambien, die Waboni und Midgan im Somaliland erinnert.

Als Zigeuner können wir aber doch nur jene Nomadenstämme innerhalb des europäisch-vorderasiatischen Gebietes bezeichnen, die den neuindischen Romanidialekt sprechen oder doch gesprochen haben.

Im weiten Bogen umgeben heute Siedlungen oder Wanderungsgebiete der Zigeuner das nordindische Mutterland.

Nördlich der zentralasiatischen Hochgebirge im Becken von Ferghana finden wir Zigeuner. E. von Ujfalvy (71.) unterschied dort zwei Gruppen, die Louli und Mazang. Die Mazang sind Mohammedaner und stark mit den Sarten vermischt; sie sind seßhaft geworden, während die Louli Nomaden geblieben sind. Die Mazang sind heller wie die europäischen Zigeuner, während die Louli ebenso dunkel wie diese und sehr groß sind. Die Lippen sind dick, die Haut olivenfarben. 6 Loulimänner aus der Marghilansteppe hatten eine mittlere Körpergröße von 1777 *mm* und einen L.-B.-Index von 82·09. Bei den Mazang sind die Lippen schmal, Haar und Bart schwarz, die Farbe der Haut weiß mit einem Stich ins Gelbliche; die Augen sind braun oder grau. Von einer Zigeunerkolonie in Tobolsk hat Sauer schon Ende des 18. Jahrhunderts berichtet. H. Lansdell hat neuerdings auch die physischen Eigentümlichkeiten dieser Zigeuner beschrieben; wie in Ferghana zerfallen sie in zwei Gruppen, die Lyouli (Louli) und Mazang. Die physischen Unterschiede sind im ganzen die gleichen wie dort. Die Louli sind etwa 1000 Köpfe stark.

Die Zigeuner müssen in diesen Gebieten früher eine größere Rolle gespielt haben; Timur befahl die Ausrottung aller Zigeuner in Samarkand.

Eine Sonderstellung nehmen die Zigeuner Armeniens ein. Ihr Idiom besteht im wesentlichen aus armenischen Elementen. Die indischen Bestandteile weisen deutlich auf einen Prakritdialekt, das Apabhraṃśa. Die sprachlichen Unterschiede gegen das europäische Romani sind so groß, daß Fink (16.) annehmen mußte, mindestens die eine der beiden Gruppen habe schon in Indien ihre ursprüngliche Sprache gegen einen anderen Dialekt vertauscht. Diese Tatsache kann wohl als ein Beweis dafür angesehen werden, daß zu wiederholten Malen indische Wanderstämme verschiedener Abstammung nach Westen gezogen sind. Im ganzen dürften in Transkaukasien heute an 3000 Zigeuner leben, hauptsächlich im ehemaligen Gouvernement Eriwan. Die Zigeuner zerfallen dort in drei Gruppen, die Bošà, welche

Christen, die Miutriūp, welche Sunniten, und die Karachi, die Schiiten sind. Die Bošà und Karachi sind auch im Dialekt verschieden; erstere nennen sich „lom", letztere „dom".

W. Onseley besuchte 1819 in Südpersien Karachistämme, die ein dem Romani ähnliches Idiom sprachen. Die Zigeuner von Kurbat in Südpersien hat Sykes (67.) untersucht.

Eine dritte Gruppe von Zigeunerstämmen bewohnt Syrien. Ihr Idiom enthält im Gegensatz zum europäischen Romani keine armenischen Elemente. Weit verbreitet sind die Zigeuner im Norden Afrikas. Die ägyptischen Zigeuner schildern Lane (34.) und Newbold (44.). Die Beni 'Ades werden auch algerische Zigeuner genannt. In Oran werden diese Stämme durch die 'Amer ersetzt (Bataillard) (1.). Douté verglich diese Stämme mit verschiedenen Gruppen in Marokko, wie den Zkara bei Mouliéras, den Ghonata und den Ghenanema von Oued Saûra.

Die erste Angabe über das Auftreten indischer Wanderstämme in Vorderasien finden wir bei Firdusi. Dieser berichtet, daß der Perserkönig Bahram Gur im Jahre 420 von dem Inderkönig Shankal 1000 Luris erhalten habe. Sie machten an seinem Hofe Musik, verliefen sich aber nach Jahresfrist und zogen singend und spielend im Lande umher (Thesleff) (69.). An arabische Quellen knüpft de Goeje (22.) an. Hamza von Ispahan nennt die Wandermusikanten „Luri", was den „Zott" Firdusis entsprechen soll. Der Ausdruck „Zott" wird heute noch von den syrischen Zigeunern gebraucht. Im 6. Jahrhundert desertierten während eines Krieges die Zott von den Persern zu den Arabern. Anfangs des 9. Jahrhunderts brach unter ihnen eine schwere Seuche aus, die den größeren Teil der Bevölkerung dahinraffte; der Rest, angeblich 27.000 Köpfe, wurde in Ainzarba und anderen nordsyrischen Plätzen angesiedelt. Nach dem Siege der Byzantiner bei Ainzarba 855 wurden die Zott mit Weib und Kind nach Griechenland gebracht. Gegen die Annahme, daß diese Zwangskolonisten die Vorfahren der Zigeuner waren, wendet Sampson (60.) ein, daß das europäische Zigeunerisch wohl armenische, aber keine arabischen Elemente enthält.

Wann die ersten Zigeunerhorden Europa betreten haben, wissen wir nicht, wir wissen nur, daß sie um die Wende des 15. Jahrhunderts von der Balkanhalbinsel aus in das übrige Europa gezogen sind. In der viele Jahrhunderte währenden byzantinischen Zeit mögen nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen gleich vielen anderen verschiedenartigen Volksteilen teils freiwillig, teils gezwungen, auch nordindische Nomadenhorden, deren Existenz im frühen Mittelalter in Vorderasien ja historisch bezeugt ist, auch den europäischen Boden des byzantinischen Reiches betreten haben. Interessanterweise haben die Humanisten Nachrichten aufbewahrt, die deutlich zeigen, daß die Erinnerung an einen Aufenthalt in Vorderasien bei den Zigeunern im 16. Jahrhundert noch lebendig war. Bei Polydorus Virgilius z. B. (De inventoribus rerum VII. Buch, Capitel 7, 1545, ed Basileae) findet sich folgende Stelle: „Ex quo satis constat, hos esse Assyrios, qui fraudibus et dolis exercitati, ritu sacerdotum deae Syriae, eo mendicabulo vivunt. Istos Itali Cilices vocant, quod ex Cilicia, quae teste Plinio, Syriae proxima est, proficiscantur: alii, vero extra Italiam, Aegyptios nuncupant."

Für die Analogie Zigeuner = Cilicer ist auch Colocci (9.) eingetreten. Er findet weitere Belege in Voltaires „Essai sur les moeurs" und in einem italienischen Zigeunerlied, in dem Cilicien vorkommt. F. de l'Hoste (56.) zitiert eine Stelle aus „Volaterrani octo et triginta libri" (Basileae 1554), lib. XII, S. 253: „Uxij gens maxima, et Vxia regio Straboi, ex qua Coaspes fluvius orit. Hos ego putaverim, quos vulgus nunc Uxios sive Cinganos vocat, qui per orbem maximeque per Italiam

sparsidegunt more ferarum, nulla lege, nullis artibus, tantum futura praedicentes, cum omnes fere populi orientales präsertim vicini Chaldaeis . . . . autorem habes Scilatem (Johannes Skylitzes) qui historiam scripsit Constantinopolitanam: Dicit Michaelem Traulum Imperatorem ex vaticinio Uxiorum adeptum imperium fuisse, quae secta per Moesiam ac Europam sparsa, passim omnibus futura predicebat."

Was „Uxii" bedeutet, wissen wir nicht; es scheint aber festzustehen, daß Moesien, im besonderen die Walachei, als erstes Ausstrahlungszentrum für die Zigeuner in Europa zu betrachten ist.

Nach Trinchera (70.) ist der Name ατσάνι in Süditalien nicht selten und tritt zuerst 1145 auf. Ob aber Cigan = ατσαν zu setzen ist, mag dahingestellt bleiben.

Die Ankunft der Zigeuner in der Walachei wird aber erst ins 13. Jahrhundert verlegt. Nach Hopf (27.) und Herzberg (26.) kamen sie nicht über den Bosporus, sondern auf der großen Völkerstraße im Norden des Schwarzen Meeres. Pischel (48.) läßt sie im Gefolge eines der großen Mongolenstürme, und zwar nicht zu Timurs Zeiten, sondern unter Dschingiskhan und seinen Nachfolgern in Europa erscheinen. Viel für die Aufklärung dieser dunklen Probleme dürfen wir von einer eingehenden Analyse der zentralasiatischen Zigeunerdialekte erwarten.

Aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts haben wir die frühesten historischen Nachrichten über die Zigeuner in Ungarn. Karl I. von Ungarn richtete am 1. Mai 1326 ein Schreiben an die Kapitel und Konvente, in dem von einem Edelmann Czigáni (oder Czigandi) und von einem Dorfe Czigand in Bodrogköz die Rede ist.

Fürst Vlad der Walachei (1340—42) verlieh ihnen bereits ein Privileg.

1346 erwähnt eine Urkunde der Kaiserin Katharina von Valois „homines vageniti" im Peloponnes. Im selben Jahre erschienen sie in Kreta. Um 1370 wird von ihnen aus der Landschaft Vaganetia an der epirotischen Küste berichtet. Weitaus der größte Teil der Zigeuner lebt auch heute noch auf dem Balkan und in Ungarn. In Rumänien beträgt ihre Zahl (1912) ca. 300.000, in Bulgarien 130.000 (Ischirkoff) (30.), im ehemals (vor 1913) türkischen Gebiet 30.000—40.00, in Serbien (1895) 46.212, in Bosnien 15.000, in Ungarn 280.000. Ihre Zahl im übrigen Europa ist relativ sehr gering (Spanien und ehemaliges Rußland je 50.000, England 20.000, Galizien 16.000, um nur einiges hervorzuheben [Thesleff] [69.]).

Schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte im 14. Jahrhundert waren sie an Zahl keineswegs gering. So schenkte Mircea dem Kloster Tisman 1387 40 Familien aţingani. 1388 erhielt das Kloster Cozia 300 Familien von ţigani; 1428 das Kloster Bistriţa von Alexander dem Guten eine Anzahl Familien (L. Wiener) (75.).

Die allgemeine Völkerbewegung auf der Hämushalbinsel, welche durch die Herrschaft des serbischen Zaren Stephan Duschan und durch die 1358 erfolgte Erhebung und Wanderung der Albaner veranlaßt wurde, brachte die Zigeuner auch in größerer Menge nach Griechenland. In Achaja siedelten sie sich in Massen an. Aus dem epirotischen Gebiete kamen sie nach Korfu, wo sie unter dem Schutze der Venetianer zu großer Blüte gelangten. Das „fundum Acinganorum", in welchem Lehen die Zigeuner der Insel vereinigt waren, bestand bis ins 19. Jahrhundert. Ihre Ansiedlung im Peloponnes wurde von Venedig sehr begünstigt. Insbesondere Nauplion und Modon wiesen starke Zigeunerbevölkerungen auf. Dieser — einzige — kulturelle Aufstieg des Zigeunervolkes wurde durch die türkische Invasion vernichtet. Neben den Ruinen der fränkischen Schlösser und den verödeten „Hebräerburgen" kennt die Topographie Griechenlands auch viele verlassene Plätze unter den Namen „Τυφτόκαστρον" (Ägypter- oder Zigeunerburgen) (s. a. Herzberg) (26.).

Aber auch in Ungarn befand sich damals wenigstens ein Teil der Zigeuner in günstiger sozialer Lage. 1423 übertrug Kaiser Sigismund dem Gouverneur der Zigeuner Ladislaus die alleinige Gerichtsbarkeit über sie. 1416 gab die Stadt Kronstadt Geld und Getreide dem Grafen Emaus von Ägypten und seinen 220 Kameraden (L. Wiener) (75.). Auch während der Türkenzeit genossen sie bedeutende Privilegien (Statut Mustafas 1696) und noch Ludwig Kossuth bestätigte Mihajlo den Kleinen (1810—1890) als Wojewoden der Banater Zigeuner (Brehpohl) (8.).

Die Lage der Zigeuner auf dem Balkan und in Ungarn war und ist eine ganz ähnliche, wie sie Schlagintweit von den Zigeunern des Pendschab gegeben hat. Vom verachteten Wandernomaden zum wenig geachteten, aber unentbehrlichen halbseßhaften Handwerker und endlich zum seßhaften Landwirt und Gewerbetreibenden sehen wir hier wie dort alle Übergänge. Wie bei so vielen Völkern ist die Seßhaftigkeit ein soziales Moment von so gewaltiger Bedeutung, daß es stärker ist als das Zusammengehörigkeitsgefühl nach Rasse, Sprache und Religion. So sehen wir auf dem ganzen Gebiete einen mehr weniger scharfen Gegensatz zwischen Wanderzigeuner und seßhaftem Zigeuner, ob wir nun an die Mazangs und Loulis in Ferghana und Tobolsk oder an weiße und schwarze Zigeuner in Bosnien denken.

Die Zahl der Wanderzigeuner ist auf dem Balkan und in Ungarn im Vergleich zu den seßhaften gar nicht mehr so groß.

In Ungarn wohnten nach einer der letzten Zählungen 61·74% der Zigeuner in Häusern; 33·33% in Erd- und Strohhütten, 3·25% in Zelten und 1·68% in Erdhöhlen. Nur $7^1/_2$% oder 9000 Individuen waren Nomaden. In Serbien sind heute fast alle Zigeuner angesiedelt. In Ungarn begann Maria Theresia 1761 mit der Kolonisation der Zigeuner und 1783 verbot Josef II. überhaupt das Herumwandern. In Rumänien wurden sie durch die Gesetze von 1816 und 1833 in folgende Klassen eingeteilt: rudari (Bergleute), ursari (Bärenbändiger), linguari (Löffelmacher), lajasi (Schmiede, Musikanten), vatrasi (Diener), netosi (Diebe und Halbwilde). 1837 wurden 20.000 zwangsweise kolonisiert.

Eine Geschichte der Zigeuner auf der Balkanhalbinsel müßte erst geschrieben werden; soviel steht aber fest, daß wir den weitaus größeren Teil der Balkanzigeuner sozialbiologisch — also auch in bezug auf die Vermischung mit anderen Rassen oder Völkern — nicht anders beurteilen dürfen wie die übrigen Balkanvölker. Nicht tiefgreifende kulturelle und wirtschaftliche Gegensätze scheiden sie von ihren Nachbarn, sondern lediglich die Mentalität des nationalen Denkens, die allen Völkern des Balkans eigen ist, bildet eine schwer überschreitbare Schranke für die Völkervermischung.

Nichtsdestoweniger ist natürlich bei den seßhaften Zigeunern der Einfluß der fremden Rassen wesentlich stärker als bei den Wanderzigeunern. Insbesondere die zum Islam bekehrten Zigeuner sind, soweit seßhaft, so stark vermischt, daß eines der wichtigsten Rassenmerkmale der Zigeuner — die dunkle Komplexion — nicht mehr vorherrschend ist; daher der Name „weiße Zigeuner".

In der Entwicklung des Zigeunertums in Europa ist das Ausschwärmen von Wanderzigeunerhorden in das mittlere und westliche Europa nur eine Episode.

Von Ungarn aus kamen sie zu Beginn des 15. Jahrhunderts nach Böhmen, Mähren und Schlesien. Befehle, sie zu vertreiben, ergingen 1538, 1580, 1701 und 1726.

1414 erschienen sie in der Westschweiz. 1422 nennt sie die Röteler Chronik von Basel (Bernoulli) (3.).

1417 kamen sie nach Deutschland. 1498 befahl Friedrich III., sie mit Feuer und Schwert auszurotten.

1422 erreichten Balkanzigeuner, über Deutschland kommend, Italien. „Il 18 luglio 1422 essi giunsero a Bologna dall'Ungheria, condotti da un Duca Andrea „dell'Egitto minore" che lui e il suo popolo, avendo rinnegato la fede peregrina vano in penitenza." (Muratori: Rerum Italicarum Scriptores, vol. XVIII, col. 611.) Spinelli (66.).

Nach Zürich kamen sie 1418 in großer Menge, 1419 nach Bern, 1418 nach Kolmar, im selben Jahre nach Eger. (Gradl) (24.)

1447 erreichten sie Frankreich und Spanien. Unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. heftig verfolgt, hielten sie sich nur im baskischen Grenzgebiete, von wo Napoleon I. 1802 den Rest nach Afrika verschiffte.

Schweden erreichten sie 1512. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelangten sie nach England, Norwegen, Dänemark und Polen.

Während die Zigeuner auf dem Balkan und in Ungarn geduldet, ja von manchen Herrschern sogar gefördert wurden, war im übrigen Europa ihr Schicksal seit ihrem ersten Auftreten mehr oder weniger schonungslose Verfolgung. Ihre Zahl war gegenüber den Massen der bodenständigen Bevölkerung immer gering, der kulturelle Unterschied zu groß, als daß ein innigerer Kontakt hätte Platz greifen können. Wo es wirklich zu einer erfolgreichen Kolonisation kam, sind diese Ansiedler bald spurlos in der großen Masse der bodenständigen Bevölkerung verschwunden. Die größte Mehrzahl der Zigeuner in Nord-, West- und Mitteleuropa sind Wanderzigeuner geblieben. Diese haben sich auch ziemlich rassenrein gehalten. Dies hebt besonders Thesleff (69.) hervor, der die Zigeuner Finnlands als mittelgroß, dolichokephal, mit breiter (!) Nase, blauschwarzem Haar, dunkelbraunen Augen und braungelber oder dunkelbrauner Haut beschreibt.

Gewiß haben sich den Wanderzigeunern im Laufe der Zeiten oft allerhand lichtscheue Elemente anderer Rasse beigesellt und sind oft außereheliche Vermischungen mit den Wirtsvölkern vorgekommen. Das typische Gepräge können aber derartige ephemere Einflüsse bei keiner Rasse verwischen. Dazu kommt, daß sich zumindest die nomadisierenden Zigeuner, trotz aller in sprachlicher und religiöser Hinsicht an den Tag gelegten Gleichgültigkeit, als eine völkische Einheit fühlen. Einzelne Zigeunerbanden, die ungeheuer weite Strecken auf ihren Wanderungen zurücklegen, sichern den Kontakt zwischen den einzelnen Horden. So hat A. Sinclair (65.) in Südrußland Banden getroffen, die ganz Zentralasien und den Kaukasus durchwandert hatten; andere wieder waren bereits in Jerusalem. Eine Bande hatte Mitglieder, die in Nord-, Zentral- und Südrußland, in Bessarabien, Rumänien, Polen, Ungarn und Griechenland geboren waren; ein Mann sprach Französisch, das er in Frankreich gelernt hatte. Syrische und ägyptische Zigeuner finden wir in ganz Europa und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Afghanische Zigeuner traf A. Sinclair bei Teheran, solche aus Belutschistan im westlichen Indien.

Im allgemeinen scheint freilich der Bewegungsradius einer Zigeunerhorde wesentlich kleiner zu sein, sonst gäbe es nicht so viele verschiedene Zigeunerdialekte in Europa. Alle europäischen Zigeunerdialekte sind durch das Griechische beeinflußt. Heute gibt es griechische, rumänische, ungarische, mährisch-böhmische, deutsche, polnisch-litauische, russische, finnische, skandinavische, italienische, baskische, britische und spanische Zigeunerdialekte.

Wichtiger jedoch wie diese durch die weltweite Verbreitung der Zigeuner bedingten dialektischen Differenzen sind für die rassenanthropologische Betrachtung

die sozialen und wirtschaftlichen Unterschiede in der Lage der seßhaften und der wandernden Zigeuner. Die bisher anthropologisch untersuchten Zigeuner sind fast restlos seßhaft gewordene Zigeuner. Für die Wanderzigeuner stehen größere Reihenuntersuchungen noch aus.

## II. Herkunft und Beschaffenheit des Materials.

Meine Untersuchungen beruhen auf der anthropometrischen Aufnahme von 41 serbischen Zigeunern im Kriegsgefangenenlager Dąbie bei Krakau. Es handelt sich um kriegsgefangene reguläre Soldaten der Drina-, Donau- und Schumadijadivision sowie um männliche Zivilinternierte des österreichisch-ungarischen Verwaltungsgebietes in Serbien. Vier Aufnahmen serbischer Soldaten aus demselben Gebiete stellte mir Herr Professor Dr. R. Pöch zur Verfügung. Die Untersuchten stammen fast alle aus Nordwestserbien (Kreis Belgrad 12, Kr. Kragujevač 5, Kr. Krusevač 1, Kr. Podrinje 6, Kr. Posarevač 10, Kr. Smederevo 5, Kr. Valjevo 6). Es handelt sich durchaus um seßhafte Zigeuner griechisch-orthodoxen Glaubens. 7 Zigeuner (Nr. 1, 3, 5, 9, 10, 12, 21), Mitglieder einer Musikbande in Kragujevač, gaben Rumänisch als Muttersprache an, alle übrigen Serbisch. 1 Zigeuner (Nr. 17) stammte mütterlicherseits von einer Serbin aus demselben Ort; bei den übrigen sind beide Eltern Zigeuner. 12 gaben als Beruf „Musiker", 2 „Schlosser", 1 „Fischer", 1 „Mattenflechter" und 1 „Krämer" an.

Über die Zigeuner in Serbien hat Th. Gjorgjevič (19.) eingehend berichtet. Nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1900 lebten in Serbien 46.148 Zigeuner, das sind 1·85 % der Bevölkerung. Davon gaben 60·34 % Serbisch, 29·06 % Zigeunerisch, 10·20 % Rumänisch und 0·40 % Türkisch als Muttersprache an. 34.459 waren griechisch-orthodox, 11.689 Mohammedaner.

Die erste Schichte der gegenwärtig in Serbien befindlichen Zigeuner sind die türkischen Zigeuner. Sie kamen und kommen in einzelnen Schüben aus dem Süden Diejenigen, welche schon vor langem eingewandert sind und serbisch sprechen, bezeichnen sich als „Gadžikano Roma" (serbische Zigeuner), die jüngeren noch türkisch sprechenden als „Korano Roma" (moslimische Zigeuner). Der Serbe bezeichnet alle mohammedanischen Zigeuner als „turski Cigani".

Die zweite Schichte sind die rumänischen Zigeuner (vlaški cigani). Sie sind zugleich mit Rumänen seit dem 17. Jahrhundert in Serbien von Osten her eingewandert. Ihre Zuwanderung hält bis heute an. Die dritte Schichte, die weißen Zigeuner, sind in jüngster Zeit aus Bosnien eingewandert, sie sind Mohammedaner.

Die Untersuchungen wurden im Sommer 1916 durchgeführt. Dem Festungskommando in Krakau sowie dem Lagerkommando in Dąbie bin ich für die Erlaubnis zur Durchführung der Arbeiten zum Danke verpflichtet. Besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Dr. Rudolf Pöch für vielfache wertvolle Unterstützung sowie meinen getreuen Helfern bei den Untersuchungen selbst, Herrn Postoffizial Johannes Friedl aus Feldkirch und Herrn J. Jerosolimski aus Warschau.

## Die physischen Merkmale der serbischen Zigeuner.

### 1. Konstitution.

Ich selbst habe besondere Beobachtungen über den konstitutionellen Habitus der serbischen Zigeuner nicht angestellt. Doch scheint es, als ob die serbischen Zigeuner eine größere Widerstandsfähigkeit gegen die Tuberkulose besessen hätten

als die Serben. Obwohl sie unter den gleichen Verhältnissen wie die Serben im Gefangenenlager lebten, konnte ich doch nur bei 2 Zigeunern schon dem Augenschein nach Phthise beobachten. Auf Grund der Zahlen A. Weisbachs berechnete ich den „Konstitutions"index Pignets (Körpergröße — [Brustumfang + Gewicht]). Danach hatten von 52 ungarischen Zigeunern (Soldaten) 16% eine sehr kräftige, 28% eine starke, 32% eine gute, 12% eine mittelmäßige und 12% eine schwache „Konstitution". C. Glück (23.) bezeichnet die Muskulatur (Muskeltonus) bei seinem bosnischen Zigeunermaterial 12mal als schlaff, 40mal als mittelstraff und 14mal als straff.

## 2. Behaarung und Haarform.

Die Kopfbehaarung ist sehr dicht. Der Stirnhaarrand liegt oft sehr tief. Neigung zur Glatzenbildung besteht nicht. Die Augenbrauen sind nicht allzu stark, viel schwächer wie beim armenoiden Typus. Räzel habe ich bei meinem Material 2mal beobachtet. Alle von mir untersuchten Zigeuner hatten schlichtes Haar. Von den bosnischen Zigeunern sagt C. Glück (l. c. S. 408): „Die durchwegs schlichten Haare sind ohne Ausnahme dunkel." A. Weisbach (74.) (l. c. S. 109) bemerkt: „Die immer schlichten Haare unserer 52 Zigeuner sind ausnahmslos dunkel." Schlichtes Haar scheint also bei den Zigeunern in Europa vorzuherrschen, was um so auffallender ist, als wir bei einem aus Nordindien stammenden Volke eher welliges oder lockiges Haar erwarten könnten.

## 3. Pigmentierung.

Die Hautfarbe fand ich 15mal gelblichweiß, 14mal gelblich, 1mal olivengelb und 2mal hellbräunlich. A. Weisbach fand unter seinen ungarischen Zigeunern 19 mit brauner, 8 mit hellbrauner, 19 mit bräunlicher und 6 mit gelblicher Haut. C. Glück zählte in Bosnien 3 Individuen mit lichter, 27 mit lichtbrauner, 6 mit brauner und 30 mit dunkelbrauner Haut. Die Farbennuancen wurden von den Autoren naturgemäß nach dem subjektiven Eindruck unterschieden; daher auch die großen Unterschiede in der Namengebung.

Die Kopfhaarfarbe fand ich 21mal rein schwarz, 12mal braunschwarz, 4mal dunkelbraun, 1mal hellbraun, 2mal dunkelblond und 1mal grau. A. Weisbach fand bei ungarischen Zigeunern in 33 Fällen schwarzes, in 16 dunkelbraunes und nur in 3 Fällen braunes Haar. Unter 61 türkischen Zigeunern zählte E. Pittard (49–52.) 49 mit schwarzem, 10 mit braunem und 2 mit blondem (chatain) Haar; unter 42 rumänischen Zigeunern fand er 37 Individuen mit schwarzen, 4 mit braunschwarzen und 1 mit hellblonden Kopfhaaren. C. Glück fand bei bosnischen Zigeunern in 21 Fällen schwarzes, in 43 dunkelbraunes und in 2 lichtbraunes Haar. Wie ich beobachten konnte, schimmert das reinschwarze Zigeunerhaar im durchfallenden Licht bläulich-grünlich. Ich vermute, daß dem reinschwarzen Zigeunerhaar die Rotkomponente fehlt. Die 3 von R. Pöch untersuchten Zigeuner aus Serbien hatten Kopfhaar von der Farbe Nr. 27 der Haarfarbenproben von E. Fischer.

Die Irisfarbe fand ich bei serbischen Zigeunern 2mal schwarzbraun, 18mal dunkelbraun, 16mal braun, 2mal grünlichgrau, 1mal braungrau, 1mal grünlichbraun, 1mal blau. Unter 61 türkischen Zigeunern fand E. Pittard die Iris in 47 Fällen braun, in 5 graubraun, in 2 graublau und in 7 blau. Dunkle Augen fand A. Weisbach bei ungarischen Zigeunern in 92·3%, helle Augen in 7·7% (2mal graubraun,

2mal grau). C. Glück fand bei seinem bosnischen Material 32mal eine dunkelbraune, 23mal eine hellbraune und 11mal eine graue Iris. Die Irisfarbe der 3 Zigeuner R. Pöchs entsprach den Nr. 3, 3 und 4 der Augenfarbentafel R. Martins.

### 4. Augenlidform.

Unter 43 Fällen war 22mal die Deckfalte des oberen Augenlides wohl entwickelt, den Rand des Oberlides bedeckte sie nur in 2 Fällen, sonst ließ sie den Lidrand frei; bei 14 Individuen fehlte die Deckfalte ganz, bei 7 war sie mehr oder weniger angedeutet. Die Deckfalte verstreicht meist (16 Fälle) außerhalb des äußeren Augenwinkels; in 4 Fällen bedeckt sie denselben mehr oder weniger. 5mal verstrich die Deckfalte oberhalb des inneren Augenwinkels, 11mal senkte sie sich bis zum inneren Augenwinkel, verstrich aber nasalwärts von demselben; 8mal senkte sie sich bis zum inneren Augenwinkel und tangierte die innere Lidkommissur. Einmal habe ich Epicanthus beobachtet und einmal beschreibt R. Pöch „Pterygia beiderseits an beiden Augen". Die Lidspalte verläuft gerade, ist mäßig lang bis lang und mäßig weit oder weit geöffnet, letzteres besonders in jenen Fällen, wo die Deckfalte fehlt. Ich folgte bei der Untersuchung der Augenlidform dem Schema R. Pöchs und J. Weningers (54.). C. Glück beobachtete bei einem „schwarzen" Zigeuner aus Bosnien ein „typisches Mongolenauge". In 83% fand er bei seinen bosnischen Zigeunern die Augen weit geschlitzt mit gerader Lidspalte (81·1%). Die schwarzen Zigeuner haben nach ihm etwas engere Lidspalten wie die weißen.

### 5. Die Körperlänge.

Die Körperlänge schwankt zwischen 1534 und 1756 *mm*. Im Sinne E. Schmidts (l. c. Martin, S. 209) sind 14% als kleinwüchsig, 26% als untermittelgroß, 17% als mittelgroß, 19% als übermittelgroß und 24% als groß und sehr groß zu bezeichnen, wobei eine mittlere Körperlänge von 1627 *mm* zugrunde gelegt wurde.

| | Millimeter |
|---|---|
| Weiße Zigeuner Bosniens (13) [C. Glück] | 1729 |
| Schwarze Zigeuner Bosniens (28) [C. Glück] | 1678 |
| Ungarische Zigeuner (52) [A. Weisbach] | 1665 |
| Bulgarische Zigeuner (47) [E. Pittard] | 1656 |
| Türkische Zigeuner (249) [E. Pittard] | 1636 |
| Tatarische Zigeuner (15) [E. Pittard] | 1634 |
| Serbische Zigeuner (38) [V. Lebzelter] | 1627 |
| Rumänische Zigeuner (477) [E. Pittard] | 1612 |

Die Körperlängen der von E. Miskow (42.) in Berlin gemessenen Zigeuner betrugen 156, 160, 161, 163, 164 und 166 *cm*.

### 6. Die Proportionen.

Leider standen mir nur etwa 30 Individuen für die somatometrische Untersuchung zur Verfügung. Mehr als informativen Wert können die so gewonnenen Mittelwerte also nicht beanspruchen. Ich gebe sie daher ohne Kommentar wieder. Ein Individuum (Sifko Mitič aus Lubinje bei Posarevač) wies bei sonst ziemlich normalen Proportionen

beinahe Zwergwuchs (1427 *mm*) auf. Er und seine Landsleute sagten aus, seine Mutter und seine beiden Geschwister wären ebenso klein.

| | Mittel | Nr. 18 (Mitič) |
|---|---|---|
| Spannweite der Arme | 104·64 | 101·— |
| Länge der vorderen Rumpfwand | 29·06 | 29·6 |
| Breite zwischen den Akromien | 22·45 | 24·2 |
| Beckenbreite | 15·94 | 15·4 |
| Ganze Armlänge rechts | 45·79 | 41·7 |
| Länge des rechten Oberarmes | 19·82 | 16·5 |
| Länge des rechten Unterarmes | 14·9 | 14·7 |
| Länge der rechten Hand | 10·87 | 10·7 |
| Breite der rechten Hand | 5·2 | 5·8 |
| Ganze Beinlänge rechts | 54·70 | 50·9 |
| Länge des rechten Oberschenkels | 27·88 | 26·8 |
| Länge des rechten Unterschenkels | 22·37 | 20·2 |
| Länge des rechten Fußes | 15·32 | 15·5 |
| Breite des rechten Fußes | 6·61 | 6·5 |

Indices.

| | | |
|---|---|---|
| Brachialindex | $\frac{\text{Unterarmlänge} \times 100}{\text{Oberarmlänge}}$ | 76·33 |
| Tibiofemoralindex | $\frac{\text{Unterschenkellänge} \times 100}{\text{Oberschenkellänge}}$ | 80·18 |
| Intermembralindex | $\frac{\text{Ganze Armlänge} \times 100}{\text{Ganze Beinlänge}}$ | 82·06 |
| Femorohumeralindex | $\frac{\text{Oberarmlänge} \times 100}{\text{Oberschenkellänge}}$ | 70·99 |
| Tibioradialindex | $\frac{\text{Unterarmlänge} \times 100}{\text{Unterschenkellänge}}$ | 66·94 |
| Fußindex | $\frac{\text{Fußbreite} \times 100}{\text{Fußlänge}}$ | 40·13 |
| Handindex | $\frac{\text{Handbreite} \times 100}{\text{Handlänge}}$ | 47·45 |

## 7. Kopfform.

Die größte Länge des Kopfes schwankt bei meinem Material zwischen 168 und 198 *mm* und beträgt im Mittel 185·5 *mm*, bei türkischen Zigeunern 190·5, bei schwarzen bosnischen Zigeunern 190, bei ungarischen Zigeunern 188·8, bei rumänischen Zigeunern 188·5 und bei weißen bosnischen Zigeunern 181 *mm*.

Die größte Breite des Kopfes schwankt bei serbischen Zigeunern zwischen 135 und 154 *mm* und beträgt im Mittel 147 *mm*, bei schwarzen bosnischen Zigeunern 145, bei weißen bosnischen und bei türkischen Zigeunern 148, bei ungarischen und rumänischen Zigeunern 150 *mm*.

Für den Längenbreitenindex des Kopfes habe ich die Mittelwerte (M), die ständigen Abweichungen ($\sigma$) und die Variationskoeffizienten ($v$) bei allen bisher veröffentlichten größeren Serien berechnet. Bei der Berechnung der Mittelwerte nach der bei R. Martin (41.) (l. c. Seite 70) gegebenen Methode wurde als Intervall immer 1 genommen.

Tabelle 1.

| | Individuenzahl n | M ± E(M) | σ ± E(σ) | v ± E(v) | $\frac{\sigma^2}{n}$ | $n\sigma^2$ |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Schwarze bosn. (♂) Zigeuner | 28 | 76·357 ± 0·40 | 3·169 ± 0·29 | 4·150 ± 0·37 | 0·3588 | 282 |
| Bulgarische (♂) Zigeuner . . | 47 | 77·372 ± 0·33 | 3·398 ± 0·24 | 4·392 ± 0·30 | 0·2459 | 542 |
| Türkische (♂) Zigeuner . . . | 294 | 78·010 ± 0·12 | 3·117 ± 0·09 | 3·995 ± 0·11 | 0·3304 | 2856 |
| Serbische (♂) Zigeuner . . | 45 | 78·300 ± 0·31 | 3·132 ± 0·22 | 4·000 ± 0·28 | 0·2178 | 441 |
| Rumänische (♂) Zigeuner . . | 473 | 78·590 ± 0·10 | 3·218 ± 0·07 | 4·095 ± 0·31 | 0·2169 | 4937 |
| Ungarische (♂) Zigeuner . . | 52 | 79·231 ± 0·28 | 3·069 ± 0·30 | 3·874 ± 0·39 | 0·1811 | 490 |
| Weiße bosnische (♂) Zigeuner | 13 | 82·115 ± 0·67 | 3·732 ± 0·47 | 4·545 ± 0·57 | 0·0714 | 181 |

Die Verteilung der Längenbreitenindices bei den einzelnen Gruppen und bei der Gesamtheit der bisher untersuchten Zigeuner mag die folgende Tabelle zeigen.

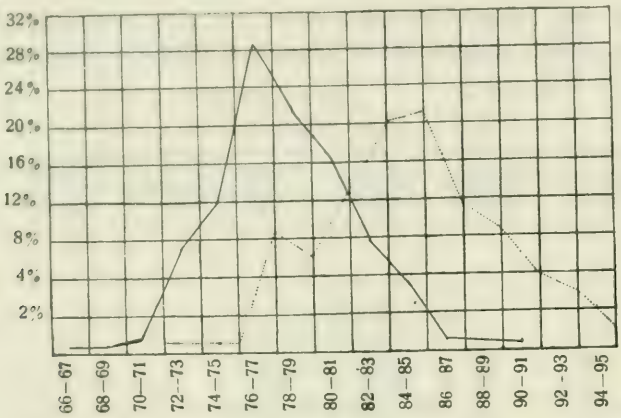
Tabelle 2.

| L.-B.-Index | Schwarze bosnische Zigeuner | Bulgarische Zigeuner | Türkische Zigeuner | Serbische Zigeuner | Rumänische Zigeuner | Ungarische Zigeuner | Weiße bosnische Zigeuner | Summe | In Perzenten |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 66—67 | — | — | 1 | — | — | — | — | 1 | 0·2 |
| 68—69 | 1 | — | 3 | — | — | — | — | 4 | 0·5 |
| 70—71 | 2 | 3 | 3 | — | 9 | 1 | — | 18 | 1·9 |
| 72—73 | 3 | 6 | 16 | 4 | 24 | — | — | 53 | 5·5 |
| 74—75 | 7 | 6 | 49 | 4 | 51 | 5 | — | 122 | 12·8 |
| 76—77 | 7 | 13 | 83 | 17 | 135 | 12 | 2 | 269 | 28·2 |
| 78—79 | 5 | 9 | 62 | 8 | 107 | 8 | 3 | 202 | 21·2 |
| 80—81 | 2 | 7 | 50 | 7 | 78 | 13 | — | 157 | 16·5 |
| 82—83 | 1 | 1 | 20 | 4 | 36 | 9 | 4 | 75 | 7·8 |
| 84—85 | — | 1 | 6 | — | 25 | 3 | 1 | 36 | 3·7 |
| 86—87 | — | 1 | — | — | 6 | 1 | 2 | 10 | 1·0 |
| 88—89 | — | — | — | 1 | 1 | — | 1 | 3 | 0·4 |
| 90—91 | — | — | 1 | — | 1 | — | — | 2 | 0·3 |
| | 28 | 47 | 294 | 45 | 473 | 52 | 13 | 952 | 100·0 |

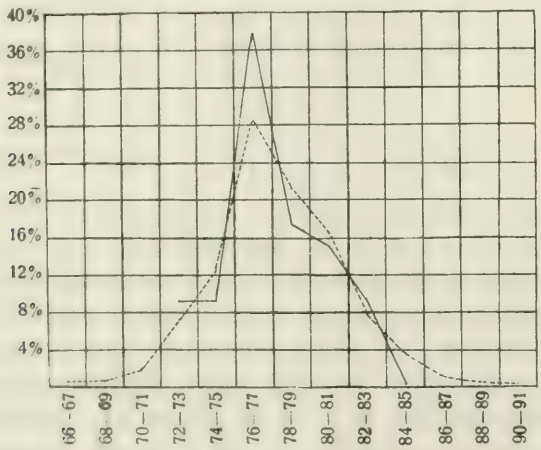
Aus dieser Übersicht ergibt sich, daß die Hälfte aller untersuchten 952 Zigeuner einen Längenbreitenindex zwischen 76·00 und 79·99 hat, also mesokephal ist. Da die umwohnenden Völker durch Brachykephalie und Hyperbrachykephalie charakterisiert sind, kann man annehmen, daß den Zigeunern ursprünglich eine dolichoide Schädelbildung eigentümlich ist. Hiefür sprechen auch noch eine Reihe anderer Tatsachen. Sowohl die in Ferghana als auch die in Kleinasien untersuchten Zigeuner weisen mesokephale Schädelformen auf. Auch unter den nordindischen Stämmen, unter denen wir die Verwandten der europäischen Zigeuner vermuten, wurden analoge Zahlen ermittelt.

Die Verteilung der Längenbreitenindices bei den serbischen Zigeunern und bei der Gesamtheit der hier bearbeiteten Reihen ist, wie aus Tabelle 2 hervorgeht, ziemlich gleich. Nicht dasselbe trifft jedoch bei dem ungarischen Zigeunermaterial A. Weisbachs zu, wo Brachykephale in relativ größerer Anzahl vorkommen. Eine Erklärung hiefür kann nicht unmittelbar gegeben werden, doch sei darauf hingewiesen, daß die Zigeuner Weisbachs madjarische, serbokroatische, rumänische, ukrainische, slowakische und zigeunerische Namen tragen und aus den verschiedensten Teilen Ungarns und Siebenbürgens stammen, so daß diese Serie nicht ganz vergleichbar

mit jenen Serien ist, die in beschränkteren Gebieten der nördlichen Balkanhalbinsel zur Aufnahme gelangten. Die ausgesprochen brachykephalen „weißen" Zigeuner Bosniens endlich sind, wie C. Glück betont, seßhaft gewordene, weitgehend vermischte Zigeuner und die Auffassung Iwanowskis, der — mit Rücksicht auf die „weißen" Zigeuner Bosniens — neben dem mesokephalen auch einen brachykephalen Zigeunertypus in Europa annimmt, kann nicht zugestimmt werden. Es soll damit nicht die Voraussetzung gemacht werden, daß die ersten Zigeunerhorden, die Europa betreten haben, in bezug auf die Kopfbildung nach Typus und Rasse einheitlich waren, aber die dolichoide Schädelbildung unterscheidet die Zigeuner der nördlichen Hämushalbinsel so sehr von den umwohnenden Völkern, daß wir nicht annehmen können, sie hätten dieses Merkmal von ihren seßhaften Nachbarn übernommen.




Kurve Nr. 1. Verteilung des Längenbreitenindex des Kopfes bei 952 Zigeunern und 196 Serben.
—— Zigeuner. ..... Serben.




Kurve Nr. 2. Verteilung des Längenbreitenindex des Kopfes bei 952 Zigeunern aus verschiedenen Ländern und bei 45 serbischen Zigeunern.
..... 952 Zigeuner aus verschiedenen Ländern. —— 45 serbische Zigeuner.

Es liegt daher nahe, die Mesokephalie, wie oben bereits ausgeführt, für ein ursprüngliches Zigeunermerkmal zu halten, das sich auch heute noch bei mehr als der Hälfte der Zigeuner der Donauländer wiederfindet.

Von den untersuchten serbischen Zigeunern sind 18% dolichokephal, 65% mesokephal, 15% brachykephal und 2% hyperbrachykephal, während bei den

ungarischen Zigeunern Weisbachs 34% und bei den weißen Zigeunern Bosniens 61% brachy- und hyperbrachykephal sind.

Von der Gesamtheit der untersuchten 952 Zigeuner sind:

| | |
|---|---|
| dolichokephal (66—75·99) | 20·9% |
| mesokephal (76·00—80·99) | 59·5% |
| brachykephal (81·00—85·99) | 17·9% |
| hyperbrachykephal (86·00—91) | 1·7% |

E. Pittard fand bei 837 Zigeunermännern aus den Balkanländern einen mittleren Index von 78·25. Den niedersten Index fand er bei einem türkischen Zigeuner (67·65), den höchsten ebenfalls bei einem türkischen Zigeuner (91·76). M. E. Blasio (81.) gab einige Zahlen von neapolitanischen Zigeunern (68·71, 77·27, 81·35, 82·85, 91·42).

Der Längenbreitenindex des Schädels beträgt nach Quatrefages und Hamy (89.) (8 Schädel) 77·9; nach Deniker (35 ungarische Zigeuner) 79·9; nach Kopernitzky (20 Schädel aus dem Spital Kolča in Bukarest) 77·7. Die Schädel aus Rumänien, welche Hovelacque (28.) untersuchte, hatten die Indices 72·47, 73·63, 76·40, 78·00, 80·21, 81·81, 82. C. Glück untersuchte 5 Schädel aus dem Zigeunerfriedhof bei Rogatica in Bosnien und fand einen mittleren Index von 76·08 (71·81—78·97).

Die Ohrhöhe des Kopfes beträgt bei serbischen Zigeunern im Mittel 120 *mm* und schwankt zwischen 104 und 130 *mm*. E. Pittard nennt für rumänische Zigeuner 126 *mm* und für tatarische Zigeuner 120·9 *mm*

Der Längenohrhöhenindex beträgt bei serbischen Zigeunern im Mittel 64·86 und schwankt zwischen 54·76 und 72·32, bei rumänischen Zigeunern beträgt er im Mittel 67·83, bei tatarischen Zigeunern 62·69.

Der Breitenohrhöhenindex beträgt bei serbischen Zigeunern im Mittel 83·36 und schwankt von 71·41 bis 90·58; bei rumänischen Zigeunern beträgt er im Mittel 85·03 (33 Individuen) bei tatarischen Zigeunern 80·75 (15 Individuen).

Als chamaekephal sind 7%, als orthokephal 13·5%, als mäßig hypsikephal (63·0—67·99) 68·5% und als stark hypsikephal (über 68·00) 11% der serbischen Zigeuner zu bezeichnen.

Leider haben wir bis heute noch keine Einteilung der Breitenhöhenindices des Kopfes. Die Klassifizierung der Schädel in tapeinokrane (x—91·9), metriokrane (92·0—97·9) und akrokrane (98·0—x) läßt sich natürlich nicht unmittelbar auf die Kopfindices anwenden. Diese Lücke in unserer Terminologie ist um so bedauerlicher als, wie R. Martin (41.) betont, der Breitenhöhenindex die relative Höhenentwicklung des Schädels meist klarer zum Ausdruck bringt wie der Längenhöhenindex.

Berücksichtigt man die Beziehungen der 3 Dimensionen des Kopfes zueinander, so kann man bei den serbischen Zigeunern der Kopfform nach 3 Gruppen unterscheiden:

| | |
|---|---|
| längliche niedere Köpfe | 20% |
| längliche, mäßig hohe Köpfe | 55% |
| kurze hohe Köpfe | 25% |

Gut die Hälfte der untersuchten serbischen Zigeuner zeigt einen einheitlichen Kopftypus, der als mesokephal und mäßig hypsikephal zu bezeichnen ist.

Die kleinste Stirnbreite wurde nur in 14 Fällen gemessen und schwankt zwischen 99 und 114 *mm*. Bei bosnischen Zigeunern beträgt sie 106, bei rumänischen 112·97 und bei tatarischen 110·5 *mm*.

## 8. Die physiognomische Gesichtsform.

Bei Bestimmung der physiognomischen Gesichtsform folgte ich dem von R. Pöch (54.) bei seinen Kriegsgefangenenuntersuchungen angewendeten Schema. Danach war das Gesicht

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| verkehrt oval | 9 mal, | trapezförmig | 6 mal, | rund | 6 mal, |
| elliptisch | 6 mal, | rechteckig | 7 mal, | rhombisch | 1 mal, |
| oval | 4 mal, | quadratisch | 4 mal, | eckig | 1 mal. |

Von großer Bedeutung für den Eindruck, den man von der Gesichtsform gewinnt, ist die Lage der Stirnhaargrenze. Bei den serbischen Zigeunern lag sie meist sehr tief. Dadurch erscheinen die Stirn schmäler und das Untergesicht breiter, als sie tatsächlich sind.

## 9. Gesichtsmaße und Indices.

Die Jochbogenbreite schwankt bei den serbischen Zigeunern zwischen 125 und 149 *mm* und beträgt im Mittel 135·6 *mm*.

| | |
|---|---|
| Schwarze bosnische Zigeuner | 135 |
| Serbische Zigeuner | 135 |
| Weiße bosnische Zigeuner | 136 |
| Türkische Zigeuner | 137 |
| Tatarische Zigeuner | 138 |
| Ungarische Zigeuner | 139 |
| Rumänische Zigeuner | 139·9 |

Die Unterkieferwinkelbreite schwankt bei serbischen Zigeunern zwischen 87 und 125 *mm* und beträgt im Mittel 106 *mm*.

Der Jochbogenbreiten-Unterkieferwinkelbreiten-Index schwankt zwischen 63·57 und 89·92; er beträgt im Mittel 79·08.

Für die morphologische Gesichtshöhe wurde ein Mittelwert von 120 *mm* (108—137), für die morphologische Obergesichtshöhe ein solcher von 67·7 *mm* (58—82) errechnet.

Der morphologische Gesichtsindex schwankt bei den serbischen Zigeunern zwischen 81·20 und 99·28 und beträgt im Mittel 88·38. Euryprosop waren 7, mesoprosop 17, leptoprosop 12 und hyperleptoprosop 9 Individuen (Leptoprosopie 46%).

Der morphologische Obergesichtsindex beträgt 50·20 und schwankt von 42·37 bis 59·85. Hypereuryen waren 2, euryen 12, mesen 20 (44%), lepten 8 und hyperlepten 3 Individuen.

Etwa die Hälfte der untersuchten serbischen Zigeuner ist mesen und leptoprosop.

## 10. Die Nasenregion.

Die Breite der Nase schwankt bei serbischen Zigeunern zwischen 28 und 43 *mm*, die Höhe der Nase zwischen 41 und 61 *mm*, der Nasenindex zwischen 45·90 und 90·24 *mm*.

| | Breite der Nase | Höhe der Nase | Nasenindex |
|---|---|---|---|
| Serbische Zigeuner . . . . . | 33 | 52 | 63·33 |
| Schwarze bosnische Zigeuner . | 34 | 54 | 63·9 |
| Ungarische Zigeuner[1]) . . . | 35 | 54 | 64·8 |
| Weiße bosnische Zigeuner . . | 34 | 53 | 65·3 |
| Rumänische Zigeuner . . . . | 36 | 50·8 | 71·94 |

### Verteilung des Nasenindex.

| | hyperleptorrhin | leptorrhin | mesorrhin | platyrrhin |
|---|---|---|---|---|
| | in Prozent | | | |
| Serbische Zigeuner . . . . | 11 | 69 | 18 | 2 |
| Rumänische Zigeuner . . . | 45 | | 50 | 5 |
| Türkische Zigeuner . . . . | 58 | | 35·5 | 6·5 |

Die Länge des Nasenbodens schwankt bei serbischen Zigeunern zwischen 18 und 29 *mm* und beträgt im Mittel 23 *mm*, bei ungarischen Zigeunern 24 *mm*.

Der Nasenbodenindex beträgt bei serbischen Zigeunern 68·49 (51·25—89·66), bei ungarischen 68·50.

Die Breite zwischen den Augenwinkeln beträgt bei serbischen Zigeunern 29 *mm* (23—37), bei ungarischen 32, bei rumänischen 32·7 und bei bosnischen 33 *mm*.

Der Index $\frac{\text{Breite zwischen den Augenwinkeln}}{\text{Nasenbreite}} \times 100$ schwankt bei serbischen Zigeunern zwischen 58·14 und 106·45 und beträgt im Mittel 87·41.

## Literaturverzeichnis.

Die mit * versehenen Arbeiten waren dem Verfasser nicht zugänglich.

1. Bataillard J.: Notes et Questions sur les Bohémiens en Algérie. Bull. de la Société Anthr. de Paris 1873.
2. Beames J.: Comparative Grammar of the Modern Aryan Languages of India 1866—1879.
3. Bernoulli A.: Basler Chroniken. Leipzig 1895.
4. Biddulph: The Tribes of the Hindoo Koosh.
5. Brepohl F.: Die Zigeuner in Nassau. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. V. 1912.
6. Brepohl F.: Die Zigeuner als Musiker in den türkischen Eroberungskriegen des 16. Jahrhunderts. Ebda. n. s. vol. IV. 1911.
7. Brepohl F.: Die Zigeuner im byzantinischen Reich. Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. XX. 1911.
8. Brepohl F.: Nikolaus Mihajlo der Kleine. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. IV. 1910—11.

[1]) Entfernung: Mitte der Nasenwurzel—Mitte der Nasenspitze.

| Fortlaufende Nummer | Nummer der Aufnahme | Name | Alter | Geburtsort | Bezirk | Kreis | Gesichtsform | Hautfarbe | Kopfhaarfarbe | Barthaarfarbe | Irisfarbe | Körpergröße |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 38 | Stanovič Siwa . . . | 38 | Ripanj | Vrača | Belgrad | quadratisch | k | b | c | b | 1534 |
| 2 | 12 | Marinkovič Golo . . | 38 | Veliko-Zerleni | Lazarevač | Belgrad | oval | k | f | f | c | 1578 |
| 3 | 14 | Marikovič Sika . . . | 61 | Posarevač | Posarevač | Posarevač | viereckig | . | weiß | | i | 1739 |
| 4 | 34 | Jovanovič Bronislav . | 19 | Posarevač | Posarevač | Posarevač | elliptisch | i | a | a | b | 1590 |
| 5 | 31 | Burmasevič Mihail . | 29 | Čulkovač | Pozera | Podrinje | elliptisch | i | a | a | a | 1628 |
| 6 | 7 | Ivanovič Dragutin . | 45 | Kragujevač | Kragujevač | Kragujevač | . | k | e | e | c | 1723 |
| 7 | 19 | Stokič Stojan . . . . | 43 | Posarevač | Posarevač | Posarevač | rechteckig | i | a | a | c | 1665 |
| 8 | 1 | Marinkovič Milovan . | 20 | Urovač | Obrenovač | Valjevo | rund | i | b | b | c | 1654 |
| 9 | 41 | Vasič Jowa . . . . | 33 | Move | ? | Podrinje | quadratisch | k | b | c | c | 1593 |
| 10 | 16 | Sebanovič Lazar . . | 21 | Dubič | Levač | Krusevač | viereckig | k | b | f | c/f | 1626 |
| 11 | 33 | Markovič Milivoj . . | 22 | Nakušanj | Pozera | Podrinje | rund | k | a | c | b | 1688 |
| 12 | 30 | Markovič Ljubomir . | 33 | Jarusiče | Lepenica | Kragujevač | eckig, trapezf. | k | c | c | b | 1596 |
| 13 | 22 | Jovič Radoslav . . . | 38 | Kličevač | Ram | Posarevač | rund | . | b | c | c | 1534 |
| 14 | 24 | Pavlovič Teodor . . | 36 | Salinač | Smederevo | Smederevo | trapezförmig | . | c | c | c | 1723 |
| 15 | 9001 W. P. | Simič Dragutin . . . | 16 | Leštani | Vrača | Belgrad | verkehrt oval | 26—28 | 27 | 27 | 3 | 1612 |
| 16 | 29 | Nicolič Stepan . . . | 35 | Nanomir | Kolubara | Valjevo | rund | . | a | a | b | 1697 |
| 17 | 18 | Mitič Sifko . . . . . | 45 | Lubinje? | ? | Posarevač | elliptisch, oval | i | a | a | b | 1427 |
| 18 | 8 | Dimitrovič Dragutin . | 43 | Kragujevač | Kragujevač | Kragujevač | elliptisch | k | c | . | c | 1660 |
| 19 | 37 | Radosavljevič Kosta . | 46 | Ripanj | Vrača | Belgrad | oval | i | a | a | b | 1623 |
| 20 | 27 | Ilič Milan . . . . . | 28 | Smederevo | Smederevo | Smederevo | verkehrt, oval | i | a | a | b | 1615 |
| 21 | 4 | Mihailovič Petr . . . | 25 | Orpan | Vrača | Belgrad | eckig trapezf. | i | a | a | c | 1636 |
| 22 | 9003 W. P. | Jovanovič Ljubomir . | 19 | Mala Krsna | Podunavlje | Smederevo | verkehrt oval | 22—23 | 27 | 27 | 4 | 1572 |
| 23 | 13 | Vasič Petr . . . . . | 44 | Grusič | Pozera | Podrinje | trapezförmig | k | c | c | c | 1595 |
| 24 | 10 | Petrovič Svetozar . . | 23 | Pepelevač | Kolubara | Valjevo | eckig, trapezf. | k | b | c | c | 1645 |
| 25 | 32 | Nicolič Petr . . . . | 62 | Posarevač | Posarevač | Posarevač | elliptisch | . | grau | | e/f | . |
| 26 | 23 | Milosevič Nicolai . . | 48 | Posarevač | Posarevač | Posarevač | oval | i | a | b | b | . |
| 27 | 5 | Mitrovič Matje . . . | 26 | Pepelevač | Kolubara | Valjevo | eckig, trapezf. | i | a | . | b | 1720 |
| 28 | 15 | Vasič Stanko . . . . | 40 | Cukiešno? | ? | Podrinje | rund | h | a | b | e/c | 1559 |
| 29 | 26 | Gribič Stepan . . . | 25 | Cukiešno? | ? | Podrinje | rechteckig | k | b | b | c | 1612 |
| 30 | 6 | Matič Petr . . . . . | 50 | Kragujevač | Kragujevač | Kragujevač | eckig | . | a | a | c | 1589 |
| 31 | 40 | Stanovič Milutin . . | 28 | Banan? | Tamnava | Valjevo | rund | i | a | a | b | 1556 |
| 32 | 17 | Gjorgjevič Jowa . . | 30 | Kličevač | Ram | Posarevač | quadratisch | g | a | a | c | 1756 |
| 33 | 9 | Arnautovič Milan . . | 37 | Veliko Zerleni | Lazarevač | Belgrad | verkehrt oval | i | a | a | c | 1581 |
| 34 | 2 | Vuičič Jowa . . . . | 39 | Kragujevač | Kragujevač | Kragujevač | quadratisch | k | a | a | b | 1657 |
| 35 | 35 | Gjorgjevič Sigomir . | 28 | Mavič | Kosmaj | Belgrad | rechteckig | k | b | c | b | 1666 |
| 36 | 9 P. W. | Stojanovič Matje . . | 50 | Poleč | Gročka | Belgrad | elliptisch | 16 | 4 | . | 3 | 1535 |
| 37 | 36 | Josipovič Milorad . | 28 | Jabločki | Tamnava | Valjevo | elliptisch | k | b | c | b | 1704 |
| 38 | 28 | Stevič Sifko . . . . | 25 | Salakovač | ? | Posarevač | verkehrt oval | . | a | a | b | 1666 |
| 39 | 3 | Todorovič Bronislav | 28 | Veliko Zerleni | Lazarevač | Belgrad | verkehrt oval | . | f | f | e/f | 1572 |
| 40 | 25 | Nicolič Stanko . . . | 29 | Mala Ivanča | Gročka | Belgrad | verkehrt oval | k | b | b | c | 1600 |
| 41 | 20 | Stishanin Wladimir . | 36 | Selovač | Smederevo | Smederevo | verkehrt oval | g | a | a | a | 1712 |
| 42 | 9002 W. P. | Gjorgjevič Nicola . . | 45 | Umčari | Gročka | Belgrad | verkehrt oval | 28—26 | 27 | 27 | 3 | 1665 |
| 43 | 11 | Jevtič Ljubomir . . . | 38 | Kličevač | Ram | Posarevač | rhombisch | i | a | a | b | 1545 |
| 44 | 21 | Milič Radoica . . . | 38 | Dribona | Smederevo | Smederevo | eckig rechteckig | . | b | f | c | 1594 |
| 45 | 39 | Stankovič Lazar . . | 28 | Bačevač | Posava | Belgrad | rechteckig | i | a | . | b | 1671 |

| Längen-Breiten-Index | Größte Kopflänge | Größte Kopfbreite | Ohrhöhe | Längen-Höhen-Index | Breiten-Höhen-Index | Jochbogenbreite | Unterkieferwinkelbreite | Morphologische Gesichtshöhe | Morphologische Obergesichtshöhe | Morphologischer Gesichtsindex | Morphologischer Obergesichtsindex | Unterkieferwinkelbreite / Jochbogenbreite 100 | Breite der Nase | Höhe der Nase | Nasenindex | Länge des Nasenbodens | Nasenbodenindex | Breite zwischen den inneren Augenwinkeln | Breite zwischen den inneren Augenwinkeln / Nasenbreite 100 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 72·49 | 189 | 137 | 110 | 58·20 | 80·29 | 131 | 102 | 115 | 64 | 87·79 | 48·50 | 77·86 | 29 | 44 | 65·91 | . | . | 28 | 96·55 |
| 72·63 | 190 | 138 | 125 | 65·79 | 90·58 | 129 | 105 | 120 | 67 | 93·02 | 51·94 | 81·40 | 26 | 50 | 52·00 | 22 | 84·62 | 25 | 96·15 |
| 72·87 | 188 | 137 | 115 | 61·17 | 83·94 | 137 | 111 | 120 | 67 | 81·75 | 47·37 | 81·02 | 39 | 55 | 70·91 | 26 | . | 27 | 69·23 |
| 73·68 | 190 | 140 | 104 | 54 76 | 74·29 | 136 | 105 | 122 | 73 | 89·71 | 53·67 | 77·21 | 33 | 55 | 60·00 | . | . | 28 | 84·85 |
| 74·37 | 199 | 148 | 124 | 62·31 | 83·78 | 134 | 114 | 118 | 69 | 88·06 | 51·49 | 85·07 | 34 | 59 | 57·63 | 21 | . | 29 | 85·29 |
| 74·75 | 198 | 148 | 121 | 61·11 | 81·76 | 129 | 116 | 125 | 65 | 96·90 | 50·38 | 89·92 | 32 | 55 | 58·18 | 25 | . | 30 | 93·75 |
| 75·27 | 186 | 140 | 121 | 65·05 | 86·43 | 133 | 114 | 125 | 67 | 93·98 | 50·39 | 85·71 | 36 | 57 | 63·16 | 27 | 75·00 | 28 | 77·78 |
| 75·79 | 190 | 144 | 126 | 66·32 | 87·50 | 133 | 105 | 108 | 59 | 81·20 | 44·36 | 78·95 | 39 | 41 | 90·24 | 22 | 56·41 | 37 | 94·87 |
| 76·06 | 188 | 143 | 121 | 64·36 | 84·62 | 134 | 107 | 111 | 66 | 82·84 | 49·25 | 79·85 | 31 | 55 | 56·36 | . | . | 23 | 74·19 |
| 76·27 | 177 | 135 | 114 | 64·41 | 84·44 | 132 | 106 | 111 | 65 | 84·09 | 49·24 | 80·30 | 31 | 51 | 60·78 | 19 | . | 29 | 93·55 |
| 76·31 | 190 | 145 | 106 | 55·79 | 73·10 | 140 | 100 | 118 | 65 | 84·29 | 46·43 | 71·43 | 34 | 52 | 65·38 | . | . | 32 | 92·14 |
| 76·37 | 182 | 139 | 118 | 64·84 | 84·89 | 129 | 106 | 110 | 59 | 85·27 | 45·74 | 72·92 | 35 | 48 | 72·92 | 20 | 57·14 | 29 | 82·86 |
| 76·84 | 190 | 146 | 121 | 63·68 | 82·88 | 136 | 113 | 126 | 69 | 92·65 | 50·74 | 83·09 | 32 | 51 | 62·75 | 26 | 51·25 | 33 | 103·13 |
| 76·88 | 186 | 143 | 123 | 66·13 | 86·01 | 134 | 109 | 125 | 72 | 93·28 | 53·73 | 81·34 | 35 | 53 | 66·04 | 26 | 74·29 | 23 | 65·71 |
| 77·05 | 183 | 141 | 118 | 64·48 | 83·69 | 133 | 94 | 109 | 63 | 81·95 | 50·38 | 70·68 | 34 | 49 | 69·39 | 20 | 58·82 | 33 | 97·06 |
| 77·13 | 188 | 145 | 121 | 64·36 | 83·45 | 141 | 102 | 115 | 64 | 81·56 | 45·39 | 72·34 | 32 | 48 | 66·67 | 21 | 65·63 | 32 | 100·00 |
| 77·37 | 190 | 147 | 124 | 65·26 | 84·35 | 127 | 104 | 115 | 66 | 90·55 | 51·97 | 81·89 | 34 | 54 | 62·96 | 25 | 73·53 | 28 | 82·35 |
| 77·37 | 190 | 147 | 123 | 64·74 | 85·42 | 144 | 100 | 125 | 66 | 86·81 | 45·83 | 69·44 | 34 | 52 | 65·38 | 24 | 70·59 | 28 | 82·35 |
| 77·47 | 182 | 141 | 112 | 61·54 | 79·43 | 135 | 109 | 133 | 73 | 98·52 | 54·07 | 80·74 | 35 | 57 | 61·40 | . | . | 25 | 80·74 |
| 77·54 | 187 | 145 | 117 | 62·57 | 80·69 | 137 | 100 | 126 | 69 | 91·97 | 50·37 | 72·99 | 29 | 53 | 54·72 | 22 | 75·86 | 27 | 93·10 |
| 77·54 | 187 | 145 | 125 | 66·84 | 86·21 | 139 | 124 | 127 | 75 | 91·37 | 53·96 | 89·21 | 36 | 54 | 66·67 | 21 | 58·33 | 30 | 83·33 |
| 77·65 | 179 | 139 | 118 | 65·92 | 84·89 | 130 | 103 | 111 | 67 | 85·38 | 53·85 | 79·23 | 33 | 54 | 61·11 | 22 | 66·67 | 30 | 90·91 |
| 77·66 | 188 | 146 | 123 | 65·43 | 84·25 | 137 | 115 | 126 | 65 | 91·97 | 47·37 | 83·94 | 32 | 48 | 66·67 | 25 | 78·13 | 28 | 87·50 |
| 77·66 | 188 | 146 | 123 | 65·43 | 84·25 | 137 | 100 | 114 | 62 | 83·21 | 45·26 | 84·85 | 33 | 42 | 78·57 | 24 | 81·82 | 28 | 84·85 |
| 77·78 | 180 | 140 | 119 | 66·11 | 85·00 | 140 | 119 | 118 | 69 | 84·29 | 49·29 | 85·00 | 32 | 53 | 60·38 | 28 | 87·50 | 27 | 84·38 |
| 78·49 | 186 | 146 | 127 | 68·28 | 86·99 | 149 | 103 | 127 | 71 | 85·23 | 47·65 | 69·13 | 33 | 55 | 62·26 | 25 | 75·76 | 31 | 93·94 |
| 78·80 | 184 | 145 | 119 | 64·67 | 82·76 | 136 | 115 | 120 | 75 | 87·50 | 55·15 | 84·56 | 31 | 52 | 59·62 | 19 | 61·29 | 25 | 80·65 |
| 79·12 | 182 | 144 | 122 | 67·03 | 84·72 | 137 | 119 | 120 | 67 | 87·59 | 48·90 | 86·86 | 34 | 52 | 65·38 | 29 | 79·41 | 27 | 79·41 |
| 79·37 | 189 | 150 | 126 | 66·67 | 84·00 | 126 | 100 | 116 | 64 | 92·06 | 50·79 | 79·37 | 29 | 49 | 59·18 | 26 | 89·66 | 28 | 96 55 |
| 79·40 | 185 | 147 | 122 | 65·95 | 83·67 | 140 | 118 | 122 | 74 | 87·14 | 52·86 | 84·29 | 37 | 51 | 72·55 | 23 | 62·16 | 34 | 91·89 |
| 79·44 | 180 | 143 | . | . . | . | 130 | 111 | 115 | 60 | 88·46 | 46·15 | 85·38 | 35 | 45 | 77·78 | . | . | 27 | 77·14 |
| 79·55 | 176 | 140 | 125 | 71·02 | 89·29 | 137 | 115 | 117 | 58 | 85·40 | 42·37 | 83·94 | 32 | 46 | 69·52 | 18 | 56·26 | 32 | 100·00 |
| 79·66 | 177 | 141 | 118 | 66·67 | 84·40 | 125 | 102 | 111 | 63 | 88·80 | 50·40 | 81·60 | 32 | 52 | 61·54 | 24 | 75·00 | 27 | 84·38 |
| 80·21 | 187 | 150 | 123 | 65·78 | 82·67 | 140 | 100 | 115 | 62 | 82·14 | 50·71 | 71·43 | 31 | 52 | 59·62 | 20 | 67·74 | 27 | 87·10 |
| 80·54 | 185 | 149 | 117 | 63·24 | 78·52 | 137 | 105 | 116 | 61 | 84·67 | 44·53 | 76·64 | 33 | 45 | 73·33 | . | . | 31 | 93·94 |
| 80·56 | 180 | 145 | 130 | 72·22 | 89·66 | 135 | 92 | 130 | 76 | 96·30 | 56·30 | 68·15 | 43 | 60 | 71·67 | 27 | . | 25 | 58 14 |
| 80·85 | 188 | 152 | 109 | 57·98 | 71·41 | 138 | 108 | 137 | 81 | 99·28 | 58 70 | 78·26 | 28 | 61 | 45·90 | . | . | 28 | 100·00 |
| 81·22 | 181 | 147 | 123 | 67·96 | 83·67 | 135 | 106 | 129 | 78 | 95·56 | 57·78 | 78·52 | 31 | 56 | 55·36 | 22 | 70·97 | 32 | 103·23 |
| 81·22 | 181 | 147 | 130 | 71·82 | 84·44 | 130 | 87 | 112 | 62 | 86·15 | 47·69 | 66·9 | 32 | 52 | 61·54 | 20 | 62·50 | 25 | 78·13 |
| 81·56 | 179 | 146 | 124 | 69·27 | 84·93 | 133 | 103 | 112 | 64 | 84·21 | 48·12 | 77·44 | 28 | 51 | 54·90 | 21 | 75·00 | 25 | 75·00 |
| 82·35 | 187 | 154 | 130 | 69·52 | 84·42 | 137 | 107 | 131 | 82 | 95·62 | 59 85 | 78·10 | 33 | 58 | 56·90 | 23 | 69·70 | 25 | 75·76 |
| 82·73 | 180 | 149 | 118 | 65·56 | 79·19 | 135 | 106 | 120 | 69 | 88·89 | 55·56 | 78·52 | 31 | 56 | 64·29 | 23 | 63·39 | 33 | 106·45 |
| 83·62 | 177 | 148 | 128 | 72·32 | 86·49 | 135 | 115 | 125 | 67 | 92·59 | 49·63 | 85·19 | 33 | 49 | 67·35 | 21 | 63·64 | 26 | 78·79 |
| 83·79 | 179 | 150 | 116 | 64·80 | 79·33 | 140 | 89 | 119 | 60 | 85·00 | 42·86 | 63·57 | 31 | 50 | 62·00 | 26 | 83·87 | 29 | 93·55 |
| 88·76 | 169 | 150 | 114 | 67·46 | 76·00 | 140 | 125 | 119 | 68 | 85·00 | 48·57 | 89·29 | 29 | 53 | 54·72 | . | . | 28 | 96·55 |

9. Colocci A.: L'origine des Bohemiens. 1905.
10. Crooke W.: Tribes and Castes of the North-Western Provinces 1896. vol. II. IV.
11. Crooke W.: Popular Religion and Folklore of Northern India 1896. vol. I.
12. *Doutté: Religion et Magie dans l'Afrique du Nord. Algier 1909.
13. *Durham E.: Trough the Lands of the Serbs.
14. Durham E.: High Albania.
15. Durham E.: Balkan Gypsies. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. IV. 1910—11.
16. Fink F. N.: Die Sprache der armenischen Zigeuner. Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg. VIII. ser. class. hist. phil. vol. VIII. 5, 1907.
17. Gennep van A.: North African Gypsies. Journal of the Gypsy Lore Soc. n. s. vol. V. 1912.
18. Gjorgjević Th.: Die Zigeuner in Serbien. Teil I. Budapest 1903.
19. Gjorgjević Th.: Von den Zigeunern in Serbien. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. I. 1907.
20. Gjorgjević Th.: Die Zigeuner im Vlasenicaer Bezirk in Bosnien. Ebda. n. s. vol. I. 1907.
21. Gjorgjević Th.: Drei auf serbische Zigeuner bezügliche Urkunden aus Ungarn aus den Jahren 1695 96. Ebda. n. s. vol. IV. 1900—11.
22. Goeje de M. J.: Mémoire sur les Migrations des Tsiganes à travers l'Asie. Memoires d'Histoire et de Geogr. Orient. 1903.
23. Glück C.: Zur physischen Anthropologie der Zigeuner in Bosnien und der Herzegowina. Wiss. Mitteilungen aus Bosnien etc. Bd. V. 1897.
24. Gradl H.: Die Chroniken der Stadt Eger. In „Deutsche Chroniken aus Böhmen." Bd. 3. 1884.
25. Grothe H.: Auf türkischer Erde. Berlin 1903.
26. Herzberg G. F.: Geschichte Griechenlands. II. Teil, Buch II, Kap. III, S. 470—73.
27. Hopf C.: Die Einwanderung der Zigeuner in Europa. Ein Vortrag 1870.
28. Hovelacque A.: Sept crânes tsiganes. Revue d'Anthropologie, vol. III. 1874.
29. Hunfalvy P.: Ethnographie von Ungarn. 1877.
30. Ischirkoff A.: Bulgarien. Land und Leute. Bd. II. 1917.
31. *Jekelfalussy: Ergebnisse der in Ungarn am 31. Jänner 1893 durchgeführten Zigeunerkonskription. Ungarische statistische Mitteilungen. N. F. Bd. IX. Budapest 1895.
32. Kemedy M.: Notes on Criminal Classes in the Bombay Presidency. Bombay 1908.
33. Kopernički S.: Über den Bau der Zigeunerschädel. Archiv f. Anthrop. Bd. V. 1872.
34. Lane H.: Manners and Customs of the Modern Egyptians.
35. Lehóczky Th. v.: Beitrag zur Geschichte der Zigeuner in Ungarn. Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Bd. IV. 1895.
36. Luginbühl R.: Heinrich Brennwalds Schweizer Chronik. Bd. I. der neuen Folge der Quellen zur Schweizer Geschichte. Abteilung I. Chroniken. Basel 1908.
37. Macalister St.: A Grammar and Vocabulary of the Language of the Narrar or Zutt. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. III. 1909.
38. Mac Ritchie D.: The Privilegs of Gypsies. Ebda. n. s. vol. I. 1907—1908.
39. Mac Ritchie D.: Gypsy Nobles. Ebda. vol. I. 1907—1908.
40. Mac Ritchie D.: Account of the Gypsies of India. 1886.
41. Martin R.: Lehrbuch der Anthropologie. 1914.
42. Miskow J.: A recent settlement in Berlin. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. V. 1911—1912.
43. *Mitra B. R.: On the Gypsies of Bengal. Mem. read. Anthrop. Soc. of London. Vol. VIII.
44. Newbold C.: The Gypsies in Egypt. Journal of the Royal Asiatic Society. London 1886. Bd. 16.
45. Paspati A.: Memoir on the Language of the Gypsies as now used in the Turkish Empire. — Journal of the American Oriental Society 1862.
46. *Patkanow-Istamin P.: Tzygansky Yazyk. Moskau 1900 (russ.)
47. Patkanow-Istamin P.: Some words on the dialects of the Transkaukasian Gypsies-Boša and Karači. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. I. 1907—1908.
48. Pischel R.: Die Heimat der Zigeuner. Deutsche Rundschau. Bd. 36. 1883.
49. Pittard E.: Anthropologie de la Roumanie. Contribution a l'étude des Tsiganes dits Roumains. L'Anthropologie, Bd. 13. 1902.
50. Pittard E.: Contribution a l'étude anthropologique des Tsiganes turcomans. L'Anthropologie, Bd. 13. 1902.

51. Pittard E.: L'Indice céphalique chez 837 tsiganes (hommes) de la Péninsule des Balkans. Influence de la taille sur l'indice céphalique. L'Anthropologie, Bd. 15. 1904.

52. Pittard E.: Contribution a l'étude anthropologique des Tsiganes. 1° Tsiganes dits tatars. — 2° Tsiganes dits bulgares. L'Anthropologie, Bd. 15. 1904.

53. Planté Adrien: Une race maudite. Les Bohémiens du Pays Basque. Bull. de la Société Archéologique du Gers. 1910.

54. Pöch R.: II. Bericht über die von der Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien. Mitteil. der Anthr. Ges. Wien. Bd. 46. 1916.

55. Pott J.: Die Zigeuner. 1844.

56. Ranking de l'Hoste F. D.: The Gypsies of Central Russia. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. IV. 1910—1911.

57. Risley H. H.: The origin of the Gypsies. Man. 1902.

58. Robertson G.: The Kafirs of the Hindoo koosh. London 1900.

59. Robertson G : Physical Anthropology of the Kafirs. The Geographical Journal, 1894.

60. Sampson J.: Gypsy Language and origin. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. I. 1907—1908.

61. Schwicker J. H.: Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. (Die Völker Österreich-Ungarns, Bd. 12.) 1883.

62. Schlagintweit E.: Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien (Pandschab). Globus, Bd. 61. 1884.

63. Schmidt E.: Beiträge zur Anthropologie Südindiens.

64. *Shopen: Historical Account of the Province of Armenia.

65. Sinclair A. T.: The oriental Gypsies. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. I. 1907—1908.

66. Spinelli A.: Gli Zingari nel Modenese. Ebda. n. s. vol. III. 1909—1910.

67. Sykes P.: Notes on Musical Instruments in Khorasan, with special reference to the Gypsies. Man. vol. IX. 1909.

68. Sykes P.: Anthropological Notes on Southern Persia. Journal of the Royal Anthropological Institute, vol. 32, 1902; vol. 36, 1906.

69. Thesleff A.: Report on the Gypsy Problem. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. V. 1912.

70. *Trinchera: Syllabus graecarum membranarum. Napoli 1865.

71. Ujfalvy E. de Mezö-Kövesd: Le Kohistan, le Ferghana et Kouldja. Paris 1878.

72. Ujfalvy E. de Mezö-Kövesd: Les Aryens au Nord et au Sud de l'Hindou-Kouch. Paris 1896.

73. Weisbach A.: Beiträge zur Kenntnis der Schädelformen österreichischer Völker. Medizinische Jahrbücher. 1864.

74. Weisbach A.: Die Zigeuner. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIX. Bd. 1889.

75. Wiener L.: Ismaelites. Journal of the Gypsy Lore Society n. s. vol. IV. 1910—1911.

76. Wlislocki K.: Das wandernde Zigeunervolk. Leipzig 1880.

77. Wlislocki K.: Vom inneren Leben der Zigeuner. Berlin 1892.

## Nachträge.

78. Bataillard P.: État de la question de l'ancienneté des Tsiganes en Europe. Congrès international. d'anthropologie 8. Session. Budapest 1876.

79. Bataillard P.: Les Gitanos d'Espagne et les Cigamos de Portugal, à propos de la question de l'importation des métaux en Europe par les Tsiganes. Congrès internat. d'Anthropologie. 9. Session. Lisbonne, 1880.

80. Black F. G. A.: Gypsy Bibliography. Printed privately for the members of the Gypsy Lore Society (6 Hope Place). Liverpool 1909.

80a. Blasio E. de: Gli Zingari di Napoli. Revista mensile di psichiatria forense, antropologia criminale e scienze affini 1902.

81. Crooke W.: Notes on the Gipsy tribes of the Northwest provinces and Oudh. Indian Antiquary vol. 17. Bombay 1888.

82. Groß Hans: Handbuch für Untersuchungsrichter, Polizeibeamte und Gendarmen. Graz 1899.

83. Karpeles B.: Beiträge zur Statistik der Zigeuner in Österreich. Mitt. der Anthr. Ges. Wien. Bd. 21. 1891.

84. Pittard E.: La couleur des yeux et des cheveux et la forme du nez chez 1270 Tsiganes des deux sexes de la péninsule des Balkans. Revue de l'École d'Anthropologie de Paris. 1905.

85. Petersen E. und Luschan F.: Reisen in Lykien, Mylas und Kibyratis. Wien 1889.

86. Pittard E.: Un cas curieux de dépigmentation non congénitale chex une femme Tsigane. L'Anthropologie. Bd. 14. 1903.

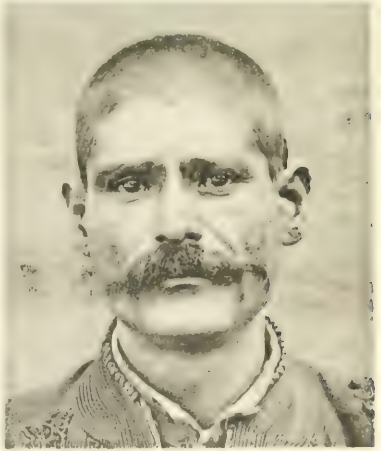
87. Pittard E.: L'indice cephalique ches les Tsiganes de la péninsule des Balkans (1261 individus des deux sexes). Bulletin de la Societé d'Anthropologie de Lyon. Bd. 23. 1905.

88. *Pittard E.: Anthropologie de la Roumanie: Analyse de quelques grandeurs du corps chez l'homme et chez la femme. (1210 Tsiganes provenant de la Dobrodja.) Bulletin de la Société des sciences de Bucurest. Bd. 16. 1906.

89. Quatrefages et Hamy: Crania ethnica. Paris 1882.

1

2



3

4

1. Sifko Jovic. 2. Jowa Vuicic. 3. Svelozar Petrović. 4. Milovan Marinkovic.



Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien

# Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt.

Von Dr. **Fritz Röck**, Wien.[1])

(Mit 14 Abbildungen im Text, 1 Tafel und 1 Karte.)

Dem Andenken an meinen verstorbenen Vater, Regierungsrat Hermann Röck, in Dankbarkeit gewidmet.

„Erstes und Grundproblem der Ethnologie wie der ganzen Kulturgeschichte ist die Herausarbeitung der Kulturbeziehungen." (F. Graebner, Methode der Ethnologie, S. 107.)

Eines der dunkelsten Probleme der Ethnologie ist das vom Ursprunge der vorkolumbischen Kulturen Amerikas. Der Weg zur Lösung der schwierigen Probleme ist durch Verquickung mit einer anderen noch schwierigeren, ja wohl überhaupt unlösbaren Frage, der Frage nach der Herkunft und dem Alter des Menschen der Neuen Welt gründlich verbaut worden. Meines Erachtens müssen beide Probleme streng voneinander geschieden werden. Dies ist um so notwendiger, als die Ethnographie und die Anthropologie, wie auch die Prähistorie und die Linguistik auf amerikanischem Gebiete ein weites, in seinen einzelnen Teilen noch viel zu wenig durchforschtes Arbeitsfeld ist und nur ein Teil der Ergebnisse dieser Forschungen als allgemein anerkannt gelten darf. Man darf sich auch durch den zweifellos eigenartigen und geschlossenen Eindruck, den man bei fortschreitender Vertiefung in das Studium der amerikanischen Kulturen immer mehr gewinnt — so daß sich dem Forscher hier in der Tat eine Neue Welt eröffnet — nicht so weit irre führen lassen, daß man nun vollends für alle Kulturelemente dieser Neuen Welt selbständige Entstehung fordert und demgemäß die Ausdehnung der sogenannten Monroe-Doktrin auch auf die Wissenschaft befürwortet, wie dies vielfach geschieht. Bekanntlich hat der hervorragende Ethnograph Richard Andree, ein entschiedener Vertreter der Lehre Bastians, in einem vor Jahren in dieser Gesellschaft gehaltenen Vortrage die Frage nach dem Ursprunge der amerikanischen Kulturen in einem trefflichen Überblick erörtert, den er mit dem Losungsworte „Amerika den Amerikanern!" schließen zu müssen glaubte. In einzelnen Punkten mußte aber selbst Andree bedeutende Einschränkungen machen. Ich bin überzeugt, daß Andree dieses Losungswort nicht verteidigt hätte, wenn er auch nur die Hälfte der hier aufgezeigten Übereinstimmungen bereits gekannt hätte.

Wie überaus verwickelt die Fragen nach dem Ursprunge der amerikanischen Kulturen, vor allem der Hochkulturen sind, erhellt schon aus dem Umstande, daß nicht nur unter den Ethnologen, sondern auch unter den Amerikanisten selbst sich zwei Lager gegenüberstehen, das der „Neuweltler" und das der „Altweltler". Die

[1]) Vortrag mit Lichtbildern, gehalten in der außerordentlichen Hauptversammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien am 13. April 1921.

zweite Richtung kommt der jüngsten ethnologischen Richtung am nächsten. Auch diese ethnologische Richtung, die sich mit Recht die Abgrenzung bestimmter Kulturkreise[1]) und die Abhebung der verschiedenen übereinander lagernden Kulturschichten zur Aufgabe setzt, hat bisher stets an den Grenzen des mexikanisch-mittelamerikanischen oder toltekischen Kulturgebietes Halt gemacht. Erst in jüngster Zeit sind Ansätze hiezu auf diesem Gebiete gemacht worden, nachdem die auf breitester Grundlage erwachsenen, auf die Geisteskultur bezüglichen Forschungen eines Alexander v. Humboldt.[2]) die schon in vielen Punkten zu richtigen Ergebnissen geführt hatten, im letzten Jahrhunderte wieder in Vergessenheit geraten waren und die ethnologische Forschung lange Zeit in den Bann von A. Bastians Lehre vom Elementargedanken gezogen worden war. Seit dieser Bann großenteils gebrochen ist, wird die selbständige Entstehung der amerikanischen Hochkulturen immer öfter angezweifelt. In der Sitzung der American Anthropological Association vom 27. Dezember 1911 haben sich bereits mehrere Teilnehmer in offenen Gegensatz zur wissenschaftlichen Monroe-Doktrin, d. h. der Lehre von der Bodenständigkeit und Selbständigkeit jener Kulturen gestellt, so besonders der Anthropologe und Amerikanist Aleš Hrdlička, der die nächsten Verwandten der amerikanischen Menschenrasse unter den gelblich-braunen Menschen des östlichsten Asiens und eines Teiles von Polynesien sucht; ferner P. Bartsch, der u. a. auf den Äquatorial-

[1]) Ungenügende Berücksichtigung der höheren Kulturen und die Einführung philosophischer Spekulationen naturwissenschaftlicher Richtung verleitete manche Ethnologen zu der falschen Auffassung, die Völkerkunde sei eine reine Naturkunde und nicht, wie man doch erwarten sollte, eigentlich eine Kulturkunde. Diese schiefe Auffassung ließ jene Völkerkundler, die sich von der Bastianschen Lehre vom Elementargedanken mehr oder weniger abgewendet hatten, ohne daß sie den Anschluß an die höheren Kulturen und an die Geschichte gefunden hätten, den Begriff der Kulturkreise, der eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein sollte, ohne die es überhaupt keine Ethnologie geben dürfte, förmlich als eine neue Entdeckung erscheinen, ein Beweis für die völlige Loslösung der Ethnographie von der Kulturgeschichte. Eine Ethnographie ohne Kulturkreise stellt sich, wie ich glaube, selbst das Zeugnis der Rückständigkeit und des völligen Sichverlaufenhabens aus. Daß aber bei der bisher in der Ethnologie fast ausschließlichen Betonung der stofflichen Kulturgüter der Anschluß an die höheren Kulturen und an die Geschichte nicht erreicht werden konnte, ist selbstverständlich; ebenso, daß eine Methode, die die Anstrebung dieses Zieles nicht ins Auge faßt, den Namen einer „kulturhistorischen" Methode gar nicht verdient, wenn sie nicht an erster Stelle die Elemente der geistigen Kultur bei Aufstellung und Abgrenzung der Kulturkreise mit in Rechnung zieht. Unter den Vertretern der Kulturkreislehre sind neben Graebner, Foy und Ankermann besonders P. W. Schmidt und P. W. Koppers zu nennen, die sich bemühen, auch die Elemente der geistigen Kultur nach und nach herauszuheben. Doch scheinen mir die beiden letztgenannten Forscher in der Zuweisung einzelner geistiger Kulturelemente zum Besitze der Urkultur der Pygmäen weit über das Ziel hinauszuschießen; vgl. auch die kritischen Bemerkungen von R. Lasch in seiner Besprechung von P. W. Koppers, Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde, Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 1921, S. 68—70. Sehr erfreulich ist es, daß nun auch F. Graebner in seiner letzten Abhandlung „Alt- und neuweltliche Kalender" (Z. f. E., 1920/21, S. 6–37) die Elemente der geistigen Kultur berücksichtigt und diesmal sein Hauptaugenmerk mit Recht dem bisher recht stiefmütterlich behandelten kalendrisch-kosmologischen und mythischen Vorstellungskreise zuwendet, von welch ersterem gerade der Anschluß an die Kulturgeschichte noch am ehesten zu erwarten ist. Die oben genannten und andere offenbare Mängel der Kulturkreislehre hatten vielfach ihre Ablehnung zur Folge; vgl. M. Haberlandt, Zur Kritik der Lehre von den Kulturschichten und von den Kulturkreisen, F. Krause und jüngst K. Th. Preuß (Archiv f. Religionswissenschaft, Bd. XVII, S. 532 ff.). Für die Methode der Ethnologie zum Teil richtunggebend sind auch F. v. Luschans Lehre von den Konvergenz-Erscheinungen und G. Teßmanns Anschauungen über die sogenannte Kulturangliederung (Die Urkulturen der Menschheit, Z. f. E., 1919, S. 132—162).

[2]) Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique. Paris 1910.

Gegenstrom hinwies[1]), durch den mikronesische und polynesische Kulturelemente an die Westküste Zentralamerikas getragen werden konnten, so daß solche nichts Auffallendes böten, weiters der amerikanische Ethnologe W. Hough, der die Verbreitung gewisser kennzeichnender Güter der materiellen Kultur (Blasrohr, Rindenstoffbereitung u. a.) in der Südsee und in Amerika betont und erklärt, Hrdlička könne mit der Annahme eines nordostasiatischen Ursprunges gewisser amerikanischer Kulturelemente durchaus Recht haben, zumal Kulturübertragung nicht auch die Wanderung der Kulturträger selbst voraussetze. Auch nach W. Lehmann, der im übrigen der neuweltlichen Richtung das Wort spricht,[2]) ist der Ursprung der „Kultur" etwas ganz anderes als der Ursprung ihrer Träger. Stansbury Hagar hat wiederholt Parallelen zwischen Alter und Neuer Welt auf dem Gebiete der Stern- und Tierkreiskunde gezogen, die jedoch meines Erachtens eingehender kritischer Nachprüfung ebenso bedürfen wie die angeblichen lexikalischen Übereinstimmungen zwischen malaiopolynesischen und Maya-Sprachen, die Eduard Tregear und Cyrus Thomas besprochen haben. Dagegen scheinen mir die Übereinstimmungen mancher Elemente der Zeitrechnung im Toltekengebiete mit solchen in Polynesien und Indonesien höchst beachtenswert, die der Amerikanist Cyrus Thomas in seiner Abhandlung „The Maya Year" aufgezeigt hat. Zahlreiche Übereinstimmungen dieser Art hat auch Ferd. Bork zusammengestellt[3]), wenn auch recht unvermittelt und ohne Nachweis der Bindeglieder. Neuestens ist ferner der deutsche Ethnologe F. Graebner gleich mir auf eine ganze Kette von Übereinstimmungen gestoßen, die einen engeren Kulturzusammenhang zwischen Südostasien und Mittelamerika in vorkolumbischer Zeit bezeugen.[4]) Auf Graebners Ergebnisse werde ich noch zurückkommen.

Altweltliche, zunächst auf Südost- und Ostasien weisende Einflüsse auf die mittelamerikanischen Kulturen nimmt jetzt auch W. Krickeberg[5]) an, der, auf die Forschungen von Graebner und Foy sich stützend, eine Reihe von Elementen der materiellen und der geistigen Kultur, z. B. die charakteristische Art der Metallbereitung (Metallguß mit Schmelztiegeln, Windofen und Gußverfahren mit verlorener Form), die Baumwollweberei und den Webstuhl mit rollenförmigem Fadentrenner die Terrassenbewässerung in der Bodenkultur, die Stufenpyramiden in der Tempelarchitektur, die im Dienste des religiösen Kultes stehende Baukunst und Skulptur überhaupt, das hoch entwickelte Kultwesen mit reich gegliederter Priesterschaft, die straffe politische Organisation in festgefügten Königreichen, das Kalenderwesen, die entwickelte, im religiösen Dienste stehende Bilderschrift, bestimmte Mythenstoffe und ganze Märchenkreise mit ihren Motivketten u. a., wie ich glaube, mit Recht auf jungasiatische Einflüsse zurückführt.

[1]) Vgl. auch Thilenius, Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens (Jahrbuch d. wiss. Anstalten in Hamburg, V. Beiheft, S. 1—22, 1906) und P. Hambruch, Das Meer und seine Bedeutung für die Völkerverbreitung (Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. VII).

[2]) Ergebnisse und Aufgaben der mexikanistischen Forschung (Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. V, Heft 2/3, S. 132).

[3]) Ferd. Bork, Amerika und Westasien; weitere Verbindungslinien zwischen der Alten und der Neuen Welt (Orientalisches Archiv, Bd. III 1, S. 1—9, und III/4, S. 151—168). Neue Tierkreise (MVAG. 1913, Heft 3); Weltbild und Planetenfarben (Mitra, I. Sp. 219—228); Neue Tierkreise aus Mešiko (OLZ. 1916); Ein Himmelsbild der Pokontschi (OLZ. 1917).

[4]) Alt- und neuweltliche Kalender, Z. f. E., 1920/21, S. 12 ff. — F. Röck, Die Skorpionmenschen in Babylonien und bei den Maya von Yukatan. (Mitra, Zeitschr. f. vergleich. Mythenforschung I, 1914, Sp. 177—187); vgl. besonders meinen Aufsatz über „Die Götter der sieben Planeten im alten Mexiko", der im nächsten Heft des Anthropos erscheinen wird.

[5]) Vgl Buschans Illustrierte Völkerkunde, 2. Auflage, Bd. I, S. 63—64.

Die Bemerkung von G. Kraitschek: „Der genetische Zusammenhang des mexikanischen Kalenderwesens, z. B. mit dem vorderasiatischen, ist nicht mehr von der Hand zu weisen", in der Besprechung des Buches „Kultur und Rasse" von F. Boas[1]) wurde, wie ich höre, durch meine mündlichen Ausführungen dieses im April vorigen Jahres gehaltenen Vortrages ausgelöst.[2])

Wenn ich im folgenden von Tolteken spreche, so bemerke ich, daß diese ein historisches Volk waren, das vor dem Aufkommen der Herrschaft der ihnen sprachverwandten Azteken und ihrer Vorgänger, der Chichimeken, in das von den Otomi und anderen Stämmen bewohnte Hochland von Anahuac einwanderte. Der neuspanische Chronist Clavigero setzt die toltekische Einwanderung ins 7. Jahrhundert n. Chr., während der mexikanische Geschichtsschreiber Ixtlil-Xochitl das Jahr 397 n. Chr. dafür angab, ein Datum, das mit anderen Jahreszahlen der mexikanischen Chronologie besser im Einklange stünde.[3]) Eduard Seler hat auf Grund seiner archäologischen Forschungen in den Ruinenstätten von Yukatan, vor allem in den ausgedehnten Ruinen der Städte Mayapan, Uxmal und Chichen-Itzá nachgewiesen, daß sich mitten unter den dortigen Kulturstätten der Mayavölker auch Bauten mexikanischer Stämme, offenbar der alten Tolteken, finden, wie die häufige Darstellung des Hauptgottes der Tolteken, Quetzal-couatl, lehrt. Seler ist daher der Ansicht, daß die Wandersage der Tolteken einen historischen Kern enthält, der von den ihn umgebenden mythischen Vorstellungen zu trennen ist. Wenn im folgenden also von Tolteken die Rede ist, so geschieht dies in dem angedeuteten Sinne, zugleich in Übereinstimmung mit P. Kreichgauers[4]) Vorschlage, wonach das von den Sprachstämmen der Nahua, der Maya und anderen bewohnte Gebiet Mexikos und Mittelamerikas als einheitliches Kulturgebiet zu betrachten ist.

## I. Kalender.

Die kulturelle Einheitlichkeit zeigt sich am deutlichsten in den diesen Völkern gemeinsamen Elementen der Zeitrechnung oder des Kalenders. Von diesem sind im Toltekengebiete drei Arten zu unterscheiden, ein Mondkalender, eine Kalenderrechnung nach der Sonne und ein Venuskalender. Über die beiden ersten Arten kann ich mich kurz fassen. Im Mondkalender rechnete man mit einem Jahre, das aus 13 Monaten zu 28 Tagen bestand, also 364 Tage umfaßte, weshalb diese Kalenderform richtiger als Sonnenmondkalender zu bezeichnen wäre. Spuren dieses Kalenders hat Hermann

[1]) Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. LI, 1921, Literaturberichte, S. 205.

[2]) Ich betone ausdrücklich, daß ich selbstverständlich nicht im entferntesten daran denke, diese Zusammenhänge etwa in altorientalische Zeit hinaufrücken zu wollen. Meines Erachtens kann die erstmalige Ausstrahlung der hier in Rede stehenden Kulturelemente aus Vorderasien nicht vor dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert erfolgt sein. Erwägt man ferner den Umstand, daß beispielsweise die Verbreitung der Lehre Buddha Gautamas über die Länder des Ostens mehr als ein Jahrtausend in Anspruch nahm, so wird man kaum fehlgehen, wenn man auch für die Verbreitung der astrologischen Weltanschauung und des mit dem System der Mondstationen im Zusammenhange stehenden Kalendersystems, aus dem das toltekische hervorging, gering geschätzt mit einem Jahrtausend rechnet, bis sie sich nach dem fernen Mittelamerika verbreitet haben mag, einem Zeitraum also, der groß genug war, um jene in Westasien einsetzende Kulturschicht in der Alten Welt im Laufe der verschiedensten Völkerbewegungen und Völkermischungen zu zertrümmern oder durch jüngere Kulturschichten zu überlagern, in Zeiten, wo die toltekische Kultur dagegen möglicherweise erst ihre Blüte trieb.

[3]) J. W. v. Müller, Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexiko, S. 35 ff.

[4]) P. Damian Kreichgauer, S. V. D., Die Klapptore am Rande der Erde in der altmexikanischen Mythologie und einige Beziehungen zur Alten Welt. (Anthropos, Bd. XII XIII, S. 272.)

Beyer[1]) aufgezeigt. Das Sonnenmondjahr von 364 Tagen, in vier Viertel zu 91 Tagen zerlegt, liegt z. B. auch im Codex Dresden vor; vgl. E. Seler, Z. f. E., 1891, S. 144. Das Vorkommen dieses Mondkalenders mit 13 Monaten zu 28 Tagen, der, wie es scheint, auch bei den Hopi-Indianern in Arizona und an der Nordwestküste Nordamerikas, z. B. bei den Haida-Indianern auf den Königin Charlotte-Inseln und bei den Nutka auf Vancouver, sowie gewissen Eskimostämmen wiederkehrt, die wenigstens ein Jahr von 13 Monaten kennen, ist verhältnismäßig selten.[2]) In der Alten Welt findet sich ein solches Jahr bei den Maori auf Neu-Seeland, auf Tahiti, den Marianen und bei einer Reihe sibirischer Völker wieder.[3]) In chinesischen Häusern stehen öfter 13 göttliche Figuren aus Bronze oder Porzellan, durch welche die 13 Monate des Jahres dargestellt erscheinen. Jede Figur trägt eine kennzeichnende, auch im japanischen Blumenkalender auftretende Pflanze des betreffenden Monats als Sinnbild.[4]) Nach Navarra sind es stets 13 Figuren, von denen die letzte die einer alten Frau mit einem Kinde und einem Binsenhalm in den Armen die Figur des Schaltmonats ist. Diese 13 göttlichen Standbilder sind offenbar die Schutzgottheiten der einzelnen Monate, eine Vorstellung, wie sie auch dem Alten Oriente in Verbindung mit der Dreizehnteilung des Jahres bekannt war, wo, wie bei den Assyrern, den Iraniern und Ägyptern den Monaten bestimmte Götter als Regenten vorstanden. Ich erinnere z. B. an die 13 Monatsgötter des Jahres bei den Assyrern, wo der Landesgott, d. h. der oberste der Götter, Ašur, dem 13. Monate oder dem Schaltmonate des Jahres vorstand. Die alten Mexikaner kannten 13 Himmel und 13 Gottheiten in Vogelverkleidung und die sogenannte T'ien-Ning-Szu-Pagode bei Peking hatte 13 übereinander aufragende Dächer als Symbole der 13 Himmelswohnungen, die offenbar als Wohnungen der 13 Monatsgötter aufzufassen sind. Die Zahl 13 spielt im alten Mexiko eine wichtige Rolle und dürfte letzten Endes auf die Mondrechnung zurückgehen. Nach Sheldon Dibble[5]) rechneten die Kanaken auf Hawaii nach Tagnächten, die besondere Namen, zum Teil Namen von Gottheiten trugen, und zwar unterschieden sie 13 lichte Nächte des zunehmenden Mondes und 17 Nächte des abnehmenden, die als weniger licht galten. Man kannte also in Polynesien die Verbindung der Zahl 13 mit dem Mondmonate und den göttlichen Regenten der einzelnen Nächte und gab den Tagnächten des Monats besondere Namen, wie im Kulturgebiete der Tolteken in der Neuen oder wie bei Malayen, Indern und Iraniern in der Alten Welt. Auf den Blättern 23 und 24 des Maya-Codex Perez werden die Daten des Mondjahres von $13 \times 28 = 364$ Tagen von 13 Tierbildern begleitet, die auch auf dem Himmelsstreifen der Ostfront des sogenannten Nonnenhauses (Casa de las Monjas) der yukatekischen Ruinenstätte Chichen Itzá wiederkehren. Eduard Seler,

[1]) Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Jahrg. 40, 1910, S. 238 ff. Der Monatslänge entsprach die Einteilung in vier Siebenerwochen.

[2]) F. K. Ginzel, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, Bd. 1, S. 60. — Leider sind die Angaben über das 13monatige Jahr meist so ungenügend, daß man weder über seine Länge, noch über die Art der Monate zu urteilen vermag. So dürfte es sich auf Hawaii und anderen polynesischen Inseln wie in Ostasien und im Alten Oriente sicherlich um Mondjahre von abwechselnd 12 und 13 Monaten von 29 und 30 Tagen handeln.

[3]) A. Schiefner im Bull. de l'acad. imp. de sc. de St. Petersbourg, hist.-phil. Klasse, 1857, Nr. 12 und 14.

[4]) B. Navarra, China und die Chinesen, S. 357.

[5]) History of Sandwich Islands, S. 24.

der die beiden Blätter der Handschrift abbildet und beschreibt,[1]) vermutet in den 13 Tierbildern Sternbilder an der Mondbahn. Ich halte es jedoch auch für möglich, daß die 13 Tierbilder die Tiersymbole der Gottheiten der 13 Himmel darstellen, denen die lichte Hälfte des sogenannten Xochiquetzal-Zyklus von 26 Tagen entspricht. Zehn solche 26tägige Perioden bilden nach Förstemann auf den Blättern 13c—14c der Dresdener Mayahandschrift die heilige Festperiode von 260 Tagen, das Tonal-amatl. Ist meine Annahme richtig, dann sind die 13 Tierbilder des Codex Perez und des Nonnenhauses ursprünglich nicht Sternbilder, wie Seler vermutet, sondern Tiersymbole der 13 Tagnächte des wachsenden Mondes, d. h. die mythischen Tiergestalten des Mondes, welche einerseits sein Wachsen bewirken, anderseits in den darauf folgenden 13 Tagen seine Zerstückelung verursachen. Später mag man die 13 Tiere immerhin auch an den Himmel versetzt haben, wie auch sonst die ursprünglich in der Drei- oder Vierzahl auftretenden mythischen Tiergestalten des Mondes in seinen einzelnen Lichtgestalten im Laufe der Zeit zuerst zu den Himmelsrichtungen in Beziehung gesetzt, dann in denselben lokalisiert, zu Tieren der Weltecken und Symbolen ihrer Hüter und schließlich zu Sternbildern wurden.

Das Sonnenjahr wurde im Toltekengebiete in $18 \times 20 = 360$ Tage eingeteilt, welche den eigentlichen Jahrkörper bildeten, zu dem noch fünf Ergänzungstage hinzu kamen. Letztere, die Epagomenen des Jahres, galten als kritische Los- und Unglückstage und hießen bei den Mexikanern „die Überflüssigen, Unnützen" (nemontemi), in Yukatan „die Tage ohne Namen" (xma kaba kin). Man erinnert sich, daß die fünf Jahres-Epagomenen, welche das 360tägige Rundjahr zum bürgerlichen Sonnenjahre ergänzten, auch in der Alten Welt in schlechtem Rufe standen, so bei den Indern, Iraniern und Ägyptern. Die Teilung des Jahres in $18 \times 20$ Tage ist bisher außerhalb der Toltekei nirgends in der Welt gefunden worden. Das Jahr war durch 18 große Feste in ebenso viele 20tägige Perioden oder „Monate", wie man sie nennen mag, geteilt. Den altmexikanischen Festkalender kann ich hier übergehen und auf die einschlägigen Forschungen E. Selers hinweisen.[1]) Da das bürgerliche Sonnenjahr der alten Mexikaner gegenüber dem astronomischen um einen Vierteltag zu kurz war, so mußte nach Ablauf größerer Zeitperioden eine Schaltung vorgenommen werden. Wann diese eintrat, darüber gehen die Ansichten der Forscher auseinander. Prescott[2]) glaubt, daß die alten Mexikaner alle 52 Jahre 12 und $^1/_2$ Tag einschalteten. Dies würde die Tatsache erklären, daß je zwei aufeinander folgende 52jährige Zyklen abwechselnd zu Mittag und zu Mitternacht endeten. Danach hätten die Mexikaner lange vor der Ankunft der Spanier eine Zeitrechnung gehabt, die alle europäischen Systeme an Genauigkeit übertraf.

Ausführlicher muß ich den Venuskalender besprechen, der vielfach als in der Welt sonst nirgends wiederkehrende Kultureigentümlichkeit des Tolteken-Gebietes angesehen wird, was jedoch durchaus nicht der Fall ist, wie hier gezeigt werden soll. Der Venuskalender war im Toltekengebiete in zwei Hauptformen bekannt. Die eine, direkt aus astronomischen Beobachtungen gewonnene, hauptsächlich astronomischen Zwecken dienende Form, bestand in der scheinbaren oder synodischen Umlaufszeit des Planeten, d. h. der Zeit zwischen zwei aufeinander folgenden gleichnamigen Konjunktionen der Venus mit der Sonne in der Dauer von 584 Tagen. Die

[1]) Vgl. Seiers Abhandlungen: Eine Liste der mexikanischen Monatsfeste, und: Der Festkalender der Tzeltal und der Maya von Yukatan (Gesammelte Abhandlungen zur Amerikanischen Sprach- und Altertumskunde, Bd. I, S. 145—151, sowie S. 706—711).

[2]) W. H. Prescott, History of the Conquest of Mexico, Vol. I, p. 85s.

zweite, nur zu rituellen und astrologischen Zwecken verwendete Form der Venusrechnung bestand in einem Zeitraume von 260 Tagen. Nach den astrologischen Kalendern, wie sie die meisten Bilderhandschriften neben wirklich astronomischen Aufzeichnungen enthalten, heißt dieser Zeitraum das Tonal-amatl, d. i. „das Buch der günstigen und der kritischen Tage". Dieses Tonal-amatl, Ritual- oder Festjahr, findet sich in den alten Bilderhandschriften in verschiedener Weise zerlegt. Es gab z. B. ein vierteiliges, ein fünfteiliges und ein zehnteiliges Tonal-amatl. Beim vierteiligen war der ganze Zeitraum von 260 Tagen in vier Viertel zu je 65 Tagen geteilt und jedem derselben ein Gott, eine Weltgegend, ein Element, eine Farbe, ein Tier, ein Baum zugeteilt. Jedes 65tägige Tonal-amatl-Viertel zerfällt weiter in einen Monat zu 30 und einen zu 35 Tagen. Das fünfteilige Tonal-amatl umfaßte fünf Zeitabschnitte von je 52 oder $4 \times 13$ Tagen. Jedem Abschnitte war wiederum eine der

Abb. 1. Ein Viertel des in fünfgliedrigen Säulen angeordneten Tonal-amatls, einen Monat zu 30 und einen zu 35 Tagen umfassend; aus dem Codex Cospi-Bologna, Blatt 1 und 2.

fünf Richtungen, ein Gott, eine Farbe u. a. zugewiesen. Das zehnteilige Tonal-amatl enthielt zehn 26tägige Perioden.

Die Hauptformen des Ritualjahres in den mexikanischen Codices sind das in 20 dreizehntägige Abschnitte geordnete und bestimmten Gottheiten unterstellte, das in fünfgliedrige Säulen nach den vier Himmelsrichtungen geordnete (Abb. 1) und das in viergliedrige Säulen nach den fünf Richtungen geordnete Tonal-amatl. Außer dem gewöhnlichen, in $13 \times 20$ Tage zerlegten Ritualjahre interessieren uns besonders zwei Arten der Zerlegung, diejenige des in fünfgliedrige Säulen geordneten Tonal-amatls in vier Viertel zu je $30 + 35$ Tagen, wie sie z. B. auf den ersten acht Blättern des Codex Borgia, des Codex Vaticanus Nr. 3773 und des Codex Cospi Bologna vorliegt, und die seltenere Zerlegung des 260tägigen Zeitraumes im Maya-Codex Cortes in $32 \times 8 + 4$ Tage. Jener Form liegt die Fünferwoche und der aus solchen gebildete Monat von 30 bzw. 35 Tagen, dieser dagegen die Achterwoche und ein 32tägiger Malter-Monat zugrunde. Spuren einer rituellen Achterwoche finden sich nach Brinton noch im Festkalender der heutigen Quiché in Guatemala.[1] Wenn

[1]) Daniel G. Brinton, The native Calendar of Central America and Mexico, S. 17.

ein Tag mit der Ziffer 8 zusammentraf, so wurde der Tag als heilig betrachtet und entweder eine Feier ersten, zweiten oder dritten Ranges begangen. So wurde z. B. am Tage „8 Kanel" in alten Zeiten den Gottheiten des Feldes und des Ackerbaues geopfert. Jetzt nimmt der heilige Antonius die Stelle irgendeines der entthronten alten Götter ein und werden ihm die Erstlingsfrüchte unter Tanz zu den Klängen der Marimba geweiht.[1]) Die Mexikaner und ihre Vorgänger, die Tolteken, denen die Erfindung des Kalenders ausdrücklich zugeschrieben wird, bezeichneten die einzelnen Kalendertage durch eine Kombination aus den Ziffern 1—13 und aus zwanzig hieroglyphischen Symbolen oder Zeichen einer Bilderschrift. Die Reihenfolge dieser 20 Tageszeichen ist stets dieselbe, u. zw.:

Abb. 2. Mexikanischer Kalenderstein; aus Alex. v. Humboldt, Vue des Cordillères.

1. Hornfisch oder Krokodil
2. Wind (Feuer)
3. Haus (Nacht)
4. Leguan (Eidechse)
5. Schlange
6. Tod (Totenschädel)
7. Hirsch
8. Kaninchen
9. Wasser
10. Hund
11. Affe
12. Besen oder Grasbusch
13. Rohrpfeile
14. Jaguar
15. Adler
16. Geier
17. Erdbeben (rollende Bewegung)
18. Feuersteinmesser
19. Regen (Schildkröte)
20. Blume.

Diese 20 hieroglyphischen Symbole sind z. B. auf dem berühmten Kalendersteine (Abb. 2) in dem, dem Mittelfelde mit dem Gesichte des Sonnengottes nächstliegenden Kreisringe, oben links beginnend und in obiger Reihenfolge in entgegengesetzter Richtung der Uhrzeigerbewegung verlaufend, zu sehen.

Die Zählung der Tage des 260tägigen Zeitraumes geschah in der Weise, daß jeder Tag mit einer Zahl der Zahlenreihe von 1—13 und mit dem Schriftbilde oder dem Namen eines der sogenannten 20 Tageszeichen benannt wurde; da die Zahlenreihe und die Symbolreihe von ungleicher Länge waren, entstand ein eigentümliches Überkragungssystem,[2]) das sich bis zum $13 \times 20 = 260$. Tage fortsetzte, so daß jeder Tag dieses Zeitkreises eine andere Bezeichnung erhielt und die Kombination aus gleicher Zahl und gleichem Namen sich erst im nächsten Zeitkreise von 260 Tagen wiederholte. Zur Erläuterung möge es genügen, die Bezeichnungen der ersten 13 Tage des in 20 dreizehntägige Abschnitte eingeteilten Tonal-amatls hier anzuführen:

[1]) A. a. O. S. 17.

[2]) Vgl. F. Graebner, Alt- und neuweltliche Kalender, Z. f. E., 52, 1920/21, S. 8 f.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Tag: | eins Krokodil | 8. Tag: | acht Kaninchen |
| 2. „ | zwei Wind | 9. „ | neun Wasser |
| 3. „ | drei Haus | 10. „ | zehn Hund |
| 4. „ | vier Eidechse | 11. „ | elf Affe |
| 5. „ | fünf Schlange | 12. „ | zwölf Grasstrick |
| 6. „ | sechs Tod | 13. „ | dreizehn Rohr. |
| 7. „ | sieben Hirsch | | |

Der erste Tag des nächsten 13tägigen Abschnittes ist dann „eins Jaguar", der zweite Tag heißt „zwei Adler" usf. in der gewöhnlichen Reihenfolge der zwanzig Tageszeichen.

Die Beantwortung der Frage, warum gerade die Zahlen 13 und 20 für die Länge des Tonal-amatls bestimmend wurden, hängt mit dem Ursprunge dieser eigentümlichen Kalenderform zusammen. Die Lösung dieser Fragen ist schon mehrfach versucht worden, ohne daß bisher ein wirklich befriedigendes Ergebnis erreicht worden wäre. Von den zahlreichen Hypothesen, die über den Ursprung des mexikanischen Kalenders aufgestellt wurden, sei hier bloß diejenige Eduard Selers als die beachtenswerteste erwähnt. Seler denkt sich die Entstehung des Tonal-amatls aus einer Kombination von Sonnenjahr und synodischer Venusperiode und nimmt eine beiden Zeitkreisen gemeinsame Periode von 73 Tagen an. Fünf solche Perioden, ein Sonnenjahr bildend, und acht ebensolche, die eine Venusperiode ausmachen, hätten durch Addition zu einem Zeitkreise von $13 \times 73$ Tagen geführt, der dann in 20maliger Wiederholung[4]) ein Jahrbündel von 52 Jahren (xiuhmolpilli) ergab.

$$5 \times 73 = 365 \text{ Tage}$$
$$+ \; 8 \times 73 = 584 \text{ „}$$
$$13 \times 73 \text{ Tage}$$

$20\ (13 \times 73)$ Tage $= 18.980$ Tage $= 52 \times 365 = 1$ Jahrbündel („Calendar Round" der Mayaforscher).

Die rechnerische Gültigkeit dieser Gleichungen ist natürlich einwandfrei, doch spielt ein Zeitkreis von $13 \times 73 = 949$ Tagen im Kalenderwesen der Toltekei nirgends eine selbständige Rolle; von dem rein theoretischen Charakter dieses zugrunde gelegten Zeitkreises abgesehen, läßt sich auch kein praktischer Grund für eine additive Kombination von Sonnenjahr und synodischer Venusperiode beibringen. Ich möchte daher als Ausgangspunkt meiner neuen Ableitung des Tonal-amatls die Darstellung des in fünfgliedrigen Säulen geordneten und auf die vier Weltgegenden verteilten Tonal-amatls in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe wählen.

Bevor ich auf die Anordnung des Tonal-amatls in fünfgliederigen Säulen zu sprechen komme, ist es notwendig, etwas weiter auszuholen und auf die toltekische Weltanschauung hinzuweisen. Grundlage der toltekischen Weltanschauung war die Astrologie. Man könnte sie daher geradezu als astrologische Weltanschauung bezeichnen, die großenteils auf priesterlicher Geheimlehre beruht. Nach dieser gelten die Erscheinungen im Kosmos und die kosmischen Kreislauferscheinungen als Offenbarungen der unsichtbaren, unbekannten Gottheit. Man suchte daher aus den kosmischen Kreislauferscheinungen, die sich in den Bewegungen der Gestirne kundgeben, den Willen der Gottheit zu erforschen und auf diese Weise

[4]) „Nimmt man diese Periode ($13 \times 73$ Tage) als Einheit an, so würde die nächst höhere Periode, gemäß dem vigesimalen Zahlensystem der Mexikaner die Periode von $20 \times 13 \times 73$ gewesen sein. Das ist der bekannte Zyklus von 52 Jahren, die mexikanische Aera" (Selers Gesammelte Abhandlungen Bd. I, S. 602.)

das zukünftige Schicksal der Menschen zu erfahren. Eine der Grundlagen der astrologischen Praxis war hiebei die Möglichkeit, von einem kleinen Zeitraume, z. B. vom Tage der Geburt eines Menschen auf einen größeren Zeitraum, etwa auf ein bestimmtes Jahr seines Lebens Schlüsse ziehen zu können. Hiezu dienten sogenannte astrologische Direktionen. Den Ausgangspunkt solcher astrologischer Direktionen bildete ein Analogieschluß von einer Kreislauferscheinung auf die andere. Auf diesem Analogieschlusse beruht unter anderem das Gesetz der Entsprechung der Kreisläufe. Aber nicht nur kleine und große Kreisläufe wurden miteinander verglichen, sondern auch die Kreislauferscheinungen der Zeit und des Raumes, die ja ihrem Wesen nach beide als Offenbarungsformen der Gottheit galten, wurden einander gleichgesetzt. Aus diesem Gesetze der Entsprechung der Kreisläufe folgte die Tatsache, daß man dasselbe Einteilungsprinzip sowohl für die Zeit als auch für den kosmischen Raum verwendete.

Eine alte Art der Zeiteinteilung im Toltekengebiete war die Einteilung des Jahreskreises in 13 Sonnenmondmonate von 28 Tagen. Dem entsprach die Einteilung des Himmelskreises in 13 Himmel (Kosmogramm der 13 Himmel) und der Mondbahn in 28 Häuser (Mondstationen). Den einzelnen Tagen des Sonnenmondjahres scheint man wie in Ostasien besondere Namen gegeben zu haben. Als Namen der 28 Tage verwendete man die Namen der 28 Sternbilder an der Mondbahn, der sogenannten Mondstationen oder Mondhäuser. Wie sich der 28tägige Monat in vier Siebenerwochen gliederte, so teilte man den Mondsternkreis entsprechend den vier Himmelsquadranten gleichfalls in vier Gruppen von je sieben Sternbildern. Neben der Vierzahl spielte in der Toltekei auch die Achtzahl eine gewisse Rolle im Hinblick auf die vier Götterpaare oder die Götter der acht Richtungen. Auch im Kalender spielte die Zahl 8 eine bedeutsame Rolle. Acht Sonnenjahre oder 2920 Tage bildeten eine Oktaëteris und kamen fünf synodischen Venusperioden gleich. Ferner bildeten acht Monate zu 28 Tagen einen Zeitraum von 224 Tagen, der nur um einen Tag kürzer war als ein siderischer Umlauf des Planeten Venus. Wie man aus dem Kreise der 28 Sterngruppen die Wohnorte der Götter der acht Richtungen vor den übrigen hervorhob, so sonderte man aus dem Monatskreise von 28 Tagen eine Achterwoche oder acht Tage aus, als die Zeit der Unsichtbarkeit des Planeten Venus während seiner unteren Konjunktion. Der Sonnenmondmonat von 28 Tagen wurde durch diese Heraushebung der acht Tage zum „Venusmonat" von 20 Tagen und es hieß, daß sich der Sonnenmondgott Quetzal-couatl in jenen acht Tagen in den Morgensterngott Tlauiz-calpan-tecutli verwandle. Nach Heraushebung der Häuser der Götter der acht Richtungen aus dem Kreise der 28 hatte der Mondsternkreis nur noch 20 Himmelshäuser, die sich in vier Gruppen zu je fünf Sternbildern auf die vier Himmelsquadranten verteilten, wie im nächsten Abschnitte gezeigt werden soll. Entsprechend zählte der Monatskreis des neuen Kalenders nur 20 Tage, die sich in vier Wochen zu je fünf Tagen gliederten. Analog der Einteilung des Sonnenmondjahres in 13 Sonnenmondmonate wurde das Venusjahr in 13 Zeitabschnitte von 20 Tagen eingeteilt; $13 \times 20 = 260$ Tage umfaßt aber das Tonal-amatl. Das Venusjahr hatte also die Länge von 260 Tagen und zerfiel in 13 Abschnitte zu 20 Tagen, von denen sich jeder wiederum in vier Fünferwochen gliederte. Nach dem Vorbilde des Himmelskreises, der durch die vier Himmelsrichtungen in ebenso viele Quadranten zerfällt, teilte sich auch das Venusjahr in vier den Haupthimmelsrichtungen zugeordnete Viertel

$$260 : 4 = 65 \text{ (Tage)}.$$

Nun wurde der Himmelskreis auch nach den acht Himmelsrichtungen in ebenso viele Himmelsabteilungen eingeteilt, die unter dem Schutze der acht Richtungsgötter oder Welthüter gedacht waren. Dem entsprach die Achtteilung des Venusjahres.

$$260 : 8 = 32{\cdot}5 \text{ (Tage)}.$$

Ein Achtel des Venusjahres war also $32^1/_2$ Tage, d. h. ein mittlerer Maltermonat. Da die Rechnung mit halben Tagen unpraktisch war, sich zudem 32·5 nicht in Fünferwochen gleichmäßig teilen ließ, so mußte man, um die halbe Woche zu umgehen, den einen Monat um eine halbe Woche kürzen, so daß er nur sechs Fünferwochen, also $6 \times 5 = 30$ Tage umfaßte, mußte aber dafür dem folgenden Monate statt einer halben Woche eine ganze siebente Woche hinzufügen. Es ergab sich daher für die beiden Monate jedes Jahresviertels folgende Länge:

1. Monat $6 \times 5 = 30$ Tage } bilden zusammen ein Viertel des in fünf-
2. Monat $7 \times 5 = 35$ Tage } gliedrige Säulen geordneten Tonal-amatls.

Danach enthielt jedes Jahresviertel als kleinster geschlossener Zeitkreis 13 Fünferwochen[1]) und zerfiel in einen Monat von 30 Tagen und einen von 35 Tagen. Solche 30- und 35tägige Venusmonate, die zusammen eine Einheit von 65 Tagen, d. i. ein Tonal-amatl-Viertel umfassen, sind denn auch auf den ersten acht Blättern der Handschriften der Codex Borgia-Gruppe dargestellt. Die bildliche Darstellung des Himmelsraumes, das Kosmogramm der neun Himmel, enthält außer den acht im geschlossenen Kreisringe liegenden Außenhimmeln noch einen neunten, dem Kreisringe nicht angehörenden, sondern von diesem eingeschlossenen Himmel der Mitte. Soll nun die Entsprechung zwischen Himmelskreis und Zeitkreis eine vollkommene sein, so muß auch der Kreis des Venusjahres einen neunten, nicht dem geschlossenen Kreise der acht Venusmonate angehörenden Zeitteil umfassen, der wiederum in der Länge von den übrigen acht nicht allzusehr verschieden, d. h. nicht kleiner als 30 Tage, aber auch nicht größer als 35 Tage sein darf. In der Tat bilden $260 + 32 = 292$ Tage zusammen einen einheitlichen Zyklus, und zwar eine halbe synodische Venusperiode. Das vollständige Venusjahr besteht somit tatsächlich aus neun Venusmonaten, und zwar aus dem Venusjahrkörper von 260 Tagen und dem Ergänzungs- oder Epagomenenmonat, dem kleinen Maltermonat von 32 Tagen. Die Entsprechung der kosmischen Kreislauferscheinungen in Zeit und Raum ist daher eine vollkommene.

Die Länge des toltekischen Venusjahres oder des sogenannten Tonal-amatls drängt noch zur Frage, welche Gründe außer der Entsprechung der Kreisläufe in Zeit und Raum sonst noch für die Festsetzung des Jahrkörpers mit 260 Tagen bestimmend gewesen sein mögen. Ich glaube, auch diese Frage läßt sich nun beantworten. Man braucht nur die Länge des Tonal-amatls (260 Tage) mit der Länge der siderischen Umlaufszeit der Venus (225 Tage) und der halben synodischen Venusperiode (292 Tage) zu vergleichen:

$$260 - 225 = 35 \text{ und } 292 - 260 = 32.$$

Die Differenz der beiden ersten Zahlen beträgt 35 Tage, d. h. einen größten Venusmonat (indisch: Aśvavāha-māsa), die Differenz der letzten beiden Zahlen ist gleichfalls ein Venusmonat, und zwar ein kleiner Maltermonat (indisch: mala-māsa).

[1]) Auch hier gilt wiederum das Gesetz der Entsprechung der Kreisläufe; vgl. die 13 Stunden des Tages, die 13 zwanzigtägigen Tonal-amatl-Abschnitte (uinal der Mayavölker), denen ein Kreis von 13 Göttern und 13 Vögeln entsprach, die 13 Sonnenmondmonate des lunisolaren Zeitkreises, die 13 siderischen Venusumläufe der Oktaëteris, die 13 Jahre, welche einen sogenannten „Knoten" (tlalpilli) bilden, die 13 zwanzigjährigen Perioden eines „ahau katun" von 260 Jahren bei den Maya u. dgl.

Die Zahl 260 scheint demnach den Mittelwert zwischen den Zahlen der siderischen und der halben synodischen Venusperiode darzustellen. Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß das merkwürdige Kalendersystem der Toltekei, das sogenannte Tonal-amatl, auf der Kalenderrechnung nach dem Umlaufe des Planeten Venus beruht, daß aber die Bausteine zu diesem Venuskalender vom Sonnenmondkalender hergenommen sind. Ist diese Behauptung richtig, so wird sie auch auf die 20 Tagesnamen des toltekischen Kalenders ausgedehnt werden müssen. Schon bei der Gegenüberstellung der Elemente im Zeit- und Raumkreise konnte festgestellt werden, daß der durch den Venuskalender abgelöste Sonnenmondkalender auf einem Monatskreise von 28 Tagen mit besonderen Namen beruhte, denen im Kreise der Sonnenmondbahn 28 Stationen oder Häuser entsprachen, Sternbilder eines Mondsternkreises, die sich in vier Gruppen zu je sieben auf die vier Himmelsquadranten verteilten. Ferner zeigte sich, daß die Heraushebung der acht Tage der Unsichtbarkeit der Venus in ihrer unteren Konjunktion aus dem 28tägigen Monatskreise auf Grund des Gesetzes der Entsprechung der kalendarischen und kosmischen Kreisläufe darauf hinweist, daß auch aus dem Kreise der 28 Mondstationen am Himmel acht Häuser als die Wohnorte der Götter der acht Richtungen herausgehoben wurden, so daß der Sternkreis jetzt nur mehr 20 Himmelshäuser zählte, die sich in vier Gruppen zu je fünf auf die einzelnen Himmelsquadranten verteilten.

Den Nachweis, daß die 20 Tagesnamen und ihre Symbole im mexikanischen Kalender ebenfalls auf die Entstehung des Tonal-amatls aus dem älteren Sonnenmondkalender zurückweisen, soll der zweite Teil dieser Abhandlung erbringen.

An dieser Stelle seien, zum Beweise dessen, daß der Venuskalender durchaus nicht auf die Toltekei beschränkt ist, wie man meist annahm, Spuren von Venusrechnung in anderen Kulturgebieten aufgezeigt. Eine eingehendere Behandlung des einschlägigen Stoffes beabsichtige ich bei anderer Gelegenheit.

Zur Länge des Tonal-amatls und seines Ergänzungsmonats auf die halbe synodische Venusperiode vergleiche man die heilige Zeit von 8—9 Monaten, die Mr. Cushing bei den Zuñi-Indianern Neu-Mexikos für die Beobachtung religiöser Festgebräuche festgestellt hat. Die Vermutung, daß es sich hier, wie bei den Spuren der rituellen Achterwoche der Quiché in Guatemala um ein Venusjahr ohne bzw. mit Ergänzungsmonat handeln dürfte, liegt nahe. Cyrus Thomas macht in seiner Studie „The Maya Year" darauf aufmerksam, daß es auch auf der Insel Hawaii ein achtmonatiges Festjahr zur Darbringung öffentlicher Opfer und zur Beobachtung der Tabu oder Kaputage gab, an denen gewisse religiöse Gebräuche stattfanden und innerhalb dessen die Opferzeiten geregelt waren.[1]) Dieses Festjahr auf Hawaii bildete einen Teil des Sternjahres, das aus 12 dreißigtägigen Monaten und 5 Ergänzungstagen bestand, und zwar umfaßte es die Zeit vom 3. Monate (Kaulua) bis einschließlich dem 10. Monate (Hilinama), d. h. die letzten drei Monate der Zeit der vorherrschenden Winterregen und die ersten fünf Monate der trockenen Sommerzeit.

Durch die Achtzahl der Monate auf Hawaii aufmerksam geworden, besah ich mir die einzelnen Reihen der 30—31 Tagesnamen der Polynesier, nämlich der Maori von Neu-Seeland, der Moriori der benachbarten Chatham-Inseln, der Eingeborenen von Tahiti, Rarotonga, der Marquesas-Gruppe und der Hawaiier bei E. Stucken,[2]) der die Tagesnamen dem Maorian Comparative Dictionary von Ed. Tregear entnommen hat. Dazu verglich ich die sechs Listen von 28 Tagesnamen aus Neu-Seeland

[1]) Cyrus Thomas, The Maya Year, S. 58 ff.

[2]) Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen, S. 50—52.

bei Richard Taylor, Te Ika a Maui, pp. 366, sowie die Liste der Tagesnamen in den Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History, VI/2, pp. 331.[1]) Bei der Betrachtung der Namen fiel mir, abgesehen von Götternamen wie Kane (27), Lono (278), Kaloa (24—26) oder allgemeinen Bezeichnungen wie Akua „Gott" (14), Hoku „Stern", Laau „Baum oder Blatt" in der hawaiischen Liste die mehrmalige Wiederkehr von Bezeichnungen wie kahi, lua, kolu und pau auf, die mir Zahlwörter zu sein schienen.[2]) Eine Nachschau brachte mir denn auch die Bestätigung für die Richtigkeit meiner Vermutung. Bei A. Bastian, Allerlei aus Volk- und Menschenkunde, fand ich die Bezeichnungen koo-kahi, koo-lua und koo-kolu für Boote, die zur Aufnahme einer, zweier oder dreier Personen geeignet sind. Die vier Ausdrücke sind also in der Tat hawaiische Zahlbezeichnungen für eins, zwei, drei und vier. Eine Vergleichung mit den entsprechenden Zahlwörtern der verwandten malaio-polynesischen Sprachen lieferte die Bestätigung. Nun stehen die genannten Zahlwörter in den Tagesnamen 3—6, 7—10, 18—20, 21—23 und 24—26 in der richtigen Folge der Zahlenreihe. Auffallenderweise fehlt aber in den letzten drei Gruppen der Ausdruck kolu für die Zahl drei. Nun konnten die alten Hawaiier gar wohl bis fünf zählen, ja sie drückten sogar höhere Zahlbegriffe durch Multiplikation mit vier aus und besaßen eigene Zahlbezeichnungen bis 400.000; erst, was darüber hinausging, enthielt für sie den Begriff des unendlich Großen, den sie als „miribiri" bezeichneten. Es ist schwerlich anzunehmen, daß die alten Kanaken den einen Tag etwa als „erstes Blatt", den folgenden als „zweites Blatt" (man denke dabei an die Blütenblätter eines blumenförmigen Weltbildes, das als Chronogramm zur Ablesung der Zeit verwendet wurde) bezeichneten, daß sie aber auf das zweite Blatt gleich das vierte hätten folgen lassen. Dies wäre ebenso unnatürlich, als wenn wir z. B. nach dem 1. und 2. Mai gleich den 4. Mai zählen wollten. Die einzige Möglichkeit einer befriedigenden Erklärung sehe ich daher in der Annahme, daß die 30 Tagesnamen des späteren hawaiischen Monats aus einer älteren Rechnung stammen. Da sich an der Tagesnamenreihe drei Auslassungen von Namen, und zwar der Tage laau ku kolu, ole ku kolu und kaloa ku kolu verraten, so drängt sich der Gedanke geradezu auf, daß der althawaiische Monat nicht 30 oder 31 Tagnächte, auch nicht 28 oder 29, sondern eben 33 Tage zählte.

Die Namen der 33 Tagnächte des althawaiischen Monats waren demnach folgende:

| | |
|---|---|
| 1 Hilo | 12 Mohalu |
| 2 Hoaka | 13 Hua |
| 3 Ku-kahi | 14 Akua |
| 4 Ku-lua | 15 Hoku |
| 5 Ku-kolu | 16 Mahealani |
| 6 Ku-pau | 17 Kulu |
| 7 Ole ku-kahi | 18 Laau ku-kahi |
| 8 Ole ku-lua | 19 Laau ku-lua |
| 9 Ole ku-kolu | (20 Laau ku-kolu) |
| 10 Ole ku-pau | 21 Laau pau |
| 11 Huna | 22 Ole ku-kahi |

[1]) Notes on the Polynesian Calendar. Darin eine Tabelle der Tagesnamen der Marquesas-Insulaner, jener von Huahine (Gesellschafts-Inseln) und Hawaii.

[2]) Siehe auch die vergleichende Tabelle polynesischer Sprachen bei Rev. G. Turner, Nineteen years in Polynesia, wo die Zahlwörter kahi = 1.

23 Ole ku-lua
(24 Ole ku-kolu)
25 Ole pau
26 Kaloa ku-kahi
27 Kaloa ku-lua
(28 Kaloa ku-kolu)
29 Kaloa pau
30 Kane
31 Lono
32 Mauli
33 Muku.

Die in Klammern gesetzten Namen (20, 24 und 28) wurden im späteren profanen Kalender weggelassen.

Es liegt nahe, diesen aus den Auslassungen noch erschließbaren 33tägigen Monat mit dem gerade aus Hawaii bezeugten achtmonatigen Festjahre in Verbindung zu bringen. Acht solche Monate führen auf ein Festjahr von 264 Tagen, d. h. auf eine heilige Periode, die nur vier Tage größer wäre, als das Ritualjahr der alten Mexikaner, das Tonal-amatl. Die Zeit von acht Monaten oder das althawaiische Kapu-Jahr, das in das Sternjahr von 365 Tagen eingebaut war, kann im Hinblick auf meine frühere Beobachtung ursprünglich unmöglich aus 250 Tagen bestanden haben, sondern muß der Länge des altmexikanischen Tonal-amatls bis auf höchstens vier Tage Unterschied nahegekommen sein. Ein Vergleich der heiligen Periode der Hawaiier mit der heiligen Periode der alten Mexikaner, zu dem sich schon Cyrus Thomas gedrängt sah, obwohl ihm die ursprüngliche Länge des althawaiischen Kapu-Monats ebenso entgangen ist, wie F. Bork, der infolge Nichterkennens der hawaiischen Zahlwörter zu falschen Schlüssen über die polynesischen Tagesnamen gekommen ist, erscheint um so gerechtfertigter, als aus anderen Erwägungen heraus sich ergibt, daß der althawaiische Kapu-Monat nicht durchwegs 33 Tage gezählt haben kann, sondern entweder abwechselnd um Mittag und um Mitternacht begann, also genau $32^1/_2$ Tage umfaßte oder daß die Zahl der Tage der einzelnen Kapu-Monate geradezu mit 32 und 33 wechselte. Gleichviel ob das eine oder das andere auf Hawaii zutraf, für jeden Fall ergibt sich für das alte Kapu-Jahr genau die Dauer von 260 Tagen. Eine analoge Untersuchung stellt die ursprüngliche Zahl von 33 Monatstagen auch für die Tagesnamen der Marquesas-Insulaner, sowie der Einwohner von Rarotonga außer Zweifel und ist auch für die Namenreihe der Tagnächte der Moriori, von denen 31 Namen überliefert sind, zumindest recht wahrscheinlich. Die Verwandtschaft der Sprachen Polynesiens, Mikronesiens, vielleicht auch Melanesiens mit den malaiischen Sprachen Indonesiens und den austro-asiatischen Sprachen Südostasiens weist uns den Weg quer über den Ozean, den der eigenartige Venuskalender auf seiner Ausbreitung nach Osten genommen hat. Wir werden also im malaiischen Archipel und bei den Völkern Südostasiens weitere Spuren des Venuskalenders erwarten dürfen. In der Tat braucht man nach solchen nicht lange zu suchen. Wir finden die nach acht indischen Göttern, den Welthütern (lokapālas), benannten Tage der achttägigen Woche (mal. guru,[1]) tenggeresisch paguron, ind. aṣṭawara), neben der fünftägigen Markt- oder pasar-Woche auf Java, eine alte Einteilung des Volltages in acht Stunden (dahauhan) des Tages und acht Stunden der Nacht auf Java, Bali, Timor und den Nachbarinseln, sowie bei den Atchinesen auf Nordsumatra, also eine 16-Teilung des Nychthemeron. Eine damit zusammenhängende Achtteilung des Außenhimmels, entsprechend den acht indischen Regionen und den malaiischen Achtstäbe-Tierkreisen, ferner einen achtjährigen Ausgleichszyklus (Windu) gibt es auf Java und

[1]) Über die malaiische Achterwoche s. Encycl. van Nederlandsch-Indië, S. 457, unter dem Stichworte „tijdrekening"; vgl. dazu meine Ausführungen im Memnon VI, S. 151. Ferner W. O. Y. Nieuwenkamp, En Balineesche Kalender (Bijdragen N. S. LXIX, S. 112 ff.).

Sumatra, entsprechend dem mexikanischen achtjährigen Zyklus, der fünf Venusperioden gleichkommt und durch das alle acht Jahre gefeierte Fest des großen Wasserkrapfenessens gekennzeichnet ist.

Merkwürdig nahe steht dem achtmonatigen Opferfestjahre der Tolteken und dem althawaiischen Kapu-Jahre der in das javanische mângsâ-Jahr eingebaute Zeitraum von acht Monaten in der Gesamtdauer von 252 Tagen des von den Hindus übernommenen javanischen Landbau-Kalenders, wobei zu beachten ist, daß die Einschaltung eines Tages gerade nach acht Monaten einsetzt. Diese Einschaltung nach acht Monaten, vielleicht auch die Zerlegung des Naturjahres der Batta in acht Monate und vier Monate [1]) entspricht wohl der Länge des Tonal-amatls und ist nur um eine Achterwoche kürzer als dieses. Die genannten Zeitperioden lassen im Vereine mit dem Vorkommen 20jähriger und 32jähriger Schaltzyklen oder Windus auf Java wohl keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, daß die genannten Zeitkreise aus einer Venusrechnung hervorgegangen und nicht erst durch den Islâm dorthin gekommen sind. Zyklen von 20 Rundjahren kannten die Maya von Yukatan unter dem Namen Katun. Ein 32jähriger Zeitkreis könnte der Regierungsdauer des zweiten mythischen Chichimekenkönigs Nopaltzin als Vorlage gedient haben, zumal die sonst angegebenen Zahlen der alttoltekischen Geschichte durchweg zweifellose Kalenderzahlen sind.[2]) Nach der „Historia chichimeca" Ixtlilxochitls umfaßte die Gesamtdauer der Herrschaft der neun mythischen Toltekenkönige 572 Jahre. 572 Tage sind um 12 Tage kürzer als ein Sonnenumlauf der Venus von 584 Tagen. Und 33 sogenannte Jahrbündel oder Zeitperioden von 52 Jahren sollen nach einer Überlieferung jedes der vier abgelaufenen Weltzeitalter der alten Mexikaner gedauert haben. Von der Zerlegung des Tonal-amatls in acht Monate von 32 Tagen und 4 Ergänzungstagen war schon früher die Rede, ebenso von der Zusammensetzung jedes der vier Tonal-amatl-Viertel des in fünfgliedrige Säulen geordneten Tonal-amatls aus je einem Monate von 30 und einem von 35 Tagen. Den 32tägigen Malter-Monat kannten die Inder unter dem Namen mala-māsa. Sehr beachtenswert ist auch die Tatsache, daß ein Monat von 35 Tagen, wie ihn uns das Säulen-Tonal-amatl zeigt, nirgends in der Welt eine Parallele hat, als im indischen Kulturkreise, wo dieser Monat nach dem Pferdegespann oder dem Vāhanam der Gottheit des Planeten Venus, wenn auch nur indirekt, so doch völlig eindeutig, als Venusmonat gekennzeichnet ist.

Die merkwürdige Koppelung von Fünfer- und Siebenerwoche in der javanischen Wuku-Windurechnung, auf die F. Graebner aufmerksam gemacht hat, ist nur verständlich durch Zurückführung auf eine Kalenderrechnung mit Monaten von abwechselnd 30 und 35 Tagen, so zwar, daß der 30tägige Monat in sechs Fünferwochen, der 35tägige dagegen in fünf Siebenerwochen geteilt war. Das konnte aber nur eine Venusrechnung gewesen sein, die vier Monate zu 30 und ebenso viele Monate zu 35 Tagen umfaßte, d. h. ein Kalender im Umfange von 260 Tagen. Damit ist ein weiterer Faden geknüpft, der Südostasien mit Mittelamerika kulturell verbindet. Wie schon Graebners einschlägige Arbeit ersehen läßt, ist damit die Kette der Übereinstimmungen zwischen beiden Kulturgebieten noch lange nicht erschöpft. Es wurde

[1]) Vgl. auch Ginzel, Handbuch I, 428.

[2]) Z. B.: 18 Tage, 20 Tage, 5 Jahre, 8 Jahre, 18 Jahre, als öfter wiederkehrende Zeitdauer der Wanderzüge und Aufenthalte der Tolteken vor der Gründung der Stadt Tula. Vgl. die Stationen der toltekischen Wanderung bei J. W. v. Müller, Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexiko (Brockhaus 1865), S. 94—95.

bereits oben auf die alte Tageseinteilung [1]) auf Java, Bali und Timor in 8 bzw. 16 Stunden hingewiesen. Dieselbe Tageseinteilung war auch im alten Mexiko bekannt. Nach Gallegari[2]) wurde dort der Tag in vier Hauptteile eingeteilt, nämlich in die Zeit des Iquiza tonatiuh, des nepantla tonatiuh, des onaqui tonatiuh und des youal nepantla, die wir nacheinander durch die Ausdrücke Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht wiedergeben können. Jeder der vier Teile des Tages teilte sich wieder in zwei Unterteile, so daß zusammen acht Teile auf eine Tagnacht entfielen. Die acht Zeitteile waren naturgemäß bloß in den Tagesgleichen oder Ebennächten einander gleich, während der übrigen Tage des Jahres dagegen von verschiedener Länge. Eine doppelte Achtelung der Tagnacht, also eine 16-Teilung des Volltages glaubt Valentini bei der Beschreibung des mexikanischen Kalendersteines zu erkennen, denn er schreibt: „Leicht sind die Symbole für die Tageseinteilung in die 16 Stunden zu erkennen, sinnfällig weisen die vier großen Hauptzeiger nach dem Sonnenaufgang, nach der Mittagshöhe, dem westlichen Untergang und der tiefen Mitternacht. Die Unterabteilung in acht Stunden ist durch die kleineren Zeiger, die in 16 Stunden durch die kleinen Türmchen in den entsprechenden Abständen angedeutet." [3])

Weitere Spuren des Venuskalenders in der Alten Welt finden sich noch in Hinterindien.[4]) Im Kalender der Khmer von Kambodscha ist der achte Tag jeder Monatshälfte geheiligt.[5]) Es gab also auch dort eine alte rituelle Achterwoche.

Die Thai in Siam haben ein Mondjahr von 354 Tagen, bestehend aus zwölf Monaten zu 29 und 30 Tagen. Zum Ausgleiche mit dem Sonnenjahre wird alle drei Jahre der achte Monat doppelt genommen oder, anders ausgedrückt, zwischen dem 8. und 9. Monate ein Schaltmonat eingeschoben, so daß das Schaltjahr 384 Tage hat. Da die Namen „erster Monat, zweiter Monat" fortgezählt bis zum achten Monate einer wirklichen Zählung vom einstigen Jahresbeginn an entsprechen müssen, so ist die Einschaltung nach gerade acht Monaten nicht anders als nach dem Vorbilde einer Jahresform in dieser Länge zu bewerten. Das Vorbild kann dann nur in einem Jahre gesucht werden, das einen Jahrkörper von acht Monaten hatte, bei Verwendung zu astronomischen Zwecken aber mit neun Monaten festgesetzt war. Das kann nur ein heiliges oder rituelles Jnhr gewesen sein, das als solches aus acht Monaten von je $32^1/_2$ Tagen bestand, demnach für sakrale Zwecke genau 260 Tage enthielt, wogegen es als astronomische Periode 292 enthalten und der halben Länge des Sonnenumlaufes der Venus entsprochen hat. Dies ist die einzig befriedigende Erklärung für die bisher unaufgeklärt gebliebene Einschaltung eines ganzen Monats gerade nach den ersten acht Monaten. Leider fehlen für ganz Südostasien alle Ansätze zu zahlenkundlichen Arbeiten, sonst würden sich trotz der auch in Siam eingedrungenen Siebenerwoche gewiß in der Verwendung typischer Zahlen des Achtersystems weitere Zeugen einer ehemaligen Venusrechnung finden lassen. Das häufige Vorkommen der

[1]) Vgl. auch die 16-Teilung der Tagnacht bei den hinterindischen Cham. (Bull. de l'École française d'extrême-orient, tome VII, 1907: Notes sur les Cham VII.)

[2]) L'antico Messico II, S. 128; vgl. auch W. H. Prescott, History of the conquest of Mexico I, S. 94: „The civil day was distributed by the Mexicans into sixteen parts; and began, like that of most of the Asiatic nations, with sunrise. M. de Humboldt, who probably never saw Gamas second treatise, allows only eight intervals. Vues des Cordillères, S. 128."

[3]) Ph. Valentini, Vortrag über den mexikanischen Kalender-Stein (New-York 1878).

[4]) Die Kenntnis der wertvollen zahlenkundlichen und kalendrischen Belege aus Birma, den Schan-Staaten und aus Assam entnehme ich einem reichhaltigen Auszuge aus der Literatur über Hinterindien, den ich Herrn Dr. Robert Heine-Geldern zu danken habe.

[5]) F. K. Ginzel, Handbuch der math. und techn. Chronologie I, 414.

Zahl 32 neben den 37 Nats[1]) oder Schutzgottheiten im benachbarten Birma sowie die Bekanntschaft mit den indisch-buddhistischen Göttern der 33 Himmel, läßt ja im Hinblick auf die Vorherrschaft des Buddhismus in Siam die Suche nach Zahlen des Venussystems von vornherein als aussichtsreich erscheinen. Der Buddhismus erreichte im 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. Birma, Kambodscha und Cochinchina und wurde in Siam im Anfange des 7. Jahrhunderts eingeführt. Das auf der Achtzahl beruhende Venussystem, wie auch das auf der Fünfzahl und der Fünferwoche aufgebaute andere System der Venusrechnung reichen in diesen Gegenden wohl in vorbuddhistische Zeit zurück. Wir werden übrigens auch damit rechnen müssen, daß der Venuskalender wiederholt und zu verschiedenen Zeiten nach dem äußersten Südosten Asiens vorgedrungen ist, einmal, wie gesagt, in vorbuddhistischer Zeit, ein zweites Mal wohl mit Buddhismus und Hinduismus und möglicherweise noch ein drittes Mal bei der Ausbreitung des Islām.

Die Schan und Birmanen, bei denen sich wie auch sonst in Hinterindien, z. B. in Kambodscha, chinesisch-ostasiatische und indische Kultureinflüsse verschiedener Schichten durchdringen, kennen eine merkwürdige Achterwoche, die in Wirklichkeit eine Siebenerwoche ist, aber eine ältere Achterwoche voraussetzt. Die sieben Wochentage stehen nämlich unter der Schutzherrschaft der sieben Planeten und des Drachenkopfes oder des sogenannten dunklen Planeten Rahu, dem die Sonnen- und Mondfinsternisse zugeschrieben werden in der Weise, daß die erste Hälfte des Mittwoch, die Zeit bis Mittag, vom Planeten Merkur, die andere Hälfte desselben Tages, von Mittag bis Mitternacht, von Rahu beherrscht wird. Diese acht Planeten, die wohl als Götter der acht Richtungen, ähnlich den indischen acht Welthütern und den chinesischen acht Leitegeistern, d. h. den Leitern der menschlichen Geschicke, oder den acht Unsterblichen aufzufassen sind, sind außerdem durch ihre astrologischen Zahlen und durch acht Tierbilder, die man als Tageszeichen ansehen kann, bemerkenswert, weshalb ich sie hier anführe.[2])

Planetenwoche der (Birmanen und) Schan.

| Planet | Tag | Tageszeichen | Astrologische Zahl[3]) |
|---|---|---|---|
| Sonne | Sonntag | Garuda | 1 |
| Mond | Montag | Tiger | 2 |
| Mars | Dienstag | Löwe | 3 |
| Merkur | Mittwoch, erste Hälfte bis Mittag | Elefant | 4 |
| Rahu, birm. Yahu | Mittwoch Mittag bis Mitternacht | Elefant ohne Stoßzähne | 8 |
| Jupiter | Donnerstag | Ratte | 5 |
| Venus | Freitag | Rind | 6 |
| Saturn | Samstag | Meerdrache (Schlange) | 7 |

Die Birmanen kennen auch die Teilung des Tages und der Nacht in acht Abschnitte.[4]) Eine originelle Woche zu 8 Tagen hat der Volksstamm der Khasi in Assam.

[1]) Dieselben gehen auf die 33 indischen Tavatimsa-Götter zurück; über die 37 Gottheiten, vgl. Temple, The thirty seven Nats, und F. Graebner, Z. f. E., 1921, S. 33.

[2]) Aus Gazeteer of Upper Burma and the Shan States I, II, 47.

[3]) Mit diesen Zahlen bezeichnen die Schan und die Birmanen die Planeten auf ihren Horoskopen.

[4]) Shway Yoe, the Burman, his life and notions, London 1910, S. 551.

Ihre Wochentage sind nämlich nicht nach den Planeten oder entsprechenden Gottheiten benannt, sondern nach den wichtigsten Orten, wo an dem betreffenden Tage Märkte abgehalten werden. Die Tagesnamen sind daher auch in den einzelnen Gegenden verschieden.[1])

Aus Ostasien, dem sekundären Verbreitungsgebiete des Achtersystems, erwähne ich nur, daß die japanische Glücksgöttin und Göttin des Planeten Venus Benten, gleich der chinesischen Göttin Jun-ti-pu-sa und der kaspisch-indischen Göttin Kālī acht Arme hat und daß das Fest der letztgenannten Göttin auf den achten Tag des vierten Monats fällt, d. h. auf eine Achterwoche hinweist. Auf den achten Tag des vierten Monats fällt bei den chinesischen Buddhisten auch das Geburtsfest des Buddha. Am achten Tage des achten Monats wird ebenfalls ein buddhistisches Fest gefeiert und am achten Tag des zwölften Monats ist der Tag der Läuterung Buddhas.[2]) Es sei dahin gestellt, ob auch die acht Monate des Jahres, welche die Anhänger des Buddha im Walde leben dürfen, als heilige Periode von acht Monaten dem altjavanischen Jahre, dem althawaiischen Kapu-Jahre und der gleich langen heiligen Periode der Zuñi-Indianer sowie dem Ritualjahre der alten Mexikaner verglichen werden darf. Dagegen geht die gerade acht Tage dauernde Festwoche[3]) zur Wintersonnenwende bei den Buddhisten sicher auf die Achterwoche des Venuskalenders zurück.

V. Christian macht mich freundlichst darauf aufmerksam, daß die lamaistischen Priester der Chalcha-Mongolen nach H. Consten[4]) ausgerechnet 252 religiöse und kultische Vorschriften zu befolgen haben und vermutete, daß die Heiligkeit dieser merkwürdigen Zahl sich möglicherweise aus dem Venuskalender erklären könnte.[5]) Nun haben die buddhistischen Priester und Mönche — der Lamaismus ist ja bekanntlich eine Mischform zwischen Mahāyānam und der alten Bon-Religion sowie Resten des Schamanentums — außer ihren besonderen priesterlichen Vorschriften auch die für den Laien geltenden allgemeinen Vorschriften oder Grundsätze zu beachten. Solcher allgemeiner Vorschriften sind acht, nämlich die acht Teile des sogenannten „erhabenen achtgliedrigen Pfades“: rechte Erkenntnis, rechtes Wollen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Denken und rechtes sich Versenken. Die Priester der Chalcha haben demnach 252 besondere und acht allgemeine religiöse Vorschriften einzuhalten. Im Lamaismus Tibets und der Mongolei genießt neben den Schutzgottheiten, den Buddhas und Bodhisatvas das weibliche Gegenstück des Buddha-Begriffes, die Śakti oder Göttin Târâ eine ganz hervor-

[1]) Vgl. P. A. D. Gurdon, The Khasis, S. 188—190.

[2]) Ginzel, Handbuch I, 484.

[3]) Majjhima-Nikāyā, 12. Sutta; vgl. Jul. Dutoit, Das Leben des Buddha, S. 48, und A 29a, S. 322.

[4]) H. Consten, Weideplätze der Mongolen im Reiche der Chalcha (Berlin 1919), Bd. I, S. 99.

[5]) Die Zahl erinnert an eine von E. Schlagintweit, Le Bouddhisme au Tibet (Annales du Musée Guimet, tome III, p. 185 ss.) besprochene, mit gewissen lamaïstischen Zentren Tibet (Lhassa, Tassilhounpo u. a.) in Zusammenhang gebrachte Form der Zeitrechnung, die sich eines 252jährigen, in seiner Entstehung bisher unaufgeklärten Zeitkreises bedient, dessen erste zwölf Jahre die bloßen Namen der zwölf zyklischen Tiere tragen, zu denen bei den folgenden sechzig Jahren noch die Namen der zweimal wiederkehrenden fünf Elemente, bei den weiteren sechzig Jahren außerdem der Zusatz pho (männlich), bei den darauf folgenden sechzig Jahren der Zusatz mo (weiblich) hinzukommt und bei den letzten sechzig Jahren die Bezeichnungen pho und mo abwechselnd verwendet werden, um die einzelnen Jahre von einander zu unterscheiden. Es wäre nicht unwichtig zu untersuchen, ob dieser 252jährige Zyklus etwa auf eine Venusjahrrechnung von 252 Tagen zurückführt.

ragende Verehrung. Der Name Târâ bedeutet nach A. Grünwedel[1]) im Sanskrit eigentlich der „Stern", weist also auf eine Sterngöttin. Mit dem Verbreitungsgebiete des Lamaismus fällt der innerasiatische Geltungsbereich der typischen Zahlen des elamischen Venuskalenders: 8, 16 und 32 zusammen und von hier aus hat wohl auch die taoistische Nordsterngöttin mit ihren vier Köpfen und 32 Armen ihren Ausgang genommen.[2]) Die lamaistische Göttin Târâ zeigt deutlich kaspisch-indischen Typus, und zwar den Typus der Glücks- und Liebesgöttin Śrî,[3]) die gleich der japanischen Glücksgöttin Ben-ten den Planeten Venus vertritt. Die 252 + 8 rituellen und religiösen Vorschriften der Lamas bei den Chalcha weisen durch die Zahl ebenfalls auf eine rituelle Periode, und zwar auf eine alte Venusrechnung mit Achterwochen und Maltermonaten, wobei entweder je ein großer und ein kleiner Maltermonat wechselte, oder aber die einzelnen Monate geradezu $32^1/_2$ Tage zählten, d. h. abwechselnd um Mittag und Mitternacht begannen. Alle Anzeichen: die Verehrung einer mehrarmigen Sterngöttin, die Beliebtheit der Zahlen des Achtersystems und die genau festgesetzte Zahl der religiösen Vorschriften der Lamas bei den Chalcha-Mongolen mit 252 (+ 8) weisen daraufhin, daß man einst im Verbreitungsgebiete des Lamaismus in Verbindung mit dem Kulte der Göttin Târâ eine rituelle Periode kannte, die sich in acht Maltermonate mit Gliederung in Achterwochen teilte und die Länge von 252 + 8 = 260 Tagen hatte und vermutlich den Zyklus der Feste der Târâ umfaßte, der in den Kreis des Sonnenjahres eingebaut war. Aus der Länge dieser rituellen Periode, die ich das Târâ-Jahr nennen möchte, darf, da es sich um den Festzyklus einer Sterngöttin, und zwar des Planeten Venus handelt, der weitere Schluß gezogen werden, daß dieses Târâ-Jahr den Jahrkörper einer astronomischen, 260 + 32 Tage umfassenden Periode gebildet haben werde. Eine solche Periode von 292 Tagen kann nur eine halbe synodische Venusperiode gewesen sein.

Da die Göttin Târâ[4]) einerseits als gnadenspendende, glückbringende Gottheit verehrt wurde, wie ja auch die 32armige taoistische Nordsterngöttin in ihren Händen ebenso viele Gaben hält, anderseits aber auch, gleich der babylonischen Ištar und der kaspisch-indischen Göttin Kâli als eine Verderben, Krankheit und Tod bringende Gottheit gefürchtet wurde, so wird den beiden gegensätzlichen Seiten der Göttin vermutlich eine Glücks- und eine Unglückszeit entsprochen haben, insofern, als der heilige, glückbringende Zeitraum von 260 Tagen als günstige, dagegen der letzte Maltermonat der 292tägigen Venusperiode als Epagomenen-Monat — wie alle Epagomenen-Zeiten — als unheilverkündende Zeit gegolten haben wird. Ob die glückverheißende Zeit von 260 Tagen auch zur Grundlage der Tagwählerei gemacht wurde und etwa eine Art Loskalender bildete, aus dem man die für einzelne Unternehmungen

---

[1]) A. Grünwedel, Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei, S. 142.

[2]) Nach einer tibetischen Überlieferung wären Tao und Bon-Religion identisch; siehe H. Müller, Tibet in seiner geschichtlichen Entwicklung (Zeitschr. f. vergl. Rechtswissenschaft, Bd. XX), S. 308, A. 61. Man wird jedoch beide Systeme wohl richtiger auseinander halten müssen.

[3]) Auf einer bei Eugen Pander, Das Pantheon des Tschangtscha-Hutuktu, S. 63, beschriebenen Darstellung des 16armigen Vadschra-Buddha mit seiner Śakti ist eines der 16 Attribute: Śrî, die goldene Göttin des Reichtums, ihr Tiersymbol das Pferd. Nun sind die 16 Attribute, acht Götter und ebenso viele Tiersymbole, identisch mit den acht indischen Welthütern und vermutlich ihren Reittieren (Vâhanas) und gehen auf die acht Planetengötter zurück, wobei die goldene Śrî der indischen Planetengottheit der Venus: Śukra, entspricht. Damit stimmt überein, daß die Planetenfarbe der Venus weißgelb und das Vâhanam der indischen Venusgottheit das Pferd ist.

[4]) Vgl. die beiden Hauptformen der Göttin, die weiße und die grüne Târâ, erstere der indischen Lakśmi oder etwa der Göttin Parvati, letztere der indischen Kâlî vergleichbar.

besonders günstigen Tage und Zeiten auswählen konnte, kann bei der ungenügenden Kenntnis der innerasiatischen Religionssysteme nur vermutet werden, wenn dies auch bereits so nahe liegt, daß man diese Frage nicht mehr wird aus dem Auge lassen können, zumal es wenigstens von der Nordsterngöttin der Taoisten heißt, daß sie „die Bücher des Lebens und des Todes führe",[1]) womit wohl eine Art Schicksalsbücher oder astrologischer Wahrsagekalender gemeint sind. Damit vergleiche man, daß auch im alten Mexiko die Verehrung der weiblichen Gottheit sowohl in einer freundlichen als auch in einer feindseligen Gestalt eine Hauptrolle spielte und daß auch die dortigen Priester in Verbindung mit dem Kulte des Planeten Venus eine rituelle Periode von 260 Tagen beobachteten und einer Art Wahrsage- oder Loskalender, dem Tonal-amatl oder dem „Buch der guten und der bösen Tage"[2]) zugrunde legten.

Weitere Spuren der Venusrechnung treffen wir im Kalender der Parsen. Es ist nämlich eine bemerkenswerte Tatsache, daß diese die fünf Jahres-Epagomenen gerade nach dem achten Monate des Jahres einschalten, gleich den siamesischen Thai, welche an dieser Stelle den Schaltmonat einschieben, wie wir bereits gesehen haben. In Verbindung damit steht auch die bemerkenswerte Vierteilung des Monats der Parsen, dessen einzelne Tage mit 30 besonderen, von den göttlichen Jazatas abgeleiteten Tagesnamen bezeichnet wurden. Erinnern wir uns, daß der Monat im Awesta in 7 + 7 + 8 + 8 Tage zerfällt, daß anderseits ein indischer Maltermonat 32 Tage umfaßt und auf den 32 goldenen Stufen, die zu dem Throne des Ardschi-Bordschi-Chan führen, 32 göttliche Gestalten standen,[3]) so erscheint die Annahme, daß jene Wochengliederung des Monats vermutlich wenigstens bei den Anhängern des Dewakultes nicht 30, sondern 32, d. i. 8 + 8 + 8 + 8 Tage gehabt haben werde, in dem Lande, in dem vermutlich auch das Schachspiel mit seinen 32 Spielsteinen erfunden wurde, wohl kaum zu gewagt. Die Zahl 32, die an die 32 Arme der taoistischen Nordsterngöttin in China und an die Rolle erinnert, welche diese Zahl im Kulte der kaspisch-indischen Göttin Kālī, der elamischen Kuri,[4]) spielte, ist eine typische Zahl des Venuskalenders. Durch G. Hüsing[5]) wissen wir jetzt, daß Artahšasa (Artaxerxes) im Gegensatze zu seinem Bruder Kuruš, dem Kyros der Griechen, dem Dewakulte huldigte und die Verehrung der Göttin Anāhitā einführte. Nach Hüsing wurde diese Göttin als Gottheit des Planeten Venus von den medischen Dewajasnas neben Ahura als Sonnengott und Mithra als Mondgott verehrt und war dieser Kult um 400 v. Chr. zur Staatsreligion in Iran geworden. Die Venusgöttin Anāhitā, von Hüsing mit Recht auf die elamische Göttin Nahite oder Nahunte zurückgeführt, wurde nach einer Notiz des Clemens Alexandrinus aus den „Chaldaika" des Berossos' unter dem Namen der Aphrodite Anaitis in Babylon, Susa, Ekbatana, in Damasq und in Sardis von den Magiern oder Dewajasnas verehrt. Die göttliche Dreiheit, Mond, Venus und Sonne, ist uns aus dem Babylonien der Kassitenzeit sowie aus dem fernen Mexiko bekannt. Dazu halte man die 20 mexikanischen Tagesnamen einerseits, die 20 auf die Tage der Fünferwoche bezogenen Schriftzeichen des altjavanischen Alphabetes und schließlich die auf 20 Tagesnamen zurückführenden

[1]) B. Navarra, China und die Chinesen, S. 447 f.

[2]) K. Th. Preuß, Die Schicksalsbücher der alten Mexikaner (Globus, Bd. 79, S. 261, 264).

[3]) B. Jülg, Mongolische Märchen, S. 72; vgl. dazu meine Bemerkung in Mem. VI, S. 151, A. 4.

[4]) G. Hüsing, Die einheim. Quellen zur Geschichte Elams I (Assyriol. Bibliothek, XXIV/1), S. 11.

[5]) G. Hüsing, Porušātiš und das achamanidische Lehenswesen (Berichte des Forschungs-Instituts für Osten und Orient in Wien, Bd. II), S. 18.

kaspisch-akkadischen „Stimmen" des Wettergottes, auf die ich noch zurückkommen werde. In diesen gehäuften Übereinstimmungen kann man, glaube ich, nur Kulturübertragungen sehen, um so mehr, als mittlerweile C. Bezold den Nachweis für die Ausbreitung keilschriftlicher Astrologie und Sternkunde bis nach China erbracht hat.[1]) Um auf die awestischen Tagesnamen und den Einschub der fünf Schalttage nach den ersten acht Monaten zurückzukommen, muß festgestellt werden, daß nach dem Gesagten jeder dieser Monate wenigstens 32 Tage, die acht Monate, zusammen also 256 Tage umfaßt haben dürften. Dies käme der Länge eines Venusjahrkörpers nahe. Der Name der dewajasnischen Venusgöttin Anāhitā geht, wie Hüsing richtig feststellte, auf den der elamischen Göttin Nahite zurück. Die Dewajasna bezeichneten sich selbst als Magier. Nun werden in Indien noch spät sogenannte Maga-Brahmanen erwähnt,[2]) denen ein Sternkult sowie die Ausübung der Astrologie zugeschrieben wird. Der Kult der Venusgöttin im Vereine mit dem Venuskalender und seinen typischen Zahlenelementen, die übrigens schon in alter Zeit durch die Kasjapa, einem vom kaspischen Hauptstamme abgetrennten Teile des Volkes, nach Indien getragen worden sind, dürfte später durch die Maga-Brahmanen weiterverbreitet worden sein. Die Zeit der ersten geschichtlich erfaßbaren Ausbreitung kaspisch-elamischer Kulturelemente, darunter des Venuskalenders in Indien, fällt zwischen die vedische und die altbuddhistische Periode und ist durch die besondere Verehrung eines Götterpaares gekennzeichnet, das die kaspischen Namen Kāla und Kālī führte. Damit stimmt überein, daß die Zahlen des Achtersystems und der auf ihr beruhenden Venusrechnung zu Beginn der buddhistischen Zeit in dem Heimatlande des Buddha und der buddhistischen Legenden die Hauptrolle spielten. Von den zahllosen Beispielen sei nur an die 32 Abzeichen am Körper des Buddha und an die Häufigkeit der Zahlen 8, 16, 32 und 33 in den Jātakas erinnert.[3])

Auffallend ist, daß der achte Monatsname des babylonischen Kalenders als der einzige mit einer Zahl gebildet ist: Arach-samna, d. h. „der achte Monat", und zwar bezeichnenderweise auf die Zahl der Venusgottheit hinweist, die, wie im benachbarten Elam, durch den acht- oder sechzehnstrahligen Stern gekennzeichnet ist.

Da die Juden ihren Kalender aus der babylonischen Gefangenschaft mitbrachten, darf es nicht wundernehmen, wenn auch er noch Spuren des elamischen Venuskalenders an sich trägt, denn während des Exils standen die Juden u. a. auch mit Stämmen elamischer Zunge in engster kultureller Fühlung. Wie in Mexiko, so spielen auch in der jüdischen Überlieferung die Zahlen 13, 20 und 32 als typische Zahlen eine gewisse Rolle, ja selbst die Zahl 260 findet sich als typische Kalenderzahl im

[1]) Ostasiatische Zeitschrift, 1919/20, S. 42 ff.

[2]) Nach dem indischen Astronomen und Astrologen Varāha Mihira (angeblich 530—587 n. Chr.) waren die indischen Magas Sonnenverehrer; das Bhavishya Purāna berichtet von Jaraśasta (Zarathustra) als einem Sohn der Sonne und eine Legende von einem Sohne Kriśnas, der von diesen Magas vom Aussatze geheilt worden sei. Die Magas in Indien werden von Al-birūnī (um 1000 n. Chr.) erwähnt. Eine Inschrift vom Jahre 1137 n. Chr. erwähnt sie und G. R. Kaye, Hindu Astronomical Deities, S. 74 f., dem ich diese Angaben entnehme, sagt, daß die Spuren der Maga-Brahmanen in Indien noch heute zu finden seien (Journal & Proceedings of the Asiatic Society of Bengal, N. S., Vol. XVI, 1920, Nr. 3). H. Brunnhofer (Iran und Turan, S. 233) führt den Namen des indischen Reiches Magadha auf die Maga zurück.

[3]) Vgl. auch die 32 Seelenwanderungsformen in Tiergestalt nach dem sogenannten Gesetzbuche des Manu, die 32 Stellungen der Yoga-Praxis der indischen Fakire, die 32 Steine des modernen indischen Munthspieles u. ä. Die Anhänger des Śiva-Kultes bedienen sich nach L. Kist, Indisches, S. 61, eines Rosenkranzes, der 32 oder 64 Beeren des Rudrakśa-Baumes (Elaeocarpus ganitrus) zählt, entsprechend der Anzahl der heiligen Namen Gottes oder des Götterpaares Śiva und Bhavani.

chronologischen Systeme der Juden. Als Spuren des elamischen Venuskalenders in der jüdischen Zeitrechnung seien hier bloß erwähnt: das Laubhüttenfest, wie auch das Fest der Tempelweihe und das Pesach- oder Osterfest dauert jegliches acht Tage. Ferner sind es vom Pesachfeste (16. Nisan) bis zum 18. Ijar 32 Tage und heißt der 18. Ijar „der 33. Tag im Omer" (33 be'ômer). An diesem Tage wird ein Ômer des neuen Getreides im Tempel geopfert. Es finden sich also auch im jüdischen Kalender noch Überreste sowohl der Achterwoche als auch des Maltermonats einer älteren Venusrechnung. Auch der achtstrahlige Stern in Form des Oktagramms findet sich zuweilen neben dem Zionsstern oder Wappenschild Davids, dem Hexagramm, als religiöses Sinnbild über dem Eingange in jüdische Synagogen.

Erstlingsgaben vom Getreideschnitte wurden z. B. der großen syrischen Göttin dargebracht. Nun hat schon Max Höfler[1]) nachgewiesen, daß das christliche Fest Mariä Himmelfahrt zu Anfang des 6. Jahrhunderts zuerst durch die syrische Kirche eingeführt wurde und sich zwischen dem 8. und 11. Jahrhundert über Rom auch im Abendlande einbürgerte; ferner daß der im katholischen Süddeutschland und in den Alpenländern vom Volke hoch gefeierte „Frauen-Dreißiger", die Zeit zwischen dem großen und dem kleinen Frauentage, eine volkstümliche Feier des Todes Mariä in Verbindung mit Erntefest und Seelenkult darstellt, und bemerkt, daß ein alter norditalienischer Bauernkalender für diesen Tag, den Tag der apokryphen Epona, d. i. der gallischen Pferdegöttin, angibt.[2]) Das erinnert an das Pferd als Vāhanam der indischen Venusgöttin. Auf die christliche Gottesmutter ging vielfach die Symbolik der Venus über.[3]) Wie ihr heidnisches Vorbild, heißt sie „Himmelskönigin", „Stern des Meeres"[4]) und „Morgenstern". Die Venuszahl 8 (Zahl der alle acht Jahre eintretenden Leitkonjunktion von Venus und Sonne) ging auch in die christliche Symbolik über als Marienzahl. Die achteckige Winkelzugfigur, aus Papier gebildet, findet sich noch in Tirol da und dort mit den Bildnissen der Herzen Jesu und Maria in der Mitte und erinnert an die symbolische Bedeutung der Zahl 32, die nach den mystischen Zahlenwerten der Gematria „Herz, Mitte" ausdrückt, einerseits, an die 32armige Nordsterngöttin der Taoisten anderseits, die als Vertreterin des mütterlichen Prinzips in der Mitte des Himmels thront. Bezeichnenderweise ist der sogenannte Frauen-Dreißiger ein Maltermonat von $32\frac{1}{2}$ Tagen,[5]) denn am Mittage des Vorabends zum großen Frauentag, am 15. August, beginnt die Segenszeit für die heilkräftigen Dreißigen-Kräuter, die bis zum Frauen-Dreißigst-Ende oder dem Tage Maria Geburts-Oktav am 15. September dauert. Der Frauen-Dreißiger ist demnach bloß in

[1]) Der Frauen-Dreißiger, Z. f. V., 1912, S. 133 ff.

[2]) Pro Silesia II, 1907, S. 258; vgl. Höfler, l. w. o. — Im Altindischen heißt das Pferd Śrībhratri, d. h. „Träger der Göttin Śri". In chinesischen Märchen ist öfter von einem „Mädchen mit dem Pferdekopfe" die Rede, der Schutzpatronin der Seidenraupenzucht und der Seidenweberei. — Wilhelm, Chinesische Volksmärchen, S. 391, sagt, das Pferd sei das Himmelszeichen, das über die Frühlingszeit herrscht, wann die Seidenraupen gepflegt werden.

[3]) Schon der heil. Augustinus bemerkt einmal: „Res ipsa, quae nunc religio Christiana nuncupatur, erat jam apud antiquos, nec defuit ab initio generis humani."

[4]) Die Himmelskönigin der Taoisten in China ist die 32armige Nordsterngöttin, die besonders bei Seenot angerufen wird. Der Nordstern ist bekanntlich der Leitstern der Seeleute; vgl. aber auch die Orientierung auf See nach dem Abendsterne, dem sogenannten „Steuerstern" (pitui an kilit) der Moánus auf den Admiralitätsinseln (R. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee, Stuttgart 1907, S. 378).

[5]) „Malter" heißt ein altes Getreidemaß von 32 „Maßeln". Außer diesem „kleinen Malter" gibt es auch einen „großen", der 33 „Maßeln" enthält; vergleiche auch die Wendung „ein Malder Schläge" das sind 32 Stockhiebe in der Rechtssprache des Sachsenspiegels.

ungenauem Sinne eine Periode von 30 Tagen, so wie etwa die Inder von den „Drei mal zehn Göttern" sprechen, worunter sie die 33 Himmelsherren (Tavatimsa-Götter) verstehen.[1])

Hier genüge es, darauf aufmerksam zu machen, daß der Frauen-Dreißiger nicht nur die Länge eines Maltermonats, sondern auch dessen Einteilung in vier Achterwochen, die sogenannten Oktaven, noch erkennen läßt:

1. Oktave 15. bis 22. August (Hoher Frauentag bis Maria Heimgangs-Oktav),
2. „ 23. „ 30. „ (Phil. Benitius, „der seelenreine Diener Mariens" bis Rosa von Lima),
3. „ 31. August bis 7. September (Raimund Ungeboren bis Frauenabend),
4. „ 8. bis 15. September (Maria Geburt oder Unser Frau im Haberschnitt bis Maria Geburts-Oktav oder Frauendreißigst-Ende).

Es ist wohl kaum Zufall, daß die Zahlen 32 und 33 als Zahl der Buchstaben verschiedener Alphabete eine Rolle spielen; hier sei nur daran erinnert, daß das altindische Devanāgārī-Alphabet des Sanskrit 33 einfache Lautzeichen für Konsonanten und Halbvokale enthält, daß ferner das altarmenische Alphabet des heiligen Mesrob 32 Buchstaben, das altbulgarische Alphabet 32 oder (mit Einrechnung des И j) 33 Buchstaben umfaßte und daß schließlich auch das altenglische Futhark oder Runenalphabet in 32 Runenstäbe zerfiel.

Überblicken wir die hier zum ersten Male nachgewiesenen Spuren des Venuskalenders in der Alten Welt, so sehen wir alle Fäden im alten kaspisch-elamischen Kulturbereiche und seiner Nachbarschaft zusammenlaufen. Die Herleitung des Achtersystems und des Venuskalenders aus dem elamischen Kulturgebiete durch Georg Hüsing, Ferd. Bork und Wolfgang Schultz wird also wohl zu Recht bestehen[2]) und F. Hrozný, der die Wissenschaft vor dem vermeintlichen Irrtume vom elamischen Venuskalender glaubte warnen zu müssen, wird angesichts der jetzt schon reichlicheren Belege seine Warnung als unberechtigt zurücknehmen müssen.[3])

Die hier aufgezeigten Kultur-Zusammenhänge beweisen die weittragende Bedeutung der Entdeckung des elamischen Kalenders durch G. Hüsing.

## II. Sternglaube.

Damit wende ich mich dem Sternglauben der Altmexikaner zu. Als Ausgangspunkt der Untersuchung wähle ich eine kosmographische Darstellung in der zapotekischen Bilderhandschrift Cod. Fejérváry-Mayer (siehe Tafel-Abb. 4). Über die Form und die Symbolik der Darstellung habe ich in einer größeren Arbeit und einem kleineren Artikel gehandelt[4]) und unter anderem gezeigt, daß die Himmelsfigur auch

[1]) Vgl. J. Dutoit, Das Leben des Buddha, S. 320, A. X.

[2]) Ferd. Bork, Das Venusjahr (Memnon IV, 1910, S. 83—105); Wolfgang Schultz, Das System der Acht im Lichte des Mythos und der mythenhaltigen Überlieferung (a. d. O. S. 111—172); F. E. Weidner, Die astronomische Grundlage des Venusjahres (a. d. O. S. 29—39).

[3]) F. Hrozný, Das Venusjahr und der elamische Kalender (a. d. O. S. 81—98). — Entgegnung von Ferd. Bork (a. d. O. S. 99—102).

[4]) F. Röck, Kosmogramme und kosmographische Symbole und ihre Bedeutung für Nachweise alter Kulturübertragungen. — Über das Kosmogramm im zapotekischen Codex Fejérváry-Mayer und die Form des Zeichens für Null in den Steininschriften der Maya von Yukatan. (Manuskript.)

jenseits des Großen Ozeans, z. B. in Kambodscha, wiederkehrt und daß die weiteren Spuren des Kosmogramms oder des schematischen Einteilungsbildes des Himmels noch weiter bis nach Westasien führen.

Die Darstellung zeigt innerhalb der vier Balken und im Mittelstücke des stehenden Kreuzes die unter dem Namen der „neun Herren der Nacht" (Señores de la noche der Chronisten) bekannten neun Götter, von denen sich die den vier Himmelsrichtungen entsprechenden Götterpaare unter je einem der vier kosmischen Bäume, des Papageibaumes im Süden, des Kolibribaumes im Westen, des Adlerbaumes im Norden und des Quetzalvogelbaumes im Osten befinden. Zu beiden Seiten der vier mit dem Zeichen der vier Jahre (Haus, Feuerstein, Rohr und Kaninchen) abschließenden schrägen Kreuzbalken sind in Gruppen von fünf die bekannten 20 Tageszeichen des Tonal-amatls und anscheinend vier Körperteile (Kopf, Skelett-Brustkorb, Hand- und Beinstumpf Tezcatlipocas), d. h. Körperteile des auf die vier Himmelsrichtungen bezogenen kosmischen Menschen oder Himmelsmannes verteilt.

Im ersten Teile dieser Untersuchung habe ich neben einer Venusrechnung nach 30- und 35tägigen Monaten (indisch: Prakarma-māsa und Ásvavāha-māsa) sowohl für das unter kaspisch-indischem Einflusse gestandene Kulturgebiet der östlichen als auch für das toltekische Kulturgebiet der westlichen Halbkugel Spuren einer zweiten Einteilungsart nach „kleinen" und „großen Maltermonaten" (indisch mala-māsa) von 32 beziehungsweise 33 Tagnächten feststellen können, die mit dem von Hüsing entdeckten elamischen Venuskalender übereinstimmt. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß angesichts der vollkommenen Übereinstimmung der beiden Einteilungsarten der Venusrechnung im kaspisch-indisch-malaiischen und im toltekischen Kulturgebiete der ethnologische Elementargedanke wie auch die Annahme einer Konvergenz im Stiche läßt, daß hier im Gegenteil unzweideutige Belege für eine ehemalige Kulturverbindung zwischen den genannten Gebieten der beiden Hemisphären festzustellen sind.[1]) Dem als Chronogramm dienenden Kosmogramme der zapotekischen Bilderhandschrift sei hier ein Gegenstück aus Java an die Seite gestellt, das der altjavanischen Handschrift „Manek Maya" (vgl. Raffles, History of Java, 4. edition, p. 106) entnommen ist, worauf zuerst der Amerikanist Cyrus Thomas[2]) aufmerksam gemacht hat. Nach der altjavanischen Überlieferung sind nämlich ebenfalls Götter, Metalle, Farben, Vögel, Tage der fünftägigen pasar-Woche, Himmelsrichtungen und außerdem die 20 Schriftzeichen des javanischen hanačaraka-Alphabetes zueinander in wechselseitige Beziehung gesetzt nebst neun außerhalb des Alphabetes stehenden Zeichen, die vielleicht als Zahlenwerte der ersten neun Ziffern des Zahlenquadrates mit der Konstante 15 aufzufassen sind, was dann an kosmographische Darstellungen aus Hinterindien, China und Tibet erinnern würde, wo das Mittelstück durch das dem Kosmogramm der neun Himmel entsprechende, uns als „sigillum Saturni" bekannte magische Zahlenquadrat gebildet wird.

[1]) Einzelne solche Belege habe ich in meinem Artikel „Die Skorpionmenschen in Babylonien und bei den Maya von Yukatan" in der Zeitschrift Mitra I, 1914, Sp. 177—187, eine Reihe weiterer in dem in den MAGW. erscheinenden, früher erwähnten Vortrage sowie in meiner Abhandlung über „Kosmogramme und kosmographische Symbole" beigebracht. Inzwischen hat auch F. Graebner eine Fülle solcher Ähnlichkeiten zwischen Kulturelementen aus Südostasien und Amerika ans Licht gezogen. Eine Ergänzung zu der Arbeit Graebners brachte auch P. D. Kreichgauer im Anthropos XIV/XV, S. 578—580.

[2]) Maya and Malay, S. 90 ff. (Journal of the Polynesian Society, Tome VII, 1898).

Da die javanische Überlieferung in mehrfacher Hinsicht belangreich ist, so möge hier eine Gegenüberstellung dieser altjavanischen und der zapotekischen „catenae rerum naturalium“ folgen:

**Altjavanisch:**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. Himmelsrichtung . . . . | Ost | Süd | West | Nord | Mitte |
| 2. Götterpaare . | Mahadeva und Mahadevi [1]) | Sang yang Sambu u. Sangyana [2]) | Sang yang Kamajaya und Devi Rateh [3]) | Sang yang Wisnu und Śri | Sangyang Bayu und Devi Sumi [4]) |
| 3. Wohnort der Götter . . . | Silberpalast am Kokosmilchmeere | Kupferpalast am Blutmeere | Goldpalast am Honigmeer | Eisenpalast am Indigomeere | Palast aus Glockenmetall am Heißwassermeere |
| 4. Kosmischer Vogel . . . | weißer Pari-Vogel | Brahmanen-Milan (oder Geier) | gelber Mina-Vogel | Krähe | Gogekvogel |
| 5. Farbe . . . | weiß | rot | gelb | schwarz | gemischtfarbig |
| 6. Tagesname innerhalb der Fünferwoche | laggi (1. Tag) | pahing (2. Tag) | pon (3. Tag) | wagi (4. Tag) | kliwon (5. Tag) |
| 7. Die 20 Schriftzeichen des javanischen hanačaraka-Alphabetes und Stellung innerhalb desselben, durch arabische Ziffern angedeutet . . . | ha, na, ča, ra, ka<br>1 2 3 4 5 | da, ta, sa, wa, la<br>6 7 8 9 10 | pa, da, dja, ja, nja<br>11 12 13 14 15 | ma, ga, ba, ta, nga<br>16 17 18 19 20 | ga, lang, nia, ma, ma, la, pa, ya, a, d. s. 9 außerhalb des Alphabetes stehend. Zeichen |

[1]) Beinamen des Gottes Śiva und seiner Gemahlin.

[2]) Indisch Sanjnā, die Gemahlin des Gottes Sūryas. Über den Namen Sangyang, einen allgemeinen Namen, unter dem die Javaner die unsichtbaren Geister verehren; vgl. A. W. Nieuwenhuis, Die Veranlagung der malaiischen Völker des ostindischen Archipels (Internat. Archiv f. Ethnogr., Bd. XXV, S. 119 f.).

[3]) Der indische Liebesgott Kāma und sein Weib Rati.

[4]) Der indische Windgott Vāju.

**Zapotekisch:** [1])

| 1. Himmelsrichtung | Ost | Süd | West | Nord | Mitte |
|---|---|---|---|---|---|
| 2. Götterpaare | Tonatiuh und Itztli | Mictlan-tecutli und Cin-teotl | Chalchiuhtl-icue und Tlaçol-teotl | Tepe-yollotli und Tlaloc | Xiuh-tecutli, der gelbgesichtige Feuergott, „die Mutter und der Vater der Götter, der in dem Nabel der Erde wohnt“. |
| 3. Wohnort der Götter | Tonatiuh-ichan | Mictlan | Tamoanchan | Uitznauac, der Ort der Dornen | |
| 4. a) kosmischer Vogel | Quetzalvogel auf dem Quetzalbaume | Papagei auf dem Papageienbaume | Kolibri auf dem Kolibribaume | Adler auf dem Adlerbaume | |
| 4. b) kosmischer Baum | | | | | |
| 5. Farbe (der Trapezstücke) | rot | gelb (statt gelblich-weiß) | blau | grün | |
| 6. a) Tage der vier Fünferwochen eines Abschnittes v. 20 Tagen | IX, XVII, V, XIII, I | VIII, XVI, IV, XII, XX | XV, III, XI, XIX, VII | II, X, XVIII, VI, XIV | Neun hieroglyphische Symbole, Sinnbilder der Herren der neun Himmel (señores de la noche): tletl, tecpatl, xochitl, cinteotl, miquiztli, atl, Tlaçol-teotl, Tepe-yollotli, quiauitl. |
| 6. b) Tonalamatl-Viertel | erstes Viertel | viertes (letztes) Viertel | drittes Viertel | zweites Viertel | |
| 7. Die 20 Tageshieroglyphen | atl, olin, couatl, acatl, cipactli | tochtli, cozcaquauhtli, cuetzpalin, malinalli, xochitl | quauhtli, calli, oçomatli, quiauitl, maçatl | eécatl, itzcuintli, tecpatl, miquiztli, ocelotl | |

Fritz Graebner hat bekanntlich in seinem grundlegenden Buche über die Methode der Ethnologie [2]) mit Recht gefordert, daß die Aufstellung kulturgeschichtlicher Zusammenhänge nur dann und nur insoweit wissenschaftliche Geltung beanspruchen kann, als sie auf Grund einwandfreier Kriterien erfolgt ist. Als solche Kriterien der Kulturbeziehungen kommen nach Graebner das Kriterium der Formgleichheit und das der quantitativen Übereinstimmung in Betracht. [3]) Nun beruhen sowohl die altjavanischen wie auch die zapotekischen Beziehungsketten obenstehender Tabelle auf Vorstellungen, denen eine ganz bestimmte Form des Kosmogramms der neun Himmel zugrunde liegt, dessen acht Außenregionen auf die vier Weltgegenden um die Mitte herum verteilt sind. Den näheren Nachweis, daß zwischen den kosmo-

[1]) In Punkt 7 wurden statt der zapotekischen Tagesnamen die bekannteren mexikanischen gesetzt. Zu den Namen vgl. E. Seler, Cod. Borgia I, S. 4 f., und W. Lehmann im Anthropos, 1911, S. 408 f.

[2]) Kulturgeschichtliche Bibliothek, hrg. von W. Foy, I, 1, S. 107.

[3]) A. d. O. S. 100 ff.

graphischen Darstellungen aus Kambodscha und dem Kosmogramm der zapotekischen Bilderhandschrift die Übereinstimmung auf Grund des Kriteriums der Form unzweifelhaft gegeben ist, habe ich in meiner Arbeit über Kosmogramme erbracht. Die nähere Vergleichung der gleich bezifferten Punkte obiger Teiltabellen lehrt, daß hier neben der Übereinstimmung der Form auch quantitative Übereinstimmung vorliegt, die nicht bloß in der wechselseitigen Verknüpfung der in den sieben Punkten enthaltenen Vorstellungen hervortritt, sondern auch in der Gleichheit einer Reihe nicht notwendig aus dem Wesen der kosmologischen Grundvorstellung erwachsender Einzelzüge zur Geltung kommt. Denn wenn auch die Festlegung bestimmter Wohnorte der einzelnen Gottheiten nach den vier Hauptrichtungen als eine naheliegende und selbstverständliche Anschauung bezeichnet werden muß, so kann dies keineswegs auch von den in den letzten vier Punkten enthaltenen, zum Teil ganz ausgefallenen Vorstellungen gesagt werden, wie z. B. von der Vorstellung der vier kosmischen Vögel und Farben oder von der verwickelten Gedankenverbindung zwischen Weltgegenden, Göttern, Farben, Vögeln, Zeitabschnitten und Schriftzeichen. Falls wir für die javanische Farbenzuteilung eine Verkehrung der Ordnung oder eine Vertauschung von Nord und Süd annehmen dürfen, wie sie E. Seler (Erläut. z. Cod. Fej.-Mayer, S. 7) für das zapotekische Weltbild für wahrscheinlich hält, so entsprächen die javanischen Farben nach dem auf S. 106 begründeten Gesetze der kosmischen Zuteilung dem Stande der Welteckensternbilder in der Herbstgleichennacht. Die zapotekische ist dagegen die der Wintersonnwendnacht. Beide Farbenreihen setzen bei Grundstellung des Himmels in der Frühlingsebennacht dieselbe Farbenreihe voraus, die wir z. B. aus China kennen, wo Grün zum Osten, Rot[1]) zum Süden, Weiß zum Westen und Schwarz zum Norden[2]) gehört.

Die javanischen Vorstellungen von den kosmologischen Beziehungen erstrecken sich ferner ebenso wie die zapotekischen auf bestimmte Zeitkreise, und zwar auf Java auf die fünftägige Markt- oder pasar-Woche, in Mexiko auf die vier Fünferwochen der zwanzigtägigen Zeitabschnitte oder çempuales.

Folgende Aufzählung möge die Verteilung der 20 dreizehntägigen Abschnitte auf die vier Weltgegenden veranschaulichen, wie sie die kosmographische Darstellung auf Blatt 1 des Cod. Fejérváry-Mayer zeigt. Jedem Himmelsquadranten entspricht

[1]) Vgl. den roten Vogel als Zeichen des Sommers und des Südens in der chinesischen Kosmologie, Astrologie und Geomantie (G. Schlegel, Uranographie chinoise, S. 49—72; J. J. M. de Groot, The religious System of China, vol. III, S. 317; E. Chavannes im T'oung Pao 1906, S. 114 ff.) sowie den roten Feuervogel oder roten Arara auf dem kosmischen Baume des Südens in mexikanischen Bilderhandschriften (Ed. Seler, Erläuterungen zum Codex Borgia II, S. 107).

[2]) Die kosmischen Farben des Nordens und Südens wirken noch in der Färbung der Magnetnadel des Kompasses nd zwar in der stahlblauen Färbung der nach Norden weisenden Spitze der Nadel im Bere.che westlicher Kultur einerseits und in der mit roter Lackfarbe gefärbten nach Süden weisenden Nadelhälfte im Bereiche ostasiatischer Kultur; vgl. oben Indigoblau, d. h. dunkelblau als kosmische Farbe des Nordens und Rot als solche des Südens nach javanischer Überlieferung sowie den roten Vogel des Südens in China. Uns Westländern gilt die Magnetnadel als „Nordweiser", den Ostasiaten dagegen als „Südweiser". — Auch unter den liturgischen Farben der Hebräer entsprechen der blaue und der rote Purpur der Nord- und der Südseite des Kosmos. Die mosaischen Kultusfarben, 2. Mose 39, V. 2, entsprechen dem Turnus der Weltgegenden Mitte (Gold), Nord (blauer Purpur), Süd (roter Purpur), Ost (scharlach), West (weiß) und erinnern unwillkürlich an die Hauptfarben des magnetischen Farbenkreises in der modernen Astrologie. Nach A. Kniepf steht eine zwischen rötlichgrau und graurot die Mitte haltende Farbe im Osten, rot (Purpur) im Süden, hellgelb im Westen und dunkelblau im Norden, eine Zuteilung, die an die chaldäischen Farben der vier Himmelspunkt-Planeten: sienabraun – Jupiter, rot — Mars, weißgelb — Venus, blau — Merkur erinnert.

hier ein Trapezstück und ein ihm benachbarter Kreuzstrahl in Form eines Hufeisenmagneten. Die vier Ecken der Trapezstücke und der Hufeisenbögen tragen die Hieroglyphen der Anfangstage der dreizehntägigen Abschnitte des Tonal-amatls, zwölf kleine Kreisringe zwischen den Hieroglyphen der Anfangstage bedeuten die jedem Anfangstage folgenden zwölf Tage der dreizehntägigen Einheiten. Auf diese Weise entfallen auf jeden einem Tonal-amatl-Viertel entsprechenden Quadranten der Darstellung fünf Hieroglyphen der Anfangstage mit je zwölf folgenden durch die kleinen Kreisringe angedeuteten Tage, so daß je ein Trapezstück nebst dem zugehörigen länglichen Hufeisenbogen im ganzen 65 Tage, alle vier Quadranten des Kosmogramms uns daher $4 \times 65 = 260$ Tage, d. i. ein vollständiges Tonal-amatl, vor Augen führt. Die Verteilung der 20 Hieroglyphen auf die vier Weltgegenden und Himmelsquadranten ist demnach folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Osten | Anfangstag des ersten 13tägigen Zeitabschnittes: | (ce) cipactli (eins) Krokodil |
| | 2. 13tägiger Abschnitt: | (ce) ocelotl (eins) Jaguar |
| | 3. „ „ | (ce) maçatl (eins) Hirsch |
| | 4. „ „ | (ce) xochitl (eins) Blume |
| | 5. „ „ | (ce) acatl (eins) Rohr |
| Norden | 6. „ „ | (ce) miquiztli (eins) Tod |
| | 7. „ „ | (ce) quiauitl (eins) Regen |
| | 8. „ „ | (ce) malinalli (eins) Grasstrick |
| | 9. „ „ | (ce) couatl (eins) Schlange |
| | 10. „ „ | (ce) tecpatl (eins) Feuerstein |
| Westen | 11. „ „ | (ce) oçomàtli (eins) Affe |
| | 12. „ „ | (ce) cuetzpalin (eins) Eidechse |
| | 13. „ „ | (ce) olin (eins) Bewegung |
| | 14. „ „ | (ce) itzcuintli (eins) Hund |
| | 15. „ „ | (ce) calli (eins) Haus |
| Süden | 16. „ „ | (ce) cozcaquauhtli (eins) Geier |
| | 17. „ „ | (ce) atl (eins) Wasser |
| | 18. „ „ | (ce) èēcatl (eins) Wind |
| | 19. „ „ | (ce) quauhtli (eins) Adler |
| | 20. „ „ | (ce) tochtli (eins) Kaninchen |

Die vier in gesperrter Schrift hervorgehobenen Zeichen sind zugleich die vier Zeichen, nach denen die Jahre benannt werden:

| | | |
|---|---|---|
| Ostjahr | acatl | Rohr |
| Nordjahr | tecpatl | Feuerstein |
| Westjahr | calli | Haus |
| Südjahr | tochtli | Kaninchen |

Ostjahre galten als fruchtbare Maisjahre, Nordjahre als Heuschreckenjahre, Westjahre als regnerische und wasserreiche Jahre, Südjahre als Jahre des Mäusefraßes.

Zwischen je einem der vier Trapezstücke und einem Hufeisenbogen sind in Säulen zu fünf Zeichen wiederum die Hieroglyphen der Tage eingesetzt, und zwar in der linken unteren Ecke der Darstellung die Tageszeichen: Krokodil, Rohr, Schlange, Bewegung, Wasser; in der rechten unteren Ecke: Jaguar, Tod, Feuersteinmesser, Hund, Wind; in der rechten oberen Ecke: Adler, Haus, Affe, Regen, Hirsch und in der linken oberen Ecke: Kaninchen, Geier, Eidechse, Grasstrick und Blume. Die

fünfgliedrigen Säulen enthalten die Anordnung der Tage der ersten Fünferwoche der vier Viertel des Säulen-Tonal-amatls, dessen vier 65tägige Viertel aus je einem 35tägigen und einem 30tägigen Abschnitte, die wir bereits als Venusmonate kennen lernten, bestehen. Die Tagesnamen der übrigen Fünferwochen, deren 52 ein volles Tonal-amatl umfassen, konnten natürlich auf der kosmographischen Darstellung nicht sämtlich abgebildet, aber vom kalenderkundigen Beschauer leicht ermittelt werden. Eine vollständige Tabelle der 260 Tagesbezeichnungen dieses in fünfgliedrigen Säulen angeordneten Tonal-amatls bietet Ed. Seler in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 28. März 1898, Z. f. E., S. 165—177.[1])

Die kosmographische Darstellung auf Blatt 1 der zapotekischen Bilderhandschrift ist also zugleich eine Darstellung der beiden beliebtesten Anordnungen des mexikanischen Venuskalenders, des in 20 dreizehntägige Abschnitte gegliederten Tonal-amatls und des in 52 Fünferwochen eingeteilten und in fünfgliederigen Säulen angeordneten Tonal-amatls.

Am merkwürdigsten ist die aus der Tabelle auf Seite 67 und 68 ersichtliche Zuordnung von 20 Schriftzeichen auf Java und in Mexiko, die in je vier Gruppen zu fünf zerlegt sind. Auf Java sind es die 20 Schriftzeichen des nach der Anordnung der einzelnen Zeichen sogenannten Hanačaraka-Alphabets, in Mexiko die 20 Tageshieroglyphen des Kalenders.

Letztere konnte ich unter Einbeziehung der auf die vier Himmelsrichtungen und die Mitte verteilten Symbole der neun Herren der Nacht als Himmelszeichen und Namen der 28 toltekischen Mondhäuser mit dem Regen- und Gewittergotte Tlaloc an der Spitze nachweisen. Die Zahl 28 trägt das Gepräge einer astrologisch wichtigen Zahl, vor allem in Ost- und Südostasien, wo sie als Zahl der chinesischen Mondhäuser, ihrer göttlichen Regenten und Tiersymbole, als Zahl der indischen Naksatras und astrologischen Yogas bekannt ist. Das vermutlich aus Ostasien eingeführte Soesek-Kartenspiel der Javaner[2]) hat 28 Kartenblätter, die in vier Gruppen zu je sieben Blättern eingeteilt sind und die vier kosmischen Farben rot, schwarz, grün und gelb tragen, wodurch sie an die gleiche Einteilung der 28 chinesischen Mondhäuser in vier Gruppen zu je sieben Häusern erinnern. Bekanntlich zählt das arabische Buchstaben-Alphabet 28 Buchstaben. Eduard Stucken war also mit seinem Buche „Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen“ im allgemeinen gewiß auf richtiger Spur, als er den Ursprung des Alphabets am Himmel suchte. Behält man

[1]) Vgl. E. Selers Gesammelte Abhandlungen I, S. 614—616.

[2]) Die vier Farben des Soesek-Kartenspieles: ang (rot), o (schwarz), tjè (grün) und oei (gelb), den vier „Farben“ des deutschen Kartenspieles: Herz, Eichel, Laub und Schellen entsprechend, sind die kosmischen Farben der vier Weltquadranten oder Weltgegenden, im Zapotekischen: Rot-Süd, dunkelblau-Nord, grün-West und gelb-Ost, die als Farben der vier Trapezstücke des kreuzförmigen Kosmogramms im Codex Fejérváry-Mayer wiederkehren. Zum Soesek-Kartenspiele mit seinen 28 Spielkarten von viererlei Farbe vgl. L. Th. Mayer, Een blik in het javaansch volksleven, Bd. II, S. 500 u. Plaat XVII. Das deutsche Kartenspiel zählt 32 Karten mit je acht Blättern von jeder Farbe (Siebener, Achter, Neuner, Zehner, Unter, Ober, König, Aß). Bei manchen Kartenspielen darf auch die 33. Karte, der sogenannte „Welli“, nicht fehlen. Bei dem in Wien beliebten Kartenspiele „Sechsundsechzig“ muß der Gewinner 66, der Gegner wenigstens 33 Einheiten im Stiche haben. Das javanische Kartenspiel mit seinen 28 Spielkarten und den vier Farben entspricht meines Erachtens einem Mondkalender von 28 Tagen, bestehend aus vier Siebenerwochen, während das deutsche Kartenspiel mit seinen 32 Karten und den vier Farben einem Venuskalender mit 32- und 33tägigen sogenannten „kleinen und großen Maltermonaten“ an die Seite zu stellen ist. Die $4 \times 8$ Karten entsprechen den vier Achterwochen des Maltermonats. Die beiden Kartenspiele sind offenbar wie das Schachspiel, unser Kegelspiel, die Zwickmühle, unser Tempelhupfen, das Ballspiel im alten Mexiko u. a. Spiele mit kosmologisch-kalendarischem Hintergrunde.

das oben Vorgebrachte im Auge, so wird man die Annahme, daß die 20 Schriftzeichen des altjavanischen Alphabets, vermehrt um die außerhalb desselben stehenden neun Zeichen, ursprünglich gleichfalls eine Beziehung zu den 28 Mondhäusern und ihrem göttlichen Regenten gehabt haben werden, nicht einfach von der Hand weisen können.

Man wird nach einer Überprüfung des hier zusammengestellten Vergleichsstoffes unbedingt zugeben müssen, daß der Gedanke, Schriftzeichen mit einer typisch kosmologisch-kalendarischen Zahl zu verbinden, die einzelnen Zeichen kosmisch zu orientieren und die so entstandenen Zeichengruppen zu bestimmten Zeitkreisen, und zwar der Fünferwoche auf Java bzw. des in vier Fünferwochen geteilten 20tägigen Zeitkreises (çempoualli) in Mexiko, in Beziehung zu setzen, im Ernste weder als ethnologischer Elementargedanke noch als ethnologische Konvergenz bezeichnet werden kann.

Eine befriedigende Erklärung dieser auffallenden Parallelen bietet meines Erachtens allein die Annahme einer Kulturübertragung und beiderseitige Ableitung aus einem ganz bestimmten Weltanschauungssysteme, und zwar aus der astrologischen, in makrokosmischem und in mikrokosmischem Sinne ausgewerteten Weltanschauung, wie sie nachweisbar nicht nur auf Java und anderen Inseln des malaiischen Archipels, sondern in fast ganz Südost- und Ostasien, aber auch jenseits des Großen Ozeans im vorkolumbischen Mexiko und Mittelamerika in Geltung gewesen ist. Die weitgehenden Übereinstimmungen in der Einteilung und Zuordnung der 20 + 9 altjavanischen Schriftzeichen des Hanačaraka-Alphabets sowie der 20 mexikanischen Kalender-Hieroglyphen nebst den Symbolen der Götter der neun Himmel zu den vier Himmelsquadranten und zur Mitte, der fünften Richtung läßt sich, glaube ich, nur aus der genannten gleichartigen und einheitlichen Weltanschauung heraus verstehen. Denn der Gedanke, daß die beiden Schriftsysteme, das javanische Silbenbuchstaben-Alphabet und das aus astronomisch-kalendarischen Elementen, nämlich Namen und Symbolen von Himmelszeichen abgeleitete toltekische Bilderschrift-Alphabet, wie wir es nennen müssen, in jedem Falle selbständig, und zwar aus zwei voneinander unabhängig entstandenen Systemen von 28 Mondhäusern entsprungen sein sollten, wird durch die in vielen Punkten geradezu identischen Glieder der in obiger Tabelle gegebenen Beziehungsketten von selbst in das Reich der Unwahrscheinlichkeit verwiesen. Dazu kommt noch die Tatsache, daß auch die Chinesen eine anerkanntermaßen auf Bilderschrift zurückgehende Kalenderschrift[1]) aus den Symbolen ihrer 28 Mondhäuser (sieou) besaßen. In meinem Lichtbildervortrage in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien konnte ich zeigen, daß die 28 toltekischen Himmelshäuser die größte Verwandtschaft mit den chinesischen Mondhäusern aufwiesen, und zwar sowohl in der Anordnung der Namen und Symbole als auch in mehreren Einzelfällen, wo vollkommene Übereinstimmung herrscht, wie die folgende Gegenüberstellung beweist.

Zum Vergleiche mit den chinesischen Mondhaustieren führe ich hier auch den von P. Franz Xaver Kugler[2]) mißverstandenen, erst von mir als Tagesnamenkreis erkannten, auf einer Tontafel in Keilschrift überlieferten kaspisch-akkadischen Wetterstimmenzyklus aus der Bibliothek Asurbanipals mit seinen 20 Namen, ferner die hellenistisch-ägyptische Reihe der σχήματα τοῦ κόσμου in dem gnostischen Zaubergebete an die Mondgöttin Menē eines Londoner Zauberpapyrus an, auf welche zuerst

[1]) R. Damian Kreichgauer, Die Bilderschrift im alten Mexiko (Die Kultur), S. 174.

[2]) Sternkunde und Sterndienst in Babel, Bd. II, S. 91—92.

Reitzenstein [1]) aufmerksam gemacht hat und die seitdem von Franz Boll — in den Umrissen richtig, im Einzelnen jedoch mit wenig Geschick — mit den chinesischen Mondhaustieren verglichen wurde. Einflüsse chaldäischer Astrologie auf griechische Schriftsteller haben C. Bezold und Fr. Boll über allen Zweifel erhaben nachgewiesen. [2]) Über das Eindringen chaldäischer Astrologie in Arabien vergleiche man Bezold, Z. f. A. 3, 211 ff. Der Einfluß babylonisch-assyrischer Astronomie und Astrologie auf das alte Iran wird u. a. durch die 28 iranischen Mondhäuser [3]) und durch das im sogenannten „Horoskop der Welt" des persischen Bundahišn vorliegende Kosmogramm, das auch bei al-Bīrūnī [4]) sowie im indischen Kulturkreise bis ins ferne Kambodscha [5]) verfolgt werden kann, wie ich a. a. O. nachgewiesen habe, außer Zweifel gestellt. Daß Indien in das Einflußgebiet chaldäischer Astronomie, Astrologie und Kosmologie einzubeziehen ist, wird jetzt allgemein anerkannt. Seit dem Einzelnachweise von P. Fr. X. Kugler, der auch auf Indien und China übertragenen Dauer des längsten Tages, [6]) ist eine Reihe weiterer Übereinstimmungen nachgewiesen worden, wie z. B. der von mir aufgezeigte babylonische Ursprung des indischen Yuga-Systems [6]) u. a. Jüngst ist W. Kirfel in seiner monumentalen „Kosmographie der Inder" den Einwirkungen babylonischer Kosmologie auf das indische Weltbild bei den Brahmanen, Buddhisten und Jainas nachgegangen. [7]) In Übereinstimmung mit meinen aus dem Vergleiche des kaspisch-akkadischen Wetterstimmen-Zyklus [8]) und der chinesischen Mondhäuserreihe sowie ihrer Tiersymbole gewonnenen Ergebnissen steht der Nachweis C. Bezolds, daß babylonische Astrologie und Himmelskunde vermutlich schon vor dem Jahre 523 v. Chr. nach China gedrungen ist, das „wiederholt und immer von neuem, so schon vor 1500 v. Chr. und noch zur Zeit Asurbanipals, mit Westasien in Verbindung stand, [9]) nachdem schon der Assyriologe M. Jastrow den Schi-ki des chinesischen Astrologen Sze-ma Ts'ien mit keilinschriftlichen astrologischen Quellen verglichen hatte. [10])

Von grundlegender Bedeutung für die Herausarbeitung alter Kulturbeziehungen

[1]) Poimandres, S. 263.

[2]) Bezold-Boll, Reflexe astrologischer Keilinschriften bei griechischen Schriftstellern (Sitz.-Ber. Heidelberger Akad. 1911, Nr. 7; vgl. auch den Artikel „Eine neue babylonisch-griechische Parallele" von C. Bezold in der Kuhn-Festschrift, S. 226 ff.)

[3]) Die sogenannten 28 Hûrdak (Stern„haufen") der Parsen; vgl. F. K. Ginzel, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie I, S. 76, A. 1. — Außer mazdajasnischen Einflüssen auf Indien wird man auch stark mit dewajasnischen rechnen müssen, worauf die sogenannten Maga-Brahmanen hinweisen, die in Verbindung mit dem Sterndienste und der Astrologie in Indien noch in später Zeit erwähnt werden. Durch die Dewajasnas mögen die Elemente der Astrologie, darunter die Kenntnis der 28 Mondhäuser, verbreitet worden sein.

[4]) F. Röck, Kosmogramme und kosmographische Symbole und ihre Bedeutung für Nachweise alter Kulturübertragungen. Vgl. dazu Sachau, Chronology of ancient nations; die Kenntnis des „Horoskopes der Welt" im persischen Bundahišn, S. 51, verdanke ich dem Wiener Kaukasisten und Iranisten R. Bleichsteiner.

[5]) Vgl. z. B. Abbildung bei Adhémard Leclère, Le zodiaque cambodgien, REES. 1909.

[6]) F. Röck, Der altbabylonische Ursprung des indischen Yuga-Systems, Z f. A. 1909, S. 318–330; eine Ergänzung dazu bringt mein Artikel „Götterzahlen und Weltzeitalter" in der Orient. Literaturzeitung 1912, Nr. 7, Sp. 294—299.

[7]) W. Kirfel, Die Kosmographie der Inder, S. 28*—36*.

[8]) F. Röck. Die Stimmen des Wettergottes, (Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft, Jahrg. 1916, Hommel-Festschrift, S. 270–283).

[9]) C. Bezold, Szĕ-ma Ts'ien und die babylonische Astrologie (Ostasiat. Zeitschrift 1919 20, S. 42—49).

[10]) M. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens II, S. 745 ff.

## Einige Mondhäuser- und Tagesnamen- der Alten und

| Kaspisch-akkadischer Wettersimmen-Kreis, ein 20gliedriger Zyklus von Tagesnamen | Tierzyklus im Jaqobsegen (Genesis 49) | | Dodekaoros des Babyloniers Tenkros | Die 12 zyklischen Tiere im Kreise der σχήματα τοῦ κόσμου | Kirgisischer Kreis der 12 Tierjahre [2]) |
|---|---|---|---|---|---|
| | Die 12 Zeichen des Tagesnamenkreises [1]) | Die 12 Söhne Jaqobs | | | |
| der Wettergott Adad. | | | | | |
| 1 **Drache** (ušumgallu) | Schlange a. Wege (Schiffsdrache) | Zebulon | 4 Krebs | 6 Sperber | Krebs |
| 10 ? (halhalatu)<br>18 **Esel** (imêru)<br>9 Hund der Gula (Ur. Gula) | Esel | Isaschar | 5 Esel | 5 Käfer | Hase |
| 11 **Löwe** (Ur. mah)<br>12 Leopard (Ur. barra) | Löwe | Juda | 6 Löwe | 18 Löwe | Panther |
| 13 **Ochs** (alpu) | Stier | Simeon | 12 Krokodil | 2 Rind | Kuh |
| 8 **Waldratte** (Nin. piš. tirra) | Wasser | Ruben | 1 ailuros | 20 Wiesel (pontische Maus) | Maus |
| 7 **Eber** (ḫumṣîru)<br>6 ? (Ur. tur) | | Lewi | 11 Ibis | 1 Schwein | Schwein |
| 5 **Hund** (kalbu) | Wolf | Benjamin | 2 Hund | 19 Pardel (gefleckt. Hund) | Hund |
| 20 Pfau? (tukil-ḫu)<br>4 **Huhn** (burrumtu)<br>19 Rabe? (Kurgi-ḫu) | Baum | Joseph | 9 Sperber | 3 Geier | Huhn |
| 14 Schaf (immeru), urspr. ein auf allen Vieren gehender **Affe** (?) | (fehlt!) | Aser | 10 Affe | 16 Affe | Ratte |
| 15 **alû** (?)<br>16 Kesselpauke (lilisu) | Bergziege | Naphthali | 7 Bock | 15 Bock | Schaf |
| 17 **Roß** (sisu) | Roß mit Reiter | Gad | 8 Stier | 11 Roß | Roß |
| 3 **Wegschlange** (ṣir ḫarrâni)<br>2 Skorpion (aqrabu) | Hornviper am Pfade | Dan | 3 Schlange | 10 Schlange (δράκων) | Schlange |

[1]) Vgl. das Opfer der 12 israelitischen Stammesfürsten bei der Einweihung der Stiftshütte an zwölf aufeinanderfolgenden Tagen (Numeri 7, 12 ff.).

[2]) S. Richard Karutz, Unter Kirgisen und Turkmenen.

## Reihen gemeinsamen Ursprunges aus Neuen Welt.

| Tibetischer Zwölfjahre-Zyklus | Kreis der chinesis. Mondhäuser und Tagesnamen | Chinesische Tierbilder der 28 Mondhäuser, darunter die 12 zyklischen Tiere [1]) | Javanisches Hanačaraka-Alphabet | Mexikanischer Mondhäuser- und Tagesnamen-Zyklus | Regenten der 20 mexik. Tageszeichen nebst den neun Herren der Nacht | Tagesnamen der Maya von Yukatan |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | Tlaloc | |
| | 1 Horn | hornloser Drache | | | Cin-teotl | |
| 5 Drache | 2 Hals } des grünen | **Drache** | 8 sa | 4 **Leguan** | Der alte Präriewolf | 1 **kan** |
| | 3 Brust } Drachen | Dachs | 20 nga | 14 Jaguar | Göttin Tlaçol-teotl | 11 ix |
| 4 Hase | 4 Haus | **Hase** | 12 da | 3 **Haus** (Nacht) | Das Herz der Berge | 20 **akbal** |
| | 5 Herz (gr. Feuer) | Fuchs | 4 ra | 13 Rohrstäbe | Tezcatl-ipoca | 10 been |
| 3 Tiger | 6 Schwanz | **Tiger** | 16 ma | 2 **Wind** (Feuer) | Quetzal-couatl | 19 **ik** |
| | 7 Mistgefäß | Leopard | | | Itztli | |
| | 8 Scheffel | Wildkatze | | | Xiuh-tecutli | |
| 2 Elefant (Stier) | 9 Rind | **Rind** | 5 ka | 1 **Hornfisch** | To-naca-tecutli | 18 **imix** |
| | 10 Jungfrau | Fledermaus | 10 la | 20 Blume | Göttin Xochi-quetzal | 17 ahan |
| 1 Maus | 11 Grabhügel | **Ratte** | 9 wa | 12 **Grasstrick** | der Pulquegott | 9 **eb** |
| | 12 Giebel | Schwalbe | 14 ja | 19 Schildkröte Regen | Tonatiuh | 16 cauac |
| 12 Schwein | 13 Feueraltar | **Eber** | 13 dja | 11 **Affe** | der Blumenprinz | 8 **chuen** |
| | 14 die Manen | Stachelschwein | | | Piltzin-tecutli | |
| | 15 die Sandale | Wolf | | | Chalchiuhtl-icue | |
| 11 Hund Taudiya | 16 Schnitterin | **Hund** | 17 ga | 10 **Hund** | der Todesgott und die Todesgöttin | 7 **oc** |
| | 17 Kornbehälter | Fasan | 18 ba | 18 Feuerstein | das Edelsteinhuhn | 15 e'tznab |
| 10 Vogel Garuda | 18 Himmelsweg | **Hahn** | 1 ha | 9 **Wasser** | der Feuergott | 6 **muluc** |
| | 19 Jagdnetz | Rabe | 2 na | 17 rollend. Bewegung | Xolotl-Nanauatzin | 14 caban |
| 9 Affe Hanumân | 20 Mund | **gr. Affe** | 6 da | 8 **Kaninchen** | die Göttin der Agavepflanze | 5 **lamat** |
| | 21 der Angreifer | kl. Affe | | | Tepe-yollotli | |
| | 22 der Brunnen | Tapir | | | Tlaçol-teotl | |
| 8 Schaf | 23 die Manen | **Schaf** | 15 nja | 7 **Hirsch** | der Regengott | 4 **manik** |
| | 24 der Weidenbaum | Muntjak | 7 ta | 16 Geier | der Obsidianschmetterling | 13 cib |
| 7 isabellfarbig. Pferd | 25 das Gestirn | **Roß** | 19 ṭa | 6 **Tod** | der Herr der Meerschnecke | 3 **cimi** |
| | 26 das Fangnetz | Hirschkuh | 11 pa | 15 Adler | Unser Herr, der Geschundene | 12 men |
| 6 Schlange | 27 der Flügel | **Schlange** | 3 ča | 5 **Schlange** | Göttin mit dem grün. Edelsteingewande | 2 chicchan |
| | 28 Himmelswagen | Skorpion | | | Mictlan-tecutli | |

[1]) Der 28tägige, aus den 28 Domizilen des Mondes gebildete Zyklus heißt Tschi Sin; B. Navarra, China und die Chinesen, S. 357. — Vgl. über diesen Zyklus von Tagesnamen Ideler, Über die Zeitrechnung der Chinesen, S. 133, und Ed. Stucken, Der Ursprung des Alphabets und die Mondstationen, S. 46.

zwischen dem vorderen Oriente und Indien sowie Südostasien ist der Nachweis G. Hüsings, daß die arischen Inder, die wahrscheinlich von Armenien aus um etwa 1000 v. Chr. nach Afghanistân gezogen sind, auch die am Kaspischen Meere und an den kaspischen Toren sitzenden elamischen Kaspier mit fortrissen und daß diese Kasjapa mit den Indern nach Afghanistân und Indien gelangten, wobei sie die Gestalt des Hanuman, der Göttin Kâli und andere kaspische Gottheiten mitnahmen.[1]) Mit dem Kulte der Göttin Kuri-Kâli ist auch der Venuskalender nach Osten gelangt. Seinen Spuren sind wir im ersten Teile dieses Vortrages gefolgt.

Der keilinschriftliche Wetterstimmen-Zyklus ist vermutlich kaspischen Ursprungs, wie ja kaspischer Einfluß zur Zeit der Herrschaft der Kassiten-Dynastie in Akkad auch sonst reichlich zu belegen ist. Daraus erklärt sich vielleicht, daß bisher so wenige Spuren der chronologischen Verwendung der Dodekaoros oder des Duodenarzyklus im Zweistromlande gefunden wurden. Daß er dennoch bekannt war, geht unter anderem aus dem Namen der „Dodekaëteris Chaldaica" hervor.[2]) Und die Tiere einer solchen Dodekaëteris chaldaica liegen denn auch in regelmäßiger Verteilung unter den 20 Tagesnamen den Stimmen des Wettergottes vor. Die Hauptverwendung des Zyklus in Akkad scheint weniger eine chronologische als vielmehr eine astrologisch-mantische gewesen zu sein, wie der entsprechende 28tägige Mondhäuserzyklus in China ja gleichfalls in letzterer Verwendung gebräuchlicher ist. In meinem Beitrage zur Hommel-Festschrift habe ich als kosmographische Instrumentenform bzw. als bloße Hilfskonstruktion zur Ablesung der keilinschriftlichen und der ostasiatischen Reihenfolge der Tierbilder das T'ai-ki oder Tomoye angenommen, das im Mittelfelde chinesischer Tierkreisdarstellungen vielfach zu sehen ist. Ich vermute übrigens, daß die Anordnung der 20 Tagesnamen im Wetterstimmen-Zyklus auf Darstellungen des Himmelsmannes oder kosmischen Menschen zurückgeht, auf dessen einzelne Körperteile die Namen verteilt waren.

Vergleicht man die zwölf den Stundentieren der Dodekaoros entsprechenden Tagesnamen des Wetterstimmen-Zyklus mit den Bildern der Dodekaëteris chaldaica und denen des ostasiatischen Tierkreises, so erhält man die Gleichungen:

| | |
|---|---|
| Drache . . . . . | Drache |
| Esel . . . . . | Hase; beide langohrige Tiere und Sinnbilder der geschlechtlichen Fruchtbarkeit |
| Löwe . . . . . | Tiger; jener im Westen, dieser im Osten der „König der Tiere"; vgl. die Namen „Fürst des Gebirges" oder „Haupt aller Vierfüßler" für den Tiger des Tierzyklus in China |
| Ochs . . . . . | Ochs |
| Waldratte . . . . . | Ratte. Die Waldratte hat in dem Keilschrifttexte das Gottheitsdeterminativ bei sich. Entsprechend steht die Ratte an der Spitze des Kreises der zwölf Tiere. Für die Ratte tritt in Tibet[3]) auch „das Wasser" ein, wozu man den Spruch über Ruben, den „Erstling" unter den zwölf Söhnen Israels, vergleiche |

[1]) G. Hüsing, Die Inder von Boghaz-köi, S. 161 (Prace Lingwistyczne ofiazowane Janowi Baudouinowi de Courtenay dla uczczenia jego działalności naukowej 1868—1921, Krakau 1921). — Vgl. auch Hüsing, Die Völker Alt-Kleinasiens (Wiener Prähistor. Zeitschr. VII/VIII, 1920/21, S. 34 f.).

[2]) Jos. Scaliger, De emendatione temporum II, S. 78.

[3]) Alexander v. Humboldt, Vues des Cordillères II, S. 6 ff.; vgl. auch F. K. Ginzel, Die astronomischen Kenntnisse der Babylonier III (Klio I, 1901, S. 370, A. 1).

| | |
|---|---|
| Eber . . . . . | Eber |
| Hund . . . . . | Hund |
| Hahn (darlugal, der „König der Vögel“) . . . . . | Hahn (Vogel) |
| Schaf . . . . . | Affe; das Schaf ist nichts weiter als ein auf dem Kosmogramme schlecht gezeichneter, auf allen Vieren stehender, falsch gedeuteter Affe |
| Stier . . . . . | Widder (Bock); vermutlich wie die vorige Gleichung als Verlesung zu erklären |
| Pferd . . . . . | Pferd |
| Wegschlange . . . . . | Schlange; vergleiche die „Schlange am Wege“ im Segensspruche bei Dan, Genesis 49.[1]) |

Damit ist, glaube ich, die Zusammengehörigkeit der beiden Reihen einwandfrei erwiesen. Den Kreis der hellenistisch-ägyptischen σχήματα τοῦ κόσμου des Londoner Zauberpapyrus, habe ich in meiner seit zwei Jahren im Manuskript vorliegenden Abhandlung „Die zwölf Tiere im Kreise der Mondstationen“ eingehend behandelt. Darin habe ich u. a. die 28 Tierbilder der Welt, in denen die Gottheit das All erschafft, unter Annahme der Dreiteilung 1. auf einen Zyklus von 20 Mondhäusern, 2. auf den hirschgestaltigen Himmelsmann,[2]) den Herrn der Tiere, und 3. auf die Symbole der sieben Planeten zurückgeführt. Innerhalb der Reihe der 20 Mondhaustiere (Hellenistische Tierbilder Nr. 1 bis 20, Schwein bis Wiesel) sind die zwölf zyklischen Tiere durchaus symmetrisch auf die erste und zweite Hälfte verteilt.

Die beiden folgenden Zahlenschemata, von denen das erste durch die Zahlen von I—XII die Nummern der zwölf Stundentiere versinnlichen soll, wie sie einander innerhalb der Gesamtreihe der hellenistischen Tierbilder tatsächlich folgen, das zweite hingegen die zwölf zyklischen Tiere in iranisch-ostasiatischer Reihenfolge enthält, mögen die Zusammengehörigkeit beider Zyklen verdeutlichen helfen. Beim Vergleiche beider Zahlenschemata

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **I** | | II | | **III** | | **XII** | | fi | | **X** | |
| | IV | | V | | | | IV | | V | | |
| | | VI | | | | | | VI | | | |
| | | VII | | | | | | VII | | | |
| | VIII | | IX | | | | VIII | | IX | | |
| **X** | | XI | | **XII** | | **III** | | XI | | **I** | |

Hellenistisch-ägyptisch. Iranisch-ostasiatisch.

fällt auf, daß die Nummern II—IX in der Anordnung völlig übereinstimmen und nur die oberen und unteren Eckziffern vertauscht sind. Die verschiedene Reihenfolge der Tierbilder im Kreis der zwölf Tiere (Dodekaoros, Duodenarzyklus) geht augenscheinlich auf Instrumente zur Ablesung der Stunden nach Art der Stundengläser, Sanduhren, Klepsydren, Sonnenuhren zurück. An die beiden Drusen einer Sanduhr er-

[1]) Vgl. meinen im Forschungsinstitute für Osten und Orient gehaltenen Vortrag „Der astrologische Hintergrund des Jaqobsegens“.

[2]) Vgl. japanische Darstellungen alter Liederturniere, auf denen die 12 zyklischen Tiere mit dem Hirsch als Schiedsrichter auftreten. Zur Vorstellung des Hirschmannes in Indien (Prajāpati als Rehbock) und Mexiko (Xochi-pilli als Hirsch), s. Eduard Stucken, Spuren des Himmelsmannes in Amerika, Arch. f. Anthr. 1915, S. 317–322. Zu den Liederturnieren vgl. die „Illustrierte Geschichte des Kampfes gegen die 12 Tierarten des Zodiakus“, worin sich bei herbstlichem Mondschein die 12 zyklischen Tiere (Ratte, Rind, Tiger usw.) zu einem Liederwettkampfe um den Hirsch als Vorsitzenden versammeln und ihn zum Richter und Kritiker ihrer Kunstleistungen wählen.

innern auch die beiden obigen Zahlenschemata. Andere Anordnungen, wie z. B. die der sogenannten Dodekaoros des Babyloniers Teukros [1]), der elf indischen Kâraṇas und andere erklären sich aus verschiedenen Ablesungsmethoden von der gebräuchlichen Himmelsfigur, die zur Aufnahme der Planetenstände für die astrologische und geomantische Prognose oder zu sonstigen Divinationszwecken jeweils in Verwendung stand.

Eine Verwandtschaft des in dem Wetterstimmen-Zyklus, in den hellenistischen 28 Tierbildern und des in der Reihe der chinesischen Mondhaustiere enthaltenen Kreises der zwölf Tiere ist unleugbar vorhanden, wenn auch die eine odere andere Gleichung noch der Aufklärung bedarf.

| | | | |
|---|---|---|---|
| | Löwe . . . . . | Löwe . . . . . | Tiger |
| | Ochs . . . . . | Rind . . . . . | Rind |
| | Eber . . . . . | Schwein . . . . | Eber |
| | Hahn . . . . . | Geier . . . . . | Vogel (Hahn) |
| (auf allen Vieren gehender | Affe) . . . . . | Affe . . . . . | Großer Affe |
| | (alû) . . . . . | Bock . . . . . | Ziege |
| | Roß . . . . . | Roß . . . . . | Roß |
| | Wegschlange . . . | Schlange . . . . | Schlange. |

Zu der oben aufgezeigten gleichen Anordnung der Tierbilder gesellt sich noch die Übereinstimmung der einzelnen Bilder, die in den vorstehenden acht Fällen deutlich in die Augen springt.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Die Gleichungen: | Drache . . . . | Sperber . . . . | Drache |
| | Waldratte . . . | Wiesel . . . . . | Ratte |
| | Hund . . . . . | Pardel . . . . . | Hund |

zeigen die Entsprechung weniger deutlich. Der Sperber ist wohl auf einen geflügelten Drachen zurückzuführen, der Pardel dürfte aus einer schlechten Zeichnung eines schwarz und weiß gefleckten Hundes zu verstehen sein, während das Wiesel als rattenähnliches Tier nach Auffassung der Alten die Stelle der Ratte oder Maus vertritt. [2])

Unaufgeklärt bleibt zum Schlusse nur noch der Käfer (κανθαρος), der vielleicht auf unseren Skorpion des Tierkreises zu beziehen ist, dem im Kreise der zwölf Tiere der Hase oder der Esel entspricht.

Zum javanischen Hanačaraka-Alphabet ist hier noch nachzutragen, daß der Anfangsbuchstabe: ha bezeichnenderweise dem Beginne der Mondstationen mit den Plejaden entspricht, was aus der entsprechenden mexikanischen Hieroglyphe „atl" zu schließen ist.

Damit komme ich zu den Gleichungen zwischen den chinesischen und den mexikanisch-mittelamerikanischen Reihen der obigen Tabelle.

[1]) F. Boll, Sphaera, Neue griechische Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Sternbilder, Leipzig 1903, und dessen Abhandlung „Der ostasiatische Tierzyklus im Hellenismus" (T'oung-Pao, Vol. XIII, 1912, S. 699—718, mit 8 Tafeln).

[2]) Noch bei Joh. Amos Comenius, Orbis pictus, Cap. XXV, werden Wiesel und Marder unter den rattenartigen Tieren aufgezählt; vgl. auch den Namen: Mus ponticus, „pontische Maus" für Wiesel in älterer Naturgeschichten. — Zur Vertauschung von Ratte, Maus oder Wiesel mit dem Kater vgl. meine Ausführungen in MVAG. 1916, S. 280 f.

Chinesisch:

„Drache"

„Haus" (fang). Tier dieses Mondhauses der Hase.

„Tiger". Das sechste chinesische Mondhaus „Schwanz" (des grünen Drachen) und das anstossende siebente Mondhaus „der Düngerkorb" heißen mit einem gemeinsamen Namen „Die Königin der Winde".[1])

„Rind"

„Ratte", Tier des Mondhauses „Grabhügel". Zur Zeit des Eintrittes der Sonne in das Zeichen der Ratte tritt in China in Massen eine Feldmaus auf, „die gelbe Ratte" auch „der Fürst der Felder" genannt, und zerstört ganze Ernten. Zum „Fürsten der Felder" vgl. das Gottesdeterminativ der Waldratte im keilinschriftlichen Wetterstimmen-Texte.

Zwölfte Mondstation „Giebel", auch die „Schildkröte" genannt[5])

Mondhaustier „Hund"

„Fasan". Tier der 17. Mondstation. Der chines. Goldfasan ist der rote Feuervogel des Südens.

Mexikanisch:

„Leguan" (Eidechse, cuetzpalin).

„Haus". Bei diesem Tageszeichen ist auf Bl. 10 des Cod. Borgia, rechts unten das gefleckte Kaninchen im Monde abgebildet.

„Wind"; der Regent des Tageszeichens „Wind" ist der Windgott Quetzal-couatl, die „grüne Federschlange".

„Hornfisch" (cipactli). Wie das mexikanische Tageszeichen als Krokodil oder als stachelichtes Tier abgebildet wurde, so wird das unserem Steinbock im Tierkreise entsprechende Mondhaus „Rind" (niou) auf ost- und südostasiatischen Tierkreisbildern gleichfalls als Krokodil oder als stachelichtes Fabeltier dargestellt.

„Grasstrick". Der malinalli-Busch ist ein Sinnbild des Todes.[2]) Die an dem Tage „malinalli" Geborenen bekommen viele Kinder, die ihnen aber der Reihe nach wegsterben.[3]) Der Pulquegott Patecatl, Regent dieses Tageszeichens, tritt im Mittelfelde des Bl. 16 des Cod. Borgia als Todesgott auf, vor dem ein halb schwarzer, halb roter, mit Augen besetzter Grabhügel mit malinalli-Busch abgebildet ist. Gelb ist in Mexiko die Farbe der Mitte, der Unterwelt, die Farbe des Todes, des toten Fleisches.[4]) Das Tageszeichen heißt in Metztitlan „sein Zahn" (i-tlan), bei den Quiché der „Zahn" (ei), bei den Tzotzil die „Zähne" (euob), ebenso bei den Maya (eb) „eine Zahnreihe", was ein passendes Sinnbild für ein Nagetier wäre.

„Regen" (quiauitl), bei den Pipil die „Schildkröte" genannt (ayotl).

„Hund" (itzcuintli).

„Feuerstein" (tecpatl), Regent dieses Tageszeichens ist die Göttin Chalchiuhtotolin, das „Edelsteinhuhn", ein Name des wilden Truthahns.

[1]) G. Schlegel, Uranographie chinoise.
[2]) E. Seler, Cod. Borg. I, 490.
[3]) E. Seler, Ges. Abhdlg. I, S. 430.
[4]) Cod. Borg. I, S. 244.
[5]) G. Schlegel, l. w. o.

| | |
|---|---|
| „Hahn". Zu der Zeit des Eintrittes der Sonne in dieses Zeichen wurden die Vorbereitungen zum Kriege getroffen. Der Hahn ist das kriegerischeste Tier unter den Vögeln. (G. Schlegel, Uranogr. chin., S. 577.) | „Wasser" (atl), sein Regent der Feuergott Xiuhtecutli, sein Vogel der rote Arara, ist der Feuervogel auf dem kosmischen Baume des Südens. Der Feuergott des Südens ist der Kriegsgott Uitzil-opochtli. Vgl. unseren „roten Hahn". |
| „Ziege" (Schaf, Widder) | „Hirsch" (maçatl). |
| „Großer Affe" oder „Affe Hanuman". In einem tibetischen Texte[1]) heißt es: Wenn der Affe Hanuman Honig bringt, kommt dies von dem Affenjahre des Upâdâna. Aus Honig wird Met oder Honigwein bereitet. Die Beziehung des Affen zur Trunkenheit kehrt auch in unserem Ausdrucke „er hat einen Affen" wieder. | „Kaninchen" (tochtli). Regentin dieses Tageszeichens ist die Pulque-Göttin Mayauel. Nach Sahagun ist das Tageszeichen „Kaninchen" besonders dem Gotte der Trunkenheit geweiht.[2]) |
| „Schlange" | „Schlange" (couatl), Maya „beißende Schlange" (chicchan). |

Es wurden hier absichtlich nur jene Fälle herausgehoben, in denen die Übereinstimmungen so zu sagen schon auf der Hand liegen. Andere Fälle, wo es erst umständlicher Beweise bedurft hätte, wurden dagegen hier ganz übergangen. Dennoch glaube ich, daß die zwölf Fälle einwandfrei sind und vorläufig genügen dürften, um die Verwandtschaft der chinesischen und der mexikanischen Mondhäuser und Tagesnamen darzutun. Außer diesen Einzelgleichungen beachte man in der Tabelle auf S. 75, daß auch die Anordnung beiderseits eine vollkommen regelmäßige ist und eine deutliche Verteilung in beiden Reihen vorliegt, in der chinesischen nach vier Siebenergruppen, in der mexikanischen nach vier Fünfergruppen. Jene Einteilung läuft der Vierteilung eines 28tägigen Monats in Siebenerwochen, diese der Vierteilung eines 20tägigen Tonal-amatl-Monats in vier Fünferwochen gleich. Es ist klar, daß die 20gliedrige Reihe aus der 28gliedrigen, und nicht umgekehrt, entstanden ist, und zwar durch Ausscheidung von je vier am Himmel tetragonal gegenüberliegenden Paaren von Mondhäusern. Letztere entsprechen ihrerseits den acht Außenhimmeln, die den neunten Himmel, die Himmelsmitte, im Kreise umgeben. Anderswo zeige ich, daß dieser Neunteilung des Himmels die sogenannten neun Herren der Nacht als die neun Himmelsherren entsprachen, sowie daß die neun Herren der Nacht zugleich die Regenten des alten, aus neun Monaten mit abwechselnd 32 und 33 Tagen, oder ebenso vielen Monaten zu abwechselnd 30 und 35 Tagnächten, d. h. eines Venusjahres von 292 Tagen waren, aus dem erst durch Unterdrückung des unheilvollen Epagomenen-Monats von 32 Tagen die Länge des Tonal-amatls gebildet wurde.

Der zuerst von mir in der Hommel-Festschrift erbrachte, hier weiter ausgebaute Nachweis des Zusammenhanges zwischen dem Tagesnamenkreise der 20 Wetterstimmen einerseits, den 28 chinesischen Mondhäusern und Tagesnamen anderseits hat neuestens durch die Untersuchungen M. Jastrows und C. Bezolds über die wiederholt erneuerte Kulturverbindung zwischen West- und Ostasien und im besonderen über das Eindringen babylonischer Astrologie und Himmelskunde im vorchrist-

[1]) A. Grünwedel, Bastian-Festschrift, S. 471 f.
[2]) Zeitschrift f. Ethnologie 1879, S. 218.

lichen China einen festen Halt gewonnen. Nun hat schon A. v. Humboldt den Zusammenhang kosmologischer und kalendarischer Vorstellungen in Süd- und Ostasien sowie in Mexiko auf breitester Grundlage darzulegen versucht.[1]) Seither ist eine Reihe jüngerer Forscher denselben Zusammenhängen auf der Spur. Von den einschlägigen Forschungen sind die von F. Bork[2]) und besonders die neuesten von F. Graebner hervorzuheben. Die Ergebnisse der letzteren stimmen mit meinen eigenen, bereits 1913 in allen Zügen abgeschlossenen, seither weiter ausgebauten Forschungsergebnissen über den Ursprung der 20 Tagesnamen des Tonal-amatls in nicht weniger als 9 Fällen überein, obwohl wir beide von ganz verschiedenem Stoffe her zu unseren Gleichungen gelangt sind: Graebner von den malaiischen Redschangs aus, ich dagegen von den chinesischen Mondhäusern her (Tafelabbildung 2). Der von Graebner eingeschlagene Weg, der in einer Reihe anderer wichtiger Punkte zu äußerst wertvollen Ergebnissen führte, hinderte ihn freilich, zu der Erkenntnis vorzudringen, daß es sich bei diesen Namenreihen ursprünglich um Namen und Symbole von Sternbildern an der Mondbahn handle, einer Erkenntnis, zu welcher der von mir eingeschlagene Weg in gerader Richtung führen mußte. Da ich in den mit meinen aus der Tabelle S. 75 ersichtlichen Gleichungen zwischen chinesischen und mexikanischen Tierbildern übereinstimmenden Fällen bei Graebner nach dem Gesagten geradezu glänzende Bestätigungen für die Richtigkeit meiner vergleichenden Studien über die mexikanischen Tagesnamen sehen darf, so führe ich die neun Fälle, in denen Graebner und ich, voneinander unabhängig, zu derselben Gleichung gelangt sind, hier ausdrücklich an:

Chinesisch-mexikanische Gleichungen
nach F. Graebner und F. Röck:

1. Ratte . . . . . Grasstrick, Zahn,
2. Drache . . . . . Leguan, Eidechse,
3. Schlange . . . . . Schlange,
4. Pferd . . . . . Tod,
5. Ziege . . . . . Hirsch,
6. Affe . . . . . Kaninchen,
7. Hahn (Vogel) . . . . . Wasser,
8. Hund . . . . . Hund,
9. Schwein . . . . . Affe.

Rechnet man zu der von Graebner sonst noch nachgewiesenen stattlichen Reihe alt- und neuweltlicher Übereinstimmungen auf dem Gebiete des Kalenders die nicht minder zahlreichen hier von mir nachgewiesenen, aus der Tabelle auf Seite 12 ersichtlichen Gleichungen, so ist meines Erachtens ein Zweifel an engen Kulturzusammenhängen zwischen der Alten und Neuen Welt in vorkolumbischer Zeit nicht

[1]) Vue des Cordillères, S. 156. — Von den 12 Einzelgleichungen Humboldts zwischen dem ostasiatischen Kreis der 12 Tiere und den mexikanischen Tagesnamen stimmen zwei, nämlich Rind — Hornfisch (cipactli) und Hund—Hund (itzcuintli) mit meinen Gleichungen überein. Humboldt hat also vor 100 Jahren in den beiden Fällen bereits das Richtige getroffen. Man beachte, daß das iranisch-ostasiatische „Jahr des Rindes" das erste Jahr des Zwölf-Jahrezyklus und das Tageszeichen „Hornfisch" das erste der 20 mexikanischen Tageszeichen war.

[2]) Amerika und Westasien; weitere Verbindungslinien zwischen der Alten und Neuen Welt (Orient. Archiv III 1, S. 1—9, und III 4, S. 151—168. — Neue Tierkreise (MVAG. 1913, 3). — Ein Himmelsbild der Pokontschi (OLZ 1917). Von Borks Gleichungen zwischen den Dodekaoros-Namen und den mexikanisch-mittelamerikanischen Tagesnamen erweisen sich nach den Ergebnissen meiner eigenen Studien zwei, nämlich Hund—itzcuintli, Schlange—couatl als richtig.

mehr am Platze. Wie schon F. Bork[1]) in seinen Abhandlungen „Amerika und Westasien" und „Weitere Verbindungslinien zwischen der Alten und Neuen Welt" darzulegen versucht hat und im Vorigen der eingehende Nachweis erbracht wurde, bestand in der Tat einst ein lückenloser Zusammenhang der Geisteskultur zwischen Westasien, Zentral-, Ost- und Südostasien einerseits und Mexiko-Mittelamerika anderseits. Wann jene Kulturverbindungen anknüpften, wie lange sie andauerten und wann die Verbindung abriß, das sind allerdings Fragen, die gleich der Frage nach dem Wege der Übermittlung dieser Kulturelemente erst dann endgültig beantwortet werden können, wenn die einschlägigen Forschungsergebnisse, von denen die hier vorgebrachten nur einen geringen Teil ausmachen, in ihrer Gesamtheit überblickt werden können. So wichtig mir eine auch nur annähernde chronologische Festlegung diesbezüglich erscheint, ebenso notwendig ist es aber auch, daß die einschlägige Forschung in diesen Fragen nur Schritt für Schritt vorgehe und diese für die Ethnologie grundlegenden Erkenntnisse nicht wiederum durch ein zu voreilig ausgesprochenes Urteil gefährde und ihre Überzeugungskraft schmälere. Ich glaube um so mehr, mich über das Alter jener Kulturzusammenhänge zur Zeit noch ausschweigen zu sollen, als der in Betracht kommende Fragenkomplex ein sehr umfangreicher ist, überdies alle Vorarbeiten über die vielen Völkerverschiebungen und Völkermischungen, auf deren Kenntnis man sich auf asiatischer Seite sicher sollte stützen können, durchwegs fehlen.

In meinem Beitrag zur Hommel-Festschrift[2]) äußerte ich bereits die Vermutung, daß die Verschiedenheit der Anzahl der Glieder der Wetterstimmen-Reihe und jener der ostasiatischen Mondstationen-Tiere[3]) auf den Gebrauch der Fünferwoche (hamuštu) in Westasien und auf den der Siebenerwoche in Ostasien zurückgehen dürfte. In merkwürdiger Koppelung, die auf Kombination 30- und 35tägiger Monate eines alten Venuskalenders hindeutet, fanden wir Fünferwoche und Siebenerwoche in dem Wuku-Windu-Zyklus auf Java. Für die Zusammengehörigkeit der 20gliedrigen zyklischen Namenreihe mit der Fünferwoche läßt sich jetzt außer der westasiatischen hamuštu noch auf die fünftägige Pasar-Woche mit der Verteilung ihrer Tage auf die 20 altjavanischen Schriftzeichen des Hanačaraka-Alphabets und auf die Teilung der 20 Kalender-Hieroglyphen in vier Fünfergruppen, entsprechend eben so vielen Tagen, in Mittelamerika hinweisen.[4]) Auf allen drei Gebieten, dem westasiatischen, dem südostasiatischen und dem toltekischen Kulturgebiete, trafen wir mehrfach Spuren einer Venusrechnung mit Achterwochen und Maltermonaten. Für Südostasien und Mittel-

[1]) Orientalisches Archiv, III/1 und III/4.

[2]) MVAG. 1916, S. 282 f.

[3]) Die 28 Sternbilder (chin. sieou) sind außer in China auch in Japan bekannt unter dem Namen: nizjuhatsi sjuku, ebenso die 36 Tierbilder der Dekangestirne (jap.: sanzjuroku kin geo zjō); vgl. Siebold, Nippon II, S. 127, wo eine knappe Übersicht der Bilder aus der „Sammlung von Götterbildnissen" oder „Sammlung buddhistischer Bilder" (Fu siáng thu guei) geboten wird. Dieselbe Bildersammlung, aus dem Jahre 1690 n. Chr. stammend, führt Ed. Chavannes als Iconographie bouddhique unter dem Namen Fo chen ling siang t'ou houei im T'oung Pao, 1906, S. 114, an, wo auch die „36 Tierbilder" mit ihren Regenten wieder abgebildet sind. Vgl. meine Bemerkung in OLZ. 1912, Sp. 397, Fn. 2, wo ich dieselbe chinesisch-japanische Bildersammlung nach der Umschrift des Chinesen Wang als Fo siang t'u lei erwähnt habe.

[4]) Ein Seitenstück zu den 20tägigen Perioden (çempuales) im alten Mexiko bildet gewissermaßen die 20tägige Marktperiode bei den Tobelas auf Celebes. Der fünftägigen Woche des toltekischen Kalenders sind die pasar-Woche auf Java und die fünftägigen Marktwochen bei den Toradja auf Celebes und bei den Schan in Hinterindien zu vergleichen, auf die mich R. Heine-Geldern aufmerksam machte.

amerika konnte auch die Zugehörigkeit der Fünferwoche zum Venuskalender nachgewiesen werden, während sie für die vorderasiatische hamuštu noch nicht belegt werden kann, obwohl sie in Verbindung mit den 20 kaspisch-akkadischen, in den Wetterstimmen nachklingenden Tagesnamen auch dort vorausgesetzt werden muß, und zwar in der dem altmongolischen Târâ-Jahre, dem althawaiischen Kapu-Jahre und dem mexikanischen Tonal-amatl entsprechenden Länge von 260 Tagen; Târâ-Jahr und Kapu-Jahr waren auf dem System der Achterwoche und der Maltermonate aufgebaut und das Tonal-amatl zeigt neben der gewöhnlichen Zerlegung in 52 Fünferwochen auch vereinzelt Spuren einer älteren Gliederung in Achterwochen. Es ist nun auffallend, daß nicht nur im Tolteken-Gebiete, sondern auch in Südostasien und in Westasien die Spuren der Achterwoche meist ungleich seltener sind als jene der Fünferwoche. Es handelt sich offenbar um zwei verschiedene Kultkreise einer einheitlichen Kulturschichte, denen die beiden Arten des Venuskalenders angehörten. So weit wir bisher zu erkennen vermögen, stellt die Venusrechnung mit Achterwoche und Maltermonat eine ältere Kultschichte dar, als der Venuskalender mit Koppelung von Fünfer- und Siebenerwoche bzw. mit alleiniger Verwendung der Fünferwoche.

Im Mittelpunkte des älteren, durch die Venusrechnung mit Achterwochen gekennzeichneten Kultkreises stand die Verehrung einer weiblichen Sterngottheit [1]), in dem des jüngeren, durch den Venuskalender mit Fünferwochen vertretenen Kultkreises dagegen die Verehrung einer männlichen kriegerischen Sterngottheit. [2]) Beide Kultkreise, offenbare Ausdrucksformen zweier sich in der Vorherrschaft ablösender Priesterkollegien, lassen sich, obwohl gewiß zeitlich getrennt, dennoch in keinem allzu großen Zeitabstande voneinander denken, da beide nicht nur dieselbe Stern- oder Planetengottheit betrafen, sondern auch eine einheitliche astrologische Weltanschauung mit makrokosmischer und mikrokosmischer Ausdeutung zur Grundlage hatten und mit einem aus 32 bzw. 28 Sternbildern an der Mondbahn entstandenen Tagesnamenkreise verknüpft waren, dessen einzelne Symbole und Namen zugleich als Kalenderschrift, als Zahlzeichen und als Schriftzeichen verwendet wurden. Daß der keilinschriftliche Tagesnamenkreis auf eine Art astrologischer Wahrsagekalender zurückgeht, bezeugen noch die aus den 20 Wetterstimmen gewonnenen Schicksalsdeutungen.

Für das alte Târâ-Jahr der Mongolen und das Kapu-Jahr der alten Kanaken, bei denen gleichfalls Astrologie und Tagwählerei eine wichtige Rolle spielte, [3]) kann dasselbe zurzeit bloß vermutet werden, während die Verwendung der 28 chinesischen Mondhäuser, der malaiischen Redschangs sowie der 20 mittelamerikanischen Tageszeichen als einer Art Wahrsagekalender außer Zweifel steht.

Der Umstand, daß neuestens F. Graebner die 30 malaiischen Redschangs, die wiederum den südindischen, siamesischen und kambodschischen Symbolen der Nakšatra nahestehen, erfolgreich mit den 20 toltekischen Tageszeichen verglichen

[1]) In der Alten Welt z. B.: Ba'alat, Ištar, Srî, Juntipusa, Ben-ten, in Mexiko: Xochi-quetzal, Cin-teotl.

[2]) Z. B. Azizus in Westasien, Kubêra bzw. Śiva in Indien, Tlauiz-calpan tecutli in Mexiko. — Die beiden Auffassungen der Gottheit des Planeten Venus als Göttin oder als männliche Gottheit erinnern daran, daß dieselbe Planetengottheit im Alten Oriente als Abendstern am Westhimmel weiblich, als Glücks- und Liebesgöttin, als Morgenstern am Osthimmel dagegen männlich und als Kriegsgott galt; vgl. W. H. Roschers Lexikon der griech. und röm. Mythologie, Stichwort „Planeten".

[3]) Die Kenntnis der Sterndeutung wurde auf Hawaii vom Vater auf den Sohn vererbt. Die Astrologen (kilolani) wählten die für wichtige Unternehmen günstigen Zeiten und Tage, z. B. für den Beginn des Kampfes. Es gab auch Astrologinnen (kilowahine). A. Bastian, Zur Kenntnis Hawaiis, S. 7 und S. 22.

hat, bestätigt mir, daß ich auf der richtigen Spur war, als ich in den MVAG. 1916 (S. 271) diese und andere zyklischen Reihen, die sämtlich zu Wahrsagezwecken und zur Tagewählerei dienten, nebeneinander stellte. In denselben Zusammenhang gehören auch die uns aus Mittelamerika von Fuentes y Guzman [1]) aus dem Jahre 1690 überlieferten 31 Symbole des Nagual-Kalenders für den Monat Jänner. W. Lehmann,[2]) der auf die interessante Liste aufmerksam machte und sie mit Recht mit den 20 mittelamerikanischen Tageszeichen vergleicht, ist der Ansicht, daß die Reihe der 31 Naguale[3]) eine dem europäischen Kalender angepaßte Liste sei, der eine altindianische Reihe von 20 Tageszeichen zugrunde liege. Bezüglich des letzten Punktes kann ich Lehmann nur insoweit beipflichten, als er das Verhältnis zum europäischen Kalender betrifft. Dagegen möchte ich die Reihe nicht als Erweiterung einer alten Reihe von 20 Tagesnamen, sondern als eine begreiflicher Weise unvollständige, ursprünglich 32 oder 33 Symbole enthaltende Reihe von Tageszeichen eines altindianischen Maltermonats sehen, dessen Spuren ich u. a. auch in Mittelamerika aufzeigen konnte, nachdem schon F. Bork in den 20 mittelamerikanischen Tageszeichen den Rest einer größeren Reihe von Mondhäuser-Symbolen vermutet hatte. Da die Länge der einzelnen Monate des christlichen Kalenders zwischen 28 und 31 schwankt, mußte bei Übertragung der Tagesnamen eines Maltermonats auf europäische Monate notwendigerweise eine Unterdrückung der überschüssigen Tage des längeren Maltermonats eintreten. Hierin liegt wohl auch der Grund für das gänzliche Fehlen der Kenntnis des Maltermonats, die so weit führte, daß bisher auch nicht ein einziges chronologisches Handbuch den Venuskalender behandelte und daß dieser sozusagen erst wieder neu entdeckt und ausgegraben werden mußte.

Die Verwandtschaft der Nagualreihe[4]) mit den toltekischen Tagesnamen, ihren Regenten und astrologischen Vorbedeutungen der Tageszeichen ist unleugbar; auch

[1]) Historia de Guatemala (ed. J. Zaragoza, Madrid 1883, tomo II, S. 44).

[2]) Ergebnisse und Aufgaben der mexikanistischen Forschung, Archiv f. Anthropologie, N. F. VI, S. 165, A. 1. – Vgl. Daniel G. Brinton, Nagualism a study in native American folklore and history (Philadelphia 1894).

[3]) Die Kinder wurden demjenigen Nagual oder persönlichen Schutzgeiste geweiht, in dessen Zeichen sie geboren waren; vgl. Julius Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit, Bd. 2, S. 397 f. – Abbildungen von Nagualen siehe bei F. Starr, Catalogue of a collection of objects illustrating the folklore of Mexico, S. 28 ff. Noch am Anfange des 18. Jahrhunderts waren die heimlichen Heiden, die dem Nagualismus ergeben waren, Sternanbeter; vgl. Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 480.

[4]) Die uns erhaltenen 31 Namen des Nagual-Kalenders sind folgende:

| | |
|---|---|
| 1 Löwe (Puma) | 17 Pfeil |
| 2 Schlange | 18 Besen |
| 3 Stein | 19 Jaguar |
| 4 Alligator | 20 Maishülse |
| 5 Baumwollbaum (Ceiba) | 21 Flöte |
| 6 Quetzalvogel | 22 Grünstein |
| 7 Stock | 23 Krähe |
| 8 Kaninchen | 24 Feuer |
| 9 Schnur | 25 Fasan (Chuntan) |
| 10 Laub, Blatt | 26 Schilfrohr |
| 11 Rotwild (Reh oder Hinde?) | 27 Opossum |
| 12 Papagei (Guacamayo, der rote Arara) | 28 Sturmwind |
| 13 Blume | 29 Geier |
| 14 Kröte | 30 Habicht |
| 15 Raupe | 31 Fledermaus |
| 16 Holzstumpf | |

eine Anzahl Symbole sind offenbar beiden Reihen gemeinsam (so z. B. Schlange, Stein, Krokodil, Kaninchen, Rotwild, Blume, Pfeil, Besen, Jaguar, Feuer, Sturmwind). Zwei Drittel der Namen der Naguale bleiben noch unaufgeklärt. So weit man wenigstens bis jetzt sehen kann, sind bei einem Drittel der Namen Übereinstimmungen gar nicht zu verkennen, vergleiche z. B.:

| Nagual-Kalender: | Mexikanische Tageszeiten und Regenten: |
|---|---|
| 1. Tag: Puma (leon), „das gelbe Tier" der Maya (peche yáche), das als größtes und stärkstes Tier des Landes gleichsam der König der Tiere in der Neuen Welt ist. Das Nagual-Tier dieses Tages hat eine doppelte sinnbildliche Bedeutung; die Farbe des Tieres deutet auf die Farbe des obersten Himmelsgottes, der mit dem Feuergotte und der Gottheit des reifen Maises verselbigt wurde. | Regent des 1. Tageszeichens ist To-naca-tecutli, der als oberster Himmelsgott und König der Götter die mit reifen Maiskolben gefüllte mexikanische Königskrone trägt. Der im obersten Himmel wohnende Gott vertritt als „der Herr unserer Lebensmittel", d. h. des Maises, wie schon der Name andeutet, den Maisgott Cinteotl. Die Farbe des Maisgottes ist gelb, die Farbe des reifen Maises (vgl. Seler, Cod. Borgia I, 169).<br>Vgl. gelb als Farbe des höchsten Himmelsgottes in China und seines irdischen Stellvertreters, „des gelben Sohnes des Himmels". Als Sinnbild der obersten Herrschaftswürde wird die gelbe Farbe schließlich zum Symbol des Neides, der Streitsucht und des Hasses. |
| 2. Tag: Schlange (culebra) | Regent des zweiten Tageszeichens „Wind" ist Quetzal-couatl, die „grüne Federschlange". |
| 3. Tag: Stein (piedra) | Regent des dritten Tageszeichens „Haus" ist der Höhlengott Tepe-yollotli. |
| 4. Tag: Alligator (lagasto) | Viertes Tageszeichen „Leguan"; vgl. das chinesische Mondhaustier „Drache". |
| 8. Tag: Kaninchen (conejo) | Achtes Tageszeichen „Kaninchen". |
| 11. Tag: Rotwild (venado) | Regent des elften Tageszeichens „Xochi-pilli", der Gott der Lust, der in den Bildermalereien öfter als Hirsch verkleidet abgebildet wird.[1]) |
| 13. Tag: Blume (flor) | Regent des dreizehnten Tageszeichens „Rohr" ist Tezcatl-ipoca, der Opfergott.[2]) Rote Blumen waren in Alt-Mexiko Sinnbilder des Opfers und Tezcatl-ipoca galt als der Gemahl der Blumengöttin Xochi-quetzal. |
| 14. Tag: Kröte (sapo) | Regent des vierzehnten Tageszeichens ist die Erdgöttin Tlaçol-teotl, die den Mutterschoß bedeutet, die gebärende Göttin, in Geburtsstellung mit ausgebreiteten Armen und Beinen dargestellt. Ebenso wurde die Erdkröte in Geburtsstellung abgebildet. Der Maya-Name: |

[1]) Z. B. Cod. Borgia, Bl. 53, und Cod. Vat. 3773, Bl. 96. – Zur Hirschverkleidung des Gottes vgl. Ed. Stucken, Spuren des Himmelsmannes in Amerika, A. f. A. 1915, S. 317 ff.

[2]) Seler, Codex Borgia I, S. 149.

much bedeutet die Kröte, aber auch den weiblichen Geschlechtsteil.[1])

16. Tag: Stumpf, Bruchstück (trozo) — Beim Regenten des sechzehnten Tageszeichens, der Göttin Itz-papalotl, wird der gebrochene Blütenbaum oder ein Baumstumpf, aus dem Blut fließt, abgebildet. Vgl. den Namen des chinesischen Mondhauses „der Weidenbaum" oder „der Bambus".

17. Tag: Pfeil (flecha) — Regent des siebzehnten Tageszeichens ist Xolotl, der Gott, der zu den Toten hinabführt, sein Abbild der rote Hund. Der rote Hund, der den Toten als Grabbeigabe mitgegeben wurde, ward durch Einstoßen eines Vogelpfeiles in den Hals getötet.[2])

20. Tag: Maishülse (tototmostle) — Zwanzigstes Tageszeichen „Blume", Regent die Göttin Xochi-quetzal. Ihre Abbilder, zwei zur Opferung bestimmte Fürstenmädchen, spendeten bei dem alle acht Jahre gefeierten Feste der Erneuerung der Lebensmittel nach den vier Richtungen schwarzen, weißen, gelben und roten Mais. Die Göttin wird durch Maiskolben im Haare als „Herrin des Maises" gekennzeichnet.[3])

Die hier herausgegriffenen elf Beispiele genügen, den Zusammenhang zwischen dem Nagual-Kalender von Guatemala und den toltekischen Tageszeichen erkennen zu lassen. Die Übereinstimmungen sind um so beweiskräftiger, als sie nicht nur die Symbole allein betreffen, sondern auch in bezug auf den Abstand der entsprechenden Tage und der Ziffern der einzelnen Tageszeichen in allen elf Fällen vollkommene Übereinstimmung herrscht.

Damit ist jeder Zweifel an dem astrologischen Ursprunge des sogenannten Nagualismus, d. h. der Verehrung persönlicher Schutzgeister in Form von Tieren und anderen Symbolen, ausgeschaltet. Die zuweilen vertretene Ansicht, die Nagualе seien aus animistisch-totemistischen Vorstellungen hervorgegangen, muß daher als unrichtig abgelehnt werden. Der Nagualismus beruht nicht auf primitiven Vorstellungen, sondern ist vielmehr der letzte Rest einer astrologischen Symbolik und aus dem Glauben an persönliche astrale Schutzgeister, die Beherrscher der einzelnen Tage des Monats[4]) zu verstehen. Damit stimmt bestens überein, was F. Nuñez de la Vega, Bischof von Chiapas, in einem Hirtenbriefe des Jahres 1698 unter anderem über die Nagual-

[1]) Seler, Die Tierbilder der mexikanischen und der Maya-Handschriften, Z. f. E. 1910, S. 81. — Zur Gebärmutterkröte vgl. Memnon 6, A. 1 und Karl v. Spieß, Die Kröte ein Bild der Gebärmutter, Mitra 1914, Sp. 209—219.

[2]) Seler, Cod. Borgia II, 288.

[3]) L. w. o. I, S. 211, und II, S. 191.

[4]) Der Glaube an die astralen Schutzgeister gibt sich auch in der Namengebung zu erkennen, indem das Kind gern den Namen seines glückverheißenden Geburtstages erhielt (Caec. Seler, Frauenleben im Reich der Azteken, S. 25). Eine genaue Parallele ist z. B. die Benennung der Kinder nach den Namen der 28 arabischen Mondhäuser auf Madagaskar; vgl. PP. Soury-Lavergne et de la Devèze, S. J. Destinées et Astrologues en Imerina (Madagaskar), Anthropos XII—XIII, S. 818 ff.

listen sagt: „Sie glauben, daß die Geburt des Menschen geregelt werde durch den Lauf der Sterne und Planeten und indem sie die Zeit des Tages und der Monate beobachten, in der ein Kind geboren ist, sagen sie seine Lebensbedingungen und Schicksale voraus, günstige und ungünstige. Und es ist das Schlimmste, daß diese verkehrten Menschen ihre Zeichen und Regeln niedergeschrieben haben und so die Irrenden und Unwissenden täuschen." D. G. Brinton, Nagualismus, S. 18: „Weit verbreitet war und ist noch heute in jenen Gegenden der Nagualismus, der Glaube an Tiere als Schutzgeister und an schützende Talismane. Bei der Namengebung wurde für das Kind ein Tier ausgewählt oder auch dem nach Fasten in der Einsamkeit schlafenden Indianer im Traume das Tier enthüllt, das ihn als Nagual zum Schutz begleiten würde, wie der Totem den nördlichen Indianer." (Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas, nach dem gleichnamigen Werke des Marquis de Nadaillac, herausgegeben von W. Schlösser und Ed. Seler, Stuttgart 1884, S 228.) Auch in Südostasien ist der im Traum erschaute persönliche Schutzgeist in Tiergestalt bekannt, so z. B. bei den Iban von Borneo (ursprünglich aus Sumatra).[1]) — Im letzten Bande des Internationalen Archivs für Ethnographie[2]) hat A. W. Nieuwenhuis die bisher bekannt gewordenen Theorien über den Ursprung des Totemismus übersichtlich zusammengestellt und dabei „die kosmographische" Deutungsweise auf Ferd. Bork zurückgeführt. Es ist richtig, daß Bork als Erster diese Theorie veröffentlicht, zuerst an einem afrikanischen, dann auch an nordamerikanischen Beispielen ausführlicher dargelegt und die Anschauung vertreten hat, daß gewisse Formen des Totemismus letztlich auf kosmologische Vorstellungen eines alten Kulturvolkes zurückgehen und manches noch ungelöste Rätsel, so z. B. die exogamischen Vorschriften in Verbindung mit dem Clan-Totemismus nur unter Annahme kosmologisch-astrologischer Vorstellungen vom guten oder bösen Einflusse der Gestirne ihre Erklärung finden dürften. Zur Übersicht von Nieuwenhuis muß ich ausdrücklich feststellen, daß ich das geistige Urheberrecht auf die „kosmographische Theorie des Totemismus" für mich selbst in Anspruch nehmen darf, wenn ich auch öffentlich bisher nur auf die Totemtiere nordamerikanischer Haus-Wappenpfähle im Zusammenhange mit den kosmologischen Vorstellungen von den Himmelstieren hingewiesen habe; vgl. Memnon VI, 1912, S. 150.[3]) Bork selbst nennt mich ausdrücklich als Urheber der Theorie, so z. B. im Anthropos IX, 1914, S. 75, A. 3 und S. 77, sowie im Orientalischen Archiv III/4, S. 155, A. 1, allerdings an beiden Orten ohne genauen Hinweis auf die betreffende Stelle im Memnon. Wenn Bork im Anthropos IX, S. 77, meint, der Gedanke, daß der Totemismus seinen Weg in die Tierkreisforschung hinein und so eine feste Grundlage finden könnte, liege augenblicklich in der Luft, da ihm außer meiner Andeutung im Memnon und meinen brieflichen Mitteilungen auch eine solche von W. Schultz desselben Inhaltes vorläge, so wußte Bork offenbar nicht, daß auch die letztgenannte Mitteilung letztlich auf mich zurückging. Der Gedanke lag also nicht notwendig in der Luft.

Der überlieferten Nagual-Liste liegen nicht die 20 Tageszeichen zugrunde, son-

[1]) Ch. Hose & William Mac Dougall, The Pagan Tribes of Borneo (1912) und E. W. Hopkins, The background of totemism, S. 579 (Smithson. Rep. 1918, Publ. 2575).

[2]) Bd. XXV, 1921, S. 189.

[3]) Dazu vergleiche man meine Ausführungen über nicht astrale Tierkreise, wo ich unter anderem betonte, daß diese und unter ihnen besonders die kosmologischen Tierreihen in verschiedenen Stammessagen, in Verbindung mit der sogenannten „totemistischen" Stammesordnung und bestimmten exogamischen Vorschriften, wenn auch nicht für die vergleichende Chronologie, so doch für die Aufdeckung alter Kulturbeziehungen in Betracht kommen (OLZ. 1914).

dern die durch Anpassung an den christlichen Monat um eine, höchstens zwei Glieder gekürzte Tagesnamenreihe eines Maltermonats als Bestandteil eines altindianischen Kalenders, dessen Spuren wir durch die Kulturländer des Westens bis ins kaspisch-elamische Kulturgebiet verfolgen und als letzte Reste einer Venusrechnung feststellen konnten.

Über die alten mexikanischen Vorstellungen vom Sternhimmel war bisher recht wenig Sicheres bekannt.[1]) Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, kannten wir nicht einmal die Namen der Planeten und auch von den Fixsternen nur einige wenige Sternbilder. E. Förstemann[2]) vermutete, daß die Hieroglyphen und Namen der 20 Tage des mexikanischen Kalenders auf eine 20Teilung der Ekliptik, d. h. auf 20 Sternbilder zurückgehen dürften, von denen zehn nördlich, zehn dagegen südlich des Äquators gelegen wären, wobei das elfte jedoch nicht in der Ekliptik, sondern am Nordpol im „Kleinen Bären" zu suchen wäre, dessen Gestalt im Bilde eines Affen gesehen worden sei, der mit seinem Greifschwanze sich am Pole festhaltend um denselben schwingt. Förstemann war mit seiner Vermutung, daß die 20 Tageszeichen ursprünglich Himmelszeichen, d. h. Symbole von Sternbildern waren, sicherlich auf richtiger Spur, die er jedoch im Einzelnen nicht weiter verfolgte. Dagegen ist sein Polarsternbild „Affe" recht hypothetisch. Ausgehend von dieser Hypothese Förstemanns hat später Hermann Beyer[3]) eine toltekische Himmelseinteilung in 13 Sternbilder zwischen Äquator und Zenitkreis und in die Polarkonstellation „Affe" angenommen, wobei er die Namen der ersten 14 mexikanischen Tageszeichen und ihre Aufeinanderfolge als Anfangszeichen der Tonal-amatl-Wochen zugrunde legte und sich auch auf die Reihenfolge der ersten sieben Tageszeichen in der Reihe der 13 × 5 Venusperioden nach den Anales de Quauhtitlan stützen zu können glaubte. Danach soll der toltekische Tierkreis folgende Sternbilder umfaßt haben: 1. Drache, 2. Jaguar, 3. Hirsch, 4. Blume, 5. Rohr, 6. Totenschädel, 7. Regen, 8. Kraut, 9. Schlange, 10. Feuerstein, Affe (Polarkonstellation), 11. Eidechse, 12. Bewegung der Feuerbohrer, 13. Hund.

Da Beyers toltekischer Tierkreis von mexikanistischer Seite bisher keiner eingehenden Kritik unterzogen wurde[4]), dagegen von Fernerstehenden bereits als gesichertes Forschungsergebnis angesehen wird, ist es notwendig, die leitenden Gesichtspunkte Beyers hier einmal kurz zusammenzufassen und auf ihre Haltbarkeit zu prüfen. Der erste Gesichtspunkt, der sich auf die Reihenfolge der Tageszeichen als Regenten der dreizehntägigen Tonal-amatl-Woche stützt, könnte mit noch mehr Recht für die Aufstellung eines 20teiligen Kreises von Sternbildern in Anspruch genommen werden als für die eines 13teiligen, da kein Grund dafür besteht, warum nicht auch die Anfangszeichen der XV. bis XX. Tonal-amatl-Woche Zeichen

[1]) Unsere bisherige Kenntnis vom mexikanischen Sternhimmel siehe bei Ed. Seler, Die Venusperiode in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr., S. 346); vgl. auch P. Kreichgauer, Sternbilder im alten Mexiko (Anthropos 1915/16).

[2]) Der Nordpol der Azteken und Mayas (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1901, S. 274—277; siehe auch die Artikel „Sterne in der Religion der Mexikaner" und „Sternbilder der Mexikaner", Z. f. E. 34, 459 und 30, S. 347—349.

[3]) H. Beyer, Sternbilder und Kalenderwesen in Alt-Mexiko (Umschau, XIII. Jahrg., S. 654—656); die Polarkonstellationen in mexikanisch-zentralamerikanischen Bilderhandschriften (A. f. A. 1909, N. F. 7, S. 345—348); der „Drache der Mexikaner" (Globus, Bd. 93, S. 157—558). Vgl. auch H. Beyer, Über die mythologischen Affen der Mexikaner und Maya (Internat. Congress of Americanists, Proceedings of the XVIII. Session, London 1912, S. 140—154).

[4]) Das einzige ist Selers Bemerkung im Berichte des XVIII. Amerikanistenkongresses.

des Tierkreises sein sollen, gleich jenen der ersten 14 Tonal-amatl-Wochen. Auch die Berufung auf die Anfangszeichen der ersten sieben der 65 Venusperioden nach den Anales de Quauhtitlan [1]) kann die Aufstellung eines 13teiligen Tierkreises nicht stützen, ganz abgesehen davon, daß dann ja auch die Anfangszeichen der folgenden Venusperioden mit der Reihenfolge der Tierkreisbilder Beyers übereinstimmen müßten, was jedoch nicht mehr der Fall ist. Die Folge der Anfangszeichen der einzelnen Tonal-amatl-Wochen kann übrigens bei Beginn mit I (Cipactli) und bei Kombination der 20 Symbole mit 13 Ziffern gar keine andere sein als die gewöhnliche. Beyer kann also für die Festsetzung der Tierkreisbilder auf 13 sich bloß auf die allgemeine Bedeutung dieser Zahl im toltekischen Kulturbereiche berufen, ein Argument, das natürlich jeder Beweiskraft entbehrt. Beyer ist übrigens offenbar durch geometrische Zeichnungen auf die Reihenfolge seiner Tierkreisbilder verfallen, indem er nämlich die 20 Tageszeichen auf dem Umfange eines Kreises in gleichen Abständen auftrug und dann fortlaufend mit Überspringung von je 6 Zeichen je 2 Punkte mit Sehnen verband. Auf diese Weise entsteht eine 20strahlige Winkelzugfigur, ein Ikosigramm, in dem ein aus je 2 Zipfeln bestehendes Trigon die nicht zum Tierkreise gehörigen Zeichen II, III, VIII, IX, XV und XVI, die übrigen die Zeichen des toltekischen Tierkreises sein sollen. Eine weitere Voraussetzung des toltekischen Tierkreises Beyers bildet die Polarkonstellation, die nach Beyer das Gesicht eines Affen zeigen soll. Auch diese Annahme hat trotz des Hinweises auf Darstellungen mexikanischer und Maya-Handschriften mehr oder weniger hypothetischen Charakter. Schließlich ist auch die letzte Annahme, die Symbole und Namen der Tageszeichen seien aus den durch Linienverbindung der hellsten Sterne als Bilder erschaut, von ganz vereinzelten Fällen dieser Art abgesehen — die übrigens bereits sekundäre, erst aus dem Mißverstehen der astrologischen Symbolik entstandene Vorstellungen verraten —, eine bloße Hypothese, für deren Richtigkeit kein strikter Beweis erbracht werden kann. Der im übrigen sehr geistreiche Versuch der Rekonstruktion eines toltekischen Tierkreises kann somit leider nicht als gesichertes Forschungsergebnis bezeichnet werden.

Daß die Namen der 20 amerikanischen Tageszeichen ursprünglich Sternnamen waren, hat auch Ed. Seler vermutet,[2]) der u. a. auch darauf hinweist, daß die zapotekische Bezeichnung für die Sterne: Mani cáa quiepaa „das Tier, das droben (am Himmel) ist" bedeutet. Seler verweist auch auf die in Handschriften der Mayavölker vorkommenden Himmelsschilder und die regelmäßig wiederkehrenden astronomischen Zeichen, auf die 13 Tierbilder der beiden letzten Blätter des Cod. Perez und auf die Tierfiguren offenbarer Sternbilder auf einem Monumente von Chichen itzá, von denen einzelne, z. B. Schildkröte und Jaguar, in der Tat als Namen von Tageszeichen auftreten. „Diese Beobachtungen, so unvollständig sie sind, genügen," bemerkt Seler mit Recht, „um das, was wir von vornherein schon als wahrscheinlich annehmen mußten, glaublich zu machen — daß die Namen der 20 Tage der Mexikaner ursprünglich ebenso viele Sternbilder bezeichnen." [3])

Nur unter der Annahme, daß die mexikanischen Tageszeichen ursprünglich Himmelszeichen, d. h. Symbole von Sternbildern waren, ist auch ihre Zuordnung zu bestimmten Teilen des menschlichen Körpers verständlich, wie sie uns z. B. im Codex Vaticanus A, Blatt 54, entgegentritt, wo die 20 Tageszeichen zu ebensovielen mensch-

[1]) Vgl. Ed. Seler, Venusperiode in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe und Bd. II seiner Erläuterungen zum Cod. Borgia, S. 147 f.

[2]) Ed. Seler, Die Venusperiode, l. w. o.

[3]) Ed. Seler, Das Tonal-amatl der Aubinschen Sammlung, S. 6.

lichen Körperteilen in Beziehung gesetzt sind (Tafel-Abb. 7). Zugrunde liegt die Vorstellung, daß das Weltall gleichsam die Gliederung eines riesigen Menschen aufweise, der irdische Mensch dagegen nur dessen Abbild, also ein Weltall im kleinen darstelle, dessen Teile unter dem Einflusse der entsprechenden Himmelszeichen stünden. Diese Vorstellung vom kosmischen Menschen oder Himmelsmanne oder, wie die Inder sagen würden, vom Lokapuruśa, dem Weltmenschen oder Kāla-puruśa, dem Zeitmanne, erklärt sich aus der astrologischen Weltanschauung und der Lehre von der Entsprechung des Makrokosmos und des Mikrokosmos von selbst.[1]) Solche Darstellungen des Himmelsmannes sind bezeichnenderweise nur innerhalb des ehemaligen Verbreitungsgebietes der astrologischen Weltanschauung zu finden. Außer im Abendlande, wo die Astrologie teils durch direkten Einfluß der chaldäischen Sterndeutung, teils erst durch Vermittlung arabischer Wissenschaft Eingang fand, findet sich die Vorstellung vom kosmischen Menschen im ganzen vorderen Orient, im Einflußgebiet indischer Kultur mit Einschluß Zentral-, Ost- und Südostasiens sowie der malaiischen Inselwelt. Mit den verschiedenen Arten des Kalenders, der astrologischen Weltanschauung, dem Sternglauben und der Sterndeutung fand die Vorstellung vom Himmelsmanne bereits lange Zeit vor dem Zeitalter der Entdeckung Amerikas auch im fernen Mittelamerika Eingang.

Aber auch die genauere Kenntnis des Himmels, der Bewegungen der Himmelskörper und die Einteilung der Fixsterne an der Mondbahn in 28 Sternbilder, die auf den Menschen und seine Körperteile einen verschiedenen Einfluß ausüben, ist keine selbständige Geisteserrungenschaft indianischer Priestergelehrter, sondern war ein Hauptbestandteil jener Geisteskultur, die von den Kulturländern der Alten Welt her übernommen und von den toltekischen Priestern von Generation zu Generation überliefert wurde. Nur so lassen sich die weitgehenden, oft bis in alle Einzelheiten durchgeführten Übereinstimmungen zwischen den Namen der amerikanischen Tageszeichen und den Symbolen altweltlicher Mondhäuser, besonders der ostasiatischen Reihe der Sieou und ihrer Tiersymbole befriedigend erklären. Denn daß die oben nachgewiesenen zahlreichen Übereinstimmungen keine bloßen Ergebnisse des Zufalles sein können, muß jeder zugeben, der sich der Mühe unterzog, die Gleichungen im Einzelnen auf ihre Richtigkeit und Beweiskraft nachzuprüfen.

Eine Tatsache ist, wie mir scheint, bisher noch von niemandem beachtet worden, die nämlich, daß zwischen der Zuteilung der 20 Tageszeichen zu den menschlichen Körperteilen des Himmelsmannes auf Blatt 54 des Cod. Vat. A 3738[2]) (vgl. Tafel-Abb. 7) und dem Begleittexte des Interpreten eine Reihe von Verschiedenheiten zutage tritt. Schon die Anzahl der Tageszeichen des Textes weicht von jener der Figur beträchtlich ab, indem jener bloß 14, dieser dagegen alle 20 Tageszeichen in Beziehung zu menschlichen Körperteilen setzt. In einem vor sechs Jahren erschienenen Aufsatze[3]) machte ich bereits darauf aufmerksam, daß die Namen von 14 Körperteilen des Himmelsmannes bei den Goliat-Zwergen in Niederl.-Neu-Guinea, wie Peiser und Bork gesehen haben, die erste Hälfte eines auf der Grundzahl 28, der Zahl der Mondhäuser, beruhenden Systems von Zahlbezeichnungen bilden, eine

[1]) Vgl. die Darstellungen des sog. „Laßmannes" in alten Kalendern. An der mit den Zeichen des Tierkreises versehenen menschlichen Figur pflegte man die für Aderlässe an bestimmten Körperteilen oder für den medizinischen Gebrauch bestimmter Heilkräuter günstigen oder ungünstigen Zeiten des Jahres abzulesen.

[2]) Il manoscritto Messicano Vaticano 3738 detto il Codice Rios, riprodotto in fotocromografia a spese di Sua Ecc. il Duca di Loubat per cura della biblioteca Vaticana, Rom 1900.

[3]) Zu Ferd. Borks „Neuen Tierkreisen", OLZ. 1914, Sp. 385—394.

ebenfalls auf den Einfluß der astrologischen Weltanschauung zurückgehende Parallele in den 14 von Pedro de Rios als Zahlzeichen gedeuteten Tageshieroglyphen haben, die auf die Körperteile des kosmischen Menschen bezogen werden, und stellte daselbst weiteren Vergleichsstoff dazu.[8])

Auch in der Zuordnung der Tageszeichen des im Cod. Vat. A abgebildeten Himmelsmannes und jener des Begleittextes sind einzelne Abweichungen zu sehen; so ist bei jenem das Zeichen „Hund" zur Nase, das Zeichen „Wind" zum Atem, im im Begleittexte dagegen der „Hund" zum Herzen und der „Wind" zum Bauche in Beziehung gesetzt, Beziehungen, die durch einfache und naheliegende Gedankenverbindungen vermittelt werden.

Betrachtet man einmal die zu den 14 Körperteilen des Himmelsmannes gestellten 14 Tagesnamen des Textes, so zeigen die auf ebenso viele Körperorgane und Glieder verteilten Zeichen eine ziemlich gleichmäßige Verteilung auf das Bild des kosmischen Menschen, in dem die Tageszeichen II und III das rechte und das linke Ohr, VI und V Zunge und Zähne, I und VII die beiden Arme, IX die Brust, IV das Herz, VIII, X und XI Eingeweide, Leber und Bauch, XIII und XIV Gebärmutter und Penis und XII den linken Fuß betreffen. Außer den schon erwähnten Beziehungen zwischen Tageszeichen und Körperteilen sind noch folgende zu nennen: Der oft zwiespältigen Zunge ist das zweideutige, zweifelhafte Zeichen „Bewegung", den harten Zähnen das Zeichen „Feuersteinmesser", als der Inbegriff des Harten, Schneidenden, den Brüsten die Tageshieroglyphe „Blume" als Zeichen der Schönheit, der Gebärmutter das Tageszeichen „Eidechse", ein Symbol der Fruchtbarkeit, und dem Penis das Zeichen „Schlange" als Sinnbild der Nacktheit[2]) zugeordnet. Die interessante Stelle (Cod. Mess. Vat. Rios, p. 36) lautet in Übersetzung: (Aufzählung der 20 Tageszeichen) „Das sind die 20 Zeichen und Figuren, die sie für alle ihre Zählungen gebrauchen, von denen es hieß, daß sie die Herrschaft über den Menschen ausüben, wie es hier dargestellt ist, und auf diese Weise kurierten sie, wenn jemand erkrankt war oder an irgendeinem Teil des Körpers Schmerz fühlte. „Krokodil" (bufeo) beherrschte die Leber; „Blume" (rosa) die Brüste; „Bewegung" (temblor) herrschte in der Zunge; „Adler" (aguila) am rechten Arm; „Geier" (ayra?) am rechten Ohr; „Kaninchen" (conejo) am linken Ohr; „Feuerstein" (pedernal) regierte an den Zähnen; „Wind" (ayre) über den Bauch; „Affe" (mona) beherrschte den linken Arm; „Hund" (cane) regierte im Herzen; „Kraut" (malinelle, cierta yerba) über die Eingeweide; „Eidechse" (lagartixa) über die Gebärmutter der Frauen; „Jaguar" (tigre) über den linken Fuß; „Schlange" über das männliche Glied des Menschen, wie eine Sache, von der der Ursprung eines Übels seinen Ausgang genommen hat. In dieser Weise hielten sie die Schlange, von welcher Seite sie auch kommen mochte, für das größte Vorzeichen vor allen anderen. Und so gebrauchten noch die Ärzte diese Figur bei ihren Heilungen. Je nach dem Tage und der Stunde der Erkrankung sahen sie, ob die Krankheit mit den Zeichen übereinstimme, das über sie herrschte. Daraus kann man erkennen, daß diese Leute nicht so tierisch waren, wofür sie manche halten, wenn sie solche Ordnung in ihren Dingen hielten und dasselbe Mittel anwendeten, das die Astrologen und Ärzte auch bei uns gebrauchen. Eine Angabe des Padre F. Ximenez lehrt, daß solche menschliche

[8]) Näheres wird ein weiterer Aufsatz „Zur kosmologisch-astrologischen Vorstellung vom Himmelsmanne" bringen.

[2]) Die Schlange ist, wie mich V. Christian belehrt, wohl geradezu als Abbild des Penis anzusehen, wozu man die analoge Vorstellung bei den Negerstämmen Westafrikas vergleiche; siehe G. Teßmann, Die Urkulturen der Menschheit (Z. f. E., 1919, S. 132 ff.).

Figuren mit den Himmelszeichen wie in der Alten Welt noch bis in die Neuzeit herein wirkliche Laßmänner oder Aderlaßfiguren waren, denn er berichtet, daß man bei unheilvollen Tageszeichen zur Abwehr des Übels sich aus derjenigen Stelle Blut abzapfte, womit man die Schlechtigkeit des betreffenden Tageszeichens korrigieren zu können glaubte; vgl. Walter Lehmann, Kalender der Quiché-Indianer Guatemalas, Anthropos V, 1911, S. 410. Zur Verteilung der Tageszeichen auf einzelne Körperteile vgl. Selers Erläuterungen zum Cod. Borg. II, 280, und meine Ausführungen in Memnon VI, S. 174—176.

Die Verteilung von Himmelszeichen auf menschliche Körperteile und die ärztliche Verwendung solcher Laßmänner zu Heilzwecken ist mir u. a. aus China bekannt (vgl. A. Pfizmaier, Die chinesische Lehre von den Kreisläufen und Luftarten, S. 9, Denkschr. d. kaiserl. Akad. d. Wiss., Wien, phil.-hist. Kl., Bd. XVI, 1869), ferner aus dem vorderen Orient und dem Abendlande, siehe z. B. Felix von Oefele, Materialien zur Bearbeitung babylonischer Medizin (MVAG. VII, 1902, S. 32), sowie Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin I, S. 6; Puschmanns Handbuch der Geschichte der Medizin I, S. 67, und Sotzmann im Serapeum 1842, S. 182 (Tafel-Abb. 6). Zur Beziehung von Tagen und menschlichen Körperteilen ist auch der Glaube der Birmanen und Shan in Hinterindien zu vergleichen, wonach das Kraftzentrum im menschlichen Körper während der Woche vom Scheitel bis zur Sohle herabgleitet, so daß es am Sonntag im Kopfe, am Montag in der Stirn, am Dienstag in den Schultern, am Mittwoch im Munde, in den Wangen und im Kinn, am Donnerstag in den Händen und Hüften, am Freitag in der Brust und in den Beinen und am Samstag im Bauche und in den Zehen seinen Sitz hat (Gazetteer of Upper Burma and the Shan States, Pkt. 1, Vol. 2, S. 63). Die astrologische Körpereinteilung mit den sieben Körperteilen des kosmischen Menschen ist auch auf einer aus Tibet stammenden kosmographischen Darstellung mit den 12 zyklischen Tieren und dem magischen Zahlenquadrat in der Mitte bei Waddel, Buddhism of Tibet, S. 453, zu finden. Die Tschams in Hinterindien kennen die Verteilung der 12 Himmelszeichen des Duodenarzyklus auf die Körperglieder Mohammeds. Auf die Darstellungen des astralen Prajapati oder indischen Weltmenschen in den Brahmanas und die verwandten Konstellationsfiguren altägyptischer Pyramidentexte hat schon Ed. Stucken, Ursprung des Alphabets und die Mondstationen, aufmerksam gemacht. Zur astrologischen Körpereinteilung siehe auch Bouché-Leclerq, L'Astrologie grecque, und F. Boll, Sphaera im Kapitel: Buchstaben und Tierkreiszeichen, S. 469ff.

Der zweite Interpret des Cod. Vat. A bemerkt in der oben übersetzten Stelle, daß die 20 mexikanischen Tages-Hieroglyphen für alle Zählungen gebraucht wurden, und hatte wohl ihre Zahlenwerte im Auge, wenn er sagte: „Queste sono le 20 lettere o figure, le quali eglino usavano per tutti i lor numeri . . . . .“ Die mexikanischen Himmelszeichen scheinen also auch als Zahlzeichen gebraucht worden zu sein, was einerseits auf das merkwürdige, auf 28 Mondhäusern beruhende Zahlensystem der Goliat-Zwerge auf Neu-Guinea, anderseits daran erinnert, daß das javanische, das arabische, das hebräische, das griechische und andere Alphabete neben den Lautwerten der Buchstaben auch bestimmte Zahlenwerte hatten. Wie später gezeigt werden soll, liegen solche Zahlenwerte auch in den ersten neun Tages-Hieroglyphen des Kosmogramms der neun Himmel auf Blatt 14 des Cod. Borgia vor. Vergleicht man nun die Kalenderzeichen, die den neun Göttern unterhalb beigefügt sind, mit den auf S. 75 gegebenen beiden Reihen der mexikanischen Tageszeichen, ihren göttlichen Regenten und den in letzterer Reihe mit aufgenommenen neun Herren der Nacht, so

fällt auf, daß die Tageszeichen an die Häuser der neun Götter, mit Ausnahme derjenigen Piltzin-tecutlis und der Chalchiuhtl-icue, unmittelbar anstoßen. Wie wir später sehen werden, bilden die neun Kalender-Hieroglyphen unseres Kosmogramms ein magisches Zahlenquadrat mit der Konstante 15. In einem solchen konnten aber die als Zahlzeichen gedachten Tages-Hieroglyphen X (Hund) und XI (Affe) nicht gebraucht werden, wurden daher offenbar durch die Hieroglyphen III (Haus) und VI (Tod) ersetzt.

Die Göttin Chalchiuhtl-icue wird im Codex Bologna[1]) zuweilen hieroglyphisch durch ein blaues Hüfttuch mit zwei blauen schreitenden Füßen dargestellt, die nach Seler laufendes Wasser andeuten sollen.[2]) Auf der Tabelle S. 75 entspricht dem Hause der Chalchiuhtl-icue in der Reihe der chinesischen Mondhäuser das 15. Mondhaus, „die Sandale", das mit anderem Namen nach Gustav Schlegel[3]) auch „Enjambée" heißt, und die Idee des „Hinwegschreitens" enthält. Die benachbarte 16. Mondstation heißt in China „die Schnitterin", der „Saal der königlichen Vorfahren, das himmlische Gefängnis, das Verlies" und hat zum Tiersymbole den Hund. Durch die schreitenden Füße des Codex Bologna und den Namen „Sandale" des 15. chinesischen Mondhauses ist wohl in beiden Fällen auf das „Dahingehen, mit Tode abgehen" angespielt, zumal das Element der Göttin das blaue fließende Wasser, als Sinnbild der Vergänglichkeit, als das Element, das alles mit sich fortreißt[4]), galt. Beim 16. chinesischen Mondhaus, „das himmlische Gefängnis, der Saal der königlichen Vorfahren", wird man an die himmlische Totenwelt denken dürfen, wohin die Vorfahren des Königs abgehen[5]), und wenn wir in der Tabelle S. 75 beim zehnten Tageszeichen dasselbe Tiersymbol, den Hund, finden, das auch in China bei der 16. Mondstation steht, anderseits als Regenten des mexikanischen Tageszeichens „den Tod und die Todin"[6]) antreffen, die Gebieter im Totenreiche, das auch das „Verschlossene" (opochcalocan) hieß[7]), so wird der chinesische Name dieses Mondhauses, „das Verlies", damit zu vergleichen und der andere Name, „die Schnitterin", wohl auch der mexikanischen Göttin des fließenden, alles mit fort reißenden Wassers in ihrer astrologischen Bedeutung verwandt sein. Chalchiuhtl-icue galt also als die „Rafferin". Die Vertauschung des Himmelszeichens „Hund" durch das Zeichen „Haus" bezieht sich auf das „Haus der Schnitterin", wie das entsprechende 16. Mondhaus in China heißt, dessen Tierbild ebenfalls der Hund ist. Wie dieses chinesische Mondhaus durch seine sonstigen, soeben angeführten Namen auf das Totenreich hindeutet, so galt in Mexiko der Hund als Tier der Unterwelt und war der astrologische Regent des Himmelszeichens „Hund" der Todesgott, der auch den Kalendernamen „sechs Haus" (chiquacen calli) führte; vgl. E. Seler, Erl. z. Cod. Borgia, Bd. II, S. 244. Die zweite Vertauschung auf Blatt 14 des Codex Borgia ist die gleich der vorigen mit Rücksicht auf das magische Zahlenquadrat vorgenommene Vertauschung des elften Himmels- und Tageszeichens „Affe" mit dem sechsten Tages-

[1]) Z. B. Blatt 7, unterste Reihe der Tageszeichen, drittes Feld von links beim Tageszeichen èēcatl (Wind).

[2]) Tonal-amatl der Aubinschen Sammlung, S. 20.

[3]) Uranographie chinoise.

[4]) Seler, Cod. Borg. II, 225.

[5]) Vgl. den Ausdruck: maliu der samoanischen Häuptlingssprache für den Begriff „sterben", eigentlich „gehen".

[6]) Durch diese in Tirol bekannten Namen kann man das mexikanische Götterpaar Mictlan-tecutli und Micteca-ciuatl am kürzesten wiedergeben.

[7]) Seler, l. w. o. II, 294.

zeichen „Tod". Sie erinnert daran, daß der Affe in den Bilderhandschriften vielfach in malinalli-Gras gekleidet als Sinnbild des Todes auftritt und daß, wie schon E. Seler betont, das Gesicht des Affen mit seinen tiefliegenden Augen die Vorstellung eines Totenkopfes oder Schädels suggeriert, so daß man oft außerstande ist, bei Steinköpfen mit Bestimmtheit zu sagen, ob ein Affenkopf oder ein Schädel dargestellt sein soll. (Erl. z. Codex Borgia I, S. 129.) — Der Tod als Affe spielt auch in der Alten Welt eine Rolle, so z. B. unter den Figuren des tibetischen Tsamtanzes. Im Märchen gehören die Affen auch sonst zur Unterwelt.

Abgesehen von den hier vorgebrachten Übereinstimmungen zwischen Alt- und Neuweltlichem, die man sich kaum schöner wünschen könnte und die sich noch erheblich vermehren ließen, ist auch die übereinstimmende aus der Tabelle ersichtliche Anordnung der alt- und neuweltlichen Himmelszeichen in hohem Grade beachtenswert.

Ist meine früher begründete Behauptung, daß die Tageszeichen der neun Götter auf Blatt 14 des Cod. Borgia als Zahlzeichen gedacht sind und daß die beiden Zeichen X und XI aus den angegebenen Gründen durch die ihrer astrologischen Bedeutung nach verwandten Hieroglyphen III und VI — offenbar mit voller Absicht — ersetzt sind, richtig, so folgt aus meiner Gegenüberstellung der mexikanischen und der chinesischen Himmelszeichen einerseits, aus den neun Kalender-Hieroglyphen des Kosmogramms unserer Bilderhandschriften anderseits, daß den letzteren nicht bloß die ersten neun Tageszeichen als solche zugrunde liegen, sondern daß hier die Anordnung der den neun Richtungen entsprechenden, durch die neun Götter vertretenen Himmelszeichen und der ihnen unmittelbar benachbarten Himmelshäuser vorliege. Die Symbole der neun Herren der Nacht und die 20 mexikanischen Tageszeichen sind also, wie bereits die Vergleiche mit den in der Tabelle zusammengestellten altweltlichen Himmelszeichen in jedem einzelnen Falle nahe legten, eine toltekische Reihe von 28 Sternbildern[2]), Himmels- oder Mondhäusern mit ihrem Regenten, dem Regen- und Gewittergotte Tlaloc, dem Gotte, der auch mit der Hieroglyphe des Jahres[3]) auf dem Scheitel dargestellt, d. h. als Anführer und Regent des Jahres und seiner Zeichen gedacht wurde. Er spielt somit dieselbe Rolle wie der Wettergott Adad als Herr der 20 Tagesnamen des kaspisch-akkadischen Wetterstimmenzyklus.

Der Maler unserer Bilderhandschrift, offenbar ein in der Astrologie bewanderter altindianischer Priestergelehrter, muß also, wenn meine frühere Annahme richtig ist, noch davon Kenntnis gehabt haben, daß die Symbole der neun Herren der Nacht und die 20 Tageszeichen des Kalenders als Himmelszeichen zusammengehören, d. h. daß ihre Hieroglyphen eigentlich Symbole von Sternbildern am Himmel bedeuten und muß die Lage der 29 Sternbilder noch gekannt haben. Vertauscht man in dem Kosmogramm des Cod. Borgia die nur mit Rücksicht auf das magische Zahlenquadrat mit der Konstante 15 eingesetzten beiden Kalender-Hieroglyphen III und VI wieder durch die ursprünglich an ihre Stelle gehörenden Hieroglyphen X und XI, so ergibt sich das folgende Schema, das der Lage der den neun Häusern benachbarten neun Himmelszeichen entspricht:

[1]) Den Nachweis wird meine Abhandlung über den astrologischen Hintergrund des Jaqobsegens in den „Berichten des Forschungsinstitutes für Osten und Orient" in Wien bringen.

[2]) Das Motiv der 28 Regenten der Mondstationen und ihres Herrn wirkt noch in den 28 Bronzestandbildern nach, den sogenannten „eisernen Mandern", die um das Grab Kaiser Maximilians herum in der Innsbrucker Hofkirche aufgestellt sind.

[3]) Seler, Cod. Borg. I, S. 345.

| | | |
|---|---|---|
| Haus Tlalocs, des Regen- und Gewittergottes.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „der Sternballspielplatz". Das Wasser des tlachtemalacatl ist durch die Hieroglyphe „Wasser" (atl) ersetzt. | Haus Tepe-yollotlis, des Berghöhlengottes.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Kaninchen" (tochtli). | Haus der Göttin Tlaçol-teotl, der Liebesgöttin.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Hirsch" (maçatl). |
| Haus Cin-teotls, des Maisgottes<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Eidechse" (cuetzpalin). | Haus Mictlan-tecutlis, des Todesgottes.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Schlange" (couatl). | Haus der Göttin des fließenden Wassers, der Chalchiuhtl icue.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Hund" (itzcuintli). |
| Haus Piltzin-tecutlis, des jungen Gottes der Fürsten.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Affe" (oçomatli). | Haus des Steinmessergottes Itztli.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Wind" (èēcatl). | Haus des Feuergottes Xiuhtecutli.<br>*<br>Benachbartes Himmelszeichen: „Hornfisch" (cipactli). |

Außer den zwei Vertauschungen dürfte noch eine dritte eingetreten sein, nämlich bei Tlaloc, dessen Himmelshause keines der 20 Himmelszeichen benachbart ist. Tlaloc, der Gott des Gewitterregens, zugleich der Gott des Blitzes oder Himmelsfeuers, ist als solcher an die Stelle des Feuergottes getreten, des Königs unter den Göttern; der Feuergott ist aber der astrologische Beherrscher des Himmels- und Tageszeichens „Wasser" (atl). Nun ist der himmlische Sitz des Königs der Götter offenbar in der Mitte des Kreises der von ihm beherrschten Himmelszeichen zu suchen, d. h. innerhalb des Zenithkreises am Himmel, wo die Mexikaner in der Gegend unseres Sternbildes des „Wagens" oder „großen Bären" ein Sternbild kannten, das sie den „Sternballspielplatz" (citlal-(t)lachti) nannten und mit der obersten Gottheit Youalli èēcatl („Nacht und Wind") verselbigten. „Nacht und Wind" hieß auch Tezcatl-ipoca, der Sehende, Allwissende, der Träger der Sternhimmel-Federkrone und Regengott des Nordens[1]), der bezeichnenderweise ebenfalls mit demselben Sternbilde Citlallachtli identifiziert wurde[2]). Die Hieroglyphe „Wasser" kann infolgedessen wohl kaum etwas anderes bedeuten als eine Anspielung auf das Wasser, das man in das Loch des Ballspielplatzes, in den sogenannten „Brunnen" goß. Die Tageshieroglyphe „Wasser" bedeutet nach Ed. Seler ursprünglich so viel wie „Wasser und Brand". Wenn nun Tezozomoc berichtet[3]), daß man dem Sieger im Ballspiele Wasser in das Loch des Tlachtemalacatl goß, so hängt das wohl mit der symbolischen Bedeutung der Hieroglyphe: atl zusammen, indem bei dem oben erwähnten Brauche sicherlich an das Löschen der Liebesbrunst des als „Ehebrecher" bezeichneten Siegers im Ballspiele gedacht war. Die Stellvertretung des Wassers des Tlachtemalacatl auf dem Sternballspielplatze durch die Hieroglyphe „Wasser" lag also nicht so fern, um so mehr, als Tlaloc ja der Regengott war.

Tlaloc, der neunte der neun Herren der Nacht und Träger der Jahreshieroglyphe war also als König der Götter und oberster Gott als Youalli èēcatl, d. h. als Herr

[1]) Cod Borgia I, 359.
[2]) Seler, l. w. o. I, 21.
[3]) Cronica mexicana, Cap. 2.

über Leben und Tod gedacht, der seinen Sitz in einem Sternenbilde hatte, das unserem „großen Wagen" entsprach. Im alten China wurde der oberste Himmelsgott im Sternenbilde des Wagens thronend gedacht und abgebildet[1]).

Jahwe Zebaot, der im Gewitter erscheinende Herr der Heerscharen, wurde gleichfalls im Sternbilde des Wagens, der Merkabah, dem mit den vier kosmischen Wesen bespannten Himmelswagen thronend vorgestellt und auch nach altgermanischer Vorstellung galt das Sternbild des großen Wagens als der Sitz der obersten Gottheit.

Auf Blatt 1 des Codex Fejérváry-Mayer sind die neun Herren der Nacht auf einer kosmographischen Darstellung in Form eines Andreaskreuzes (Tafel-Abb. 4) zu je einem Paare auf die vier Hauptrichtungen verteilt und der Feuergott der Mitte zugeordnet. Acht dieser oder ihnen nächstverwandte Gottheiten sind auf den Blättern 16—9 des Codex Laud wiederum paarweise auf die vier Richtungen Ost, Nord, West und Süd verteilt.[2]) Die Anordnung der Wohnungen der neun Götter am Himmel ist so zu denken, daß ein Gott, in unserem Falle der in den Rang des Götterkönigs erhobene Regen- und Gewittergott Tlaloc seinen Sitz in der Himmelsmitte hat, dagegen die acht übrigen Gottheiten paarweise auf die vier Richtungen verteilt sind, ihre Häuser also in tetragonalem Verhältnis zueinander stehen. Da nun anzunehmen ist, daß die Verteilung der neun Herren der Nacht oder der Herren der neun Himmel auf Blatt 14 des Cod. Borgia durch das Bestreben, ein magisches Zahlenquadrat mit der Konstante 15 zu bilden, nicht unbeeinflußt geblieben sein kann, so darf diese Verteilung für die Bestimmung ihrer ursprünglichen astralen Sitze nicht maßgebend sein. Aus anderen Erwägungen, die hier vorzubringen zu weit führen würde, ergibt sich für die Lage der Göttersitze folgendes Schema:

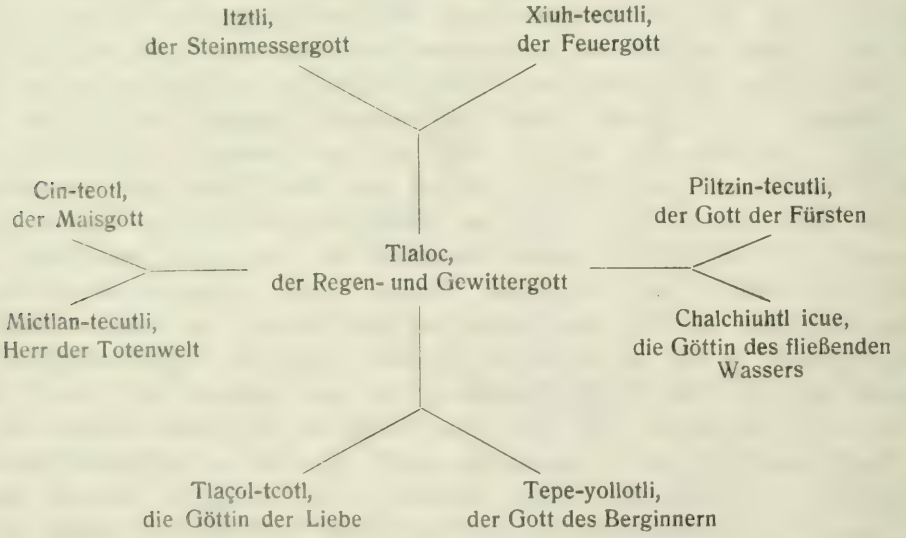



Abb. 3. Schema der Himmelshäuser der „neun Herren der Nacht".

Auf Grund dieses Schemas und der aus dem Schema auf S. 75 ersichtlichen,

[1]) Vgl. die Darstellung der Gestirngottheit im Sternbilde des Großen Wagens auf dem chinesischen Relief aus Wu-liang-tze (aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert) bei Ed. Chavannes, Mission archéologique dans la China Septentrionale, Paris 1909, nr. 133, pl. LXIX, verkleinert wiedergegeben bei A. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur, Abb. 107, S. 128.

[2]) Vgl. die Beschreibung der acht Götter in Selers Erläuterungen zum Codex Fejérváry-Mayer, S. 27.

den neun Himmelshäusern benachbarten Himmelszeichen, lassen sich nun folgende Himmelshäuser in ihrer gegenseitigen Lage feststellen:

Haus des Regengottes
Haus des Maisgottes
IV Mondhaus Leguan (Eidechse, cuetzpalin)
*
II Mondhaus Wind (Feuer, (eecatl)
Haus des Steinmessergottes
Haus des Feuergottes
I Mondhaus Hornfisch (Krokodil, cipactli)
*
XI Mondhaus Affe (oçomatli)
Haus des jungen Gottes der Fürsten
Haus der Göttin des fließenden Wassers
X Mondhaus Hund (itzcuintli)
*
VIII Mondhaus Kaninchen (tochtli)
Haus des Höhlengottes
Haus der Liebesgöttin
VII Mondhaus Hirsch (maçatl)
*
V Mondhaus Schlange (couatl)
Haus des Todesgottes.

Sehen wir von dem in der Mitte gelegenen Himmelshause Tlalocs ab, so stehen also bereits 16 Himmelshäuser fest. Daß wir auf richtiger Spur sind, beweisen die den Mondhäusern voranstehenden Ziffern, welche die Reihenfolge der Himmelszeichen als Tages-Hieroglyphen im Kalender ansagen. Die regelmäßig ansteigende Ziffernreihe lehrt, daß an den Stellen, wo in obiger Aufzählung ein Sternchen steht, die noch fehlenden Himmels- oder Tageszeichen einzusetzen sind. Zunächst steht fest, daß je zwei paarweise angeordnete Häuser der Herren der Nacht unmittelbar nebeneinander liegen, ferner daß zwischen IV und II das Himmelszeichen III (calli), zwischen I und XI das Zeichen XII (malinalli), zwischen X und VIII das Zeichen IX (atl) und zwischen VII und V das Zeichen VI (miquiztli) stehen muß. Halten wir dies hier fest:

(Haus Tlalocs)
(Haus des Maisgottes)
IV Mondhaus Leguan
*
III Mondhaus Haus
II „ Wind
(Haus des Steinmessergottes)
( „ „ Feuergottes)
I Mondhaus Hornfisch
*

XII Mondhaus Grasbusch
XI „ Affe
(Haus des jungen Gottes)
( „ der Wassergöttin)
X Mondhaus Hund
*
IX Mondhaus Wasser
*
VIII Mondhaus Kaninchen
(Haus des Höhlengottes)
( „ der Liebesgöttin)
VII Mondhaus Hirsch
*
VI Mondhaus Tod
*
V Mondhaus Schlange
(Haus des Todesgottes).

Damit steht bereits die Reihenfolge von 21 oder, bei Abrechnung des Hauses des Regengottes, 20 Himmelshäusern fest. Wie aus der Gegenüberstellung auf S. 32 hervorgeht, entsprechen die bisher ermittelten zwölf Himmelszeichen den zwölf zyklischen Zeichen des iranisch-ostasiatischen Duodenar-Zyklus:

| Iranisch-ostasiatisch: | Toltekisch: |
|---|---|
| 2 Rind | I Krokodil (Hornfisch) |
| 1 Ratte | XII Grasbusch (Zähne) |
| 12 Eber | XI Affe |
| 11 Hund | X Hund |
| 10 Hahn | IX Wasser |
| 9 Affe | VIII Kaninchen |
| 8 Schaf (Ziege, Bock) | VII Hirsch |
| 7 Pferd | VI Tod |
| 6 Schlange | V Schlange |
| 5 Drache | IV Leguan |
| 4 Hase | III Haus |
| 3 Tiger | II Wind |

Außer den oben nachgewiesenen Gleichungen beachte man die hier aus den arabischen und römischen Ziffern der Stunden und Jahre im Tierzyklus und der Tageszeichen im mexikanischen Kalender ersichtliche Reihenfolge, die in beiden Reihen durchweg regelmäßig verläuft.

Es fehlen uns jetzt nur mehr acht von den 20 toltekischen Kalender-Hieroglyphen, und zwar die Zeichen XIII bis XX. Da der Kreis der 20 Zeichen mit I beginnt und mit XX schließt, so wird man kaum fehl gehen, wenn man das Zeichen XX als Nachbarzeichen von I setzt. Für die Einordnung der noch fehlenden sieben Himmelshäuser gibt uns das regelmäßige Aufsteigen der Ziffern der Tageszeichen den Schlüssel an die Hand, denn wir brauchen nur dasselbe Prinzip der regelmäßigen Verteilung bis zum Ende einzuhalten, um zu wissen, daß dann Zeichen XIX (Quiauitl) zwischen XII und XI, Zeichen XVIII (tecpatl) zwischen X und IX, Zeichen XVII (olin) zwischen

XX und VIII, Zeichen XVI (cozcaquauhtli) zwischen VII und VI und Zeichen XV (quauhtli) zwischen VI und V stehen muß.

Wir waren also im stande, bloß aus naheliegenden Erwägungen über die auf Blatt 14 des Cod. Borgia bei den neun Herren der Nacht stehenden, scheinbaren ersten neun Tageszeichen und der auf die fünf Richtungen verteilten Götter die Anordnung sämtlicher 29 Himmelshäuser organisch zu entwickeln. Vergleicht man jetzt die Anordnung derselben mit der Reihenfolge der 28 chinesischen Mondhäuser auf Tabelle S. 75, so ergibt sich die überraschende Tatsache, daß beide Reihen, die mexikanische und die chinesische, in vollkommen regelmäßiger Ordnung verläuft. Da wir die Reihenfolge der mexikanischen Himmelszeichen ausschließlich aus dem Stoffe, den uns die mexikanischen Bilderschriften boten, entwickelt haben, jetzt aber auch beim Vergleich mit altweltlichem Stoffe die Regelmäßigkeit der Verteilung von je 5 Tageszeichen gegenüber 7 Himmelszeichen in China auf einen Himmelsquadranten und die durch die Ziffern vor Augen geführte Regelmäßigkeit in der Anordnung der 20 Himmelszeichen wahrnehmen, so können wir auch im Hinblick auf die früher gefundenen zahlreichen Gleichungen zwischen mexikanischen Tagesnamen und chinesischen Mondhäusern und deren Tiersymbolen eine direkte Bestätigung für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges erkennen. Die 20 mexikanischen Tageszeichen sind also, wie ich schon 1914 betonte [1]) und am Schlusse meines Beitrages in der Hommel-Festschrift 1916 wiederholte, eine aus Namen von Himmelshäusern und deren Symbolen gebildete Reihe von Sternbildernamen. Hier sei nur angedeutet, daß die Lage der einzelnen mexikanischen Himmelshäuser im allgemeinen durchweg mit jener der chinesischen Mondhäuser übereinstimmt. Im übrigen verweise ich auf die beigegebene Sternkarte.

Folgende Liste will die Lage der 29 toltekischen Himmelszeichen durch ein paar Leitsterne festlegen, da wohl die allgemeinen Standorte der Sterngruppen, nicht aber deren Ausdehnung und Umgrenzung feststeht:

| Die 29 Himmelshäuser: | Leitsterne oder Sterngegend: |
|---|---|
| Haus des Regengottes | Ursa major |
| Haus des Steinmessergottes | β, γ, δ ε sagittarii |
| Haus Xiuh-tecutlis, des Feuergottes, | λ, μ, ρ, σ, τ „ |
| Himmelszeichen cipactli-imix | α, β, ξ, ο, π, ρ capricorni |
| „ xochitl-ahau | ε, μ, ν aquarii |
| „ malinalli-eb | β „ |
| „ quiauitl (ayotl)-cauac | α „ ε Pegasi |
| „ oçomatli-chuen | α, β Pegasi |
| Haus Piltzin-tecutlis | α Andromedae, γ Pegasi |
| Haus der Göttin Chalchiuhtl-icue | ζ „ |
| Himmelszeichen itzcuintli-oc | α, β, γ arietis |
| „ tecpatl-e'tznah | musca |
| „ atl-muluc | Plejaden |
| „ olin-caban | Hyaden |
| „ tochtli-lamat | λ Orionis |
| Haus des Höhlengottes Tepe-yollotli | α, β, γ, δ, ε, ζ, η, κ Orionis |

[1]) O. L. Z. 1914.

| | | |
|---|---|---|
| Haus der Liebesgöttin Tlaçol-teotl | | Gemini |
| Himmelszeichen | maçatl-manic | ♈, ♉, ♋, ♑ cancri |
| „ | cozcaquauhtli-cib | ♉, ♊, ♌, ♋, ♑, ♍, ♎, ♏ hydrae |
| „ | miquiztli-cimi | ♎, ♌, ♐ „ |
| „ | quauhtli-men | ♐, ♒, ♑, ♍ „ |
| „ | couatl-chicchan | crater mit Sternen der Hydra |
| Haus Mictlan-tecutlis | | corvus |
| Haus des Maisgottes Cin-teotl | | spica |
| Himmelszeichen | cuetzpalin-kan | ♌, ♐, ♑, ♍ virginis |
| „ | Ocelotl-ix | ♎, ♏, ♐, ♌ librae |
| „ | calli-akbal | ♏, ♉, ♓, ♑ scorpionis |
| „ | acatl-been | Antares |
| „ | ècecatl-ik | ♊, ♒, ♉, ♌, ♑, ♐, ♑ scorpionis |

Für die 20 Himmelszeichen wurden hier links die mexikanischen, rechts die Maya-Namen eingesetzt, deren Entsprechung Ed. Seler nachgewiesen hat. Die Häuser der Götter der neun Himmel (neun Herren der Nacht) habe ich zum Unterschiede von den als Kalender-Hieroglyphen bzw. Tagesnamen verwendeten „Himmelszeichen" als „Häuser" (der betreffenden Gottheit) schlichtweg bezeichnet.

Als beachtenswerte Parallelen hebe ich aus der vorstehenden Liste noch die Entsprechungen:

Haus der Liebesgöttin — Gemini
Haus des Maisgottes — Spica

heraus. Die erste Gleichung erinnert an ostasiatische, indische und hinterindische Darstellungen unserer „Zwillinge" als Mann und Frau bzw. als Jüngling und Jungfrau sowie an die ägyptische Deutung der Gemini als des Zwillings- und Liebespaares Šu und Tafnut. In der westländischen Astrologie bezeichnet das Sternbild der Zwillinge im Jahreskreise die Übergangszeit aus dem Frühling in den Sommer, die Zeit, in der alles doppelt fruchtbar wird und sich vermehrt. Die Zeit entspricht daher der Übergangszeit aus dem Jünglings- und Jungfrauenalter in die Braut- und Ehezeit. Entsprechend galt noch die koptische, in den Zwillingen gelegene sechste[1]) Mondstation „Klysos" nach A. Kircher als „statio benevolentiae et amoris". — Der Maisgott Cin-teotl oder die gleichnamige Maisgöttin des Codex Bologna, Blatt 2, trägt Maisblüten und Maiskolben auf dem Kopfe, gleich der altbabylonischen Ährengottheit Ištar,[2]) die auf Siegelzylinder-Darstellungen aus der Zeit Naram-Sins eine Kopfbedeckung mit einer in ein Pflanzenblattmotiv übergehenden Krempe und mit aus den Schultern wachsenden Ähren erscheint.

Ich glaube, jeder, der meine vorstehenden Nachweise aufmerksam prüft, wird die volle Überzeugung gewinnen, daß hier nicht mehr bloße Elementargedanken, die

[1]) Die Sechszahl ist seit alters mit Hochzeit, Begattung, dann aber auch mit Unkeuschheit und Schändung verbunden. In meiner Abhandlung über „Kosmogramme und kosmographische Symbole" habe ich auch die Symbolik der Zahl 6 erörtert.

[2]) De Sarzec-Heuzey, Découvertes en Chaldée 1, 287 g; vgl. A. Jeremias, Artikel „Sterne" in Roschers Lexikon der griech. u. röm. Mythologie, Sp. 1453.

aus allgemein menschlicher geistiger Veranlagung entsprungen wären, sondern vielmehr unzweideutige und unleugbare Beweise für alte Kulturverbindungen zwischen der Alten und Neuen Welt vorliegen.

## III. Weltbilder.

Damit komme ich zum letzten Teile meiner Untersuchung, den Weltbildern der Tolteken, und bemerke, daß ich eigentlich genauer von Himmelsbildern sprechen müßte. Die Knappheit des mir zur Veröffentlichung zugewiesenen Raumes drängt mich noch zu einer weiteren Beschränkung des Stoffes, zur Beschränkung auf jene Himmelsbilder, die man zum Unterschiede von den astronomischen Himmelsbildern als „Kosmogramme" bezeichnen kann. Unter Kosmogrammen verstehe ich alle rein schematischen Einteilungsbilder des Himmels. Daß ich gerade diese herausgreife, kann ich damit begründen, daß die Kosmogramme mit Ausnahme der von W. Gaerte im Anthropos [1]) besprochenen schalenförmigen Weltbilder und der von K. Th. Preuss (Nayarit-Exped. I, Abb. 24 a) abgebildeten und erläuterten Kalebassen-Darstellungen der Cora-Indianer bisher noch von niemandem beachtet worden sind. Gerade die Kosmogramme scheinen mir aber besondere Beachtung zu verdienen, da sie nicht nur neuen Stoff in den Kreis wissenschaftlicher Untersuchung rücken, sondern auch neue Gesichtspunkte für die Beurteilung solcher Darstellungen bieten, die für die Kosmologie, für die astrologische Weltanschauung, aber auch für die Symbolik und Naturphilosophie, manche auch für die Ornamentik und nicht zuletzt für die Erkennung alter Kulturzusammenhänge von Bedeutung sind.

Als einfachste Form eines Kosmogramms könnte man Darstellungen, wie die auf den Blättern 27 und 28 des Cod. Borgia, ansehen, wenn sie zugleich schematisierende Einteilungsbilder des Himmels darstellten, was jedoch nicht der Fall ist. Auf Blatt 27 sind fünf Götter, die Regengötter der 5 Richtungen auf die vier Himmelsrichtungen und die Mitte verteilt, und zu vier aufeinander folgenden mit den Kalendernamen Rohr, Feuersteinmesser, Haus und Kaninchen bezeichneten Jahren, sowie zu vier Abschnitten des Tonalamatls, auf Blatt 28 dagegen nach Seler fünf Götter als Erscheinungsformen des Regengottes zu den fünf auf die Zeit der oberen Konjunktion der Venus mit der Sonne folgenden Jahren, sowie zu den fünf Richtungen in Beziehung gesetzt. In der kosmographischen Darstellung auf Blatt 27 des Cod. Borgia, sowie auf Blatt 69 des Cod. Vaticanus 3773 sind die Erscheinungsformen des Regengottes in den vier Himmelsrichtungen mit verschiedener Farbe gemalt und mit einer Helmmaske versehen und stehen außerdem in nachstehenden Beziehungen zu Farben und Zeitkreisen:

Wir haben auch hier wiederum sogenannte „catenae rerum naturalium", d. h. Beziehungsketten zwischen göttlichen Welthütern, Himmelsrichtungen, Tieren, Farben, großen und kleinen Zeitkreisen und astrologischen Vorbedeutungen. Ähnliche Beziehungsketten habe ich auf S. 67 und 68 aus der zapotekischen Bilderhandschrift, dem Cod. Fejérváry-Mayer, vorgebracht und eine Parallele aus Java dazugestellt. Im Folgenden sei mit dem Stoffe des Cod. Borgia auf Blatt 27 solcher aus China verglichen; siehe dazu die Tabelle auf S. 106, letzte und vorletzte Kolumne.

---

[1]) W. Gaerte, „Kosmologische Vorstellungen im Bilde prähistorischer Zeit: Erdberg, Himmelsberg, Erdnabel und Weltenströme" und „das Weltbild der protoelamischen Kultur" (Anthropos 1914, S. 956 ff., und 1919/20, S. 1—15).

| Gott: | Helmmaske: | Farbe: | Die vier Jahre: | Anfangstage der vier 13jährigen Zyklen: | Namen der vier Tonal-amatl-Viertel von je 65 Tagen |
|---|---|---|---|---|---|
| Regengott des Ostens | Krokodil | schwarz | acatl-Jahre, Jahre der Fruchtbarkeit | „eins Rohr“ | „eins Krokodil“ |
| Regengott des Nordens | Tod | gelb | tecpatl-Jahre, Jahre des Heuschreckenfraßes | „eins Feuerstein“ | „eins Feuerstein“ |
| Regengott des Westens | Hund*) | blau | calli-Jahre, Jahre der Wasserfülle | „eins Haus“ | „eins Haus“ |
| Regengott des Südens | Geier | rot | tochli-Jahre, Jahre des Mäusefraßes | „eins Kaninchen“ | „eins Geier“ |

Zur gelben Farbe beim Norden nach mexikanischer Überlieferung sei bemerkt, daß gelb, wie wir bereits S. 25 gesehen haben, die Farbe der Mitte ist, die hier jene des Nordens verdrängt hat. Die chinesische Überlieferung hat beim Norden den schwarzen Krieger auf der Schildkröte oder auch bloß den schwarzen geharnischten Krieger. Damit vergleiche man die schwarze Kriegermaske an einem Opfermenschenbeine als Determinativ der Göttin Tlaçol-teotl des Nordens im Cod. Borgia II, S. 80.

Das Schwarz des Ostens der mexikanischen Überlieferung ist wohl nicht als eigentliches Schwarz, sondern als dunkelblau oder dunkelgrün zu denken, das Blau des Westens derselben Überlieferung möglicherweise als schmutziges Weiß. Trifft dies zu, dann haben wir volle Übereinstimmung der vier kosmischen Farben zwischen China und Mexiko.

Vergleicht man nun die Tiere beider Überlieferungen, so ist auch hier eine jedenfalls überraschende Übereinstimmung nicht zu verkennen, zumal wenn man erwägt, daß der grüne (blaue) Drache des Ostens in China ja als krokodilähnlicher Drache und auch das mexikanische cipactli vielfach als Krokodil abgebildet wurde. Die schwarze Kriegermaske bei der Tlaçol-teotl des Nordens wurde bereits oben mit dem chinesischen schwarzen Krieger des Nordens verglichen. Das mexikanische Tier des Westens ist eine Hundeart, der sogenannte Itzcuintli. Das Tageszeichen dieses Namens ist im Cod. Borgia, so oft das ganze Tier abgebildet ist, regelmäßig weiß und schwarz gefleckt gezeichnet[1]). Und die Chinesen verstehen unter einem „weißen“ Tiger wohl den mandschurischen Tiger, der auf heller, schmutzig weißer oder gelblicher Fellfarbe schwarze Streifenzeichnung trägt. Ursprünglich war aber auch eben der weiße Tiger der Ostasiaten ein weißer, schwarz gefleckter Hund, was hier nachzuweisen zu weit von der Sache abführen würde. Daß der chinesische „rote Vogel“ des Südens mit der roten Farbe und dem Geier des Südens der mexikanischen Überlieferung verglichen werden darf, wird man um so eher zugeben können, als ja sonst in den Bilderschriften auf dem kosmischen Baume des Südens nicht der Geier, sondern der langgeschwänzte rote Arara, der rote Vogel des Feuergottes, sitzt. Zum Überflusse sei auch bemerkt, daß nach meiner Tabelle S. 75 das 16. mexikanische Himmelszeichen „Geier“ dem

[1]) Seler, Cod. Borgia I, S. 10.

25. chinesischen Mondhause entspricht, das „der Weidenbaum“ oder der „Bambus“ heißt, was an den kosmischen Baum des Südens in Mexiko erinnert, daß ferner ein anderer Name des chinesischen Mondhauses, „der Schnabel des roten Vogels“, auch den roten Vogel auf dem kosmischen Weidenbaume nicht vermissen läßt. Daß der rote Vogel auch in China zum Feuer in Beziehung steht, beweist ein weiterer Name desselben Mondhauses, nämlich „das Feuer des Fasans“. Wie der rote Arara, ist auch der Fasan — gemeint ist der Goldfasan oder Vogel Phönix — ein langgeschwänzter Vogel.

In China fehlt auch die Beziehung der vier Himmelstiere auf ebenso viele Zeitkreise nicht, denn sie werden dort auf die vier Jahreszeiten bezogen, der grüne Drache des Ostens auf den Frühling, der rote Vogel des Südens auf den Sommer, der weiße Tiger des Westens auf den Herbst und der schwarze Krieger des Nordens auf den Winter. An Stelle der vier Jahreszeiten sind es in Mexiko die vier Viertel des Tonal-amatls, was nach dem Gesetze der Entsprechung der Kreisläufe auch auf vier Jahre und auf die vier Viertel der großen 52jährigen Periode übertragen ist.

Ich glaube, die mexikanische und die chinesische Überlieferung mit ihrer Zuteilung von Tieren, Farben, Göttern und Zeitkreisen zu den vier Himmelsrichtungen genügt den Kriterien der Kulturbeziehung, so daß wir auch diese Übereinstimmungen zu den schon nachgewiesenen bei ihrer Beurteilung mit in die Wagschale werfen können.

Um auch die chinesischen Götter nicht vermissen zu lassen und mit den in den oben aufgezeigten Farben gemalten mexikanischen Regengöttern in Vergleich zu stellen, sei bloß an die sogenannten „fünf Alten“ als Beherrscher der fünf Richtungen und der fünf Elemente in China [1]) erinnert: dem schwarzen Regengotte des Ostens steht der Holzfürst oder der grüne Herr des Ostens, dem Regengotte des Nordens der dunkle Herr des Nordens und Beherrscher des Wassers, dem Regengotte des Westens die Königinmutter des Westens oder die Metallmutter Si-Wang-Mu [2]), und dem roten Regengotte des Südens der rote Herr des Südens und Beherrscher des Feuers gegenüber. Dem Regengotte der Mitte, dem die gelbe Farbe der Mitte zugehörte, ist endlich „der gelbe Alte“ oder „der gelbe Herr“ der Mitte, der Beherrscher der Erde, zu vergleichen. Den fünf Alten entsprechen in China außer den fünf Elementen, fünf Richtungen und Farben auch die fünf Planeten. Unter letzteren ist die Venus der Metallmutter des Westens zu vergleichen. Auf Blatt 28 des Cod. Borgia, wo die fünf Weltgegenden zu den fünf Jahren in Beziehung gesetzt sind, sind die fünf Götter folgende:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Quetzal-couatl, | der | Regengott | des | Ostens, |
| Tezcatl-ipoca, | „ | „ | „ | Nordens, |
| Tlauizcalpan-tecutli, | „ | „ | „ | Westens, |
| Xiuh-tecutli, | „ | „ | „ | Südens, |
| Xochi-pilli, | „ | „ | der | Mitte. |

Daß unter diesen fünf mexikanischen Göttern auch Planetengötter stehen, ist zweifellos, wenigstens ist der Hüter des Westens unstreitig der Gott des Planeten Venus; vom Geschlechte der Venusgottheit abgesehen, herrschte also auch in diesem Punkte, der Zuordnung der Venus zum Westen, volle Einstimmigkeit zwischen Ost-

[1]) Wilhelm, Chinesische Volksmärchen, S. 388, A. XV.

[2]) Über die Königinmutter des Westens vgl. K. Kainz, Der chinesische Drachenwagen und die Semiramis-Sage (Mitra 1914, Sp. 241—253).

asien und Mittelamerika[1]), ebenso in der Zuweisung des Planeten Mars, des „roten Herrn" oder „des roten Feuerfürsten" zum Süden, dem offenbar Xiuh-tecutli, der rote Regengott des Südens gleichzusetzen ist. Der „grüne Herr" des Ostens waltet nach taoistisch-universistischer Lehre über Zeugung und Entstehung aller Geschöpfe, ist im Besitze der Frühlingskraft und gilt als Gott der Liebe. Auf Blatt 28 des Cod. Borgia fanden wir entsprechend den Gott Quetzal-couatl, die „grüne Federschlange", als Regengott des Ostens, den Gott des Lebens und Menschenschöpfer, der auch für die Liebesgöttin Tlaçol-teotl eintritt.[2]) Und wie Xiuh-tecutli, der Feuergott, der Regengott des Südens, so wohnt auch der „rote Herr" der Taoisten als Feuergott im Süden.

Gelb, d. h. Goldgelb, lernten wir bereits als kaiserliche Farbe in China kennen und auch bei den Malaien gilt Gelb als die Farbe der Könige.[3]). Buddha Gautama, der Weltenherrscher (čakravartin) und Büßer trug das gelbe Gewand und nach dessen Vorbilde tragen die buddhistischen Priester das gelbe Gewand noch heute, wenigstens in Ceylon und Hinterindien.[4]) Die Verteilung der vier kosmischen Farben blau — Osten, rot — Süden, weiß — Westen, gelb — Norden ist weit verbreitet; wir kennen sie durch die Anales de Quauhtitlan[5]) aus Mexiko sowie von den Zuñi-Indianern in Neu-Mexiko, nach deren Überlieferung z. B. die Atemwolken der Götter durch das Gelb des Nordens, das Blaugrau des Ostens, das Rot des Südens und das Silberweiß des Westens gefärbt sind.[6]) Nach Sahagun erbaute Quetzal-couatl von Tollan vier Fastenhäuschen, den vier Himmelsrichtungen entsprechend, eins aus Gold, eins mit roten Muschelschalen verziert, eins mit eingelegten Türkisen und eins mit weißen Muschelschalen verziert[7]). Die vier Fastenhäuschen entsprechen offenbar der Verteilung: Goldgelb — Norden, Rot — Süden, Grün — Osten und Weiß — Westen. Im lamaistischen Tibet unterscheidet man nach E. Pander vier Götter des Reichtums, den gelben des Nordens, den weißen des Westens, den schwarzen (= grünen) des Ostens und den roten des Südens.[8]) Die kosmischen, den fünf Richtungen entsprechenden Farben sind in Tibet als heilige Farben (weiß, rot, gelb, blau und schwarz) in der Liturgie bekannt; fünf Farben zeigte auch die priesterliche Kleidung der Israeliten, nämlich: Gold, blauen und roten Purpur, Scharlach und Weiß und ebenso viele kennt die katholische Liturgie (weiß, rot, grün, violett und schwarz). — Gelb ist in Mexiko die Farbe des Todes, in Indien die Farbe des Welthüters des Nordens und Herrn der Unterwelt[9]), und nach der Offenbarung Johannis (Kapitel 6)

[1]) Auch im alten Mexiko läßt sich, wie schon oben angedeutet wurde, neben der offenbar jüngeren, einem anderen Kultkreise angehörenden männlichen Auffassung der Venusgottheit als Tlauizcalpan-tecutli, noch die ältere weibliche Auffassung als Xochi-quetzal nachweisen.

[2]) Seler, Cod. Borgia II, S. 219.

[3]) Skeat, Malay Magic, S. 51.

[4]) Koeppen, Religion des Buddha, I, S 342, A. 1.

[5]) H. Beyer im A. f. A. 1909, S. 346, A. 1.

[6]) Stevenson, The Zuñis, E. B. Rep. XXIII, S. 23.

[7]) Vgl. Seler, Tonal-amatl der Aubinschen Sammlung, S. 118.

[8]) Das Pantheon des Tschangtscha Hutuktu, S. 100.

[9]) Vgl. die Stelle aus dem Kapitel „Erlernung der Astrologie" nach A. Grünwedels Übersetzung des tibetischen Werkes Pad-ma-t'an-yig: „Wenn auf einem isabellfarbigen Pferde ‚der Goldene' reitet, so kömmt dies von dem Pferdejahre" (Festschrift für Adolf Bastian, S. 471 f.). Der Goldene ist der indische Kubêra, der Hüter der Nordseite des Weltberges Mêru, dem die gelbe Farbe heilig ist. Dem indischen Kubêra entsprach im alten Iran nach G. Hüsing (Mitra 1914, Sp. 71 ff.) der Metallgott und Gott der Schätze Hšaþrawarja, dessen Name „der das Kleinod der Herrschaft besitzt", gleich den Bezeichnungen „der Goldene", „der himmlische Herrscher" eine euphemistische Umschreibung für den Tod als Beherrscher eines Mondhauses ist.

reitet der Tod auf dem fahlgelben Rosse. Gelb galt auch in Alt-Ägypten als Farbe des Todes, während die vier Farben: grün, purpur, hellrot und weiß als die vier „Farben der Sonne" die Farben der Wiedergeburt waren; mit vier Tüchern dieser Farben bedeckte die „Vorsteherin des guten Hauses", d. h. der Leichenhalle, das Antlitz des verstorbenen „Osiris", dem auch vier Kanopen mit den Köpfen der vier göttlichen Gestalten: Mensch, Sperber, Schakalhund und Affe auf den Deckeln ins Grab mitgegeben wurden. Diese vier Gestalten, die sogenannten „Horussöhne" entsprechen den vier kosmischen Wesen, finden sich daher auf ägyptischen Grabmalereien neben dem Gestirn des großen Bären dargestellt, und zwar gehört beim Stande des Sternhimmels in der Frühlings-Ebennacht der Sperber zum Süden, der Schakalhund zum Westen, der Affe zum Norden und der Mensch zum Osten. Der Osten ist in der Astrologie das aufsteigende Haus, der Ascendent. Das führt unzweideutig auf die mit obigem Bestattungsbrauche verbundene Vorstellung vom Vergleiche der Menschenseele mit der Sonne, der Durchgangsformen der Seele auf ihrer Jenseitswanderung durch die den vier Richtungen zugeordneten Elementarreiche sowie mit den vier mythischen Sonnenständen: aufgehende Ostsonne (= der wiedergeborene Mensch) hochstehende Südsonne (= Sperber), untergehende Westsonne (= Schakalhund, das Tier bzw. der schakal- oder hundsköpfige Gott Anubis, der zu den Toten hinabführt[1]) unsichtbare Mitternachtssonne (= schwarzgesichtiger Affe). Es liegt also dem Brauche der religiöse Gedanke zugrunde, daß die Seele des Verstorbenen gleichsam die Sonne auf ihrer täglichen Wanderung am Himmel begleitet und daß der Mensch nach seinem der Zeit der Unsichtbarkeit der Nachtsonne vergleichbaren Tode, gleich dieser am Morgen in neuem Glanze im Osten wieder erstehen, wiedergeboren werde.

Drei der vier „Farben der Sonne" bei den Ägyptern kehren in den „Farben der vier Jahreszeiten" der Chinesen wieder als das Grün des Ostens, das Rot des Südens und 'das Weiß des Westens. Auch der Glaube an die Wiedergeburt ist — wie im alten Ägypten — in China mit den vier kosmischen Farben verknüpft und zum Überflusse galten auch die vier kosmischen Wesen (Drache, Vogel, Tiger und Krieger) in Ostasien als Gestalten der Sonne und als Sinnbilder der Durchgangsformen der Seele bis zur Wiedergeburt, denn zur Han-Zeit (206 v. Chr. bis 220 n. Ch.) pflegte man nach De Groot[2]) die prunkvollen Särge der chinesischen Kaiser und Hofbeamten mit den genannten „Farben der vier Jahreszeiten" und den vier Himmelswesen Drache, Vogel, Tiger und Krieger nebst den Bildern von Sonne und Mond zu bemalen und zu schmücken. Diese vier Himmelswesen der altchinesischen Überlieferung erinnern unwillkürlich an die Gestalten der Gottheit in einem Berliner Zauber-Papyrus[3]), an die vorhin genannten vier Horussöhne und an die Gestalten des Gottes Thoth im hellenistischen Ägypten, weshalb ich sie hieher setze:

---

[1]) Vgl. den roten Hund als Totengrabbeigabe im alten Mexiko und das Bild eines blauen Hundes, das dem Mumienbündel des toten Kriegers umgehangen wird. Der blaue Hund ist der Gott Xolotl in effigie (W. Lehmann, Index zu Selers Erl. z. Cod. Borgia, S. 145), der die Seele des toten Kriegers zum Hause der Sonne führt. Der blaue Hund ist durch die kosmische Farbe als Tier des Westens bezeichnet. Im Westen gehen die Gestirne unter, steigen in die Unterwelt, den unter dem Horizonte liegenden unsichtbaren Teil des Sternhimmels hinab.

[2]) The religious system of China, Leyden 1892, III, 954.

[3]) Berliner Zauber-Papyrus ed. Parthey II, v. 101 ff. und F. Boll im T'oung Pao XIII, S. 712 f.

| Die vier Horus-Söhne (Aegypten) | Gestalten des Gottes Thoth (Aegypten) | Gestalten der Gottheit (Berliner Zauber-Papyrus) | Die Geister der vier Jahreszeiten (Tibet) | Die vier kosmischen Wesen (China) | Helmmasken der vier Regengötter (Mexiko) |
|---|---|---|---|---|---|
| S Sperber | O Ibis | S Sperber-Feuer | Geier Garuda | S roter Vogel | S Geier |
| W Schakalhund | S Wolf | W Krokodil-Wasser | schwarzer (statt schwarzgefleckter Hund) | weißer Tiger (ursprüngl. ein weißer, schwarzgefleckter W Hund) | W Hund |
| N schwarzgesichtiger Affe | W Affe | N Horuskind auf der Lotosblume [Erde] | Pferd mit Reiter | N schwarzer Krieger auf der Schildkröte | N Tod |
| O Mensch | N Schlange | O Schlange-Luft | Menschendrache | O grüner Drache | O Krokodil (das Tageszeichen cipactli wurde auch als Schlangenkopf dargestellt) |

Daneben habe ich zum Vergleiche die gegenüber den Himmelstieren der Chinesen altertümlicheren tibetischen „Geister der vier Jahreszeiten“ [1]) und die Helmmasken der vier mexikanischen Regengötter, die bereits oben besprochen wurden, gestellt. In einer seit vier Jahren ungedruckten Abhandlung [2]) habe ich nachgewiesen, daß die in einzelnen Ländern verschiedene Zuteilung der kosmischen Wesen und Farben auf einem gesetzmäßigen Wechsel beruht, [3]) der den vier Jahrespunkten und Jahreszeiten entspricht und seinen Grund in der scheinbaren Drehung des Fixsternhimmels um den Nordpol des Himmels im Laufe der vier Jahreszeiten hat, daß somit die sich regelmäßig um 90 Grad verschiebende Zuteilung der kosmischen Tiere und Farben zu den Weltecken nur für einen bestimmten Jahrpunkt bzw. für eine bestimmte Jahreszeit, mit der man den Kalender gerade begann, ihre Gültigkeit behaupten. Daraus folgt, daß die Gottheit, als deren Verwandlungs- und Erscheinungsformen die kosmischen Wesen auftreten, in den vier Himmelsrichtungen je nach der Jahreszeit andere Formen annimmt. Überwiegend ist in der vorstehenden Tabelle die Zuteilung der vier Formen nach dem Stande des Sternhimmels zur Zeit der Frühlings-Ebennacht, entsprechend dem alten Jahresbeginne im März. Diese Zuteilung, wonach der Drache im Osten, der Vogel im Süden, der Hund im Westen und der Affe, Krieger oder Tod im Norden steht, bezeichne ich als „kosmische Frühlingsformen“, dagegen die z. B. in den Gestalten des Gottes Thoth vorliegenden als „kosmische Winterformen“. Den „kosmischen Frühlingsformen der Gottheit“ entspricht die Zuteilung der kosmischen Farben: grün — Osten, rot — Süden, weiß (bzw. blau) — Westen, und schwarz (bzw. gelb) — Norden. Nach dem oben begründeten gesetzmäßigen Wechsel gibt sich die den übrigen Fällen scheinbar unvergleichbare Zuteilung der

[1]) E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet, S. 299.

[2]) Die zwölf Tiere im Kreise der Mondstationen (Manuskript).

[3]) Auf demselben Gesetze beruht auch die viel umstrittene Vertauschung der Namen der Götter der vier Himmelspunkte, d. i. der Planetengötter Jupiter, Mars, Merkur und Saturn, die besonders von P. F. X. Kugler geleugnet wird (vgl. Kugler, Sternkunde und Sterndienst in Babel I, S. 215). Siehe aber auch F. Hommel, Die babylonisch-assyrischen Planetenlisten (Hilprecht Anniversary Volume, Leipzig 1909), S. 187.

vier Gestalten des Gottes Thoth als regelrechte und gesetzmäßige Verteilung zu erkennen, die der Himmelsstellung der Wintersonnwendnacht oder einem Jahresbeginne um diese Zeit entspricht. Die Zuteilung der vier Wesen zu anderen Himmelsrichtungen darf uns also nicht hindern, die einzelnen Gestalten mit denen anderer Überlieferungen zu vergleichen. Dem Vergleiche lege ich also auch bei den Gestalten des Gottes Thoth ausdrücklich die kosmischen Frühlingsformen zugrunde, wonach der Ibis zum Süden, der Wolf zum Westen, der Affe zum Norden und die Schlange zum Osten kommt. Wir haben also in allen sechs Reihen, den drei ägyptischen, der tibetischen, der chinesischen und der mexikanischen einen Vogel beim Süden. Der Berliner Zauber-Papyrus sagt uns, daß der Sperber der Feuervogel ist; der Vogel Garuḍa, eine Art Geier oder Schlangenadler, steht dem Sperber nahe. Vom roten Vogel in China und dem Geier oder Halsbandadler in Mexiko wissen wir bereits, daß beide auf dem kosmischen Baume des Südens sitzen und beide als Feuervogel galten. Es ist daher wohl anzunehmen, daß unter dem Ibis des Berliner Zauber-Papyrus auch ein Feuervogel bzw. ein roter Vogel zu verstehen ist, vielleicht eine rote Flamingoart.

Beim Westen steht einmal der Schakal oder Hund des Anubis bzw. der Wolf, in der tibetischen und der mexikanischen Reihe der verwandte Hund und in der chinesischen der weiße Tiger, der auf einen weißen, schwarzgefleckten Hund zurückgeht. Es steht also nur das Krokodil des Berliner Zauber-Papyrus scheinbar abseits. Hier sei wenigstens angedeutet, daß der Krokodilgott in Ägypten nur in jenen Städten verehrt wurde, in denen sich Fremde niederlassen und ihre Kulte ausüben durften, in den aus diesem Grunde von den nationalen Ägyptern verachteten und gemiedenen Städten, die von den Griechen als „Krokodilopolis" bezeichnet wurden. Vielleicht geht einmal ein Indogermanist der Anregung nach, ob nicht etwa der Name des ägyptischen Krokodilgottes Sbk, in griechischer Wiedergabe Σουχος, aus dem Worte für „Hund" oder „Hündin" einer arischen Sprache [1]) zu erklären sei, etwa einem, dem iranischen spaka nahestehenden Worte.[2]) Das Krokodil unter den Gestalten der Gottheit des Zauber-Papyrus beim Westen erinnert mich außerdem unwillkürlich daran, daß in meiner tabellarischen Gegenüberstellung der Tiere der acht indischen Regionen und der malaiischen Achtstäbetierkreise (Memnon VI, S. 158) stets an derselben Stelle Hund und Krokodil wechseln, wozu man überdies die ostasiatische Tierkreisdarstellung bei H. Müller, Z. f. E., 1911, S. 399, Abb. 2, vergleiche, auf der sich im Innenkreise die vier kosmischen Tiere auf die vier Richtungen verteilt finden, nämlich ein phantastischer Vogel gegenüber einer mit einer Schlange kämpfenden Schildkröte, offenbar die Tiere des Südens und des Nordens, bei den beiden anderen Hauptrichtungen aber nicht etwa Drache und Tiger, sondern zwei krokodilähnliche Drachen zu sehen sind. Die Abbildung aus China [3]) bestätigt also, daß mein Vergleich des Krokodils beim Westen in der Reihe der Gestalten der Gottheit nach dem Berliner Zauber-Papyrus mit dem Hunde bzw. Tiger der tibetischen und chinesischen

[1]) Später, im 4. Jahrhundert n. Chr, reichte der westländische Handel von Vorderasien bereits bis nach Kambodscha. Der Mönch Kosmas bezeugt die weite Verbreitung der syrischen Nestorianer im Orient. Nestorianische Kaufleute kamen, nach W. Tomaschek, bis nach Hinterindien, traten später mit den Parsen in Verbindung und bevorzugten die persische Sprache (WZKM IV, S. 47 ff.).

[2]) Russisch: sobaka = iranisch: Spaka vergleicht mit Recht G. Hüsing, Die iranische Überlieferung und das arische System (Mythol. Bibl. II, 2), S. 94.

[3]) Ein Metallspiegel der T'ang-Zeit mit symbolischem Dekor, den Namen der 28 Mondhäuser, den 12 Tieren des ostasiatischen Tierkreises, den Pa-kua und den vier Tieren, die die Weltgegenden symbolisieren. Herbert Müller, Das taoistische Pantheon der Chinesen, l. w. o.

Reihe richtig ist. Der Berliner Zauber-Papyrus stammt aus hellenistischer Zeit, einer Zeit, in der ein reger Verkehr zwischen dem Westen und dem Lande des Seidenhandels[1]) bestand und der Kreis der zwölf Tiere, der Zyklus der 28 Mondhaustiere und andere Kulturelemente sich in beiden Ländern finden. Nun ist der Kreis der zwölf Tiere sicher durch iranische Vermittlung nach Osten gelangt und dasselbe auch für den Mondstationen-Zyklus wahrscheinlich. Man darf wohl annehmen, daß durch den Handelsverkehr auch Tierkreisdarstellungen und solche der vier kosmischen Wesen, welche den krokodilartigen Drachen an Stelle des Hundes oder Tigers als Tier des Westens zeigten, von einem der beiden Kulturländer in das andere gebracht worden sind, und zwar durch Kaufleute, die sich einer iranischen Sprache bedienten. Dadurch würde sich auch der Name des Krokodilgottes Śbk in den ägyptischen Fremdenniederlassungen erklären, worauf hier jedoch kein Gewicht gelegt werden soll.

Die Tabelle der vier kosmischen Wesen zeigt beim Norden in den ägyptischen Reihen den heiligen Hamadryas-Affen oder Mantelpavian bzw. Harpokrates auf der Lotosblume, in der tibetischen den an den apokalyptischen, auf dem fahlen Rosse sitzenden Reiter erinnernden Reiter auf dem Pferde, in der chinesischen Reihe den schwarzen auf der Schildkröte reitenden Krieger und in der mexikanischen Reihe den Tod, letzteres übereinstimmend mit meiner Tabelle auf Seite 75, wo wir das mexikanische Himmels- und Tageszeichen Tod als Entsprechung des 25. chinesischen Mondhauses finden, das die offenbar euphemistischen Bezeichnungen „das Gestirn" oder „der himmlische Herrscher" trägt, die andeuten, daß man sich scheute, den Tod bei seinem richtigen Namen zu nennen. Der Regent des mexikanischen Tageszeichens „Tod", „der Herr in der Meerschnecke" (Tecciztecatl) bezeichnet nach E. Seler den Mond in Beziehung zum Tode, zugleich aber auch einen Zeugungsgott und Gott der Geburt, denn das Meerschneckengehäuse bezeichnet den Mutterleib und deutet auf Geburt aus dem Wasser.[2]) Auch der ägyptische Horus hat in seinen vier als „Horussöhne" bezeichneten Erscheinungsformen, wie wir aus den ihre Köpfe tragenden Kanopen und dem Vorkommen der vier Horussöhne im ägyptischen Totenbuche und auf Grabmalereien wissen, ausgesprochene Beziehung zum Tode, zugleich deutet Horus aber als Kind (Ḥr p³ḫrot-Harpokrates) auf der Lotosblume auch auf seine Geburt aus dem Wasser und auf das mir wenigstens aus Indien bekannte Sinnbild der sich öffnenden Lotosblume für den Mutterschoß hin.[3])

Schlange und Drache beim Osten in Ägypten, China und Mexiko wären ohne das vermittelnde tibetische Bindeglied „Menschendrache" mit dem Horussohne des Ostens nicht vergleichbar, ein Beispiel, wie leicht eine Gleichung durch eine uns nicht in die Augen springende Symbolvertretung verdunkelt werden kann.

[1]) A. Herrmann, Die alten Seidenstraßen zwischen China und Syrien, 21. Heft der Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausg. von W. Sieglin; Hermann, Der Überlandweg nach China im Wandel der Zeiten (Z. f. E., 1917, S. 211), wo angeführt ist, daß W. Gesenius nachwies, daß einige dem 6. Jahrhundert v. Chr. entstammende Stellen der Bibel (Ezechiel 16, 10, 3, und Jesaja 49, 12) auf Seidenstoffe und das Volk der Chinesen zu beziehen sind. Vgl. auch W. Tomaschek, Südasiatische Miscellen (WZKM. IV, 1890, S. 47—60, und Helmolts Weltgeschichte, Bd. II, S. 143.

[2]) Seler, Cod. Borgia, I, 105.

[3]) Vgl. die śivaitische Auslegung der buddhistischen Gebetsformel (Om mani padmê hûm) als „Gesegnet sei der Lingam in der Yôni! Amen", wobei der Lingam als das Kleinod, der Edelstein (manis), die Yôni als Padma oder Lotos versinnlicht ist, bei Koeppen, Die Rel. des Buddha, Bd. II, S. 61.

Ich hoffe, daß die vergleichende Tabelle der vier kosmischen Wesen ein weiteres dazu beiträgt, auch manchen Anhänger des Bastianschen Elementargedankens eines Besseren zu belehren.

Die vier kosmischen Wesen waren auch bei den Maya von Yukatan bekannt, und zwar als rituelle Opfertiere.[1]) Die besterhaltene Überlieferung hat die Zuordnung: Osten — Hund, Süden — Truthahn, Westen — Iguana und Norden — Fisch. Der Reihe nach wären die vier Opfertiere dem weißen Tiger, dem roten Vogel, dem grünen Drachen und der schwarzen Schildkröte der chinesischen Überlieferung vergleichbar, bloß mit dem Unterschiede, daß die Zuordnung zu den Himmelsrichtungen eine abweichende ist. Erwägt man, daß die vier Himmelsrichtungen sprachlich meist durch Bezeichnungen, wie „vorne, rechts, links und hinten" ausgedrückt werden, so kommt es natürlich nur auf den Ausgangspunkt der Richtungnahme an, wo „vorne" ist. Ein Kult mit Betonung des Mondes wird die Aufgangsrichtung der zunehmenden Mondsichel, also Westen zur Hauptrichtung „vorne" machen, dagegen ein Kult, in dessen Mittelpunkt die Verehrung der Sonne steht, offenbar die Aufgangsrichtung dieses Himmelskörpers, den Osten voranstellen. Die Richtungnahme nach dem Monde war die der Opferpriester der alten Maya, dagegen die Richtungnahme nach der aufgehenden Sonne die der altchinesischen Überlieferung.

Es ist also unmittelbar vergleichbar:

| Chinesisch: | | Yukatekisch: |
|---|---|---|
| grüner Drache | — vorne — | Jguana (Leguan) |
| roter Vogel | — rechts — | Truthahn |
| weißer Tiger (weiß- und schwarzgefleckter Hund) | — links — | Hund |
| schwarze Schildkröte | — hinten — | Fisch (wohl ein „Rundschildfisch", d. h. Schildkröte) |

Die Gleichungen der ersten drei Zeilen dürften nach dem schon früher Gesagten ohne weiteres einleuchten. Neu ist das Auftreten des „Fisches" an dieser Stelle; es wird aber verständlich, wenn man weiß, daß die Seeschildkröte bei den Völkern Mittelamerikas sprachlich unter die Fische eingereiht wurde, so daß sie z. B. bei den alten Mexikanern als „Rundschildfisch" (Chimal-michin) bezeichnet wurde.

Aus obiger Gegenüberstellung geht hervor, daß die vier kosmischen Wesen in China und die vier Opfertiere in Yukatan auf eine gemeinsame Überlieferung zurückgehen. Der amerikanische Stoff scheint auch hier wiederum altertümlicher zu sein, da er noch auf den ursprünglichen Mondkult zurückweist, während der ostasiatische bereits von Mondanschauung und Mondkult losgelöst und auf die Hauptpunkte des Himmels- und Jahreskreises übertragen ist.

In der Tabelle der vier kosmischen Wesen wurde der Tod der mexikanischen Reihe mit dem schwarzgesichtigen Affen in der Reihe der vier Horussöhne verglichen, der wie jener den Norden vertritt. Die Richtigkeit meiner Gleichsetzung wird durch den Mythos von den vier, dem gegenwärtigen vorangegangenen Weltzeitaltern oder Sonnen bestätigt. Nach den Anales de Quauhtitlan folgten einander das Zeitalter der Wassersonne (a — tonatiuh), das der Jaguarsonne (ocelo-tonatiuh), der Feuerregensonne (quiauh-tonatiuh) und das der Windsonne (eca-tonatiuh), bevor das jetzige Zeitalter der Erdbebensonne (olin-tonatiuh) begann[2]). Am Ende des erst-

[1]) Vgl. Dresdener Maya-Hs. und Cod. Cortes, sowie die Zusammenstellung bei Seler, Codex Borgia I, S. 57.

[2]) Seler, Cod. Borgia I, S. 204.

genannten Zeitalters, das durch eine Sintflut herbeigeführt ward, wurden die von der Flut verschlungenen Menschen in Fische verwandelt; am Ende des zweiten Zeitalters stürzte der Himmel ein, die Sonne unterbrach ihren Lauf, so daß sich am hellen Mittage Finsternis verbreitete und Dämonen in Gestalt von Jaguaren die Menschen zu fressen kamen. Das nächste Zeitalter endete mit einem gewaltigen Feuerregen vom Himmel, der die Menschen jener Zeit verbrannte. Am Ende der Windsonne erhoben sich fürchterliche Windstürme und die Menschen wurden in Windgestalten, d. h. in Affen[1]) verwandelt.

Daß die Menschen des zweiten Weltalters von Jaguaren gefressen wurden, besagt wohl, daß ihre Seelen in Jaguare übergingen oder daß die Menschen in Jaguare verwandelt wurden, wie jene des ersten Weltalters in Fische. Das Feuer wird in den mexikanischen Bilderschriften durch den Vogel des Feuergottes, den roten Arara, versinnlicht.[2]) Nach Analogie der beiden vorangegangenen Zeitalter würde man erwarten, daß die damaligen Menschen in Vögel verwandelt wurden. Die Verwandlung in Vögel war in der Tat ein Sinnbild der Verbrennung. Als sich Quetzal-couatl im Osten verbrannt hatte, stieg die verwehende Asche empor und verwandelte sich in allerhand Vögel von kostbarem Gefieder[3]). Auf Blatt 6 verso des Cod. Vatic. 3738, wo die Feuerregensonne dargestellt ist, sieht man denn auch auffliegende Vögel, d. h. Menschen jenes Zeitalters, die in solche verwandelt wurden.

Die Menschen der früheren Zeitalter wurden also in Fische, Jaguare, in Vögel und in Affen verwandelt. Die Namen der vier Sonnen enthalten die Beziehung der Zeitkreise zu den vier Elementen: Wasser, Erde (Jaguarsonne, s. Seler, Cod. Borgia, I, S. 92), Feuer und Wind und die Schicksale der Menschen der vier Zeitalter die Beziehung zu den kosmischen Tieren: die Fische entsprachen der Helmmaske des Regengottes des Ostens, dem cipactli, das auch als Fisch (Hornfisch, Schwertfisch) erklärt wird, die Jaguare dem gefleckten Hunde beim Regengotte des Westens, die Vögel dem Geier beim Regengotte des Südens und die Affen dem Tode beim Regengotte des Nordens. Auch die mexikanische Überlieferung kannte, wie man sieht, gleich der ägyptischen den Affen als kosmisches Tier des Windes und des Nordens. Es hat also sowohl die hellenistisch-ägyptische Überlieferung des Berliner Zauber-Papyrus als auch die mexikanische die Beziehungskette: Himmelsrichtungen, Elemente, Tiere und Zeitkreise; für die altjavanische und die mexikanische haben wir außerdem bereits die weiteren Glieder dieser Beziehungskette: Götter, Himmel, Bäume, Farben und Kalenderzeichen, kennen gelernt. Die Beziehungskette mit den Gliedern: Götter, Himmelsrichtungen, kosmische Tiere, Elemente, Farben, Kalender-Hieroglyphen und Zeitkreise kannten die alten Maya[4]); in reicher Fülle ließe sich zugehöriger Stoff aus Nordamerika, aus ganz Ost- und Südostasien, aus Indien, dem vorderen Orient und aus Ägypten beibringen, was hier nur angedeutet werden kann.

[1]) Der kaspisch-indische Hanuman, der Anführer des mythischen Bären- und Affenheeres, gilt als Sohn des Windgottes und heißt der „Windgeborene". Auch nach dem Mythenbuche der Quiché-Indianer Guatemalas, dem Popol Wuh sind die Affen in den Wäldern die Reste von Menschen eines vergangenen Zeitalters, das nach jener Überlieferung durch eine große Überschwemmung sein Ende fand; vgl. N. E. Pohorilles, Das Popol Wuh (Mytholog. Bibl. VI 1, S. 10, und W. Schultz, Erläuterung zum Popol Wuh). Die Verwandlung von Menschen in Affen in Verbindung mit der Flutsage ist auch in jüdischer Überlieferung bekannt, vgl. Micha Josef bin Gorion, Die Sagen der Juden I, S. 154. Danach wurden die Menschen in jener Zeit „in ihrem Aussehen zu Affen und das Ebenbild Gottes war dahin".

[2]) Cod. Borgia II, 83.

[3]) Seler, Cod. Borgia I, 3.

[4]) K. Haebler, Die Religion des mittleren Amerika, S. 81.

Das Altertum unterschied die vier Weltalter durch Metallfarben als das goldene, silberne, eherne und eiserne Zeitalter. Die Inder teilen den vier Weltaltern auch Farben zu, wie die alten Mexikaner nach Ausweis des Cod. Vaticanus A; W. Kirfel[1]) erwähnt, daß Viśnu in den vier Yugas, entsprechend der Abnahme der Gerechtigkeit, in ihnen die vier Kastenfarben annimmt, im Kṛta-Yuga die weiße, in Trēta-Yuga die rote, im Dvāpara-Yuga die gelbe und im Kāli-Yuga die schwarze. Die vier Kastenfarben der Brahmanen, Ksatrija, Vaiśja und Śudra sind nicht als Hautfarben verschiedener Menschenrassen zu erklären, sondern sind die vier kosmischen Farben, die den vier Himmelsrichtungen zugeordnet waren, wie unter anderem auch im alten Ägypten.[2])

Wir haben bereits die Vorstellung von den kosmischen Tieren, Farben und Zeitkreisen in Verbindung mit der mythischen Vorstellung von der Verwandlung der Gottheit und mit der religiösen Lehre von der Wiedergeburt der menschlichen Seele in der Alten Welt gefunden. Dieselbe Verbindung findet sich auch in der Neuen Welt.[3]) Hier sei jedoch nur auf die vier Verwandlungsformen des Gottes Qukumatz der Quiché-Indianer Guatemalas hingewiesen, von denen es im Popol Wuḥ heißt: „Fürwahr, ein wunderbarer König war dieser Qukumatz; je 7 (Nächte) stieg er in den Himmel und je 7 (Nächte) verwandelte er sich in eine Schlange und ward wirklich eine Schlange und wieder je 7 (Nächte) machte er sich zu einem Adler; je 7 (Nächte) auch zu einem Jaguar, und fürwahr seine Gestalt war die eines Adlers und eines Jaguars. Und wieder je 7 (Nächte) ward er geronnenes Blut, nur geronnenes Blut ward er." Diese vier Verwandlungsformen wurden in kalendrischem Sinne bereits von H. Beyer, in mythologischem von W. Schultz besprochen. Letzterer hat sie mit Recht mit den sogenannten Gestalten des Sphinxrätsels[4]), wie er nach Hüsings Vorbilde die mythischen Gestalten des Mondes nennt, verglichen. Die drei ersten Gestalten Schlange, Adler und Jaguar beziehen sich auf die Zeit der Lichtgestalten des Mondes, die letzte, das geronnene Blut, die auf die vierte Siebenerwoche eines 28tägigen Monats bezogen ist, entsprach ursprünglich der Zeit des Interluniums, den Schwarzmondnächten.

Die Verwandlungsformen des Qukumatz sind, abgesehen von ihrer nahen Verwandtschaft mit den vier kosmischen Wesen in China, auch aus dem Grunde lehrreich, weil sie, mit diesen auf die vier Jahreszeiten bezogenen Gestalten verglichen, das mythische Gesetz der Entsprechung der Kreisläufe und die gegenseitige Spiegelung des Monats- und des Jahreskreislaufes deutlich zeigen. Die Beziehung der Verwandlungsformen oder der kosmischen Wesen zu den Gestalten des Mondes im Monatskreislaufe ist natürlich ursprünglicher, als die zu den Jahreszeiten oder Sonnenständen im Jahreskreislaufe. Erst auf Grund des mythischen Gesetzes der Entsprechung der Kreisläufe werden Namen, wie der Name „Schlangenmond" (Wai-to-ke Ha-zho), mit dem z. B. die Menomini den Mond im Frühlinge bezeichnen[5]), verständlich. Dem entspräche es, wenn z. B. die Quiché den zunehmenden Mond als „Schlangenmond", den Vollmond als „Adlermond", den abnehmenden als „Jaguar-

[1]) Kosmographie der Inder, S. 91 f.

[2]) H. Brugsch, Die Religion der Ägypter.

[3]) Den einschlägigen Stoff habe ich in einer Arbeit, „Die mythischen Gestalten des Mondes in Amerika", behandelt.

[4]) Ich ziehe diesem Ausdrucke die Bezeichnung „mythische Gestalten des Mondes" vor als eine Bezeichnung, die auch dem mit den Fortschritten der vergleichenden Mythenforschung nicht Bekannten verständlich ist und vor allem nicht zu Mißverständnissen führen kann.

[5]) H. Kunike im Anthropos, Bd. XII/XIII, 1917/18, S. 181.

mond" und den Neumond als „Blutmond" bezeichneten, Namen, die ähnlich sicherlich bei dem einen oder anderen Volksstamme üblich sind bzw. waren, was ja für die Quiché durch die mythische Überlieferung von den vier Verwandlungsformen nahe gelegt wird. Die vier Gestalten, aus denen sich die kosmischen Wesen und im späteren Verlaufe Namen von Sternbildern an den vier Weltecken entwickelten, gehen auf mythische Bilder der vier Phasengestalten des Mondes zurück: die Schlange ist ein Bild der schmalen Neulichtsichel, der scharfblickende Adler ein Bild des in der Dunkelheit leuchtenden, d. h. alles sehenden Vollmondauges, der Jaguar das gefleckte Raubtier, ein Bild des nach Vollmond immer fleckiger werdenden abnehmenden, der Zerstückelung [1]) entgegengehenden Altlichtmondes und das geronnene schwarze Blut ein Bild der mit einem gestockten Blutkuchen verglichenen verdunkelten Scheibe des absteigenden Aschenmondes vor Eintritt des Interluniums. Um die Ähnlichkeit der vier Verwandlungsformen des Gottes der Quiché mit den vier kosmischen Wesen in China deutlich vor Augen zu führen, seien die beiden Reihen einander gegenübergestellt:

| Vier kosmische Wesen (China): | | Vier Verwandlungsformen der Gottheit (Guatemala): | |
|---|---|---|---|
| 1. Jahresviertel | (Frühling) Drache | 1. Mondwoche, | Schlange |
| 2. „ | (Sommer) Vogel | 2. „ | Adler |
| 3. „ | (Herbst) Tiger bzw. gefleckter Hund | 3. „ | Jaguar |
| 4. „ | (Winter) schwarzer Krieger oder schwarze Schildkröte. | 4. unvollständige Woche (Zeit d. Dunkelmondes oder Interlunium). | (schwarzes) geronnenes Blut. |

Von dem einer anderen Symbolik angehörenden letzten Bilde — die dunkelnde Mondscheibe als schwarze Schildkröte, die sich in ihren Panzer zurückzieht, oder als gestockter Blutkuchen, bzw. als das von geronnenem Blute geschwärzte Gesicht des Kriegers aufgefaßt — abgesehen tritt die Verwandtschaft der beiden Reihen deutlich genug zutage, um zu erkennen, daß die vier kosmischen Wesen eine spätere Entwicklungsstufe der ursprünglichen mythischen Gestalten des Mondes sind. Auch sonst zeigen uns amerikanische Stoffe, besonders mythische, eine ältere Stufe, die in der Alten Welt infolge mehrfacher Überlagerung und Vermischung der Kulturen nicht mehr an der Oberfläche erscheinen, meines Erachtens doch auch hier vorhanden gewesen sind und mit der Zeit wieder aufgedeckt werden können.

Den Ausgangspunkt der Richtungs-Tierkreise nebst ihren Beziehungsketten sehe ich in den aus erschauten Bildern entwickelten mythischen Gestalten des Mondes, indem ich mir den Ursprung jener aus Natursymbolik und darauf beruhender mythischer Mondanschauung entstanden denke. Die Unterscheidung der drei oder vier auffallendsten Gestalten des Mondes bildete offenbar die Grundlage: der wachsende Mond schien von selbst Keimen und Wachstum anzudeuten, die Zeit des Vollmondes die Reife, der abnehmende Mond das Schwinden, Welken und Altern und die Zeit des Neumondes das Erlöschen aller Lebenstätigkeit und alles Wachstums in der Natur. Dieselben Erscheinungen erkannte man innerhalb des Jahres-

[1]) Der Zerstückelte ist in mythischem Sinne insofern eins mit dem Zerstückler, als beide Gestalten, Spieler und Gegenspieler, auf denselben Gegenstand mythischer Anschauung zurückgehen. Den Zerstückler stellte man sich in ganz Mittel- und Südamerika unter dem Bilde des Jaguars, des fressenden verschlingenden Raubtieres, vor. Der Zerstückelung einer mythischen Gestalt entspricht im Mondgeschehen die Zeit des Altlichtmondes, wobei sich der Zerstückelte als der abnehmende Lichtmond, sein Gegenspieler, der Zerstückler dagegen als der zunehmende Aschenmond erweist.

kreislaufes, der mit seinem Wechsel der drei oder vier Jahreszeiten gleichsam ein abgeschlossenes Bild des allgemeinen Lebenskreislaufes bot. Man setzte daher den Monatskreislauf dem allgemeinen Kreislaufe des Lebens und dem Jahreskreislaufe gleich.[1]) Die Erfahrung lehrte ferner, daß die scheinbare Drehung des Himmels sowohl im Jahre als auch im Tage einen vollen Kreis beschrieb. Das führte auf die Gleichsetzung der Kreisläufe der Himmelskörper überhaupt und auf die Gleichsetzung des Tageskreislaufes, als eines gleichsam zeitlich zusammengedrängten Abbildes des Jahreskreislaufes mit diesem. Die weitere Beobachtung, daß Aufgang, Kulmination und Untergang der Gestirne stets an bestimmte Raum- und Zeitpunkte geknüpft war, führte zur Gleichsetzung des sichtbaren Himmelskreises mit dem durch bestimmte Punkte desselben bezeichneten Kreise der Erscheinungsformen eines Himmelskörpers. Aus der Gleichsetzung der einzelnen Kreisläufe und der wichtigsten innerhalb derselben, am Himmel und auf Erden sichtbaren oder doch in ihren Wirkungen erkennbaren Erscheinungsformen der Natur ergaben sich von selbst die oben erwähnten Beziehungsketten der Natursymbolik, der Kosmologie und des Mythos. Diese „Catenae rerum naturalium" sind also sicherlich älter als ihre Verbindung mit einem geographisch deutbaren Weltbilde. Dies wird meines Erachtens auch durch die Kosmographie selbst bestätigt, indem die einfachsten und ältesten Weltbilder nicht geographische Weltbilder, sondern überall rein schematische Einteilungsbilder[2]) der himmlischen oder irdischen Welt waren. Das einfachste schematische Einteilungsbild der Welt im Kulturbereiche der Tolteken ist der schon von F. Bork als kosmographisches System erkannte vierfarbige Ballspielplatz[2]) mexikanischer Bilderschriften. Wenn Bork in den vier Farben des Kosmogramms die vier kosmischen Farben sieht, hat er gewiß Recht. Bork hat ferner den kosmischen Ballspielplatz mit dem Systeme der vier Himmelspunkt-Planeten der Babylonier mit ihren Farben verglichen und beide Systeme unmittelbar zusammengestellt. Abgesehen nun davon, daß Bork die reiche Fülle von Stoff über kosmische Farben, Götter, Tiere, Bäume, Elemente u. a. innerhalb des Toltekengebietes ganz unberücksichtigt ließ, erheben sich auch starke Zweifel an der Planetennatur der auf die vier Felder des Ballspielplatzes verteilten Gottheiten. Auf dem kosmischen Ballspielplatze, der übrigens auch zweiteilig und zweifarbig vorkommt, spielen auf Blatt 27 des Cod. Borbonicus vier Gottheiten gegeneinander, und zwar nach Seler[3]) Xochi-pilli = Cin-teotl, der junge Maisgott gegen die alte Erdgöttin Ciua-couatl = Ilamatecutli und Ixtlilton („das kleine Schwarzgesicht"), der Tanzgott gegen Quetzal-couatl. Für die Annahme, daß die vier Gottheiten auf dem Ballspielplatze als Planetengötter gedacht waren, fehlt jeder direkte Anhalt, dagegen läßt sich ohne weiteres beweisen, daß ihm vier Gestalten des Mondes entsprechen, die allerdings in der Eigenschaft der vier Welthüter letzten Endes auch den altweltlichen Planetengöttern der vier Himmelspunkte vergleichbar sind. Die Verkleidungen der vier genannten Götter sind die grün gefiederte Schlange für den Gott Quetzal-couatl, das Waldhuhn für Xochi-pilli und der Jaguar für die alte Erdgöttin. Als Verkleidung oder Tiersymbol des Tanzgottes kommt zunächst die Schildkröte in Betracht, deren Panzer als Pauke und Musik-

[1]) Vgl. F. Boll, Die Lebensalter, ein Beitrag zur antiken Ethnologie und zur Geschichte der Zahlen, S. 8.

[2]) Sogar die einem ausgesprochen praktischen Zwecke dienenden Karten der seetüchtigen Polynesier, die sogenannten Stabkarten, sind rein schematische, aus bloßen Linien bestehende Einteilungsbilder; vgl. A. Schück, Die Stabkarten der Marshall-Insulaner.

[2]) OLZ. 1917, Sp. 145 f.

[3]) Seler, Cod. Borgia I, S. 291.

instrument zum Tanze diente.[1]) Wir haben also für die vier Himmelsrichtungen folgende Tierverkleidungen der Götter anzusetzen:

| Mexiko: | | China: |
|---|---|---|
| grün gefiederte Schlange | Osten | grüner Drache |
| Waldhuhn | Süden | roter Vogel (Goldfasan) |
| Jaguar | Westen | weißer Tiger |
| und Schildkröte | Norden | schwarze Schildkröte. |

Die beiden zum Vergleiche nebeneinander gestellten Reihen zeigen unleugbare Verwandtschaft. Die Übereinstimmung in der Auswahl der Tiere sowie die völlig gleiche Zuordnung zu den vier Himmelsrichtungen lassen an einen bloßen Zufall gar nicht denken. Der kosmische Ballspielplatz tritt in den Bilderschriften zuweilen auch achtteilig mit einem neunten Mittelfelde in der Mitte und in den vier kosmischen Farben gemalt auf (Text-Abb. 4). Den mythischen Charakter des Ballspieles hat schon E. Seler betont. Aber nicht nur das Spiel hat kosmische Grundlage, sondern auch der Ballspielplatz der alten Mexikaner ist selbst ein Abbild des Himmels, ein schematisches Himmelsbild oder, wie ich an anderem Orte nachgewiesen habe, in seinem Grundrisse ein ausgesprochenes Kosmogramm und in der Form auf Blatt 19 des Tonalamatls der Aubinschen Sammlung als Kosmogramm der neun Himmel aufzufassen. Damit stimmt auch die mythische Symbolik des Spieles bestens überein: Gelang es einem Spieler, seinen Ball in das Wurfloch in der Mitte zu schlagen, so hatte er das Recht, allen Zuschauern die Mäntel auszuziehen, als sein Eigentum zu belegen und wurde als Sieger gefeiert. Das Mittelfeld des in Text-Abb. 4 wiedergegebenen schematischen Himmelsbildes entsprach dem Himmel der Mitte und Aufenthalte des Herrn der Mitte, als welcher in Mexiko der Feuergott und König der Götter, der „Gelbsichtige" (Ixcoçauhqui), galt. In China galt der Himmelsgott als Herr des obersten Himmels und Herr der Mitte und sein irdischer Vertreter, der Kaiser oder „der gelbe Sohn des Himmels", als Beherrscher des Reiches der Mitte.

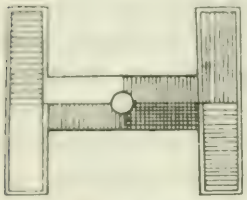


Abb. 4. Der himmlische Ballspielplatz mit den kosmischen Farben als Kosmogramm der neun Himmel dargestellt.

Der Sieger im mexikanischen Ballspiele war als Besitzer der Mäntel der Zuschauer gleichsam der irdische Vertreter des göttlichen Herrn der neun Länder.[2]) Die Mäntel der Zuschauer am Ballspielplatze waren also von Hause aus als Herrschaftssymbole der göttlichen Herren der neun Himmel gedacht, als welche wir, wie ich anderswo zeigen werde, die aus den Bilderschriften bekannten „neun Herren der Nacht" ansehen dürfen, dieselben, deren Himmelshäuser wir im zweiten Teile dieses Vortrages bereits kennen lernten. Der Sieger im Ballspiele wurde von den Zuschauern „großer Ehebrecher" gescholten, dem ein übler Tod vorausgesagt wurde. Im Bereiche des indischen Kultureinflusses stand der Mondgott Soma gewissermaßen in diesem Lichte, von dem es hieß, daß er abwechselnd je eine Nacht in dem Mondhause einer der 27 Dakša-Töchter, in den Nakśatras, verweile und dort sein Beilager halte[3]). Den Brauch, daß man Wasser in das Loch des Ballspielplatzes, den sogenannten

[1]) Seler, l. w. o. I, 306.

[2]) Diesen Titel führte der Kaiser von China in der Tat.

[3]) Auf die Verbindung einer ähnlichen Vorstellung mit den 32 Sternbildern des Himmels weist die plastische Darstellung der 32 Stellungen der geschlechtlichen Vermischung im Tempel des Klosters Ra mo tschhe in Lhasa; s. Koeppen, Die Religion des Buddha II, S. 339.

„Brunnen" goß, habe ich oben in dem Sinne gedeutet, daß man mit dem Wasser den Liebesbrand des „Ehebrechers" löschte.

Eine andere Form des Himmelsbildes, die dem himmlischen Einteilungsschema auf Blatt 14 des Cod. Borgia zugrunde liegt (Text-Abb. 6), wurde bei Besprechung der Himmelszeichen als Kosmogramm der neun Himmel nachgewiesen. Es ist noch in anderer Hinsicht von Belang, indem dasselbe Schema als Himmelsfigur auch in Ost- und Südostasien in dieser Form wiederkehrt: #. Dasselbe Zeichen bedeutet in der chinesischen Schrift so viel wie „Brunnen" (ts'ing) und erinnert an das altchinesische, die himmlische Einteilung spiegelnde Einteilungsbild der Erde in neun Länder, des Landes in neun Provinzen und des Ackerlandes in neun Felder. In letzterer galt das Mittelfeld, in dem vor Alters ein Brunnen gestanden haben soll, als Eigentum der Regierung, die für die Bewässerung des gesamten Ackerlandes Sorge trug. Die chinesische Einteilung des Ackerlandes in neun Felder wird dem mythischen Kaiser Hoang-ti, dem gelben Kaiser zugeschrieben, der auch die fünf Farben (grün, rot, schwarz, gelb und weiß) im Rituale und in der Kunst aufgebracht haben soll. Die fünf Farben sind natürlich nichts Anderes als die kosmischen Farben der vier Himmelsrichtungen und der Mitte.

Abb. 5. Südindisches Kosmogramm mit achtstrahligem Windrosenstern und Darstellungen der acht Welthüter; aus G. Jouveau-Dubreuil, Annales du Musée Guimet, Archéologie du Sud de l'Inde, Bibliothèque des études, Tome XXVI, p. 116.

Derselbe quadratische Grundriß des Kosmogramms der neun Himmel, in Südindien unter dem Namen Aṣṭadikpālaka bekannt (Text-Abb. 5), trägt in den Außenbildern je ein Bild einer Gottheit; im Mittelfelde sieht man eine achtteilige Windrose in Form eines achtstrahligen Sternes, den man vielleicht als Stern der Göttin Kālī oder ihres Gatten Kāla auffassen darf. Vergleicht man nun die beiden Schemata, das indische und das mexikanische auf Blatt 14 des Codex Borgia in Hinblick auf die beiderseitige Verteilung der einzelnen Gottheiten, so drängt sich beim achtstrahligen Stern im Mittelfelde des indischen Kosmogramms, dem vermutlichen Symbol des göttlichen Ehepaares Kāla-Kālī, der Gedanke auf, daß der zerstörende Zeitgott Kāla-Śiva und seine Gattin in dem göttlichen Ehepaare Mictlan-tecutli und Micteca-ciuatl des mexikanischen Pantheons sein Gegenstück hat. Der Todesgott nimmt aber in Text-Abb. 6 das Mittelfeld ein. Um das Mittelfeld des indischen Kosmogramms herum liegen die acht himmlischen Außenregionen, denen die acht Welthüter vorstehen und acht Tiere und die Tage der

Achterwoche entsprechen. In dem rechten unteren Eckfelde steht im indischen wie auch im mexikanischen Kosmogramme der Feuergott, in dem linken unteren Eckfelde in beiden der Sonnengott.[1])

Die linke obere Ecke nimmt in Text-Abb. 5 der Windgott auf einer Antilope (Sinnbild des eilenden Windes) ein, in Text-Abb. 6 der Regengott, der Gott, dem sich vielfach der Regenzauberer und Windgott Quetzal-couatl unterschiebt.[2])

Wie der indische Kubêra als Herr der unterirdischen Schätze im Berginnern wohnt, so ist der mexikanische Tepe-yollotli, „das Herz der Berge", ein Berghöhlengott. Die beiden nehmen dasselbe Feld des Kosmogramms, das obere Mittelfeld ein.

Abb. 6. Kosmogramm der neun Himmel mit ihren Herren, den neun Göttern der Nacht (señores de la noche; Codex Borgia, Blatt 14 [Eduard Selers Erläuterungen]).

Im rechten Mittelfelde der beiden Abbildungen stehen der Regengott und Gott der fließenden Ströme Indra einerseits, die Göttin des fließenden Wassers anderseits, deren geweihter Tag der Tag „7 Regen" war. Die Göttin Chalchiuhtl-icue steht nach Seler, Cod. Borgia I, 352, bei Quetzal-couatl, dem Regengotte des Ostens.

Im linken Mittelfelde stehen der indische Götterkönig und Himmelsgott Varuna und der mexikanische Maisgott, der auch durch den mexikanischen Himmelsgott und

[1]) In unserer indischen Darstellung an Stelle des Sonnengottes Suryas die Gottheit Niruti (skt. Nirriti) auf einer Menschengestalt.

[2]) W. Lehmann, Index zu Cod. Borgia, S. 94. — Tlalocs Priester vertritt den Windgott Quetzal-couatl; Tlaloc führt den Namen „vier Wind"; ihm ist der schnelle Hirsch zugesellt (Seler, a. a. O. I, 107), wie dem indischen Windgotte Vāyu die schnelle Antilope.

Götterkönig mit der mexikanischen, mit Maiskolben gefüllten Königskrone vertreten ward. Das möge vorläufig genügen, um zu zeigen, daß — so weit man ohne weitere Untersuchung feststellen kann — auch in der Art der Götter und in der Zuweisung ihrer himmlischen Standorte in der Mehrzahl der Fälle weitgehende Übereinstimmung herrscht. Wir sind durch sie berechtigt, die acht indischen Welthüter und das Ehepaar Kāla-Kālī mit den neun Herren der Nacht in Mexiko oder den Herren der neun Himmel im Hinblick auf ihr himmlisches Herrschaftsgebiet und ihre Funktionen in Vergleich zu stellen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Agni, der Feuergott | SO | 1 | Xiuh-tecutli, der Feuergott |
| Yama . . . . . | S | 2 | Itztli, der Steinmessergott |
| Surya . . . . . | SW | 3 | Piltzin-tecutli, der junge Gott der aufgehenden Sonne |
| Varuna . . . . . | W | 4 | Cin-teotl, der Maisgott |
| Kāla und Kālī . . | M | 5 | Mictlan-tecutli, der Todesgott |
| Indra. . . . . | O | 6 | Chalchiuhtl-icue, die Göttin des fließenden Wassers |
| Isana (Soma). . . | NO | 7 | Tlaçol-teotl |
| Kubêra . . . . . | N | 8 | Tepe-yollotli |
| Vâyu . . . . . | NW | 9 | Tlaloc. |

Es wurde schon früher erwähnt, daß das Kosmogramm der neun Himmel des Cod. Borgia, Blatt 14, durch die den neun Göttern unterhalb beigefügten Tageszeichen ein magisches Zahlenquadrat mit der Konstante 15 bildet, indem die neun Kalender-Hieroglyphen als Zahlzeichen zu lesen sind; man vergleiche die Zahlensumme der senkrechten sowie der wagrechten Mittelfelder und die diagonalen Zahlensummen:

$$8 + 5 + 2 = 15$$
$$4 + 5 + 6 = 15$$
$$9 + 5 + 1 = 15$$
$$7 + 5 + 3 = 15$$

Das erinnert daran, daß die vier Zahlensummen, deren Bildungsrichtung durch eine Gerade angezeigt ist, einem achtstrahligen Stern bzw. ein Achtstrahlenkreuz bilden, wie wir im Mittelfelde des indischen Kosmogramms den achtstrahligen Windrosenstern finden, in derselben Form, wie der achtstrahlige Stern der Göttin Ištar in Elam und Babylonien auftrat. Soll man alle diese Übereinstimmungen und Analogien als Zufälle betrachten? Ich glaube, die Antwort kann kaum mehr zweifelhaft sein.

Das magische Zahlenquadrat des Cod. Borgia, Bl. 14, gibt nur viermal die Konstante 15, was darin seinen Grund hat, daß statt der geraden Zahlen die ungeraden in den Eckfeldern stehen; vgl.:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 9 | 8 | 7 | 2 | 7 | 6 |
| 4 | 5 | 6 | 9 | 5 | 1 |
| 3 | 2 | 1 | 4 | 3 | 8 |

Daß im Cod. Borgia nicht die zweite vollkommenere Form des Zahlenquadrates vorkommt, die bekanntlich achtmal die Konstante 15 gibt (dreimal wagrecht, dreimal senkrecht und zweimal diagonal), sondern nur die unvollkommenere (siehe oben links), hat noch zwei andere Gründe; erstens prägt sich die rechts unten beginnende und rechts oben schließende, in jeder wagrechten Reihe die Richtung wechselnde, sonst aber ununterbrochen und regelmäßig ansteigende Zahlenreihe dem Gedächtnisse leichter ein, wobei möglicherweise auch mitgespielt haben mag, daß zugleich die Venuszahl 8 als die vornehmste in der Mitte der obersten Reihe zu stehen kommt. Mir scheint

aber ein anderer Grund für diese Anordnung der Zahlen bestimmender gewesen zu sein. Mir ist nämlich aufgefallen, daß der quadratische Grundriß des Kosmogramms der neun Himmel, der ja unserem Zahlenquadrate, dem sogenannten Sigillum Saturni,[1]) zugrunde liegt, in den Ländern des fernen Ostens und Südostens[2]), und zwar nur dort, auch durch den sphärischen Grundriß ersetzt wird. Auf diesen übertragen, zeigen die beiden Abarten des Zahlenquadrates das in Text-Abb. 14e und f wiedergegebene Schema. Diese ist eine besondere Ausprägung, die vor allem in Ostasien und in Südostasien zu Hause ist. Ein einfacher Vergleich lehrt, daß die beiden sphärischen Zahlenschemata sich nur darin unterscheiden, daß die beiden Zahlen 2 und 8 vertauscht sind. Das Auftreten des magischen Zahlenquadrates:[3])

| | | |
|---|---|---|
| atl | tochtli | maçatl |
| cuetzpalin | couatl | miquiztli |
| calli | eecatl | cipactli |

setzt nun unbedingt den Gebrauch der sphärischen Form des Kosmogramms der neun Himmel voraus. Das ist darum wichtig, weil darin abermals ein neues Bindeglied näherer kultureller Zusammengehörigkeit des toltekischen und des südostasiatischen Kulturgebietes festgelegt ist.

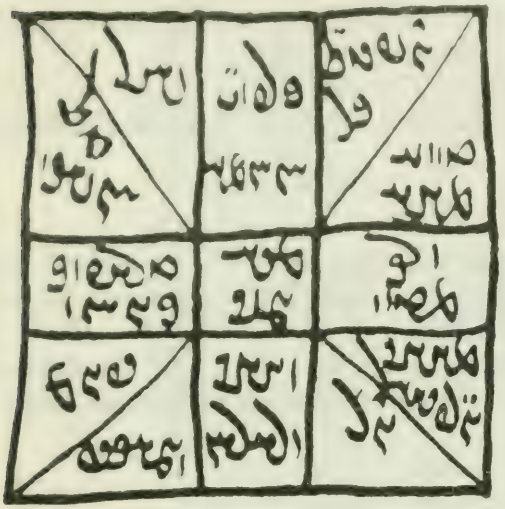


Abb. 7. Himmelsfigur des sogenannten „Horoskopes der Welt" nach dem persischen Bûndahišn (The Pahlawi text series, Vol. III, p. 51).

In meiner Abhandlung über Kosmogramme habe ich gezeigt, daß das Himmelsschema, Abb. 14b und c, der astrologischen Himmelsfigur in Tafel-Abb. 1 und 3 zugrunde liegt. Abb. 14j und l finden sich in Westasien und Indien als astrologische Himmelsfiguren vor, letzteres auch als Schema des Horoskopes der Welt[4]) im persischen Bûndahišn, S. 51, Text-Abb. 5, und bei Al-bîrûni.[5]) Die sphärische Form findet sich in der Gestalt der Text-Abb. 14c nur in Kambodscha. Das schematische Einteilungsbild des Himmels in der zapotekischen Bilderhandschrift, das wir schon kennen gelernt haben, Tafel-Abb. 4 ist aber offenbar nur die quadratische Ausprägung des

[1]) Vgl. M. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik I, 594; Ahrens, Studien über die „magischen Quadrate" der Araber (Der Islam VII, S. 186—250); W. Ahrens und A. Maaß, Etwas von magischen Quadraten in Sumatra und Celebes (Berlin 1916); M. Bittner, Ein armenischer Zauberstreifen (Anthropos IV, S. 182—189); Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes VII, S. 238; G. H. Herklots, Qanson-e-islam, S. 232.

[2]) La Loubère, Du royaume de Siam, tome II, p. 237; 266 ss. und 273.

[3]) In Zahlen, entsprechend den Tageszeichen ausgedrückt:

| | | |
|---|---|---|
| IX | VIII | VII |
| IV | V | VI |
| III | II | I |

Mittelpunkt und Endpunkte der Strahlen eines Achtstrahlenkreuzes deuten die neun Himmel als Sitze der „neun Herren der Nacht" an, die Strahlen desselben Kreuzes weisen auf die achtmalige Wiederkehr der durch Addition je dreier Zahlen gebildeten Konstante 15.

[4]) Tahmuras Anklesaria, The Bûndahishn (The Pahlavi text series, Vol. III, Bombay 1908, p. 14 und 51). Die Kenntnis des „Horoskopes der Welt" im persischen Bûndahišn verdanke ich dem Wiener Kaukasisten und Iranisten Privatdozenten Dr. R. Bleichsteiner.

[5]) Vgl. die Abbildung bei Sachau, Chronologie orientalischer Völker (Leipzig 1878).

kambodschischen Kosmogramms. Also auch hier wiederum dasselbe kosmische Einteilungsbild mit den Symbolen der Mondhäuser in Südostasien und in Mittelamerika.

Das Kosmogramm der neun Himmel in sphärischer Form (Text-Abb. 14b) findet sich in der chinesischen Astrologie unter dem Namen der „neun Kiu-kung" (neun Stationen) oder der „neun Himmel" [1]) in derselben Form, die Bork und ich voneinander unabhängig und beide ohne Kenntnis dieses Vorkommens in China vor Jahren als Ur-Instrument oder Kosmogramm des Kreises der 12 Tiere erschlossen haben.[2]) Auf ein neunteiliges Himmels- und Weltbild in Alt-Mexiko weist u. a. der in einem Liede an den Feuergott genannte Tempelname: Chicueyocan, d. h. „der Ort der Achtheit". E. Seler[3]) erklärt den heiligen Ort als naual-calli, d. h. als „das Haus der Verkleidungen" bei den rituellen Maskentänzen und den Namen als ein Synonymon von den in dem ersten Verse des Liedes genannten Tempel Mecatlan, dem Tempel der Musik. Ich möchte hier einen Schritt weitergehen und das naual-calli als das „Haus der Naguale", der früher besprochenen persönlichen Schutzgeister[4]) und Regenten der Tage des Maltermonats erklären, zumal „der Ort der Achtheit" auf das Kosmogramm der neun Himmel weist und zudem „naual" identisch ist mit dem Worte „nahual", der Bezeichnung der persönlichen Schutzgeister. Daß die Verbindung der Regenten der Mondhäuser, die den einzelnen Tagen des Monats vorstehen, mit dem Einteilungsbilde des Himmels, und zwar gerade dem Kosmogramm der neun Himmel auch sonst geläufig ist, sieht man u. a. aus den kosmographischen Darstellungen mit den Zeichen des Tierkreises, den zwölf Göttern, den zwölf Tieren oder den 27 Mondhäusern aus Kambodscha. Man sieht, immer und immer wieder ergeben sich bei diesem Stoffe Anknüpfungspunkte zur Alten Welt und besonders zu Südostasien.

Eine Sproßform des sphärischen Kosmogramms der neun Himmel ist der Grundriß der im mittelalterlichen und neuzeitlichen Abendlande von den Geomanten und Astrologen verwendeten Himmelsfigur, die sogenannte Nativität oder das Thema, das zur Eintragung des Geburtssternstandes dient (Text-Abb. 14n). Beide sphärischen Kosmogramme, das neunteilige und das dreizehnteilige, waren auch im alten Mexiko bekannt unter dem Namen der „neun Himmel" und der „dreizehn Himmel", wie ich a. a. O. gezeigt habe. Das in neun Felder geteilte bildet das „Sehwerkzeug" Tezcatlipocas und des Feuergottes, das sogenannte tlachie loni.

In Mexiko war auch das in Form einer Blume mit Fruchtboden und acht Blütenblättern stilisierte Einteilungsbild des Himmels bekannt, wie der in Text-Abb. 14g wiedergegebene Riß des kosmographischen Symbols bezeugt, das sich z. B. dem allerdings erst nachkolumbischen mexikanischen Cod. Magliabecchiano XIII 3, Blatt 8 verso, auf einer bei heidnischen Festen getragenen Schulterdecke, der „manta del

---

[1]) Mayers Manual 342, 345.

[2]) Der Wahrsagung aus dem Panzer der Schildkröte auf der Insel Tsu-shima (Funk in den Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens I, IX, 36 f.) entspricht das kosmische Einteilungsbild der Tafel-Abb. 25.

[3]) Gesammelte Abhandl. II, S. 1013, und III, 288.

[4]) Der Glaube an persönliche astrale Schutzgeister ist noch in der modernen Astrologie des Abendlandes lebendig. Hieher gehören u. a. auch der Lebensgeber oder Hyleg, dessen Standort zur Berechnung der Todeszeit verwendet wird, sowie der Geburtsgebieter, d. i. der Herr jenes Himmelszeichens, in dem sich der Ascendent befindet. Daneben spielen die Planeten als Stunden- und Tagesherren, die Götter der zwölf Tierkreiszeichen, die Jahresregenten u. dgl. eine wichtige Rolle für das Lebensschicksal der Nativen.

Sol", findet, wo es mit dem zweimal wiederholten Turnus der Farben: grün, rot, blau, gelb und braun, d. i. wohl nachgedunkeltem, gelbem Fruchtboden, also denselben Farben, die wir aus China als die kosmischen Farben des Ostens, Südens, Westens und Nordens kennen. Zum Blau des Westens vergleiche man das blaue Hündchen (xolo-cozcatl), dessen Bild man in Alt-Mexiko dem Mumienbündel des toten Kriegers umhing als Sinnbild des Seelengeleiters zum Hause der Sonne.

Das Kosmogramm der neun Himmel in Blumenform ist mir außer aus Mexiko nur noch in Südostasien bekannt, z. B. als Amulettform in Verbindung mit dem Totenkulte [1]) bei den hinterindischen Tscham.

Das Vāmana-Purāna [2]) nimmt nach W. Kirfel, Kosmographie der Inder, S. 58, neun Landschaften des Erdteiles Jambūdvīpa, eines Abbildes der himmlischen Einteilung, an, von denen acht Länder nach den Richtungen der Windrose das Mittelland Ilavṛta mit dem Berge Meru umlagern sollen; es sind der Reihe nach:

| | | |
|---|---|---|
| Osten | Kiṃpuruṣa | |
| | Bhadrāsya | |
| Süden | Hiranmat | |
| | Bhārata | Mitte: Ilavṛta |
| Westen | Hari | |
| | Ketumāla | |
| Norden | Čampaka | |
| | Kuru | |

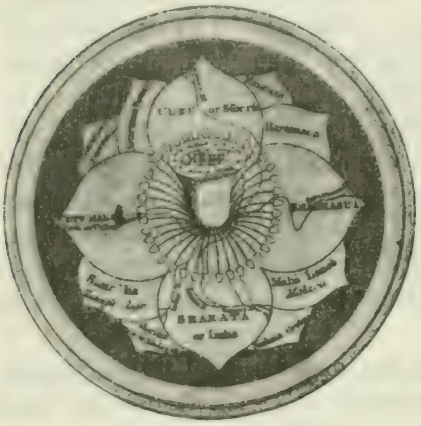


Abb. 8. Indischer Weltlotos; aus Asiatic Researches VIII, London 1808, p. 376.

Dieses Weltbild war auch in Blumenform als achtblätteriger Lotos bekannt, denn die indische Darstellung der Welt als einer zwölfblätterigen Lotosblume (siehe Text-Abb. 8) setzt jenen ebenso voraus, wie die abendländische sphärische Form der zwölfteiligen Himmelsfigur auf den Grundriß der neun Himmel zurückgeht.

G. Hüsing und W. Schultz haben gezeigt, daß auch das ursprüngliche iranische Weltbild der Karšaware ein neunteiliges mit einer Mittelwelt war [3]) und daß jedes Karšawar seinen besonderen Heiland hatte, das neunte in der Mitte den Hüter der Karšaware: Mithra, den Gott des Lichtes und des heiligen Feuers. Die neun iranischen Heilande erinnern an die acht indischen Welthüter und Götter der neun Himmel mit dem Zeitgotte Kāla-Śiva als Herrn der Mitte, der oder dessen Gattin durch den achtstrahligen Stern bezeichnet ist, sowie an die mexikanischen Götter der neun Himmel oder die neun Herren der Nacht mit dem Feuergotte Xiuhtecutli an der Spitze.

Ein neunteiliges Weltbild spiegelt sich auch in dem Palastbilde des Assyrerkönigs Šarrukin (Sargon) des Jüngeren (722 bis 705 v. Chr.). Der Palast hatte acht Tore, von denen — wie auf dem zapotekischen Kosmogramm in Form des Andreaskreuzes — je zwei nach einer der vier Himmelsrichtungen führten. Die acht Tore

[1]) A. Cabaton, Nouvelles recherches sur les Chams, Tafel bei S. 172.

[2]) 13, 2–7.

[3]) G. Hüsing, Die neun Karšaware (Mitra I, 1914, Sp. 253–256), und W. Schultz, Zu den neun Karšawaren, a. d. O. Sp. 57—259 mit 1 Tafel).

und die Außen- und Innenmauer trugen Namen ebenso vieler Gottheiten in dieser Reihenfolge:[1])

| | |
|---|---|
| Namen der Osttore | Šamaš, der mir den Sieg verleiht.<br>Adad, der Überfluß spendet. |
| Südtore | Bēl, der den Grund meiner Stadt legt.<br>Bēlit, die reiche Fruchtbarkeit verleiht. |
| Westtore | Anu, der das Werk der Hände vervollkommnet.<br>Ištar, die den Einwohnern Gedeihen bringt. |
| Nordtore | Ae, der die Quellen der Stadt leitet.<br>Bēlit ilāni, welche die Nachkommenschaft mehrt. |
| Innenmauer | Ašur, der den König alt werden läßt und die Truppen beschirmt. |
| Außenmauer | Ninurta,[2]) der den Grundstein der Stadt für die Ewigkeit legt. |

Das Palastbild setzt ein neunteiliges schematisches Himmelsbild voraus. Die Mitte ist der Palast des Königs, des irdischen Vertreters des obersten Himmelsgottes im neunten Himmel. Die Namen der acht Palasttore verraten noch, daß sie mit der astrologischen Deutung der einzelnen Himmelshäuser des achtteiligen Weltenrundes, also des Kosmogramms der neun Himmel im Zusammenhange stehen, weisen also ebenso wie die bei den neun Herren der Nacht auf Blatt 2—4 des Codex Féjerváry-Mayer dargestellten Figuren und Symbole auf ein astrologisches Wahrsageinstrument hin.

Das neunteilige Himmels- und Weltbild möchte ich als „kleines Weltbild" bezeichnen zum Unterschiede von demjenigen, das nicht nur die Einteilung nach den acht Himmelsrichtungen und der Mitte, sondern auch die Einteilung des ganzen Sternhimmels an der Mondbahn zeigt.

Wir sahen bereits an den kosmographischen Darstellungen aus China und besonders deutlich aus denen von Kambodscha, daß das Kosmogramm der neun Himmel, wie ja zu erwarten, auch der Grundriß des großen Weltbildes ist.[3]) Genau dasselbe ist auch im toltekischen Kulturkreise der Fall, wie wir bereits an der kosmographischen Darstellung des zapotekischen Codex sehen konnten. Auch die gleichzeitige Verwendung blumenförmiger Kosmogramme zur Darstellung des Schemas des kleinen und des großen Weltbildes finden wir in Ost- und Südostasien und in Mexiko und Mittelamerika.

Das kleine Weltbild in Blumenform wurde bereits besprochen. Als Beispiele des großen Weltbildes in Blumenform seien hier je zwei aus der Alten und der Neuen Welt genannt, aus jenen japanische Schalen in Gestalt von Lotosblumen, von denen

[1]) M. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens, Bd. I, S. 246.

[2]) Der Gott, dessen Name früher meist Ninib gelesen wurde. Die Lesung Ninurta ist jetzt durch phonetische Schreibung in einem Syllabar gesichert.

[3]) Vgl. die Einteilung der 27 Nakšatra in neun Trinoctien (vīthi), denen neun Symbole: Naga, Elefant, Airāvatī, Stier, Rind, alter Stier, Bock, Gazelle und Sonne entsprechen. Drei aufeinander folgende Trinoctien wurden zu einer Neunerwoche zusammengefaßt, den sogenannten Mārgas oder „Wegen"; vgl. die Einteilung in Vīthīs und Margas bei W. Kirfel, l. w. o. S. 140 und A. 1. — Vgl. auch die Zusammenfassung je dreier Nächte unter einem Namen nach der vormohammedanischen Zeitrechnung der alten Araber bei Albirunī (siehe Ginzel, Handbuch der math. u. techn. Chronologie I, 243).

eine bei O. Münsterberg[1]) abgebildet ist, die entsprechend den 32 Hallen der Himmelsherren und Regenten ebenso vieler Tage des auch nach Japan gelangten Maltermonats einer alten kalendrischen Venusrechnung 32 Blätter hat.

Das zweite Beispiel ist das bekannte japanische Reichswappen, das sogenannte Gold-Chrysanthemum-Blütewappen, ein ebenfalls 32blätteriges blumenförmiges, heraldisches Kosmogramm. Es stellt den großen „Weltspiegel", ein Sinnbild des Weltherrschers als des irdischen Vertreters des obersten Himmelsherrn dar. Der mongolische Welteroberer Timur Lenk trug den Weltspiegel als Zeichen seiner Herrscherwürde[2]) als Brustschmuck auf einer Metallplatte mit dem Einteilungsbilde der neun Himmel in seiner jüngeren Ausprägung. Bezeichnungen, wie „geomantischer Spiegel" für die astrologisch-geomantische Himmelsfigur, aus der man das zukünftige Schicksal ablesen konnte, erklären, daß gerade die Rückseite ostasiatischer Spiegel mit Vorliebe Motive aus dem kosmologischen Vorstellungskreise trägt. Beachtenswert ist die Tatsache, daß auch die Form solcher Spiegel fast stets den Grundrissen der Kosmogramme entspricht, d. h. meist kreisrund oder achteckig oder auch in Anlehnung an die Vorstellung vom Weltlotos die Form und die Darstellung eines blumenförmigen Kosmogramms zeigt. Ein solches in Form einer zwölfblätterigen Blüte hat z. B. die Rückseite eines japanischen Spiegels aus Silber mit aufgelegten Golddrähten und vierfarbigem, wohl die kosmischen Farben andeutenden Zellenschmelz. Der kostbare Spiegel, ein Herrschaftssinnbild des japanischen Kaisers Shomu, ist bei O. Münsterberg wieder abgebildet und auf S. 452 kurz beschrieben.[3])

Das japanische Reichswappen war ursprünglich ebenfalls ein solcher Weltspiegel in Blumenform und aus der Verbindung der Vorstellung von dem Weltlotos mit der der kosmographisch-astrologischen Himmelsfigur als eines Wunderspiegels zu erklären, aus dem der Herrscher die Zukunft, wie der Astrologe oder Geomant aus seinem Thema, dem „geomantischen Spiegel" ersehen kann. Die Auffassung des japanischen Reichswappens als Schema des Weltspiegels in Blumenform ergibt sich aus seiner kosmographischen Deutung von selbst und erinnert zugleich daran, daß nach mythischer Überlieferung die Göttin Amaterasu-oho dem Ahnherrn des Mikados einen kostbaren Spiegel samt Kristallkugel und Wolkenschwert als Sinnbilder der Herrschaft übergibt.[4]) Wie die Herrscher in Babel und Assur durch den Titel „Beherrscher der vier Weltquadranten"[5]) sich eigentlich als Herrn des Landes der Mitte, d. h. als „König der Könige", indische Großkönige nach dem acht- oder zwölfspeichigen Kosmogramm in Radform, dem Kāla-Čakra sich als Čakravartin, wörtlich „Raddreher" als Herren der menschlichen Geschicke und als Weltherrscher[6]) bezeichneten, die Könige in Susa und Persepolis die Mauerfriese ihrer Paläste mit dem 32blätterigen farbigen Blumensterne, einem kosmischen Symbole, schmückten, so trugen die Herrscher des fernen Ostens das Kosmogramm, den Weltspiegel als Sinnbild der Weltherrschaft auf der Brust.

Dem Herrn des obersten Himmels entspricht als geheiligte Farbe das Gold, dem Herrn der neun Himmel und Beherrscher des Reiches der Mitte der Titel „der

[1]) Chinesische Kunstgeschichte II, S. 423, Abb. 603.

[2]) Traugott Mann, Der Islam einst und jetzt, Abb. 100.

[3]) Chinesische Kunstgeschichte II, S. 459, Abb. 640.

[4]) D. Brauns, Japanische Märchen und Sagen, S. 134; vgl. auch K. Florenz, Japanische Mythologie, S. 199 f., und Géza Róheim, Spiegelzauber, S. 231, A. 3 u. 4.

[5]) Vgl. die Anrede des Inkaherrschers als „Herr der vier Weltgegenden" im alten Peru (Brehm, Das Inkareich, S. 379).

[6]) Auch der Christengott wird als Kosmokrator, als Weltherrscher bezeichnet.

gelbe Sohn des Himmels", wie auch die Farbe der kaiserlichen Gewänder in China goldgelb war. Auf dieselbe Vorstellung von dem irdischen Königreiche als Abbild des Himmels weist der Name des japanischen Reichswappens, das geradezu das Gold-Chrysanthemum-Blüte-Wappen heißt. Meine Deutung desselben als Kosmogramm wird dadurch in doppelter Hinsicht bestätigt. Die Mitte der Blüte, der Fruchtboden, entspricht dem 33. Himmel, dem Himmel der obersten Gottheit, und die Bezeichnung enthält einen deutlichen Hinweis auf die Farbe des himmlischen Herrscher-

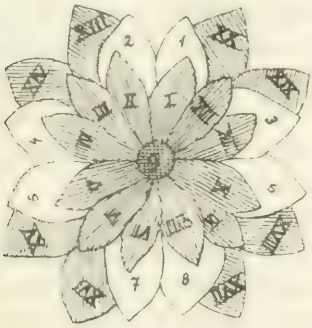


Abb. 9. Großes toltekisches Himmelsbild, blumenförmiges 28blätteriges Kosmogramm. Die innere Lage der Blütenblätter mit den römischen Ziffern I—XII entspricht den ersten zwölf Himmels- und Tageszeichen; vgl. die Sitze der „zwölf Alten" im Kalebassen-Weltbilde der Cora-Indianer.
Die acht nicht schraffierten mittleren Blütenblätter und der Fruchtboden der Blume entsprechen den Himmelshäusern der „neun Herren der Nacht"; vgl. die Himmelsrichtungen als Aufenthaltsorte der Richtungsgötter in demselben Weltbilde der Cora. Die acht äußeren Blütenblätter entsprechen den Himmels- und Tageszeichen XIII—XX; vgl. die „Göttermauer" im Weltbilde der Cora-Indianer.

Abb. 10. Blumenförmiges, aus 27 Blättern bestehendes Weltbild aus Südkalifornien, kosmographische Sandmalerei der Diegueño-Indianer. Nach T. T. Waterman, The religious practices of the Diegueño-Indians. University of California publications in American archaeology and ethnology, Vol. 8, pl. 17, fig. 2 (Model of sand-painting for girls ceremony).

gewandes. Das Herrschaftsgebiet des Mikado ist also, gleich China, ein Reich der Mitte, um das sich nach kosmischem Vorbilde die mythischen „acht Inseln" des japanischen Reiches im Kreise herum lagern.[1])

Das große Weltbild in Blumenform ist nun wiederum gerade in Mexiko und Mittelamerika bekannt. Das eine Beispiel ist das von mir erschlossene blumenförmige Himmelsbild, das große Weltbild der Tolteken (Text-Abb. 9). Zur Erläuterung der Abb. 9 sei hier noch bemerkt, daß der Fruchtboden der 28blätterigen Weltblume den Sitz des Regengottes Tlaloc[2]) darstellt; die innersten zwölf Blütenblätter, die

[1]) Ähnlich ist Korea in acht Kreise eingeteilt und die Hauptstadt Söul, als Residenz des Kaisers, galt wohl als die Mitte des irdischen Weltspiegels und als Nabel der Welt.

[2]) Der Regengott bezeichnet die vier Hauptrichtungen und hieß auch Chicunaui tecutli, d. i. „neun Herr", als Herr der neun Richtungen, ein Name, der ihn als Herrscher der neun Himmel bezeichnet (Seler, Cod. Borgia I, 117f.). Das Reich des Regengottes, der die Pflanzen und Blumen aufsprießen läßt, wie der Name des Gottes sagt, ist das Reich im Osten, weshalb auch der Ostwind tlalocayotl hieß und der weiße Hirsch des Ostens die Blume als Nackenrosette trägt (I. w. o I, 295, und II, 302).

dem ostasiatischen Kreise der zwölf Tiersymbole entsprechen, entfallen auf die ersten zwölf Himmelszeichen (= Tageszeichen I–XII); die mittlere aus acht Blütenblättern bestehende Lage bezeichnet die Himmelshäuser der den acht Richtungen vorstehenden Götter (= den ersten acht der „neun Herren der Nacht") und die acht äußeren Blumenblätter enthalten die Himmelszeichen XIII–XX.

Blumenförmige Kosmogramme sind meines Wissens in der Neuen Welt nur noch aus Südkalifornien bekannt. Ein solches blumenförmiges Weltbild ist unter den dortigen Luiseño-Indianern bei der Wukunish-Zeremonie für mannbar gewordene Mädchen im Gebrauche und von Dubois beschrieben worden.[1]) Hier sei nur kurz erwähnt, daß die mittels verschiedenfarbigen Sandes und Kohle hergestellte Sandmalerei, die die Welt darstellt, das Bild einer aufgeblühten Blume nach Art einer Seerose oder einer Lotosblüte mit drei Lagen zu je neun Blättern, im ganzen also 27 Blättern zeigt. Gegen Norden ist ein „Tor", das den Geistern gestattet, zu entweichen (auf der rechten Seite der Abbildung zu sehen) (Text-Abb. 10).

Auf dem zweiten Blatte der äußeren Blätterlage vom Nordtore aus ist ein schmaler Sandkreis zu sehen, der ein Meer bedeutet, im nächsten Blatte ein kleiner Sandhaufe als Sinnbild des Hügels, auf dem eine heilige Pflanze wächst, im sechsten Blatte, nach derselben Richtung gezählt, ein größerer Hügel, auf dem vier Tiere: Klapperschlange, Bär, Berglöwe und Wolf leben. Die Sandmalerei heißt Nahish oder Eskanish tarohayish. Der Fruchtboden des blumenförmigen Kosmogramms ist ein in den Sand gegrabenes Loch von etwa vier Ellen Durchmesser.

Die Vorstellung der Welt als Blume, die an die 27 Mondhäuser in Hinterindien erinnernde Anzahl der Blumenblätter sowie das Geistertor im Norden, wo die Welt z. B. auch nach iranischer und jüdischer Überlieferung unvollendet ist und offen steht, so daß durch dieses Tor die bösen Geister in die Welt eindringen können, sind Vorstellungen, die nicht den Eindruck erwecken, daß sie in der Neuen Welt entstanden und einer primitiven Kultur entsprossen sind. Da sich bei dem Stamme der Luiseño-Indianer auch sonst Elemente der geistigen und der materiellen Kultur finden, die nach dem Südosten Asiens weisen, wird man wohl auch dieses blumenförmige Weltbild mit dem von Indien beeinflußten Südosten Asiens verbinden müssen, wohin z. B. auch eine andere bei den Knaben-Pubertätsfeiern gebrauchte Sandmalerei[2]) dieses Stammes weist, welche die Erde darstellt und mit ihren „vier Händen der Welt", wie ihre vier Halbmesser genannt werden, an die mehrarmige Göttin kaspisch-indischer Herkunft sowie mit den auf den Enden der vier „Hände der Welt" sitzenden acht Tieren und dem außerhalb des Kreises liegenden sichelförmigen Gebirge auffallend an die malaiischen Achtstäbetierkreise und anderes erinnern. Ich halte alle diese Vorstellungen für sogenanntes „herabgesunkenes Kulturgut".

Zum Schlusse sei noch das eigenartige Weltbild der Cora-Indianer, eine Perlenmuster-Zeichnung der heiligen Kalebasse (tuša) der Cora-Indianer besprochen, das K. Th. Preuß im ersten Bande der Nayarit-Expedition[3]) veröffentlichte und das neuestens von W. Gaerte mit den kosmographischen Darstellungen auf Schalen proto-

[1]) C. G. Dubois, The Religion of the Luiseño-Indians, S. 87 ff., und Plate 17, Fig. 2. — Auf dieses blumenförmige Weltbild der Luiseño-Indianer Südkaliforniens machte mich Frau Ida Lublinski bereits vor sieben Jahren aufmerksam.

[2]) Siehe die Abbildung und Beschreibung dieser torokhoish genannten kosmischen Sandmalerei bei C. D. Dubois, The Religion of the Louiseño-Indians of Southern California (University of California, Publications in American Archaeology and Ethnology, 1908, Vol. 8, Nr. 3, S. 176 ff.).

[3]) K. Th. Preuß, Die Nayarit-Expedition, Textaufnahmen und Beobachtungen unter den mexikanischen Indianern, I. Die Religion der Cora-Indianer in Texten nebst Wörterbuch, Leipzig 1912, S. LXXXIV s, u. Abb. 24 a.

elamischer Herkunft, also mit Altvorderasien in Zusammenhang gebracht wurde. Das von dem Cora-Indianer Jacinto Silverio angefertigte Perlenmuster der heiligen Kürbisschale vom Altare der Maismutter zeigt um den Mittelpunkt zwölf im Kreise angeordnete Glasperlen, von denen vier tetragonal angeordnete mit je einer ebenfalls aus farbigen Perlen gebildeten, gegen den Schalenrand hin zweigeteilten Gabel verbunden sind. Zwischen den Perlengabeln und dem Rande der Schale sieht man eine aus eben solchen in den gleichmäßig wiederkehrenden Farben der sechs Richtungen Osten, Westen, Norden, Süden, Unten, Oben geordneten Glasperlen eine Guirlande aus zwölf nach innen hängenden Bögen. Der Rand der Schale, einer schematischen Darstellung der Welt die Preuß mit dem Festplatze des heiligen Mitote-Tanzes vergleicht, bedeutet den

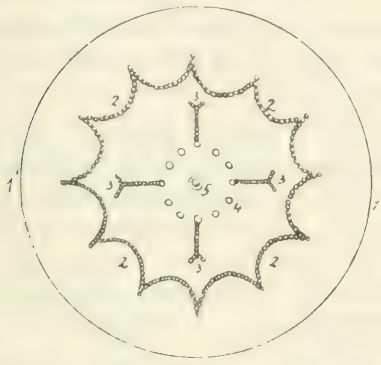


Abb. 11. Kosmographische Darstellung in der heiligen Kalebasse der Cora-Indianer (nach K. Th. Preuß, Die Nayarit-Expedition, Bd. I, S. LXXXV).

1 der Rand der Welt.
2 die Göttermauer.
3 die Himmelsrichtungen, Aufenthaltsorte der den einzelnen Richtungen vorstehenden Götter.
4 die zwölf Alten.
5 Sitz unseres Vaters, der Sonne, im Mittelpunkte der Welt.

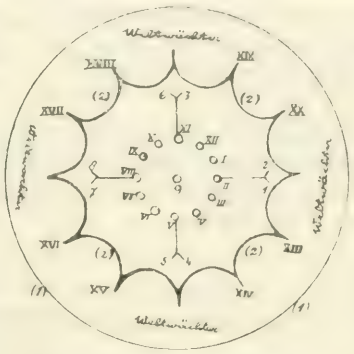


Abb. 12. Kosmogramm der 33 Himmel mit ihren Herren, den Regenten der Himmelszeichen oder Nagualen; großes alttoltekisches Himmelsbild, rekonstruiert.

(1) Rand des Himmels.
(2) die Herren der Himmelszeichen XIII—XX und die vier Weltwächter.
1—8 die Götter der acht Himmelsrichtungen.
I—XII die Herren der ersten zwölf Himmelszeichen.
9 Sitz Tlalocs, des Himmelsfeuergottes in der Himmelsmitte, dem Nabel der Welt

Rand der Welt, zugleich den Rand des Festplatzes. Die zwölf Bögen der Kalebasse bilden die Göttermauer nahe dem Rande der Welt. Auf dem Festplatze tanzt man nach Preuß zwischen diesem und der Göttermauer, zwischen dem Sänger und dem Altar. Die Perlenbögen bedeuten die Mauer der Götter oder den Aufenthalt der Haustiere und Menschen.

An den Spitzen der Perlengabeln ist der Aufenthaltsort der Götter, entsprechend den vier Richtungen des Festplatzes, wo die Götter wohnen und die Huldigungen ihrer Söhne empfangen[1]). Die zwölf Perlen im Kreise heißen die „zwölf Alten" oder die ersten Bewohner der Welt, auf dem Festplatze sind es die Dorfalten, der Dorfhäuptling mit den Angesehensten.

Der Mittelpunkt der heiligen Kürbisschale ist der Mittelpunkt der Welt, wo „unser Vater, die Sonne", wohnt. Auf dem Festplatze brennt in der Mitte das Feuer, das die Sonne darstellt.

Vergleicht man nun meine Rekonstruktion des blumenförmigen Kosmogramms der Tolteken, ihr großes Weltbild mit der Perlenmuster-Zeichnung der heiligen Kale-

[1]) Vgl. das Diagramm mit den Göttern der acht Richtungen auf Seite 96.

basse (Text-Abb. 11) und mit dem Mitote-Festplatze der Cora-Indianer (Abbild. 12) so springt die durchgreifende Übereinstimmung mit diesen beiden Weltbildern in allen Hauptpunkten deutlich ins Auge:

| Blumenförmiges Kosmogramm der Tolteken | Kalebasse der Cora-Indianer: | Mitote-Festplatz: |
|---|---|---|
| (Großes Himmelsbild): Fruchtboden; Sitz des Himmelsfeuer-Gottes Tlaloc, des Herrn der neun Richtungen, d. h. der Gesamtheit. | Wohnort unseres Vaters „der Sonne". | Heilige Feuerstätte. |
| Die ersten zwölf Himmelszeichen, den Mondhäusern der zwölf Monate des Jahres entsprechend. | Die zwölf Alten, die ersten Bewohner der Welt. | Die Dorfalten (Dorfhäuptling mit den Angesehensten). |
| Sitze der den Himmelsrichtungen entsprechenden acht Götter (die ersten acht von den neun Herren der Nacht. | Die acht Spitzen der vier Perlengabeln, der Aufenthaltsort der Götter(paare) der vier Weltgegenden. | Die vier Richtungen des Festplatzes, „wo die Götter wohnen und die Huldigungen ihrer Söhne empfangen". |
| Die acht Himmelszeichen XIII XX. | Acht Sitze der Göttermauer mit Ausschluß der an den vier Perlengabeln liegenden vier Punkte. | „Wohnorte der Haustiere und Menschen." |

Die Zwölfzahl der Punkte der die Göttermauer vorstellenden Guirlandenumrahmung weist gegenüber den nur in der Achtzahl auf diese Punkte entfallenden Himmelszeichen darauf hin, daß die vier an den Perlengabeln liegenden noch unbesetzten Punkte, wenn sie auch keinem eigentlichen Himmelszeichen, d. h. Sternbildern, entsprechen, dennoch ihre Bedeutung gehabt haben werden. Welche diese war, legt uns der Festplatz der Cora nahe, denn dieser, auf dem die heiligen Tänze und Zeremonien im Freien aufgeführt wurden, kann während der Dauer der heiligen Handlungen unmöglich unbewacht geblieben sein, vielmehr wird man zum Schutze der Festteilnehmer des Dorfes sicherlich Wächter ausgestellt haben. Diesen oblag es, den Festplatz während der heiligen Handlungen vor Überraschungen durch Feinde zu sichern, sie waren also die Hüter des Festplatzes. Da aber der Festplatz, wie es ausdrücklich heißt, die Welt darstellt, so sind wir berechtigt, die nach den vier Richtungen aufgestellten Wächter als die vier Welthüter zu bezeichnen. Wir werden also auch für die Reihe der altmexikanischen Himmelszeichen an der Mondbahn außer den bisher ermittelten 28 noch weitere vier anzunehmen haben, und zwar wohl in dem Sinne, daß vier aus der Gesamtreihe der Himmelszeichen ähnlich den vier kosmischen Wesen, unter deren Herrschaft die chinesischen Mondhäuser der vier Himmelsquadranten aufgeteilt waren, eben den vier Welthütern entsprachen.

Nun sahen wir bei Besprechung der mexikanischen Tageszeichen, daß jedem derselben eine Gottheit als Regent vorstand und daß die Reihe der mittelamerikanischen Naguale mit den Himmelszeichen und ihren astrologischen Schutzherren im engsten Zusammenhange stand. Als Zahl der Naguale konnten wir eine der beiden Zahlen des Maltermonats, also 32 oder 33, wahrscheinlich machen. Es ist nun wohl kaum Zufall, daß die kosmographische Zeichnung der heiligen Kalebasse gleichfalls auf die Zahl des Maltermonats führt, indem der Mittelpunkt der Zeichnung, als Sitz des Feuer- oder Sonnengottes, zwölf Punkte für die zwölf Alten, acht Punkte als

Sitze der Götter(paare) der vier Richtungen und weitere zwölf Punkte der „Göttermauer" addiert die Summe 33 geben.

33 Tagnächte zählt der große Maltermonat des Venuskalenders, in 32 + 33 Tage zerfällt ein Tonal-amatl-Viertel und 33 „Jahrbündel" (d. i. 33 × 52 = 1716 Jahre) dauerte nach Ixtlil-Xochitl jede der vier präkosmischen Sonnen oder der dem jetzigen vorangegangenen Weltzeitalter der alten Mexikaner. Die Mexikaner verehrten aber bekanntlich den Feuergott als den König unter den Göttern, der im obersten Himmel wohnt. Ist es nun wiederum bloßer Zufall, daß nach universistischer Vorstellung sowohl die Anhänger des Tao in China, als auch die alten buddhistischen Inder ausgerechnet 33 Himmelsherren kannten, die sogenannten Yü Huangs oder Tavatimsa-Götter, die in ebenso vielen Hallen im Traijatrimsa-Himmel wohnen und an deren Spitze, z. B. bei den Chinesen, „der Nephritherr", bei den Indern der Gott Indra stand[1]) und daß auch nach Ausweis der Punktanzahl der heiligen Tuša oder Kalebasse der Cora-Indianer der als Tayáu, d. h. „unser Vater", bezeichneten Gottheit der Mittelpunkt der die Welt vorstellenden Schale, d. i. der 33. Punkt, als der heiligste Punkt des Kosmogramms zufällt. Die oberste Gottheit, der Vater im Himmel, hatte danach wie in Indien und in Ostasien so auch in Mexiko im großen Weltbilde den 33. Himmel zum Wohnorte.[2]) Im kleinen Weltbilde entspricht diesem je nach Zugrundelegung des neunteiligen oder des dreizehnteiligen Himmelsbildes der neunte oder der dreizehnte Himmel.

Die Zahlen 32 und 33 fanden wir in der Alten Welt als heilige Zahlen der weiblichen Gottheit, der Gottheit des Planeten Venus, die aber auch als Nordsterngöttin, Symplegaden-, Mond- und Erdgöttin auftritt. Und die heilige, mit Blumen und ungesponnener Baumwolle gefüllte Kürbisschale steht ausgerechnet auf dem Altare der Göttin Tatéx, „unserer Mutter" oder Tatéx Nāsisa, „unserer Mutter Mais", die zugleich Erd- und Mondgöttin ist.

Der Sitz der göttlichen Mutter der Cora ist in der bei Preuß farbig abgebildeten heiligen Kalebasse in Jesus Maria in der Mitte der Schale, also dort, wo nach der oben besprochenen Kalebassen-Darstellung der vornehmste 33. Punkt war.[3])

[1]) Wilhelm, Chinesische Volksmärchen, S. 388: Nephrit bedeutet den Ausdruck der höchsten Würde. — Der oberste Gott der Inder, der Regen-, Gewitter- und Donnergott Indra, entspricht sowohl in seiner gehobenen Stellung als auch in bezug auf seine Funktion und sein Hauptattribut dem akkadischen Gewittergott Adad, sowie dem mexikanischen Regen- und Gewittergott Tlaloc.

[2]) Die christliche Legende berichtet zwar nichts von einem 33. Himmel, doch läßt sie den Pantokrator Christos ausgerechnet im 33. Jahre seines irdischen Lebens verklärt zu seinem Vater, dem Höchsten, in den Himmel auffahren. Darin liegt wohl ein Zug historisierter Legende. Über den Titel Pantokrator vgl. Stephani, Thesaurus linguae Graecae, VI, S. 173 f., sowie Reitzenstein, Poimandres, S. 296.

[3]) Die kalifornische Vorstellung von den vier „Armen der Welt", welche acht kosmischen Tieren zum Sitze dienen, also an die Achtarmigkeit der mütterlichen Gottheit und an die achtarmige kaspisch-indisch-japanische Göttin erinnern, ist mit dem kleinen Welt- oder Himmelsbilde ebenso verknüpft, wie die 32armige taoistische Nordsterngöttin mit dem großen Weltbilde. In beiden nimmt sie die Mitte des Himmels bzw. der Welt ein als Himmelskönigin. — Zur Verbindung der Achtzahl mit der mütterlichen Gottheit vergleiche man, daß es von der Göttin Ištar in einem Keilschrifttexte einmal heißt: „Ištar, welche den Sinn der Zahlen kennt", und daß es neben der Ištar von Uruk als Herrin der Sieben eine „Herrin der Götter" (Bēlit ilāni) als „Herrin der Acht" (II Rawlinson 55, 19 a) und eine Ištar bēlit tešē, vermutlich „Herrin der Neun" (Prisma Tukulti-pal-ešars II, Kol. I, 13, Keilinschriftliche Bibliothek I, S. 16) gab. Die Ištar als Herrin der Acht war offenbar die Göttin von Elam und Fürstin von Susa (Ištar, bēlit Elamti, rubāti ašibat Šuši, Stele Nabunaids, Vorderasiatische Bibliothek, Stück 4, S. 276, Kol. II, Z. 40 ff.), deren Wahrzeichen der achtstrahlige Stern der Venus bildete.

Wenn Preuß u. a. mitteilt, daß in den Cora-Texten neben den übrigen Göttern, den Takwáte, die drei Gottheiten Sonne, Mond und Morgenstern als die drei obersten Gottheiten genannt werden, so wird man jetzt wohl auch daran erinnern dürfen, daß Sonne, Mond und Venus von den medischen Dewajasnas als höchste Gottheiten verehrt wurden, wie auch im alten Babylon diese astrale Trias an der Spitze der Götter stand.

## Zusammenfassung der Hauptergebnisse.

Gegenstand der Untersuchung war ein zusammenhängender Ausschnitt aus dem Gebiete der altmexikanischen Geisteskultur, nämlich dem Kalenderwesen, dem Sternglauben und der schematischen Darstellung des Kosmos; innerhalb dieser schon im Titel des Vortrages ausgedrückten Dreiteilung des Stoffes sind folgende Teiluntersuchungen eingeschlossen:

1. Die Untersuchung einiger durch feststehende Kalenderzahlen und bestimmte Namen gekennzeichneter Elemente der Zeiteinteilung (Tag, Monat, Jahr), vor allem der Formen des Venuskalenders und ihrer Verbreitung in der Alten und Neuen Welt (Tonal-amatl, Nagual-Kalender, Kapu-Jahr, Târâ-Jahr, Wuku-windu; Maltermonat und Aśvavâha-Monat).

2. Der Ursprung der feststehenden Reihenfolge der 20 mexikanischen Tagesnamen und der Gruppe der 9 göttlichen Herren der Nacht im Zusammenhange mit der Einteilung des Sternhimmels, mit Sternglauben, Sterndeutung und Tagwählerei sowie dem rituellen Festjahre. Altweltlicher Vergleichsstoff (Mondhäuserreihen).

3. Himmelsschrift (Sternbilder am Himmel) und irdische Schrift (Bilder- und Buchstabenschrift).

4. Natursymbolik, Mondanschauung, Beobachtung der täglichen und jährlichen scheinbaren Drehung des Fixsternhimmels und des Laufes der Gestirne, Gleichsetzung der Kreisläufe in Zeit und Raum und Vergleich von Irdischem und Himmlischem als Wurzeln der mythisch-astrologischen Weltanschauung; die Kette der mythischen Beziehungen, der religiöse Glaube an die seelische oder körperliche Wiedergeburt und die Lehre von den großen Weltzeitaltern als einzelne Aspekte dieser Weltanschauung.

5. Der Zusammenhang des mittelamerikanischen Nagualkalenders mit dem altmexikanischen Tagesnamen- bzw. Mondhäusersysteme, ihre gemeinsamen Grundlagen und der astrologische Ursprung des Glaubens an persönliche Schutzgeister (Nagualismus). Kosmographische Theorie des Clan-Totemismus.

6. Einige Formen des schematischen Himmels- und Weltbildes der Tolteken im Zusammenhang mit der kosmischen Bedeutung des himmlischen Ballspielplatzes, des heiligen Festtanzplatzes und der kosmographischen Darstellung der heiligen Kalebasse der Cora-Indianer. Blumenförmige Weltbilder.

7. Das Kosmogramm der neun Himmel und das magische Zahlenquadrat mit der Konstante 15 (Sigillum Saturni) in Verbindung mit dem Venuskalender.

Die unter Punkt 1 fallenden Ergebnisse stützen sich auf das Vorkommen typischer Zahlen und Fristen der Venusrechnung sowie verschiedener Formen des Venuskalenders. Als typische Zahlen und Fristen der Venusrechnung lernten wir die folgenden kennen:

5 die Zahl des Quincunx und Ausgleichszahl der großen synodischen Venusperiode von einer Leitkonjunktion bis zur nächsten einerseits und der Rechnung nach Sonnenjahren anderseits ($5 \times 584 = 8 \times 365$). Der Quincunx als Hieroglyphe des

Planeten Venus in der Toltekei. Der Quincunx der fünf Richtungen, fünftägige Marktwoche in Mexiko; pasar-Woche in Indonesien, die indische pakśa-Rechnung nach 15tägigen Monatshälften und der ostasiatische Bauernkalender mit seinen 24 Sonnenzeiten setzt wohl gleichfalls die Fünferwoche voraus, ḥamuštu im alten Vorderasien.

8 Tage der Unsichtbarkeit des Planeten während seiner unteren Konjunktion mit der Sonne; während dieser acht Tage verwandelt sich der Mondgott Quetzalcouatl in den Gott des Morgensternes Tlauizcalpan tecutli.

Achterwoche. Spuren derselben in der Toltekei (Zerlegung des Tonal-amatl's in $8 \times 32 + 4$ Tage); bei den Quiché in Guatemala; in Indonesien, Hinterindien, in Ostasien; im Kalender der Parsen und der Juden, im christlichen Marienkalender (Oktaven).

Acht mittlere Maltermonate, d. h. Monate zu 32·5 Tagen, bilden das Tonal-amatl; Kapu-Jahr auf Hawaii, Târâ-Jahr bei den Chalcha-Mongolen.

8- oder 16teilung des Tages (Indonesien, Toltekei).

13 Himmel (China, Mexiko).

13 Götter (Assyrien, China, Mexiko); 13 Stunden des Tages (Mexiko).

13 Mondmonate zu 28 Tagen (Mexiko, Quatemala).

13 Fünferwochen = 1 Tonal-amatl-Viertel.

13 (pasar-Wochen) = 1 prakarma-māsa + 1 aśvavāhā-māsa.

13 zwanzigtägige Abschnitte = 1 Tonal-amatl.

13 siderische Venusperioden = 8 Sonnenjahre.

20 Stimmen des Wettergottes Adad.

20 Tagesnamen des kaspischen Wahrsagekalenders.

20 Buchstaben des altjavanischen Alphabets nebst 9 weiteren außerhalb desselben stehenden Schriftzeichen.

20 Hieroglyphen des toltekischen Kalenderschriftsystems nebst 9 Symbolen von Göttern.

20tägige Marktperioden (Indonesien), 20tägige Zeitabschnitte (Tsu-shima, Toltekei).

30- und 35tägige Monate gekoppelt (Wuku-Windu auf Java, prakarma-māsa und aśvavāhā-māsa bei den Indern; je ein 30- und ein 35tägiger Monat zu einem Tonal-amatl-Viertel vereinigt in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe Typische Zahlen des aus Fünferwochen gebildeten Venuskalenders.

32 und 33 typische Zahlen des auf dem Achtersystem beruhenden kaspisch-elamischen Venuskalenders; ihr Vorkommen als typische Zahlen in vor- und altbuddhistischer Zeit geht auf kaspisch-indischen Einfluß zurück; mit dem Buddhismus verbreiten sich auch die Zahlen des Achtersystems nach Ostasien.

Zahl der Tage des kleinen und großen Maltermonats, des Frauendreißigers. Die astrologischen Patrone der Tage des Maltermonats, die 32 (33) Tagesherren sind zugleich Herren ebenso vieler Himmelshäuser; vgl. die Himmelshallen der 33 Tavatimsa-Götter oder Himmelsherren (Indien, Ostasien, Mexiko);

33 ursprüngliche Zahl der Tage des althawaiischen Kapu-Monats; 32 oder 33 die ursprüngliche Zahl der mittelamerikanischen Naguale, vielleicht auch der den malaiischen Redschangs entsprechenden astrologischen Regenten.

33 Abteilungen des Himmels mit ebenso vielen Sterngruppen (Indien, Ostasien, Mexiko).

32 (33) Schriftzeichen (altindisches, altarmenisches, altbulgarisches Alphabet und altenglisches Runen-Alphabet).

32 (33) als zykische Zahlen: auf Java 32jährige neben 8jährigen und 20jährigen Windus; 32 Sonnenjahre = 20 synodischen Venusperioden oder 15 synodischen Umläufen des Planeten Mars in astronomischen Bilderhandschriften, z. B. in der Reihe N der großen Wiener Handschrift aus Mexiko; 33 „Jahrbündel" als Zeitdauer jeder der vier mexikanischen Weltzeitalter.

260 Tage. Länge des toltekischen Tonal-amatls, des althawaiischen Kapu-Jahres, des mongolischen Târâ-Jahres.

Von Formen der Venusrechnung wurden in der Toltekei, abgesehen von der vollen synodischen Venusperiode von 584 Tagen auch die halbe synodische Venusperiode von 292 Tagen indirekt festgestellt. Aus dem Mittelwerte dieser und der siderischen Umlaufszeit der Venus wurde in Analogie zu der Zerlegung des Sonnenmondjahres das Tonal-amatl gebildet:

$$13 \times 28 = 364;\ 1 \text{ Ergänzungstag.}$$
$$13 \times 20 = 260;\ 1 \text{ Ergänzungsmonat.}$$

Das Venusjahr konnte in der Toltekei in zwei Formen festgestellt werden: 1. gegliedert in Achterwochen und Maltermonate; 2. gegliedert in Fünferwochen und in Monate von abwechselnd 30 und 35 Tagen. Beide Jahresgliederungen wurden auch in der Alten Welt nachgewiesen, wobei Polynesien und Indonesien sowie Südostasien die Brücke bildeten. Nach Indonesien führen auch die von F. Graebner gefundenen Zusammenhänge. Interessant ist die Tatsache, daß außer der merkwürdigen Übereinstimmung der neuweltlichen mit dem südostasiatischen Überkragungssysteme der Tagesnamenreihen auch die Einteilung des Tages in 8 bzw. 16 Stunden, die Verwendung der Kalendersysteme im Wahrsagewesen und die Koppelung von Wochen verschiedener Länge sowohl in Indonesien als auch in der Toltekei vorkommt. Um nur ein Beispiel zu nennen, wird im javanischen Wuku-windu-Kalender entweder die fünftägige pasar-Woche mit der siebentägigen Wuku-Woche oder die pasar-Woche mit der sechstägigen[1]) paringkelan-Woche gekoppelt, um 65tägige Doppelmonate zu erhalten. Da die Koppelung verschieden langer Wochen wohl zu Wahrsagezwecken verwendet werden konnte, aber sonst wohl kaum praktischen Wert, z. B. für den öffentlichen Marktverkehr hatte, so gab es für diesen, der die fünftägige pasar-Woche bevorzugte, gewiß eine einfachere Rechnung ausschließlich nach pasar-Wochen. Wenn man nun 30- und 35tägige Monate abwechseln ließ, so hatte der erstere sechs, der letztere sieben pasar-Wochen, ein Doppelmonat von 65 Tagen, somit im ganzen 13 pasar-Wochen. Die Übereinstimmung eines solchen pasar-Kalenders, d. h. eines ausschließlich nach Fünferwochen rechnenden Wuku-windu mit der Gliederung des mexikanischen Tonal-amatls in fünfgliedrige Säulen ist auffallend:

| Pasar-Kalender: | Tonal-amatl-Viertel: |
|---|---|
| 30tägiger Monat = 6 pasar-Wochen | 30tägiger Abschnitt = 6 Fünferwochen |
| 35 „ „ = 7 „ | 35 „ „ = 7 „ |
| 65 Tage . . . = 13 pasar-Wochen | 65 Tage . . . . = 13 Fünferwochen |

Wenn sich die praktische Verwendung eines solchen Pasar-Kalenders in der Tat nachweisen ließe, so wäre die Frage, ob derselbe mit dem in fünfgliedrige

[1]) Die Zeitrechnung der Tenggeresen kennt u. a. die zur Tagwählerei gebrauchte Sechserwoche (mawoelon), die Siebenerwoche (woekoe), die Achterwoche (pagoeron) und die Neunerwoche (padangon). Vgl. Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde, 4. Volgreeks, 3. deel, 1879, S. 131 ff.

Säulen angeordneten mexikanischen Venuskalender in genetischem Zusammenhange stünde, wohl am Platze.

Als Beispiel für die Koppelung verschieden langer Wochen in demselben Kalender im alten Mexiko verweise ich auf die Koppelung von Siebener- und Neunerwoche auf den ersten acht Blättern des Codex Vaticanus Nr. 3773, des Codex Borgia und des Codex Bologna, wo das ganze Tonal-amatl durch das Zeichen eines menschlichen Fußabdruckes in folgender Weise zerlegt ist:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 1. Tonal-amatl-Viertel | 9 Neunerwochen | = 81 | Tage |
| 2. „ „ „ | 7 Siebenerwochen | = 49 | „ |
| 3. „ „ „ | 9 Neunerwochen | = 81 | „ |
| 4. „ „ „ | 7 Siebenerwochen | = 49 | „ |
| | | 260 | Tage |

Beide Formen der Venusrechnung, die nach Achterwochen sowohl als auch die nach Fünferwochen, konnten in Spuren auch in der Alten Welt nachgewiesen werden.

2. Die feststehende Reihenfolge der 20 mexikanischen Tagesnamen und der Symbolgruppe der neun Herren der Nacht konnte sowohl, was ihre Namen, ihre Verwendung im Wahrsagewesen als auch ihre Bedeutung betrifft, auf eine alttoltekische Reihe von 29 Himmelszeichen, d. h. auf das Zeichen der Himmelsmitte und die Zeichen von 28 an der Mondbahn gelegenen Sternbildern oder Mondhäusern zurückgeführt werden. Die Vergleichung dieser 29 Himmelszeichen, ihrer Namen und Symbole mit altweltlichen Mondhäuserreihen beweist klar und deutlich, daß alle diese Reihen samt der mit ihrer Verwendung in der Astrologie und im Wahrsagewesen eines gemeinsamen Ursprunges sind und mit der astrologischen Weltanschauung überhaupt letztlich auf das alte Westasien zurückführen.

3. An mehreren Beispielen konnte ein Zusammenhang zwischen Schriftzeichen, ihrer Zahl und feststehenden Reihenfolge festgestellt und der Ursprung der Kalenderschrift sowie der Buchstabenschriftsysteme aus Symbolen von Sternbildern angedeutet werden, ein Gedanke, mit dem sich schon Eduard Stucken beschäftigt hat. Die Kalenderschrift der alten Mexikaner geht ebenso wie bestimmte altweltliche Alphabetreihen auf die Beschäftigung mit der Himmelskunde und ihre Verwertung in der Sterndeutung zurück, und zwar auf ein und dasselbe astrologische System, dessen Ursprung, soweit wir von einem solchen überhaupt sprechen können, nach Westasien weist.

4. An verschiedenen Reihen sogenannter Richtungstierkreise wurde der Zusammenhang zwischen Natursymbolik, Mondanschauung, Himmels- und Zeiteinteilung, Kosmologie, Mythos, Astrologie und religiöser Weltanschauung skizziert und ein ehemaliger Zusammenhang des geistigen Kulturbesitzes mehrerer Kulturvölker Asiens und Mittelamerikas aufgezeigt.

5. Der Glaube an persönliche Schutzgeister in der im alten Mittelamerika bekannten Form des Nagualismus wurde als eine erst aus astrologischer Grundlage entstandene Entartungserscheinung, als „gesunkenes Kulturgut“ nachzuweisen versucht. Auch hier führen Zusammenhänge nach Westen.

6. Die besprochenen schematischen Einteilungsbilder des Himmels in der Toltekei sind nicht diesem Kulturkreise eigentümlich, sondern kehren in denselben Formen und im Zusammenhange mit derselben kosmologischen Weltanschauung auf der

östlichen Erdhälfte wieder. Die Fäden führen auch hier wiederum lückenlos bis nach Westasien.

7. Die Kosmogramme der neun Himmel und der dreizehn Himmel kommen gleichfalls westlich und östlich des Großen Ozeans vor. Da eine Art von Kosmogrammen, nämlich das der neun Himmel überdies in Verbindung mit dem Kulte derselben Planetengottheit und mit dem Venuskalender als magisches Zahlenquadrat mit der Konstante 15, sowohl in altmexikanischen Bilderhandschriften als auch in ganz Ost- und Südostasien wiederkehrt und seine Verbreitung zweifellos mit der Verbreitung der astrologischen Weltanschauung zusammengeht, so ist auch hier wiederum vorderasiatischer Ursprung kaum mehr von der Hand zu weisen.

Ich glaube daher, daß die Kalendersysteme, vor allem der Venuskalender, der gesamte Sternglaube und die schematischen Weltbilder der alten Mexikaner mit Recht als Zeugen verschollener Kulturbeziehungen zur Alten Welt gelten dürfen.

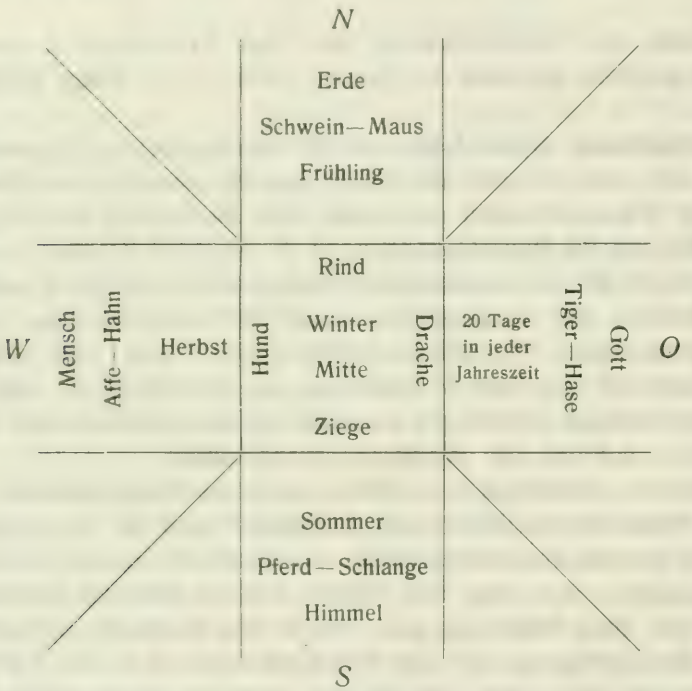



Abb. 13: Kosmographische Einteilung bei der Wahrsagung aus dem Panzer der Schildkröte auf der Insel Tsu-shima, Ostasien. (Vgl. Dr. Funk, Über Wahrsagung aus dem Panzer der Schildkröte, Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens I, IX 36 f.) Interessant ist die Zuteilung von vier der zwölf zyklischen Tiere zur Mitte, wodurch Borks und meine eigene Rekonstruktion der alten Instrumentenform der Dodekaoros als richtig bestätigt wird; vgl. das bei Tafel II, Abb. 15, Gesagte. — Von Interesse ist auch die Zuordnung je eines zwanzigtägigen Zeitraumes in jeder Jahreszeit zum Osten, da diese zwanzigtägigen Zeitkreise an die ebenso langen Marktwochen in Indonesien (z. B. die 20tägige Marktperiode der Tobela auf Celebes) sowie an die 20tägigen „Monate" des mexikanischen Festkalenders erinnern, deren Vorbild sich also auch in der Alten Welt da und dort noch erhalten hat.

Abb. 14: *a)* Achtstrahlenkreuz, mit und ohne kreisförmige Umrahmung vorkommend, Sinnbild der Einteilung des Himmels nach den acht Himmelsrichtungen, in der achtteiligen Windrose fortlebend. Die acht Endpunkte und der Mittelpunkt des Achtstrahlenkreuzes als Göttersitze gedacht, bildet das Schema ein Kosmogramm der neun Himmel, in dem der oberste Gott seinen Sitz in der Mitte, dem Nordsternhimmel einnimmt. Das Zeichen des Achtstrahlen-

kreuzes drückt daher als altbabylonisches Schriftzeichen den Begriff „Himmel“ und „Gottheit“ aus. Die oberste Gottheit wurde bei den Sumerern und bei den semitischen Akkadern als „Vater-Mutter“ (sumerisch ama-aa, d. h. „Mutter-Vater“, akkadisch abu-ummu „Vater-Mutter“), bei den alten Chinesen als fu-mu „Vater-Mutter“ angerufen und der altmexikanische, in der Himmelsmitte wohnende Feuergott hieß analog „die Mutter und der Vater der Götter, der in dem Nabel der Welt wohnt“.

Das Achtstrahlenkreuz besteht aus dem stehenden + und dem liegenden Kreuze × den Sinnbildern des väterlichen, männlichen, und des mütterlichen, weiblichen Prinzips, die im universistischen Tao als Yang und Yin, im Śivaismus als Lingam und Yôni bekannt sind.

Das Achtstrahlenkreuz im Kreise ist als Kosmogramm der neun Himmel ein Symbol der Gottheit als Weltherrscher (παντοκρατωρ, indisch: čakravartin); im heidnisch-germanischen Norden ist es als sogenanntes „Sonnenrad“, in Indien als das „Zeitrad“ (kālacakra, Rad des Zeitgottes Kāla-Śiva), in der christlichen Symbolik als Gloriole Gottes bekannt.

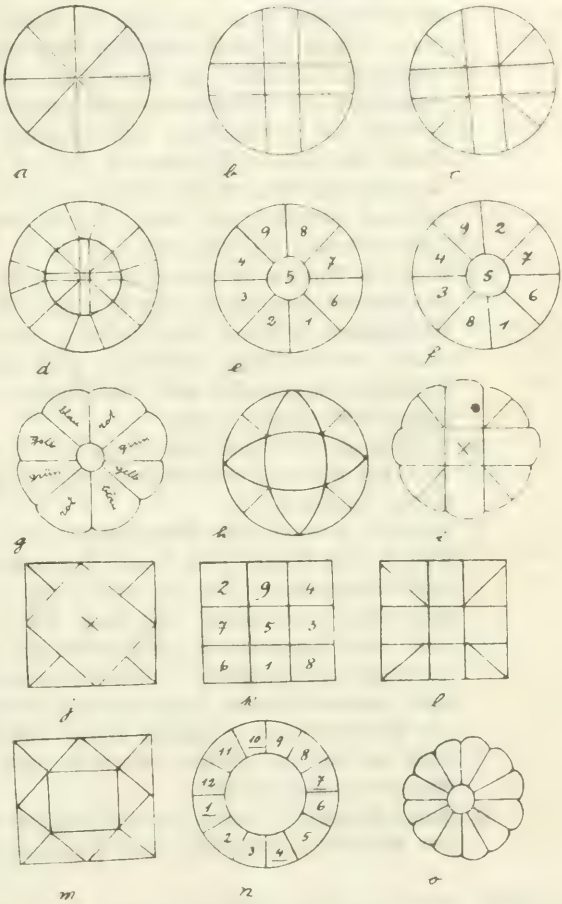


Abb. 14.

*b)* Kosmogramm der neun Himmel, mit und ohne kreisförmige Umrahmung vorkommend. In ganz Ost- und Südostasien auf kosmographischen Darstellungen das Einteilungsbild des Himmels darstellend; in quadratischer Form als Grundriß des Kosmogramms der neun Himmel in der Toltekei wiederkehrend (vgl. Text-Abb. 4), bildet es zugleich eine Form des magischen Zahlenquadrates mit der Konstante 15, des sogenannten „Sigillum Saturni“, das trotz seines erst vom Gotte des neunten Himmels entlehnten Namens ursprünglich nicht dem Saturn, sondern der Venus (keilschriftlich Ištar ideographisch als „ilat XV“ geschrieben; das Quadrat von $15 = 225$ weist auf die Anzahl der Tage der siderischen Umlaufszeit des Planeten Venus) zugehört.

Mit kreisförmiger Umrahmung in Tibet, China und Hinterindien vorkommend.

*c)* und *l)* Sphärisches und quadratisches Schema der in Ost- und Südostasien gebräuchlichsten Himmelsfigur der Astrologen; Kosmogramm der in China und in Mexiko bekannten „dreizehn Himmel“; dasselbe liegt der kosmographischen Darstellung im Codex Fejérváry-Mayer, Blatt 1 (vgl. Tafel-Abb. 4) sowie dem Zeichen für Null in den Steininschriften der Maya von Yukatan zugrunde.

*d)* Zwölfteilige Himmelsfigur, sphärischer Grundriß mit Wiederholung des Einteilungsbildes des Himmels im Mittelkreise; vgl. Tafel-Abb. 1, 3. Kambodscha.

*e), f)* und *k)* Sphärischer und quadratischer Grundriß magischer Zahlenquadrate mit der Konstante 15; vgl. Seite 118 des Textes; *k)* gibt den Grundriß des auf Blatt 14 des Codex Borgia unterhalb der Götter der neun Himmel durch die mexikanischen Tages- und Zahlzeichen gebildeten magischen Zahlenquadrates mit der Konstante 15 wieder.

*g)* Kosmogramm der neun Himmel in Blumenform mit den kosmischen Farben als Symbol der Sonne auf einer bei religiösen Festen getragenen Schulterdecke (manta). „Kleines Himmelsbild" der alten Mexikaner. Der Träger der „manta del sol" war der Vertreter des obersten Gottes, des Feuer- und Sonnengottes und durch das kosmographische Symbol als Herr der neun Richtungen, der neun Länder oder der neun Himmel ausgezeichnet. Die Figur stammt aus dem mexikanischen Cod. Magliabecchiano XIII, 3. Auf der Rückseite altchinesischer Bronzespiegel findet sich häufig das zwölfblättrige blumenförmige Himmelsbild. Neben der sphärischen Form und der achtblättrigen Blumenform des Kosmogramms der neun Himmel ist in Ostasien auch der achteckige Grundriß desselben beliebt, wozu man auch die achteckige Form des Weltbildes bei B. H. Hubert, Ferner Osten III, 40 ff., Shanghai 1905 (vgl. Mitra 1914, Sp. 259), in China vergleiche.

*h)* Sphärischer Grundriß des Horoskops, in Blumenform übergehend, von mittelalterlichen Astrologen des Abendlandes nach antikem Vorbilde.

*i)* Grundriß der zwölfteiligen astrologischen Himmelsfigur aus Siam (vgl. Karl Bock, Im Reiche des weißen Elefanten, S. 207). In der Mitte der Weltberg Zinnalo, die Mitte des Weltalls bezeichnend. Die zwischen den Kreuzbalken liegenden Räume gelten als Ozeane; rings um den Berg die zwölf Zeichen des Tierkreises in der Richtung von rechts nach links zwischen den vier Ecken der Erde.

*j)* Eine der Formen des iranischen Weltbildes. Der mittlere Karšawar ist gleich groß wie die äußeren acht Länder; vgl. Bundahišn XI, S. 32 ff. West und W. Schultz, Zu den neun Karšawaren im Mitra 1914, Sp. 257 f. Die Kreuzlinien in der Mitte des mittleren Karšawars sollen den Weltberg andeuten; diese Kreuzlinien vollends zu Diagonalen des Außenquadrates ausgezogen, kehrt das Schema als astrologische Himmelsfigur in Vorder- und Hinterindien (Siam) wieder.

*m)* Schema der Himmelseinteilung in die „12 Häuser oder loca" der Nativität oder Himmelsfigur der Astrologen des Abendlandes, auch als „geomantischer Spiegel" bekannt. Quadratischer Grundriß.

*n)* Moderne astrologische Himmelsfigur der zwölf Häuser, als Grundriß des Horoskops verwendet. Die Häuser 1, 4, 7 und 10 (Ascendent, aufsteigendes Haus im Osten; Imum Coeli oder Himmelstiefe, unter dem Horizonte liegendes Haus, dem Norden, bzw. Nadir, entsprechend; Descendent, das Haus des Unterganges der Gestirne im Westen; Medium Coeli oder Himmelshöhe, dem Zenith und dem Süden entsprechend). Im Mittelpunkte des astrologischen Weltbildes ist der Native gedacht, dessen Geburtssternstand auf der Himmelsfigur verzeichnet wird. Das astrologische Weltbild ist also ein ausgesprochen persönliches und egozentrisches, worin der Native den Mittelplatz einnimmt, wie sonst im Himmelsbilde die oberste Gottheit, die z. B. nach altmexikanischer Vorstellung im dreizehnten obersten Himmel wohnt.

*o)* Blumenförmiger Grundriß der Himmelsfigur im fernen Osten, mit Zwölfteilung des Himmels; der Mittelkreis entspräche dem dreizehnen Himmel.

* * *

Die Mehrzahl der Abbildungen zu dieser Abhandlung wurde nach photographischen Aufnahmen von den Herren Präparatoren Franz Brattina und Karl Skalitzky hergestellt, denen hier der Dank ausgedrückt sei.

* * *

**Erklärung der Tafel.**

1. Sphärisches Kosmogramm mit dem Kreise der zwölf Tiere aus Kambodscha. Nach Adhémard Leclère, Le zodiaque Cambodgien, Revue des études ethnographiques et sociologiques 1909, p. 165, fig. 2 (Le cycle des 12 années). (Zu Seite 119.)

2. Zyklus der zwölf Tiere und Tiersymbole der 28 chinesischen Mondhäuser. Nach E. Chavannes, T'oung Pao (zu Seite 98).

3. Sphärisches Kosmogramm mit Darstellung der 27 indischen Mondstationensymbole aus Kambodscha. Nach A. Leclère, l. w. o., p. 170, fig. 4 (Le zodiaque lunaire). (Zu Seite 119.)

4. Kosmographische Darstellung aus dem zapotekischen Codex Fejérváry-Mayer, Blatt 1. (Zu Seite 68.)

5. Die vier verflossenen Weltzeitalter der alten Mexikaner (Cod. Vaticano-Messicano Rios). (Zu Seite 110.)

6. Mittelalterlicher Aderlaßmann im Kalender des Johannes de Gamundia vom Jahre 1439; Figur 2 der Beilage zu Sotzmanns Abhandlung im Serapeum, Jahrg. III, 1842. (Zu S. 92.)

7. Mexikanische Darstellung des kosmischen Menschen mit den 20 Himmelszeichen; Codex Vaticanus A. Nr. 3738. (Zu Seite 92.)

* * *

## Nachtrag.

Bei Eröffnung der Wechselrede zu meinem Vortrage am 13. April 1921 meldete sich als erster Herr Dr. O. Bryk zum Worte, der sich ausdrücklich als Theoretiker und Praktiker der Astrologie vorstellte. Wegen der vorgerückten Stunde mußte ich damals von einer Erwiderung seiner Ausführungen Abstand nehmen. Da unterdessen in den Sitzungsberichten, Band LI, S. 17, Bryks Worte in teilweise erweiterter Form im Drucke vorliegen, sehe ich mich veranlaßt, einige Bemerkungen daran zu knüpfen. Zunächst ist festzustellen, daß Dr. B. offenbar ganz darauf vergaß, daß er in einer wissenschaftlichen Gesellschaft spreche und nicht in einem theosophisch-okkultistischen Kreise; infolgedessen war auch der Gesichtswinkel, den der Redner an meinen Vortrag anlegte, kein streng wissenschaftlicher, sondern der eines Anhängers der „esoterischen Geheimlehre" oder des sogenannten „esoterischen Christentums", das sonst auch unter dem Schlagworte „esoterischer Buddhismus" bekannt ist: einem von Frau Helene Paulowna Blawatsky Ende des vorigen Jahrhunderts aus den verschiedensten alten und neuen Religionslehren geschöpften und zu einem einzigen in voller Gärung befindlichen Sauerteige zusammengemischten modern-synkretistischen System okkultistischer „Geheimwissenschaft", einem Weltanschauungssysteme, dessen atheistische, monotheistische, polytheistische, dämonologische, animistische, spiritistische, mythologische, symbolistische Bestandteile sich als Anleihen aus der altorientalischen Weltanschauung, aus Brahmanismus, Buddhismus, Hinduismus und Lamaismus, aus der ägyptischen Religion, der jüdischen und hellenistischen Gnosis, aus Mazdaismus, Parsismus und Mithrakult, aus Judentum, Kabbala und Christentum, den Lehren der Rosenkreuzer usw., deutlich zu erkennen geben. Die genannten und noch andere Elemente sucht die theosophisch-okkultistische Weltanschauung mit der modernen physikalischen Weltanschauung einerseits, mit den Lehren indischer Philosophiesysteme anderseits in Einklang zu bringen, um so eine Annäherung zwischen Religion und Wissenschaft anzubahnen. Von diesem gewiß anerkennenswerten Grundsatze abgesehen, ist die kritiklose, zu Phantasterei, Aberglauben, Fatalismus und zur Zersetzung der bestehenden positiven Religionsformen führende „geheimwissenschaftliche Methode" nicht nur vom Standpunkte der Religion, sondern auch dem der Wissenschaft abzulehnen. Auf die Geheimlehre spielt Dr. B. in seinen Ausführungen mehrfach an, so wenn er auf die Übereinstimmung des kosmischen Geheimsystems besonderes Gewicht legt, wenn er durch Nennung des Namens Adam Kadmon für den kosmischen Menschen an die Kabbala anknüpft und zum Schlusse seiner Ausführungen auf das „esoterische Christentum" hinweist. Durch dieselbe Brille hindurch werden dem Redner die von mir im Vortrage besprochenen Kalenderzahlen zu bedeutungsvollen geheimen Zahlensymbolen, wovon in Wirklichkeit gar nicht die Rede war. Daß „ich es zwar nicht ausdrücklich betont, aber ziemlich deutlich habe fühlen lassen, daß ich Babylonien und die elamische Kultur als Ursprungsgebiet der astrologischen Weltanschauung betrachte", beruht meinerseits nicht auf einer bloß gefühlsmäßigen persönlichen Begeisterung für den Panbabylonismus — dessen Verdienste, so weit es sich wirklich um solche handelt, für die Kulturforschung ich übrigens rückhaltlos anerkenne —, sondern auf kulturgeschichtlicher Betrachtungsweise und den Ergebnissen langjähriger wissenschaftlicher Forschung, die sich meines Erachtens nicht allzu einseitig festlegen darf. Auch halte ich es für eine durchaus irrige Auffassung, einen ursprünglichen Gegensatz zwischen „altorientalischer Geisteskultur" und der den „arischen" Mythen zugrunde liegenden Weltanschauung zu konstruieren. Einzelne Bausteine beider Systeme sind offenbar dieselben, ebenso entsprangen das einheitliche System der altorientalischen Geisteskultur sowohl, als auch der Mythos einer gemeinsamen Quelle, nämlich der alten Mondanschauung und der auf ihr beruhenden Symbolik und Mythik. Die Gegensätzlichkeit beider Systeme, des „altorientalischen" und des „arischen" beginnt erst mit der systematischen Astrologisierung der mythischen Weltanschauung einerseits, der Ethisierung anderseits.

Wenn Dr. B. von klassischer Astrologie der Chaldäer spricht, in denen die Venusperiode nirgends bedeutsam hervortrete, so muß doch erwidert werden, daß uns aus der Zeit der klassischen Astrologie der Chaldäer überhaupt nichts erhalten geblieben ist, indem alles, was uns aus den spärlichen Resten im keilschriftlichen, im arabischen, griechisch-römischen, indischen und chinesischen Schrifttum bekannt geworden ist, die Zeichen einer langen Verfallszeit an sich trägt. Ein eingehendes Studium der Theorie der Astrologie, und zwar nicht nur der mittelalterlichen, sondern auch der antiken lehrt, daß das System der Zodiakal-Astrologie nichts anderes ist als die Vereinfachung eines älteren, viel umständlicheren, auf die Mondhäuser eingestellten und bezugnehmenden Systems der Sterndeutung. Daß Venusperioden

weder in den Direktionssystemen der abendländischen, noch der indischen Astrologie praktische Verwendung fanden, liegt auf der Hand; denn ganz abgesehen von Dr. Bryks Verwechslung astrologischer, zu bloßer Tagwählerei bestimmter Kalender mit dem auf mehr oder minder genauen mathematischen und astronomischen Berechnungen beruhenden, auf die Gestirnung und die Aspekte der Himmelskörper Rücksicht nehmenden astrologischen System kann gerade in den Direktionssystemen,[1]) die auf der Hypothese der genauen Entsprechung der Kreisläufe in Raum und Zeit (Himmelskreis = Tageskreis = Monatskreis = Jahreskreis = Kreislauf des Lebens) beruhen, als kleinster Zeitkreis einer Venusperiode kaum ein anderer in Frage kommen als der Tageskreis oder wie in der indischen Astrologie das Kâraṇam, ein dem Halbtage des Mondkalenders, dem tithi, entsprechender Zeitkreis.[2]) Tag und Halbtag bilden aber den kleinsten geschlossenen Zeitkreis nicht nur im Mond- und Sonnensystem, sondern ordnen sich auch als natürlichste kleinste Zeitkreise dem Venussystem ein. Wenn auch nicht gerade als Grundlage eines astrologischen Direktionssystems, so doch des astrologischen Kalenders bzw. eines kalendarischen Festkreises, lernten wir im Laufe der vorstehenden Ausführungen eine Reihe von Zeitkreisen mit kennzeichnenden Venuszahlen kennen (Aśvavāha-māsa, Kapu-Monat, Frauendreißiger, Târâ-Jahr, Tonal-amatl[3]). Die praktische Verwendung eines Venuszyklus in der Astrologie wäre übrigens naheliegend, wie schon der mehrfach aufgetauchte Gedanke, daß das Tonal-amatl ein primitives Zeitmaß sei, das von der ungefähren Dauer der Schwangerschaft abgeleitet sein könnte, beweist[4]), wobei man auch eine Beziehung zwischen den neun Monaten der Schwangerschaft und den neun Maltermonaten einer halben synodischen Venusperiode ins Auge fassen konnte.

Dr. Bryk betont schließlich mit Unrecht, daß die Venus nur in den Religionsystemen der Toltekei als Todesplanet auftritt im Gegensatze zu ihrer Bedeutung in den Systemen der alten Welt. Es sei nur daran erinnert, daß die babylonisch-assyrische Göttin Ištar-Venus in zwei gegensätzlichen Formen auftritt, als „Muttergöttin" und „Gebärerin der Menschen", „die alle Geschöpfe gedeihen läßt" einerseits, als Totengöttin anderseits (vgl. A. Jeremias, Handbuch der altorient. Geisteskultur, S. 253 und 259). Auf die todbringende kaspisch-indische Kālī und ihre gegensätzliche Form, die Liebesgöttin Śri oder Lakśmi sowie auf die beiden Hauptformen der lamaistischen Göttin, die weiße und die grüne Târâ, welche beide den genannten indischen Gottheiten entsprechen, habe ich im ersten Teile der vorliegenden Abhandlung bereits hingewiesen, was ich in dem Vortrage im Hinblick auf den umfangreichen Stoff bei der Kürze der Vortragszeit übergehen mußte.

---

[1]) Die Lehre von den astrologischen Direktionen gründet sich bekanntlich auf den scheinbaren sympathetischen Zusammenhang des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos, ist daher einer der Grundpfeiler der praktischen Astrologie und ihrer perspektivischen Weltanschauung. Die gebräuchlichsten Direktionssysteme der Prognose in der abend- und morgenländischen Astrologie sind die Primärdirektionen mit dem Schlüssel: 1° des Himmelskreises = 1 Jahr des menschlichen Lebens; die Sekundär-Direktionen mit dem Schlüssel: 1 Doppelstunde = 1 Monat, oder 1 Tag des Gestirnlaufes = 1 Jahr des menschlichen Lebens, schließlich die sogenannten Profektionen, die aus der scheinbaren Bewegung der Sonne durch die 12 Zeichen des Tierkreises im Laufe des Jahres abgeleitet sind und demgemäß 30° der Ekliptik bzw. 30 Tage des Monats einem Jahre des menschlichen Lebens gleichsetzen, wobei das Jahr zu 360 Tagen gerechnet wird.

[2]) Vgl. die indischen, durch Tiersymbole dargestellten Kâraṇas, deren Name wörtlich „Ursachen" im Sinne der astrologischen Einflüsse auf das Schicksal des Menschen bedeutet. — Über die indischen Kâraṇas habe ich in meiner Abhandlung „Die zwölf Tiere im Kreise der Mondstationen" ausführlich gehandelt. — Ein tithi ist die Zeit, in der der Mond 12° seiner Bahn durchläuft. Näheres über die tithis s. in den Asiatic Researches III, S. 257 ff.

[3]) Über den Venuskalender bei den Maya von Yukatan vgl. Herbert J. Spinden, Ancient civilizations of Mexico and Central Amerika, American Museum of Natural History, Handbook Series no. 3, p. 109—112.

[4]) W. Krickeberg in Buschans Illustrierter Völkerkunde I (2. Auflage), S. 208.

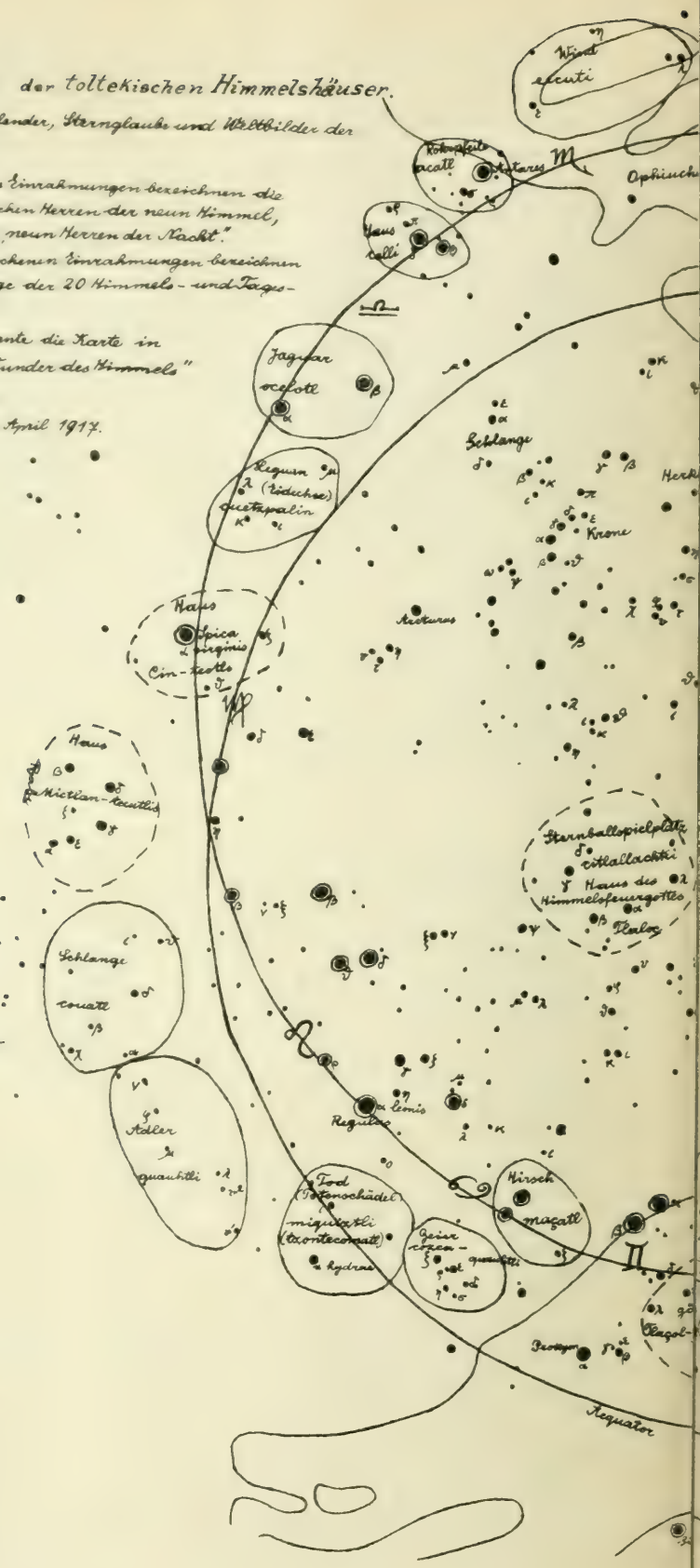
## Berichtigung zur Sternkarte.

Links oben in der Mitte unter „Wind" hat es statt „eecuti" richtig zu heißen „eecatl".

# Sternkarte der tolteckischen Himmelshäuser.

(Zu F. Röck, Kalender, Sternglaube und Weltbilder der Tolteken)

Die durchbrochenen Einrahmungen bezeichnen die Häuser der göttlichen Herren der neun Himmel, der so genannten „neun Herren der Nacht".
Die nicht durchbrochenen Einrahmungen bezeichnen die ungefähre Lage der 20 Himmels- und Tageszeichen.
Der Sternkarte diente die Karte in Littrows „Die Wunder des Himmels" als Grundlage.
Entworfen am 25. April 1917.




Reihenfolge der 20 Tageszeichen im Kalender:

1 cipactli
2 ehecatl
3 calli
4 cuetzpalin
5 coatl
6 miquiztli
7 mazatl
8 tochtli
9 atl
10 itzcuintli
11 ozomatli
12 malinalli
13 acatl
14 ocelotl
15 quauhtli
16 coza-quauhtli
17 olin
18 tecpatl
19 quiauitl
20 xochitl.

*Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band LII, 1922.*

Abb. 1

Abb. 2

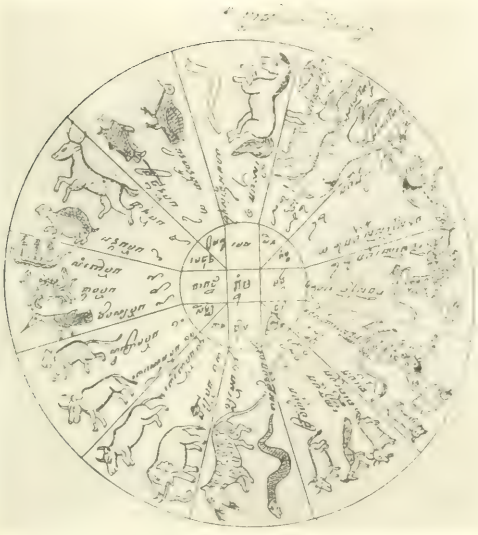


Abb. 3

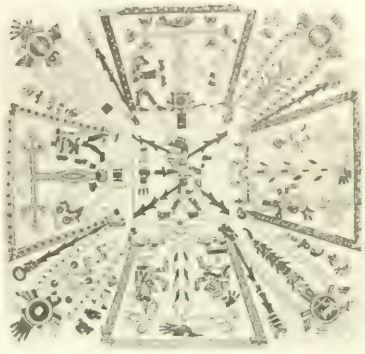
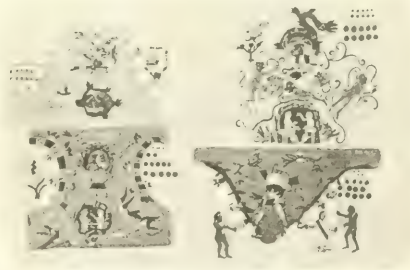


Abb. 4



Ab. 5

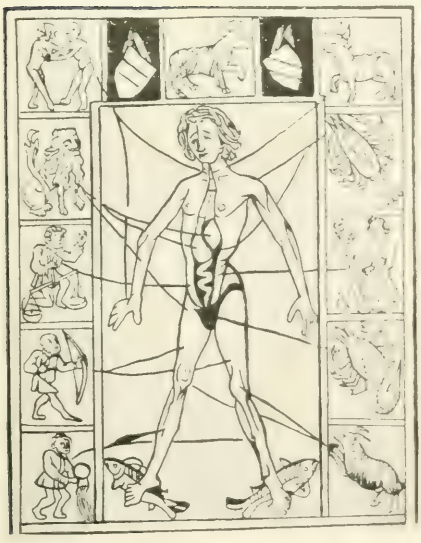


Abb. 6

Abb. 7

# Über die typologische und chronologische Stellung der jungneolithischen Höhensiedlung am Koglberg (Freiberg) bei Zöbing (Bezirk Krems), N.-Ö.

Von **Dr. phil. Anton Hrodegh** in Schwarzau i. Geb.

(Mit 4 Abbildungen im Texte.)

## I.

Durch Grabungen, die mir freiwillige Hilfeleistungen Zöbinger und Langenloiser Jungmannschaften im April 1921 ermöglichten, kam ich in die Lage, meinen Fundbericht über die jungneolithische Station Koglberg (W. P. Z., 1922) in für die Kenntnis der n.-ö. Kupferzeit wertvoller Weise zu ergänzen.

Unsere Probeschürfungen stießen an den meisten Punkten unter einer dünnen, mit Scherben gespickten Ackerkrume bald auf den gewachsenen Fels; nur an zwei Stellen ergab sich in dem letzteren eine tiefe Mulde, die das Ablesen zweier Estrichlagen mit den darüber liegenden Kulturschichten gestattete. Die eine Grabungsstelle lag im nordwestlichen Winkel des der Gemeinde Zöbing gehörigen Ackers; zur anderen gelangt man, wenn man von der nordöstlichen, gegen Schönberg am Kamp gekehrten Ackerecke mit ihrer derzeit sie umrandenden kleinen Föhrenkultur 70 Schritte längs des nördlichen Seitengrabens gegen Westen schreitet und dann 15 Schritte im rechten Winkel gegen Süden umbiegt.

Letzterer Fixpunkt zeigte folgendes Schichtenprofil:

1. 20 *cm* tiefe Humusschicht mit vielen Scherben.
2. 15 *cm* tiefe, speckige Kulturschicht mit Asche, Knochen, Scherben usw.
3. Mehrfach durchbrochener, rötlicher Estrichbelag einer Hütte.
4. Darunter ca. 20 *cm* mächtige, lockere Kulturschicht mit Einschlüssen wie 2.
5. Intakter gelblicher Estrichbelag einer älteren Hütte.
6. 15 *cm* tiefes, mit Scherben untermischtes Erdreich.
7. Gewachsener Fels.

Trotz der zwei gesonderten, übereinandergelagerten Kulturschichten zeigte das Fundmaterial resp. die Keramik ein einheitliches Bild, indem der Leittypus, die kreuz und quer geschrammte Topfware von Schicht 1 bis Fels 7, zu verfolgen war, während z. B. Starý Zámek bei Jevišovice in Südmähren (W. P. Z., I, Heft 4, 1914) drei verschiedene Stufen der Kupferzeit, der „Schanzriedl" im Kremstal, N.-Ö. (W. P. Z., VI, Heft 3—4, 1919), wenigstens deren zwei aufwies.

Unser Koglberg ist mithin wegen seiner „Reinkultur" einer einzigen kupferzeitlichen Phase deshalb von besonders wissenschaftlicher Bedeutung, weil sich dadurch sowohl das typologische Material als auch das faunistische Bild (Jagd- und Haustiere, Rassen der letzteren!) genau abgrenzen ließe.

II.

## Typologische Beziehungen des Koglberges zur ostalpinen Pfahlbaukultur.

Der Vergleich der in obigen Aschenschichten behobenen Artefakte mit dem im Naturhist. Staatsmuseum zu Wien befindlichen Ensemble, zumal des Laibacher Moores, lehrte mich in erster Linie eine nahe Verwandtschaft des n.-ö. Jungneolithikums mit der Kupferzeit der ostalpinen Pfahlbauten, die nun im folgenden näher dargelegt werden soll.

*A.* Kupfersachen:

Am Koglberg von Zöbing fand sich in der Ackerkrume besagten Gemeindegrundes eine Spirale aus starkem Kupferdraht und damit eine erste Parallele zu den Kupfersachen des Laibacher Moores (Beilen, Messern, Pfriemen!).

*B.* Artefakte aus Stein:

*a)* bloß zugeschlagene:

Der Koglberg lieferte Klingen, atypische Schaber und Abfälle aus Hornstein wie Laibach (vgl. N. St. M., Wien).

*b)* an der Oberfläche gemuschelte:

Eine Lanzenspitze aus Silex mit guter Oberflächenretusche und etwas beschädigter Basis aus unserer Station bildet ein schönes Gegenstück zu denen des Laibacher Moores im N. St. M. und zugleich ein seltenes Spezifikum für Niederösterreich.

*c)* feinpolierte:

Unserer Höhensiedlung ist noch die „flache Hacke" eigen, die also keineswegs auf das n.-ö. Vollneolithikum beschränkt ist.

Sie ist, wie die nun im Langenloiser Museum aufbewahrten Fundstücke zeigen, aus hartem, Gestein, grünem (Nr. 2897, 2898 dort) oder blauem Kieselschiefer, auch aus Amphibolschiefer (2899); die Seitenkanten sind auffallend scharf, der Querschnitt fast rechteckig, die Daraufsicht rechteckig oder trapezförmig; die untere Fläche ist schön eben, die obere meist stark gewölbt und teils gegen die Schneide jäh abgeschrägt. Als Parallele aus dem Laibacher Moor erwähne ich eine ähnliche „flache Hacke" aus Hornblendengneis im N. St. M., Wien.

*C.* Fundstücke aus Knochen und Horn.

Auffallend ist in beiden Stationen das im Vergleich zu anderen alluvialen Siedlungen gehäufte Vorkommen von verschiedenen Knochenpfriemen, die sich hier wie dort auch bezüglich ihrer Form völlig decken.

Die dazu verarbeiteten Röhrenknochen sind teils unten gegen die Spitze zu gespalten, so daß das Gelenk als Griff belassen erscheint (2909 d, M. Llois) oder die Spaltung zeigt sich oben am Gelenk (2909 a dort) oder der Knochen ist der ganzen Länge nach halbiert (2909 b dort), alles wie in Laibach; in gleicher Weise sind beiderseits besonders typische Doppelpfriemen mit Ausbauchung auf der einen Langseite (2909 e dort) zu beobachten.

*b)* Als Dolche werden mit Vorliebe die Ellen großer Säuger verwendet (2932 dort).

*c)* Die Knochenmeißel und Spatel (2909 c, 2893 b dort) sind überall gleich scharfschneidig und besonders fein gearbeitet.

*d)* Charakteristisch für Zöbing (Koglberg) und Laibach sind die als Schaber u. dgl. verwendeten Eberhauer.

*e)* Beide Fundorte teilen die Vorliebe für durchlochte Hirschhornfragmente (Beilfassungen) (2910 dort) und Handgriffe aus Hirschhornenden mit ringslaufender Rinne (2940 dort).

*D.* Keramik.

Diese zeigt besonders zutreffende Ähnlichkeiten hinsichtlich der Ornamentik. Die meist schwarzen Gefäßfragmente haben folgende Muster:

*a)* Einfache Ritzlinien kreuzen sich und liefern ein wirres Durcheinander von kürzeren und längeren Strichen (Abb. 1). Diese Gattung ist am Koglberg führend; ich traf sie in gleicher Kreuz- und Querschrammung am jungneolithischen „Schanzriedl" des n.-ö. Kremstales (W. P. Z., VI, 1919, S. 97 ff.). Das südliche Niederösterreich lieferte solche Keramik am Gemeindeberg Wien XIII (W. P. Z., VII, VIII, 1920, 1921, S. 57). Palliardi konstatierte sie am Starý Zámek Südmährens (W. P. Z., I, 1914, S. 271). In gleicher Weise erscheint diese Gattung im Laibacher Moor (vgl. N. St. M., Wien).

*b)* Hängende Dreiecke aus Ritzlinien, eingerahmt von kurzen, parallelen Strichlein mit Tiefstich (Abb. 2; Nr. 2911 a, Llois). Ein Topffragment aus Laibach hat die Strichlein mit Tiefstich statt außerhalb der Dreieckslinien innerhalb derselben.

*c)* Besonders typisch für den Zusammenhang des Koglberges mit der ostalpinen Pfahlbaukultur – resp. Keramik — ist das Ornament der „Sanduhr" als Streufigur (Abb. 3; Nr. 2911 c, Llois). Dasselbe zeigen außer Topffragmenten auch die Tonidole

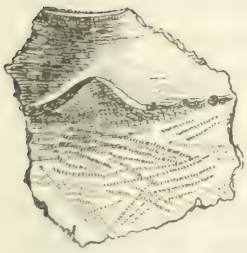


Abb. 1.

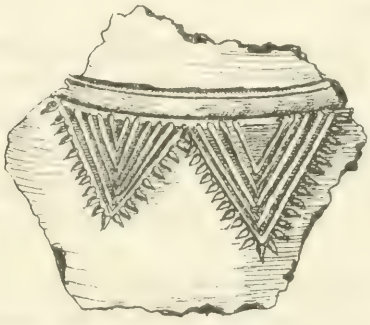


Abb. 2.

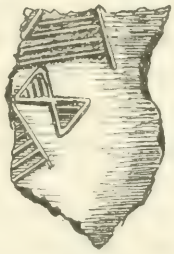


Abb. 3.

Abb. 4.

des Laibacher Moores, ferner Keramiken aus Varádberg bei Erdőd in Slawonien (Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst, Wien 1915, S. 343).

*d)* Häufig wird hier wie dort die Fingertupfenleiste, auch stark erhaben und nach Art eines romanischen Rundbogenfrieses angewendet. Besonders gern tragen konische, menageschalenähnliche Schüsseln 4 vom Rand zum Fuß verlaufende Strebestützen mit Fingertupfenleiste (Abb. 4; Nr. 2912 dort). Einfache konische Schalen erscheinen in Laibach zahlreich.

*e)* Ornamental wirken auch die schräg aufwärts gerichteten Gefäßhenkel, die am Koglberg häufiger aus schöngeformten, dreieckigen Lappen, in Laibach aus durchlochten Handgriffen bestehen (Abb. 1; Nr. 2933 Llois und W. N. St. M.). Die auf der Zöbinger Höhensiedlung nicht seltenen Tunnelhenkel verlaufen an einem Exemplar des N. St. M. Wien aus erwähntem Moore subkutan. Auch der sicherlich dem Koglberg nahestehende Gemeindeberg Wien XIII enthielt subkutane Bohrung auf Topfresten (W. P. Z., VII, VIII, 1921, 1922, S. 58).

*f)* Kleine Fußschalen mit eng aneinanderstehenden Füßchen bilden an beiden Stationen ähnliche, zierliche Parallelerscheinungen (N. St. M., Laibacher Moor).

Weiße Inkrustation der eingeritzten Ornamente konnte ich bisher weder am „Schanzriedl" noch am „Koglberg" feststellen. Sie erscheint aber wie in Laibach auch

in Niederösterreich z. B. an der von O. Menghin beschriebenen und unserer Station wohl gleichzeitigen Melker Schüssel (M. A. G., Wien, XLIII, 1913, S. 100).

Zur Ergänzung des Koglbergbildes seien noch kurz einige Bemerkungen über die sich hier offenbarende Wirtschaftsform und das Sicherheitsbedürfnis der einstigen Bewohner gestattet.

Am Koglberg zeigten sich zahlreiche Jagd- und Haustierknochen sowie Unioschalen, während Relikte des Ackerbaues stark zurücktreten; bisher fand sich nur 1 Spinnwirtel und noch kein typischer Mühlstein. Wir haben es hier offenbar mit einem Jäger- und Fischervolke zu tun, das dem Ackerbau weniger Aufmerksamkeit schenkte, jedoch fleißiger Vieh züchtete. In gleicher Weise lehrt auch das Knochenmaterial der beiden jungneolithischen Höhensiedlungen: Gemeindeberg Wien XIII und Melk-Pielachmündung, daß wir es mit einem Volke zu tun haben, das seinen Unterhalt zum großen Teile durch die Jagd bestritt. (Monatsbl. d. Ver. f. Lkde Nr. 19—21, 1913, S. 290). Zeugnisse eifrig betriebener Jagd lieferte auch der Laibacher Moor (Hoernes, Urgesch. d. bildenden Kunst, Wien 1915, S. 344).

Dieselbe Beobachtung gilt übrigens auch von den gleichzeitigen Völkern der „Schnurkeramik" (kaiserl. Archäolog. Inst., VIII, Bericht der röm.-germ. Komm., 1913—1915, S. 54, Frankfurt a. M. 1917.)

Das Bedürfnis nach persönlicher Sicherheit tritt beim Koglberg sehr anschaulich zutage. Die Station liegt auf einem Plateau, das gegen die Ostseite zum Kampfluß sehr steil und felsig abfällt, im Norden und Süden durch jäh abfallende Seitengräben begrenzt wird und nur im Westen mit dem mehr oder minder ebenen Hinterlande zusammenhängt. Es ist dies die typische Art der Höhensiedlung, wie sie auch die übrigen kupferzeitlichen Stationen, z. B. Starý Zámek, Schanzriedl, Melk-Pielachmündung usw., aufweisen.

Analog scheint nun das Hineinbauen der Laibacher Station in den damaligen See gleichfalls mehr auf Sicherheitsgründen, als auf den übrigen für die Pfahlbauten ins Treffen geführten Motiven, wie Volkshygiene, Erleichterung des Verkehres am Wasser, bequeme Fischerei usw., beruht zu haben.

## III.

## Chronologische Beziehung des Koglberges zum südmährischen Jungneolithikum.

Unser Koglberg, der, wie wir eben sahen, eine reiche Fülle von Harmonien mit der ostalpinen Pfahlbaukultur bekundet, bietet auch eine Reihe Anklänge an die von Dr. J. Palliardi vorbildlich untersuchte Siedlung „Starý Zámek" in Südmähren: Außer der bereits erwähnten Art der Höhensiedlung auf schwer erklimmbaren, felsigen Abhängen konkordieren beide Siedlungen bezüglich der Keramik. Hier wie dort findet sich die typische „Ansa lunata" (Aufsatz des Verf. über Koglberg, W. P. Z., 1922). Ein Krug vom Řivnáč bei Prag zeigt die „ansa lunata" in Verbindung mit Schnurornamentik (W. P. Z., I, 1914, S. 272, Anm.). Koglberg und Starý Zámek lieferten ferner die gleichen konischen Schüsseln mit Fingertupfenleisten an den vier Seiten der äußeren Gefäßwand; dieselben Tunnelhenkel; wie bereits erwähnt, dieselbe kreuz- und quergeschrammte Topfware; die gleichen hängenden Dreiecke mit Einrahmung von parallelen Strichlein in Tiefstich usw. Es sind dies sämtlich Erscheinungen, die bei Starý Zámek in die dritte und jüngste, von Palliardi als „schnurkeramisch" bezeichnete Epoche des Jungneolithikums fallen.

Damit ist die chronologische Stellung unseres Koglberges präzise fixiert: Seine Besiedlung läuft mit der dritten kupferzeitlichen Epoche parallel.

Da aber am Koglberg schnurkeramische Motive ebenso wie in Starý Zámek (W. P. Z., I, 1914, S. 273, W. P. Z., 1922) und selbst im Laibacher Moore (kaiserl. Archäol. Inst., VIII, Bericht der röm.-germ. Komm., 1913—1915, Frankfurt a. M. 1917, S. 34) wohl vorkommen, jedoch hinter dem ostalpinen Formenkreise stark zurücktreten, so werden wir gut tun, wenigstens für Niederösterreich von der Bezeichnung „Schnurkeramik" abzusehen und dafür „Stufe der ostalpinen Pfahlbaukeramik mit schnurkeramisch-nordischem Einfluß" zu setzen.

Daran mahnen uns übrigens auch andere archäologische Vorkommnisse in Niederösterreich, wie die erwähnte Melker Schüssel mit Kreuzfuß, die Flasche vom Gemeindeberg, Wien XIII mit Kreuzmotiv, also typisch ostalpinen Merkmalen (vgl. O. Menghin, Chronologie der prähist. Perioden Niederösterreichs, Monatsbl. des Ver. f. Lkde., Wien 1913, S. 289, 290).

Der Koglberg vertieft somit unsere Kenntnis der n.-ö. Kupferzeit in wertvoller Weise.

# LITERATURBERICHTE.

1.

**Klaatsch, Prof. Dr. Hermann:** *Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur.* Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. med. Adolf Heilborn. XL und 392 S. Lexikonformat mit 376 Abbildungen, Bunttafeln und Karten. Deutsches Verlagshaus Bong & Comp., Berlin W. 57.

In dem reichillustrierten Buche, das bereits im Jahre 1914 erscheinen sollte, hat K. seine bekannten Anschauungen über die Herkunft der Menschheit und die Kulturanfänge niedergelegt. Es ist eine Art Testament, versehen mit einem guten Bildnisse des so früh von uns gegangenen großen Forschers. A. Heilborn hat die Herausgabe besorgt und das Werk durch Zusätze über die jüngsten Entdeckungen und Erkenntnisse vervollständigt. Das von ihm verfaßte einleitende Kapitel „Zur Einführung" ist K. gewidmet. Wie immer man über den Wert der wissenschaftlichen Arbeiten K.'s denken mag, man wird seinem Bewunderer Heilborn darin Recht geben müssen, daß mit K. einer der ideenreichsten und weitschauendsten Forscher dahingegangen ist, dessen Lebenswerk auch dann eine eminente Förderung unseres wissenschaftlichen Fortschrittes bedeuten würde, wenn es nicht in allen Teilen standhalten sollte.

Der reiche Inhalt des Buches verteilt sich auf drei Kapitel. Im 1. (II) werden „Die Stammesgeschichte der Vormenschheit und die natürlichen Vorbedingungen der Kultur", im 2. (III) „Die Ausprägung der Menschenmerkmale und die Uranfänge der Kultur" behandelt.

K.'s von Darwin usw. abweichende Ansichten bezüglich der Abstammung des Menschen sind ja bekannt: Der Mensch stellt keineswegs die vorgeschrittenste Form dar, sondern im Gegenteil, die Menschwerdung ist nur durch Erhaltung des ursprünglichen Zustandes gewisser Organe, welcher eine vielseitige Verwendung erlaubt, ermöglicht worden, so daß die Menschenaffen, welche die primitiven Merkmale bereits stark eingebüßt haben, nicht als „Ahnen", sondern als „Vettern" der Menschen anzusehen sind, wobei zwei große Verwandtschaftsgruppen in Erscheinung treten, nämlich Gorilla-Neandertaler und Orang-Aurignacmensch. Aber wie das in der Wissenschaft nun einmal ist, erhebt sich hinter dem einen, anscheinend befriedigend gelösten Problem gleich ein anderes, auf das eine Antwort zu geben schwer wird: Wenn die Menschwerdung darauf zurückzuführen ist, daß der Mensch allein mit seiner Hand keiner einseitigen Bestimmung verfallen ist, wie fast alle Säugetiere, dann muß sein Stammbaum geradlinig in ferne geologische Stadien zurückführen; warum aber findet man dann nicht in den in Betracht kommenden geologischen Schichten seine deutlich als solche gekennzeichneten Ahnen und vor allem, warum hat er allein sich diese, man möchte sagen göttliche Primitivität, diese ursprünglich wohl allen Primaten in die Wiege gegebene Vielseitigkeit bewahren können?

Hier wird man, was den ersten Teil der Frage betrifft, nicht vergessen dürfen, daß das von den Ahnen des Menschen bewohnte Gebiet keineswegs sehr groß gewesen zu sein braucht, daß also höchstwahrscheinlich überhaupt nur engbegrenzte, dazu bisher noch nicht genau fixierbare Gebiete der Erde für solche Spuren in Betracht kommen; die Erhaltung der Ursprünglichkeit gewisser seiner Organe aber hat der Vormensch wohl dem Zusammentreffen besonders günstiger Lebensbedingungen und Umstände zu verdanken. Es kann hier unmöglich auf die zahlreichen Probleme eingegangen werden, welche in diesem Zusammenhange vom Autor angeschnitten wurden und von denen jedes einzelne von großer Bedeutung ist. Diesbezüglich sei auf das Buch selbst verwiesen. Nur jene Stellen seien hier gestreift, wo neben der Ansicht des Verfassers auch andere in Betracht kommen.

Das ist z. B. bezüglich der Bildung der großen Zehe der Fall. K. will das Heranrücken der großen Zehe an die anderen Zehen, den Verlust ihrer Gegenüberstellbarkeit und ihre beträchtliche Zunahme an Stärke durch Baumklettern erklären, wobei ihm die Methode der Australier vorschwebt,

welche nicht durch Umfassung des Baumstammes, sondern Einsetzen der Zehen in der bekannten Weise klettern. Das ist denkbar, aber ist nicht eher anzunehmen, daß hier ein allmählicher Wechsel in der Wohnweise mitspielt, ein zuerst zeitweiliges, dann dauerndes Wohnen auf dem Erdboden? Mußte dann nicht bei der Wanderung unserer Ahnen, besonders auf Berghängen, eine Flucht der abstehenden großen Zehe, auf welcher beim Aufwärtssteigen das Hauptgewicht lastet, in den Schutz der anderen Zehen stattfinden? Ein solcher Vorgang wäre natürlich am ehesten in gebirgigem Terrain denkbar.

Referent wird demnächst Wahrscheinlichkeitsgründe für ein bestimmtes Gebiet beibringen, das nach der ganzen Sachlage am ehesten für diesen Prozeß in Betracht kommt, der vielleicht den wichtigsten bei der ganzen Menschwerdung darstellt, da ja aus ihm die aufrechte Haltung resultiert, welche ihrerseits wieder die Umgestaltung wichtiger Teile des Skelettes zur Folge hatte. Hier sei auch angemerkt, daß die vom Ref. in jüngster Zeit auf diluvialarchäologischem Gebiete gewonnenen Ergebnisse mit der Tatsache der nahen Verwandtschaft der Neandertalrasse mit dem Gorilla in ungezwungenen Zusammenhang zu bringen sind, so daß an der afrikanisch-europäischen Heimat dieses Teiles der Menschheit nicht mehr gezweifelt werden kann.

Nicht minder anziehend geschrieben, aber inhaltlich weniger befriedigend als diese beiden Kapitel ist das (IV) über „Die vorgeschichtliche Menschheit und ihre Kultur". Man hat den Eindruck, daß K. in die Prähistorie nicht so ganz eingedrungen war, wenn er beispielsweise die Wichtigkeit der Typen gering einschätzt, „weil dieselben Typen bis zu gewissem Grade von der älteren Steinzeit kontinuierlich in die jüngere übergehen und gerade die allereinfachsten — ‚eolithischen' Gepräges durch alle Zeiten neben den anderen besseren sich erhalten". So ist die Sache nicht, denn es gibt bekanntlich für die einzelnen Stufen wirkliche Leittypen aus Stein und Knochen. Von „Eolithen" aber soll nur gesprochen werden, wenn man an Steine denkt, die vor dem Chelléen bzw. Prächelléen liegen. Abfallsmaterial einer bestimmten Kultur soll nie als „eolithisch", sondern nur als „atypisch" bezeichnet werden. Daß die uns bisher präsentierten Eolithen sicher natürliche Produkte sind, sei nur nebenbei bemerkt.

Die schwächste Seite des Werkes bildet die diluvialarchäologische Basis des Buches, die chronologische Aufstellung O. Hausers, wahrlich ein trauriger Abschluß der gediegenen Ausführungen des genialen K. Nur die größten Fehler seien aufgezeigt. Das Prächelléen soll in die Mindel-Eiszeit und in die Günz-Mindel-Zwischeneiszeit fallen. Tatsächlich geht diese älteste Stufe in derselben Warmperiode, dem Mindel-Riß-Interglazial, dem Chelléen unmittelbar voraus. Dann das „Micoquien". Schon das Farbenbild Taf. I läßt die Frage stellen, wieso auf ein bereits faustkeilarmes Moustérien wieder ein faustkeilreiches „Micoquien" kommen kann. Einfach deshalb, weil das „Micoquien" in Wirklichkeit identisch mit dem Acheuléen ist, also dem Moustérien vorausgeht. Der Homo Heidelbergensis ist natürlich nicht dem Acheuléen gleichzusetzen, sondern er gehört, wie aus seiner Begleitfauna hervorgeht, dem Prächelléen an. Dorthin, wo Hauser den Heidelberger stellt, nämlich ins ältere Acheuléen, gehören die Ehringsdorfer, welche also nicht um etwa 90.000 Jahre jünger als der Homo Moustériensis sind (s. die Tabelle), sondern gewiß früher gelebt haben als dieser, was aus der Fauna der beiden Funde u. a. klar hervorgeht. Wie wenig durchdacht diese ganze Aufstellung ist, geht auch aus der Datierung Markkleebergs als „Micoquien" hervor, welche Station eiszeitlich ist und nun in ein warmes Interglazial fallen soll.

Die Verbindung mit Hauser ist für das sonst so anziehend geschriebene Buch, dessen populäre Darstellungsweise ihm viele Freunde besonders in Laienkreisen gewinnen wird, tief bedauerlich. Bei einer Neuauflage des Buches wird sich außer der Eliminierung Hausers die Einreihung der Textbilder an der richtigen Stelle empfehlen. *J. Bayer.*

2.

*Braunauer Heimatkunde.* Veröffentlichungen der Vereinigung zur Pflege der Braunauer Heimatkunde. Braunau am Inn (Jos. Stampfl).

Die Zersplitterung der Literatur in zahllose kleinere und kleinste Publikationsorgane bringt es mit sich, daß mancher Beitrag zur provinziellen Landesarchäologie nicht die ihm gebührende Beachtung findet. Auch spielt sich solche Arbeit gewöhnlich in „heimatkundlichem" Rahmen ab und kann in einer rein fachwissenschaftlichen Zeitschrift daher erst in zweiter Linie berücksichtigt werden, bevor nicht gebesserte Papierverhältnisse auch der Fachbibliographie zugute kommen.

Doch soll hier auf die von Dr. Eduard Kriechbaum vortrefflich geleitete „Braunauer Heimatkunde" hingewiesen werden, die zu den besten ihrer Art zählt. Die vorliegenden Hefte 14 (1920) und 15 (1921) bezeugen dies. Ersteres behandelt die Stadt Braunau in ihrer natürlichen und kulturgeschichtlichen Stellung innerhalb ihrer Landschaft; letzteres betitelt sich „Landschaftskunde des oberen Inn-

verteis". Beide zeigen fruchtbare Durchdringung natur- und kulturwissenschaftlicher Heimatforschung, deren Ergebnisse in allgemein verständlicher Darstellung gebracht werden, gleich fern von Dilettantentum, wie von gelehrtem Ballast.

Eine Zusammenstellung der vorgeschichtlichen Funde bringt Heft 14 auf Seite 39.

*A. Mahr.*

3.

**Winkler, Heinrich:** *Die altaische Völker- und Sprachenwelt.* (Osteuropa-Institut in Breslau. Quellen und Studien, VI. Abt. Sprachwissenschaft, 1. Heft.) Leipzig und Berlin 1921. 86 S.

Der Verfasser, einer der gründlichsten und hervorragendsten Kenner der ural-altaischen Sprachen, bietet hier für weitere Kreise einen mit seltener Faßlichkeit und Klarheit geschriebenen Überblick über diese eigenartige Völker- und Sprachenwelt. Innerhalb der großen mongolischen Rasse im engeren Sinne (also ohne Zurechnung der Malaien usw.) rechnet der Verfasser zu den Altaiern die finnischen Völker, die Türken, Tungusen, Samojeden, Mongolen und schließlich die Japaner, welche wenigstens sprachlich in näherer Beziehung zu den Altaiern stehen. Bei den westlichen Altaiern ist der mongolische Typus vielfach abgeschwächt und der helle finnische Typus ist gegenüber den dunklen Typen der übrigen augenscheinlich eine Mischform. Entgegen den Versuchen, die Finnen in sprachlicher Hinsicht mit den Indogermanen zusammenzubringen, hält der Verf. daran fest, daß das Finnische in seinen Formen und im Satzbau durchaus auf altaischer Grundlage steht, dem gegenüber die Gemeinsamkeiten mit dem Indogermanischen federleicht wiegen. Es folgt eine Darstellung der einzelnen Stämme der obgenannten sechs altaischen Zweige mit kurzen, aber hinlänglichen anthropologischen, geographischen, historischen, kulturellen und politischen Angaben (S. 3–31). Dieser Abriß wird vielen Völkerkundlern und Anthropologen um so willkommener sein, als er geeignet ist, vielfach Irrtümer über die genauere Stellung der verschiedenen zu den Ural-Altaiern gehörigen Stämme, wie sie sich in der Literatur so häufig finden, zu berichtigen. Die Adžaren des Kaukasus (S. 24) sind aber kein türkischer Stamm, sondern nur türkisch beeinflußte Georgier (und zwar Gurier), die gleich anderen georgischen Stämmen (Meschen, Ingiloiern) den Islam angenommen haben. Es folgt die Behandlung des altaischen Sprachtypus (S. 31–86), welche in meisterhafter Darstellung an allen Redeteilen der Reihe nach die Grundgesetze des eigentümlichen altaischen Sprachbaues zeigt. Diese Grundgesetze sind: I. Die Sprache kennt ursprünglich nur substantivartige Nomina, von denen das erste immer das Rektum, das zweite das Regens darstellt, falls der Zusammenhang ein solches Verhältnis zuläßt. II. Ist das nicht der Fall, dann liegt ein prädikatives Verhältnis vor, wobei das vorangehende Nomen Subjekt, das nachfolgende Prädikat ist. Auf dem ersten Gesetze beruht die Flexion der Substantiva, Adjektiva, Pronomina und der eigentlichen Verba. Auch der Satz ist ursprünglich die Verbindung eines regierten und eines regierenden Nomen (Vater / s' - Kommen = der Vater kommt). Den Schluß bildet eine Studie über die persönlichen Fürwörter der altaischen Sprachen.

*Robert Bleichsteiner.*

4.

**George-Samné, Dr.:** *La Syrie.* Préface de Chekri Ganem. Paris (Bossard) 1920. XIX, 733 S. 8°. 30 Photogr. und 6 Karten. 48 Fr.

Infolge des Mandates, das der Völkerbund Frankreich hinsichtlich Syriens übertragen hat, hat dieses Gebiet für die Franzosen größere Bedeutung erlangt. Dr. George-Samné, der als Generalsekretär des syrischen Zentralkomitees die Verhältnisse des Landes gründlich kennt, gibt — natürlich unter starker Betonung der Betätigung Frankreichs in Syrien — einen Überblick über die Geschichte, die wirtschaftlichen Verhältnisse, über die zahlreichen religiösen Gruppen, welche an Bedeutung die Nationalitäten übertreffen, und behandelt schließlich ausführlich die Entwicklung der Dinge während und nach dem Kriege bis zum Vertrag von Sèvres. Für den Ethnographen sind von Interesse die Kapitel über die religiösen Verhältnisse und eine Karte der Bevölkerungsverhältnisse (nach Rassen, Religion und Volksdichte). Daß es in dem Buche nicht an Kritik der deutschen Politik — z. B. in der Frage des „heiligen Krieges" — fehlt, ist begreiflich.

*L. B.*

5.

**Tillema, H. F.:** *„Kromoblanda." Over 't vraagstuk van „het Wonen" in Kromo's groote Land.* Vier deelen. 1915—1916, 1920—1921. (Nicht im Handel.)

Der Verfasser, ehem. Apotheker in Holländisch-Indien, hat in den vorliegenden Bänden aus der Literatur, aus eigener Erfahrung und eigenen Rundfragen alles zusammengestellt, was sich auf die hygienischen Verhältnisse Holländisch-Indiens bezieht. Die Wohnungsfrage, die Wasserversorgung, die öffentliche Sanitätspflege, dann die verschiedenen Krankheiten, Blattern, Cholera, Lepra, Tuberkulose, Malaria, Geschlechtskrankheiten, Alkoholismus usw. werden in einzelnen Kapiteln behandelt. Die Aufdeckung der in vieler Hinsicht traurigen Zustände soll nach der Intention des Verfassers die Aufmerksamkeit auf ihre Verbesserung lenken. Das umfangreichste Kapitel des Werkes handelt über die Frage der Bevölkerungszunahme Indonesiens und ihrer Möglichkeit unter den herrschenden Verhältnissen. In diesem Kapitel geht der Verfasser mit großer Gründlichkeit auf alle möglichen Ursachen der schlechten hygienischen Verhältnisse Indonesiens ein: Kindersterblichkeit, die üblen Folgen der Industrialisierung, die unhygienischen Momente des Lebens der Frau, die Unreinlichkeit und ihre Folgen, Kleidung, Nahrung, Sitten und Bräuche, die abträglich auf Gesundheit und Fortpflanzung wirken. Den Schluß bildet eine Zusammenstellung von wertvollen Mitteilungen von Regierungsbeamten und Missionären über Krankenbehandlung, hygienische Maßregeln usw. und ausführliche Register. Das Werk ist reich mit zum Teil guten Lichtdruckbildern ausgestattet, die in den Text eingeklebt sind, allerdings mit diesem oft nur in losem Zusammenhang stehen; Ortsangaben fehlen leider oft. Die Begeisterung des Verfassers für die gute Sache ist jedenfalls sehr anerkennenswert und die Zusammenstellung der Literatur an sich ist schon außerordentlich verdienstvoll, wenn wir auch in den Literaturangaben oft größere Genauigkeit wünschen möchten.

*L. Bouchal.*

6.

**Franke, O.:** *Studien zur Geschichte des konfuzianischen Dogmas und der chinesischen Staatsreligion: Das Problem des Tsch'un-ts'iu und Tung Tschung-schu's Tsch'un-ts'iu fan lu.* Hamburg (L. Friederichsen & Co.) 1920.

Das vorliegende Werk O. Frankes, der unter den heute lebenden Sinologen eine führende Stelle einnimmt, zerfällt, wie der Titel sagt, in zwei Abteilungen, wovon die erste das Problem des Tsch'un-ts'iu behandelt. Kaum eines der chinesischen, ja vielleicht der gesamten Literaturprodukte hat mit mehr Berechtigung Lösungsversuche eines „Problems" hervorgerufen, als das Tsch'un-ts'iu des Konfuzius, von dem Franke in den einleitenden Worten sagt, daß ein erstaunliches Mißverhältnis zwischen dem überlieferten Texte des Tsch. t., dem einzigen Werke, dessen Verfasserschaft dem Konfuzius selbst zugeschrieben wird, und der Wertschätzung, die es nicht nur im ganzen späteren Geistesleben Chinas, sondern auch bei dem erleuchteten Verfasser persönlich, seinen Zeitgenossen und seinen unmittelbaren Nachfolgern erfahren hat, besteht. „Wer mich versteht, wird mich nach dem Tsch'un-ts'iu verstehen; wer mich verdammt, wird mich nach dem Tsch'un-ts'iu verdammen," sagt Konfuzius nach dem Berichte Meng-tse's. Sind doch tatsächlich die „kurzen, trockenen Sätzchen und die uns zuweilen geradezu albern anmutenden Angaben" mit der Stellung, die das Tsch. t. einnimmt, völlig unvereinbar.

Die bisherigen Lösungsversuche abendländischer Sinologen und chinesischer Gelehrter werden uns von Franke im 2. und 3. Abschnitte seines Buches ausführlich dargelegt. Es seien zwei Wege, welche zur Lösung des vorliegenden Problems führen, und zwar entweder die Annahme, daß das überlieferte Tsch. t. überhaupt nicht das Werk des Konfuzius sei oder daß der überlieferte Text auf besondere Weise erklärt werden müsse. Letzterer Ansicht hat sich Franke zugeneigt und kommt auf Grund eines reichen, sorgfältig erforschten Quellenmaterials zu folgenden Ergebnissen:

Das Tsch. t. ist kein Geschichtswerk, sondern ein Lehrbuch der Staatsethik.

Es besteht aus den kurzen tragenden Formeln, die Konfuzius schriftlich niedergelegt, und dem zunächst geheimgehaltenen Auslegungssystem, das er mündlich seinen Schülern mitgeteilt hat. Dieses Auslegungssystem hat sich in zwei Trägerreihen oder Schulen mündlich fortgepflanzt, bis es um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. schriftlich niedergelegt wurde in den beiden Kommentaren des Kung-yang und Ku-liang.

Das uns als Tso tschuan überlieferte Werk ist kein Kommentar des Tsch. t., sondern ein davon ganz unabhängiges, selbständiges Werk, vielleicht eins von den zahlreichen Tsch'un-ts'iu-Werken vom

Ausgang der Tschouzeit, es ist erst durch die systematischen Fälschungen Liu Hins am Ende der vorchristlichen Zeit mit dem Tsch. t. verbunden und als ein Kommentar dazu ausgegeben worden.

Dieser Lösungsversuch scheint uns nach den klaren, überzeugenden Darlegungen Frankes vollauf geglückt und gibt uns einen Standpunkt, von dem aus wir das Tsch. t. in Einklang zu bringen imstande sind mit der hohen Wertschätzung, die das Werk im chinesischen Geistesleben von jeher genossen hat, ohne daß wir zu geschraubten und unbeweisbaren Annahmen gezwungen werden.

Als einer der stärksten Träger der mündlichen Überlieferung erscheint Franke Tung Tschung-schu, dessen Werk Tsch'un ts'iu fan lu uns „ein gutes Bild seiner orthodoxen konfuzianischen Denkweise und das getreueste Abbild des ursprünglichen Konfuzianismus, das für uns überhaupt erreichbar ist", gibt. Das Lehrsystem des Tung tschun-schu, eingeteilt nach a) Wesen und Bedeutung des Tsch'un ts'iu, b) Metaphysik, c) Ethik, d) Staatslehre und e) Religiöses wird uns an der Hand von zahlreichen Auszügen aus dem Tch. t. fan lu in klarer, scharfsichtiger und interessanter Weise vorgeführt.

Der letzte Abschnitt des Buches gibt die Übersetzung des dritten Abschnittes Tsch'un-ts'iu fan lu, die uns mit der literarischen Eigenart des Tung tschun-schu bekannt macht. *V. Schmidt.*

7.

**Westermann, Diedrich:** *Die Golasprache in Liberia.* Grammatik, Texte und Wörterbuch. (Hamburgische Universität: Abhandlungen aus dem Gebiete der Auslandskunde. Band 6. Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen, Band 4. Hamburg [L. Friederichsen Co.] 1921.) Gr. 8°, 178 S.

Unter allen Erdteilen bietet Afrika besonders reichliche Gelegenheit, den Sprachforscher zum Nachdenken und Sichbesinnen anzuregen. Auf den ersten Blick drückt die Fülle des Verschiedenen, bei näherer Betrachtung finden wir, wie überall, größere Gruppen, die sich uns als zusammengehörig bekunden, dann aber versagt zunächst die weitere Vereinfachung. Es zeigt sich nun, daß wir den Gesichtswinkel erweitern und dadurch den Standpunkt ändern müssen, von dem aus wir bisher unsere Betrachtung unternommen haben. Es war uns hiebei stets nur um „organische Verwandtschaft", d. h. die Klassifizierung von Sprachzusammengehörigkeit nach dem Prozentsatze der grammatischen und lexikographischen Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten zu tun. Wollen wir aber über die Feststellung dieser „organischen" Zusammengehörigkeit hinausgehen, so sind wir genötigt, ihr eine geringere Wichtigkeit bei sprachwissenschaftlichen Konzeptionen beizumessen. Das geschieht nun sofort, sobald wir vollkommen vorurteilslos an das Material herantreten, d. h. frei, scharf und intensiv die Erscheinungen ins Auge fassen, ohne uns durch das Bestreben überall gleich Kausalkonnexe aufzuspüren und aufzuzeigen vom Tatsächlichen selbst ablenken zu lassen; wir brauchen bloß den Blick auf Goethe zu wenden, dessen Konzeptionsmethode gerade in unserer Zeit nun schon auf verschiedenen Gebieten hat Stimmen laut werden lassen. Enthalten wir uns aber jener Spielerei des Verstandes, die überall „Ursprachen" konstruiert, so finden wir bald — freilich mehr gefühlsmäßig als rational — bei „organisch nicht verwandten" Sprachen oft starke Übereinstimmungen und Analogien, die geeignet sein können, uns ein neues Bild der Gruppierung zu zeichnen. Hiebei ist aber Selbstbeschränkung von nöten; haben wir die Erscheinung selbst nicht fortwährend und intensiv genug im Auge, so liegt die Gefahr nahe, „rückfällig" zu werden und nun unbewiesene und unkontrollierbare Zusammenhänge zu konstruieren, die wiederum nur eine „organische Verwandtschaft", d. h. gemeinsamen Ursprung, aufzeigen oder die bequeme Theorie der „Beeinflussung" in die Wege leiten sollen. Die zweite Gefahr besteht darin, umgekehrt alle gruppierende Einsicht aus dem Auge zu verlieren und so — ohne es zu merken — in ein Chaos zu geraten. Wir benötigen, wie überall, eine Ordnung, ohne die eine Darstellung der Zusammenhänge nicht möglich wäre. Sind wir uns aber hiebei stets bewußt, daß jede Einteilung etwas Künstliches ist und nur den Wert besitzt, Ordnung in uns zu schaffen, so werden wir die genügende Distanzierung behalten, um auf dem oben angedeuteten Wege vorwärts zu schreiten. Wir erkennen dann alsbald eine sich uns ergebende Ordnung „höheren Ranges". Diese basiert aber nicht mehr auf der Feststellung lautlicher und grammatikalischer Phänomene, um Verwandtes zusammenzuschließen und von Fremdem zu scheiden, sondern stellt die Gliederung eines Ganzen dar, das erschaut ist. Wir können hier nur soviel andeuten, daß sich einem bei genügender Distanzierung das Gefühl einer Zusammengehörigkeit aller afrikanischen Sprachen aufdrängt, ebenso wie — trotz fundamentaler Rassenunterschiede in psychischer und physischer Hinsicht, die nur für eine bestimmte Einstellung größeren Wert besitzen — Afrika als ein Ganzes konzipiert werden kann; denn es gibt einen „afrikanischen Menschen": wie dieser entstanden ist, interessiert uns von diesem Standpunkte weniger, da wir zunächst wissen wollen, wer er ist.

Wenn also die eine Einstellung, die auf die Anzeige „organischer Verwandtschaft" ausgeht, mehr eine trennende, spaltende Tendenz besitzt, da sie analysiert, so setzt die Konzeption eines Ganzen ein vereinigendes Anschauen voraus, das die Verschiedenheiten und Übereinstimmungen als Exponenten der Gliederungsanlage anspricht. Nur sind es eben andere Differenzen und Analogien, die eine Gliederung erscheinen, als solche, die eine Einteilung nach Sprachstämmen konstruieren lassen. In diesem Sinne ist die bereits durch mehrere Forscher gewonnene Einsicht zu begrüßen, daß die zwei so „grundverschiedenen Sprachstämme", des „Hamitischen" und „Bantu", eine Brücke in den „Sudânsprachen" besitzen; interessiert es uns nun mehr zu sehen, wie diese Brücke beschaffen ist, statt warum und wann sie gebaut ist, so erkennen wir in ihrer Konstruktion deutlich, wie sich alle Teile zum Ganzen verhalten, wie nirgends vollständig unverbundene Pfeiler stehen; Idiome als „isoliert" anzusprechen — ein Begriff, der für den Haus- und Schulgebrauch ja gelten kann — hat hier keinen Sinn. Wir sehen, wie vom „Hamitischen" bis zum „Bantu" eine ununterbrochene Reihe von Sprachen führt, so daß wir nur Entfernung, nicht Trennung, zwischen den beiden großen Gruppen fühlen können. — Es wäre nun, um diese Anschauung zu stützen, notwendig, Darstellungen von jeder Sprache zu besitzen, die das tatsächlich-lebendige Gut einer jeden darbieten, so daß ihre Stellung innerhalb des Ganzen unbeeinflußt gesehen werden kann. Eine solche Darstellung, wenn auch nicht von dem eben entwickelten Standpunkt ausgehend, hat Westermann in seiner „Golasprache" geliefert. Er kümmert sich nicht viel um die „Entstehung" des Gola — lediglich eine kurze Notiz in der Einleitung, die Aufschluß über die geographische Lage und die charakteristischen Merkmale des Volkes gibt, weist auf die „auffallenden Eigentümlichkeiten" hin, die sie „von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Kru und Mandingosprachen tatsächlich gründlich" unterscheidet und sie als „Sudânsprache" bezeichnet, „die altes, sudânisches Wortgut („Semibantu") überliefert, daneben aber besonders in ihrer Grammatik starken, hamitischen Einwirkungen ausgesetzt gewesen ist" (S. 2). Im übrigen ist die Darstellung selbst frei von Bestrebungen, die ablenken können, und zeigt uns, ohne durch vage Kombinationen unterbrochen zu sein, Westermanns grammatische Ergebnisse des lebendigen Sprachgutes, das der Verfasser in den Jahren 1914 und 1915 im Gola- und Kpellelande selbst aufgenommen und gesammelt hat. Hier soll eine kurze Beschreibung seines Buches folgen.

Eine mehr den Lautwandel innerhalb der Sprache als die rein phonetische Seite ausbauende Lautlehre geht der eigentlichen Grammatik voraus (S. 5 bis 23); so übersichtlich die Lautgesetze auch behandelt sind, so wirkt deren Fülle doch etwas entmutigend; wer sich aber aufmerksam durcharbeitet, wird für das Studium der Grammatik so gut gerüstet sein, daß sich ihm vieles von selbst ergibt. Hier sei nur kurz angeführt: Die Vokalpyramide besteht nur aus Vorder- und Hinterzungenvokalen; Mittelzungenvokale scheinen zu fehlen, falls o̤, ọ, u wirklich unseren „Umlauten" entsprechen (§ 2). Das Konsonantenschema zeigt von „schwierigen" Lauten, nur $\tilde{\chi}$ und $\tilde{\gamma}$, die als Nasale von $\chi$ und $\gamma$ (d. i. ch in ach und ich) bezeichnet werden. Die Beschreibung der Laute ist eine treffende. Wir werden dabei an den im Bantu vorkommenden Laut n̥ (d. i. stimmloses n) erinnert. Auf den ersten Blick finden wir Lauteigentümlichkeiten, die das Gola mit anderen „Sudân"-, mit „Bantu"-Sprachen wie mit dem Nuba (ḱ wechselt mit tś) gemeinsam hat. Die Nasalierung ist stark vertreten.

Die Sprache besitzt den musikalischen Silbenton; W., dessen Meisterschaft im Behandeln einer Tonlehre durch seine Ewe-Grammatik unbestritten ist, hat hier nicht nur wieder eine anschauliche, übersichtliche Darstellung gegeben, sondern auch sofort erkannt, daß die Töne nicht „die gleiche, entscheidende Bedeutung" wie im Ewe haben (§§ 23 bis 30). Wir sehen hier unter anderem, wie im Gola Hochton und weite Entfernung parallele Begriffe sind; wir sehen, daß der „etymologische" Ton vorhanden ist, mehr als im Kpelle und daß die Töne dort, wo sie sinngebend sind, unverändert bleiben. Die Tonaussprache ist schwieriger als im Kpelle; das genaue Aussprechen der Töne ist aber zur Unterscheidung sonst „gleichlautender" Wörter nur im beschränkten Maße erforderlich; es herrscht eine gewisse persönliche und der Neigung des einzelnen entsprechende Freiheit, etwas, was dem Charakter afrikanischer, „echter" Tonsprachen gerade zuwiderläuft.

Die grammatischen Ausführungen (S. 23 bis 76), übersichtlich und klar aufgebaut, geben ein vollständiges Bild der Struktur und lassen, von wenigen Einzelheiten abgesehen, keine Frage der grammatischen Deutung einer Kategorie offen.

Wir sehen beim Hauptwort Prä- und Suffixe, deren Verbindung mit dem Nomen eine lose ist und die in einer Entsprechung zueinander stehen. Das Hauptwort wird in Klassen eingeteilt, wobei das Klassenzeichen nur vor oder nach oder vor und nach dem Stamm oder gar nicht stehen kann (im Singular). W. stellt 11 Affixe fest und teilt das Hauptwort in fünf Klassen: I. lebende Wesen, II. Sammelbegriffe, III. Bäume und Geräte, IV. Flüssigkeiten, V. Orte. Interessant ist die Konstruktion des Genitivs, der vor oder nach dem regens stehen kann, wobei ein gewisses Schwanken herrscht. Die anderen „Kasus" sind

durch verbale Fassung oder „Präpositionalnomina" ausgedrückt. Das unbestimmte attributive Eigenschaftswort hat keine Affixe, das bestimmte die Suffixe der Substantivklassen. Das Pronomen weist mannigfaltige Formen auf, die einerseits „lautgesetzlich", anderseits durch die Klasseneinteilung bedingt sind. Das Zeitwort unterscheidet „Perfekt", „Imperfekt" und „Infinitiv" durch Vokalwandlung im Stamme. W. zeigt zwei Hauptgruppen, eine mit i und eine mit u als Stammvokal, wobei die Unterteilungen nach dem Perfektvokal getroffen sind. Die Konjugation, wobei die „Zeiten" sich aber nicht als echte tempora, sondern als Ausdrucke für Vollendung und Unvollendung bekunden, wird durch einfache Formen oder durch Heranziehung von „Hilfselementen" gebildet; die Töne spielen hier auch eine große Rolle. Wir finden einen „Aorist" (ohne jede Zeitfärbung, auch als „Habitualis" gebraucht, unterscheidet sich vom Perfekt durch seine Pronomina), ein „Perfekt", „Imperfekt", „Futur" (= Imperfektform mit Hilfswort), einen „Konjunktiv" (= „Perfektform" mit Tonunterschied), „Progressiv" (die im Vollzug befindliche Handlung der Gegenwart und Vergangenheit, durch Hilfszeit- und Hilfshauptwort und Tonveränderungen ausgedrückt), „Intentionalis" oder „Ingressiv" (für die beabsichtigte oder bevorstehende Handlung, eine aus vielen Elementen zusammengesetzte Form) und endlich einen „Imperativ" (Perfektform, in der Regel mit fallendem Ton). Es gibt zwei Infinitive, der eine durch inneren Vokalwandel, der andere durch die Affixe der II. Klasse gebildet. Die Verneinung des Zeitwortes geschieht durch Tonveränderung oder durch Partikeln mit oder ohne Tonwechsel. § 130 gibt uns eine Übersicht der Verba im Perfekt, Imperfekt, Imperativ und Infinitiv.

Die syntaktischen Verhältnisse, soweit sie nicht in der „Grammatik" behandelt wurden, sind (S. 72 bis 75) im Kapitel über die „Sätze" kurz zusammengefaßt, die einen „primitiven" Charakter zeigen. Es gibt keine Nebensätze in unserem Sinne; in der Regel schließt ein Suffix den „Nebensatz", dem dadurch der Charakter eines Adjektives verliehen ist, was uns zeigt, wie hier die Scheidung zwischen Nomen und Verbum eine künstliche ist. (Vgl. z. B. das Nubische.) Allem Temporalen haftet stark lokale Auffassung an.

Erfreulich ist, daß den in Afrika so wichtigen Grußformeln ein eigener Paragraph (142) gewidmet ist.

Den zweiten Teil des Werkes bilden die Texte (S. 81 bis 125), den dritten ein handliches Wörterbuch dazu (Gola-Deutsch S. 129 bis 162, Deutsch-Gola S. 163 bis 178). Die Texte geben nicht nur reichliche Gelegenheit, die eben gelernten Formen der Grammatik zu üben und in die für den Europäer sehr schwierige Diktion sich einzulesen, sondern vermitteln auch die Kenntnis vieler ethnologisch interessanter Momente, die mit dem Volke selbst vertraut machen. Freilich überwiegen die Märchen, die aber eben in Afrika eine sehr große Rolle spielen, so daß das eigentliche „Leben" der Gola mit deren sonstigen Anschauungen und Gewohnheiten etwas zurücktritt. Eine interlineare Übersetzung vieler Texte vermittelt das Einlesen, eine Inhaltsangabe und kurze Besprechung am Schlusse anderer erleichtert das Verständnis.

Abgesehen von Übersichtlichkeit und reiner, alles Beiwerk meidender Darstellung durch einen Sachkundigen, atmet das ganze Buch, trotz aller Schematisierung (die eine gedrungene, kurze Behandlung einer Sprache mit sich bringt und die ja schließlich im Wesen der „Grammatik" selbst liegt) auf Schritt und Tritt eine Lebendigkeit, die nur der persönliche Verkehr mit den Eingeborenen selbst und das Leben in ihrem Lande ermöglichen und die die Grundlage einer Darstellung bildet, die für wissenschaftliche wie praktische Ziele von gleicher Bedeutung ist. *W. Czermak.*

8.

**Krause, Dr. Fritz:** *Die Kultur der kalifornischen Indianer in ihrer Bedeutung für die Ethnologie und die nordamerikanische Völkerkunde.* Mit 5 Karten und 14 Tafeln. Leipzig (Otto Spamer) 1921. 98 S., Gr. 8°. (50 Mk.)

Das vorliegende, Geh.-Rat Prof. Dr. Seler zum 70. Geburtstag gewidmete Buch ist eine Leipziger Habilitationsschrift; sie bildet den 4. Band der vom staatlichen Institut für Völkerkunde herausgegebenen Publikationsreihe I: Ethnographie und Ethnologie. Verf. sucht damit ein Beispiel dafür zu geben, wie eine Verbindung der kulturhistorischen und der evolutionistisch-anthropogeographischen Methode nicht nur Ergebnisse für die untersuchte Einzelkultur liefert, sondern auch zur Lösung allgemeinethnologischer Fragen beiträgt.

Die Untersuchung der Hausformen Kaliforniens führt zu dem Schlusse, daß die verschiedenen nebeneinander vorkommenden Hausformen, wenn auch die Weiterentwicklung des einen Typus zu einen anderen in Kalifornien selbst möglich erscheint, doch tatsächlich zu verschiedenen Zeiten von außen eingewandert sind. Die Hausformen spiegeln Kulturströmungen und historische Beziehungen der Kali-

fornier zu anderen Völkern wieder; sie sind nicht Ausflüsse der geographischen Bedingungen des Landes; diese Bedingungen äußern sich nur insofern, als ein fremder Typus nur in Gebieten auftritt, die dem Heimatsgebiet dieses Typus ähnlich sind und ein Typus bei Ausbreitung über Landschaften mit anderen Bedingungen gewisse Züge aufgibt oder sich durch Materialwechsel anpaßt.

Die Betrachtung der Wirtschaftsformen weist darauf hin, daß das Jagd- und Fischereiwesen der Kalifornier enge Beziehungen zur nördlichen Jägerkultur hat, nicht aber zur südlichen Anbaukultur (Maisbaukultur). Die nördliche Jägerkultur wird die Kenntnis der Verwertung von Zerealiensamen bereits besessen und bei ihrer Ausbreitung, neue geeignete Pflanzen verwertet haben. Daß trotz der hervorragenden Eignung Kaliforniens zum Anbau die Einwanderer zum Anbau nicht übergegangen sind, beweist, daß eine solche Eignung allein die Bewohner nicht veranlaßt, die den Naturverhältnissen entsprechendste Ausbeutungsform selbst zu entwickeln. Die Natur eines Landes wirkt auf diejenigen Kulturelemente der Einwanderer erhaltend, die unter den neuen Naturbedingungen lebensfähig sind; sie wandelt andere Kulturelemente ab, um sie den neuen Naturbedingungen anzupassen, aber sie schöpft im allgemeinen keine neuen Elemente.

Ein südliches Element ist nach Krause das Betäuben der Fische durch Gift, das ja in der Tat im tropischen Südamerika am weitesten verbreitet ist (vgl. z. B. das letzthin angezeigte Werk von Koch-Grünberg, S. 256; der dort angegebene Name der Gifte timbo weist auf die mal.-pol. Bezeichnung tuba u. ä. hin). Südostasien ist ein zweites großes Verbreitungsgebiet dieser Fangart und Referent möchte die Möglichkeit einer Wanderung dieser Technik auf dem Landweg nicht für unmöglich halten. Krause selbst meint, daß sie kaum erst nachträglich von Süden her nach Kalifornien übertragen wurde, sondern vielleicht einer älteren Kulturschicht angehört, ebenso auch die die Verwendung bumerangähnlicher Wurfstöcke bei der Kleinwildjagd.

Er meint also, daß die Kultur der kalifornischen Indianer trotz einer gewissen einseitigen Entwicklung doch ein Glied einer weiter verbreiteten Kulturschicht ist, die sich über das westliche Nordamerika von Nordwesten nach Süden bis Mexiko gezogen hat. Ursprünglich eine reine Jäger- und Fischerkultur hat sie den Übergang zur Mehlbereitung gefunden; weiter im Süden mag sich auf ihr die Maisbaukultur aufgebaut haben, während im Norden jüngere Jägerkulturen sich darübergeschoben haben.

Die soziale Organisation der Kalifornier ist charakterisiert durch das Fehlen der Klanorganisation und durch eine meist starke Familienorganisation innerhalb der Dorfgemeinschaft, über der nur bei einigen Stämmen sich eine Stammesorganisation findet.

Im ganzen ist die kalifornische Kultur als eine primitive zu bezeichnen.

Eine Literaturübersicht beschließt die an weiten Gesichtspunkten reiche, verdienstvolle Arbeit.

*L. Bouchal.*

9.

**Mogk, Dr. Eugen:** *Über Runen und Hakenkreuze.* 8°, 12 Seiten. Leipzig 1921, Verlag: Die Ritter vom Hakenkreuz. Jaeger, Karl: *Zur Geschichte und Symbolik des Hakenkreuzes.* Mit 1 Bildtafel. 8°, 24 Seiten. Ebenda, 1921.

Zwei inhaltlich verwandte Schriften politisch rechtsstehender Richtung; letztere mit einer Bibliographie.

10.

**Lechler, Jörg:** *Vom Hakenkreuz. Die Geschichte eines Symbols* [„Vorzeit"; Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiete der Vorgeschichtsforschung. In Gemeinschaft mit Fachgenossen herausgegeben von Prof. Dr. Hans *Hahne*, Band 1]. 8°, 27 S., Text mit 351 Abb. auf 36 Tafeln. Leipzig (Kabitzsch). Geh. Mk. 17·—, geb. Mk. 23·—.

Eine Anzahl von einstigen Schülern Kossinnas, um Hahne, den Leiter des Provinzialmuseums für Vorgeschichte in Halle a. S. geschart, unternimmt es, in dieser neuen Schriftenserie dem Anfänger das Wichtigste aus dem ungeheuren Material an Denkmälern und deren Einzelheiten nach übergeordneten Gesichtspunkten gruppiert vorzuführen und dadurch auch dem selbständig arbeitenden Fachgenossen brauchbare Zusammenstellungen zu liefern, die seine Arbeit zu entlasten geeignet sind. Diese schwierige doppelte Zielsetzung darf im vorliegenden Eröffnungsbande als wohl erreicht bezeichnet werden und die übersichtliche, dabei von den hier besonders naheliegenden Phantastereien freie Darstellung verdient alle Anerkennung.

Dem Grundgedanken dieser Schriftenreihe, die eine neue Art systematischer Arbeitsbehelfe darstellt, entspricht die Kürze des Textes. Das Hauptgewicht ruht auf den Abbildungen, deren Herkunftsverweise sehr sorgfältig durchgeführt sind.

Den folgenden Bänden (vgl. den Anzeigenteil des „Mannus") darf mit Interesse entgegengesehen werden. *A. Mahr.*

11.

**Städtisches Museum für Völkerkunde zu Leipzig.** *Illustrierter Führer durch die prähistorische Abteilung.* Hrsg. von der Direktion. Verfaßt von Dr. Johannes Richter. Zeichnungen von Dr. Paul Germann. Kl.-8°, 66 Seiten, 8 Tafeln, 14 Abb. im Text. Leipzig 1922. Selbstverlag des Museums.

Da ein Museumsführer nicht den Anspruch erhebt, wissenschaftlich etwas besonders Neues zu bieten, hat er hier nur unter dem Gesichtspunkte seiner praktischen Verwendbarkeit, also propagandistischer Förderung der Vorgeschichte gewertet zu werden. Hierin unterscheidet er sich rühmenswert von älteren Schemen, die meist den Vitrineninhalt aufzählen mit einigen Erläuterungsworten, die besser bei den Objekten ihren Platz finden sollen. — Der neue Leipziger Führer bringt populär gehaltene Abschnitte zum allgemeinen Verständnis und weist kapitelweise auf die musealen Illustrationsstücke nur hin.

In einem Schlußabsatze wird das Fundmaterial aus Leipzig selbst und seiner Umgebung zusammengestellt. *M.*

12.

**Wiegers, Fritz:** *Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft.* (Abhandlungen d. Preuß. geol. Landesanstalt, N. F., H. 84.) Berlin 1920. 210 S., 68 Textfig.

Es ist immer etwas Mißliches, ein verunglücktes Buch besprechen zu müssen. Das vorliegende enthält die Ansichten des Verfassers über das Diluvium, besonders über das Verhältnis der Disziplinen zu einander, welche hier in enger Verknüpfung erscheinen: Geologie, Paläontologie, Prähistorie und Anthropologie.

Jeder Außenstehende würde glauben, daß diese Wissenszweige zur Aufhellung der Vorgänge ergänzend herangezogen werden müssen. Das geschieht hier aber nicht, sondern Verfasser zieht vor allem gegen die Prähistorie zu Felde, offenbar weil sie es ist, welche die gänzliche Haltlosigkeit seiner Gliederung erkennen läßt. Auch der Chauvinismus tritt wieder einmal in seine Rechte, denn wir hören von einer deutschen Wissenschaft, von einer in Deutschland geschaffenen geologischen Basis, von der Wertlosigkeit der (zuerst von den Franzosen festgelegten) diluvial-prähistorischen Typologie u. dgl. m., Dinge, die sich für den Nichtlokalforscher etwas komisch anhören. Zudem ist die neue geologische Basis eine recht alte und nicht von Wiegers, sondern von Penck. Ihre Unhaltbarkeit hat Referent längst bewiesen.

Was aber den Wert der Typologie betrifft, so braucht man ihn in kompetenten Kreisen gegenüber dem Verfasser nicht zu verteidigen. Wie ganz unlogisch hier W. urteilt, geht aus seinem über dasselbe Thema gehaltenen Vortrag auf der 45. allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Völkerkunde und Vorgeschichte zu Hildesheim im August 1921 hervor, wo er nach Petermanns Mitteilungen, 67. Jahrg., 1921, Oktober-Novemberheft, ausführt: „Die Typologie der Prähistoriker hat gänzlich versagt, wie kürzlich erst eine Arbeit des Schweden Montelius zeigte. Es müssen daher neue Wege gegangen werden, auf geologischer Grundlage. Die französischen Kulturperioden sind nicht übertragbar; neu muß die Wissenschaft in Deutschland aufgebaut werden, an die Stelle der typologisch begründeten Kulturperioden mit ihren französischen Namen müssen deutsche Bezeichnungen treten, die vornehmlich das geologische Alter und in zweiter Linie erst den Kulturgrad anzeigen."

Also Rückschritt allerwege. Das Beispiel Montelius beweist nämlich nicht die Wertlosigkeit der Typologie, sondern zeigt nur, was wir immer verfochten haben, daß man in vielen Fällen mit einer Disziplin allein nicht auskommt. Das gilt natürlich z. B. auch für die Geologie. Es kann ein Löß auf älterem Untergrunde als Hochterrasse während des Acheuléen, Spät-Moustérien—Alt-Aurignacien oder Jung-Aurignacien gebildet sein, was sich geologisch in diesem Falle nicht feststellen läßt. Einigermaßen reichliche archäologische oder paläontologische Einschlüsse werden dagegen die Unterscheidung ermöglichen. So wird einmal die Geologie, ein anderesmal die Archäologie usw. die Entscheidung herbeiführen. Mit einer Disziplin allein zu arbeiten ist hier auf keinen Fall rätlich.

Die Ablehnung der französischen Kulturfolge und ihr deutscher Ersatz ist ein unglückliches Beginnen, da schon M. Hoernes 1902 auf die große Übereinstimmung zwischen West- und Mitteleuropa

hingewiesen hat, die heute jedermann geläufig ist, der sich mit Diluvialprähistorie befaßt hat. Gewisse Unterschiede rechtfertigen eine Neubenennung nicht, weil sie keine neuen Kulturstufen anzeigen, sondern nur verschiedene lokale Ausprägungen. Der Himmel bewahre uns aber davor, daß nun deswegen etwa in jedem Lande neue Kulturnamen eingestellt werden.

Diese falsche Methode und die sonstigen Auswüchse wären aber noch hinzunehmen, wenn wenigstens die Grundlage des Wiegerschen Chronologiebaues tragfähig wäre. Das ist sie weder geologisch, noch archäologisch, noch paläontologisch, was allerdings dem Verfasser nur insoweit zur Last fällt, als er sie kritiklos von Penck übernommen hat. Wenn jemand zudem heute noch Acheuléen und Moustérien durch eine warme Zwischeneiszeit trennt, so beweist er damit nur, daß er noch nicht soweit ist, als G. de Mortillet in den sechziger Jahren.

Das Altpaläolithikum erstreckt sich nur aus einem Interglazial in eine Eiszeit hinein, so daß die Klimareihenfolge warm, allmählich kälter, hocheiszeitlich ist und nicht warm, allmählich kälter, hocheiszeitlich, warm, hocheiszeitlich.

Wie kritiklos Verfasser das Ganze beurteilt, so fehlt ihm auch in einzelnen Fragen die Schärfe des Urteils z. B. bei seiner Ablehnung der Nagetierschichten als „Merksteine der Chronologie", was sie tatsächlich sind. Ihm sind sie „Zufallsprodukte", weil ihm nicht aufgefallen ist, daß diese Nagetierschichten, wo immer sie beobachtet wurden, ausschließlich in zwei bestimmten zeitlichen Horizonten auftreten, was durch Zufall unmöglich erklärt werden kann. Aber es kommt noch schlimmer, wenn W. S. 70 sagt: „Das Magdalénien umfaßt also allein den ganzen Zeitraum, den R. R. Schmidt für die untere und obere Nagetierschichte für Aurignacien, Solutréen und Magdalénien in Anspruch nimmt. Damit wird die völlige Bedeutungslosigkeit der beiden Nagetierschichten dargetan." Nein, damit wird nur der Grad der Urteilsfähigkeit des Verfassers dargetan, denn obwohl er auf S. 65 sagt, „im Schweizersbild ist die untere Nagetierschichte allerdings erheblich jünger, da sie unmittelbar und konkordant unter dem Magdalénien liegt", identifiziert er dann doch die Moustérien-Nagerschichte mit dem unteren Teile der Magdalénien-Nagerschichte. Es entgeht ihm ganz, daß die untere Nagerschichte vom Sirgenstein mit der im Liegenden des Magdalénien am Schweizersbild gar nichts zu tun hat, da sie viel älter ist und auch eine andere Zusammensetzung aufweist. Es werden hier die zwei Horizonte der „Gespaltenen oberen Nagetierschichte" des Schweizersbildes, welche zusammen gleich sind der oberen Nagetierschichte des Sirgenstein, mit der oberen und unteren Nagetierschichte des letztgenannten Fundortes verwechselt, ein Anfängerfehler ärgster Sorte.

Auch sonst strotzt das Buch von Unrichtigkeiten. Was immer wieder durchschlägt, ist der Gedanke, daß für die Erforschung der ältesten Menschheit lediglich die Geologie ausschlaggebend sei, während der Prähistorie (und Anthropologie) nur die Rolle von Hilfswissenschaften zufallen soll. Referent möchte da speziell an den S. 192 zu lesenden Satz anknüpfen: „Der Mangel an geologischen Kenntnissen sollte jeden Prähistoriker abhalten, sich auf das Gebiet der Geologie zu begeben."

W. scheint in seiner Einseitigkeit nicht zu merken, daß man mit gleicher Berechtigung diese Forderung umdrehen und gegen ihn anwenden könnte, wenn er nicht etwa sagen will, daß der Geologe wohl Prähistorie verstehen kann, aber nicht umgekehrt. Daß bei diesem Gegeneinanderausspielen einander gleichwertiger Disziplinen und Klärungsfaktoren nichts Ersprießliches herauskommt, zeigt das vorliegende Buch. So kann der Hergang der Dinge nicht geklärt werden, sondern nur durch Berücksichtigung aller Momente, wie das Referent schon 1910 verfochten hat: „Die Lösung der Diluvialprobleme kann nur auf Grund eines vorurteilsfreien Meinungsaustausches der beiden Wissenszweige" (Geologie und Prähistorie) „untereinander und mit der Paläontologie gelingen, niemals allein oder gar im Gegensatz zu einer dieser Disziplinen (Das Alter der Lößstationen am Rhein, Wien, Jahrb. f. Altertkde. d. k. k. Z.-K., Bd. IV).

Nicht zuletzt aber muß es sich ein Forscher abgewöhnen, die Dinge von seinem subjektiven Standpunkte zu beurteilen. Dazu gehört auch das fortwährende Betonen des Nationalen, wo doch nichts internationaler sein muß als die Wissenschaft

Ist der ganze wissenschaftliche Aufbau des Buches verunglückt, so gibt es auch im Detail noch Verschiedenes, was die Kritik herausfordert.

Nur einiges greife ich heraus, z. B. Wiegers neueste Beurteilung der Aurignacstation Willendorf. Während er im Jahre 1914 mit großem Elan gegen meine von Menzel bestätigte Deutung der Göttweiger Verlehmungszone als letztes Interglazial losging, glaubt er jetzt, ohne seither etwa die Fundstelle selbst gesehen zu haben, weil auf der Göttweiger Verlehmungszone keine Kultur liegt, hier ein Plätzchen für sein „warmes Moustérien" gefunden zu haben. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich ihm, die unteren Aurignacienschichten von Willendorf recht alt zu machen, denn wenn sie zu weit hinuntergreifen, bleibt für den Ehringsdorfer Horizont nichts übrig. Da paßt es ihm nun nicht, daß ich die 4 älteren Schichten Willendorfs als Mittel-Aurignacien klassifiziere und er beruft sich darauf, daß Obermaier und

Szombathy hier von „älterem Aurignacien" sprechen. Ohne nun das Material zu kennen, erzählt W. seinen Lesern, daß ich „das untere Aurignacien in den Schichten 1—3 nicht erkannt" habe. Gegenüber diesem kritiklosen und kritiklosen Vorgehen stelle ich fest, daß die unterste Schichte (1) atypisch ist, die Schichten 2—4 hingegen ein typisches Mittelaurignacien repräsentieren mit vielen und schönen Kielkratzern von klassischer Ausprägung wie in Frankreich. Unter der untersten Schichte liegen noch einige Meter Schwemmlehm ohne Kultur. Wäre sie vorhanden, würden wir Alt-Aurignacien finden, niemals aber das Äquivalent der Travertine des Ilmtales oder von La Micoque. Dies werden wir W. erst glauben, wenn er uns auf der Göttweiger Verlehmungszone die Fauna der genannten Orte einmal nachweist. Das ist ihm aber bis jetzt weder an der Somme noch irgendwo anders möglich gewesen.

Wenn es auch zweifellos nicht leicht ist, einmal vorgefaßte Ansichten abzustreifen, sollte doch der Umstand, daß auch nicht eine Stelle diese von Penck zuerst geäußerte Ansicht bestätigt, den Verf., der sich so viel darauf zugute tut, daß er Geologe ist, endlich zur Einsicht bringen.

Falsch eingereiht wird mit den Ilmtalfundstellen u. a. auch Rabutz, Krapina und das Wildkirchli, welche Stellen zweifellos älter als die Riß-Eiszeit sind, wie für das Wildkirchli allein durch klimatische Erwägungen nahe gelegt wird, welche es unmöglich erscheinen lassen, daß während der Riß-Würm-Schwankung in der Höhe von fast 1500 *m* der Mensch gejagd hat. Wustrow-Niehagen ist kein „verschlepptes Acheuléen", sondern Frühneolithikum usw.

Alles in allem spiegelt W.'s Buch die Ansichten Pencks und der norddeutschen Geologen wieder, deren Unrichtigkeiten Ref. wiederholt dargetan hat. Es muß einmal offen gesagt werden, daß Bücher wie das vorliegende keine Förderung, sondern lediglich einen Ballast für die Wissenschaft bedeuten.

*J. Bayer.*

13.

**Penck, Albrecht:** *Die Höttinger Breccie und die Inntalterrasse nördlich Innsbruck.* (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jahrg. 1920, physikal.-mathemat. Klasse, Nr. 2.) Berlin 1921. 136 S. mit 12 Tafeln.

Vorliegende Monographie über die Höttinger Breccie, die bekannte, seit 30 Jahren stark umstrittene Ablagerung, über die eine reiche, am Schlusse der Arbeit zusammengestellte Literatur existiert, ist nicht nur für den Geologen von Bedeutung, sondern vor allem auch für den Diluvialprähistoriker wichtig.

Der Verfasser, welcher seine Ansichten über die Ablagerung mehrmals geändert hat — zuletzt hielt er sie (die Alpen im Eiszeitalter) für Riß-Würm-Interglazial und charakterisierte mit ihrer Flora diese Zeit — kommt hier auf Grund neuer, sehr sorgfältiger Untersuchungen und Beobachtungen, über welche eingehend berichtet wird, zu dem Ergebnisse, daß die Breccie als eine einheitliche Bildung aufzufassen und älter als die Riß-Eiszeit anzusehen ist. Er versetzt sie demgemäß in das Mindel-Riß-Interglazial, die Möglichkeit, daß sie noch älter ist, offen lassend, da er die Zugehörigkeit der Liegendmoräne zur Günz-Eiszeit nicht für ausgeschlossen halten möchte.

Damit ist Verf. für Hötting zu einer Auffassung gekommen, welche Ref. schon seit mehr als zehn Jahren verficht, und zwar nicht für diese Ablagerung, sondern für alle andern mit gleicher oder ähnlicher Fauna, wie die Schieferkohlen von Dürnten usw.

Unsere Hoffnung aber, daß das vorliegende Höttinger Ergebnis den Verf. veranlaßt hätte, nunmehr auch für diese anderen gleichartigen Ablagerungen analoge Schlüsse zu ziehen, hat sich leider nicht erfüllt, denn er hält nach wie vor „mit aller Entschiedenheit" an dem „warmen" Riß-Würm-Interglazial fest.

Das bedeutet nichts anderes, als daß Verf. den ganzen Aufbau von ehemals (Die Alpen im Eiszeitalter) umwirft, sonst müßte er jetzt, wo auch er die Höttinger Breccie ins Mindel-Riß-Interglazial versetzt, zu dem von mir 1914 präzisierten Resultate gekommen sein, daß seine sog. Achenschwankung zwischen Riß und Würm fällt und hier für ein warmes Interglazial kein Platz ist.[1])

Tatsächlich kann Verf. im Inntale für letzteres keinen Beweis beibringen, im Gegenteil lehrt der ganze Aufbau der Terrasse und ihre lückenlose Einschachtelung zwischen zwei Moränen, vor allem

[1]) Die Identität der Achenschwankung Pencks mit dem Riß-Würm-Interglazial, Mitt. d. Geol. Ges., Wien 1914; übrigens wäre diese Arbeit, welche nicht nur die Höttinger Breccie im Eiszeitrahmen richtig fixiert, sondern auch, u. zw. zum erstenmal, die Zugehörigkeit der Inntalterrasse zur Aurignac-Schwankung (Riß-Würm-Zeit) feststellt — Ampferer hält Breccie und Terrasse als ein und demselben (letzten) Interglazial angehörig — zu zitieren gewesen.

aber ihr Ende bei Landeck, wo sie sich nach Ampferer mit Moränen verzahnt, daß hier lediglich eine nicht sehr lange dauernde Schwankung, aber kein Interglazial vorliegt. Die vom Verf. ins Treffen geführte Flora von Ampaß gehört offenkundig nicht hieher, sondern ist, wie Blaas betont, älter und gehört wohl in die Zeit der Höttinger Breccienbildung. Somit ist auf keinen Fall die Entstehung der Schweizer Schieferkohlen in die Zeit der Terrassenbildung im Inntale zu versetzen.

Wenn wir also die konsequente Durchführung der durch die ältere Ansetzung der Breccie notwendigen Rückversetzung der Achenschwankung und die damit allgemein abzuleitenden Folgerungen auch hier noch vermissen, so sind wir doch berechtigt, in dieser schönen Arbeit einen bedeutsamen Schritt in unserer Richtung zu sehen und wir halten es nur für eine Frage der Zeit, daß der Verf. seine Verdoppelung des Mindel-Riß-Interglazials aufgibt und zu unserer durch zwei Eishochstände und eine Schwankung charakterisierten jungquartären Eiszeit kommt.

*J. Bayer.*

14.

**Paret, Dr. Oskar:** *Urgeschichte Württembergs mit besonderer Berücksichtigung des mittleren Neckarlandes.* Mit 4 Tafeln, 2 Karten und 49 vom Verfasser gezeichneten Textabbildungen. Stuttgart (Strecker und Schröder) 1921. 8°, VIII und 226 S.

An der Hand der reichlichen Altertumsfunde, welche bisher aus dem mittleren Neckarland zwischen Cannstatt und Heilbronn bekannt geworden sind, beschreibt der Verf. die urgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Zustände Württembergs in einer Weise, welche sowohl für den Laien überaus anziehend und belehrend, als auch für den nicht unmittelbar in Schwaben arbeitenden Fachmann wertvoll ist. In Schwaben ist die Kenntnis der Geologie des Landes sozusagen ein Gemeingut des ganzen Volkes. Von ihr geht Verf. aus und ihrer bedient er sich mit dem besten Erfolge, um das Landschaftsbild, die Besiedelungsverhältnisse und den Kulturzustand der einzelnen prähistorischen Perioden klar und gemeinverständlich darzulegen. Eine durchaus gelungene, hervorhebenswürdige Anwendung der siedelungsarchäologischen Methoden.

Der erste Teil des Buches behandelt in einer Reihe von angenehm lesbaren und zweckmäßig illustrierten Kapiteln die Geschichte der archäologischen Erforschung, die letzten geologischen Phasen der Entstehung des jetzigen Landschaftsbildes und die einzelnen archäologischen Perioden vom Unterkiefer von Mauer und der älteren Steinzeit angefangen bis in die Zeiten der Merovinger. Obwohl sich Verf. da hauptsächlich an den großen Leserkreis wendet, so geht er doch hin und wieder einer noch strittigen Einzelnheit nicht aus dem Wege und baut immer von den wirklichen Grundlagen unserer Kenntnisse auf. Diesem Hauptteile folgen kurze Literaturhinweise, dann (S. 163—223) eine erschöpfende Aufzählung der bis 1921 bekannt gewordenen alten Kulturreste des mittleren Neckarlandes, nach Perioden und Gauen geordnet, und schließlich ein Orts- und Sachregister. Diese Teile gestalten das Werk zu einem für das eingehende fachmännische Studium nützlichen, ja sogar notwendigen Behelf, wie er nur für sehr wenige Forschungsgebiete in gleicher Brauchbarkeit vorhanden ist.

*J. Szombathy.*

15.

**Schulten, Dr. Adolf:** *Hispania* (Geografía, Etnología, Historia). Aus dem Deutschen übersetzt von Dr. Pedro Bosch Gimpera und Dr. Miguel Artigas Ferrando. Mit einem Anhang „La arqueologia preromana hispánica" von Bosch Gimpera. 8°, 242 S., 3 Tafeln, Tabellen etc. Barcelona (Tipogr. La Académica), 1920, 7 Pesetas.

Drei Namen sind es vor allem, die in neuerer Zeit das Zusammenarbeiten deutscher und spanischer Altertumsforschung bezeichnen: Schulten, der geniale Forscher und Ausgräber, hat uns als erster den iberischen Westen der antiken Welt erschlossen und von dort die Archäologie des republikanischen Roms gefördert, wie er auch einer der wenigen klassischen Archäologen ist, die Verständnis für die Probleme und Methoden der Vorgeschichtsforschung haben; Obermaier, den wir als den Unseren bezeichnen dürfen, stellte seine am deutschen und französischen Material geschulte Methode in den Dienst des spanischen Diluviums; und Bosch Gimpera, der Prähistoriker Kataloniens, steht seit geraumer Zeit in naher persönlicher und sachlicher Berührung mit der deutschen Prähistorie. Ihnen verdankt es die Vorgeschichtsforschung, daß die anfangs rein persönlich bedingte Berührung dieser voneinander unabhängigen und vordem fremden Arbeitsgebiete zu fruchtbringender Zusammenarbeit erwachsen ist, die keiner Vermittlung mehr bedarf.

In der spanischen Ausgabe von Schultens „Hispania"-Werk ist dieser Gemeinsamkeit ein literarisches Monument entstanden, wofür den Übersetzern auch von deutscher Seite Dank gebührt. Von einer näheren Besprechung kann hier wohl abgesehen werden; einige wichtige Erweiterungen zum ursprünglichen deutschen Texte lassen Schultens nunmehr spanische Ausgabe nach wie vor als die beste Darstellung erscheinen.

Die Übersetzung endet mit S. 132 des vorliegenden Buches. Der Rest von über 100 Seiten wird von der Arbeit *Bosch Gimperas* eingenommen, die er bescheiden als einen „apéndice" bezeichnet. Sie ist viel mehr und verdient den Titel der modernsten wissenschaftlichen Zusammenfassung der ganzen Vorzeit Spaniens *und* Portugals, wie die demnächst in der Berliner „Prähistorischen Zeitschrift" zur Veröffentlichung gelangende deutsche Ausgabe zeigen wird.

16.

**Bosch Gimpera P.:** — *Prehistória Catalana.* (Edats de la pedra i dels metalls. Colonització grega. Etnografia.) Kl.-8°, XVI + 301 S. (Enciclopédia catalana, Vol. XVI.) Barcelona (Editorial catalana) 1919. 4 Pesetas. (Nicht illustriert.)

Mit großer Freude darf eine Monographie der Vorgeschichte Kataloniens begrüßt werden, deren Denkmäler uns räumlich und leider auch inhaltlich bisher sehr fern geblieben sind. Und doch rechtfertigt die Fundfülle wohl eingehendere Beschäftigung mit den prähistorischen Verhältnissen dieses Teiles der Pyrenäenhalbinsel.

Die Arbeit des Verfassers erleichtert dies wesentlich durch ihre vorzügliche bibliographische Verarbeitung der älteren Publikationen und darf als modernste und wohlentsprechende Zusammenfassung der katalanischen Vorzeitforschung gelten, an der B. G. als Lehrer an der Universität Barcelona und als Leiter der „Investigaciones arqueológiques" des „Institut d'Estudis Catalans" führend Anteil nimmt.

Der historische Rückblick auf die Entwicklung der Forschung im Lande ist mit einem Index der Autoren, Ausgräber und anderen Mitarbeiter sowie einer vorzüglichen Museographie versehen, die über die große Zahl vorhandener Sammlungen willkommenen Aufschluß gibt. Nach der Begründung der ersten historisch-archäologischen Publikationsorgane 1880 begann regere Landesforschung, die an dem 1907 gegründeten „Institut d'Estudis Catalans" in Barcelona Rückhalt für aktive Tätigkeit gewann. Seit 1914 besteht dessen archäologischer Dienst unter der Leitung von Bosch Gimpera.

Der erste Teil seiner Ausführungen ist dem Paläolithicum in Katalonien gewidmet. Hier, wie in den folgenden Abschnitten, die sich nach dem gegebenen chronologischen Rahmen aufbauen, verfolgt B. G. das Prinzip, den Funden Kataloniens ein allgemeines Bild der Pyrenäenhalbinsel in der betreffenden Periode vorauszuschicken. Der paläolithische Abschnitt gibt also eine regionale Ergänzung zu der klassischen Darstellung Obermaiers in „El hombre fósil" (Madrid, Comisión de Investigaciones Paleontológicas y prehistóricas", Memoria 9, 1916). In der fundtopographischen Behandlung der einzelnen Stationen, die die Übersicht erleichtert, werden Cogul und die ähnlichen figuralen Fundplätze des Capsien zum Jungpaläolithicum gezogen, doch läßt er die letzte Entscheidung von noch zu erwartenden sicher quaternären Faunafunden abhängig bleiben.

Die Darstellung des Neolithicums nimmt ziemlich breiten Raum (S. 47—144) ein und umfaßt auch das Aeneolithicum. Die verschiedenen Kulturkreise der Halbinsel werden abgegrenzt und chronologisiert, anschließend daran wird das katalanische Material nach gleichen Gesichtspunkten behandelt. Die wichtigsten Fundgattungen sind Höhlen, megalithische und andere, nicht megalithische Bestattungen. Unter den ersteren, die aus dem Spätneolithicum ins Voll-Aeneolithicum hinüberreichen, werden Ganggräber mit kurzem Korridor, richtige Langgräber, den norddeutschen Hünenbetten entsprechend, und kleinere Steinkammergräber in mehreren Untertypen unterschieden, welch letztere aus dem megalithischen Formenkreise bereits teilweise hinausführen (vgl. Obermaier, diese Mitt., L. 107ff.). Den Beschluß des Neolithabschnittes bildet eine gute Übersichtstabelle, aus der die allmähliche Ablösung der Höhlenkultur und ihrer nicht megalithischen Gräber durch die megalithische ersichtlich ist.

Bronze- und erste Eisenzeit bis zur griechischen Kolonisation werden relativ kürzer behandelt, was in den speziellen Verhältnissen der Halbinsel und in relativer Armut der Funde begründet liegt. Immerhin kennt man eine ganze Anzahl auffallend metallarmer Nekropolen, die nur in gewissen Typen, z. B. einem Hufeisendolch aus der Nekropole von Pla de Gibrella (Capsech) den Zusammenhang mit der eigentlich spanischen und der außerpyrenäischen Entwicklung zeigen. Dieser Fund läßt die ausgehende erste Eisenzeit um 500 fixieren und stellt auch das chronologische Bindeglied zu dem durch Ger und Avezac-Prat bezeichneten südfranzösischen Formenkreise einer nächstfolgenden Periode dar: der beginnenden zweiten Eisenzeit, die chronologisch, nicht aber typologisch der Früh-La Tènezeit entspricht.

Ein paläoethnologischer Exkurs über die Ligurer leitet zur Besprechung der griechischen Kolonisation über, die die zweite Eisenzeit stark beeinflußt. Die Zusammenstellung des historisch-archäologischen Materials über Ampurias-Emporion ergänzt Schultens Darstellung in den „Neuen Jahrbüchern für klass. Phil.", 1907, und wird auch dem klassischen Philologen willkommen sein, da diese entlegenen Pflanzstätten im Bilde der frühhellenischen Kultur bisher nur einen nebensächlichen Zug bedeuteten.

Die Darstellung der Kolonisation leitet über zur Besprechung der Stämme der Halbinsel und ihrer Kultur. Das Bild, das wir aus den antiken Nachrichten erschließen können, deckt sich ziemlich gut mit den archäologischen Erkenntnissen und räumt mit manchen überkommenen Anschauungen aus der Frühzeit der Altertumskunde auf. Zunächst mit der Vorstellung der einheitlich iberischen Urbevölkerung, die bis zur Mischung mit den Kelten vorhanden gewesen sei. Das Studium der katalanischen Verhältnisse zeigt an der Küste, übereinstimmend mit dem übrigen Südosten Spaniens, im 5 Jahrhundert eine Kultur iberischer Bevölkerung, mit Städten, Heiligtümern und griechisch beeinflußten Nekropolen, die mit dem übrigen prähistorischen Europa wenig gemeinsam haben; dagegen im Inneren eine davon ganz verschiedene keltische Kultur, die durch Marquis de Cerralbo in Nekropolen der Provinzen Soria und Guadalajara nachgewiesen worden ist. Sie setzt die Traditionen der ersten Eisenzeit, speziell in den typischen Dolchformen, fort. Das 4. und 3. Jahrhundert wird durch die fortschreitende Iberisierung der Meseta gekennzeichnet, die wir vom Ebrotal bis in das kastilische Hochland beinahe schrittweise verfolgen können. Zweifellos steht sie mit der gallischen Wanderung nach dem Süden (rhôneabwärts) und Osten um 400, bzw. mit einem Rückdrängen der nichtkeltischen Bevölkerung Südfrankreichs in ursächlichem Zusammenhang. Die alte Völkergeschichte zeigt mehrfache Beispiele ähnlicher Wirbelbewegungen. Im 2. Jahrhundert ist der Prozeß ziemlich abgeschlossen: das gegen das Innere zu sich bewegende „keltiberische" Mischgebiet beider ethnischer Elemente hat sich zum numantinischen Formenkreise gefestigt und ist die letzte Blüte eingeborener Kultur vor der Romanisierung (133 Fall von Numantia), welche der Iberisierung im Rücken einherschreitet. Hier ist wohl der Platz, Schultens zu gedenken, des ersten Mittlers zwischen spanischer und deutscher Archäologie, der auf Grund seiner Ausgrabung Numantias zu ganz entsprechenden Resultaten gelangt. Damit ist freilich noch nicht viel über die paläoethnologische Stellung der vorkeltischen Mesetabevölkerung gesagt, die B. G., mit anderen, als ligurisch — das Wort in rein historischem Sinne gebraucht — anspricht. Ebensowenig über die Einwanderung der Kelten nach Spanien und über deren Gründe. Das Mißliche, mit alten Völkernamen in Randgebieten der antiken Welt weit zurückgreifend zu operieren, wird hier wieder recht fühlbar; es bedarf also noch ausgedehnter Untersuchungen nach den für Norddeutschland so erfolgreich inaugurierten Methoden, um das Verhältnis zwischen Iberern und Ligurern, zwischen Tartessus und dem übrigen Iberien zu klären und dazu womöglich physisch-anthropologische Fundamente beizubringen.[1])

Noch eine zweite, von B. G. nicht einmal besonders unterstrichene Tatsache drängt sich dem Leser auf: um wie viel stärker das europäische Element der Griechen den iberischen Südwesten Europas zu beeinflussen vermochte als das asiatische und afrikanische Phönikertum, ein Ergebnis, das mit Siret'schen Phantasien hoffentlich endgültig aufräumt und mit anderen grundstürzenden Erkenntnissen der neuen Richtung in der Vorzeitforschung übereinstimmt. Es sei hier auch an Bouchiers „Spain under the Roman Empire" (Oxford 1914) erinnert, worin die iberische Plastik auf ihre griechischen, nicht phönikischen, Zusammenhänge hin untersucht wird.

Ein topographischer Index beschließt das Werk Boschs, dessen letzte Zeilen dem Hinweis auf die Persistenz altiberischer Sonderzüge in der spanischen Provinzialkultur gewidmet sind. Es darf wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, daß der Verfasser gerade auch diesen Fragen andauernd seine Aufmerksamkeit bewahrt, um Einseitigkeiten von anderen Wissenschaften her das Gegengewicht zu bieten. Denn es bildet einen dauernden Ehrentitel der Vorgeschichtsforschung, diesen für die heutige Völkerkarte Europas grundlegenden und doch so oft übersehenen Individualitäten innerhalb der spätantiken Einheit von anderem, tiefer schürfendem Standpunkte aus Recht widerfahren zu lassen. Die älteren Wissenschaften haben, auf sich selbst gestellt, die Aufgabe nicht zu lösen, kaum zu erfassen gewußt und es ist bezeichnend, daß die Wirtschafts- und Sozialgeschichtsforscher ihr eher

[1]) Daß wir solche noch von dem Verfasser der „Prehistória Catalana" erhoffen dürfen, zeigt sein Aufsatz „Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien" im soeben erschienenen 22. Bande der „Mannus-Bibliothek" („25 Jahre Siedlungsarchäologie", Leipzig 1922, 53 ff.) — Der optimistischen Äußerung von A. del Castillo (Die Iberer und ihre Kultur auf Grund der Ergebnisse der jüngsten Forschung. „Spanien", [Hamburg] III, 1921, 122), daß „in wenigen Jahren alle archäologischen und ethnographischen Fragen, die heute noch zur Diskussion stehen", gelöst sein werden, vermag der Referent allerdings nicht ganz beizustimmen. Korr.-Anm.

noch Verständnis entgegengebracht haben als reine Historiker und Vertreter der klassischen Disziplinen. Hier, wo die Prähistorie in die historischen Disziplinen ausmundet, hat sie noch eine wichtige allgemeinwissenschaftliche Funktion zu erfüllen. Je besser ihr dies gelingt, desto unentbehrlicher wird ihre Mitarbeit auch denen werden, die heute noch der Prähistorie mit durch Sachkenntnis nicht getrübten Auffassungen gegenüberstehen.

Bei einer Neuauflage wären einige typographische Irrtümer des Inhaltsverzeichnisses gegenüber dem Texte zu berichtigen (S. VII–VIII).

*A. Mahr.*

17.

**Helmolts Weltgeschichte.** Unter Mitarbeit namhafter Fachgelehrter herausgegeben von Dr. Armin Tille. Zweite, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 100 Karten und 400 Bildern auf 278 Beilagen und 1047 Abbildungen im Text. 9 Bände geb. Neunter Band: Amerika/Australien. Gesamtregister. Von Konrad Haebler, Karl Weule, Karl Wegerdt und Johannes Hohlfeld. Mit 2 Karten, 3 Farbendrucktafeln, 8 schwarzen Tafeln und 68 Abbildungen im Text. Gebunden 180 Mark. Leipzig (Bibliographisches Institut) 1922.

Der 9. Band von Helmolts Weltgeschichte, mit dessen Erscheinen die 2. Auflage des großen Werkes zum Abschluß gekommen ist, bringt die Geschichte von Amerika und Australien, sowie eine Betrachtung über die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans. Die wieder von Konrad Haebler stammende Geschichte Amerikas reicht bis in die allerneueste Zeit. Die uns davon in erster Linie interessierenden Abschnitte über die amerikanischen Naturvölker und die alten süd- und mittelamerikanischen Kulturen sind gegenüber der 1. Auflage etwas gekürzt, sonst nur wenig verändert.

Dasselbe gilt von der Geschichte Australiens und Ozeaniens, die in der 1. Auflage von Karl Weule verfaßt war und jetzt von Johannes Hohlfeld überarbeitet worden ist. Die Frage der anthropologischen und ethnologischen Stellung der Australier und Tasmanier ist in der neuen Auflage nur mehr nach den Theorien Klaatschs, H. Basedows und Graebners erörtert. Die Behandlung der Bevölkerung Ozeaniens ist jetzt ganz auf die linguistischen Ergebnisse gegründet, sonst wird nur der Arbeiten P. W. Schmidts und Graebners Erwähnung getan. Von den seit der I. Auflage in diesen Fragen gewonnenen Erkenntnissen sind also ziemlich wenige verwertet. Im Literaturverzeichnis, das übrigens mehrere Druckfehler aufweist, sind die einschlägigen Arbeiten der hier genannten Forscher nicht einmal angeführt.

Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans, ursprünglich von Grafen Eduard Wilczek verfaßt, in der I. Auflage von Karl Weule überarbeitet, ist jetzt von Karl Wegerdt auf den neuen Stand gebracht.

Ein dem Band angefügtes Gesamtregister erleichtert die Benützung des nun nach zehnjähriger Arbeit abgeschlossenen Werkes. Damit sind wir wieder in den Besitz einer bis zur Gegenwart fortgeführten Weltgeschichte gekommen, die dem Fachmann wie dem Laien eine Orientierung über den Stand des Wissens und über die weltpolitische Lage der Gegenwart ermöglicht. Es ist ein Verdienst des Verlages und seiner Mitarbeiter, ein solches Monumentalwerk in und kurz nach dem Weltkriege geschaffen zu haben.

*L. B.*

# Oskar Montelius

## (gestorben am 4. November 1921).

Nachruf bei der Trauerfeier am 14. Dezember 1921 von **Dr. Oswald Menghin** in Wien.

Wir erinnern uns noch alle, wie er vor drei Monaten an diesem Pulte stand. Ein ehrfurchtgebietender Greis — und doch nicht greisenhaft, eine Wettertanne — und doch nicht verwittert, ein Achtziger fast — und doch ein Jüngling voll Feuer und Frohmut. Ein schlichter Bürgersmann und ein König im Reiche des Geistes.

Das war der große schwedische Forscher, den wir nun verloren haben. Mit ihm sinkt ein Stück Geschichte ins Grab. Geistesgeschichte. Geschichte des menschlichen Ringens um Erkenntnis und Wahrheit. Man kann die Kapitel dieser Geschichte mit Namen überschreiben und einer dieser Namen heißt: Gustaf Oskar Augustin Montelius.

Am 9. September 1843 zu Stockholm im gleichen Hause geboren, das er dann zeit seines Lebens bewohnt hat, und in der befruchtenden Sonne glücklicher Lebensverhältnisse aufgewachsen, bezog der achtzehnjährige Montelius im Jahre 1861 die altehrwürdige Universität Uppsala. Früh schon begann er aber auch im Museum vaterländischer Altertümer zu arbeiten, an jener Stätte, der er sein ganzes Leben lang treu geblieben ist. 1869 promovierte er in Uppsala zum Doktor der Philosophie. So trat er, mit allem notwendigen Rüstzeug ausgestattet, in jenes Zeitalter ein, das für die Entwicklung der anthropologischen Wissenschaften so hervorragende Bedeutung besitzt. Sind doch — um nur ein äußerliches Moment heranzuziehen — zwischen 1863 und 1874 die meisten anthropologischen Gesellschaften Europas gegründet worden, eine Frucht der geistigen Saat, die sich an die Namen Humboldt, Lamarck, Geoffroy, Darwin, Boucher de Perthes, Lartet, Worsaae u. v. a. knüpft. Bei der Gründung der Schwedischen Anthropologischen Gesellschaft (nachmals Svenska sällskapet för antropologi och geografi) im Jahre 1873 wirkte Montelius selbst als Stifter mit. 1874 wurde er zum Sekretär des Schwedischen Altertumsvereines (Svenska fornminnesföreningen) gewählt. Als solcher redigierte er von 1874 bis 1905 die Zeitschrift dieses Vereines. 1877 wurde er Mitglied der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften, Geschichte und Altertumskunde. Dieser obliegt seit 1786 die Verwaltung des Museums vaterländischer Altertümer, an der Montelius nun führenden Anteil erhielt. 1888 wurde er zum Professor an diesem Museum ernannt und hielt seitdem Vorlesungen über Kulturgeschichte. Im Jahre 1907 traf ihn ein Ruf nach Berlin, wo er Professor an der Universität und Direktor der Sammlungen prähistorischer Altertümer im Museum für Völkerkunde werden sollte. Montelius lehnte begreiflicherweise ab; winkten ihm doch ähnlich große Aufgaben in der Heimat. Im gleichen Jahre wurde Montelius nämlich zum Reichsantiquar von Schweden ernannt. Als solchem oblag ihm die Leitung der gesamten schwedischen Denkmalpflege, die Direktion des Museums vaterländischer Altertümer und des Münzkabinetts, ferner das Sekretariat der Akademie der Wissenschaften. Montelius füllte diesen

Posten bis zur Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze im Jahre 1913 aus. An Ruhe dachte der rastlos tätige und vollkräftige Mann aber nicht im entferntesten. Noch immer führte er die 1880 übernommene Redaktion der „Nordischen Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Industrie" (Nordisk tidskrift för vetenskap, konst och industri), seit 1901 auch das Sekretariat des Vereines, der diese Zeitschrift herausgab (Letterstedtska föreningen). Bei der Nobel-Stiftung wirkte er als Mitglied der Verwaltung mit. 1918 trat er an die Spitze des neugegründeten Vereines für schwedische Kulturgeschichte (Föreningen för svensk kulturhistoria). 1919 feierte der Sechsundsiebzigjährige sein Jubeldoktorat und wurde zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gewählt. Zu seinem 60. und zu seinem 70. Geburtstage erschienen eigene wissenschaftliche Festschriften (Till Oscar Montelius 1903 af lärjungar, Stockholm 1903, und Opuscula archaeologica Oscari Montelio Septuagenario dicata d. IX. Sept. A. MCMXIII, Stockholm 1913). Aber auch sonst wurde Montelius in seinen späteren Jahren mit wohlverdienten Auszeichnungen überschüttet. Nur das Wenigste kann hier erwähnt werden. Die Universitäten Greifswald, Christiania und Glasgow ernannten ihn zum Ehrendoktor. 1898 wählte ihn die Anthropologische, 1920 die Prähistorische Gesellschaft in Wien zum Ehrenmitgliede. Im Jahre 1921 wurde er zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften in Wien erwählt. Dies verschaffte uns das Glück, den großen Schweden bei uns zu sehen: denn um seinen Dank für diese Ehrung abzustatten, kam Montelius im heurigen Herbste nach Wien. Selten haben wir einen Gast mit freudigerem Herzen empfangen. Es war ja nicht nur der berühmte Forscher, der prächtige Mensch, er war auch der Schwede, den wir begrüßen, feiern und ehren wollten, der Sohn jenes Volkes, dem Deutschland und Österreich so viel verdanken, des einzigen wahren Freundes, den wir in der Welt besitzen.

Die knappe Skizze des glänzenden äußeren Lebensganges unseres Altmeisters würde eines wesentlichen Zuges entbehren, wenn nicht wenigstens mit einigen Worten auf seine zahlreichen und großen Reisen hingewiesen würde. Im Zusammenhange mit seinen Forschungen hat er sich im Auslande wohl nirgends häufiger und ausgiebiger aufgehalten als in Italien. 1894 nahm er als Gast der bosnischen Landesregierung an der Archäologenversammlung in Sarajevo und den damit verbundenen Studienfahrten teil. 1896 konnte er über Einladung der tunesischen Regierung Tunis besuchen. Forschungen, Vorlesungen und Vorträge führten ihn nach Deutschland, Österreich, Norwegen, Dänemark, Finnland, Rußland, England und Amerika. Auf den skandinavischen, deutschen, englischen, französischen und internationalen Kongressen war er eine häufig gesehene Erscheinung.

Von internationaler Weite und Bedeutung ist denn auch das wissenschaftliche Lebenswerk geworden, das Oskar Montelius hinterlassen hat. Die Menge seiner Arbeiten ist kaum übersehbar. Sie greifen in Raum, Zeit und Stoff so weit aus, daß es nicht ganz leicht ist, auch nur vom Wichtigsten davon eine geordnete Übersicht darzubieten. Montelius wollte eigentlich nicht Prähistoriker, sondern Kulturhistoriker sein und so reichten seine Interessen nicht nur tief in den Zeitraum hinein, dem man die Bezeichnung geschichtlich vorbehält, sondern vielfach auch stofflich weit über das hinaus, was Prähistoriker zu betreiben pflegen.

Ausgegangen ist Montelius von der Heimat. Als junger Mann beschäftigte er sich vor allem mit der Frage nach der Chronologie der schwedischen Urzeit. Man war ja um 1860 schon einigermaßen über die einfache Dreiperiodenteilung hinausgekommen. Worsaae hatte, zunächst für Dänemark, ein chronologisches System auf-

gestellt, das entschieden einen wesentlichen Fortschritt bedeutete. Er teilte die nordische Steinzeit in zwei Stufen: eine ältere mit Kökkenmöddingern, eine jüngere mit Megalithgräbern. Ähnlich vermochte er die Bronzezeit in eine ältere Stufe mit Skelett- und eine jüngere mit Brandbestattung zu gliedern. Er kannte schließlich noch eine nachchristliche Eisenzeit mit drei Unterstufen. Manches von diesem Stufenbau hat sich gehalten; von Richtigkeit war er noch weit entfernt. So kam man erst viel später auf die Erkenntnis, daß die Eisenzeit des Nordens lange vor Christi Geburt beginnt. Über die wirkliche Dauer der aufgestellten Stufen war man sich noch gänzlich im unklaren und erging sich lediglich in leeren Vermutungen. Hier griff nun Montelius ein. Da er sah, daß man mit Hilfe rein stratigraphischer Beobachtung in Anbetracht der Fundverhältnisse zu einer einwandfreien Stufengliederung nicht gelangen konnte, wandte er sich dem Studium der Formen zu und erkannte bald, daß sich diese in gesetzmäßiger Weise entwickeln und zu Typenreihen zusammenschließen lassen. Diese Typenreihen brauchten nur das eine oder andere Mal stratigraphisch verankert zu sein, um ein überaus brauchbares chronologisches Kriterium zu ergeben. Montelius ist also der Schöpfer der sogenannten typologischen Methode in der Chronologie und durch diese Geistestat einer der Bahnbrecher für alle künftige Entwicklung der Urgeschichtsforschung geworden. Wenn er nichts hinterlassen hätte als seine methodologischen Schriften (*31, 62*)[1]), vor allem „Die typologische Methode", erschienen 1903 (*70*), so würde ihm schon ein Ehrenplatz in der Geschichte unserer Wissenschaft gebühren.

Allein Montelius hat nicht nur die Methode gefunden, er hat sie auch in urgeschichtliche Erkenntnis umgesetzt. Bereits auf den internationalen Kongressen zu Kopenhagen 1869 und zu Bologna 1871 konnte er weittragende Ergebnisse über die Chronologie der nordischen Bronzezeit vorlegen (*3, 5*). 1873 erschien dann seine zusammenfassende Übersicht der schwedischen Bronzezeittypen in dem Bilderwerke „Antiquités suédoises" (*9*). Mit der auf Grund der typologischen Methode gewonnenen relativen Chronologie gab sich aber Montelius nicht zufrieden. Er wollte auch wissen, in welches Jahrhundert vor oder nach Christus die einzelnen Kulturstufen zu verlegen seien. Eine absolute Chronologie war nur zu gewinnen, wenn es gelang, im nordischen Kulturinventar Gegenstände zu finden, die durch Identität oder Formverwandtschaft mit südländischen datierbar waren. Montelius wandte sich also nach Italien, um aus dem Süden Licht für den Norden zu holen. Er mußte aber bald entdecken, daß auch die relative und absolute Chronologie der vorklassischen Kulturen Italiens so gut wie unbekannt war. So sah er sich denn gezwungen, das ganze italienische Material in gleicher Weise durchzuarbeiten wie das schwedische. Ein ungeheures Vornehmen — aber es gelang und Montelius hatte damit zugleich ein Arbeitsfeld betreten, das seinen Blick ungeheuer weitete und sein Interesse bald dem Gesamtkomplexe der vorgeschichtlichen Fragen zudrängen mußte. 1885 veröffentlichte Montelius die in der gesamten Forscherwelt höchstes Aufsehen erregende Arbeit „Über die Zeitbestimmung des Bronzealters mit besonderer Rücksicht auf Skandinavien" (*32, 33*). Er vermochte darin die in sechs Unterstufen geteilte nordische Bronzezeit auf die Zeit von 1900 bis 500 v. Chr. festzulegen — ein Forschungsergebnis, das für damals wie ein Blitz in dunkelster Nacht wirkte. Es ist seither Gemeingut der Forschung geworden, und wenn auch in einzelnen Punkten berichtigt oder umstritten, doch die Grundfeste aller späteren absoluten Chronologie der Bronze- und

[1]) Die in Klammer beigesetzten Zahlen in Kursivschrift verweisen auf das am Schlusse beigefügte Schriftenverzeichnis.

Hallstattzeit, auch des mittleren Europa geblieben. Dieser Schrift ließ dann Montelius noch eine ganze Flut zum Teil außerordentlich umfänglicher chronologischer Arbeiten folgen, die einerseits sein Material vorlegten, anderseits sein System ausbauten und für ganz Europa in Geltung brachten.

Nur das Wichtigste davon soll hier erwähnt werden. Das nordische Gebiet betreffen die wertvollen Spezialuntersuchungen „Finden sich in Schweden Zeugnisse einer Kupferzeit?", 1893 (*45, 50*), und „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien", 1898—1900 (*58, 64*). Das gesammelte italienische Material publizierte Montelius in dem mehrbändigen Tafelwerke „La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des metaux", 1895—1910 (*49, 71, 86*). Es ist leider ein Torso geblieben. Doch hat Montelius, wohl im Vorgefühle, daß er der gewaltigen Arbeit nicht mehr Herr werden könne, einen zweibändigen Auszug, „Die vorklassische Chronologie in Italien", gegeben. Das Buch erschien 1912 (*90*) und war von ihm als Xenion anläßlich seines siebzigsten Geburtstages gedacht. Weiterhin hat Montelius in kleineren Arbeiten auch die bronzezeitliche Chronologie Frankreichs, Britanniens, Griechenlands, Ägyptens und Vorderasiens behandelt (*42, 44, 56, 65, 82*).

Im Mittelpunkte der bisher aufgeführten chronologischen Arbeiten stand stets die Bronzezeit. Montelius hat aber auch die Steinzeit und die Eisenzeit nicht vernachlässigt. Bekannt ist seine Ansicht, daß gewisse mandelförmige Steingeräte, wie sie im Norden Europas vereinzelt begegnen, noch älter seien als die Kökkenmöddinger und ein skandinavisches Paläolithikum darstellen. Erst neuestens hat er sie wieder verteidigt (*108*), da der größere Teil der Forscher ihm hierin nicht folgen will. Im übrigen wurde auch seine am Stockholmer Kongreß 1874 vorgetragene Chronologie des nordischen Neolithikums (*14, 16*), die er insbesondere auf die Formen der Steinbeile stützte, für alle Zukunft grundlegend. An seiner Einteilung: spitznackige — schmalnackige — dicknackige Flachäxte hat niemand zu rütteln vermocht. In einer eigenen Arbeit, „Der Orient und Europa" (*48, 55, 61, 76*), faßte Montelius seine Ansichten über die megalithischen Baudenkmale des Nordens zusammen, in der Entwicklungsreihe Dolmen – Ganggräber – Steinkisten abermals eine typologisch-chronologische Abfolge aufzeigend. Hinsichtlich der Eisenzeit widmete Montelius der Frage nach der Herkunft und dem ersten Auftreten des Eisens im Orient und in Europa besondere Aufmerksamkeit (*2, 42, 63, 80, 91, 112*). An der großen Zahl seiner einschlägigen Arbeiten sei hier wiederum nur die letzte Zusammenfassung, „Wann begann die allgemeine Verwendung des Eisens?", 1913 (*92*), hervorgehoben. „Die nordische Eisenzeitchronologie" (*51, 54, 57*) betitelt sich eine 1895—1897 erschienene Abhandlung, die eigens dieser Periode gewidmet ist; hieher gehören auch seine Studien über „Das Alter der Runenschrift im Norden", 1897 (*37, 38*), und über die „Fibeln der Bronzezeit und die daraus entstandenen Formen", 1880—1882 (*27*). Eine abschließende Zusammenfassung seines ganzen Chronologiesystems für Schweden gab dann Montelius im „Album préhistorique de Suède", 1918 (*102, 103*), in dem die genannten Typen der schwedischen Urzeit in ihrer Stufenfolge vorgeführt werden.

Die archäologische Forschung ist mit den Fragen nach den Völkern der Urzeit unlösbar verknüpft. Und so hat sich auch Montelius mit den Problemen der nordischen Paläoethnologie beschäftigt. Früh schon hat man erkannt, daß die metallzeitlichen Kulturen des Nordens den Germanen zuzuschreiben sind. Die Frage aber, wie und wann sind sie dorthin gekommen, ist heute noch lebhaft umstritten.

Montelius vertrat in einer Reihe von Arbeiten die Ansicht, daß die nordische Kultur des Neolithikums mit Ausnahme der Kökkenmöddingerzeit bereits indogermanisch war *(30, 39, 101, 105, 106)*. Er hat damit zweifellos im wesentlichen das Richtige getroffen und recht viel weiter sind wir auch heute nicht gekommen. Denn der Anteil, der dem Kökkenmöddingervolke bei der Entstehung des indogermanischen Urvolkes zweifellos zuzumessen ist, kann vorderhand noch nicht in klarer Weise abgegrenzt werden. Die in den nördlichen Teilen Skandinaviens nachweisbare arktische Kultur hielt Montelius wie der Norweger Rygh für lappisch *(15, 17)*; später sind beide Forscher von dieser Meinung abgekommen.

Eine gute Zahl der Arbeiten des großen schwedischen Forschers beschäftigt sich mit formengeschichtlichen Fragen. Unter diesen waren es vor allem religionsgeschichtliche Themen, für die sich Montelius interessierte. Mit ihnen trat er auch am weitesten ins Gebiet der allgemeinen Kulturgeschichte hinaus. Montelius war der Überzeugung, daß der Gottesdienst der Urzeit vornehmlich Sonnenkult war. Als Symbole der Sonne sah er vor allem das Rad und die Axt an. Aus dem vierspeichigen Rade hat sich seiner Meinung nach das Kreuzsymbol entwickelt. Dieser Frage widmete er eine Reihe von Studien *(68, 73, 76, 81)*, von denen die jüngste Darstellung, „Das Sonnenrad und das christliche Kreuz", 1909 *(84)*, erwähnt sein soll. In ähnlicher Weise hat Montelius auch über Axt- und Hammersymbole, über das Aufkommen des Christusmonogrammes *(94)*, über Lamm- und Kreuzesfahne *(95)*, östliche Orientierung der Kirchen *(75)*, Marienkult *(113)* usw. *(47, 60, 87, 89)* gehandelt. Von allen Arbeiten des großen Forschers sind diese die schwächsten, weil er einen einseitig rationalistischen Standpunkt einnimmt und sich allzusehr auf rein typologische Erwägungen stützt, während hier doch Geschichte und Philologie entscheidend mitzusprechen hätten. Ein sozialgeschichtliches Problem untersucht seine Studie: „Wie lange ist die Frau als Eigentum des Mannes betrachtet gewesen", 1898 *(59)*. Und wie ihm der Schalk schon im Nacken saß, beantwortete er sie, daß dies bis zum heutigen Tage der Fall sei. Formen der materiellen Kultur behandeln mehrere Aufsätze über Tempel-, Grab- und Wohnbau, Siedlungswesen, Viehzucht und Bodenkultur der Urzeit *(74, 77, 85, 97, 98, 107)*, vor allem die Arbeit „Zur ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speziell im Norden", 1895 *(53)*. Seine Untersuchungen über den vorgeschichtlichen Handel *(43, 83)* faßte er in der Studie „Der Handel in der Vorzeit mit besonderer Hinsicht auf Skandinavien und die Zeit vor Christi Geburt", 1910 *(88)*, zusammen.

Soweit wir das Werk des verstorbenen Altmeisters bisher betrachtet haben, ist es im wesentlichen Untersuchung, Neubau, Einzelarbeit, wenn auch gewiß nicht Kleinarbeit. Es drängte ihn aber auch zur großen vor- und kulturgeschichtlichen Synthese. Es ist mir nicht bekannt, ob Montelius jemals an eine allgemeine Urgeschichte der Kultur dachte, wie sie Hoernes gegeben hat. Seiner Heimat hat er sie jedenfalls geschenkt, und zwar in verschiedenen Versuchen *(18, 34, 40)*, die in den prächtigen Büchern „Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert nach Christus", 1906 *(79)*, und „Schwedens Heidenzeit", 3. Aufl., 1919 *(19)*, gipfeln. Noch weiter greift sein Buch „Les temps préhistoriques en Suède et dans autres pays Scandinaves", 1895 *(52)*, aus. Als Zusammenfassungen größten Stils dürften sich wohl auch die beiden noch in Druck liegenden Werke „La Grèce préclassique" *(115)* und „Die älteren Kulturperioden im Orient" *(116)*, Babylonien, Assyrien und Elam umfassend, entpuppen. In diesen Werken tritt am stärksten ein kulturgeschichtlicher Gedanke hervor, der den meisten Archäologen der älteren Schule

eignet und von uns noch nicht beleuchtet wurde. Montelius war der Ansicht, daß alle wesentlichen Elemente der Kultur im Orient ausgebildet worden seien und sich langsam über das südliche Europa nach Skandinavien verbreitet haben. Demgemäß leitet er vor allem die megalithische Bauweise, die Kenntnis der Metalle, die Spiralornamentik und manch anderes Kulturgut vom Süden her. Jenem ganz extremen Standpunkt, wie ihn Sophus Müller in seiner „Urgeschichte Europas" zur Geltung gebracht hat, indem er dem Norden überhaupt jede kulturschöpferische Kraft abspricht, hat sich aber Montelius nie angeschlossen. Ob die Weiterentwicklung der Forschung auch noch von dem, was Montelius gelten ließ, wesentliches wegnehmen wird, wie es augenblicklich wohl den Anschein hat, muß vorderhand dahingestellt bleiben.

Es muß, wenn wir noch einmal auf das Lebenswerk des Altmeisters zurückblicken, ja überhaupt gesagt werden: von dem Ungeheuren, das er geleistet, hat so viel standgehalten, wie nicht leicht bei einem Forscher. Wenn da und dort etwas abbröckelt — was hat es zu sagen einem Werke gegenüber, das uns so reich entgegenragt wie ein gotischer Dom? Ob eine Fiale herunterbricht — mindert es unsere Ehrfurcht vor dem hohen Geiste des Meisters, der ihn geschaffen?

## Schriften von Oskar Montelius.


1869 *1.* Från jernåldern. Stockholm.
*2.* Remains from the iron age in Scandinavia. Stockholm.
*3.* L'âge du bronze en Suède. Compte rendu du Congrès intern. d'anthr. et d'arch. préh. Copenhague 1869.
1870 *4.* De danska mossfynden och deras betydelse för den nordiska fornforskningen. Framtiden, Bd. 3.
1871 *5.* Sur les époques de l'âge du bronze en Suède. Compte rendu du Congrès intern. d'anthr. et d'arch. préh. Bologna.
1872 *6.* Statens historiska Museum. Stockholm. 10. Aufl. 1912. Deutsche Aufl. 1876, 1897, 1908, 1912. Franz. Auflage 1899, 1912. Engl. Aufl. 1887, 1912.
*7.* Sveriges forntid. I. Stockholm.
*8.* Bronsåldern i norra och mellersta Sverige I. Antikvarisk Tidskrift för Sverige.
1873 *9.* Antiquités suédoises. Stockholm 1873—1875.
*10.* Om lifvet i Sverige under hednatiden. Stockholm. 2. Aufl. 1878. 3. Aufl. 1905.
*11.* Bronsåldern i norra och mellersta Sverige II. Antikvarisk Tidskrift för Sverige.
*12.* Om de ovala spännbucklorna I. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
1874 *13.* Sveriges forntid. II. Stockholm.
*14.* Sur les tombeux et la topographie de la Suède pendent l'âge de la pierre. Compte rendu du Congrès intern. d'anthr. et d'arch. préh. Stockholm.
*15.* Sur les souvenirs de l'âge de la pierre des Lapons en Suède. Ebenda.
*16.* Sur les différents types des haches en silex suédoises. Ebenda.
*17.* Minnen från Lapparnas stenålder i Sverige. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
*18.* La Suède préhistorique. Stockholm.
1875 *19.* Sveriges hednatid. Sveriges Historia. 2. Aufl. 1903. 3. Aufl. 1919.
*20.* Bibliographie de l'archéologie préhistorique de la Suède pendant le XIXe siècle. Stockholm.
1876 *21.* Bohuslänska hällristningar. Bidrag till kännedom om Göteborgs och Bohusläns fornminnen. I.
1877 *22.* Om de ovala spännbucklorna II. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
1878 *23.* Två bronsåldersfynd från Kareby socken, Bohuslän. Bidrag till kännedom om Göteborgs och Bohusläns fornminnen.
1879 *24.* Två nordiska bronsålderssaker, funna i Schweitz. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
1880 *25.* Ett fynd från vår bronsålders äldsta tid. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
1881 *26.* Om den nordiska bronsålderns ornamentik. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
1882 *27.* Spännen från bronsåldern och ur dem närmast utvecklade former. Typologisk studie. Antikvarisk Tidskrift för Sverige.
1883 *28.* Några minnen från Sardinien. Ymer.

1884 *29.* Två bronsåldersfynd från Skåne. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
*30.* Om våra förfäders invandring till Norden. Nordisk Tidskrift.
*31.* Den förhistoriska fornforskarens metod och material. Antikvarisk Tidskrift för Sverige.
1885 *32.* Om tidsbestämning inom bronsåldern med särskild afseende på Skandinavien. Vitterhets-akademiens Handlingar.
*33.* Sur la chronologie de l'âge du bronze, spécialment dans la Scandinavie. Matériaux pour l'histoire de l'homme.
*34.* Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Übersetzt von C. Appel, Berlin.
1886 *35.* Om högsättning i skepp. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
1887 *36.* Ett fynd från Eskelhems Prestgård på Gotland. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
*37.* Runornas ålder i Norden. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
*38.* Das Alter der Runenschrift im Norden. Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urg.
1888 *39.* Über die Einwanderung unserer Vorväter in den Norden. Arch. f. Anthr.
*40.* The civilisation of Sweden in heathen times. Übersetzt von F. H. Woods, London und New-York.
1889 *41.* Ett fynd från Athens Akropolis. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
1890 *42.* L'âge du bronze en Égypte. L'Anthropologie.
1891 *43.* Verbindungen zwischen Skandinavien und dem westlichen Europa vor Christi Geburt. Arch. für Anthr.
1892 *44.* Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland. Arch. f. Anthr.
1893 *45.* Finnas i Sverige minnen från en kopparålder? Svenska Fornminnes-föreningens. Tidskrift
*46.* De förhistoriska perioderna i Skandinavien. Vitterhets-akademiens Månadsblad.
*47.* Midvinterns solfest. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
1894 *48.* Orienten och Europa I. Antikvarisk Tidskrift.
1895 *49.* La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. I. Fibules et Italie septentionale. Stockholm 1895.
*50.* Findet man in Schweden Überreste von einem Kupferalter? Arch. f. Anthr.
*51.* Den nordiska järnålderns kronologi I. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
*52.* Les temps préhistoriques en Suède et dans les autres pays Scandinaves. Übersetzt von Salomon Reinach, Paris.
*53.* Zur ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speziell im Norden. Arch. f. Anthr.
1896 *54.* Den nordiska jernålderns kronologi II. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
*55.* Orienten och Europa II. Antikvarisk Tidskrift.
1897 *56.* Preclassical chronology in Greece and Italy. Journal of the r. anthrop Inst.
*57.* Den nordiska järnålderns kronologi III Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
1898 *58.* Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. I. Arch. f. Anthr.
*59.* Huru länge har kvinnan betraktats som mannens egendom? Ett blad ur kvinnans historia. Nordisk Tidskrift.
*60.* Solgudens yxa och Torshammaren. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
1899 *61.* Der Orient und Europa. Stockholm.
*62.* Typologien eller utvecklingsläran, tillämpad på det menskliga arbetet. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
1900 *63.* Über das erste Auftreten des Eisens. Korr.-Bl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urg.
*64.* Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien. II. Arch. f. Anthr.
*65.* La chronologie préhistorique en France et en d'autres pays celtiques. Compte rendu du Congrès intern. d'anthr. et d'arch. préh. Paris = L'Anthropologie 1901.
*66.* Ein in Schweden gefundenes Bronzegefäß altitalischer Arbeit. Strena Helbingiana. Leipzig.
*67.* Ett i Sverige funnet fornitaliskt bronskärl. Svenska Fornminnes-föreningens Tidskrift.
1901 *68.* Hjulet som en religiös sinnebild i förkristen och kristen tid. Nordisk Tidskrift.
1903 *69.* Det nordiska treperiodssystemet, en historik. Svenska Fornminnes-föreningens. Tidskrift.
*70.* Die älteren Kulturperioden im Orient und Europa. I. Die Methode. Stockholm.
1904 *71.* La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. II. Italie centrale. 1. Stockholm.
*72.* Das Rad als religiöses Sinnbild in vorchristlicher und christlicher Zeit. Übersetzt von A. Lorenzen. Prometheus.
*73.* Solens hjul och det kristna korset. Nordisk Tidskrift.
*74.* Die Datierung des Stonehenges. Arch. f. Anthr.

1905 *75.* Hvarför ligger koret i kyrkan åt öster. Vårbrodd.
*76.* Orienten och Europa. Ill. Antikvarisk Tidskrift
1906 *77.* Stenåldersgravar begagnade under bronsåldern. Fornvännen.
*78.* L'âge du bronze en Suède. Compte rendu du Congrès intern. d'anthr. et arch. préh. Monaco 1906.
*79.* Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum elften Jahrhundert n. Chr. Leipzig.
1907 *80.* Les debuts de l'âge du fer. Annales, 20. Congrès arch. et hist. de Belgique, Gand.
*81.* Det latinska korset. Nordisk Tidskrift.
1908 *82.* The Chronology of the British Bronze age. Archeologia.
*83.* Handeln i forna dagar med särskilt afseende på Skandinavien och tiden före Kristi födelse. Nordisk Tidskrift.
1909 *84.* Das Sonnenrad und das christliche Kreuz. Mannus.
*85* De mykeniska kupolgravarna och de nordiska gånggrifterna. Fornvännen.
1910 *86.* La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. II. Italie centrale. 2. Stockholm 1910.
*87.* The Sun-God's Axe and Thor's hammer. Folk-Lore.
*88.* Der Handel in der Vorzeit mit besonderer Hinsicht auf Skandinavien und die Zeit vor Christi Geburt. Übersetzt von Max Ebert. Prähistorische Zeitschrift.
1911 *89.* Solguden och hans dyrkan. Nordisk Tidskrift.
1912 *90.* Die vorklassische Chronologie Italiens. 2 Bde. Stockholm.
1913 *91.* När började man allmänt använda järn? Fornvännen.
*92.* Wann begann die allgemeine Verwendung des Eisens? Prähistor. Zeitschrift.
*93.* Meisterstücke im Museum vaterländischer Altertümer zu Stockholm. Stockholm.
*94.* Kristusmonogrammen, deras uppkomst och ursprungliga betydelse. Nordisk Tidskrift.
1914 *95.* Lammet och korsfanan. Nordisk Tidskrift.
*96.* Sveriges bönder. Historisk återblick. Ebenda.
1915 *97.* Boning, grav och tempel. Antikvarisk Tidskrift för Sverige.
*98.* Bidrag till de svenska sedlarnas historia. Sedelsamlingen i Riksbankens Myntkabinett.
1916 *99.* Guldarbeten från bronsåldern funna i Sverige. Fornvännen.
1917 *100.* Stenskeppet vid Kåseberga. Minneskrift utgiven ov YstadsFornminnes-förening.
*101.* Germanernas hem. Nordisk Tidskrift.
*102.* Minnen från vår forntid. Stockholm.
1918 *103.* Album préhistorique de Suède. Stockholm.
*104.* Ynglingaätten. Nordisk Tidskrift.
*105.* Germanernas förfäder. Geologiska föreningens i Stockholm förhandlingar.
*106.* Die Vorfahren der Germanen. Mannus.
*107.* Husdjur och jordbruk under forntiden, särskild i Sverige. Svenska jordbrukets årsbok.
1919 *108.* De mandelformiga flintverktygens ålder. Antikvarisk Tidskrift för Sverige.
*109.* Amerika och gamla världen. Nordisk Tidskrift.
*110.* Vår forntid. Stockholm.
1920 *111.* Målningskonsten i Grekland ett årtusende före Perikles tid. Nordisk Tidskrift.
*112.* När och var upptäcktes järnet? Aarböger för nord. Oldkyndigked og Historie.
*113.* Mariakulten. Nordisk Tidskrift.
1921 *114.* Kretensisk skulptur före Moses tid. Nordisk Tidskrift.
1922 *115.* La Grèce préh. classique.
*116.* Die älteren Kulturperioden im Orient.

# Volkskundliches aus dem Montafon (Vorarlberg).

Von **V. Christian** in Wien.

(Mit 4 Abbildungen im Text.)

Ein Sommeraufenthalt in Gaschurn (Montafon) im Jahre 1921 bot mir Gelegenheit zu einigen volkskundlichen Beobachtungen, die im folgenden kurz wiedergegeben werden sollen. Vor allem war es die durch die Verteuerung aller Fabrikserzeugnisse wieder in Übung gekommene Hanf- und Flachsverarbeitung, die ich genauer verfolgen konnte. Freilich darf man nicht vergessen, daß diese Technik heute auch älteren Leuten nicht mehr ganz vertraut ist, so daß sich die Erhebungen über diesen Gegenstand manchmal etwas schwierig gestalteten. Um so mehr schien es mir angebracht, den heute noch greifbaren Sachverhalt festzuhalten, zumal sich gerade in diesen primitiven Techniken häufig ein nicht zu verkennender Zusammenhang mit dem Orient offenbart.

## Flachsverarbeitung.

Der ausgerissene Flachs wird in Bündeln am Hause, Stall oder Scheune zum Trocknen in der Sonne aufgehängt. Sobald die Pflanze hinreichend dürr geworden ist, werden die Pollen (Fruchtkapseln) am „Reffla" abgestreift.[1]) Dieses Gerät besteht aus einer Bank, auf deren einer Seite senkrecht ein Holzkamm mit den Zähnen nach oben aufgerichtet wurde. Indem man die Stauden durch den Kamm hindurchzieht, werden die Früchte abgestreift. Die von den Pollen befreite Pflanze breitet man nun auf dem Felde aus, wo sie, Regen und Sonne ausgesetzt, etwa 14 Tage liegen bleibt; dieser Teil der Verarbeitung heißt „Rötza". Zweck dieses Vorganges ist, die Stengel der Pflanze brüchig zu machen. Ist diese Absicht hinlänglich erreicht, so steckt man den Flachs in den Backofen, wo er völlig gedörrt wird. Nun ist die Pflanze so weit vorbereitet, um am „Kramla" zerbrochen werden zu können, der aus einer kurzen Bank besteht, an deren einem Ende rechtwinklig in der Horizontalen vier Rippen angesetzt sind, die an dem vorderen Ende in einem Pflock stecken, der auf zwei Beinen ruht. In die Zwischenräume dieser vier Rippen greifen drei Rippen ein, die an der Bank um eine horizontale Achse drehbar gelagert sind, am anderen Ende gleichfalls in einen Block münden, der eine senkrecht nach oben angesetzte drehrunde Handhabe trägt. Auf der Bank sitzend, hebt man nun den dreirippigen Hebel an der Handhabe empor, legt den Flachs auf die feste, vierrippige Unterlage und preßt hernach den ziemlich gewichtigen Hebel herab, die Stengel so zerbrechend, wobei die holzigen Teile der Pflanze schon im wesentlichen beseitigt werden. Auf dieses Gerät ist folgender Kinderspruch (ein Rätsel) gemünzt:

Siba Ribba und a Haara
Wannst net glabst
So kommts und darsticht di mara.
(Sieben Rippen und ein Horn (die Handhabe),
Wenn Du es nicht glaubst,
So kommt es und ersticht Dich morgen.)

[1]) Die Fruchtkapsel läßt man ganz trocknen, drischt sie dann und gewinnt so den sehr fetthaltigen Leinsamen, der, gekocht, den jungen Kälbern verfüttert wird.

Der Rest der Holzteile wird durch das „Schwinga“ entfernt. Dazu benötigt man ein mit der Schmalseite nach oben gerichtetes, senkrecht aufgestelltes Brett, dessen obere Kante einseitig zu einer Schneide zugerichtet ist. Mit der unteren Schmalseite ist es in einen horizontalen Laden eingelassen. Die mit Holzteilen noch vermengten Bastfasern legt man nun über die Schneide und schlägt sie in senkrechter Richtung nach unten mit einem zweischneidigen Holzmesser. Diese so gewonnene Faser kann bereits versponnen werden und ergibt einen Faden, der für die gewöhnlichen Zwecke (Weben) genügt; nur wenn Nähfaden gesponnen werden sollen, hechelt man vorher noch die Fasern. Es geschieht dies mit einer auf einer Bank befestigten, etwa kreisrunden Hechel, bestehend aus senkrecht emporragenden Eisenstiften, die in einer Holzplatte stecken.

## Hanfverarbeitung.

Die Zurichtung des Hanfes ähnelt völlig der des Flachses, doch sind die so gewonnenen Fasern nur zur Seilerzeugung tauglich; soll ein spinnbares Produkt gewonnen werden, so muß der Hanf vor dem „Schwinga“ in die „Ribi“ kommen (Tätigkeitswort „Riba“=Reiben). „Ribi“ besteht heutigen Tages keine mehr, da man seit langem nicht mehr Hanf verspann. Im Montafon ging man ehedem nach Schruns, wo sich eine „Ribi“ befand. Diese wurde mir, wie folgt, beschrieben: Ein „birnförmiger“ Stein,[1]) etwa 80 *cm* lang, am dickeren Ende mit einem Durchmesser von etwa 60 *cm*, der Länge nach durchbohrt, lagerte auf einem kreisförmigen Holzbett derart, daß er um eine durch die Bohrung gesteckte Achse auf der Bettung rollen konnte, während das eine Ende der Achse in der Mitte an einem vertikalen Baume befestigt war, der durch Wasserkraft in Drehung versetzt werden konnte. Da der kegelstumpfförmige Stein mit seinem schmäleren Ende zur Mitte, mit dem breiteren zur Peripherie der Kreisfläche gelagert war, während die Achse, um die er sich drehte, eine leichte Neigung gegen die Mitte besaß, so konnte sich der Stein gleichmäßig auf der Bettung bewegen. Zwei Personen standen an dieser einander gegenüber und schüttelten den Hanf, den man auf die Bettung gebreitet hatte, immer wieder auf, sobald der Stein darüber hinweggegangen war. Heute, da man wieder spinnbare Hanffasern benötigt, hilft man sich über das Fehlen der „Ribi“ damit hinweg, daß man den gebrochenen Hanf entweder zwischen zwei Steinen reibt oder ihn drischt. Der so behandelte Hanf wird dann „geschwungen“, eventuell noch gehechelt und ergibt dann eine spinnbare Faser.

## Spinnen.

### *a)* Das „Bauwo(i)rad“ (Baumwollrad).

Das „Baumwollrad“ (Abb. 1) stellt eine ganz primitive Form des Spinnrades dar und unterscheidet sich äußerlich fürs erste kaum von dem etwa im vorderen Oriente üblichen Spul- und Spinnrade.[2]) Auf einem einfachen Gestell erhebt sich, auf horizontaler Achse zwischen zwei vertikalen Ständern gelagert, das Triebrad, ent-

[1]) In Wahrheit ist es ein Kegelstumpf, wie ich mich in Schruns überzeugen konnte, wo in der ehemaligen „Ribi“ noch zwei solcher Steine zu sehen sind. Im übrigen gleicht die „Ribi“ in ihrer Konstruktion völlig den zur Ölerzeugung uud Burgulschrotung verwendeten Quetschen, nur daß diese durch tierische Kraft betrieben werden.

[2]) Auf die Beziehungen des Baumwollrades zu den vorderasiatischen, indischen und malaiischen Formen hoffe ich bei anderer Gelegenheit zurückzukommen. Offenbar handelt es sich dabei, wie schon der Name „Baumwollrad“ sagt, um ein aus Osten mit der Baumwollverarbeitung eingeführtes Werkzeug.

weder ein gewöhnliches Speichenrad mit Rille für die Übertragungsschnur, oder aber noch primitiver, der orientalischen Form völlig entsprechend, ein Schienenrad mit Schnurspannung, indem an beiden Achsenenden je zwei oder vier Holzschienen in Form eines Kreuzes oder achtteiligen Sternes befestigt sind, deren Enden quer durch Schnüre verbunden wurden, wodurch die Auflage für die Transmission entsteht. Der Antrieb erfolgt mit einer Handkurbel. In einiger Entfernung vom Rade erhebt sich auf einer horizontal gelagerten Leiste ein kurzes, oben gabel- oder schlitzförmig ausgenommenes Holz („Spindelstock"), das in seiner Lage zum Triebrad veränderlich ist, indem es in einer Längsausnehmung der Horizontalleiste bewegt werden kann; festgeklemmt wird es mit einem Keil, der durch ein Loch des Spindelstockes unter der Leiste quer durchgesteckt wird. Das obere gegabelte bzw. geschlitzte Ende des Spindelstockes besitzt nun beiderseits einander entsprechende Löcher, die jedoch nicht in gleicher Höhe stehen, vielmehr liegen die Löcher auf der Kurbelseite etwas tiefer. Die Folge hievon ist eine leichte Schrägstellung der in diese Löcher (die gegen das Schlottern mit Wollfleckchen ausgelegt sind) gelagerten eisernen oder hölzernen Achse („Spindel"), die mit ihrem Hauptteil nach der Kurbelseite, nach abwärts gerichtet, vorsteht. In der Ausnehmung wird, auf der Achse festsitzend, ein kleines Rillenrädchen („Wirta") aufgeschoben, über das die Übertragungsschnur läuft und so die Spindel in Drehung versetzt. An der Kurbelseite schiebt man dann noch bis nahe an den Spindelstock heran ein Kugelsegment aus Holz („Blättli"), fast ähnlich einem Spinnwirtel, auf, das das Abgleiten des gesponnenen Fadens in die Lagerung der Achse verhindert. Der Arbeitsvorgang ist nun folgender: Die Rechte setzt mit der Kurbel das Triebrad in Bewegung, die Linke nimmt ein „Blatt" (das ist die „kartatschte" Wolle) und formt den Faden, der an der Spindel befestigt wurde und nun, spiralig an ihr sich rollend, von der Spitze schräg nach oben zur Hand der Arbeiterin läuft, durch die Drehung der Achse den nötigen Drall erhaltend. Ist die größte Reichweite der Linken erreicht, so dreht die Rechte etwas zurück, wodurch der spiralig gewickelte Teil des Fadens an der Achse locker wird, dreht dann wieder vor, den Faden hart an der oben erwähnten Holzauflage aufwickelnd. Der Faden wird nun wieder an die Spitze gezogen und das Spinnen beginnt von neuem. Die Arbeit mit diesem „Baumwollrad" soll rascher von statten gehen als mit dem durch Fußtritt betriebenen Spinnrad. Doch ist der damit erzeugte Faden weniger gedreht, was ihn zum Stricken u. dgl. besonders geeignet erscheinen läßt. Auf diesem Rade spann

Abb. 1. „Baumwollrad".

man ehedem Schafwolle und Baumwolle; letztere bezog man in spinnfertigem Zustande aus der Fabrik. Jetzt aber ist das Baumwollspinnen vollständig abgekommen und man spinnt damit nur mehr Schafwolle, die, wie folgt, zubereitet wird: Die mit einer einfachen bügelförmigen Zwickschere abgeschorene Wolle wird, wenn unrein, gewaschen, sonst aber ungewaschen (und das soll die bessere sein), gezupft („zäsa") und dann mit den „Ka(r)tatscha" (die bekannten zwei mit Handgriff versehenen viereckigen Brettchen mit Drahthäkchen an der Innenseite) gelockert, bis keine „Wolken" (Verdickungen) mehr darinnen sind; die bei einem „Kartatscha" gewonnenen lockeren Fasern bilden ein „Blatt", das nun versponnen wird.

*b)* Das Spinnrad.

Sehr verbreitet im Montafon ist neben dem uns vertrauten Spinnrad mit dem ober dem Triebrad gelagerten Flügel und der am Radgestell befestigten Kunkel („Stockrädli") eine Form mit horizontal neben dem Triebrad gelagerter Achse. Der Antrieb erfolgt seitlich mit Fußtritt. Die Stellung von Spindel und Triebrad zu einander ist also noch im wesentlichen dieselbe wie beim Baumwollrad, nur daß der Antrieb nicht mit der Hand, sondern mit dem Fuß erfolgt. Gesponnen wird auf diesen Rädern Schaf- und Baumwolle, aber auch Flachs und Hanf, nur hält man dann die Gespinstfaser nicht auf dem Schoße, sondern befestigt sie an einer „Kunkla" (Kunkel), ein oft schön geschnitzter Stab, der auf einem kleinen drei- bis vierfüßigen Schemelchen sich erhebt.

## Spulen, Haspeln und Zwirnen.

Der gesponnene Faden wird von der Spindel des Spinnrades mit dem Spulrad auf lange Holzspulen abgespult. Das Spulrad ist in seiner Konstruktion im wesentlichen dem Baumwollrad ähnlich, nur daß statt der schiefstehenden Spindel eine lange, horizontale Achse verwendet wird, auf die man die Spule steckt. Zwei bis drei solcher Spulen (die Zahl richtet sich danach, wieviel Faden man zusammendrehen will) werden in einen vertikalen Rahmen („Neri") auf dünnen, horizontalen Achsen aus Zweigen u. dgl. befestigt, die Fadenenden bindet man zusammen und knüpft sie an der Spindel des Baumwollrades bzw. des Spinnrades fest. Man muß aber beim Zwirnen darauf achten, daß die Drehung in umgekehrter Richtung des Fadendralles erfolgt, da sonst der Faden aufgedreht wird. Umgekehrte Drehung erreicht man beim Spinnrad damit, daß man das Triebrad in umgekehrter Richtung in Bewegung setzt, beim Baumwollrad legt man aber die Übertragungsschnur achterförmig über das Rädchen an der Spindel, wodurch gleichfalls eine Umkehrung der Bewegungsrichtung erzielt wird. Der gezwirnte Faden wird nunmehr mit einer kreuzförmigen Haspel [1]) abgehaspelt, die mit Handkurbel um eine Horizontalachse drehbar ist; soll der Faden als Kette für den Webstuhl dienen, so ist sie mit einem Zähler versehen, der die Zahl der Umdrehungen („Schnella") angibt. Der so gewonnene Strähn wird nun, wenn es sich um Näh- oder Strickgarn handelt, einfach auf einen Knäuel („Klünga") gewickelt. Soll jedoch der Faden fürs Weben dienen, so hebt man den Strähn von der Haspel ab und legt ihn über das „Garabrett" (Garnbrett) [1]), ein gitterartiger, verschiebbarer Kreisrahmen, dessen Durchmesser veränderlich. Die untere Nabe ist in ihrer Höhenlage unveränderlich, die obere an der Vertikalachse verschiebbar, das Zusammenklappen des Gerätes wird durch einen ober der oberen Nabe durch die

[1]) Zur Definition der Begriffe „Haspel" und „Garnwinde" s. H. Schuchardt, An Adolf Mussafia, Graz, 1905.

Achse gesteckten Nagel verhindert. Wird Flachs („Linna“) verarbeitet, so kocht man den Strähn, bevor er auf das „Garabrett“ kommt, noch in Aschenlauge aus, um den Faden geschmeidiger zu machen. Vom „Garabrett“ spult man nun wieder mit dem Spulrad auf lange Holzspulen ab.

## Weben.

Das „Wirka“ (Weben mit dem einfachen Webstuhl) wird von „Weba“ (Arbeit mit dem moderneren Gerät, das breitere und feinere Stoffe ergibt) unterschieden. Ein sehr primitiver Stuhl, das „Stüadle“, dient zum Band-„Wirka“. Es besteht im wesentlichen aus einem kurzen Holzkasten (s. Abb. 2), der durch einen darin liegenden Stein beschwert wird; hinten lagert der Kettenbaum, der durch eine Sperrklappe gespannt gehalten wird, die in ein mit ihm verbundenes Zahnrad eingreift. Vorn ragt vertikal der Kamm empor, dessen Zinken durchlocht sind. Die Kettenfaden (der Zettel) gehen nun abwechselnd durch die Zwischenräume zwischen den Zähnen bzw. durch die Löcher. Senkt man die Fäden vor dem Kamm, so bleiben die durch die Löcher gezogenen Fäden fest und es bildet sich ein Fach nach unten. Hebt man sie, so bildet sich das Fach oben. Als Schiffchen dient ein an beiden Schmalseiten schwalbenschwanzförmig gekerbtes, flaches Brettchen (Abb. 2 rechts vorn), dessen Langseiten schneidig gemacht sind, um damit den Einschußfaden („Einzug“) anschlagen zu können, der in der Längsachse des Schiffchens aufgewickelt ist. Eine fortgeschrittenere „Stüadle“-Form besitzt zwei bewegliche Kämme, bei denen die Faden durch Löcher in den Zinken geführt sind. Oben hängen die Kämme auf zwei Rollen mit zwei Schnüren, nach unten führen zwei Schnüre zu einem Tritt, mit dem die Kämme in ihrer Lage zueinander verschoben werden, wodurch das Fach gebildet wird. Außerdem besitzt dieser Stuhl auch einen „Warenbaum“ mit Zahnradspannung. Das Schiffchen ist gleich dem beim primitiven „Stüadle“.

Abb. 2. „Stüadle“

Zum Stoffweben sind verschiedene Vorbereitungen zu treffen. Man nimmt vorerst so viel Spulen, als die Kette Faden haben soll, meist 20—22, die Fadenlänge beträgt in der Regel 500 oder 1000 „Schnella“. Diese Spulen steckt man horizontal in den „Zettelgätta“, einen vertikalen Ständer, in dem die Spulen in zwei Reihen nebeneinander befestigt werden. Vom „Zettelgätta“ wickelt man nun die Faden auf den „Zettelrahma“[1]) auf, ein viereckiges, übermannshohes, um eine Vertikalachse drehbares Gestell, das mit den Enden der Achse zwischen Fußboden und Decke geklemmt wird. Dabei führt man die Faden, um ein Verwirren zu vermeiden, durch die Zähne eines Kammes, der den Namen „Reggätta“ führt. Die auf dem Zettelrahmen aufgewundene Kette wird nun, um sie nicht zu verrütten, abgewickelt und dabei in Zopfform geflochten. Das Ende des Zopfes wird dann am „Wendelbau(m)“ (Kettenbaum) befestigt, den zwei Leute drehen, während ein drittes den Zopf stark gespannt hält, ihn langsam auflösend.

[1]) In Siebenbürgen heißt dieses Gerät „Werfrahmen“; vgl. englisch warp = Kette.

## Fallriegelschloß.

Sehr gebräuchlich an Stadeln und Ställen ist heute noch das „Blockschloß“ (Abb. 3), eine verbesserte Form des ehemals in den Alpen weit verbreiteten Fallriegelschlosses (s. Luschan, Z. f. E. 48, 1916, 406f). Die Fallklötzchen werden aber bei der von mir beobachteten Form zum Unterschiede von den bei Luschan beschriebenen Schlössern nicht von unten her mit dem Schlüssel gehoben, sondern dieser wird durch ein Loch seitlich eingeschoben, greift mit seinen Zacken, die in ihrer Entfernung voneinander genau der Stellung der Fallriegel entsprechen, in Löcher der Klötzchen

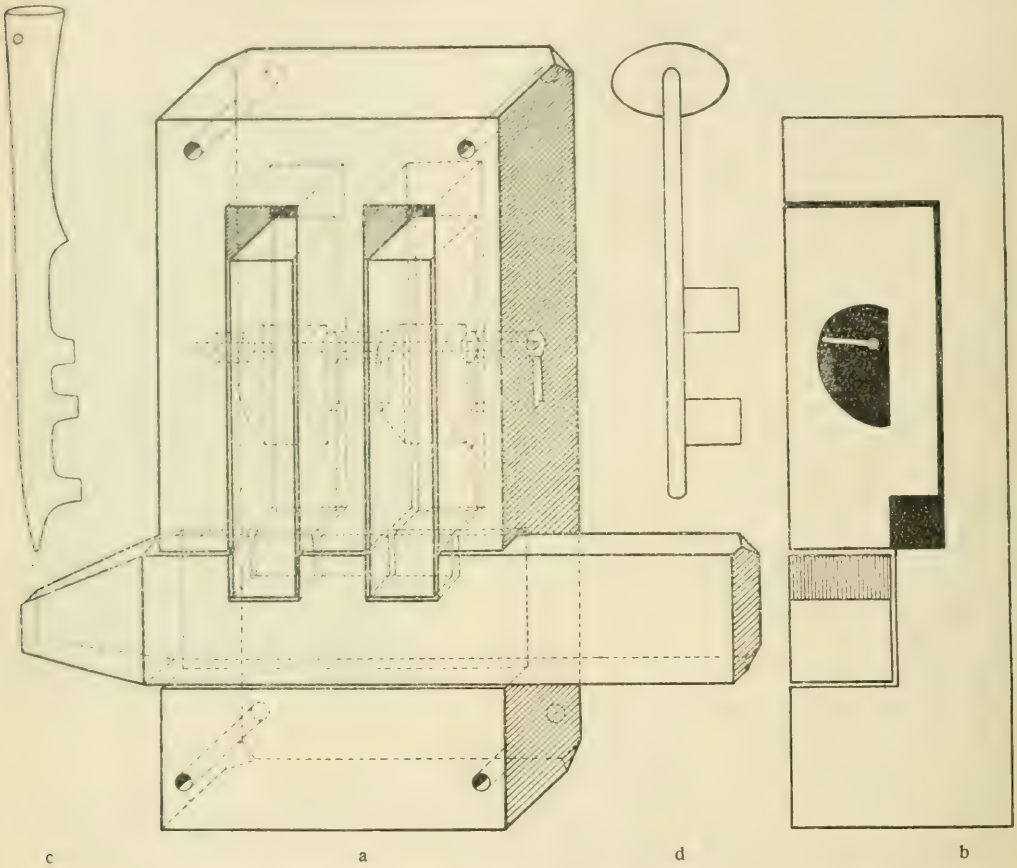



Abb. 3. a Schematische Skizze eines Fallriegelschlosses, dessen Klötzchen mit Drehschlüssel zu heben.
b Querschnitt durch das Schloß.
c Drehschlüssel aus Holz.
d Drehschlüssel aus Eisen.

ein und hebt sie durch Drehung. Der Schlüssel ist aus Holz oder Eisen gefertigt. In letzterem Falle besitzt er gewöhnlich eine Höhlung, mit der er auf einen Führungszapfen aufgesetzt wird. Sonst greift er mit einer Spitze in ein Loch im Schloßkasten ein. Der Drehschlüssel bedeutet gegenüber dem Hebeschlüssel entschieden eine Erleichterung der Handhabung und ich erblicke in dieser Montafoner Form den Vorläufer unserer Riegelschlösser mit federnder Zuhaltung. Halten wir neben dem Querschnitt des Blockschlosses (Abb. 3 rechts) eine schematische Zeichnung eines modernen Riegelschlosses (Abb. 4 oben), so wird die Entwicklung ganz klar. Schlüssel und Riegel des modernen Schlosses entsprechen Schlüssel und Fallriegel des Montafoner Schlosses, an Stelle von dessen Querriegel das Objekt selbst tritt. Der Hauptunterschied zwischen

beiden liegt in der Drehung des Systems um 90° in der Vertikalachse. Während man beim Montafoner Schloß den Schlüssel seitlich einführt, wird er beim modernen Schloß frontal angesteckt. Die federnde Zuhaltung verdankt ihre Entstehung wohl der Anwendung dieses an Umfang gegenüber dem Fallriegelschloß wesentlich kleineren Schlosses an beweglichen Objekten, bei denen durch Stürzen das Zurückfallen des Riegels und damit das Öffnen der Truhe o. dgl. bewirkt hätte werden können. Von da ging sie dann auf nicht stürzbare Schlösser, wie etwa an Türen über, da sie an sich die Sicherheit des Verschlusses erhöht. Ein derartiges einfaches eisernes Schloß mit federnder Zuhaltung fand ich denn auch in einer Mühle in Gaschurn (Abb. 4 unten zeigt eine schematische Skizze davon). Das System gleicht völlig dem darüber abgebildeten modernen, nur ist die federnde Zuhaltung primitiver und der Schlüssel schlägt an einen Ansatz des Riegels an, statt wie beim modernen Schloß in eine Ausnehmung einzugreifen.

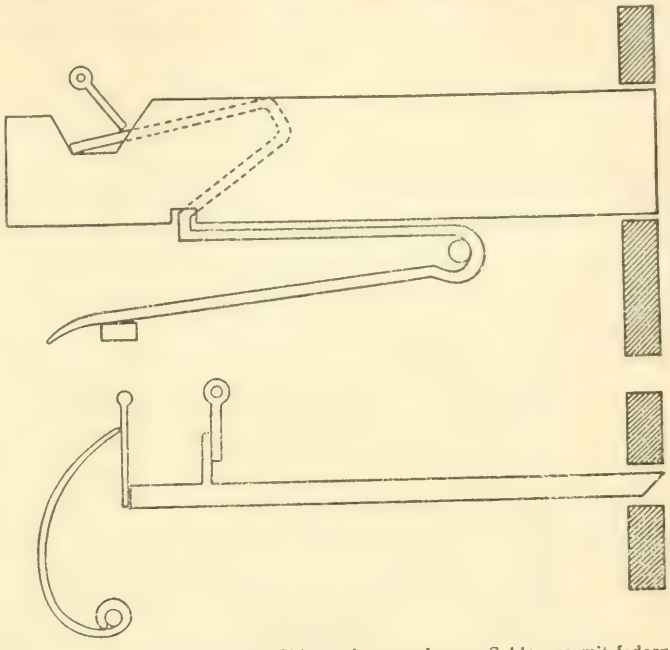


Abb. 4. Oben: Schematische Skizze eines modernen Schlosses mit federnder Zuhaltung.
Unten: Schematische Skizze eines älteren Schlosses mit federnder Zuhaltung.

## Pumpenbohrer.

Vor etwa einer Generation verwendete man zum Bohren des zerbrochenen Steingutgeschirres, das mit Draht geflickt werden sollte, einen Pumpenbohrer, den sogenannten „Schüßlabohra", der konstruktiv den im vorderen Orient gebräuchlichen Formen vollständig entspricht. Die eiserne Spitze ist in eine drehrunde Holzachse eingelassen, auf der im unteren Drittel eine massive Holzscheibe als Schwungrad aufsitzt. Der Querstab ist in der Mitte durchbohrt und auf der Vertikalachse aufgeschoben, die Schnur wird an den Enden des Querstabes befestigt und läuft durch ein Loch im oberen Ende des Vertikalstabes. (Anhangsweise sei hier auch kurz ein Bogenbohrer beschrieben, der vor etwa 100 Jahren in der Gegend von Gmünd, N.-Ö., bei der Gewehrfabrikation verwendet wurde und dessen Kenntnis ich Herrn Bürgerschuldirektor V. Pollak in Wien verdanke. Der eiserne Bohrer ist in einen kurzen, spulenförmigen Griff eingelassen, aus dem ein Stück nach oben vorragt, das gegen die Auflage gestützt wird. Diese „Bohrmütze" ist ein etwas gewölbtes Brett mit Vertiefungen für das obere Bohrerende und wird mit der Linken an einem Handgriff vor die Brust gehalten, so daß der Bohrer mit seinem hinteren Ende in die Bohrmütze zu liegen kommt, mit seinem vorderen Ende gegen den zu bohrenden Gegenstand angepreßt wird. Über die spulenartige Fassung wird ein Lederstreifen spiralig gelegt, der mit seinen Enden an einem Bogen befestigt ist.)

## Graupenerzeugung.

In der oben erwähnten Mühle von Gaschurn fiel mir neben dem Mahlgang auch eine Vorrichtung zur Erzeugung von Graupen auf, die in ihrer Primitivheit bemerkenswert ist und wieder an östliche Formen gemahnt. Die Gerste wird bei diesem Betriebe nicht „gerollt", sondern durch eine Stampfe zerkleinert. Das Korn wird in einem Holzmörser geschrotet, in den ein schwerer und unten mit einem Eisenband bewehrter Holzstößel in Zwischenräumen herabfällt; dieser Stößel ist nun durch eine Querverbindung parallel an einem in einer Führung vertikal bewegbaren Balken befestigt, der unten einen rechtwinkelig vorspringenden Ansatz trägt. Dadurch nun, daß ein Speichenrad auf diesen Ansatz drückt, werden Balken und Stößel gehoben und fallen, sobald der Druck aufhört, wieder herab, bis sie die nächste Speiche wieder erfaßt und hebt.

## Die „Tanzlaube".

In manchen Ortschaften Vorarlbergs findet sich nahe bei der Kirche ein Holzbau, die „Tanzlaube", wie man sie mir in Gaschurn nannte; ähnliche Bauten kenne ich noch aus St. Gallenkirchen, Dalaas[1]) und Braz. In diesen Hütten verwahrt man jetzt gewöhnlich die Feuerlöschgeräte und andere Gemeinderequisiten. Am Sonntag versammeln sich hier nach der Kirche die Gemeindemitglieder, um durch den Vorsteher die neuesten Verordnungen und Erlässe mitgeteilt zu erhalten. Früher aber, in Zeiten, an die sich heute niemand mehr erinnern kann, soll man in diesen Hütten vor und nach dem Gottesdienste getanzt haben, daher stamme der Name Tanzlaube. Wir haben es hier offenkundig mit Überresten von Versammlungshäusern zu tun, in denen die Gemeindemitglieder zur Beratung, aber auch zur Unterhaltung zusammenkamen und wo wohl auch Fremde beherbergt werden konnten, eine Einrichtung, aus der sich im Orient bekanntlich die Moschee entwickelt hat. Auch die Hane werden vermutlich als rein weltliche Entwicklung einer ähnlichen Institution zu betrachten sein.

[1]) In Dalaas nennt man diesen Bau, wie ich nachträglich erfahre, „Plauderlaube."

# Das Aurignac-Alter der Artefakte und menschlichen Skelettreste aus der „Fürst Johanns-Höhle“ bei Lautsch in Mähren.

Von **J. Bayer** in Wien.

(Mit 6 Abbildungen im Text.)

Die von J. Szombathy in den Jahren 1881 und 1882 in der „Fürst Johanns-Höhle“ bei Lautsch nächst Littau in Nordmähren ausgegrabenen Artefakte und Reste menschlicher Skelette, welche die urgeschichtliche Sammlung des naturhistorischen Museums in Wien samt einer großen Anzahl mitgefundener Tierknochen verwahrt, haben bisher in bezug auf ihr Alter eine recht verschiedene, aber, wie sich zeigen wird, zum Teil unzutreffende, zum Teil unzureichende Beurteilung gefunden, die es insbesondere im Hinblick auf die Bedeutung der Menschenreste nötig erscheinen läßt, den Fund einmal kritisch zu beleuchten.

Dies dürfte um so mehr am Platze sein, als zuletzt von hervorragender fachmännischer Seite ernste Zweifel ausgesprochen wurden, ob diese Menschenknochen überhaupt diluvial seien.

Demgegenüber wird unsere Überprüfung des gesamten Fundmaterials ergeben, daß die menschlichen Skelettreste zweifellos diluvial und mit den Tierknochen und Artefakten gleichaltrig sind und daß der ganze Fund auf Grund der Artefakte und der Fauna dem Spätaurignacien (spätestens Altsolutréen) zugewiesen werden muß.

## Die bisherige Beurteilung.

In der ersten Mitteilung über den Fund spricht sich J. Szombathy noch etwas skeptisch aus[1]): „Obwohl diese Funde uns nun zeigen, daß wir es hier mit einer Fundstelle zu tun haben, an welcher Reste von Renntier, Höhlenbär, Höhlenwolf und Menschen gleichzeitig begraben wurden, so sind sie doch noch nicht vollständig genug, um weitere Schlüsse daraus ziehen zu können.“

Viel affirmativer lautet der kurze von Hochstetter erstattete Bericht über die unter Szombathys Leitung erfolgte Grabungsfortsetzung und Zuendeführung im Jahre 1882[2]): „Sie ergab das urgeschichtlich wichtige Resultat, daß die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Renntier in dieser Höhle, welche sich schon aus der ersten Untersuchung im Jahre 1881 als wahrscheinlich ergeben hatte, nun zweifellos konstatiert ist. Es wurden nämlich außer menschlichen Resten einige Feuersteinwerkzeuge, durchbohrte Schneidezähne vom Biber und Renntier und ein 30 *cm* langes, spatelförmiges, aus einer Mammutrippe verfertigtes Knocheninstrument aufgefunden.“

[1]) Fünfter Bericht der prähist. Kommission der mathem.-naturwissensch. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften über die Arbeiten im Jahre 1881 im LXXXV. Bd. der Sitzungsberichte, vorgelegt von Ferdinand von Hochstetter in der Sitzung am 9. Februar 1882. 2. Über Ausgrabungen in den mährischen Höhlen im Jahre 1881, S. 17 [106].

[2]) Sechster Bericht ebenda 1883, S. 2 [169].

Damit liegt nun allerdings noch kein zwingender Grund vor, die Gleichaltrigkeit der Menschenknochen und übrigen Funde abzuleiten, für die aber Szombathy stets im Hinblick auf den gleichen Erhaltungszustand der Knochen und Artefakte und wegen der charakteristischen Form des einen gut erhaltenen Schädels, eines typischen Repräsentanten der Cro-Magnon-Rasse[1]), eingetreten ist.

Soweit Szombathy, der im übrigen eine nähere Altersbestimmung des Fundes nicht gegeben hat.

Schon wenige Jahre nach der Ausgrabung erstand ein Anzweifler des diluvialen Alters der Lautscher Menschenknochen in K. J. Maška[2]):

„Nun gar so evident ist diese Tatsache" (nämlich die im offiziellen Bericht angedeutete, in einer Notiz in den Mitteilungen der Sektion für Höhlenkunde des Ö. T. C.[3]) als unzweifelhafte Tatsache hingestellte Gleichaltrigkeit der menschlichen Reste mit den mitgefundenen Knochen der diluvialen Tiere) „nicht und meines Erachtens bedarf die Auffindung einer solchen Menge von Menschenresten, welche Menge durch die früheren Funde gleich nach der Entdeckung der Höhle im Jahre 1826[4]) noch vergrößert erscheint, in einer lange Zeiten hindurch verschlossenen Höhle einer näheren Erklärung, die bisher nicht geliefert wurde. Der diluviale Charakter der Menschenreste wird erst dann als vollständig erwiesen gelten, wenn bewiesen sein wird, daß dieselben nicht nachträglich unter die zweifellos diluvialen Tierreste gelangt sein konnten. Offenbar waren Szombathy die älteren Funde nicht bekannt, sonst hätte er gewiß dem ursprünglichen, natürlichen Eingange, welcher nach allem in der Nähe des gegenwärtigen sich befinden dürfte, nachgeforscht und die entschieden bestehende Übereinstimmung zwischen den beiderlei Untersuchungen konstatiert.

Die Anwesenheit des diluvialen Menschen in der Höhle überhaupt wird durch diese Umstände keineswegs in Zweifel gezogen, sie erscheint durch die gefundenen Artefakte hinlänglich begründet. Ein endgültiges Urteil über die Menschenreste, deren diluviales Alter nicht ausgeschlossen ist, erheischt aber eine nochmalige Revision aller früheren Arbeiten, eventuell eine Ergänzung derselben durch nachträgliche Untersuchungen in der Höhle". So Maška 1886.

Die von Maška für die Anerkennung des diluvialen Alters gewünschte Erklärung der großen Menge menschlicher Knochen glauben wir darin zu sehen, daß hier in der Höhle rituelle Bestattungen stattgefunden haben. Doch darüber später. Das wichtigste Beweismoment für das diluviale Alter, der fossile Zustand der Menschenknochen, wurde leider von Maška unterschätzt.

Nicht ganz konsequent äußert sich M. Hoernes an mehreren Stellen seines Buches „Der diluviale Mensch in Europa".

Während er die menschlichen Knochenreste unter den charakteristischen Skelettfunden des Magdalénien anführt (Cro-Magnon-Rasse)[5]) und auch die

[1]) Un crâne de la rasse de Cro-Magnon trouvé en Moravie. Internation. Kongreß zu Paris 1900, S. 133—140.

[2]) Der diluviale Mensch in Mähren, Ein Beitrag zur Urgeschichte Mährens (Programm der mährischen Landes-Oberrealschule in Neutitschein für das Schuljahr 1885/86, Neutitschein 1886, S. 50—56).

[3]) 1882, Nr. 2.

[4]) Nach J. G. Sommer, Monatschr. d. Ges. d. vaterl. Mus. in Böhmen III (1829), 325, wurde die Höhle erst am 24. Dezember 1828 entdeckt.

[5]) A. a. O. S. 75.

Funde in diese Kulturstufe einreiht[1]), erscheint ihm an anderer Stelle[2]) die Zeitstellung des Lautscher Fundes sehr unsicher:

„Maška hält die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den diluvialen Tieren in dieser Höhle nicht für erwiesen und erinnert daran, daß schon 1826 zahlreiche Menschenknochen unter dem Tiergebein gefunden wurden, welche vielleicht nachträglich unter das letztere geraten seien. In der Tat macht die geschilderte Ablagerung, an deren gewissenhafter Beobachtung man nicht zweifeln kann, einen anderen Eindruck als die sonstigen mährischen Höhlenschichten aus der Renntierzeit. Nicht nur, daß hier Knochen vom Menschen und vom Höhlenbären beisammen lagen; es sind auch die menschlichen Artefakte keine echten Madeleinetypen. Dies gilt von den langen und spitzen Knochenwerkzeugen in geringerem Grade als von einem Pfriemen, der geradezu neolithische Form zeigt. Auch die durchbohrten Tierzähne sind unter den Funden dieser Stufe ungewöhnlich. Die wenigen Steinwerkzeuge, ein Messerchen und eine kleine Spitze, sagen nicht viel. Alles in allem läßt sich also leider nicht genau bestimmen, aus welcher Zeit jener interessante Schädel stammt."

Der Pfriemen von „geradezu neolithischer Form" ist offenbar das Stück in der Mitte auf Abb. 1. Es sticht durch seine hellere Farbe von den anderen Stücken ab, was wohl ebenso durch die Lagerungsumstände zu erklären sein wird wie die hellere Farbe bei manchen der Tierknochen. Einen Altersunterschied zeigt sie nicht an.

Während Hoernes die Altersfrage offen läßt, begegnet man einer beinahe einer Ablehnung gleichkommenden Skepsis bezüglich der Menschenknochen bei H. Obermaier,[3]) wenn er nach Erwähnung der Faunenreste und archäologischen Funde, die er gleich Hoernes dem Magdalénien einreiht, sich folgendermaßen äußert: „In keinerlei Zusammenhang mit diesen Kulturresten standen anscheinend die ebenda entdeckten menschlichen Skeletteile, welche auf mindestens fünf Individuen schließen lassen. J. Szombathy hielt sie für quartär, weil sie zum Teil mit ebensolchen Tierknochen versintert zusammen gefunden wurden und den gleichen Erhaltungszustand aufwiesen wie diese. Erwägt man jedoch, daß die Menschenknochen, deren schon im Jahre 1826 eine Menge gefunden wurde, durchschnittlich nur 30 *cm* tief unter der Oberfläche lagen, wobei sich unter anderem auch ein verwittertes Seil in ihrer nächsten Nähe fand, daß ferner die Schädelreste ganz regellos zwischen einem nahezu vollständigen Renskelett eingebettet waren, so wird man K. Maška beipflichten, der hierin die Beweise für wiederholte, sehr gewaltsame Schichtenstörungen erblickt. Der gleiche Erhaltungszustand der Menschen- und diluvialen Tierknochen erlaubt keinen beweiskräftigen Schluß auf ein gleiches Alter beider, da die Auslaugung und einheitliche Färbung von Knochen nicht so sehr vom Alter als von der umgebenden Erde besorgt werden und Zusammensinterung in feuchten Höhlen jederzeit statthaben kann.

Die Artefakte der Lautscher Höhle dagegen reihen sich unzweifelhaft ins Quartär, und zwar wohl ins Magdalénien ein."

Dazu später bei Nennung unsicherer Funde von Menschenresten[4]): „Ebenso skeptisch verhalten wir uns betreffs der Schädel aus der Fürst Johanns-Höhle bei Lautsch."

[1]) Ebenda S. 171, 188.
[2]) S. 172.
[3]) Der Mensch der Vorzeit, S. 308, 309.
[4]) A. a. O. S. 352.

Diese Skepsis ist in der tatsächlichen Sachlage keineswegs begründet. Denn wenn hier auch zweifellos Störungen, und zwar wie die Sinterschichte auf den Bruchrändern des einen Schädels deutlich erkennen läßt, in sehr früher Zeit, wohl bald nach der Bestattung, stattgefunden haben, so hat das mit dem Alter der Skelette nichts zu tun, ebensowenig wie die seichte Lage, da ja die unbezweifelbar diluvialen Tierknochen und Artefakte auch nicht tiefer lagen. Was das „verwitterte Seil" betrifft, so handelt es sich wahrscheinlich um den verkohlten Rest eines imprägniert gewesenen Gewebes von der Fackel eines neuzeitlichen Besuchers[1]).

Wenn Obermaier meint, daß dem Erhaltungszustande keine Beweiskraft innewohnt, so trifft das hier nicht zu, wo es sich um einen ganz bestimmten Grad von Fossilisation handelt.

## Das Fundmaterial.

Entgegen diesen teils unsicheren, teils ablehnenden Urteilen führt die kritische Sichtung des Fundmaterials zu einem meines Erachtens ganz einwandfreien Ergebnisse.

Wir wollen das Fundmaterial nach seinen drei Bestandgruppen gesondert betrachten, und zwar zuerst die menschlichen, dann die tierischen Knochen und schließlich die Artefakte.

*a*) Die menschlichen Knochen.

Die Frage, ob die Menschenknochen diluvial sind, läßt sich hier am besten beantworten durch die Untersuchung, ob sie mit den übrigen Funden gleich alt sind. Da eine ungestörte Lagerung in diluvialem Boden nicht vorliegt, kann in erster Linie nur die Beschaffenheit der Knochen und ihr Vergleich mit den Tierknochenfunden Aufschluß geben, wobei besonders wichtig ist, ob unter dem diluvialen Fundmaterial auch sonstige spätere Relikte vorkommen, welche die Menschenknochen verdächtig machen könnten.

Über letztere liegt bereits eine fachmännische Untersuchnng von J. Szombathy vor, in welcher die auffallende Übereinstimmung des gut erhaltenen, von einem etwa 20jährigen Manne stammenden Schädels, dem leider die Mandibula fehlt, mit der Cro-Magnon-Rasse Westeuropas betont wird.[2]) Diese Übereinstimmung ist für die Altersfrage von großer Wichtigkeit, wenn auch bekanntlich der Cro-Magnon-Charakter nicht allzu selten an alluvialen Schädeln zu beobachten ist.

Wir stellen somit mit Szombathy u. a. den charakteristischen Habitus des Schädels als ein Moment fest, welches für sein und der anderen Menschenknochen diluviales Alter spricht.

Ein noch wichtigerer Beweis dafür ist der Erhaltungszustand der Knochen.

Man sieht auf den ersten Blick, daß hier fossile Knochen vorliegen. Wir legen dabei auf die starke Versinterung weniger Gewicht als auf die Farbe, welche bekanntlich für diluviale Knochen ganz charakteristisch ist und niemals bei einem alluvialen Skelettreste angetroffen wird.

Sowohl der genannte Schädel wie das schon erwähnte, minder gut erhaltene, wahrscheinlich schon im Diluvium zertrümmerte Schädeldach sowie sämtliche anderen Menschenknochen zeigen nun den höchsten Grad von Fossilisation, der

[1]) Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung Dr. Keißlers in der botanischen Sammlung des naturhistorischen Museums.

[2]) Un crâne etc. . . . (Siehe oben.)

unter den Lautscher Knochen zu beobachten ist. Nur eine sehr lang dauernde Auslaugung vermag einen solchen Zustand herbeizuführen. Dieselbe aschgraue bis graubraune Farbe weist auch die Mehrzahl der Tierknochen und der Knochenartefakte auf, deren diluviales Alter ja nicht bezweifelt werden kann. Es ist ein Glück zu nennen, daß die Menschenknochen nicht zufällig jene hellere Farbe besitzen, wie z. B. das Griffelbein des Pferdes, Abb. 1, Mitte, und verschiedene andere Tierknochen aus unserer Höhle, welche jünger aussehen, aber durch ihre Zugehörigkeit zu absolut sicher diluvialen Tierarten vor jeder Verdächtigung geschützt sind.[1])

Auch eine an den einen Schädel angesintert gewesene Renrippe spricht zusammen mit den anderen Momenten für die Gleichaltrigkeit.

Dazu kommt, daß die Menschenknochen im gleichen Horizont mit den übrigen Funden angetroffen wurden, wovon weiter unten bei Besprechung des Höhlenprofils noch die Rede sein wird.[2])

Soviel über die Menschenknochen, deren eingehende Bearbeitung vom anthropologischen Standpunkte aus von J. Szombathy in Aussicht gestellt wurde. Sie erweist sich um so notwendiger, als Szombathy bei seiner Publikation im Jahre 1901 nicht das ganze Material — es liegen Knochenreste von mehreren Individuen vor — bearbeitet hat und sich außerdem in den letzten zwanzig Jahren für die Beurteilung viele neue Gesichtspunkte ergeben haben, besonders durch den Skelettfund von Ober-Cassel.

Zweifellos haben wir hier einen der wichtigsten eiszeitlichen Menschenknochenfunde Mitteleuropas vor uns, der vielleicht an die Bedeutung des Massengrabes von Předmost heranreichen würde, wären die bei der Erschließung der Höhle im Jahre 1826 aufgefundenen menschlichen Skelette, deren diluviales Alter im Hinblick auf die mitgefundenen Tierknochen wahrscheinlich ist, erhalten und wäre die Grabung Szombathys nicht durch die Unehrlichkeit zweier seiner freiwilligen Mitarbeiter um Material von unbekannter Größe geschädigt worden.

*b*) Die Tierknochen.

Wie schon erwähnt, zeigen die Tierknochen größtenteils den gleichen Erhaltungszustand wie die Menschenknochen, ein Teil ist dagegen etwas heller gefärbt und sieht jünger aus.

Da mehrmals an verschiedenen Teilen eines und desselben Knochens beide Erhaltungszustände wahrzunehmen sind, ist klar, daß die Verschiedenheit nicht auf ein verschiedenes Alter zurückzuführen ist, sondern auf die Lagerungsumstände.

Es können eben diluviale Knochen mitunter recht frisch aussehen, aber nie werden, wie schon betont, alluviale Knochen die charakteristische Farbe fossiler Knochen annehmen.

So wenig wie die Farbe weist irgend ein anderer Umstand darauf hin, daß die in der Höhle gefundenen Knochen nicht einer und derselben Zeit angehören.

---

[1]) Wenn die zum Teil gut sichtbaren Zahnwurzeln eine gegenüber der graubraunen Farbe der Knochen ziemlich abstechende, rezent aussehende gelbliche Färbung zeigen, so ist das einfach auf den größeren Widerstand zurückzuführen, welchen das viel härtere Zahnbein der Auslaugung entgegensetzte, und man braucht da nur auf die gleiche Beschaffenheit der Wurzel bei einem der als Anhängsel durchbohrten Zähne hinzuweisen, um dieses Moment seiner Verdächtigkeit zu entkleiden.

[2]) Unter diesen Umständen ist es unverständlich, wieso Maška und Obermaier hier Zweifel äußern konnten.

Ihre Bestimmung hat folgende Tierliste ergeben:[1])

Lupus spelaeus Goldf.
Vulpes vulgaris Briss.
Ursus spelaeus Rosenm.
Bos cfr. primigenius Boj.
Cervus tarandus L.

Dazu kommen noch unter den als Anhängsel durchbohrten Zähnen:

Pferd (ein Zahn)
Biber (neun Zähne)

unter den Knochengeräten:

Mammut (die große Knochenspitze usw.).

Einige Geweihreste sind vom Hirsch.

Die meisten Knochen gehören wohl dem Urstiere an. Über die Lagerung der Knochen in der Höhle wird unten noch die Rede sein, desgleichen von der Mikrofauna, für welche aus stratigraphischen Gründen ein beträchtlich höheres Alter als für den im Zusammenhang mit dem Menschen stehenden Fund anzunehmen ist.

Alles in allem zeigt die obere Fauna gewisse altertümliche Züge, vor allem durch das Vorhandensein von Mammut und Höhlenbär, welche Tiere bekanntlich im Magdalénien schon recht selten sind.

*c*) Die Artefakte.

Wie sich die Menschen- und Tierknochen durch gleichen Erhaltungszustand und andere Momente als zusammengehörig zu erkennen geben, so auch die Artefakte. Leider liegt von ihnen zweifelsohne nur ein kleiner Teil des in der Höhle vorhanden gewesenen Materials vor — das andere wurde von Szombathys „Mitarbeitern" verschleppt — und auch der ist verschiedentlich beim Ausgraben stark mitgenommen worden, indem bedauerlicherweise eine Anzahl von Bruchstücken verloren ging.

Das gilt sowohl von den Pfriemen als auch von den Anhängseln. Mit letzteren wollen wir uns zuerst beschäftigen.

Es liegen 19 mehr weniger gut erhaltene, an der Wurzel durchlochte Zähne und mehrere Bruchstücke von solchen vor, welche dem Biber (9), Ren (8), Bären, Wolf und Pferd (je 1)[2]) angehören und wohl zweifellos von einem Kollier stammen, das einer der Leichen mitgegeben worden ist. Wie auch hier einige Bruchstücke zeigen, war ursprünglich sicher mehr von diesen Schmuckstücken vorhanden. Für die Altersbestimmung des Fundes sind diese Anhängsel nicht von entscheidender Bedeutung, da sie während des ganzen Jungpaläolithikums vorkommen. Doch spricht auch hier wieder der Höhlenbärenzahn eher für ein höheres Alter und man erinnert sich daran, wie häufig diese durchbohrten Zähne gerade im Aurignacien erscheinen.

Ein Seitenstück aus Willendorf, einen Pferdezahn mit durchbohrter Wurzel aus der 7. Schichte der Fundstelle II, zeigt Abb. 2 links.

Den gleichen altertümlichen Erhaltungszustand wie die Menschenknochen und ein Teil der Tierknochen weisen auch die meisten Knochengeräte auf.

Unter ihnen ist das markanteste und daher wichtigste Stück ein zirka 29 *cm* langes und bis fast 5 *cm* breites, aus einer Mammutrippe verfertigtes, lanzettförmiges Gerät, das ermöglicht, unseren Fund zeitlich ziemlich genau zu bestimmen. (Abb. 3.)

[1]) Szombathy, a. a. O. S. 16 [105].

[2]) Letztere sind bisher nirgends angeführt worden, doch bildet Hoernes a. a. O. den Bären- und Wolfszahn ab.

Diesem in Westeuropa unbekannten Typus begegnet man nämlich in ähnlicher, wenn auch nicht ganz gleicher Form unter den Funden aus der kleinen Höhle „Wildhaus" bei Steeden a. d. Lahn[1]) und aus der Wierzchower Höhle im Höhlengebiete von Ojcow in Polen. Seine charakteristische Form hat R. R. Schmidt meines Erachtens mit Recht mit der Lorbeerblattspitze in Zusammenhang gebracht, doch möchte ich ihm nicht beipflichten, wenn er den Gedanken ausspricht, „daß hier der Prototyp der Solutréenspitze vorliegt, die später . . . in ganz anderem Material zu

Abb. 1. Reste eines Kolliers aus Tierzähnen, Pfriemenbruchstücke und Steinwerkzeuge.
(Etwas über $^1/_2$ nat. Größe.)

ihrer eigentlichen Blüte kam", da ja schon aus dem älteren Aurignacien die Prototypen der „Feuilles de laurier" bekannt sind,[2]) demnach die Lorbeerblattspitze tatsächlich in Stein herangewachsen ist und nicht erst von einem anderen Material darauf überzuspringen brauchte.

Wir werden also, glaube ich, eher in diesem Knochengerättypus die Nachbildung einer Steingerätform, die letzten Endes wahrscheinlich auf den gespaltenen Keil des Altpaläolithikums zurückgeht, zu sehen haben und das Alter des Lautscher

[1]) R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, S. 85, Tafel XXXV, Fig. 17.
[2]) Vgl. Obermaier, a. a. O. S. 179, Abb. 102c.

Stückes dadurch sicher erhalten, daß wir Nachschau halten, wann die lithische Industrie solche Formen hervorgebracht hat.

Das war im Spätaurignacien.

Zum Beweise seien hier einige Steingerättypen der jüngeren Aurignacperiode angeführt, die den geologisch und archäologisch genau fixierten Schichten von Willendorf II entstammen. (Abb. 2.)[1])

Die Übereinstimmung mit dem Lautscher Stücke ist in der Grundform eine vollständige. Hier wie dort ist die größte Verbreiterung gegen das eine, spitzzungenförmig auslaufende Ende gerückt, während das andere Ende langkonisch in eine Spitze ausläuft.[2])

Abb. 2. Vergleichsstücke aus den Schichten 6—8 von Willendorf II. (Das erste, zweite und vierte Steinartefakt zeigt die Unterseite; zirka 3/4 nat. Größe.)

Die Übereinstimmung ist so markant, daß sie keine zufällige sein kann, so daß man berechtigt ist, die Lautscher Knochenspitze in das Jungaurignacien zu stellen, wohin ja die Schichten 5—9 von Willendorf II gehören.

Dieses Ergebnis stimmt mit dem Befunde im „Wildhaus" überein, denn auch dort liegt spätes Aurignacien vor, wie die mit dem Riesenpfriemen zusammengefundenen, aus den Mittelfußknochen des Pferdes verfertigten Pfriemen beweisen. Sie sind, wie R. R. Schmidt bemerkt, „ein typischer Bestandteil des beinernen Hausrates der Aurignacienzeit".

Die Parallelen zu unserem Stücke aus der Wierzchower Höhle sind mangels verläßlicher stratigraphischer Beobachtungen für die Altersbestimmung wertlos.

Somit kann wohl das Aurignac-Alter unseres wichtigsten Fundstückes als erwiesen angenommen werden.

Was noch sonst an Artefakten vorhanden ist, ist eine Anzahl meist frisch gebrochener Fragmente von Pfriemen, welche ihre Gestalt nicht sicher erkennen lassen. Es sind Formen, wie sie im ganzen Jungpaläolithikum vorkommen, vielleicht mit Ausnahme von (Abb. 1, Mitte links) dem unteren Ende eines dem Typus der gespaltenen Aurignacspitze ähnlichen, jedoch nicht gespaltenen Pfriemens und von (Abb. 1, links unten) dem abgeschrägten Ende eines massiven Gerätes aus Mammutknochen, wie ähnliche aus Předmost vorliegen.

[1]) In Kulturschichte II 6 gehört die Silexspitze links, Inv.-Nr. 43880, in II/7 der Pferdezahn, Inv.-Nr. 44053 und das Steinartefakt rechts, Inv.-Nr. 43967, in II/8 die beiden Steingeräte in der Mitte, Inv.-Nr. 44069 und 44104.

[2]) Das Exemplar aus dem „Wildhaus" sieht etwas anders aus, denn, falls die eine Spitze abgebrochen ist, was man aus Text und Zeichnung nicht entnehmen kann, liegt hier die größte Verbreiterung in der Mitte, ein Typus, wie er ähnlich nur viel kleiner u. a. in Willendorf II/4 vorkommt.

Viel mehr als das Wildhausstück ist das von Lautsch im Umrisse dem Typus „à base fendue" ähnlich.

Ist auch keines von diesen Stücken ausschlaggebend für die Altersbestimmung so sind sie doch insofern von Wichtigkeit, als kein einziges Stück Magdalénienform aufweist.

Während alle diese Beinsachen das charakteristische Aussehen diluvialer Knochen besitzen, ist der Pfriemen Abb. 1, Mitte, wie schon erwähnt, etwas heller, welche Färbungsverschiedenheit ebenso wie bei den oberwähnten Tierknochen nicht auf verschiedenes Alter, sondern auf Verschiedenheit der Lagerungsverhältnisse zurückzuführen ist. Seine Form besagt bezüglich des Alters nichts.

So viel über die Knochengeräte, deren Hauptstück unzweifelhaft auf das Spätaurignacien verweist, mit welchem Befund auch die übrigen Funde im Einklange stehen. Es ist nichts vorhanden, was auf das Magdalénien hindeuten würde.

Gar nichts sagen über das Alter die beiden Silices aus. Es liegt nur ein kleiner Klingenabspliß aus weißlich patinierendem Hornsteine mit geringer Patina und mit kaum nennenswerten Gebrauchsretuschen sowie ein Kantenabspliß aus dem gleichen Material vor. Letzterer zeigt Retuschen, welche seine Verwendung als Bohrer wahrscheinlich machen. So viel über das Fundmaterial. Es verbleibt noch die Aufgabe, zu untersuchen, wie die stratigraphischen Verhältnisse liegen und ob sie mit der auf typologischem Wege gewonnenen Altersbestimmung harmonieren.

Abb. 3. Knochenspitze aus einer Mammutrippe. (Etwas über 1/3 nat. Größe.)

### Die stratigraphischen Verhältnisse.

Szombathy hat in seiner ersten Veröffentlichung über die Lagerungsverhältnisse eine Menge Daten mitgeteilt, die indes keinen Aufschluß über das Alter der Funde ergeben.

Ihre horizontale Verteilung wurde bereits angedeutet. Die für uns wichtigste Fundstelle in dem reich verzweigten Höhlenlabyrinth ist die geräumige Halle D.[1]) Hier fanden sich bei „a" der gut erhaltene Schädel, ein Femur ohne Epiphysen und einige kleine Knochenfragmente, während die übrigen Menschenknochen, darunter Reste eines kindlichen Schädels, bei „b" „bunt zerstreut" lagen, in dessen Umkreis auch die Anhängsel und viele Tierknochen angetroffen wurden. In nächster Nähe fanden sich an oder nahe der Oberfläche in großer Menge Reste von Bos cfr. primigenius, über deren zum Teil frisches Aussehen oben bereits die Rede war. Was den Vertikalschnitt betrifft, so kommt er, da es sich lediglich um Funde aus dem gleichen obersten Horizont handelt, nicht direkt in Betracht und es ist, wie ich gleich im vorhinein bemerken will, eine Altersbestimmung auf stratigraphischer Grundlage hier nicht möglich.

Nichtsdestoweniger wird uns die Untersuchung des von Szombathy seinerzeit aufgenommenen, bisher unveröffentlichten Profils[2]) eine gewisse wertvolle, wenn auch

[1]) S. den Plan bei Szombathy a. a. O.

[2]) Für dessen freundliche Zurverfügungstellung ich ihm herzlich danke.

nur allgemeine Orientierung ermöglichen, welche vor vierzig Jahren mangels entsprechender anderwärtiger Vorarbeiten und Beobachtungen noch nicht möglich war.

Das Profil ist von der Stelle des Schädelfundes bei „a" genommen. Die beigesetzte Beschreibung der einzelnen Horizonte enthebt eines weiteren Kommentars bezüglich der Schichtenfolge.

Bis zum zweiten Meter wurde nichts Besonderes gefunden. „Bei 2 *m* tritt in der südwestlichen Ecke in einem Felsenwinkel ein dunklerer erdiger Lehm mit kleinen Knöchelchen auf . . ."

„Im Schacht sind wir nun auf Flußsand = Silt mit Geschieben von Grauwackeschiefer gestoßen. Die Spalte verengert sich, so daß wir annehmen können, auf dem

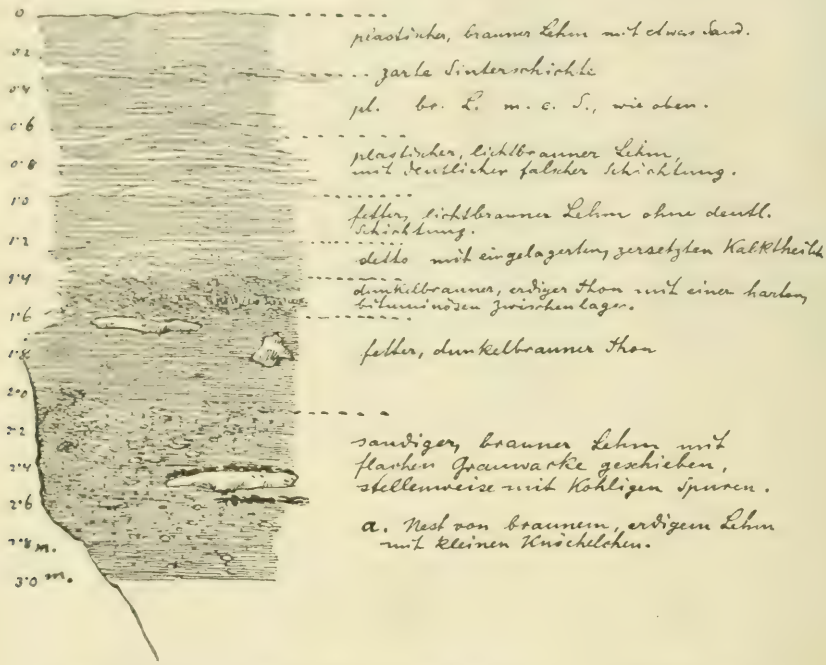



Abb. 4. Profil bei „a" in der Halle D. (Aufgenommen von J. Szombathy, 1882.)

Grunde zu sein. Bei 2·50 ist auf einem der eingelagerten flachen Steine eine 1 *cm* starke kohlige Schichte aufgedeckt worden und bei 2·60 eine ähnliche direkt im Lehm. Bei 3·00 hören wir auf zu graben."[1])

Auf Grund dieser Probegrabung wurde dann in der Halle D der Boden $^3/_4$ *m* tief durchgegraben, „weil sich bisher gezeigt hat, daß es vorzüglich der braune, etwas sandige Ton ist, welcher die Knochen enthält. Die Schichten von 0·60 abwärts waren leer bis auf das Knochennest". . . Dieses schien nicht dafür zu stehen, den Höhlenboden auf weitere Strecken so tief auszuheben. Im westlichen Teile von D kamen die Knochen „in den oberen 50 *cm* vor. Unter dieser Schichte folgt lichterer, plastischer, beim Graben etwas bröckliger Lehm, der leer ist. Die Knochenschichte ist in verschiedenem Grade erdig und enthält Kalksteine und Tropfsteine".[2]) Aus diesen Beobachtungen geht klar hervor, daß in der Höhle zwei Knochenhorizonte vorliegen: ein oberer Horizont mit den menschlichen Resten und den Säugetierknochen, welcher etwa den obersten halben Meter okkupiert und ein von

[1]) Aus den Notizen Szombathys.
[2]) Szombathys Aufschreibung.

ihm durch leere, zusammen zirka $1^1/_2\,m$ mächtige Schichten getrenntes Niveau mit einer typischen „Nagetierschichte".

Die von Szombathy nach Wien gebrachten Proben hat J. N. Woldřich seinerzeit bestimmt, aber anscheinend nicht veröffentlicht.[1])

Es kann sich hier nach allem nur um die sogenannte „Untere Nagetierschichte" handeln, welche den Höchststand der Rißvereisung bezeichnet und den Moustérienhorizont repräsentiert.[2])

Die „jüngere Nagetierschichte" kann es nicht sein, da diese mit dem Magdalénien zusammenfällt und dann nicht $1^1/_2\,m$ höher ein Aurignachorizont erscheinen könnte. Daß diese den Abschluß der Schichtenfolge bildet, führt zusammen mit anderen Momenten, wie der guten Erhaltung des ganz seicht gelegenen Schädels, zur Vermutung, daß die Abschließung der Höhle von der Außenwelt bald nach Bestattung der Leichen stattgefunden hat.

## Der Fund von 1904.

Mit diesen Funden aus der Fürst Johanns-Höhle steht in engem räumlichen und zweifellos auch zeitlichem Zusammenhang der im März 1904 zirka 50 Schritte westwärts vom früheren Eingange der Fürst Johanns-Höhle unter einer 10 m hohen Felswand gemachte Fund von Resten dreier menschlicher Schädel und anderer Menschen- und Tierknochen sowie einiger Artefakte, worüber Szombathy berichtete.[3])

Da ich das Material nicht vor Augen hatte, kann es hier nur insoweit berücksichtigt werden, als es durch Szombathys Veröffentlichung bekannt geworden ist und als ich nach einer Photographie die Artefakte beurteilen kann.[4])

Für die Gleichaltrigkeit mit den oben besprochenen Funden spricht die Übereinstimmung in bezug auf die Lagerung, Fauna und Artefaktform sowie den Typus des am besten erhaltenen menschlichen Schädels.[5])

Die Funde lagen auch hier zu oberst und die Fauna stimmt mit der aus der Fürst Johanns-Höhle überein. Die Tierknochen gehören nach Maška dem Ren, Hirsch, Wolf, Fuchs, Bär, Hund (letztere Bestimmung ist jedenfalls ein Irrtum — es wird sich um irgendeinen anderen Caniden handeln — Anm. des Verf.), Hasen und einem kleinen Raubtiere an.[6]) Nach Szombathy ist auch Rhinoceros tichorhinus vertreten.

[1]) Übersicht der Wirbeltierfauna des „Böhmischen Massivs" während der anthropozoischen Epoche, Jahrb. d. k. k. geol. Reichsanstalt 1897, Bd. 47, H. 3, S. 399.

[2]) Leider ist das in der prähistorischen Sammlung des naturhistorischen Museums liegende Material nicht ausreichend, um eine Bestätigung dieser Ansicht durch die Faunenzusammensetzung zu erhalten. Deshalb wäre die Fortsetzung der Höhlenuntersuchung durch eine fachmännische Stelle der Nachbarrepublik sehr erwünscht, wobei sich Gelegenheit bieten würde, die „Nagetierschichte" auf eine größere Strecke hin zu verfolgen.

[3]) J. Szombathy, Neue diluviale Funde von Lautsch in Mähren. Jahrb. d. k. k. Zentralkommission, N. F. II, 1904, S. 9—16.

[4]) Das Lichtbild wurde mir über meine Bitte vom Direktor des Fürst J. Liechtensteinschen Forst- und Jagdmuseums in Mährisch-Aussee, Herrn Karl Wingelmüller, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt. Obgleich die Gegenstände etwas klein geraten sind, bringe ich das Bild zur Reproduktion, da diese Artefakte für die Altersbestimmung wichtig sind und bisher nicht veröffentlicht wurden. (Abb. 5.)

[5]) Bemerkenswert ist, daß Maška vom diluvialen Alter dieser Menschenknochen überzeugt gewesen zu sein scheint.

[6]) Alle diese Funde kamen in das Fürst Liechtenstein-Museum im Schlosse Aussee.

Die Artefakte (Abb. 5) sprechen desgleichen für unsere obige Altersansetzung. Es liegen zwei Geräte (angeblich aus Rengeweih) vor, von denen das eine (links unten) der Knochenspitze Abb. 3 sehr ähnlich sieht. Das andere scheint ein abgerundetes Ende zu besitzen und war vielleicht als Fellablöser in Verwendung, eine im Jung-Aurignacien häufige Form.

Von den vier Hornsteinen ist der oben Mitte, wie es scheint, ein großer Schaber aus gebändertem Silex, der links daneben ein atypischer Abspliß, rechts ein unbearbeitetes Stück, rechts unten ein im zitierten Berichte als „Steinaxt" bezeichneter, entzweigebrochener dicker Klingenabspliß. Wenn auch keines der Steingeräte typisch zu sein scheint, so zeigen die Stücke doch unverkennbar die ältere Tendenz des Abschlagens dicker Absplisse, während die dünnen Klingen des Magdalénien fehlen.

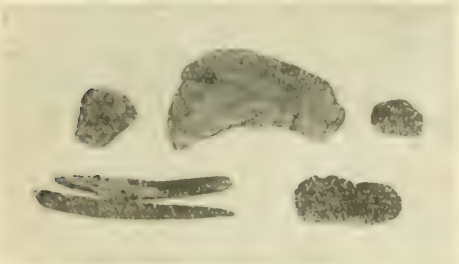


Abb. 5. Die 1904 westlich vom Eingang in die „Fürst Johanns-Höhle" gefundenen Stein- und Knochenartefakte.

Da außer den Schädeln auch noch zahlreiche andere Menschenknochen gefunden wurden, darf man auch hier annehmen, daß Bestattungen vorlagen, die, wenn Szombathys Vermutung richtig ist, daß hier ursprünglich eine kleine Höhle war, wieder sehr an die westeuropäische Begräbnisweise erinnern.

## Ergebnis.

Fassen wir zusammen: Die Funde von Lautsch sind einheitlich und stammen aus der gleichen Zeit, dem Jung-Aurignacien. Ersteres erweist vor allem das Vorkommen in einem Horizonte, der, wenn auch anscheinend gestört, keine Beimengung fremder Relikte aufweist, weiters der Erhaltungszustand, letzteres die charakteristische Knochenspitze u. a.

Abb. 6. Schädelbruchstück von Bos mit alten Hiebspuren auf den Hinterhauptsgelenkshöckern. (Zirka 1/3 nat. Größe.)

Weiters spricht für höheres Alter als Magdalénien das Vorkommen von Mammut, wollhaarigem Nashorn und Höhlenbär.

Es handelt sich hier — mit Sicherheit in der Fürst Johanns-Höhle — um eine Besiedlung der Höhle, auf welche die große Menge, häufig auch Spuren menschlicher Tätigkeit zeigender Tierknochen[1]) zurückzuführen sein wird und schließlich um Benützung als Grabkammer, wie das in Westeuropa bekanntlich mehrmals beobachtet worden ist. Da der alte Eingang in die Fürst Johanns-Höhle nach

[1]) Eine gemeinsam mit Szombathy darauf vorgenommene Überprüfung der Tierknochen vergewisserte uns, daß sie durch den Menschen in die Höhle gekommen sind, da sich auf den Hinterhauptsgelenkshöckern zweier Schädelfragmente von Bos bei beiden genau an denselben Stellen alte Hiebspuren zeigen (Abb. 6) und da eine Anzahl in der bekannten Weise aufgeschlagener Knochen dieses Tieres vorliegt. Die Pferdeknochen ließ der Mensch ganz, da sie ihm nichts boten.

Szombathys Angabe bei „a" gelegen war, so wurden die Leichen nicht weit vom Eingang deponiert, ein Detail, das wieder in Westeuropa seine Analogien besitzt.

Als sichere Beigabe einer dieser Sepulturen ist das Kollier anzusehen, als mögliche kommen auch die große Knochenspitze und die anderen Bein- und Steinartefakte in Betracht. (Wahrscheinlich rühren aber letztere von der Besiedlung her.)

Die Störung der Skelette scheint, wie erwähnt, bereits im Diluvium stattgefunden zu haben, vielleicht als sich Neuankömmlinge in der Höhle häuslich niederlassen wollten.

Die Tatsache, daß hier echte Cro-Magnon-Schädel dem Jung-Aurignacien angehören, kann heute keineswegs mehr überraschen, wo wir wissen, daß in Westeuropa dieser Menschentypus gleichfalls bis ins Aurignacien zurückreicht, wie zum Beispiel der Fund von Cro-Magnon selbst.

Jedenfalls sind nun sehr interessante anthropologische Ergebnisse von einem Vergleiche der Lautscher mit den Menschenresten von Předmost zu gewärtigen, die, als dem Altsolutréen angehörig, etwas jünger sein dürften, und mit dem Skelett von Brünn, das wohl ungefähr aus derselben Zeit stammt wie die Lautscher.[1])

Es wird sich dabei wieder zeigen, wie verschiedene Schädelformen damals zu gleicher Zeit existierten, was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß hier, abgesehen von der möglichen — übrigens nicht sehr wahrscheinlichen — ursprünglichen Verschiedenheit der Träger der jungpaläolithischen Kultur, alle möglichen Stadien der Vermischung mit der altpaläolithischen Rasse in Erscheinung treten.

Die große Bedeutung, die den Lautscher Menschenresten als dem nach dem Massenfunde von Předmost quantitativ bedeutendsten fossilen Menschenfund Mährens und als einem der wichtigsten Europas überhaupt zukommt, die aber bisher nicht erkannt, bzw. nicht richtig aufgefaßt wurde, erscheint nunmehr durch die genaue Altersbestimmung festgelegt, aus der als wichtigstes Ergebnis abzuleiten ist, daß die Cro-Magnon-Rasse gegen Ende des Aurignacien auch schon in Mitteleuropa gelebt hat, ungefähr zur selben Zeit, als sie nach unserem heutigen Wissen in Westeuropa zum erstenmal aufgetaucht ist.

[1]) Die drei Funde liegen zweifellos zeitlich eng beisammen; aber bevor nicht weitere Parallelen zu unserer Knochenspitze gefunden werden, gebietet die Vorsicht, hier vorläufig Versuche zu feinerer Altersunterscheidung zu unterlassen.

# Erwiderung auf Bayer „Lößmagdalénien“. [1])

Von **V. Hilber** in Graz.

Bayer sagt, meine Behauptung, er habe das Lößmagdalenian auf der Niederterrasse für Aurignacian erklärt, sei in doppelter Hinsicht unrichtig. Erstens, weil er niemals einen primären Löß auf der Niederterrasse anerkannt habe, zweitens, weil er bewiesen habe, daß das Magdalenian viel jünger als der jüngere Löß sei. Er hat im ersteren Punkte recht. Ich habe selbst in der zitierten Arbeit die Nichtbedeckung der Niederterrasse durch Löß betont. Es scheint zwar eine einzige Ausnahme zu geben (Sargans nach Penck),[2]) ich habe sie aber nicht im Auge gehabt. Bezüglich des zweiten Punktes verweise ich auf den in's einzelne gehenden typologischen Nachweis Obermaiers,[3]) daß die Lößstationen Aggsbach, Gobelsburg, Munzingen nicht, wie Bayer annimmt, in das Aurignacian, sondern in das Magdalenian gehören; Munzingen steht sogar nach R. R. Schmidt[4]) dem mittleren Magdalenian am nächsten. Nach Heck[5]) kommt nach allen Anzeichen im Löß des Wildweiberli bei Diez a. d. Lahn Magdalenian vor. Andere Vorkommen von Lößmagdalenian in Deutschland, der Schweiz und Frankreich gibt Wiegers[6]) an.

Bayer beanständet ferner meine Äußerung, er sei im wesentlichen mit der Penckschen Chronologie einverstanden; daß ich Abweichungen zugebe, liegt ja in meiner Einschränkung „im wesentlichen“. Er findet ferner ein „schweres Mißverstehen“ in meiner Angabe, daß er eine warme Waldfauna zwischen zwei kälteren Faunen im nach ihm interglazialen Aurignacianlöß zeichne; ich hätte die Göttweiger Verlehmungszone für Löß gehalten. Das habe ich nicht gesagt, sondern lediglich, daß die warme Fauna mitten im Löß liege. Der Löß schließt eben die Verlehmungszone mit der warmen Fauna ein. Ich habe doch selbst in der zitierten Abhandlung den Ausdruck „Schwemmlehm“[7]) im Gegensatz zu Löß gebraucht und habe also nicht „drei verschiedene Ablagerungen zu einer zusammengezogen“. Ich habe mich zudem hinsichtlich des warmen Intensitätsmaximums in der Mitte des Löß nicht auf Willendorf allein bezogen, sondern auch auf Wiegers' Ausspruch hingewiesen, daß man im Löß drei Phasen erkennen könne, je eine kältere am Anfang und am Schluß und eine wärmere in der Mitte. Die Bedeutung dieses Umstandes wird durch folgende

[1]) Diese Mitteilungen 1921, 25, gegen meine „Geologische Stellung des Paläolithikums“ ebenda 1920, 1.

[2]) Gagel, Mannus, 1914.

[3]) Der Mensch aller Zeiten, 1912, 294, 290, 274.

[4]) Dil. Vorzeit Deutschlands.

[5]) Korrespondenzblatt d. Deutsch. Ges. f. Anthrop., 1920, 56.

[6]) Diluvialprähistorie, 1920, 74.

[7]) Schließt sich nach Menzel (Z. d. D. geol. Ges., 1914, Monatsber. 194) an die Verlehmungszone im Donautale bei Krems nach oben und unten an. Allerdings hätte ich mich hier richtiger auf die Verlehmungszone beziehen sollen. Für den Beweis meiner Trennung macht es aber keinen Unterschied.

Analogien erhärtet: Gäbert[1]) gibt an, daß beide norddeutsche Interglaziale eine warme Zeit zwischen zwei kalten erkennen lassen. Ebenso findet Gagel[2]) im Emscher Tal mächtiges Interglazial mit kälteliebenden Formen an der Basis und oben. Ebenso gibt Linstow[3]) Schichten warmen Klimas zwischen zwei solchen kalten Klimas in beiden norddeutschen Interglazialen an; desgleichen Weber für den letztinterglazialen Beckenton von Rabutz.[4]) Da das Intensitätsmaximum jeder Eis- und Zwischeneiszeit in deren Mitte liegen muß, ist der Löß nicht eiszeitlich, was ich auch durch seine Schneckenfauna belegen konnte.

Bayer sagt ferner, das Kälterwerden nach oben im oberen, jüngeren Löß vertrage sich nicht mit postglazialem Alter. Dagegen ist an das kalte (postglaziale) Bühlstadium Pencks mit vorausgehender wärmerer Zeit zu erinnern.

In „Lößmagdalénien" stellt Bayer das Magdalenian in die Würmeiszeit. Er scheint vergessen zu haben, daß in seiner „Chronologie" (219) die „lößähnlichen Ablagerungen auf der Bühlmoräne von Sargans der postglazialen Steppenperiode des Magdalenian angehören. Er betrachtet ferner in seiner „Chronologie" das ganze Löß-aurignacian als Kultur des letzten Interglazials und meint, daß eine wesentliche Änderung nicht mehr zu erwarten sei. Im „Lößmagdalénien" hat er aber doch wesentliche Änderungen eingeführt; der niederösterreichische Löß ist dort nicht glazial, sondern spät- und frühglazial und gehört sogar zwei verschiedenen (den zwei letzten) Eiszeiten an, während die Verlehmungszone das letzte Interglazial vertritt.

Bayer sagt ferner, daß die Boulesche Chronologie nach der einwandfreien Beurteilung der Paläolithstation Markkleeberg als eiszeitliches Mousterian für immer abgetan sei. Der typologische Vergleich ergibt nach Wiegers wegen des Vorkommens von Faustkeilen und Levalloistypen Acheulean (nach Bayer Mousterian). Nach den genannten Typen ist Acheulean anzunehmen. Grundlegend für die Beurteilung des Alters ist das geologische Alter der Schichten mit den Artefakten. Ihre Gleichalterigkeit mit den Elster-Pleiße-Schottern und durch diese mit der Saale-Hauptterrasse gilt für sicher. Das vorletztinterglaziale, nach anderen vorletztglaziale Alter der Markkleeberger Schotter ist nicht unmittelbar nachgewiesen, sondern durch Kombination erschlossen worden. Zuzugeben ist die Gleichalterigkeit der Markkleeberger Schotter mit den Elster-Pleiße-Schottern und denen der Saale-Hauptterrasse, weil Kontinuität angegeben wird. Das vorletztinterglaziale Alter der Saale-Schotter wird deshalb angenommen,[5]) weil über ihnen eine Grundmoräne liegt, welche sich durch erheblichere Mächtigkeit von den Grundmoränen der letzten Eiszeit unterscheidet und Löß, welcher von manchen Seiten als eiszeitlich betrachtet wird; der Mächtigkeitsunterschied ist kein sicheres Kennzeichen und gegen die eiszeitliche Entstehung des Lösses sprechen gewichtige Gründe. Sicher nachgewiesen ist also das letztinterglaziale Alter der Saale- und mit ihnen der Markkleeberger Schotter nicht. Ferner liegt die Angabe der geologischen Gleichalterigkeit von Hundisburg (Acheulean) mit Markkleeberg vor (Wiegers).[6]) Dieser Forscher war anfangs geneigt,[7]) Hundisburg in den Ausgang des letzten Interglazials zu stellen, hat aber

[1]) Veröffentlichungen des städtischen Museums zu Leipzig, Heft 4, 1914, 102.
[2]) Geologische Rundschau, 1913, 359.
[3]) Ebenda, 505, 506, 533.
[4]) Wiegers, Diluvialprähistorie.
[5]) Wiegers, Zeitschr. d. D. geol. Ges. 1913, Monatsberichte 545.
[6]) Zeitschr. d. D. geol. Ges., 1913, Monatsberichte 559.
[7]) Prähist. Zeitschr., 1909, 5.

später[1]) für Hundisburg (unteres Acheulean) vorletzte Zwischeneiszeit angenommen und Markkleeberg[2]) (oberes Acheulean) in die zweite Eiszeit eingereiht. Vorher[3]) hatte derselbe die Markkleeberger Schotter als vorletztes Interglazial betrachtet. Auch andere Forscher haben sich in verschiedenem Sinne über das Alter der Markkleeberger Schotter ausgesprochen, so daß man keine dieser Ansichten als vollkommen sichergestellten Ausgangspunkt betrachten kann.

Nicht mehr als sichergestellt kann man die Lagerung der Markkleeberger Schotter zwischen zwei Grundmoränen betrachten. Wiegers[4]) selbst erklärt die „Hangendmoräne" als nachträglich durch Abbröckeln aus den Seitenwänden eines in Geschiebemergel eingeschnittenen Tales entstanden. Das ist eine wichtige Analogie mit dem Vorkommen zu Rabutz bei Halle a. S. Der dortige artefaktenführende Beckenton wird als letztinterglazial betrachtet (Weber, l. c.). „Die darüber liegenden blocklehmähnlichen Bildungen, die von Siegert und Weissermel für dritte Vereisung gehalten wurden, erweisen sich als Gleitungen (durch Bodenfließung) von einem alten As, das die Begrenzung des Beckens bildete. Die gleichen Bildungen finden sich auch als Einschaltungen mitten im Beckenton mit der interglazialen Flora." (Briefliche Mitteilung Geheimrat Kossmats auf Grund eines Besuches der Stelle mit den Geologen Keilhack, Wiegers und Stoller.) Das ist eine merkwürdige Lagerungsübereinstimmung beider Vorkommen. Altersgleichheit ist allerdings zunächst mit Rücksicht auf die Saale-Hauptterrasse nicht zu folgern. Eine solche würde nur dann näher rücken, wenn die noch ausstehende Beschreibung der Rabutzer Artefakte Gleichheit mit den Markkleeberger Artefakten ergeben würde.

Dann käme wieder die Ansicht Linstows[5]) in Betracht, daß der Geschiebemergel von Neuhaldensleben (Hundisburg) zur letzten Vereisung gehöre und daß kein Grund vorliege, nicht auch den Geschiebemergel im Süden, der sich bis Leipzig verfolgen lasse, als Produkt der letzten Vereisung aufzufassen. Dann würden die Saale-Hauptterrasse und die Markkleeberger Schotter in das letzte Interglazial gehören und die Unstimmigkeit zwischen geologischem und archäologischem Befund verschwinden. Wiegers hat sie durch Änderung der französischen Altersgliederung zu beseitigen versucht. (Auf das von ihm angenommene glaziale Alter der Markkleeberger Schotter glaube ich nicht eingehen zu sollen.)

Obermaiers Angaben über die Lagerungsverhältnisse des westeuropäischen Acheulean (Fonsorbes, Conliège, Challes de Bohan) sprechen für dessen letztinterglaziales Alter. Auch das Chellean gehört nach Obermaier in das letzte Interglazial, weil es eine Warmzeit ist und wir keine nachfolgende Warmzeit aus dem Diluvium kennen. Auch die Funde in den deutschen Höhlen („Sirgenstein, Ofnet u. a.") ergeben eine lückenlose Folge vom Mousterian bis zum Magdalenian ohne eine Warmzeit. Ist Markkleeberg vorletztes Interglazial, stehen wir vor einem Rätsel. Für Deutschland eine andere Chronologie anzunehmen als für Westeuropa, wie es versucht wurde, ist deshalb mißlich, weil auch im Osten (Zigeunerhöhle bei Ojców in Polen) Acheulean aus dem letzten Interglazial angegeben wird. Die Sonderstellung in der Mitte wäre unverständlich.

---

[1]) Zeitsch. d. D. geol. Ges., 1913.

[2]) Diluvialprähistorie, 1920, 111.

[3]) Zeitschr. d. D. geol. Ges., 1913, Monatsberichte 546.

[4]) Zeitschr. d. D. geol. Ges., 1915, Monatsberichte 42.

[5]) Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt, 1905, Heft 3, 1906.

Nebenbei möchte ich noch auf den Satz Bayers erwidern: „Hilbers ‚Baustufen‘ für Schotterterrassen lehne ich als unzutreffend ab.“ Da nicht alle Baustufen Schotterterrassen sind, ist im Gegenteil der letztere Ausdruck unzutreffend. Mein Terminus ist übrigens bereits von anderer Seite aufgenommen worden.

Endlich möchte ich den bereits vorgebrachten Gründen für das postglaziale Alter der Niederterrasse (nach Bayer letzteiszeitlich) den Hinweis auf Gagel[1]) anfügen, welcher sagt: „Daß die Niederterrasse (Rheinland-Westfalens) alluvial ist, ist nach den neuen Forschungen von G. Krause und Wunstorf als erwiesen anzusehen.“

* * *

## Bemerkungen zu vorstehender „Erwiderung“.

Von **J. Bayer** in Wien.

Zu Hilbers „Erwiderung“, die mir während der Korrektur von der Redaktion zwecks allfälliger Gegenbemerkungen übermittelt wurde, möchte ich nur folgendes bemerken:

1. Bezüglich „Lößmagdalénien“: Die Niederterrasse ist nirgends mit primärem Löß bedeckt. Auch Sargans bildet keine Ausnahme, denn die dortigen lößähnlichen Ablagerungen haben mit unserem jüngeren Löß, der Jung-Aurignacien und Alt-Solutréen enthält, nichts zu tun, sondern gehören zu den lediglich lokal im alpinen Bereiche auftretenden postglazialen Bildungen während des Magdalénien. Was aber das „Lößmagdalénien“ betrifft, so glaube ich nicht, daß es Obermaier heute noch aufrecht halten wird, wenigstens nicht für Aggsbach und Gobelsburg, von wo jetzt gutes, eindeutiges Typenmaterial vorliegt. Bezüglich Munzingen verweise ich Hilber auf die Paläolithstation Unkelbach im Regierungsbezirk Koblenz, welche bei vollständig identischer geologischer Lagerung mit Munzingen Aurignacien ergeben hat. Gleicherweise liegen in allen anderen Fällen von „Lößmagdalénien“ archäologische Fehlbestimmungen vor.

2. Bezüglich Hilbers Bemerkung, daß mein Chronologiesystem mit dem Penckschen „im wesentlichen“ übereinstimme, führe ich nur an, daß Penck 4 Eiszeiten und 3 Interglaziale, ich dagegen jetzt nach Zusammenziehung von Riß- und Würmeiszeit zu einer Vereisung 2 Eiszeiten und 1 Interglazial vertrete.

3. Bezüglich Göttweiger Verlehmungszone, Entstehungszeit der Lösse usw.: Ich halte die Lösse bekanntlich nicht für interglazial, sondern für Ablagerungen der Vorstoß- und Rückzugszeiten des Eises.

Dann sollte Hilber nicht von „warmer Fauna mitten im Löß“ sprechen, denn „warm“ ist eine Fauna mit Ren und Mammut keinesfalls und diese Tiere fehlen auch im mildesten Teile der Göttweiger Verlehmungszone nicht. Daher spreche ich neuerdings auch nicht mehr von einem Riß-Würm-Interglazial, sondern nenne diese Zeit (Aurignac-) Schwankung. Weiters: Um Irrtümer zu vermeiden, soll man nicht sagen, „der Löß schließt die Verlehmungszone ein“; das könnte man nur sagen, wenn etwas inmitten einer einheitlichen Lößablagerung eingeschlossen ist, wie z. B. eine Kulturschichte. Aber man kann nicht ganz altersverschiedene, durch fremdartige Ablagerungen getrennte Lösse zu einem Einheitsbegriff „Löß“ zusammenfassen. Wie ich gezeigt habe, gibt es in der jungquartären Eiszeit allein vier verschiedene Lösse, die durch Sonderbezeichnungen streng auseinander zu halten sind. Gerade der letzte Satz

[1]) Geolog. Rundschau, 1913, 351.

des obersten Absatzes S. 187 zeigt, wie notwendig dies ist, weil hier abermals Hilber den Beweis, daß „der Löß nicht eiszeitlich" ist, aus der Zusammenziehung zweier verschiedener Lösse schöpft und auf diese das mildere Klima bezieht, das sie in Wirklichkeit völlig trennt, weil es zu einer Zeit geherrscht hat, in der sich gar kein Löß gebildet hat. Wenn Hilber Recht hätte, müßte sich inmitten eines bestimmten Lösses ein Warmhorizont finden, was bekanntlich nicht der Fall ist. Der zweite Absatz von oben, S. 187, erledigt sich damit, daß Penck die Achenschwankung fallen gelassen hat, ein Kälterwerden des Lösses nach oben also nur auf den Solutrévorstoß (Pencks Würm-Eiszeit) bezogen werden kann.

Zum dritten Absatz: Das Magdalénien ist auch hier nach dem Würm-Maximum angesetzt, wie aus der Tabelle S. 30 zu ersehen ist. Auch die von Hilber bezüglich der Lößbildungszeiten gesehenen Differenzen zwischen meiner Auffassung im Jahre 1913 und im „Lößmagdalénien" bestehen tatsächlich nicht, wie ein Vergleich der Tabelle in der „Chron. d. jüng. Quart." mit der im „Lößmagd." zeigt.

4. Bezüglich Boules Chronologie: Markkleeberg wird jetzt allgemein als rißeiszeitlich oder am Ende des MRI gebildet angesehen, eine Differenz, die für die chronologische Auswertung ebensowenig ausmacht wie die Frage, ob das dortige Paläolithikum mittleres oder älteres Moustérien oder jüngeres Acheuléen ist, da ja diese Kulturphasen ganz benachbart liegen. Wir haben es da mit einem Fixpunkt von entscheidender Bedeutung zu tun, für dessen Beurteilung es auch nichts ausmacht, daß er seinerzeit anders gedeutet wurde. Gegenüber Rabutz ist Markkleeberg zweifellos jünger, was wohl die Artefakte erweisen werden. Wenn hier eine „Unstimmigkeit zwischen geologischem und archäologischem Befund" besteht, so ist sie nur auf das von Penck eingeschobene nicht existierende RWI zurückzuführen. Schalten wir es aus, so fällt Taubach, Rabutz, weiters Chelles, St. Acheul usw. tatsächlich in das Interglazial, welches der letzten Eiszeit vorausgeht, das man aber „letztes" nur deshalb nicht nennen kann, weil es kein vorletztes gibt. Dann ist mit einem Schlage alles in Ordnung und auch Hilbers „Rätsel" gelöst.

# LITERATURBERICHTE.

18.

**Levy-Brühl, L.:** *Das Denken der Naturvölker.* In deutscher Übersetzung herausgegeben und eingeleitet von Dr. Wilhelm Jerusalem. Wien und Leipzig (Wilhelm Braumüller) 1921. XXIII, 352 S.

Die von Emil Dürkheim begründete und insbesondere von seinen Schülern Mauß und Levy-Brühl weiter ausgebaute soziologische Erforschung und Deutung der ethnologischen Phänomene bei den Naturvölkern ist noch vor dem Kriege außerhalb Frankreichs wenig bekannt gewesen. Nur so konnte es kommen, daß das vorliegende, im französischen Original bereits im Jahre 1910 unter dem Titel „Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures" erschienene Buch in der deutschen Literatur nicht beachtet, ja kaum erwähnt wurde. Wir sind daher Herrn Professor Jerusalem zu großem Dank verpflichtet, daß er durch seine Übersetzung das schöne und gedankenreiche Werk Levy-Brühls uns nunmehr allgemein zugänglich gemacht hat. Ganz besonders nützlich und wertvoll ist die Einleitung des Übersetzers, in welcher er die Lehren und Methoden der Dürkheimschen Schule einer sorgfältigen, zusammenfassenden Darstellung unterzieht, an welcher es bisher gänzlich gefehlt hat. Die Ergebnisse der Untersuchungen Levy-Brühls gipfeln darin, daß das Seelenleben der Primitiven, nach den Kollektivvorstellungen der Gruppe studiert, sich viel weniger differenziert zeigt als das unserige. Die drei Grundfunktionen des Bewußtseins, das Erkennen, Wollen und Fühlen, fließen beim Primitiven vielfach durcheinander, lassen sich auf keinen Fall voneinander isoliert betrachten. Der Autor betont den mystischen Charakter der Kollektivvorstellungen des Naturmenschen. Mystische Eigenschaften werden den Tieren, den Pflanzen, den Teilen des menschlichen Körpers, den unbelebten Wesen, dem Grund und Boden sowie auch der Form der künstlich verfertigten Gegenstände beigelegt. Die Vorherrschaft dieses mystischen Elements bewirkt, daß die Wahrnehmung der Primitiven ganz anders orientiert ist als die unsere. Das der primitiven Geistesverfassung eigentümliche Prinzip, das die Verbindungen dieser mystischen Vorstellungen beherrscht, wird von Levy-Brühl mit dem Ausdruck „Gesetz der Partizipation" bezeichnet. Da die Gesetze unserer Logik auf die primitive Denkweise unanwendbar sind, kann die geistige Beschaffenheit ihrer Vorstellungen ebensogut als prälogisch wie als mystisch angesprochen werden. Zu den Einrichtungen und Gebräuchen, denen Kollektivvorstellungen zugrunde liegen, welche durch das Gesetz der Partizipation besonders beherrscht sind, gehören die Jagd, der Fischfang, die Couvade, die Wahrsagerei, die Bestattungsriten und Trauergebräuche usw.

Wir können dem Urteil Jerusalems nur vollinhaltlich beistimmen (S. XVII der Einleitung), daß das vorliegende Buch durch seine ausführliche und lichtvolle Darstellung der primitiven Geistesart eine brauchbare und wichtige Grundlage für den Aufbau einer Erkenntnistheorie geschaffen hat, die den nachweisbaren geschichtlichen Tatsachen und Entwicklungstendenzen gerecht wird.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

19.

**Seligmann, Dr. S.:** *Die Zauberkraft des Auges und das Berufen.* Ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens. Hamburg 1922. XXXIX, 566 S.

Der Augenarzt Dr. Seligmann in Hamburg hat bereits im Jahre 1910 unter dem Titel „Der böse Blick und Verwandtes" ein zweibändiges Werk über dieses schon oft behandelte[1]) Thema des Aber-

[1]) Von den wichtigsten Publikationen darüber wären hier zu nennen: der bekannte Aufsatz von Richard Andree in seinen Ethnographischen Parallelen, 1. Folge, 1878, S. 36 f. — Tuchmanns Materialsammlung über die „Fascination" in der Melusine, vol. II—X; Elworthy, The Evil Eye. London 1895. — Campbell, Spirit Basis of Belief and Custom. The Evil Eye, im Indian Antiquary, vol. XXIX und XXX (1900—1901). — W. Hertz in seinen Gesammelten Abhandlungen. Herausgegeben von F. v. d. Leyen. Stuttgart 1905, S. 180 f. — Wundt, Völkerpsychologie, II. Bd., 2. Teil. Leipzig 1906, S. 27 f.: Die Seele im Blick des Auges.

glaubens veröffentlicht, welches damals günstige Aufnahme fand, da es wohl die vollständigste Zusammenfassung des einschlägigen Materials aus allen Länderbereichen und Kulturgebieten darstellte. Seither war der Verfasser unermüdlich tätig, den Stoff noch zu vermehren, die Lücken auszufüllen und Irrtümer richtig zu stellen. Er bietet uns jetzt nicht eine zweite Auflage seines Erstlingswerkes, sondern ein ganz neues umfangreiches Buch, von dem der I. Teil unter dem in der Überschrift angegebenen Titel bereits der Öffentlichkeit vorliegt, während der zweite mit dem Titel „Die magischen Heil- und Schutzmittel, eine Geschichte des Amulettwesens", der mehrere Bände umfassen soll und zum größten Teil ebenfalls drucklertig vorliegt, bisher aus Mangel an Geldmitteln nicht der Drucklegung zugeführt werden konnte. Hoffentlich wird dieses Hindernis in Bälde aus dem Wege geräumt sein.

Das Buch ist eine ungeheure, dabei äußerst praktisch und übersichtlich angeordnete und daher vom Fachmanne bequem zu benutzende Stoffsammlung über das gewaltige Gebiet des Glaubens an den Blickzauber und die Mittel zu seiner Abwendung. Wenn auch, wie kaum vermeidlich, manchmal eine Vorstellung oder Sitte, deren Ursprung bzw. Bedeutung wohl anderswo zu suchen sein wird, als zum „bösen Blick" gehörig klassifiziert und daher in das Buch aufgenommen wurde, so vermögen derartige bedeutungslose Irrtümer den geradezu monumentalen Wert der Arbeit für Ethnologie und Volkskunde in keiner Weise zu schmälern, und muß der bewunderungswürdigen Beherrschung und Durcharbeitung einer geradezu ungeheuren Literatur sowie der zum Zwecke der Gewinnung neuen Materials mit Gelehrten aller Länder geführten sehr umfangreichen Korrespondenz die vollste Anerkennung gezollt werden.

Wien. *Dr. Richard Lasch.*

20.

**Prietze, Hermann Albert:** *Natur und Volkstum.* Hannover (Hartmann) 1921.

Das Büchlein führt scharfe Schläge gegen die wissenschaftliche Anthropologie, ohne aber zu wesentlich anderen Ergebnissen zu gelangen als ein großer Teil der Forscher, die auf dem von jener bereitgestellten Materiale fußen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die rein zahlenmäßige Behandlung der Menschenkunde, das urteilslose Spiel mit Indizes und Maßen ohne künstlerische Anschauung, ohne Erfassen des anthropologischen Typus zu keinem befriedigenden Ergebnisse führen kann, aber es heißt doch der anthropologischen Forschung bitter Unrecht tun, wenn man ihr in Bausch und Bogen diesen Vorwurf macht. Schon der in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts schreibende feinsinnige Württemberger v. Hoelder hat die in Württemberg vorkommenden Schädelformen in geradezu klassischer Weise beschrieben und auch sonst habe ich bei zahlreichen Anthropologen einen feinen Sinn für die organische Form sowohl des Skelettes als auch des lebenden Menschen gefunden. Ich weise hier nur auf Männer wie Zuckerkandl, Lapouge, Pöch, Luschan und Toldt hin. Freilich hat die Anthropologie bei aller Genauigkeit der Formdiagnose das Messen und die Aufnahme der Farbenmerkmale nicht außer acht gelassen. Und sie hat recht daran getan, denn, richtig verwendet, liefern uns diese Methoden ein unschätzbares Material für die wissenschaftliche Erkenntnis. Gerade die Ergebnisse der anthropologischen Massenuntersuchungen, die uns Ripley in seinen „Races of Europe" so anschaulich in kartographischer Form vor Augen führt, geben uns eine Vorstellung davon, daß die Blumenbachische sogenannte „weiße Rasse" ein reines Gedankending ist und in Wirklichkeit in eine Reihe von Rassen zerfällt. Deutlich sondert sich die Zone der hellen nordischen Langköpfe von der dunklen mittelländischen und deutlich erscheint in Mitteleuropa der Keil rundköpfiger Bevölkerung, der die beiden Langkopfgebiete trennt. Damit ist in Hauptzügen die Rasseneinteilung Europas gegeben. Die Erkenntnis, daß im Norden Europas eine im wesentlichen einheitliche Rasse sitzt, ist entschieden wichtiger als ihre Zerlegung in sekundäre Gruppen, die uns der Verfasser vor Augen führt. Nur die Erfassung der nordischen Rasse als eines im wesentlichen einheitlichen Ganzen ermöglicht die Erkenntnis einer arischen Urrasse und, was der Verfasser als vermeintliches Ergebnis seiner neuen Methode der bloßen phantasiemäßigen Anschauung hinstellt, die rassische Urverwandtschaft zwischen Germanen, Griechen, Indern, wir können ergänzen, allen Ariern, ist schon längst von Pösche, Penka, Lapouge, Wilser und anderen erkannt worden, die alle auf den von der bisherigen Anthropologie festgestellten Tatsachen fußen.

Ob die vom Verfasser aufgestellten wissenschaftlichen Behauptungen zu Recht bestehen, ist schwer zu entscheiden. Ob als Erbeinheiten oder, wie er sagt, Systeme nur acht in Frage kommen, Haut, Knochenbau, Muskulatur, Verdauungsorgane, Blutorgane, Fortpflanzungsorgane, Nerven und Denkorgane, ist doch sehr zweifelhaft. Freilich soll dieses Gesetz nur für die Stämme einer Rasse gelten, während bei Rassenmischlingen kompliziertere Vererbungsverhältnisse eintreten sollen und die einzelnen Systeme selbst auch wieder zersplittert werden können.

Wir müssen dem Verfasser Recht geben, wenn er in den Worten Heimat und Vaterland mehr sucht als bloße geographische Begriffe, Verwaltungs- oder Zollgebiete. Er meint, dies Fleckchen Erde lieben wir, weil es das Arbeitsfeld unserer Vorfahren war, weil aus ihm ihr Geist, der unser Geist ist, zu uns spricht. Er hat Recht, wenn er das Volk für mehr hält als eine durch gleiche Sprache verbundene Erwerbsgenossenschaft, für die zu kämpfen als sinnloses Morden erschiene, und dennoch hat er Unrecht, wenn er seine im rassenhaft verhältnismäßig rein nordisch-germanischen Nordwestdeutschland gewonnenen Erkenntnisse auf das ganze deutsche Volk ausdehnt und die Unterschiede aller deutschen Stämme etwa so auffaßt wie die zwischen Stormarnern und Holsten. Wer z. B. die Bevölkerung Süddeutschlands oder der Schweiz gesehen hat, der weiß auch ohne Messungen, daß in ihr Bestandteile stecken, die von der nordisch-germanischen Rasse grundverschieden sind. Man kann sie als alpin und als kaukasisch (vorderasiatisch) bezeichnen. Messungen, Spezialuntersuchungen der Schädel, Verteilung der Farbenmerkmale, die unmittelbare Anschauung, all dies ergänzt sich hier zu einem deutlichen Bilde der Verhältnisse. Es hat keinen Sinn, diese Tatsachen aus nationalen Gründen nicht sehen zu wollen, denn dadurch werden sie nicht aus der Welt geschafft, sondern man muß der Wahrheit ins Auge zu sehen wagen und sich mit ihr auseinander zu setzen trachten. Das Einheitliche im deutschen Gesamtvolke, das im Osten durch Mischung mit Slawen auch noch einen Einschuß von Ostrasse besitzt, ist die nordische Rasse, die sozusagen als gemeinschaftliches Maß in allen deutschen Stämmen, allerdings in sehr wechselnden Hundertsätzen, enthalten ist. Die meisten Deutschen sind Mischlinge dieser Rasse mit einer oder mehreren anderen und auf dieser Tatsache beruht die Möglichkeit eines verhältnismäßig einheitlichen Fühlens und Denkens des ganzen Volkes, nicht aber auf einer angeblichen Rassenreinheit, die in Süd- und Ostdeutschland sicher nicht besteht. Nichtsdestoweniger ist das deutsche Volk einheitlicher als viele andere Völker Europas. Man denke nur an Frankreich, wo der oft rein germanische Normanne oder Flanderer dem Provençalen im Wesen gewiß ferner steht als der Norddeutsche dem Tiroler oder an Italien, wo die Bewohner von Messina eine piemontesische Garnison als „Tedeschi" bezeichneten.

Im ganzen ist das Streben des Verfassers zu begrüßen, gegen die Auswertung anthropologischer Forschungen im pessimistischen Sinne aufzutreten, da dadurch tatsächlich eine verderbliche Lähmung des völkischen Selbstbewußtseins entstehen kann, zu der gewiß das deutsche Volk unter allen großen Völkern Europas am wenigsten Ursache hat. Ungerecht aber erscheint sein Urteil über die bisherige anthropologische Forschung in ihrer Gesamtheit und die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen sind im Vergleiche zu denen der wissenschaftlichen Anthropologie, die uns mehr zu sein scheint als „ein Schlüssel, der nicht zum Schloß paßt", nicht besonders bedeutend, zumal seine angeblich neue Methode, die lebende Form mit Auge und Phantasie zu erfassen, schon lange von anthropologischen Fachmännern geübt wurde. *Dr. Kraitschek.*

21.

**Ziegler, Dr. K.** und **Dr. S. Oppenheim:** *Weltuntergang in Sage und Wissenschaft.* (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 720. Band.) Leipzig und Berlin (B. G. Teubner) 1921.

In der vielfach vortrefflichen, von dem bekannten Verlage B. G. Teubner herausgegebenen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ist kürzlich wiederum ein neues Bändchen erschienen. Es bietet eine gedrängte Zusammenstellung dessen, was Sage und Wissenschaft über den Weltuntergang zu erzählen wissen. In der richtigen Erkenntnis, daß die beiden Teile der Darstellung aus grundverschiedenen Wissenschaften schöpfen, nämlich historischen und kulturhistorischen Hilfswissenschaften (Ethnologie, Völkerkunde, Mythologie, Kosmologie) einerseits, aus naturhistorischen Wissenszweigen (Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie, Biologie) anderseits, die wirklich zu beherrschen heute auch der Gebildete nicht imstande ist, hat der Verlag die beiden Teile zwei Autoren zur Bearbeitung übertragen. Leider haben die beiden Bearbeiter ihre Aufgabe in recht ungleicher Weise gelöst. Der erste, von K. Ziegler geschriebene Teil ist eine zwar übersichtliche, aber unkritische Kompilation. Dagegen kann der zweite, von Oppenheim verfaßte Teil zweifellos auf selbständigen wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben. Die Darstellung seines ungemein schwierigen Stoffes zeichnet sich durch möglichst klare und streng sachliche Entwicklung aus. Der Umstand, daß dieser Teil auch für den Laien bereits zu viel wissenschaftliche Spezialkenntnisse voraussetzt, gereicht weniger dem Verfasser zum Vorwurfe, sondern liegt in der Schwierigkeit des Stoffes selbst. Eine kurze Voranstellung der wichtigsten Literatur für Leser, die sich über den Stoff näheren Rat holen möchten, wäre vor allem dem ersten Teil gewiß zugute gekommen, der teilweise aus schon veralteten Berichten schöpft. Eine künftige Auflage wird sicherlich auch diesen Mängeln abhelfen. *F. Röck.*

22.

*Katalog der Ausstellung ostasiatischer Kunst im österreichischen Museum für Kunst und Industrie, April—Juni 1922.* Herausgegeben von Dr. Ernst Diez und Dr. Melanie Stiassny, Wien. (Rikola-Verlag.) 1922. 4°. XVI und 47 S. 36 Abb. auf XXIV Tafeln.

Wie die Ausstellung, so hat auch der Katalog den Zweck, China als das klassische und schöpferische Land gegenüber dem von der Kunstwissenschaft und von Sammlern zuerst in den Vordergrund gestellten Japan zu betonen. Dieses Ziel war freilich mit dem zur Verfügung stehenden Denkmälerschatz schwer zu erreichen, da die Wiener Privatsammlungen, aus deren Besitz das Material mühsam zusammengetragen wurde, auf ein zielbewußtes Sammeln chinesischer Kunst bisher nicht eingestellt waren und es auch seitens der Museen an Anregung und Führung fehlte. Den einzigen beachtenswerten Grundstock in öffentlichen Sammlungen bildete der Besitz der ethnographischen Abteilung des naturhistorischen Staatsmuseums, der sich im wesentlichen auf die Zeit der Han- bis Mingdynastie erstreckt und Metallspiegel, Kriegstrommeln, Opfergefäße, Grabfiguren und Sepulkralgefäße enthält, sowie Rollbilder und figürliche Bronzen der folgenden Perioden. Bisher wurde dieses Material mehr vom ethnographischen Standpunkte aus gesammelt und geschätzt, so daß das folkloristische Interesse im Vordergrunde stand. Nun weist die hier gegebene Auswahl auch auf die selbständige künstlerische Bedeutung dieser Objekte hin und zeigt Richtlinien auf, nach denen der Bestand ausgebaut werden könnte. Der zumal für die Wiener Sammler- und Kunstwelt einführenden und wegweisenden Aufgabe entsprechend, sind dem Katalog kurze allgemeine Zusammenfassungen über sakrale Bronzegeräte und über die Plastik von E. Diez und über Malerei und die Töpferkunst von M. Stiassny vorgesetzt, die zugleich auf die bestehenden Lücken hinweisen. In dem eigentlichen 591 Nummern umfassenden Katalog ist zunächst China am stärksten vertreten. Von den Objekten der Han- bis Tangzeit sei neben den Trommeln vor allem auf die tönernen Grabfiguren hingewiesen. Aus der Tang- bis Sungzeit stammt unter anderem eine archaische Porträtstatue eines buddhistischen Priesters aus rotem Sandstein (53), eine tigergefleckte Tonschale (64) und ein interessantes Bronzegefäß mit Sternbildern und Symbolen (68). Das Marmorrelief Pu-schien auf dem Elefanten ist wohl zweifelhaft. Unter den schwach vertretenen Malereien sind eine Tang-Yin (1470—1523) signierte Darstellung des Tien-kuan mit Priester (82) und das im Sungstil gehaltene Blumenstück des Mingmalers Lü-chi (81) zu nennen, einige Statuetten geben Beispiele figürlicher Bronzeplastik der Ming- und späteren Perioden, die am reichhaltigsten durch eine ziemlich übersichtliche Zusammenstellung an Porzellan vertreten ist. Eine gute, größtenteils der ethnographischen Sammlung und dem österreichischen Museum angehörende Auswahl koreanischer Keramik und japanischer Teegefäße ergänzen die chinesische Töpferei. Japan ist durch zwei hervorragende buddhistische Rollbilder des 13. Jahrhunderts und durch eine sitzende Priesterbildnisfigur der Aschikagazeit aus polychromiertem Holz (431) sowie durch figürliche Plastik, Keramik und Schwertstichblätter aus dem österreichischen Museum und aus Privatbesitz vertreten. Der Verlag hat sich bemüht, dem Katalog eine würdige Ausstattung zu geben. *Heinrich Glück.*

23.

*Handelingen van het Eerste Congres voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Java.* Solo, 25 en 26 December 1919. Weltevreden (Albrecht & Co.) 1921. XXXI, 426 S. 8°.

Im Dezember 1919 wurde in Solo der 1. Kongreß für javanische Sprachen-, Landes- und Volkskunde abgehalten, der das Ziel verfolgte, in weitere Kreise für diese Wissenschaften Interesse zu tragen und zur Mitwirkung an der noch reichlich vorhandenen Arbeit des Sammelns hinschwindenden Materials anzuregen. Der vorliegende Band enthält eine stattliche Reihe von Vorträgen, die auf dem Kongreß gehalten wurden: streng wissenschaftliche Abhandlungen hervorragender Kenner der javanischen Altertumskunde, wie Dr. Bosch, van Stein Callenfels, Kats, (Frl.) Dr. Lulius van Goor, populär gehaltene Vorträge über Fragen der Sprachen- und Volkskunde und auch Vorträge, von Inländern gehalten, die als Zeugnisse javanischer Sprachauffassung von Interesse sind.

Für den Ethnographen sind von besonderem Interesse die Abhandlung von F. C. Westenenk über die Hindu-Javanen in Mittel- und Südsumatra mit einer wertvollen Zeittafel von 454—1596 n. Chr., von J. Scholte über Opferbräuche der merkwürdigen Bewohner des Tengger-Gebirges in Java und analoge Bräuche auf Bali, eine umfangreiche, mit zahlreichen vorzüglichen Tafeln ausgestattete Abhandlung von Dr. Bosch, eine Hypothese über den Ursprung der hindu-javanischen Kunst, die Beschreibung eines Volksspieles „Kuda-Kepang", in dem Steckenpferdreiter und ein von 2 Personen dargestellter Tiger auftreten, von W. Staugaard. Mehrere Artikel behandeln die javanische Wajang-Literatur. Eine

Abhandlung von L. S. A. M. von Römer über Rassenmengung enthält eine Übersicht der Rasseneinteilung der Menschheit mit besonders eingehender Behandlung der Bevölkerung Indonesiens nach einer vom Verfasser entworfenen Benennung der Gruppen; merkwürdigerweise fehlen in diesem Schema, das übrigens eine Reihe von Druckfehlern aufweist, die Weddas. Im ganzen ist der vorgeschlagenen Einteilung der Bevölkerung Indonesiens wohl zuzustimmen, so besonders der Heraushebung einiger Stämme der Philippinen aus den „Indinsulanern" (bisher meist „Indonesier" genannt) und „Indonesioten" (Malaien im engeren Sinn) und ihrer Angliederung an die Ainos (vgl. Sitz.-B. Anthr. Ges. Wien, 1906/07, S. [26], u. Mitt. Geogr. Ges. Wien, 1906, S. 40).

Der Band ist jedenfalls eine wertvolle Bereicherung der Literatur über Java. Die illustrative Ausstattung ist eine vorzügliche. *L. Bouchal.*

24.

**Fruin-Mees, W.:** *Geschiedenis van Java.* Deel I: Het Hindoetijdperk. Deel II: De mohammedaansche rijken tot de bevestiging van de macht der Compagnie. Uitgave van de Commissie voor de Volkslectuur. Weltevreden 1919, 1920. 110+127 S., 8°, 30+24 Tafeln, 3+1 Karte.

Eine populäre zusammenfassende Darstellung der Geschichte von Java hat bisher gefehlt. Der historische Teil von Veths Java (2. Aufl., 1896) ist durch neue Forschungen überholt, deren Ergebnisse meist in Zeitschriften verstreut und nicht in Zusammenhang gebracht worden sind. Die vorliegende, von Frau Fruin-Mees auf Grund des gesammelten Materials verfaßte Darstellung wird also auch den Historikern und Ethnographen willkommen sein. Für die gewissenhafte Benützung aller bisher gewonnenen Resultate bürgt der Umstand, daß die Herren Dr. Bosch und Schrieke das Manuskript überprüft haben.

Das Werk bringt nicht nur eine historische Darstellung, sondern gibt auch einen Einblick in die Kultur, Religion, Sitte und den Brauch der alten Bewohner Javas. Die bisher erschienenen zwei Bände behandeln in 45 Kapiteln den Zeitraum bis 1629; die markantesten Punkte in der Darstellung sind nach dem Beginn des Hindu-Einflusses auf Java die Regierung des Fürsten Erlangga in Ost-Java, dann der Könige von Tumapel (Singosari), deren erster Ken Arok, der Könige von Madjapahit, deren vierter Hajam Wuruk; nach dem Auftreten des Islam in Java der Untergang von Madjapahit, die Zeit der Reiche von Bantam, Mataram und Djakatra und die Ankunft der Holländer in Java 1596 und die Errichtung der Ostindischen Compagnie.

Der letzte Band des Werkes wird eine Literaturübersicht enthalten. Die gut ausgeführten Illustrationen stellen teils Altertümer dar, teils sind sie alten Werken entnommen. *L. Bouchal.*

25.

**Schuchardt, Hugo:** *Zur Kenntnis des Baskischen von Sara (Labourd).* (Abh. d. preuß. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1922, Nr. 1.) Berlin 1922. 39 S. 4°.

Der unermüdliche Gelehrte gibt hier etwas von den Früchten seines Aufenthaltes im Lande der Basken zum Besten, das er in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts selber aufgesucht hatte, um in die Geheimnisse der baskischen Sprache einzudringen. Wertvoll für den Sprachforscher, bietet dieser gelehrte Aufsatz, der in bunter Reihe allerlei sprachliche Beobachtungen bietet und ihre Erklärung versucht, auch für den Volkskundler manches Wissenswerte, besonders in den baskisch-deutsch mitgeteilten Gesprächen von Einheimischen und den Anmerkungen dazu. *L. Bouchal.*

---

**Druckfehlerberichtigung.**

S. 25, Z. 11 v. oben statt „bei Mouliéras" richtig: „(nach Mouliéras)."
S. 161, Z. 17 v. oben statt „Breul" richtig: „Breuil".
S. 152, Z. 17 v. unten nach „und zwar nicht" einzufügen: „nur".

Eingelaufen ist eine Einladung zur

## 87. Versammlung (Hundertjahrfeier) der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, Leipzig

vom 18. bis 24. September 1922.

Für die Versammlung ist folgendes Programm in Aussicht genommen: 16. September: 12 Uhr mittags: Offizielle Eröffnung der Ausstellung im Ausstellungsgelände. — 17. September: Ab 8 Uhr abends: Zusammenkunft in den oberen Sälen des Krystallpalastes. — 18. September: 9 Uhr vormittags: Begrüßungsansprachen. I. Allgemeine Sitzung. Thema: Die Relativitätstheorie. — 19. September: 9 Uhr vormittags: II. Allgemeine Sitzung. Thema: Die Vererbungslehre. — 20. September: 9 Uhr vormittags: Sitzung der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe: Geophysikalisch-geographische Themata. Nachmittags und folgende Tage: Abteilungssitzungen und gemeinsame Sitzungen.

Teilnehmer an der Versammlung kann jeder werden, der sich für Naturwissenschaften oder Medizin interessiert. Für die Teilnehmerkarte sind Mk. 100·— (Ausländer entsprechend mehr) zu entrichten. Für die Damen der Teilnehmer werden Karten zum Preise von Mk. 50·— ausgegeben.

Anmeldungen sind unter Angabe der Abteilung an die Geschäftsstelle, Leipzig, Nürnberger Straße 48, möglichst bald zu richten.

Einführender für Abteilung 13, Anthropologie, Ethnologie, Paläohistorie: Prof. Dr. Weule, Leipzig, Königsplatz 10/11.

---

In Brünn hat sich ein Lokalkomitee zur

## Feier des 100. Geburtstages Gregor Mendels

gebildet, das einen Aufruf versendet, dem wir folgendes entnehmen: Im Jahre 1910 wurde, von Meister Charlemonts Hand geschaffen, in Anwesenheit von Vertretern der internationalen Wissenschaft das Mendel-Denkmal in Brünn enthüllt.

In den 12 Jahren, die seither verflossen sind, ist das Werk Mendels zur Basis der gesamten Vererbungslehre geworden.

Der 100. Geburtstag Gregor Mendels macht es der Heimat ebenso wie der internationalen Wissenschaft zur Ehrenpflicht, das Andenken des Forschers an der Stätte seines Wirkens festlich zu begehen. Im September dieses Jahres soll vor dem Denkmal Gregor Mendels eine internationale Feier und im Anschlusse daran eine Zusammenkunft der Mendelisten stattfinden. Es ergeht die Einladung, dem internationalen Komitee, dessen Aufgabe die Vorbereitung und Durchführung dieser Feier sein soll, beizutreten und den Beitritt in einem Briefe an den Sekretär des Komitees, Hochschuldozent Prof. Dr. H. Iltis, Brünn, Tschechoslowak. Republ., Bäckergasse 10, anzumelden.

Provisorisches Programm der Jahrhundertfeier für Gregor Mendel. 22. September 1922: Begrüßungsabend. — 23. September, 10 Uhr vormittags: Feier vor dem Mendel-Denkmal. 4 Uhr nachmittags: Vorträge über Mendel und sein Werk von bedeutenden Mendelisten des In- und Auslandes. Abends: Festliche Veranstaltungen. — 24. September: Ausflug in das Höhlengebiet und zur Mazocha.

# Ethnographische und anthropologische Mitteilungen über einige wenig bekannte Volksstämme Ugandas.

Von Professor **Dr. Robert Stigler** in Wien.

I. Teil.

(Mit 4 Abbildungen im Text, 5 Tafeln und 1 Karte.)

Rudolf Kmunke, Architekt in Wien, hat in der Zeit vom Oktober 1911 bis April 1912 eine Forschungsreise durch Uganda unternommen, auf der ich ihn als Arzt begleitete. Daher stammen die Erfahrungen, die hier mitgeteilt, und der größte Teil meiner Sammlung, die hier beschrieben werden soll. Den übrigen Teil meiner Sammlung hat mir Herr med. Dr. Lionel Sells, medical officer in Mbale, dem Hauptorte der Bageschu, als Geschenk persönlich nach Wien gebracht. Ich danke meinem verehrten Freunde Dr. Sells auch an dieser Stelle für seine wertvollen Geschenke und anthropologischen Mitteilungen aus seiner eigenen reichen Erfahrung.

Kmunkes eigene große Sammlung ist in Budapest, wo sie nach dessen Rückkehr von der Reise deponiert wurde, bis auf einen geringen Rest während und nach dem Kriege abhanden gekommen.

Kmunkes Expedition ging von Entebbe durch das Königreich Uganda nach Jinja am Nordufer des Viktoriasees, dann durch Usoga in nordöstlicher Richtung nach Mbale am Westabhange des 4486 *m* hohen vulkanischen Berges Elgon, der von der Expedition bestiegen wurde, dann nördlich durch Bakedi (Tesoprovinz) über Kumi und über den Salisburysee in das Karamodschogebiet, dann nordwestlich durch das Gebirge von Naquá und Tobúr nach Atscholi (Kamdschuru); dann parallel zum Verlaufe des Assuaflusses nach Nimule am weißen Nil, von dort nördlich über den Atappifluß und wieder zurück nach Nimule und endlich nördlich parallel zum Laufe des Weißen Nil über Loro nach Redschaf und Gondokoro. Das Expeditionsgebiet reicht vom Äquator bis $5^0$ n. Br. Die ganze Route unserer Expedition war über 1000 *km* lang.

Diese Länder werden von folgenden Volksstämmen bewohnt:

1. Waganda im Königreich Uganda,
2. Wasoga in Usoga,
3. Bageschu am Westabhange des Elgon,
4. Batua in der Hochregion des Elgon,
5. Bakedi, Teso oder Kumama in der Tesoprovinz,
6. Karamodscho, welche östlich und nordöstlich an die Bakedi und Teso anschließen,
7. Naquá im gleichnamigen Gebirge, nordwestlich von der Tesoprovinz,
8. Tobúr, westliche Nachbarn der Naquá,
9. Kamdschuru oder Atscholi, westlich von Tobúr bis nahe zum Nil,
10. Madi bei Nimule am Nil,
11. Bari nördlich von den Madi am Weißen Nil.

In Mbale trafen wir nebst den genannten Stämmen auch hochinteressante Leute aus Dschiwe, nordöstlich von Naquá, und aus Manimani, östlich vom Kirkpatricksumpf (im Nordosten der Zentralprovinz).

Außer mit den genannten Volksstämmen kamen wir auch noch mit verschiedenen anderen in Berührung. Der Grundstock unserer 180–250 Träger bestand aus Suaheli, Kavirondo, Bageschu, Wanyamuesi und zu geringem Teil aus Wakamba, die uns begleitenden Askari teilweise aus Sudanesen. In Britisch-Ostafrika begegneten wir außerdem Másai, Kikuju und Somali, auf der Heimreise am weißen Nil Dinka und Schilluk.

Die Teilnehmer der Expedition. Die Expedition bestand aus 4 Weißen, 200–250 eingeborenen Trägern und 16 eingeborenen Soldaten (Askari).

Die vier weißen Teilnehmer waren:

Architekt Rudolf Kmunke, mein am 7. Dezember 1918 im Alter von 56 Jahren in Wien an Grippe verstorbener unvergeßlicher Freund,

Hans Schwarzer, Photograph, gefallen bei Przemysl zu Beginn des Krieges, zur Zeit der Expedition 30 Jahre alt,

Richard Storch, Naturaliensammler aus Prag, wohnhaft in Khartum, zur Zeit der Expedition 35 Jahre alt, und

Dr. med. Robert Stigler, zur Zeit der Expedition 33 Jahre alt.

Die Kosten der Reise, zirka 140.000 Kronen, wurden, mit Ausnahme eines mir gewährten Beitrages der Akademie der Wissenschaften aus dem Treitlfonds im Ausmaße von 7000 Kronen, völlig von Rudolf Kmunke bestritten.

Zweck der Expedition war einerseits die Durchquerung eines teilweise von Weißen überhaupt noch nicht besuchten, jedenfalls aber noch nicht erforschten Gebietes von Uganda und die Durchführung geographischer, ethnographischer und rassenphysiologischer Untersuchungen. Architekt Kmunke hat auf Grund von eigenen Vermessungen eine Landkarte des von uns durchquerten Gebietes im Maßstabe von 1:760.000 und eine Landkarte vom Elgon im Maßstabe von 1:40.000 angelegt.

Ursprünglich hatte Kmunke eine Expedition an den Rudolfsee vor; da er aber in Nairobi vernahm, daß dorthin schon eine Postverbindung eingerichtet sei, stand er von seinem Plane ab.

## Geographie des Expeditionsgebietes.

Landkarten. 1911 gab es nur die im Maßstabe 1:1,000.000 von der englischen Behörde hergestellten 2 Blätter: „Albert-Nyansa“ mit dem Hauptteile von Uganda und das Blatt „Bahr-el-Ghazal“. Auf diesen Karten ist ausdrücklich vermerkt, daß sie nicht auf Grund von Vermessungen, sondern nur nach näherungsweiser Schätzung hergestellt sind. Kmunkes Karte der von seiner Expedition durchquerten Gegend enthält daher die ersten geographischen Angaben auf Grund von Vermessungen. Ob die Engländer seither eine bessere Karte angefertigt haben, weiß ich nicht. Beide englischen Karten leiden unter einer vielfach unrichtigen geographischen Nomenklatur. Es ist z. B. die Gegend von Tobúr auf der englischen Karte als Lobor bezeichnet, mehrere Bergnamen sind verwechselt usw. Es gibt verschiedene Gründe für derartige Irrtümer. Oft bekommt man von den Eingebornen statt des Ortsnamens den Namen des Häuptlings der betreffenden Gegend zu hören und daraus entstehen manche Irrtümer in der Bezeichnung der Gegend. Überdies verwechseln die Neger in der Sprache häufig l und r. („Lärm“, aber auch „silentium!“, heißt z. B. auf Suahelisch sowohl keléle wie kerére.)

Die dieser Abhandlung beigefügte Karte hat mein Sohn Ludwig Stigler teils nach Kmunkes Karte, teils nach der erwähnten englischen Karte, teils nach meinen eigenen Skizzen und Notizen gezeichnet.

Die englische Karte von Uganda weist in der Gegend von Tobúr und der Tesoprovinz und westlich davon bis an den Nil einen großen, nur durch ganz wenige Angaben unterbrochenen weißen Fleck auf. Dieser Umstand war für die Wahl der Reiseroute ausschlaggebend.

## Die Präfixe der Eigennamen.

Sowohl die suahelischen wie die Luganda-Präfixe werden in der Literatur gebraucht.

| | Kisuaheli | Luganda |
|---|---|---|
| Land . . . . . | U (z. B. Uganda) | Bu (z. B. Buganda) |
| Bewohner-Singular . . . . . | M (Mganda) | Mu (Muganda) |
| „ -Plural . . . . . | Wa (Waganda) | Ba = (Baganda) |
| Sprache . . . . . | Ki (Kiganda) | Lu (Luganda) |

Uganda ist also der suahelische Name für das Land, welches die Waganda selbst Buganda nennen.

Uganda liegt nördlich vom Viktoriasee.

Das Uganda-Protektorat zerfällt in folgende Provinzen[1]):

1. Das Königreich Uganda, östlich vom Nil zwischen Viktoriasee und Kiogasee.

2. Die Zentralprovinz, welche die Distrikte Usoga, Lango, Bukedi und Teso umfaßt. Sie liegt zwischen dem Nil von den Riponfällen bis Foweira im Westen und Britisch-Ostafrika, der jetzigen Kenyakolonie,[2]) im Osten.

3. Die Nilprovinz, bestehend aus Atscholi (Kamdschuru) und Bari; sie liegt nördlich vom Viktoria-Nil zwischen Weißem Nil und der zur Kenyakolonie gehörigen Rudolfprovinz.

4. Die Westprovinz, bestehend aus Unyoro, Toro und Ankole.

Unsere Expedition durchquerte das Königreich Uganda, die Zentralprovinz und die Nilprovinz.

Der Sitz der englischen Regierung des Uganda-Protektorates und die offizielle Hauptstadt desselben ist Entebbe. Das Wort bedeutet „der Thron". Es liegt an der Nordwestecke des Viktoriasees, eine prächtige Gartenstadt mit einem guten europäischen Hotel. Die Eingebornenhauptstadt und das Missionszentrum des Königreiches Uganda ist Kampala, 23 englische Meilen nordnordöstlich von Entebbe und mit diesem durch eine ausgezeichnete Straße verbunden. Zu Beginn dieses Jahrhunderts hatte es 77.000 Einwohner.

Kampala liegt auf sechs Hügeln. Einer der Hügel heißt Mengo; dort wohnt der König von Uganda Daudi Chwa mit seinem Staat. Auf den anderen Hügeln befinden sich die Missionen, das Spital und die Beamten. In Kampala ist 1902 von den Eingebornen die St. Pauls-Kathedrale mit 4000 Sitzplätzen aus Holz erbaut worden. Das von den beiden Brüdern Dr. Cook geleitete Missionsspital in Mengo ist ganz modern und vorzüglich eingerichtet. Der Hafen von Kampala, 11 km davon entfernt, heißt Munyonyo und liegt am Murchisongolf.

[1]) Teilweise nach der Angabe des offiziellen „Red Book" 1909 (herausgegeben von den Standard Printing and Publishing Works, Mombassa und Nairobi), ergänzt durch Angaben Dr. Sells'.

[2]) Deutsch-Ostafrika heißt jetzt Tanganyikaland.

Usoga ist von Uganda durch den Nil getrennt, der am Napoleongolf bei Jinja, der Hauptstadt der Zentralprovinz, aus dem Viktoriasee herauskommt. Er bildet dort die berühmten Kiponfälle. Im Osten stößt Usoga an Bukedi, im Südosten an Kavirondo. Jinja ist durch Straßen mit den übrigen Hauptorten der Zentralprovinz verbunden, darunter auch mit Mbale. Nördlich von Usoga liegt der vom Nil durchflossene Kiogasee, dessen Spiegel etwas tiefer als der des Viktoriasees liegt. Einer seiner vielen Arme, der Mpologoma, bildet die Ostgrenze von Usogo. Nördlich vom Kiogasee liegt der Langodistrikt, östlich vom Mpologoma der Bukedidistrikt mit dem Elgon, nördlich davon der Tesodistrikt.

An der Ostgrenze der Zentralprovinz liegt der ungeheure ausgestorbene Vulkan Elgon. Nach Kmunkes Messungen ist der Elgon 4486 m hoch (Kilimandjaro 6010 m, Kenya 5200 m, Ruwenzori 5125 m, abessynisches Bergland [Collogebirge] 4900 m, Kameruner Gebirge 4000 m). Der Krater des Elgon hat nach Kmunke einen Durchmesser von 12 km; er ist von vielen Gipfeln umkreist, welche vom Krater aus bis zu 700 m emporsteigen. Ich bestieg mit Herrn Storch die von den Bewohnern von Mbale als Elgongipfel bezeichnete 4311 m hohe Südspitze, die wir nach Sir F. J. Jackson, dem Eroberer und späteren Gouverneur von Uganda, dem unsere Expedition besonderen Dank schuldet, „Jacksonspitze" nannten.

Für die höchste Spitze hielten wir die steilste und felsigste Erhebung auf dem Kraterrand, und zwar an dessen Nordseite. Ich bestieg dieselbe nach einigen mißlungenen Versuchen schließlich mit unschwieriger Kletterei. Über Kmunkes Vorschlag wurde diese Spitze „Franz-Josefs-Spitze" genannt. Nachträgliche Berechnungen ergaben, daß sie 4382 *m* hoch ist. Die beiden Bezeichnungen wurden vom Gouverneur Jackson approbiert.

Nach Kmunkes nachträglichen Berechnungen aus seinen am Elgon ausgeführten Messungen ergab sich, daß der am Südostrande des Kraters sanft und breit emporsteigende Aufsatz, den wir für weniger hoch und interessant als den Nordostgipfel gehalten hatten, mit 4486 *m* Höhe als der Kulminationspunkt des Elgon zu betrachten ist. Dieser dürfte schon öfter bestiegen worden sein.

Zwei beträchtliche Flüsse entspringen im Elgongebiet, der Suam oder Turkwell, der in den Rudolfsee fließt, und der Siroko, der in den von Ost nach West gelagerten langen, schmalen Kumisee oder Salisburysee mündet.

Märchenhaft ist die vorsündflutliche Flora des Elgonkraters (Senecio Johnstoni, Lobelia Deckeni, Lobelia Stuhlmanni, Lobelia Telekii u. a.). Die gleiche Flora findet sich auch auf dem Ruwenzori und auf dem Kenya. Schnee fand ich nur an einem einzigen Plätzchen unterhalb der Jacksonspitze.

Der Name Elgon ist nicht autochthon, seine Entstehung ist wahrscheinlich auf ein Mißverständnis der Bezeichnung eines am Elgonabhang wohnenden Stammes oder einer Landschaft daselbst zurückzuführen. Bei den Bageschu heißt der Berg Sabei.

G. Lindblom[1]) hat über die Bezeichnung des Elgon folgendes in Erfahrung gebracht: Die Eingebornen am Berg haben keinen Namen für den ganzen Berg, sondern nur für einzelne Teile. Die Elgoni nennen den höchsten Gipfel des Elgon Sutek. Die Völker südlich vom Elgon haben aber doch einen Gemeinschaftsnamen für den ganzen Berg, nämlich Masava, und die Nandi sagen Kony. So wie Johnston glaubt auch Lindblom, daß vielleicht die ersten Suaheli-Handelskarawanen, die in die Nähe des Elgon kamen, sagten: „Jetzt kommen wir zu den Elgoni",

[1]) G. Lindblom, Mount Elgons Grottor och Folk. Ymer 1921, Heft 1, S. 167.

so heißt aber ein Stamm am Südabhange des Elgon. Das Wort wurde also wohl ursprünglich auf der letzten Silbe betont: Elgón. Die Betonung der ersten Silbe entspricht nach Lindbloms Meinung der anglisierten Form des ursprünglichen Namens.

Nördlich vom Elgon beginnt eine Reihe von vulkanischen Gebirgsstöcken, welche sich nordwestlich bis an den Nil hinziehen, nämlich der kegelförmig steil emporragende Kokóro, nordnordöstlich vom Elgon, dann nordwestlich von diesem der Gebirgsstock Kissimi, Tepés und Paka (zirka 2400 *m*), dann in einiger Distanz nordwestlich davon aufsteigend das geheimnisvolle Felsgebirge von Naquá und die Berge von Tobúr.

Das Naquágebirge erhebt sich mit der von mir bestiegenen und nach meiner Mutter „Annaspitze" genannten, anscheinend höchsten Erhebung zirka 2200 *m* (eine interessante Klettertour!), das Tobúrgebirge mit der von Kmunke bestiegenen Josephinenspitze 1931 *m*. Östlich von Tobúr steigt ganz unvermittelt aus der Hochebene ein auf der einen Seite mit Dornbusch bewachsener, auf der anderen Seite völlig glatter und steiler Felsberg bis zu 1460 *m* empor, den ich bestieg und zu Ehren meines Lehrers Sigmund Exner „Exnerstein" benannte. Nordwestlich reihen sich daran vereinzelte Hügel, welche sich durch ganz Atscholi hindurch bis nach Nimule erstrecken.

Parallel zu dieser Bergkette und südwestlich von ihr fließt durch das endlos öde Steppenland von Nord-Uganda der Assuafluß, der nördlich von Nimule in den Nil mündet, nachdem er sich kurz vorher mit dem Atappifluß vereinigt hat. Der Assuafluß entspringt aus dem südlich von Naquá gelegenen Kirkpatricksumpf

Als Kulturpioniere benützen die Engländer in Uganda teils Inder, teils intelligente Waganda. Sie schicken diese „Waganda-agents" von der letzten jeweils von englischen Beamten erreichten Station in das dahinterliegende Neuland voraus mit dem Auftrage, eine Straße zu bauen und eventuell Rasthäuser zu errichten. Zu dieser Arbeit werden die Eingebornen herangezogen, die als Steuer entweder 3 Rupies jährlich oder einen Monat Straßenarbeit leisten müssen. Auf diese Weise kam es, daß wir zu unserer großen Überraschung bis nach Kaketta südlich vom Kirkpatricksumpf auf einer mehrere Meter breiten, großartigen Landstraße marschieren und in Kaketta sogar noch in einem Rasthaus schlafen konnten. Wenige Schritte abseits dieser großen Straße ist aber alles noch im Urzustande. Als ich z. B. mit meinem Boy südlich von Kaketta einen kleinen Abstecher zum Berg Tepés unternahm, da ergriffen die Eingebornen bei meinem Anblick die Flucht und erkletterten affenartig die Bäume.

Der Handel liegt in den entlegenen Gegenden Ugandas fast gänzlich in den Händen eines einzigen reichen Inders, namens Allidina Visram, der angeblich an tausend Niederlagen in Uganda besitzt. Er war eben schon vor den Engländern im Lande. Bis nach Kumi am Salisburysee reichen seine Filialen. Man bekommt dort allerhand: Bier aus Hamburg oder Dänemark, Bordeauxwein, Sodawasser, englische Zigaretten und vorzügliche indische Zigarren, indische Konservenbutter, Stoffe, Kochgeschirre, Eisendraht, Zündhölzer usw. Die äußerste Regierungsstation in der Zentralprovinz war 1912 in Kumi, dem Sitz eines Distriktskommissärs.

## Klimatische und gesundheitliche Verhältnisse in dem von unserer Expedition durchquerten Gebiet.

Das Maximum der Tagestemperatur betrug durchschnittlich im Januar und Februar 1912 auf der Strecke zwischen Mbale und Nimule 39—40° C im Schatten. Die höchste Temperatur wurde in Kumi, 10 *km* südlich vom Salisburysee,

mit 44—45° C festgestellt. Die Nächte waren angenehm, die Temperatur sank oft bis 12° C. auf dem Elgon aber bis zu — 12° C. Die Kälte wurde im Elgonkrater sehr unangenehm empfunden.

Ungesund sind besonders die Gegenden in der Nähe der Seen und Sümpfe. Tropische Malaria, Schlafkrankheit und tropisches Rückfallfieber, welches durch die Zecke Ornithodorus moubata übertragen wird, sind die größten Gefahren dieser Gegend. Schlafkrankheit kommt vor am Nordufer des Viktoriasees, am Mpologoma, am Flusse Siroko und zwischen Nimule und Gondokoro am Nil. Die Glossina palpalis, die Überträgerin der Schlafkrankheit, fliegt zwar nur zirka 30 *m* landeinwärts vom Wasser, kann aber durch Neger weitergetragen werden. Auch unter unseren Trägern mußte ich mehrmals Schlafkranke ausscheiden. Man schützt sich vor der Schlafkrankheit am besten durch Achtsamkeit vor den Fliegen, die glücklicherweise den Menschen nur untertags gefährlich sind.

Der Rückfallfieberzecke begegnet man nur in Rasthäusern oder auf Lagerplätzen, die vorher von Eingebornen benützt worden sind. Man hat daher solche zu meiden und errichtet sein Kamp am besten auf jungfräulichem Boden, oder nachdem man alles Buschwerk niedergebrannt hat.

Gegen die Malaria schützt man sich durch Chininprophylaxe: je 1 *gr* Chinin in 5 Portionen zu 0·2 *gr* an zwei aufeinanderfolgenden Tagen der Woche; diese Prophylaxe ist noch 6 Wochen nach dem Verlassen des Anophelesgebietes fortzusetzen.

Zum Schutze gegen Dysenterie soll nur gekochtes Wasser getrunken werden. Mit dem Filtrieren des Wassers hat es meist große Schwierigkeiten. Wir fanden ja außer im Hochgebirge immer nur elende Schmutzlachen.

In Mbale kommt auch Lungenpest vor. Es ist dort ein eigenes Spital für Pestkranke, d. h. eine Strohhütte mit Strohlagern für die Patienten; der Wärter ist ein gegen die Krankheit immuner alter Neger. Die meisten Patienten sterben binnen 48 Stunden und werden dann, wie mir mitgeteilt wurde, in das in der Umgebung jener Hütte befindliche Kakteenfeld getragen, dort oberflächlich eingegraben und nächtlicherweise von der Sanitätspolizei des Landes, den Hyänen, aufgefressen. In diesem Kaktusfelde fand ich viele Knochen und Schmucksachen der an Pest gestorbenen Bageschu.

Giftschlangenbiß kam auf unserer Expedition nur einmal vor, und zwar beim nächtlichen Herabklettern von der Annaspitze in Naquá. Den gebissenen Dschaluo Aveno konnte ich durch sofortige Behandlung der Bißstelle mit hypermangansaurem Kali und durch Umschnüren des Schenkels retten, er war aber lange mit hohem Fieber krank.

Mit Befriedigung kann ich feststellen, daß kein einziger unserer Träger während der Expedition schwer erkrankt oder gar gestorben ist. Kenner der Verhältnisse werden das zu schätzen wissen. Ärztliche Arbeit gab es für mich allerdings mehr als genug, so daß ich immer erst abends zur Aufzeichnung meiner wissenschaftlichen Notizen kam.

Unerläßlich ist, daß sich der Reisende in den Tropen strengstens an die Vorschriften der Tropenhygiene halte. Dadurch, daß ich dies tat, habe ich unsere Expedition im großen und ganzen gesund erhalten können. Anderseits aber habe ich mir damit öfters den Spott sogenannter „alter Afrikaner", die schon viele Jahre in Afrika weilten und Malaria- und Schwarzwasserfieberanfälle hatten, wie wir den Schnupfen, gefallen lassen müssen, weil ich z. B. befahl, das Wasser vor dem Genusse unbedingt zu kochen, niemals auf alten Lagerplätzen zu lagern, nur sicher zeckenfreie Rasthäuser zu besuchen,

in Malariagegenden nachts immer unter dem Moskitonetz zu schlafen, mag es auch noch so schwül sein, untertags nie ohne Tropenhelm auszugehen u. a. m. Diese Leute halten eine Vermeidung der endemischen Krankheiten auf die Dauer für unmöglich und haben wohl zumeist selbst nicht mehr die Energie, die hygienischen Vorschriften durchzuführen, z. B. bei glühender Hitze halb verdurstend zu warten, bis das Wasser auf einem elenden Feuer gekocht und dann wieder „abgekühlt" worden ist, nämlich auf die Außentemperatur von zirka 40° C. Ein dringender Rat für jeden Neuling in den Tropen ist es, den Verlockungen dieser „alten Afrikaner" zur leichtfertigen Außerachtlassung der tropenhygienischen Vorschriften energisch zu widerstehen und überhaupt nicht jedem Nächstbesten Gehör zu schenken. Es sind ja auch die Berichte dieser „alten Afrikaner" über Land und Leute nur allzu oft ganz und gar unrichtig. Viele von diesen Menschen neigen nach langem Tropenaufenthalt zu einer Art Pseudologia phantastica Africana, die der analogen Erscheinung der Hysteriker ganz ähnlich ist.

Um so wertvoller und ganz unentbehrlich für den Neuling ist die Beratung mit Tropenärzten und gebildeten, psychisch gesunden, seriösen und wohlwollenden Kolonisten.

Für überaus wertvolle Ratschläge und Unterweisungen in tropenhygienischer Hinsicht bin ich, außer meinem Freunde Prof. Dr. R. Pöch, den englischen Amtsärzten Dr. Haran und Dr. Philipp Roß in Nairobi, dem P. M. O. Hodges in Entebbe, den beiden Brüdern Dr. Cook, Missionsärzten in Kampala, und Dr. Lionel Sells in Mbale, sehr viel Dank schuldig.

Tropenhelm, Doppeldachzelt, wohlgeprüftes Moskitonetz über dem Bett und Vermeidung, bzw. möglichst rasche Ausheilung von Magen-Darmkatarrhen sind für die Erhaltung der Gesundheit in den Tropen unerläßlich. Eine alte Regel ist, daß man vor Sonnenuntergang keinen Whisky trinken soll. Herz und Gefäßnerven sind ohnehin durch die große Hitze stark in Anspruch genommen.

Der Gesundheitszustand der weißen Teilnehmer unserer Expedition war bis auf einige nervöse Folgen der ganz bedeutenden Überanstrengung und des Schlafmangels bei Kmunke und einige leichte Erkrankungen der Übrigen ein sehr befriedigender. Erst gegen Ende der Expedition trat diesbezüglich ein unangenehmer Wechsel auf. Storch und Schwarzer litten infolge Vernachlässigung der Malaria-Prophylaxe unter mehrmaligen Malariaanfällen, Schwarzer und ich aßen in Nimule im Garten des Distrikskommissärs zirka je zehn Stück Krotonnüsse, die wir nicht kannten, und bekamen darauf schwerste, lange dauernde Brechdurchfälle. Ich zog mir gegen Ende der Expedition durch optische Versuche in der Tropensonne eine heftige doppelseitige Blendung zu, infolge deren ich leider mit verbundenen Augen bis Kairo transportiert werden mußte. Dadurch kamen Kmunke und ich um den zu unserer Erholung von den wirklich aufreibenden Strapazen unserer Safari geplanten Jagdausflug in das Gebiet der Schilluk.

## Anthropologischer Überblick.

Die Herkunft der negroiden Bevölkerung ist so dunkel, daß von einer wissenschaftlich wohl begründeten Rasseneinteilung in Afrika kaum die Rede sein kann. Gerade der Mangel an positivem Wissen hat das Gebiet der Rassenlehre manchmal zu einem Irrgarten von Phantasten gemacht. Meiner Meinung nach ist vor allem eine reiche persönliche anthropologische Erfahrung, die man nur auf Reisen und im Umgang mit verschiedenen Rassen gewinnen kann, bzw. für Sprachforscher die wirk-

liche Kenntnis mindestens einer der zu ihrer Rassenforschung herangezogenen Sprachen für die Aufstellung ernst zu nehmender Thesen über die derzeitige rassenmäßige Zusammensetzung eines Volkes im allgemeinen unentbehrlich. Gewiß kann es sich ereignen, daß jemand aus rein theoretisch erworbenem Wissen richtige neue Ideen schöpft. Aber im allgemeinen wird ein solcher Erfolg ohne eigene Erfahrung nicht zu erwarten sein. Jeder Landwirt, der über Rinderrassen wissenschaftliche Untersuchungen machen will, muß sich diese zuerst genau ansehen. Laboratoriumsarbeit und Studium genügen ihm durchaus nicht. Es ist nicht einzusehen, daß für die Erforschung der Menschenrassen andere Grundsätze gelten sollen. So sind denn auch die Ergebnisse der notgedrungen hauptsächlich auf Skelettreste und alte Abbildungen beschränkten Forschungen über die Geschichte der Rassenbildung nur allzu unsicher. Um so wichtiger ist es, diese Forschungen auch auf die Verbreitung der Gebrauchsgegenstände und, wie es L. Adametz[1]) getan hat, auf die Verbreitung der Haustiere zu verschiedenen Zeiten auszudehnen.

Mit Recht klagt Roscoe[2]) darüber, daß die ethnographische und anthropologische Erforschung der primitiven Volksstämme nicht rasch genug betrieben wird, ehe diese selbst oder wenigstens ihre primitive Kultur von der Erde verschwindet. Diese Gefahr besteht namentlich in Innerafrika. Es ist uns auf unserer Expedition oft genug unliebsam aufgefallen, daß europäische Kulturgeräte ihren Einzug bei Volksstämmen gehalten haben, sogar ehe noch Europäer selbst zu diesen gekommen sind, und daß dadurch die Ursprünglichkeit der Eingebornen und ihrer Gebräuche getrübt wurde. Roscoe fürchtet mit Recht, daß infolge dieses Zustandes „Geheimnisse der Vorzeit ungenützt verschwinden, welche wir nie wieder den Keilschrifttafeln Babylons und den ägyptischen Pyramiden entlocken werden". Trotz der europäischen Geldknappheit sollten, noch ehe es zu spät ist, für die Zwecke der anthropologischen Forschung möglichst große Opfer gebracht werden, weil jeder Aufschub zu einer Verminderung ihrer Ergebnisse führen muß.

Von den verschiedenen als Arbeitshypothesen aufzufassenden Rasseneinteilungen der afrikanischen Stämme will ich mich im allgemeinen auf die Anschauungen E. Fischers[3]) und im Speziellen, betreffs Ugandas, auf die Einteilung Johnstons beziehen.

Nach Fischer bestehen die Rassen der „Negriden" aus zwei deutlich getrennten Schichten, die sich im Laufe der Zeit übereinander geschoben haben, nämlich aus der primitiveren Pygmäenbevölkerung und einer Oberschicht von Negern, einem Mischprodukt einer bestimmten Grundrasse mit mehr oder weniger orientalischem oder mediterranem Blut. Der Typus der mediterranen Rasse findet sich, natürlich gemischt, heute noch am deutlichsten in Südwesteuropa. Die orientalische Rasse entstand nach Fischer wahrscheinlich in Arabien; als ihr Typus ist der „feine südeuropäische Jude" zu betrachten.

Anthropologisch besteht nach Fischer unter den Negern keine Zweiteilung in Sudanneger und Bantu. Jene von der Völkerkunde eingeführte Zweiteilung erstreckt sich bloß auf die Negerkulturen, vor allem auf die Sprachen. Sowohl bei Sudannegern, wie bei Bantu, kommen nach Fischer einerseits reine und deutliche Negertypen, anderseits stark orientalisierte oder mediterranisierte Typen vor.

[1]) L. Adametz, Wanderungen und Herkunft der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen. Osten und Orient, Wien 1920.

[2]) J. Roscoe, The Northern Bantu. Cambridge 1915.

[3]) E. Fischer, Die Rassenunterschiede des Menschen. Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene von Baur, Fischer, Lenz, Lehmann, München, 1921. S. 138.

Die Pygmäen waren einst über ganz Afrika, wahrscheinlich sogar über Europa, verbreitet; sie wurden dann offenbar durch die Neger verdrängt, die vielleicht von den „Mediterranen" südwärts geschoben worden waren, worüber aber gar nichts bekannt ist. So wie die Worte „Bantu" und „Sudanneger", bezeichnen nach Fischer auch die Namen „Hamite" und „Semite" nicht Rassen, sondern kulturelle Kreise, hauptsächlich Sprachen. Hauptträgerin hamitischer Kultur in Altägypten war wahrscheinlich die mediterrane Rasse. Diese hat sich dort zumeist mit Negroiden, nebstdem aber auch mit semitischen, armenoiden und wahrscheinlich sogar mit nordischen Elementen vermischt. Die „armenoide" Rasse in Vorderasien (z. B. die Hetiter) wurde nach Fischer durch Scharen orientalischer Rasse, die aus ihrer Urheimat Arabien kamen, kulturell semitisiert. So entstand eine Mischrasse mit semitischer Kultur, deren Einfluß sich natürlich auch auf Afrika erstreckte.

Johnston versucht eine spezielle rassenmäßige Gliederung der Volksstämme Ugandas. Er teilt die Menschheit noch in Kaukasier, Neger und Mongolen ein. Der Neger entstand nach Johnstons Meinung in Südasien, wanderte durch Arabien nach Afrika und ließ sich znnächst in Uganda nieder. Dabei vermischte er sich wahrscheinlich in Arabien teilweise mit Kaukasiern, und so entstand der Hamite und aus diesem wahrscheinlich der Semite. Die Hamiten bildeten den Grundstock der alten Ägypter und sind heute hauptsächlich in den Somali und Gala zu erkennen. Der ursprüngliche Neger war nach Johnston pygmäenhaft („Pygmy-Prognathous-Type"). Johnston läßt aber auch die Möglichkeit offen, daß der Hamit entstanden sei, indem sich ein Negerstamm zu einer „weißen Rasse" entwickeln sollte und dabei auf einem Mittelstadium stehen blieb.[1]) Auf ähnliche Weise läßt er aus dem Pygmäen allmählich den Buschmann-Hottentotten, den Sudanneger, den westafrikanischen Neger und noch später den Bantuneger entstehen, und zwar letzteren aus einer Mischung des westafrikanischen Negers mit Hamiten.

Johnston versucht auch, die Völkerwanderungen der Neger Afrikas darzustellen und daraus die Bildung der einzelnen Stämme Ugandas abzuleiten. Er hebt aber selbst immer die Unsicherheit seiner Hypothesen kritisch hervor. Johnstons Anschauungen über die Entstehung der Negerrassen sind natürlich durch den heutigen Stand der Vererbungslehre umgestoßen.

Im allgemeinen teilt Johnston die afrikanischen Neger ein in: 1. den eigentlichen Neger, „den großen schwarzen Mann", 2. den Kongo-Pygmäen und 3. den Hottentott-Buschmann.[2])

Die Ugandaneger insbesondere teilt Johnston nach ihren anthropometrischen, ethnographischen und linguistischen Eigentümlichkeiten in folgende fünf Typen ein:[3])

1. Pygmy-Prognathous-Type,
2. Bantu,
3. Nilneger,
4. Másai,
5. Hamit.

Zur „Pygmy-Prognathous-Type" gehören nach Johnston wenigstens teilweise die Bageshu. Johnston hat am Westabhange des Elgon Typen beobachtet, deren Ähnlichkeit mit den Kongo-Pygmäen ihm zweifellos erscheint.

---

[1]) Johnston, The Uganda Protectorate, S. 174.
[2]) l. c. S. 756.
[3]) l. c. S. 477.

Typisch für diese ist bekanntlich die breite Nase mit sehr geräumigen Flügeln, die bis zur Mitte der Nase hinaufreichen, und die lange konvexe Oberlippe. Die Pygmäen haben keine eigene Sprache, sondern die ihrer Nachbarvölker. Die Bageschu sprechen nach Johnston eine ganz altertümliche Bantusprache.

Unter den 22 Bageschuschädeln, welche Kmunke unserem Freunde Professor Dr. Rudolf Pöch aus Mbale sandte, fand Frau Dr. Hella Pöch nach ihrer freundlichen Mitteilung einen möglicherweise pygmoiden Schädel. Eine genaue Untersuchung ist noch ausständig.

L. Sells bestreitet indessen die pygmoide Herkunft der Bageschu.

2. Die Bantu sind nach Johnston nur wenig von den westafrikanischen Negern verschieden, und zwar durch Beimischung hamitischen Blutes in verschiedenem Grade. Sie bilden den Grundstock der Bevölkerung Ugandas und sprechen mit wenigen Ausnahmen Bantusprachen. Zu diesen Ausnahmen zählt Johnston die Karamodscho im nordöstlichen Teile der Zentralprovinz (s. beigefügte Expeditionskarte), welche in ihrer Schädel- und Gesichtsbildung eine Mischung von Bantu als Grundstock mit Másai darstellen, also sicher zu den Bantunegern gehören, aber eine Sprache sprechen, welche teils der Sprache der Másai, teils der Sprache der Bari verwandt ist. Die teilweise auch in dieser Abhandlung abgebildeten Karamodschotypen, welche wir als Begleiter einer militärischen Expedition in Mbale trafen und die sich selbst als Karamodscho bezeichneten, gleichen aber ganz und gar den von Johnston abgebildeten Turkana und Suk. Wahrscheinlich gibt es hier keine scharfen Grenzen.

Auch die Naquá- und Tobúrleute gehören nach ihrer eigenen Angabe zu den Karamodscho, sprechen aber eine Nilsprache.

Die Bantu sind stammweise mehr oder weniger mit Hamiten vermischt. Johnston äußert sich dahin, daß die Bezeichnung Bantu zwar vor allem eine linguistische Bedeutung habe, daß aber die Knochenmessungen Shrubsalls deutliche Unterschiede der Bantu gegenüber den Nilnegern und den westafrikanischen Negern ergeben haben.

Bantu im Grundstamme sind die Waganda, Wasoga und ein Teil der Kavirondo, Bantu sprechende südöstliche Nachbarn der Wasoga, während ein anderer Teil der Kavirondo an der Nordostecke des Viktoriasees (z. B. in Kisumu und Umgebung) ausgesprochene Nilneger sind und auch eine Nilsprache, das Dschaluo, sprechen. Sie selbst bezeichnen sich darum auch als Dschaluo. Zu den Bantu gehören ferner auch noch die Bageschu, welche nach Johnston teilweise mit Pygmäen vermischt sind. Johnston gebraucht für diesen Volksstamm den Namen „Masaba“. Dies bezeichnet aber nur eine bestimmte Gegend am Westabhange des Elgon. Die Einwohner selbst nennen sich Bageschu.

3. Die Nilneger sind bekanntlich durch ihre Größe, ihre langen Extremitäten, stark hervortretenden Backenknochen und andere Eigentümlichkeiten gekennzeichnet. Viele Nilneger sind ausgesprochen etwas knieeng, ihre Unterschenkel sind etwas gebogen und nach außen konvex. Viele haben vorspringende Gesäßmuskeln, was besonders bei den Männern auffällt.

Zu den Nilnegern gehören: die Schilluk, Dinka, Bari, Madi, Atscholi oder Kamdschuru, Lango (Bakedi), Dschaluo. Die Männer gehen meist ganz nackt. Daher bekamen sie auch von den bekleideten Waganda den Namen Bakedi, die Nackten.

Die Sprachen der Dinka, Schilluk, Atscholi und Dschaluo und, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auch die der Tobúr und Naquá sind nahe verwandt, so nahe,

daß mir mein aus der Halbinsel Uyoma an der Kavirondobucht stammender Dschaluo-Boy Mori-Duise (Kilimandscharo war sein Rufname) in Naquá, Tobúr und Kamdschuru als Dolmetsch dienen konnte, indem er mit den Eingeborenen Dschaluo sprach. Die Naquá und Tobúr gehören aber nach ihrer eigenen Angabe zum Stamme der Karamodscho.

Die Dschaluo, die ich als Träger ganz besonders schätzen lernte, stellen nach Johnston einen vom Hauptstamm der Nilneger abgesprengten Teil dar. Unter unseren Trägern befanden sich aber auch viele Dschaluo sprechende Kavirondo mit ausgesprochenem Bantutypus, während z. B. mein Boy Kilimandscharo mit seiner Körperlänge von 187 *cm*, seiner Schlankheit, der Konfiguration seines Gesichtes und seiner Beine den Atscholi und Bari ähnelte.

Die Sprache der Madi und Bari verstand keiner von unseren Trägern. Die Sprache der Madi ist nach Johnston[1]) den westafrikanischen Sprachen etwas ähnlich. Die Sprache der Bari gehört zur Másaigruppe sowie die Sprache der Karamodscho, Turkana und Suk. Die Bari sind aber, trotzdem sie keine Nilsprache sprechen, typische Nilneger.

Roscoe[2]) zählt zu den Nilnegern auch die Bateso in einem Gebiete der Zentralprovinz, welches sich einige Meilen nordwärts vom Kiogasee erstreckt. Ihre Zahl beträgt nach Roscoe etwa eine Million. Bei ihren Nachbarn sind sie als Bakedi bekannt, d. h. die „Nackten", weil sie keine Kleider tragen. Ihre Größe reicht durchschnittlich bis 180 cm.

In Johnstons Werk ist der Name Teso nicht erwähnt. Soviel ich in der Tesoprovinz in Erfahrung bringen konnte, werden die Namen Teso und Kumama synonym gebraucht und dieser Volksstamm auch zu den Bakedi gezählt. Der Hauptort der Tesoprovinz ist Kumi, südlich vom Salisburysee oder Kumisee.

Nördlich vom Salisburysee haben wir einen Volksstamm von wahrhaften Riesen angetroffen, einer den anderen an prächtigem Wuchs überbietend, die sich auch Teso nennen. Sie waren alle splitternackt und weitaus die schönsten Menschen, die wir auf unserer Expedition getroffen haben. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von den Atscholi und den übrigen Nilnegern, so daß ich glaube, daß sie diesen doch nicht ohne weiteres zuzuzählen sind. Auffallend war bei vielen die starke Entwicklung der Gesäßmuskulatur.

4. Die Másai sind nach Johnston von den Negern deutlich verschieden und stellen eine Mischung von Hamiten und Negern mit späterer selbständiger Entwicklung dar. Ihnen verwandt sind die gigantischen Suk-Turkana. Genau so, wie Johnston diese in seinem Werk abbildet, sahen die auch in dieser Abhandlung dargestellten Karamodscho aus Manimani und Dschiwe aus, die wir in Mbale als Begleiter der von dort kommenden militärischen Expedition des Kapitän Taughner kennen lernten; auf meine Frage nach ihrem Stamme gaben sie sich aber als Karamodscho, nicht als Suk oder Turkana aus.

Als Mischlinge von Bantu und Másai sind noch einmal die zu den Karamodscho gehörigen Naquá und Tobúr zu erwähnen.

Zu der Gruppe der Másai-Nandi gehören nach meiner Meinung auch die Batua am Elgon. Ihre Haartracht erinnert an die der Wandorobo, ihre Gesichtszüge teilweise an mediterrane, teils vielleicht an pygmoide Erbanlagen.

5. Das fünfte Rassenelement Ugandas, die Hamiten, ist in den Bahima, Somali und Gala, also außerhalb unseres Expeditionsbereiches, am deutlichsten zu erkennen.

[1]) l. c. S. 762.

[2]) Roscoe, The Northern Bantu, S. 259.

Mir haben übrigens die Somali, die wir in Britisch-Ostafrika und in Uganda häufig antrafen, einen stark semitischen Eindruck gemacht.

Es ist zu hoffen, daß ein eingehendes Studium der Negerrassen vom Standpunkt der Mendelistischen Vererbungslehre mehr Klarheit in die Rassenlehre bringen wird. Ich möchte eine, wie mir scheint, beachtenswerte Beobachtung hinzufügen: Ich habe bei meinem Studium der ältesten Leute, die ich in jedem Stamme vorfand, öfter einen deutlichen Unterschied zwischen Alt und Jung im Rassentypus beobachtet, so ganz besonders in Magoro bei den Bakedi (Teso). Es fragt sich, ob dieser Unterschied auf neuen Kreuzungen beruht oder ob vielleicht im Alter andere Rassenmerkmale herausmendeln (Dominanzwechsel). Die alten Teso zeigen, wie mir scheint, viel häufiger hamitischen Typus als die jungen. Das wäre nicht gar so befremdend für uns; denn auch hierzulande kann man eine ganz ähnliche Erscheinung an Kreuzungen von Juden und Nichtjuden sehr oft bemerken. Als Kinder zeigen sie äußerlich nur sehr wenige jüdische Merkmale, mit zunehmendem Alter treten letztere aber oft sehr deutlich hervor. Ich meine durchaus nicht Gewohnheiten oder intellektuelle Äußerungen, die sich als Milieuwirkung erklären, sondern rein somatische Merkmale, vor allem die Gesichtszüge. Hier habe ich diese Beobachtung leicht machen können, weil ich mit den betreffenden Personen aufgewachsen bin; aber in Afrika hatte ich ja keine Gelegenheit, Jugendbilder der Greise zu sehen, so daß ich natürlich auch nicht behaupten kann, daß sie ihren Typus mit dem Alter gewechselt hätten. Es wäre sehr wünschenswert, bestimmte Neger in verschiedenem Alter zu photographieren, so daß später ein Vergleich möglich wäre. Diese Aufgabe könnte z. B. in Missionsstationen gelöst werden.

Die weiblichen Rassentypen Ugandas sollten noch viel genauer als bisher studiert werden. Sind die Rassenunterschiede bei männlichen und weiblichen Angehörigen desselben Stammes gleich stark ausgeprägt oder nicht? Als Rassentypen werden meistens Männer ausgesucht und abgebildet. Ist das Zufall? Sind vielleicht doch die Rasseneigentümlichkeiten bei Männern deutlicher als bei Frauen und bei diesen noch immer deutlicher als bei den Kindern? Unser Urteil wird in dieser Frage allzu leicht durch künstliche Stammeszeichen, durch die Tracht, den Schmuck, die Tätowierung und durch bestimmte Gepflogenheiten, bestimmt.

## Geld und Tauschartikel.

In Britisch-Ostafrika und in Uganda ist die Rupie (ungefähr K 1·60 Friedenswährung) das gebräuchlichste Zahlungsmittel. Eine Rupie = 100 Cents. Soweit die große Landstraße reicht, kann man von den Eingebornen um Geld Ware bekommen. Weiter landeinwärts, also vor allem im Gebiete von Naquá, Tobúr und im östlichen Kamdschuru, sind zum Handel mit den Eingebornen Tauschartikel erforderlich. Es erheischt eine ziemliche Erfahrung, die richtigen Tauschartikel in richtiger Menge zu besorgen. Kaurimuscheln und Glasperlen und ähnlicher Tand haben derzeit einen sehr geringen Wert im Lande. Bei den Tobúr-, Naquá- und bei den östlichen Kamdschuruleuten ist als Tauschartikel der Eisendraht am höchsten geschätzt. Diesen besorgt man am besten in der letzten großen Station, z. B. Mbale. Ich will an einem Beispiel zeigen, wie man den Bedarf an Tauschartikeln für eine Safari (dieses Wort bedeutet Karawane, kommt vom arabischen safiri = reisen und ist in Ost- und Zentralafrika allgemein gebräuchlich) berechnet.

Unsere Safari bestand aus etwa 220 Mann. Wieviel Eisendraht müssen wir für die auf zirka 32 Tage berechnete Durchquerung von Naquá, Tobúr und Ostkamdschuru mitnehmen, um dafür die für unsere Safari nötige Menge Mehl zu erhalten?

Ein load (Trägerlast) = 60 Pfund.

Für 1 load Eisendraht bekommt man von den Eingebornen durchschnittlich 20 load Mehl.

Ein load Mehl (60 Pfund) reicht für 45 Mann einen Tag.

Für 220 Mann braucht man daher 5 Trägerlasten Mehl in einem Tag oder $^1/_4$ load Eisendraht in einem Tag.

Für 32 Tage braucht man daher für 220 Mann 8 Trägerlasten Eisendraht.

Da man einen gewissen Reservevorrat braucht, so nahmen wir 10 load Eisendraht (600 Pfund) mit.

Für den Transport dieser 10 Lasten Eisendraht verwendeten wir nicht 10 Träger, sondern 5 abessinische Esel, deren jeder 2 Trägerlasten, zirka 60 kg, auf die Dauer zu tragen vermag.

Die Kaufleute berechnen übrigens in Mbale größere Gewichte nach „Ferasla" 1 Ferasla = 66 Pfund.

Sonst führten wir als Tauschartikel mit uns: kleine Schmucksachen, große und kleine runde Spiegel, Küchenmesser, Löffel, Zigarettentabak, einen in Afrika als „Americani" bezeichneten und als Tauschartikel sehr beliebten Stoff, der bei uns erst nach dem Krieg unter dem Namen „Molino" aus Italien eingeführt wurde, ferner alte Kleider, Sonnenschirme, Hüte, Kochtöpfe und Kochlöffel; auch Decken sind sehr beliebt; man kauft sie billig in Mbale unter dem Namen „branketti" beim indischen Händler (dieses Wort stammt vom englischen „blanket"). Wäsche, Kleidungsstücke, Kochgeräte und ganz besonders Handwerkszeuge haben neben Eisendraht als Tauschartikel den größten Anwert.

Die Preise der Lebensmittel sind bei den Eingebornen sehr niedrig. Wir zahlten, wo um Geld gehandelt wurde, für ein Huhn meistens 10 Cents, für einen Korb Mehl 3—6 Cents.

## Überblick über die Erforschung Ugandas, speziell des Gebietes unserer Expedition.[1])

Der erste Nichtneger, der nach Uganda kam, war ein Balutsche, Isan bin Hussein, ein Soldat aus Sansibar, der vor seinen Gläubigern über Unyamuesi und Karagwe an den Hof des Königs Suna von Uganda floh (1849—50, nach Johnston[2]). Diesem folgte kurz darauf ein arabischer Händler. Von diesen beiden hörten die Bahima, welchen die königliche Familie und die Aristokratie Ugandas angehörten, zuerst von der Existenz der Weißen. Nach ihrer eigenen Überlieferung stammten die Bahima von Vorfahren von hellerer Hautfarbe und längerem Haarwuchs. Sie glaubten nun, daß die Weißen der Stamm ihrer Vorfahren seien, und fürchteten, daß diese Weißen kommen und ihr Land erobern würden. Von den arabischen Händlern hörten die beiden deutschen Missionäre Krapf und Rebmann etwas über die Existenz des Königreiches Uganda und sie waren die Ersten, welche die Kunde davon nach Europa brachten.

Die ersten Europäer, die Uganda betraten, waren Speke und Burton. 1858 erreichten sie das Südende des Sees, den sie Viktoriasee nannten. 1862 entdeckten Speke und Grant den Austritt des Nils aus dem Viktoriasee mit den von ihnen benannten Riponfällen. 1875 kam Stanley nach Uganda und wurde vom König

[1]) Ich folge hier hauptsächlich den Angaben H. Johnstons in: „The Uganda Protectorate", dem „Red Book" vom Jahre 1909 und den Mitteilungen englischer Beamter in Uganda.

[2]) l. c. S. 216.

Mutesa empfangen. Er erkannte die Bedeutung Ugandas für England und schrieb an die Zeitung „Daily Telegraph" einen Brief (Stanley war ja Zeitungsreporter), in welchem er englische Missionäre einlud, nach Uganda zu kommen. Zufälligerweise kam damals gerade ein Bote Gordons, ein Belgier, namens Linant de Bellefonds, nach Uganda zwecks Auskundschaftung der Verhältnisse. Dieser nahm Stanleys Brief bei seiner Heimreise nilabwärts mit. Als der unglückliche Belgier auf dem Nil durch das Land der Bari fuhr, wurde seine Expedition in der Nähe von Gondokoro von den Bari angegriffen und Linant de Bellefonds ermordet. Sein Leichnam wurde ans Ufer geworfen und verfaulte dort in der Sonne. Eine Sudan-Gouvernementsexpedition, die später zur Bestrafung der Bari ausgeschickt worden war, fand den Leichnam und in den Kanonenstiefeln desselben den Brief Stanleys. Dieser wurde Gordon-Pascha nach Khartum geschickt und von ihm an den „Daily Telegraph" weiterbefördert. Die Veröffentlichung dieses sensationellen Ereignisses und des Briefes Stanleys war die Veranlassung für die Entsendung von britischen evangelischen Missionären nach Uganda. 1877 begannen diese bereits ihr Werk. Bald folgten auch katholische Missionäre nach.

1890 wurde nach mißlungenen Bemühungen Dr. Peters', Uganda der deutschen Interessensphäre zuzuführen, durch Jacksons Vermittlung ein Vertrag des Königs von Uganda mit der Britisch-Ostafrika-Kompagnie abgeschlossen.

Auf seinem Weg nach Uganda bestieg Jackson als Erster den Elgon (1889).

Nach den verschiedensten Kämpfen und ränkevollen Bemühungen europäischer Mächte um die Vormacht wurde 1894 das britische Protektorat über das Gebiet des Königreiches Uganda proklamiert. Die Britisch-Ostafrika-Kompagnie hatte sich gegenüber den fortgesetzten Wirren im Inneren des Landes als zu schwach erwiesen.

Die Könige von Uganda, vor allem Muanga, hatten sich durch besondere Willkür, Grausamkeit und Lasterhaftigkeit hervorgetan. Auch wir trafen z. B. auf unserer Reise Leute, denen dieser König die Hände hatte abhacken lassen. Die Waganda nahmen deshalb die englische Oberherrschaft gern an und halfen den Engländern auch bei der gefährlichen und sehr blutigen Unterdrückung des im September 1897 ausgebrochenen Aufstandes unter den sudanesischen Truppen, welche Kapitän Lugard nach seiner Ankunft in Uganda (1890) als Vertreter der Britisch-Ostafrika-Kompagnie ins Land gerufen hatte, um eine militärische Macht zu haben. Diese Leute rekrutierten sich hauptsächlich aus den Soldaten, welche der 1892 ermordete Emin Pascha zurückgelassen und die sich dann an der Nordwestküste des Albertsees angesiedelt hatten.

Es ist bemerkenswert, daß diese sudanesischen Söldlinge von den Waganda als Banubi (die Nubier) bezeichnet wurden. Dieser Name blieb auch den derzeit im Dienste der englischen Regierung stehenden sudanesischen Askari. Die Ursache jenes berüchtigten Aufstandes der sudanesischen Soldaten war eine mehrfache: die Soldaten wurden infolge ihrer Siege über die Eingebornen Ugandas eingebildet, außerdem waren sie fanatische Mohammedaner und gegen Christen und Heiden voller Verachtung. Als sie, von der Verfolgung des flüchtigen Exkönigs Muanga heimkehrend, sogleich wieder unter Macdonald zur Unterstützung der gegen Khartum gerichteten ägyptischen Expedition von Uganda aus nach dem Südsudan ziehen sollten und dabei ihre Weiber nicht mitführen durften, da brach nach ungeschickt geführten Verhandlungen der Aufstand aus. Mit Hilfe von indischen Soldaten und den Engländern ergebenen Waganda wurde er unter Führung Macdonalds und Jacksons in langen blutigen Kämpfen niedergerungen. Seither herrscht im Königreich Uganda,

abgesehen von kleineren Kämpfen, Ruhe. F. J. Jackson wurde später Gouverneur von Uganda. Er war der wesentlichste Förderer unserer Expedition, dem wir zu großem Danke verpflichtet sind.

Es ist recht schwierig, festzustellen, wann die entlegeneren Teile Ugandas zuerst von Europäern besucht worden sind. Ich habe auch an Ort und Stelle darüber nicht immer sichere Auskunft bekommen können. Bis in die Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts gelangten die europäischen Forscher, welche nilaufwärts fuhren, nur bis gegen Gondokoro, und zwar wegen der Stromschnellen des Nils. Der erste Europäer, der das Land der Bari östlich vom oberen Nil betrat, war ein Elfenbeinhändler aus Malta.[1]) Es währte lange, ehe die ersten Europäer das Land der Atscholi durchquerten. Es ist mir nicht gelungen, etwas über die Erforschung von Ost-Atscholi, Tobúr, Naquá und Karamodscho zu erfahren. Zunächst sind wohl nur Elfenbeinhändler und arabische Waffenschmuggler, sogenannte „Gunrunners", die von Abessinien an den Nil und zurück strebten, in dieses Land gekommen, wie ich von dem Headman unserer Safari Abeidi aus Mokka erfuhr. Im Jahre 1903 kam als erster Missionär Albert Lloyd[2]) in das Land der Atscholi; er gibt von seiner Reise, die ihn bis an den Assuafluß führte, eine außerordentlich spannende Beschreibung. Aus dem Buche Lloyds und der beigefügten Routenskizze geht hervor, daß das östliche Atscholi und die daran südöstlich angrenzenden Länder, die Lloyd als Bakedi bezeichnet, etwa bis zum Jahre 1906 noch gar nicht erforscht waren, und daß Lloyd östlich vom Nil bis in den westlichen Teil von Falabek gelangt war (zwischen Aju und Tuanliedj auf meiner Karte). Er überschritt, von Süden nach Norden wandernd, Assua und Atappi.

Englische Polizeioffiziere und andere Regierungsbeamte haben einerseits von Nimule und Gondokoro nach Osten, anderseits von Mbale aus nach Norden kriegerische Vorstöße zur Unterwerfung des Landes unternommen. Der englische Major Kirkpatrick wurde am 25. November 1898, mit 15 Mann von Manimani her gegen Naquá kommend, von den dortigen Eingebornen ermordet. Oberst Macdonald zog darauf mit einer beträchtlichen Schar Soldaten in das Naquágebiet und brannte dort angeblich über 40 Eingebornendörfer nieder. Seither ist Naquá von Europäern nicht mehr besucht worden, soviel wir von den englischen Beamten erfahren konnten. Anfangs Januar 1909 haben, wie uns Mr. Newman, der Distriktskommissär von Kumi, erzählte, die Naquáleute im Vereine mit den Bewohnern von Tobúr die angrenzenden Tesodörfer ausgeplündert und niedergebrannt und die Tesoweiber entführt. Deshalb haben die Engländer die Einhaltung einer neutralen Zone von etwa einer Tagreise zwischen Naquá und Kaketta in der Tesoprovinz befohlen, die zwischen den sehr kriegerischen Naquá und den Teso eine Scheidewand bilden soll. Dieses Gebiet ist unbewohnt, von dem sogenannten Kirkpatricksumpf eingenommen und ein Jägerparadies, das an Wildreichtum, soviel ich gesehen habe, auch das berühmte Schutzgebiet in Britisch-Ostafrika übertrifft.

Mr. Newman konnte uns nicht genug Vorsicht für den Besuch von Naquá und Tobúr einschärfen, da dort das englische Regiment aufhöre und die Leute sich selbst überlassen seien. Überhaupt hatten wir große Schwierigkeiten, um von der englischen Regierung die Erlaubnis zur Durchquerung von Naquá und Tobúr zu erlangen. Es waren nämlich gerade damals von Abessinien her Eingeborne im Norden des Ugandaprotektorates eingefallen und hatten 60 Meilen nördlich von

[1]) Nach Johnston, Uganda Protectorate, Bd. I, S. 220, 1904.

[2]) Albert Lloyd, Uganda to Khartoum. London und Glasgow. 1906.

Naquá fünf englische Askari ermordet. Kapitän Taughner war zu einer Strafexpedition in die nördlich von Manimani (östlich von Naquá) gelegenen, hauptsächlich von Karamodscho bewohnten Gebiete entsendet worden und hatte mit den Eingebornen, die mit französischen, aus Abessinien eingeschmuggelten Gewehren bewaffnet waren, harte Kämpfe zu bestehen. Am Neujahrstag 1912 wurden wir in Mbale durch die Ankunft der höchst phantastisch aussehenden Kriegssafari des Kapitän Taughner überrascht, der außerordentlich interessante Typen aus Manimani und Dschiwe (nördlich von Naquá) von ungemein wildem Aussehen als Kriegstrophäe mit sich nach Entebbe führte und mir freundlichst zu rassenphysiologischer Untersuchung überließ.

Wegen der erwähnten Kämpfe in der Nähe von Naquá wurde uns vom Provinzkommissär der Zentralprovinz, Mr. Watson, die Durchquerung dieses Landes verboten, und nur durch die gütige Intervention des Gouverneurs Jackson ist uns auf unsere telegraphischen Vorstellungen hin erlaubt worden, mit 15 Askari, die unter dem Kommando eines tüchtigen sudanesischen Sergeanten standen, die geplante Route durch Naquá, Tobúr und Atscholi nach Nimule einzuschlagen.

Nördlich von Naquá war bereits vor uns der englische Polizeioffizier S. Ormsby mit seinen Soldaten von Nimule über Manimani nach Mbale gezogen. (Ormsby hatte auch einmal den Elgonkrater überquert. Kmunke und ich fanden am Fuße der Franz-Josef-Spitze eine Flasche mit einer Karte des Kapitäns Ormsby.) Ormsby starb aber bald nach seiner Ankunft in Mbale angeblich an den Folgen seiner überaus entbehrungsreichen und strapaziösen Tour, die er in Eilmärschen gemacht hatte.

Vor unserer Expedition hatte, nach Angabe der Ugandaregierung, von den Engländern noch keine andere die Erlaubnis erhalten, durch Naquá und Tobúr zu marschieren, da die dortigen Stämme zu jener Zeit ihre Unterwerfung noch nicht erklärt hatten und die Ugandaregierung Konflikte einer jene Gegend durchquerenden Expedition mit den Eingebornen befürchtete, aus welchen ihr die kostspielige Notwendigkeit zur Entsendung von Strafexpeditionen erwachsen wäre.

Soviel ich durch Nachfragen bei den englischen Behörden ermitteln konnte, hat in der Gegend von Karamodscho und in deren Nachbarschaft vor unserer Expedition nur Oberst Macdonald geographische Aufzeichnungen gemacht. Die englische Karte im Maßstabe 1:1,000.000, Blatt Albert Nyanza, ist in dieser Gegend offenbar nach den Angaben Macdonalds angelegt. Ohne die sicherlich bewunderungswürdigen Leistungen Macdonalds verkleinern zu wollen, muß ich doch bemerken, daß die Karte gerade in diesem Gebiete sehr mangelhaft und vielfach fehlerhaft ist, besonders in der geographischen Nomenklatur und in der Bezeichnung der Berge. Von einer Erforschung dieser Gegend kann nicht die Rede sein. Die Karte ist stellenweise nur nach dem Hörensagen hergestellt. Die englische Karte enthält hauptsächlich darüber Angaben, ob die Eingebornen als freundlich oder verräterisch gemeldet, wie viele Krieger heimlich verteilt sind, ob Lebensmittel und Wasser zu finden sind, kurz, lauter Angaben von hervorragendem strategischen Werte.

H. Johnston erwähnt in seinem außerordentlich gewissenhaft geschriebenen „Uganda-Protektorate" sehr wenig über Karamodscho, Teso und die Nachbargebiete. Der Name Naquá findet sich in diesem Buche gar nicht, statt „Tobúr" wird die gleiche Gegend als „Lobor" bezeichnet, sowohl auf der englischen Karte wie an zwei Stellen von Johnstons Werk. Der Name Lobor ist keinem der vielen Eingebornen, die ich in dieser Gegend befragte, überhaupt bekannt. Ich muß also wieder annehmen, daß das Bergland von Tobúr selbst von Macdonald nicht besucht

wurde, sondern daß er nur den Namen der Gegend von den Eingebornen der Nachbarschaft hörte und dabei nicht richtig verstand.

Johnston erwähnt über Tobúr und dessen unmittelbare Nachbarschaft nur Folgendes:[1]) „Das Karamodschogebiet hat vor kurzem unter jener Trockenheit gelitten, welche ganz Nordostafrika heimgesucht hat. Aber der Regen dieses Landes scheint niemals sehr reichlich zu sein, ausgenommen im Südosten, im Bereiche der Suk-Berge. Doch es gibt schon einen beträchtlichen Feldbau im südlichen Karamodscho und in dem angrenzenden, aber wenig bekannten Distrikt von Lobor gibt es eine dichte Bevölkerung und ein gut Teil Landes, das Ernten von Eingebornengetreide hervorbringt.

In Lobor findet sich ein gewisser Bestand an Wald längs der Flußufer und die Südseite dieses Landes, welches innerhalb der Wasserscheide des Viktoria-Nil liegt, erfreut sich eines ziemlich reichlichen Regenfalles und ist mit Vegetation wohl bedeckt.

Südlich von Lobor ist der dicht bevölkerte Distrikt Bukedi, welcher hauptsächlich aus weiten, üppigen Grasebenen und mächtigen Sümpfen besteht, die die Flüsse einsäumen oder welche die Seen verschlämmen, die dem Viktoria-Nil als Reservoirs und Seitenwasser dienen. Bukedi ist eigentlich ein Ugandawort, welches, wie schon berichtet, bedeutet: ‚Das Land des nackten Volkes', aber es ist für geeignet befunden worden, für diesen besonderen Distrikt angewendet zu werden, welcher von Lango- und Mirostämmen bewohnt ist, die sich in der Erscheinung wenig und in der Sprache kaum von den Atscholi am oberen Nil unterscheiden. Im Norden ist Lobor teilweise von Leuten dieses Stammes, teilweise von Stämmen bewohnt, welche Sprachen sprechen, die mit der Másai-Suk-Sprachfamilie verwandt sind.

Bukedi und Lobor sind derzeit wahrscheinlich der wildeste und wenigst bekannte Teil des Uganda-Protektorates. Lobor ist uns nur bekannt durch die Forschungen der Expedition des Obersten Macdonald, doch Bukedi steht jetzt unter der Verwaltung eines Ugandahäuptlings und ist kürzlich gänzlich unterworfen worden gelegentlich der Niederwerfung und Zerstreuung der letzten Übergebliebenen der sudanesischen Meuterer, welche in diesem Teile des Protektorates Zuflucht nahmen, durch Major Délmé Radcliffe."

Diese spärliche Literatur über Naquá und Tobúr ist weiterhin ein Zeugnis dafür, daß diese Gegend vor unserer Expedition noch nicht erforscht war und daß Rudolf Kmunke der erste Europäer war, der unseres Wissens das Gebiet von Naquá und Tobúr und des östlichen Kamdschuru durchquert hat.

Ich habe mich während und nach dem Kriege in Uganda und in England angefragt, ob nach uns noch andere Expeditionen in dieses Gebiet gekommen sind, konnte aber keine solche in Erfahrung bringen.

Sehr wenig Angaben finde ich auch in der Literatur über die bisherige Durchforschung von Kamdschuru. Der westliche Teil davon, in der Nähe des Nils, ist schon in den Sechzigerjahren von Samuel Baker, Emin Pascha und vielen anderen Europäern besucht worden. Entlang des Assua, also von Nimule südöstlich gegen den Kirkpatricksumpf, scheint bis zur Zeit unserer Forschungsreise noch keine Expedition vorgedrungen zu sein. Albert Lloyd hat im Jahre 1905 Atscholi in der Richtung von Pajao am Viktoria-Nil nordöstlich gegen den Assua durchquert, diesen dann überschritten und durch das Land der Bari seinen Weg parallel zum Nil nach Gondokoro

[1]) l. c. S. 63.

fortgesetzt. Aus seiner Kartenskizze geht hervor, daß er östlich bis zum westlichen Teil Kalabeks gekommen ist. Von da wandte er sich durch das Gebiet der Madi nördlich und überschritt den Atappifluß, um dann dem Nil bis nach Gondokoro zu folgen.

Die englische Regierung hat seit der Safari Lloyds ihren Bereich vom Nil nach dem Osten unaufhörlich vorgeschoben. Die äußerste Grenze des britischen Regierungsbereiches ist, wie schon früher erwähnt, durch das letzte jeweils errichtete Rasthaus gekennzeichnet. Regierungsagenten, Inder oder Waganda, werden mit der Errichtung eines solchen betraut, damit der ihnen nachfolgende englische Beamte bei seiner Ankunft bereits im neuen Rasthaus seines Amtes walten, d. h. mit den eingeborenen Häuptlingen seine Abmachungen treffen kann, die sich vor allem auf die Anerkennung der britischen Oberhoheit, die Zahlung von Steuern, die Beilegung von Streitigkeiten der Eingebornen mit ihren Nachbarn und die Gelobung der „Pax Britannica" erstreckt.

Dem östlichsten Rasthaus begegneten wir auf unserer Durchquerung von Atscholi drei Tagereisen südöstlich von Padjiko in Kotongo (siehe die beigefügte Karte!), das auf der englischen Karte als Padonga eingetragen ist. Dieses Rasthaus war vor kurzem von den Eingebornen aus Holz und Stroh errichtet worden, und wir waren die ersten Europäer, die es benützten. Auch die ältesten Eingebornen von Kotongo erklärten auf unsere wiederholten Fragen, daß sie noch keinen Europäer gesehen hätten.

Zwischen Kotongo am oberen Namfluß und Tobúr, zwei Tagereisen, gibt es kein Rasthaus, und die englische Karte weist auf dieser Strecke nur einen weißen Fleck auf obwohl dort ganz beträchtliche Ortschaften, Dschale, Adelang u. a., liegen. Diese waren also offenbar bei Anlegung der Karte noch nicht bekannt.

Nach den mitgeteilten Umständen ist demnach das Gebiet, welches wir als erste Europäer durchquerten, auf die Strecke von Kaketta bis nach Kotongo beschränkt. Wir brachen von Kaketta am 26. Januar auf und trafen in Kotongo am 8. Februar 1912 ein. Von den Lagerplätzen in Naquá und in Tobúr aus wurden Exkursionen und Bergtouren unternommen und dabei geographische Vermessungen, reichlich anthropologische Untersuchungen und ethnographische Erkundigungen durchgeführt.

Es scheint mir auch nötig, die Erforschung des Elgon historisch zu betrachten. Joseph Thomson kam im Jahre 1882 von Britisch-Ostafrika an das Nordostende des Viktoriasees, die Kavirondo-Bay. Er gelangte bis an die Grenze von Busoga und erfuhr dort, daß der König von Uganda es sehr übel aufnehmen würde, wenn ein Forscher durch den ihm tributpflichtigen Staat Busoga wandern wollte. Er kehrte deshalb um und sichtete dabei den Elgon[1]). Die erste Besteigung des Elgon führte Jackson 1889 aus. Johnston schreibt 1904[2]), daß der Elgon nur von Jackson, Gedge und Martin bestiegen worden sei, und er bildet Gedges Photographien vom Elgon ab.

Der Elgon wurde später von mehreren Expeditionen bestiegen, d. h. der Elgonkrater wurde von diesen Expeditionen erreicht und dabei die eine oder andere Kraterzacke erstiegen. Es waren dies Kapitän Ormsby, Cook und Newland, eine französische Gesellschaft und vielleicht noch andere. Erst nach dem Kriege erfuhr ich, daß nahezu gleichzeitig mit uns schwedische Forscher, der Ethnograph und Akamba-Forscher Dr. Lindblom, seine Gattin Frau Ingeborg Lindblom und der Zoologe H. Granvik den Elgon von Südosten aus bestiegen und dabei sogar einen kleinen See am Kraterrande vorgefunden haben, dessen Photographie mir Dr. Lindblom sandte. Sie fanden, wie mir Herr Granvik schreibt, einige Visitkarten auf einer Südostspitze des Elgonkraterrandes, die sie für

[1]) Zitiert nach Johnston. The Uganda Protectorate, Bd. 1, S. 227.
[2]) l. c. S. 71.

die höchste hielten. G. Lindblom hat seine Elgonbesteigung mit prächtigen Bildern, auch vom Kratersee, in seinem sehr interessanten Buche „I Vildmark och Negerbyar“ [1]) veröffentlicht. Das Buch enthält eine wertvolle Beschreibung des östlichen und südlichen Elgonabhanges und seiner Bewohner. Von den vielen Problemen, die der Elgon birgt, sind die eigenartigen Höhlen an seinem Südostabhang und deren sonderbare Bewohner wohl das Interessanteste. Diese wurden von Lindblom gewissenhaft und erfolgreich durchforscht.[2])

Sonderbarerweise findet sich in keinem Berichte über den Elgon des eigenartigen Volksstammes der Batua Erwähnung, denen wir über der Urwaldgrenze in einer Höhe von zirka 3400 *m* begegneten. Die Erforschung dieses allem Anscheine nach von Másai-Nandi abstammenden Volksstammes scheint mir anthropologisch sehr wichtig zu sein. Unser bloß viertägiger Aufenthalt im Elgonkrater (zwischen 10. und 21. Dezember 1911 wurde die Besteigung von uns durchgeführt) war aber viel zu kurz, um diese Frage näher zu untersuchen.

Überhaupt war das Tempo unserer Safari für die Zwecke der Erforschung dieses unendlich interessanten Landes viel zu rasch: am 27. November 1911 brachen wir von Jinja auf, um bereits am 4. März 1912 in Gondokoro den Nildampfer zu besteigen!

## Literatur über Uganda.

Die wichtigsten mir bekannten Werke über Teile unseres Expeditionsgebietes oder dessen unmittelbare Nachbarschaft sind:

1. Harry Johnston, The Uganda Protectorate, 2 Bände, London, Hutchinson & Co., das Standardwerk über Uganda. 2. Auflage, 1904.
2. Albert B. Lloyd, Uganda to Khartoum, London-Glasgow, Collins Clear Type Press, 1906[3]); eine außerordentlich spannende Beschreibung seiner Missionsreisen.
3. John Roscoe, The Northern Bantu, Cambridge, University Press, 1915.[4])

   Auch der Autor dieses Buches war Missionär und als solcher viele Jahre in Uganda. Er schrieb schon früher ein Werk „The Baganda, an Account of their Native Customs and Reliefs“, London 1911. Dies ist mir aber nicht bekannt.

   „The Northern Bantu“ behandelt die Banyoro, Banyankole, Bakene, Bageshu, Basoga, Bateso und Kavirondo.
4. „The Red Book“, The Directory of Eastafrica, Uganda and Zanzibar. Mombassa und Nairobi, The Standard Printing und Publishing-Work; eine alljährlich erscheinende offizielle Publikation, welche sehr viele geographische und historische Mitteilungen enthält.
5. G. Lindblom, I. Vildmark och Negerbyar, Lindblad Verlag, Uppsala 1921.
6. Lindblom, Mount Elgons Grottar och Folk, Ymer, 1921.

Über die Ergebnisse der Expedition Kmunkes sind bisher folgende Mitteilungen erschienen:

1. Rudolf Kmunke, Quer durch Uganda, Dietrich Reimer, Berlin 1913.
2. R. Kmunke, Die Besteigung des Elgon in Uganda, Über Land und Meer, 1913 Nr. 13.

[1]) G. Lindblom, I Vildmark och Negerbyar, Lindblads Verlag, Uppsala, 1921.

[2]) G. Lindblom, Mount Elgons Grottor och Folk. Ymer, 1921, Heft 1.

[3]) Ich verdanke Lloyds Buch meinem Freunde Mr. F. Sturgeon und danke ihm an dieser Stelle dafür.

[4]) Roscoes Buch verdanke ich der Güte Herrn Dr. Lindbloms, der mir auch seine eigenen Werke freundlichst dedizierte.

3. R. Storch, Zum Berge Elgon, „Die Erde", April 1913.
4. R. Storch, Elgon, Alpsky Věstnik, Bd. 15, Heft 1—3, 1913.
5. R. Storch, Kmen Bagisu v. Ugande. Sbornik České společnosti Zemevedne, Bd. 19, 1913.
6. R. Stigler, Anzeiger der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, Math.-nat. Kl., 6. Juni 1918. Bericht über die rassenphysiologischen Untersuchungen des Autors.
7. R. Stigler, Rassenphysiologische Studien in Uganda, Vorträge des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien, 59. Jahrg., Heft 9, 1919.
8. R. Stigler, Rassenphysiologische Studien in Uganda, Bericht des 9. Internationalen Physiologen-Kongresses zu Groningen, September 1913, und außerdem vier physiologische Abhandlungen des gleichen Autors.

## Vorbereitungen zur Safari.

Schon ein halbes Jahr vor der Abreise begannen wir, hauptsächlich nach den Ratschlägen meines leider auch schon verstorbenen teuren Freundes Prof. Dr. Rudolf Pöch, unsere Expeditionsausrüstung zusammenzustellen. Kmunke führte mehrere Apparate für klimatologische und geographische Untersuchungen, mehrere photographische Apparate, einen Kinematographen und einen sehr großen Vorrat an photographischen Platten, Autochromplatten und Films, und endlich einen Phonographen des Wiener Phonogrammarchivs mit sich, der aber leider an Ort und Stelle sofort versagte und zurückgeschickt werden mußte, weil die nötigen Ersatzteile fehlten. Ich hatte zwei große, je 30 *kg* schwere Kisten mit Apparaten zur rassenphysiologischen Untersuchung der Eingebornen, mehrere Kisten mit Medikamenten und chirurgischen Apparaten und Verbandzeug mit.

Die Tropenkoffer, die wir uns in Wien hatten anfertigen lassen, bewährten sich im Gegensatz zu den von einer Berliner Firma bezogenen außerordentlich. Letztere verbeulten sich und wurden alsbald undicht. Auch vier Zelte samt Einrichtung (Betten, Tische, Sessel usw.) und zusammenlegbare Badewannen nahmen wir aus Wien mit.

Was die Kleidung anbetrifft, so empfiehlt es sich, warme Wollkleider für Hochtouren und die übrige hochtouristische Ausrüstung, besonders Bergschuhe, in der Heimat, die Khakianzüge, Pijamas, weiße Leinenanzüge und die zum Schutz gegen Moskitostiche, besonders bei Sonnenuntergang, sehr günstigen hohen Kanonenstiefel in Nairobi, der Hauptstadt Britisch-Ostafrikas, bei indischen Handwerkern machen zu lassen. Man bekommt dort auch noch vieles andere billiger und besser als in der Heimat, sogar die Zelte. Nairobi ist der Ausgangspunkt für viele Touristen- und Jägerausflüge und verfügt über ausgezeichnete Ausrüstungsfirmen, bei denen der Safarimann alles bekommt, was er braucht. Unsere Konserven bezog Kmunke von der Londoner Firma Fortnum and Mason in für die Safari äußerst zweckdienlich hergerichteten Kisten zu 26 *kg*, also gleich einer Trägerlast. Wir führten 52 Konservenkisten mit. Diese Konserven bewährten sich bis auf die Puddings, die fast gänzlich ungenießbar waren, sehr wohl. Tauschartikel wurden teils in der Heimat, teils in Afrika gekauft. Im ganzen führten wir von Anfang an 180 Trägerlasten mit uns, später kamen noch die Sammlungen dazu.

Die Sättel für die vier Tragtiere, deren wir Weiße bedurften, wurden aus Wien mitgebracht, ebenso die Gewehre und Revolver. Den für den Umgang mit Mensch

und Tier und für eine erfolgreiche Safari in Zentralafrika kaum entbehrlichen Kiboko (Nilpferdpeitsche) bekommt man unten überall zu kaufen.

Klima und Insekten verhindern die Verwendung von Kamelen und Pferden. Man ist der Hauptsache nach auf Träger (Wapagasi) angewiesen, welche in Nairobi eine eigene Gilde bilden und von den Ausrüstungsfirmen vermietet werden. Kmunke nahm in Nairobi 50 starke Träger von der Firma Newland und Tarlton auf, Leute aus verschiedenen Stämmen, unter denen mir die Kavirondo am liebsten waren. Jeder bekam eine Wolljacke, eine Wolldecke, eine Feldflasche, monatlich 10 Rupien und die Kost, oder statt letzterer in Uganda täglich 10 Cents „Poscho" (Kostgeld). Die übrigen Träger wurden in Uganda aufgenommen. Es war oft sehr schwer, die jeweils nötigen Träger zu bekommen, und ohne die eifrigste Unterstützung der englischen Beamten wäre uns das überhaupt nicht möglich gewesen. Während der Safari mußten wir hin und wieder Eingeborne einfangen lassen und zum Tragen zwingen. Außerdem hatten wir 15 Askari mit einem Sergeanten mit.

Wichtig ist die Beschaffung guter Boys und guter Köche für die Safari. Wir mußten diesbezüglich viel Lehrgeld zahlen. Das meiste Glück hatte ich selbst mit meinem Boy Kilimandscharo Mori Duise, einem Dschaluo aus Uyoma an der Kavirondobai, einem 187 *cm* hohen, zirka 23jährigen sehr intelligenten und tüchtigen Burschen, der mir ein überaus treuer und anhänglicher Diener wurde und nach der Safari mit mir nach Wien reiste. Dieser Dschaluo war einer unserer Nairobiträger und fühlte sich durch das Avancement zum Boy des Arztes sehr geschmeichelt. Er verwaltete auch meine in kleinen Säcken mitgeführten Cents äußerst gewissenhaft und ehrlich und bereitete mir durch seine Wildheit und Ursprünglichkeit in Afrika und Europa viele köstliche Stunden. Ein besonderer Vorteil war es für mich, daß mein Boy, der wegen seiner Größe den Scherznamen Kilimandscharo führte, nur Dschaluo und Kisuaheli sprach. Ich war daher gezwungen, letztere Sprache möglichst rasch selbst zu erlernen, was mir außerordentlich zustatten kam.

Das Kisuaheli ist die Verkehrssprache für ganz Ostafrika und Uganda. Auch in Gegenden, wo Kisuaheli nicht Landessprache ist, findet man meist Dolmetsche, die etwas Kisuaheli verstehen. In den Gegenden mit nilotischem Sprachstamm, Naquá, Tobúr, Atscholi, konnten sich mein Boy und die anderen Kavirondo mit den Leuten verständigen. Am schlechtesten ging es uns diesbezüglich im Gebiete der Madi und Bari, wo noch am ehesten etwas Arabisch verstanden wurde. Unser „Headman" Abeidi war ja ein Araber und konnte als Dolmetsch dienen.

Für die Suahelisprache gibt es ein recht gutes und handliches Taschenwörterbuch von C. Velten (Berlin 1911, Selbstverlag). Am besten und raschesten lernt man die Landessprache nach meiner bewährten eigenen Praxis, indem man sich zwei Registerhefte anlegt, in welche man die jeweils gehörten Wörter nach dem Klangbilde (Suahelisch-Deutsch und Deutsch-Suahelisch) einträgt, die grammatikalische Erklärung für die gehörte Wortform sobald als möglich durch Befragen des Dolmetsches zu ergründen sucht und notiert. Diese Notizen führt man bei sich und wiederholt sie in jeder freien Viertelstunde. Auf diese Art habe ich in zwei Monaten Kisuaheli in hinlänglichem Ausmaß für den Alltagsbedarf verstehen und reden gelernt. Es ist selbstverständlich notwendig, wenigstens eine Landessprache zu verstehen, wenn man von den Eingebornen verläßliche Auskünfte, namentlich in rassenpsychologischer Hinsicht, bekommen will.

Der Headman unserer Safari, Abeidi Abdullah aus Mokka in Arabien, der in Mbale aufgenommen wurde, unsere Träger anzuwerben und auf der Safari zusammen-

zuhalten hatte, war zwar recht intelligent und energisch, aber äußerst unverläßlich, verlogen und ein Aufschneider.

In Mbale wurden für den Transport 30 abessinische Esel als Tragtiere erworben. Für die Weißen kaufte Kmunke vier Maultiere, die aber die Safari sehr schlecht vertrugen, so daß ich mein Maultier bald gegen einen unserer Esel vertauschte.

Die Nahrung der Träger bestand während der Safari zum größten Teil aus Gerichten von Mehl und Bohnen, dann aus Bananen und so oft als nur möglich auch aus Fleisch, Milch und Eiern. Da wir aber häufig durch wildarme Gegenden kamen, so gab es oft lange Zeit kein Fleisch; hin und wieder ließ dann Kmunke ein Rind schlachten. Unsere Expedition führte immer einige Rinder und Schafe mit sich. Die Widerstandsfähigkeit der Träger gegen Hunger und Durst und gegen Temperaturwechsel und ihre Leistungsfähigkeit im Tragen der Lasten erwies sich durchschnittlich als bedeutend, besonders auffallend aber war ihre große Fähigkeit, sich nach Strapazen und Krankheiten rasch zu erholen. Die Tagesleistungen der Träger waren Märsche von 18—24 *km*, manchmal aber auch bis zu 35 *km* mit Lasten von 20—30, in manchen Fällen sogar bis zu 36 *kg* auf dem Kopfe.

## Die Reise bis zum Beginn der Safari.

Kmunke, Schwarzer und ich reisten am 16. Oktober 1911 an Bord des österr. Lloydschiffes „Bregenz" von Triest ab und langten am 26. Oktober in Aden an. In Port Said kauften wir Kleidungsstücke, Tropenhelme, Zigaretten; was man dort aber bekommt, ist größtenteils sehr minderwertige Ware. In Aden merkt man zuerst, daß man im schwarzen Erdteil ist. Mit vielem Geschrei drängen sich zahlreiche Händler und Bootsleute an den Ankömmling. Nach günstigem Einkauf von Straußfedern verließen wir Aden an Bord der „Prinzessin" der Deutsch-Ostafrika-Linie, nicht ohne wehmütige Blicke auf die „Bregenz" mit ihrer feinen, anregenden Gesellschaft und ausgezeichneten Kost zurückzuwerfen. Das war beides an Bord der „Prinzessin" wesentlich schlechter. Sechs Tage fuhren wir nun über den Indischen Ozean. Am 1. November 1911 landeten wir in Kilindini und fuhren von dort mit der „Trolly" nach Mombassa. Die „Trolly" ist eine von Eingebornen geschobene Tramway. Ihre menschlichen Zugtiere werden aber bei diesem Berufe, wie ich hörte, nicht alt. In Mombassa lebt ein hochinteressantes Völkergemisch: Suaheli als Grundstock, daneben Mitglieder fast aller Stämme von Britisch-Ostafrika, dann Hindu, welche hauptsächlich Handwerk treiben, Singhalesen, Baludschen und Araber. Alle diese wohnen größtenteils in bestimmten Stadtteilen beisammen. Das macht Mombassa anthropologisch sehr interessant und ich bedauerte, schon nach drei Tagen nach Nairobi abreisen zu müssen.

Von Mombassa führt die vorzügliche Ugandabahn in 25 Stunden nach Nairobi und von dort in weiteren 26 Stunden nach Kisumu oder Port Florence am Viktoriasee. Während der letzten acht Stunden der Fahrt bis Nairobi führt die Bahn durch das ungemein wildreiche Jagdreservatgebiet von Britisch-Ostafrika. Im Süden sieht man den Kilimandscharo 6010 *m* hoch aufsteigen, er macht aber keinen großartigen Eindruck.

Nairobi, die Hauptstadt von Britisch-Ostafrika, liegt 1600 *m* hoch und ist malariafrei. Lauter Wellblechhäuser, große indische Bazare, fast alle Professionisten sind Inder, darunter besonders gute und billige Schneider und Schuster. Das Europäer-Spital ist luxuriös eingerichtet, das Eingebornen-Spital ist fast leer, weil die Eingebornen es nicht aufsuchen wollen. In Nairobi trafen wir auch viele Somali die sich

meist durch provozierende Frechheit bemerkbar machen, aber zweifellos intelligenter sind als der Durchschnittsneger. Wir rüsten uns hier für die Safari. Nach achttägigem Aufenthalt in dem an sich wenig interessanten Nairobi fuhren wir am 11. November mit 50 Trägern und 133 Kisten von je 20—30 *kg* nach Kisumu. Bald hinter Nairobi zeigt sich im Norden der Kenya, der ebenso sanft ansteigt wie der Kilimandscharo und daher von der Ferne keinen hochalpinen Eindruck macht. Die Bahn überschreitet den großen afrikanischen Graben und steigt bis zu einer Höhe von 2545 *m* empor. In verschiedenen Stationen treffen wir interessante Typen von Kikuyu und Másai. Beim Ausladen unseres zahlreichen Gepäcks in Kisumu, dem Hauptort der Kavirondo, zeigt sich zu meinem Schreck, daß mein wertvollster Koffer mit wichtigen physiologischen Instrumenten unterwegs gestohlen worden ist. Stark deprimiert fahren wir bald darauf mit dem Dampfer „Clement Hill" über den Viktoriasee und landen nach 28stündiger Fahrt in Entebbe. Die ganze Fahrt von Mombassa nach Entebbe kostet I. Klasse 138 Rupien. In Entebbe wurden wir über Auftrag des Gouverneurs Jackson von englischen Beamten erwartet und gleich darauf von Sir Jackson selbst empfangen, der uns äußerst wertvolle Ratschläge aus seiner 27jährigen afrikanischen Erfahrung und einen offenen Brief an sämtliche Beamte Ugandas gab, in welchem er diese beauftragte, uns in jeder Hinsicht zu unterstützen.

## I. Das Königreich Uganda und seine Bewohner.

Die Einwohnerzahl betrug nach Johnston zu Beginn unseres Jahrhunderts ungefähr 1,000.000, einige Jahrzehnte vorher indessen schätzungsweise 4,000.000.[1]) Blutige innere Wirren, Hungersnöte und Epidemien, vor allem die Syphilis, haben die Bevölkerungszahl so verringert. Die Syphilis wurde angeblich zwischen 1850 und 1860 durch Sudanesen und Araber eingeschleppt. Auch die Schlafkrankheit, welche angeblich mit Stanleys Expedition von Westafrika herkam, hat seither großes Unheil angerichtet. Die Engländer haben ganze Dörfer am Viktoriasee wegen dieser Krankheit niedergelegt und ihre Einwohner teils in eigene Sleeping-Sickness-Camps, teils, soweit sie gesund waren, in andere Gegenden überführt und überdies alle verfüglichen Mittel zur Austilgung der Glossina palpalis angewendet, jener Fliege, welche bekanntlich die Schlafkrankheit mit ihrem Stiche überträgt. Wenn man auf der prächtigen Automobilstraße von Entebbe nach Mengo fährt, so sieht man stellenweise an der Straße rote Flaggen, welche bedeuten, daß das Betreten der angrenzenden Landschaft wegen der Gefahr der Übertragung der Schlafkrankheit bei Strafe verboten ist.

Die Syphilis wütet im ganzen Lande noch immer entsetzlich. Die Amtsärzte von Kampala und Mbale teilten mir mit, daß im Durchschnitt zirka 70% der Bevölkerung syphilitisch seien. Es war schwer, für unsere Expedition eine hinlängliche Zahl nichtsyphilitischer Träger anzuwerben. Die Syphilis wird vielfach auch extragenital übertragen, z. B. beim Tätowieren. So kommt es vor, daß auch Kinder häufig genug syphilitische Geschwüre aufweisen. Die Eingebornen verhalten sich ihrer natürlichen Veranlagung entsprechend gegen alle Krankheiten sehr indolent. Sie behandeln die Syphilis vielfach mit allerhand Hausmitteln, z. B. Auflegen von Spinnenweben oder von irgendwelchen Fettgemischen, die auf Blätter aufgeschmiert werden. Der frühzeitige freie Geschlechtsverkehr trägt viel zur Verbreitung der Syphilis bei.

[1]) l. c. S. 140.

Auch die Gonorrhöe ist im Lande sehr verbreitet und dies ist wohl die Hauptursache der fast allgemeinen Ein-Kind-Sterilität der Wagandafrauen. Die Gonorrhöe der Frauen ruft nämlich nach der ersten Geburt sehr häufig eine Entzündung der Eileiter und Eierstöcke hervor, wodurch eine Wiederholung der Befruchtung verhindert wird. Wenn ein Wagandaweib mehr als ein Kind bekommt, so gilt das als ein ganz besonderes Ereignis. Die geringe Fruchtbarkeit ihrer Frauen hat die Waganda schon vor langer Zeit zu Frauenraubzügen in die Nachbarschaft veranlaßt, namentlich nach Usoga und Kavirondo. Die Kavirondo erzählten mir selbst, daß Mädchen ihres Stammes, wenn sie frühmorgens an den See gingen, um Fischnetze einzuziehen, von Waganda, die mit ihren Canoes von der Nordküste des Sees herüberruderten, entführt worden seien, weil die Wagandaweiber keine Kinder bekommen.

Trotz der Einführung des Christentums ist die sexuelle Moral der Waganda sehr gering. Wagandafrauen ziehen noch immer in beträchtlicher Zahl als Prostituierte im Lande herum. Einen großen Teil der Schuld an der Demoralisation dieses Volkes schreibt man den früheren Königen, namentlich dem sadistischen Wüstling Muanga, zu, der seinen Untertanen durch seinen ausschweifenden und perversen Lebenswandel ein übles Beispiel gab und sie oft sogar zu dessen Nachahmung zwang.

In krassem Gegensatz zu ihrer Moral steht die Prüderie der Waganda gegenüber der Nacktheit. Männer gehen niemals nackt. Frauen sind von den Beinen bis an die Brust bekleidet. Sie wollten sich nicht einmal für wissenschaftliche Zwecke nackt photographieren lassen. Wer nackt geht, wird als „Schensi" verachtet. Dieses Suaheliwort bedeutet einen unkultivierten, primitiven Eingebornen, und auf diese sehen die wohlbekleideten und übermanierlichen Waganda mit größter Geringschätzung herab.

Die Nationaltracht der Waganda wird aus einer besonders präparierten rotbraunen Baumrinde hergestellt (von Feigenbäumen).[1] Wir haben große Matten davon zum Einpacken unserer Sammlungen in den indischen Läden billig gekauft. Die wohlhabenderen und gebildeteren Waganda tragen aber lange, weiße Kaftane aus Americani, einem importierten weißen, ordinären Kaliko, der aus England, Indien oder Amerika kommt, oder aus einem besseren Stoff. Die Frauen tragen meist bunte Tücher um ihren Leib. Die reicheren Leute tragen auch opankenartige Ledersandalen. Die Kleider werden mit Seife (die Eingebornen erzeugen selbst ihre Seife) blendend weiß gewaschen.

Die Waganda gehören ihrem Grundstamme nach zu den Bantu. Infolge ihrer Vermischung mit mediterranen Elementen, den Bahima, mendelt da und dort ein hamitischer Typus heraus, ihrer Physiognomie nach sind aber die meisten Waganda ganz und gar Neger. Die oft vertretene Anschauung, daß die Waganda ganz im allgemeinen durch hamitische Züge von den westafrikanischen Negern deutlich verschieden seien, ist wahrscheinlich, wie so viele anthropologische Theorien, dem Bedürfnisse nach Schematisierung entsprungen. Nach Johnston stimmt auch die Behaarung der Waganda im allgemeinen mit der der westafrikanischen Neger überein.[2]

Die Waganda stehen zweifellos unter den Eingebornen des Uganda-Protektorates intellektuell und kulturell am höchsten. In moralischer Hinsicht ist dies sicherlich

[1] Vgl. Johnston, l. c. S. 648.
[2] l. c. S. 647.

nicht der Fall. Biederer, wahrhaftiger und aufrichtiger sind, soweit meine Erfahrung reicht, manche primitivere Volksstämme Ugandas, z. B. die Dschaluo, die Teso und die Atscholi.

Treffend nennt Johnston die Waganda die „Japaner Zentralafrikas."[1]) Was dem Europäer an ihnen vor allem auffällt, ist ihre geradezu übertriebene Höflichkeit, namentlich gegenüber den Weißen, und ihre strenge Etikette.

Besonders originell ist der Gruß, den sie beim Vorübergehen auf der Landstraße austauschen; wenn sie einem Weißen begegnen, so knien sie überdies an der Straßenseite nieder und verbeugen sich dabei. Der Gruß besteht in einer Art Frage- und Antwortspiel, das in singendem Tonfalle vorgetragen wird. Der erste ruft: „Otiánno?" (Wie geht's?) Man antwortet darauf: „Aa" (langgedehnt). Darauf folgen noch mehrere ähnliche Fragen und Antworten, die schließlich, während beide schon aneinander vorbeigekommen sind, in „Aa", „Aa", „Mm" „Mm" enden, solange beide einander hören können. Der gewöhnliche Gruß im Ort ist „Wéraba", also ein einziges Wort wie bei den anderen Völkern.

Im Verkehr mit den Weißen benehmen sich die Waganda ganz gentlemanlike. Nach der Ankunft im Lagerplatz ist der weiße Safarimann mit allerhand Dingen beschäftigt und außerdem müde. Das weiß der Wagandahäuptling des betreffenden Platzes, er stört deshalb den Weißen nicht mit seinem Besuche, sondern läßt zuerst fragen, wann er vorsprechen darf. Dann aber kommt er mit seinem ganzen Gefolge und erwartet auch, daß ihn der Weiße zum „Tschai" (Tee) einlade. Es ist ja auch Sitte, daß die Häuptlinge, je nach ihrem Reichtum und der Bedeutung des Gastes, Schafe, Hühner, Eier, Milch, Mehl und andere Geschenke mitbringen, für die man sich selbstverständlich entsprechend revanchiert.

Eine eigenartige Landessitte ist der Genuß „weißer Ameisen", d. h. fliegender Termiten, die in ganz Uganda sehr beliebt sind und auf dem Markte verkauft werden. Die Waganda üben die Beschneidung nicht aus, mit Ausnahme der Mohammedaner. Kopf- und Körperhaare werden meist abrasiert, besonders bei den Frauen. Über die Haut erhabene Tätowierungs-Keloide werden bei ihnen nicht erzeugt.

Die Waganda sind sehr sprachenbegabt und große Redner, besser gesagt, Plauderer. Wenn man einem unserer Wagandaboys oder -träger einen Vorwurf machte, so war die Reaktion darauf ein nicht zu dämmender Wortschwall mit einer absolut überzeugungstreuen, nur leider wenig beweiskräftigen Unschulds- und Loyalitätsbeteuerung.

Auffallend ist die Reinlichkeit der Waganda, besonders ihrer Häuser und der Umgebung derselben. Im Gegensatz zu den übrigen Negern haben die Waganda, auch weit draußen am Lande, von ihren Wohnhäusern getrennte Aborte, die mit einem spiralig angelegten Riedzaun umgeben sind. Diese Einrichtung hatten sie aber schon vor der Ankunft der Europäer, während die Umgebung der Schensidörfer (bei den primitiven Stämmen Ugandas) von menschlichen Fäkalien meist so verunreinigt ist, daß wir mit der Wahl eines Platzes zum Aufschlagen unserer Zelte oft unsere Not hatten.

Auch die Waganda selbst sind verhältnismäßig reinlich (mit individuellen Unterschieden). Das „bessere" Wagandaweib wäscht sich morgens und abends sorgfältig den ganzen Körper, sogar die Nasenlöcher, putzt sich zweimal täglich die Zähne mit einer zahnbürstenartig zugeschnittenen rauhen Rinde, wäscht sich gründlich, so oft sie die Notdurft verrichtet, putzt die Nägel der Finger und Zehen mit einem Grashalm. Letzteres ist wegen der lästigen Sandflöhe[2]) (engl. „Jiggers", „Dudu" in der Eingebornensprache)

[1]) L. c. S. 647.

[2]) Sarcopsilla penetrans.

nötig. Auch der Europäer gewöhnt sich in diesem Lande bald daran, allabendlich vor dem Schlafengehen in seinem Zelt dem treuen Boy die nackten Füße hinzustrecken, damit er mit einer, jedesmal vorher ausgeglühten Nadel sorgfältig unter den Zehennägeln nach Dudu suche, die sich durch einen dunklen Punkt unter der Haut bemerkbar machen und bei positivem Ergebnisse den ungebetenen Gast mit der Nadel ausgrabe.

Die Hauptkost der Waganda sind Bananen, die entweder als reife, süße Bananen roh oder als unreife Bananen gekocht genossen werden. Letztere sind beliebter. Nebstdem haben sie auch süße Erdäpfel („Viasi" oder „Schensi-Erdäpfel"), die mir selbst sehr gut schmeckten und an Topinambur erinnern; dann Zuckerrohr, das sie in rohem Zustande kauen, Kaffee, eigenen Tabak und natürlich auch Hühner, Schafe und Rinder, an Seen Fische. Im allgemeinen essen sie wenig Fleisch, sind aber doch recht leistungsfähig.

Selbstverständlich bereiten sich die Waganda auch Eingebornenbier (Tembo im Suahelischen).

Ein Beispiel der körperlichen Ausdauer, namentlich der großen Herzleistungen, der Eingebornen sind die Rickschaboys. Uganda ist ein sehr hügeliges Land und zwischen den Hügeln liegen meist Sümpfe. Die Straßen führen aber immer möglichst gerade aus, ohne Rücksicht auf Sümpfe und Berge. Anbetrachts der großen Hitze zieht da der Europäer die Fahrt in der Rickscha dem Fußmarsch begreiflicherweise vor. Laufend ziehen die Rickschaboys, einer vorne, zwei bis drei hinten, die Rickscha über Berg und Tal und kürzen sich dabei die Fahrt durch einen monotonen, aber sehr lauten Wechselgesang. Der vordere ruft laut den Namen z. B. eines Ortes, in dem er gewesen ist, die drei rückwärtigen sagen darauf: „Tähärä", der Vordermann antwortet: „Mbá", z. B. „Entebbe—tähärä—Mbá. Nairobi—tähärä—Mba." So singend oder schreiend führten uns die Boys in 40 Minuten 11 km weit von Kampala nach dem Hafen Munyonyo am Murchisongolf, wo uns der von Kmunke gecharterte Dampfer „Winifred" erwartete, um uns samt den Trägern nach Jinja zu führen. Selbst die 459 Meilen lange Fahrt von Kampala nach Gondokoro wird mitunter von Europäern per Rickscha zurückgelegt.

Die meisten Waganda sind getauft, aber das wahre Christentum ist bekanntlich nicht immer die unmittelbare Folge dessen.

Uns Weiße halten manche Waganda sonderbarerweise für Menschenfresser. Allena Bangisivano, ein Wagandaweib aus Bombo in der Nähe von Kampala, erzählte mir, ihr Vater sei von den Engländern getötet worden, weil sie Hunger hatten, und sie glaubte mir absolut nicht, daß die Engländer ihren Vater nicht aufgegessen hätten. Die Aufklärung für diese sonderbare Anschauung wurde mir erst in Wien zuteil. Mein Freund Kmunke nahm seinen Boy Simon, einen etwa 30jährigen Muganda, der sehr gut englisch sprechen und sogar lesen, schreiben und rechnen konnte, nach Wien mit. Nachdem Simon schon über ein halbes Jahr hier war, fragte ich ihn einmal, ob ihm bekannt sei, daß manche Waganda uns Weiße für Menschenfresser halten. Er antwortete ganz erstaunt, daß auch er das glaube. Er hatte ja gelernt, daß wir sogar den Leib Jesu Christi essen. So veranlaßte das mißverstandene Symbol der Hostie den Glauben an die Anthropophagie der Weißen.

Die Waganda haben eine alte bodenständige Negerkultur und eine verhältnismäßig weit zurückreichende geschichtliche Überlieferung, die sich an ihr Königsgeschlecht knüpft. Die Dynastie Ugandas ist, soweit man mangels einer Zeitrechnung aus der Zahl der regierenden Häupter abschätzen kann, zirka 450 bis 500 Jahre alt.

Die Geschichte Ugandas in Johnstons klassischem Werk ist ungemein spannend und interessant.

Das Königsgeschlecht ist nach der Überlieferung hamitischer Herkunft, hat sich aber fortwährend mit Negern vermischt. Der jetzige König Daudi-Chwa (ausgesprochen Daudi-Tschwa) wurde 1896 geboren und schon 1897 als Nachfolger seines berüchtigten Vaters Muanga auf den Thron gesetzt, jenes persönlich feigen, dabei aber ungemein grausamen und zynischen Despoten, der seine Weiber wegen irgendeiner lächerlichen Kleinigkeit zu Tode peitschen und seinen obszönen Wünschen nicht ganz willfährigen Untertanen Hände und Füße abhacken ließ. Es war für Uganda eine Erlösung, als Muanga endlich abgesetzt, auf die Seychellen verbannt und ein englisches Regime eingesetzt wurde.

Die Engländer sorgten mit Aufgebot von viel Diplomatie in der Behandlung der Eingebornen, aber, wo es notwendig war, auch mit Waffengewalt für die Herstellung der Ordnung in diesem herrlichen, unvergleichlich interessanten, aber infolge der ungesunden inneren Verhältnisse tief heruntergekommenen Lande. Sie schufen durch den Bau der Ugandabahn, die Herstellung einer Dampferverbindung über den Viktoriasee, vieler ausgezeichneter Straßen, Post- und Telegraphenverbindungen die Möglichkeit, das Land zu kultivieren. Die Missionäre errichteten Spitäler und Schulen und die Bevölkerung fand sich bald in das neue Regime. Die Prinzen und die Söhne der großen Häuptlinge werden von englischen Lehrern in eigens eingerichteten Schulen erzogen. Englands große Kunst in der Verwaltung seiner Kolonien besteht ja zum großen Teile darin, den Eingebornen, besonders den einflußreichen, nebst einer gewissen Bildung den nötigen Respekt vor England beizubringen, den so vorgebildeten Leuten Vertrauensposten mit eigener Verantwortung einzuräumen und die Verläßlichsten und Tüchtigsten mit entsprechenden Titeln über ihre Landsleute zu setzen. Die Engländer packen dabei die Waganda bei ihren schwächsten Seiten, bei der Eitelkeit und dem Ehrgeiz.

England hebt von den Bewohnern Ugandas eine Hüttensteuer von 3 Rupien und von Gewehrbesitzern auch noch eine Waffentaxe von 3 Rupien pro Jahr ein. Wer kein Geld hat, kann sich durch einmonatige Arbeit in öffentlichen Diensten loskaufen. Auf diese Art gewinnen die Engländer billige Straßenarbeiter und so erklärt sich die große Zahl prächtiger breiter Straßen in Uganda. Zur Zeit unserer Expedition gab es aber in den nördlichen Teilen Ugandas noch blutige Kämpfe mit den Eingebornen, welche keine Steuern zahlen wollten.

Der König Daudi-Chwa wurde von einem eigenen englischen Lehrer erzogen. Als ich in Kampala weilte, wurde ich von dem damals 15jährigen König empfangen und zum Nachmittagstee eingeladen. Dabei zeigte er mir eine englische Landkarte, die er selbst gezeichnet hatte, und schrieb mir zum Abschied auf meine Visitkarte (mit lateinischen Lettern) „Daudi-Chwa, Kabaka". Kabaka heißt Imperator. Dieser Titel wurde ihm von England gewährt, angesprochen wird er aber als königliche Hoheit. Der Nachmittagstee verlief ganz nach englischem Muster. Am nächsten Tag traf ich den König beim Fußballspiel mit den Engländern.

Des Königs erster Minister oder Katikiro ist Lord Ápolo Kagua, ein imposanter kluger und würdevoller Mann mit typischen Bantuzügen. Ich besuchte ihn, als er gerade im Eingebornengerichtshof „Schauri" abhielt, d. h. zu Gericht saß. Mir wurde ein Platz zur Rechten Ápolo Kaguas angeboten und ich konnte der Verhandlung beiwohnen. Es wurde ein Mann vorgeführt, dessen Hände und Hals durch eine aus Stroh geflochtene, große, hufeisenförmige Zwinge zusammengehalten wurde. Er hatte

eines seiner drei Weiber im Felde meuchlings ermordet. Die Zeugen knieten vor Ápolo und erhoben sich, wenn sie sprachen. Die zwei überlebenden Frauen des Angeklagten sagten gegen ihn aus und er wurde zum Tode mit dem Speer verurteilt. Die Geschwornen fällten ihr Urteil dadurch, daß sie bei der Abstimmung ihre Daumen bodenwärts hielten. Die ganze Verhandlung verlief sehr würdevoll, die zirka 30 Senioren, welche die Abstimmung vornahmen, machten einen sehr intelligenten Eindruck.

Uganda ist ein ungemein interessantes Land und ist sicher noch sehr entwicklungsfähig. Sehr viel hängt diesbezüglich von der hygienischen Sanierung des Landes ab.

## II. Die Basoga.

Am 24. November landete unser Dampfer „Winifred", der unsere Träger von Entebbe gebracht hatte und den wir in Munyonyo, dem Hafen von Kampala, bestiegen hatten, in Jinja, dem Hauptort von Usoga und der ganzen Zentralprovinz, am Austritt des Nils aus dem Viktoriasee, also in der Nähe der Riponfälle. Der Nil bildet die Grenze zwischen Usoga und dem Königreich Uganda. Usoga reicht nach Norden bis zum Kiogasee, im Südosten grenzt es an Kavirondo, im Nordosten an Bukedi. Die Ostgrenze Usogas bildet der Mpologoma. Das Land ist längs der großen Straße, die von Jinja nach Mbale führt, mit Bananen, Rohrzucker, Durra, Baumwolle, Gummibäumen, Tabak u. a. bebaut und fruchtbar.

Joseph Thomson hatte, wie bereits erwähnt, 1884 versucht, nach Usoga zu gelangen, mußte aber an der Grenze dieses Landes wegen der Drohungen des Königs von Uganda umkehren. Der erste Europäer, der Usoga betrat, war Bischof Hannington. 1886 drang er als erster für Uganda bestimmter anglikanischer Bischof vom Kavirondogebiet her in Usoga ein. Muanga, der König von Uganda, wollte aber die Durchquerung des Landes nicht erlauben, wie Johnston[1]) erwähnt, weil eine Prophezeiung bestand, daß Uganda von Fremden unterworfen werden würde, welche durch Usoga kommen würden. Muanga gab eiligst dem Basoga-Häuptling Luba den Auftrag, den weißen Eindringling sofort erschlagen zu lassen. Bischof Hannington wurde darauf in der Nähe von Jinja von Lubas Leuten gespeert. Die Nachricht davon kam erst 1890 durch Dr. Peters nach Europa.

Usoga war niemals ein Staat für sich; verschiedene Teile des Landes wurden von verschiedenen Häuptlingen beherrscht. Usoga war schutzlos den Raubzügen der Waganda preisgegeben, die sich dort Frauen und Nahrung holten. Ganz wilde Zustände herrschten in Usoga. Wenn ein Häuptling starb, so entsandte der neue Häuptling rasch eine große Zahl von Kriegern in die Umgebung mit dem Auftrag, alles, was sie trafen, zu töten. Außerdem wurden ein Jüngling und ein Mädchen gefangen und am zweiten Tage nach dem Tode des Häuptlings getötet, ihre Geschlechtsteile abgeschnitten und zusammen mit denen eines Stieres in eine große Fetischtrommel gegeben. Die Trommel wurde dann geschlagen, um so den Tod des Häuptlings anzuzeigen.[2])

Zur Zeit unserer Expedition waren durchaus noch nicht alle Teile Usogas wohl durchforscht — vielleicht ist dies auch heute noch nicht der Fall — aber Jinja war bereits Telegraphenstation und durch eine breite Straße mit Mbale verbunden. Die neuen Rasthäuser auf dieser Straße sind zum Schutze gegen die Rückfallfieberzecke auf zirka 1·20 *m* hohen Pfählen erbaut.

[1]) l. c. S. 228.
[2]) Johnston, S. 716.
[3]) l. c. S. 714.

Die Sprache der Eingebornen, das Lusoga, ist vom Luganda kaum verschieden. Die Einwohnerzahl von Usoga wurde von Johnston[3]) auf zirka 500.000 geschätzt. Nach der Tradition der Eingebornen war Usoga ursprünglich von Nilnegern, den Lango, und von Elgumi bewohnt, welche den Másai verwandt sind. Die Bantu eroberten das Land und vermischten sich mit den Lango, den Elgumi und einem pygmäenhaften Element.

Das Volk litt oft unter schweren Hungersnöten. Dr. Sells hat an einem Basogaort einen großen Haufen von Totenschädeln zusammengetragen, die alle von Leuten herstammten, welche an Hungersnot gestorben, teilweise aber schon vor ihrem Tode infolge Entkräftung von wilden Tieren zerrissen worden sind. Auch die Schlafkrankheit hat hier gewütet. Hungersnot tritt bei großer Trockenheit ein, weil die Basoga zum größten Teile von Bananen leben, die eine bestimmte Menge Regen brauchen.

Von Jinja an begann die eigentliche Safari; hier schlugen wir am 24. November 1911 zum erstenmal unsere Zelte auf. Die englische Regierung hatte uns von hier an zur Überwachung der Träger 6 Askari beigegeben. Dies war auch notwendig, weil die Basogaträger oft genug unterwegs ihre Lasten einfach wegwarfen und davonrannten. Von den 150 uns zur Verfügung gestellten Trägern mußte ich 40 wegen verschiedener Krankheiten ausschalten. Der Rest war ein abgemagertes und verseuchtes Volk, übersät mit Scabies und anderen Hautkrankheiten, sehr viele syphilitisch. Die Eingebornen gehen fast nackt herum, sind sehr arm und auf tiefer Kulturstufe. Sie sind seit jeher im ganzen Lande als die größten Diebe bekannt. Wie uns der Distriktskommissär von Kumi, Mr. Newman, erzählte, haben Basoga mehrmals auf ganz großstädtische Art in indischen Kaufläden eingebrochen, indem sie einen unterirdischen Gang in den Laden gruben. Trotz ihrer Herabgekommenheit sind die Basoga zäh und ausdauernd und gute Läufer. Das konnten wir an der Brief- und Telegrammpost beurteilen. Diese wird in Zentralafrika in folgender Weise befördert: Man steckt einen Brief in das gespaltene Ende eines etwa 1 *m* langen Stockes und übergibt diesen einem „Renner". Der läuft damit, so lange er kann, und übergibt dann den Brief einem anderen, der damit wieder weiterläuft, und so fort bis ans Ziel. Nie ist uns ein Brief verloren gegangen und wir mußten uns nur über die Geschwindigkeit wundern, mit der die Post durch diese Renner befördert wurde.

Den Marsch kürzten sich die in Jinja angeworbenen, hauptsächlich aus Basoga, zum geringeren Teil aus Waganda bestehenden Träger durch Gesang und Trommel. Sie hielten sehr gut Takt, setzten gleichzeitig ein und hörten mit ihren Chören gleichzeitig auf. Im ganzen erwiesen sie sich als ein recht heiteres Völkchen. Wenn sie zum Zwecke irgendeiner Mitteilung zusammengerufen wurden, so standen sie sehr aufmerksam da, der eine oder der andere rief: „Kelele!" — Silentium! — und dann warteten sie still und neugierig auf das Weitere.

In Bugueri, 53 *km* nordöstlich von Jinja, führten unsere Jinjaträger einen außerordentlich wilden, hochinteressanten Tanz mit Trommelbegleitung auf. Sie banden sich dabei künstliche Penisse aus Stangen und Lappen vor und ahmten beim Tanz den Koitus nach. In Munjagoi, in der Nähe des Mpologomasumpfes, führten Wasoga, welche dort unter dem Befehl des englischen Beamten Fitz Gerald die Straße bauten, nach Feierabend eine Reihe prächtiger Ringkämpfe auf, die wir photographierten. Auch unsere Träger beteiligten sich daran. Die Ringkämpfe verliefen in der Art des „Catch as catch can". Wir warfen, dem Brauche der Weißen entsprechend, zur

Aufmunterung und Belohnung Cents unter die Leute, die wir zu solchen Zwecken in Säckchen mitführten. Der Ringkampf ist überhaupt bei den Negern sehr beliebt.

Die Überquerung des von Papyrus dicht umschlossenen Mpologomasees wurde in Einbäumen durchgeführt.

Eine ausführlichere Beschreibung verschiedener Sitten und Gebräuche der Basoga bringt Roscoe.[1])

Am 2. Dezember, sechs Tage, nachdem wir Jinja verlassen hatten, erreichten wir Mboa oder Naboa, den Höhepunkt der Straße von Jinja nach Mbale, gegenüber dem Kokintschoro, einem Vorberg des Elgon. Kurz vor Naboa erscheint der Elgon als ein ungeheuer breiter, im Vergleiche mit den Alpen flach ansteigender Bergriese, rechts in weiter Ferne davon der Kenya und Kilimandscharo, links der Kokoro (Mount Debasien). Vor uns sehen wir ungeheure Steppengründe brennen, ein Anblick, an den wir uns bald gewöhnen. Das trockene Elephantengras entzündet sich entweder von selbst oder durch Unachtsamkeit der Eingebornen. Der Schaden ist nicht groß, weil rasch junges Gras nachwächst.

Die Ostgrenze von Usoga verläuft von Mjanji am Viktoriasee zum Mpologoma, der dieselbe fortsetzt. Das Wort Mpologoma bedeutet „Löwe", nach Roscoe angeblich wegen der Breite dieses Sumpfflusses, der nur mit Kanoes überschritten werden kann und so einen Schutz vor Feinden bildet.[2])

Seinen Zufluß bekommt der Mpologoma vom Elgon. Sein Ufer ist von Papyrussträuchern dicht bedeckt. Der Mpologoma- und Kiogasee bilden die Grenzlinie zwischen Bantu- und Nilnegern. Diese Grenze setzt der Nil bis zum Albertsee fort.

Roscoe schildert einen kleinen Bantustamm namens **Bakene,** welcher in seinen Sitten, in seiner Sprache und seiner Erscheinung mit den Basoga eng verwandt ist. Die Bakene wohnen in schwimmenden Hütten am Mpologoma- und am Kiogasee. Von dort aus sollen sie sich auch am Salisburysee und sogar am Rudolfsee angesiedelt haben. Roscoe glaubt, daß ihre Gesamtzahl 3000 nicht überschreitet. Roscoe erwähnt, daß sie sich die beiden unteren mittleren Schneidezähne ausreißen, und zwar bei beiden Geschlechtern, und daß die Frauen Lippensteine tragen, daß sie sich aber nicht tätowieren. Ihre Hütten bauen sie auf schwimmenden Wurzeln der Papyrussträucher oder in den waldähnlichen Papyrusbeständen des Ufers. Wir selbst haben die Hütten der Bakene bei unserer Überquerung des Mpologoma nicht gesehen.

Die Bakene sind ein scheues Fischervolk, das mit seiner eigentümlichen Lebensweise am Wasser, ohne Wege, mit dem Kanoe als einzigem Verkehrsmittel, ganz verwachsen ist. Erst kürzlich war in europäischen Zeitungen davon die Rede, daß am Rudolfsee, und zwar hauptsächlich auf der Elmoloinsel, ein eigentümliches aussterbendes Völkchen von einigen hundert Menschen ein amphibienähnliches Dasein friste und daß es höchste Zeit sei, die Lebensbedingungen und die Herkunft dieses Stammes noch vor seinem Aussterben wissenschaftlich zu untersuchen.

Ich glaube, daß es sich hier um jenen Zweig der Bakene handelt, den Roscoe an den Rudolfsee verlegt.

Auf dem Wege von Munyagoi in Usoga nach Terania im Bukedidistrikt hatten wir den Mpologoma zu übersetzen. Dies geschah mit Einbäumen, welche nicht mehr als 20 Menschen faßten. Man fährt über einen ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen langen Wasser-

[1]) Roscoe, l. c. S. 197—256.
[2]) l. c. S. 145.

arm des Mpologoma. Die Überfahrt nimmt zwei Stunden in Anspruch. Die Ufer fanden wir unbewohnt. Das Rasthaus Terania ist vom Ostufer noch drei Meilen entfernt. Die Leute, welche uns über den Mpologoma führten, machten auf uns den gleichen Eindruck wie die Basoga.

(Der II. Teil folgt im LIII. Bande.)

## Erklärung der Tafeln.

**Tafel I.** **Waffen der Bageschu.**

Speere:

1. 195 *cm* langer Speer mit Bambusschaft. Länge der Speerklinge 45 *cm*, Gewicht 75 *dkg*; der Schwerpunkt liegt 28 *cm* vor der Mitte. Die Speerklinge ist mit einer Tülle auf den Schaft aufgesetzt. Über die beiden Schneiden der Klinge ist ein Lederfalz gezogen, der aus einem Stück besteht und an dem Übergang des Blattes in die Tülle mit einem Baumwollband zusammengebunden ist, welches durch Löcher der Lederhülse durchgezogen wird. Der eiserne Schuh ist 14·5 *cm* lang und ist in plumper Weise über das Schaftende gesteckt. Meines Wissens betreiben die Bageschu selbst keine Schmiedekunst. Dann müssen die Eisenbestandteile ihrer Waffen eingeführt sein. Ihre Speere sind Werke primitiver Handschmiedekunst. Die Mittelrippe der Speerklinge ist beiderseits stark ausgebildet. Der Querschnitt durch den Schuh ist allenthalben rund.

2. 194 *cm* langer Speer mit Holzschaft, Länge der Speerklinge 38 *cm*, Gewicht 55 *dkg*. Der Schwerpunkt liegt 15·5 *cm* vor der Mitte. Die Speerklinge mit Tülle auf den Schaft aufgesetzt, ebenso der Schuh (30·5 *cm* lang). Der Querschnitt durch den Schuh allenthalben rund.

3. 185 *cm* langer Speer aus Mbale mit Holzschaft, Länge der Klinge 65 *cm*, Länge des Blattes der Klinge 19·5 *cm*, auffallend langer Blattstiel (45 *cm*), der mit Tülle auf den Schaft aufgesetzt ist. Gewicht 71 *dkg*, der Schwerpunkt liegt 19 *cm* vor der Mitte. Querschnitt durch die Schuhspitze quadratisch. Mit dem eisernen Fuß wird der Speer in die Erde gesteckt. Rechts und links vom „Mohammi" (Häuptling) stecken dessen Begleiter je einen solchen Speer in die Erde, wenn der Mohammi Platz nimmt. Diesen Speer habe ich in Mbale gekauft.

4. Speer aus Buhugu. Schaft gebrochen, aus ganz glattem, politiertem, dunkelbraunem Holz. Dieser Schaft dürfte wohl aus Europa stammen, und zwar von einer Zeltstange. Länge der Speerklinge 35 *cm*. Alle vier Speere sind recht scharf geschliffen.

Schilde:

5. Schild vom Elgon aus einem rechteckigen Stück Büffelleder, das von einem hinten angebrachten, gleichzeitig als Griff dienenden Stock gestützt wird. Höhe 85 *cm*, Breite 23 *cm*. Die Schildfläche ist durchaus mit konzentrischen Halbkreisen verziert, welche durch Querstreifen von 5 *cm* Breite getrennt sind. Die Halbkreise und Querstreifen bestehen aus etwa 8 *mm* breiten Vorwölbungen, welche durch Einschlagen eines spitzen Werkzeuges an der Rückseite des Schildes eingetrieben worden sind. Dies zeigen zahlreiche Spitzenabdrücke auf der Schildhinterfläche. Der Schildstock ist mit $^1/_2$ *cm* breiten Lederriemen dicht spiralig umwickelt und außerdem noch mit Harz überstrichen. Der Stock ist an acht Stellen mit der Schildplatte durch Riemen verbunden; in der Mitte sind zwischen Stock und Schildplatte in einer Distanz von 11 *cm* zwei Holzbalken quer eingeschoben, dadurch entsteht zwischen Stock und Platte der zum Durchschieben der Hand nötige Zwischenraum. Am Stock ist ein

Tragriemen befestigt, mit dem der Stock auf der Schulter getragen wird. Die Schildfläche weist mehrere Schnitte von Speerwürfen auf. Gewicht des Schildes 1·17 *kg*.

6. Büffelhautschild vom Elgon, genau so wie der vorhergehende gebaut und verziert, aber größer, 86 × 40 *cm*. Dieser Schild hat die Verzierungen merkwürdigerweise an der seinem Träger zugekehrten Seite. Die Stanzlöcher der zur Verzierung verwendeten Instrumente sind an der dem Feinde zugekehrten Seite sichtbar; der Schild ist an mehreren Stellen von Speeren durchbohrt, hat also sicherlich schon Kämpfe mitgemacht. Der Stock ist mit den Riemen zur Befestigung am Schild umflochten und außerdem mit einem Tragriemen versehen, womit der Schild auf der Schulter bequem getragen wird.

7. Längsovaler Schild aus Büffelhaut, aus Buhugu stammend, größte Länge 75 *cm*, größte Breite 23 *cm*. Die Schildfläche ist unverziert, ihr Rand ist nach vorne umgekrempelt, in der Mitte trägt sie einen faustgroßen Buckel mit vier längsgerichteten Ausläufern an den Ecken, welcher der den Stock haltenden Hand Raum gibt. Die dadurch entstehende Vorwölbung an der Schildvorderseite hat die Form eines Haifischeies. Der Schildstock ist mit Lederriemen spiralig umwickelt und mittels gleicher Lederriemen an der Platte befestigt, indem jene durch sehr gut ausgestanzte Löcher der Platte durchgezogen und damit verknüpft sind.

Köcher:

8. Köcher mit acht Pfeilen und einer ausgebrochenen Pfeilspitze aus Buhugu. Länge 86 *cm*, Umfang 22 *cm*. Er ist aus Bambusrohr angefertigt. Innere Weite 6 *cm*, durchschnittliche Wandstärke 4 *mm*. Die Außenfläche ist geglättet, die Innenfläche rauh mit längsgerichteten Holzfasern. Das untere Ende ist mit einem daran befestigten, das obere mit einem abnehmbaren Deckel aus steifem Leder verschlossen. Der Deckel hat eine kegelförmige Spitze, die aus Leder gepreßt ist. Der dem Köcher anliegende zylindrische Teil des Deckels hat eine Höhe von 4 *cm* und ist an der Außenfläche mit einer Kerbschnittzeichnung versehen, die aus Ringen mit zwischen den Ringen schräg verlaufenden zarten Linien besteht. An einigen Stellen stehen auf dem Leder noch einige rotbraune Haare. Ein kurzer Fortsatz des Deckels trägt ein Loch, durch welches ein am freien Ende geknüpfter Fellstreifen zur Befestigung des Deckels hindurchgezogen ist. Dieser Fellstreifen läuft längs der ganzen Köcherwand bis zum unteren Deckel des Köchers und ist aus dem gleichen Stück Leder geschnitten wie letzterer. Auf die gleiche Weise gehen von dem unteren Köcherdeckel zehn mit ihm aus einem Stück geschnittene Fellstreifen aus und verlaufen längs des Köchers. Sie sind an die Wand desselben durch 28 zirkulär verlaufende Fellstreifen befestigt. Jeder dieser Fellstreifen ist aus einem einzigen Stück Fell ausgeschnitten und trägt einen Tförmigen Lederstreifen, welcher längs des Köchers verläuft. Ein längsverlaufender Fellstreifen dient als Tragriemen; damit wird der Köcher um die Schulter gehängt. Einer der Fellstreifen weist rotbraune und weiße Haare auf. Die Fellstreifen stammen offenbar von einem Rinde her.

Die acht Pfeile des Köchers sind von gleichem Typus und allem Anscheine nach recht alt und oft gebraucht. Sie haben alle Holzschäfte, eiserne Spitzen und Flugsicherung mit Federn. Die Länge der Pfeile schwankt zwischen 71 und 78 *cm*, das Gewicht zwischen 18 und 26 *g*. Die Schäfte sind drehrund, teils ganz dunkelbraun, teils hell und haben eine Dicke von durchschnittlich 6 *mm*. Sie sind nicht verziert. Die Spitzen sind durchaus lorbeerblattförmig. Sie sind mittels eines eisernen Dornes in den Schaft eingelassen. Die Dorne sind teils vierkantig, teils rund. Um das Aufsplittern des Schaftes zu verhindern, ist dessen oberes Ende mit Bast umwickelt. Die Spitzen

stecken sehr fest in den Schäften. Sie sind verschieden lang und verschieden breit, das Blatt der längsten Spitze ist 5·5, das der kürzesten 2·5 *cm* lang. Eine Mittelrippe ist bei allen Spitzen mehr oder weniger deutlich ausgeprägt, Die beiden Hälften des Blattes liegen in einer Ebene. Die Seitenflächen der vierkantigen Dorne liegen der Fläche der Spitze parallel bzw. senkrecht dazu. Die Flugsicherung ist echte Bundfiederung. Sie besteht bei sieben Pfeilen aus drei, bei dem achten aus zwei Fahnen. Letzterer trägt eine sehr primitiv gearbeitete und schlecht geglättete Spitze. Die Federn sind am Schaft mittels feiner Baststreifen angewickelt. Die Bastfasern laufen zwischen den Strahlen spiralig um den an den Pfeilschaft angepreßten Kiel herum. Die Flächen der Fahnen stehen nicht streng radial. Die Umwicklung reicht bei zweien der Pfeile kontinuierlich bis zur Kerbe. Die Kerbe ist rechtwinkelig mit abgerundeten Ecken und durchschnittlich 4 *mm* tief. Alle Kerben sind mit Bast kräftig umwickelt, um ein Aufspalten der Kerbe zu verhindern.

Die ausgefallene Pfeilspitze, die sich im Köcher befindet, hat einen dicken Giftbelag. Die übrigen Pfeile sind anscheinend nicht vergiftet.

9. Köcher ohne Tragriemen mit vier Pfeilen mit Eisenspitzen aus Buhugu.

Länge 78 *cm*, innere Weite 4·5 *cm*. Lederdeckel und Bau wie bei Nr. 8. Die Fellstreifen sind dunkelrotbraun behaart. Alle vier Pfeile zeigen den gleichen Typus Die Spitze eines Pfeiles sehr stark usuriert, wie ausgenagt. Alle vier Pfeile in den Einzelheiten von gleichem Typus wie bei Nr. 8.

10. Köcher mit elf Pfeilen aus dem Bageschugebiet, besonders schönes Stück von gleichem Typus wie die vorigen. Länge 79 *cm*, innere Lichte 5 *cm*, außen mit Fellstreifennetz überzogen, welches unten in eine Kappe übergeht und deckelwärts mit einem zirkulär umwickelten, dicken Lederring abschließt. Der Deckel ist mit Bastspagat am Köcher angebunden. Ein langer Tragriemen ist durch zirkuläre Lederstreifen am Köcher befestigt. Die elf Pfeile haben durchwegs Eisenspitzen mit in den Schaft eingelassenem Dorn. Die längste der Spitzen hat Weidenblattform und eine Länge von 9 *cm*, die kürzeste nur 4·5 *cm*. Neun Pfeile haben Wickelfiederung mit drei teils radial, teils turbinenartig gestellten Fahnen, ein Pfeil hat Bügelfiederung [1]) mit zwei tangential am Schaft befestigten Fahnen, d. h. die kerbenwärts gerichteten Enden der Federkiele sind spitzenwärts umgebogen und am Schaft durch Bastumwicklung befestigt. Die pfeilspitzenwärts gerichteten Enden der Federkiele sind ebenfalls durch Bast an den Schaft gewickelt. Zwischen diesen beiden Enden ist die Fahne nicht am Schaft befestigt, sondern frei.

Der elfte Pfeil hat Stegfiederung [2]) mit zwei tangential stehenden Federn. Das vordere und hintere Kielende der beiden Federn sind durch ziemlich breite Baststreifen an den Schaft gewickelt. Der Zwischenraum der Feder ist frei. Die Umwicklung des Schaftes reicht bis zur Kerbe. Alle elf Pfeile haben eine keilförmige Kerbe, in deren Nähe der Schaft mit Bast umwickelt ist. Länge zwischen 79·5 und 73·5 *cm*, Gewicht zwischen 22 und 34 *g*.

Meine Sammlung enthält noch einen vierten Köcher aus dem Bageschugebiet mit acht Pfeilen. Der Köcher ist eben so gebaut wie die oben beschriebenen und mit Tragriemen versehen, aber ohne Deckel. Die Pfeile sind größtenteils mit Bundfiederung versehen, einer aber mit Bügelfiederung. Die Spitzen sind von verschiedener Länge und Breite, die größte 10·5 *cm* lang und im Maximum 2·1 *cm* breit, die zarteste nur 6 *cm* lang und 1·1 *cm* breit.

[1]) K. Weule, Der afrikanische Pfeil, Leipzig 1899, S. 30.

[2]) Ibidem S. 30.

## Einzelne Pfeile:

11. Bageschupfeil, Fiederung verloren, die Bastumwicklung des Kerbenendes zeigt, daß der Pfeil entweder eine Bügel- oder eine Stegfiederung trug.

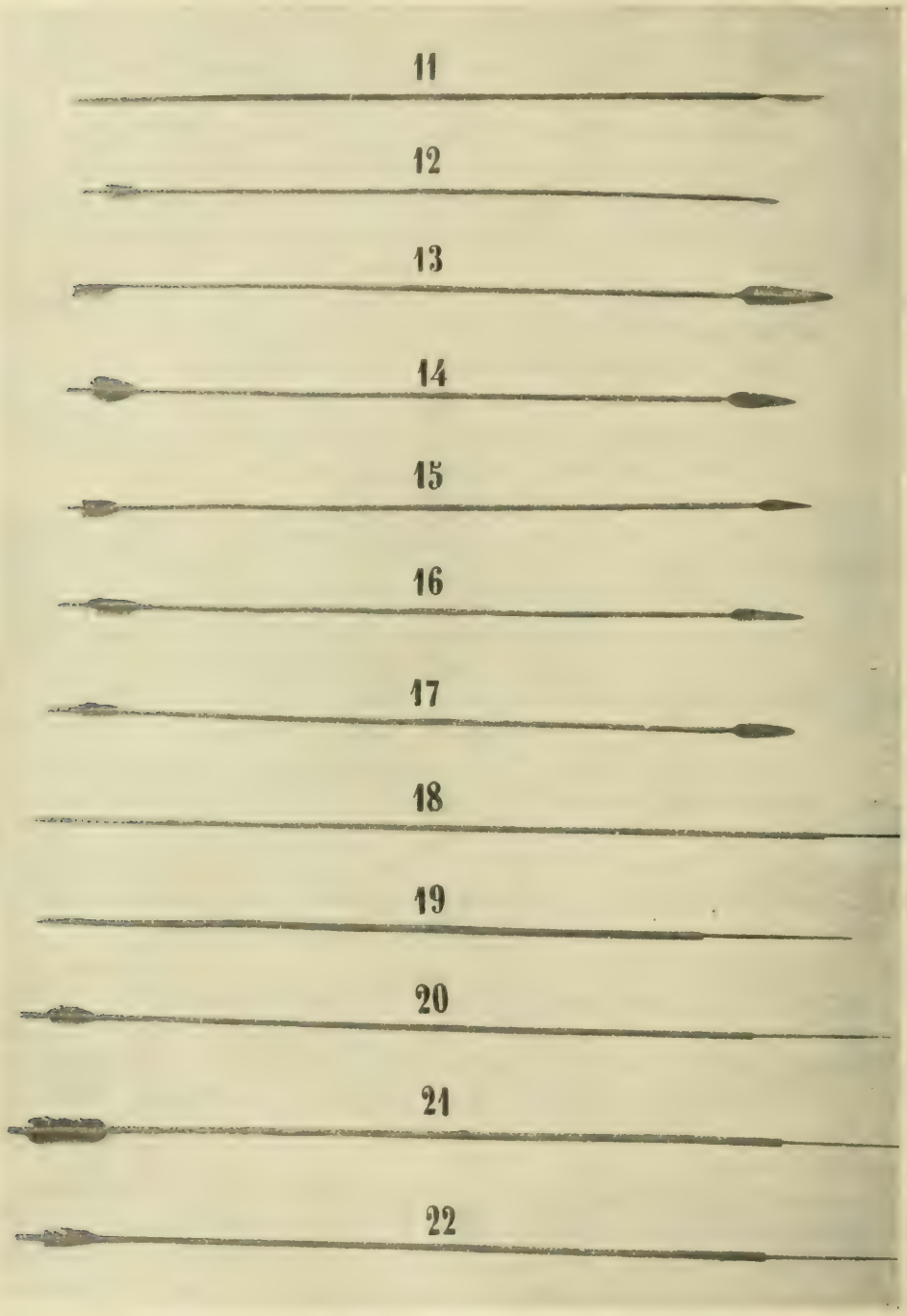



Abb. 1. Bageschupfeile der Tafel I rechts.

12. Bageschupfeil, 74 *cm* lang, 22 *g* schwer, Pfeilspitze aus Eisen, das Blatt derselben 2·8 *mm*. Dorn vierkantig, die Flugsicherung besteht aus drei Federn mit Bundfiederung.

13. Bageschupfeil, 79 *cm* lang, 39 *g* schwer, Länge der Spitze 10 *cm*, größte Breite derselben 2 *cm*, Bundfiederung mit zwei Federn.

14. Bageschupfeil mit papierdünner, schartiger Spitze, 32 *g* schwer, 77·5 *cm* lang, Wickelfiederung mit drei radial gestellten Federn.

15. Bageschupfeil, 79 *cm* lang, 26 *g* schwer, Flugsicherung mit Wickelfiederung vier turbinenartig angeordnete, rückwärts in gerader Linie abgeschnittene Fahnen. Die Umwicklung reicht bis zur abgerundeten Kerbe.

16. Bageschupfeil, 79·5 *cm* lang, Pfeilspitze 7·6 *cm* lang, Blatt der Spitze papierdünn, Bügelfiederung von 5·5 *cm* Länge, Gewicht 25 *g*.

17. Bageschupfeil, 79·5 *cm* lang, Pfeilspitze 7 *cm* lang, Gewicht 26 *g*, Bügelfiederung 4 *cm* Länge.

Meine Sammlung enthält ferner noch folgende Pfeile:

Nr. 7 S: Pfeil mit abgerundeter Eisenspitze, 80 *cm* lang, 35 *g* schwer, Wickelfiederung. Besonders tiefe abgerundete Kerbe.

Nr. 218 S: Ein Bündel von acht Bageschupfeilen mit verschieden langen Eisenspitzen mit Wickelfiederung (drei Fahnen), alle mit Bastumwicklung.

Pfeile mit Holzspitze (Vogelpfeile).

18. Schaft ohne Kerbe, das auf den Bogen aufzusetzende Schaftende mit Bastfasern umwickelt. Diese Umwicklung fehlt an dem in Fig. 18 abgebildeten Pfeile. Holzspitze in den Schaft einfach eingesteckt. Der Schaft besteht offenbar aus Hollunderrohr, 94·5 *cm* lang.

19. Holzpfeil, Schaft aus Hollunderrohr, Länge 88 *cm*, Kerbe mit rechtwinkeligen Ecken, vor der Kerbe eine Umwicklung aus Bast. Die Spitze so locker in den Markraum des Schaftes eingesteckt, daß sie leicht herausgezogen werden kann. Die Spitze ist aus sehr hartem Holz und ragt aus dem Schaft 14 *cm* lang hervor. Ihr vorderes Ende ist scharf zugespitzt und mit einer feinen, zusammengedrehten Bastschnur umwunden. Pfeilgift: Die ganze Spitze ist von einer schwarzen Giftschicht überzogen, die man leicht abkratzen kann. Ich habe diesen schwarzen Belag von mehreren Pfeilspitzen abgekratzt und in Wasser gelöst. Die Lösung war dunkelbraun. Zur Erforschung ihrer Giftwirkung habe ich sie weißen Ratten subkutan injiziert. Die Ratten zeigten aber keine Vergiftungserscheinungen. Vielleicht war das Alter der Pfeile daran schuld.

Mein Diener Kilimandscharo aus dem Stamme der Dschaluo erzählte mir, daß man in seiner Heimat Pfeilgift aus einer Mischung von Schlangengift, Pflanzengift und Wundeiter herstelle. Männern, die von so vergifteten Pfeilen getroffen wurden, seien Augenlider, Gesicht und Zunge angeschwollen und sie seien bald darauf gestorben.

Die hier beschriebenen Holzspitzenpfeile dienen nach Angabe der Bageschu bloß zur Vogeljagd.

20. Pfeil mit Baumblattflugsicherung, 93 *cm* lang. Zwei Blätter sind in einen Spalt als Flugsicherung eingeklemmt, Länge der Flugsicherung 5·5 *cm*. Die Kerbe ist tief und rechteckig und in ihrer Nähe ist der Schaft fest mit Bast umwickelt.

21. Vogelpfeil mit gefiedertem Fuß, Länge 96 *cm*, 24 *g* schwer, Länge der Spitze 12·8 *cm*, Durchmesser des Schaftes 9 *mm*, Tiefe der rechtwinkelig geschnittenen Kerbe 3 *mm*. Die Flugsicherung wird durch eine Feder von 8 *cm* Länge gebildet, welche in einen Spalt des Schaftes eingezwängt ist. Die Flugsicherung ist also zwei-

zeilig. Die Holzspitze ist ebenso mit Bast umwunden und mit dickem, schwarzem Anstrich versehen, wie bei den vorhergehenden Pfeilen.

22. 94·5 *cm* lang, Gewicht 26 *g*, Schwerpunkt 48·25 *cm* von der Spitze, Länge der Spitze 15·5 *cm*, Flugsicherung zweizeilige Feder, in den Schaftspalt eingeklemmt. Der Schaft ist spitzen- und kerbenwärts vom Spalt mit Bast umwickelt. Die Kerbe ist einfach keilförmig. Dieser Pfeil stammt aus Buhugu am Elgon.

Außerdem enthält meine Sammlung folgende, nicht photographierte Holzpfeile: Nr. 21 S: Ein Bündel von 14 befiederten Vogelpfeilen von dem Typus der Fig. 21 und einen vom Typus Fig. 22, alle aus Buhugu. Die Fiederung ist durchaus mit Hühnerfedern hergestellt, die in den Fuß des Schaftes eingezwängt sind, und zwar in einen Spalt, der senkrecht zur Kerbe steht. Über der Kerbe Bastumwicklung. Die Spitze hat einen dicken Giftüberzug. Der Schaft ist verschieden dick und daher die Pfeile verschieden schwer. Der leichteste ist 13 *g* schwer, sein Schaft hat einen Durchmesser von 1 *cm*.

Nr. 24 S: 4 Pfeile mit Baumblattflugsicherung, der längste 99 *cm* lang, 20 *g* schwer, der kürzeste 93·5 *cm* lang, 17 *g* schwer.

2 Pfeile mit Hühnerfeder, der eine davon mit Bastumwicklung des die Pfeilspitze tragenden Schaftendes und mit einer doppelten Bastumwicklung zu beiden Seiten der Flugsicherung. Alle 6 Pfeile aus Buhugu.

Nr. 11 S: Ein Bündel von 8 Bageschuvogelpfeilen ohne Flugsicherung. Kerbe mit Bast umwickelt.

Nr. 9 S: Ein Bündel von 12 Vogelpfeilen mit teilweise sehr stark giftgetränkten Holzspitzen, vom Elgon.

Nr. 14 S: 10 Vogelpfeile mit gekerbtem Fuß wie Nr. 9 S.

Nr. 13 S: 16 Bageschupfeile mit ungekerbten Schäften vom Typus der Fig. 18, d. h. mit völlig ungekerbtem Schaft. Elgon.

Nr. 20 S: Ein mit Bast zusammengebundenes Bündel von 24 Vogelpfeilen mit vergifteten Holzspitzen aus Buhugu, alle vom Typus der Fig. 19. In solchen Bündeln werden die Pfeilvorräte von den Eingebornen aufbewahrt.

Nr. 8 S: Ein Bündel von 12 gleichen Pfeilen vom Elgon. Es ist nicht nur die Spitze, sondern auch der ganze Schaft mit schwarzer Masse bestrichen.

Nr. 12 S: 17 Vogelpfeilschäfte, deren Spitzen zu Versuchen über die Giftwirkung dieser Pfeile verwendet wurden.

Nr. 18 S: Bündel von 27 Vogelpfeilen vom Typus Fig. 19, alle durchschnittlich 95 bis 96 *cm* lang. Die ganze Oberfläche der Schäfte mit dem gleichen schwarzbraunen Anstrich wie die Pfeilspitzen. Das ganze Bündel wird von drei Bastschlingen zusammengehalten. Ich kaufte dieses Bündel in Buhugu.

Nr. 19 S: Bündel von 23 Vogelpfeilen aus Buhugu vom Typus der Fig. 19, ohne dunkelbraunen Anstrich. Die Pfeile und ihre Spitzen sind hellbraun. Die Spitzen sind mit Bast spiralig umwickelt, aber nicht mit Gift bestrichen. Das ganze Bündel ist mit drei Bastschleifen zusammengehalten.

Nr. 22 S: 42 teils ganz, teils nur an den Spitzen, mit schwarzer Masse bestrichene Vogelpfeile aus Buhugu.

Die von mir in Buhugu gekauften Pfeile stammen großenteils auch aus den Nachbardörfern, aus denen die Leute, durch unsere Geldangebote angelockt, zusammenkamen.

Nr. 10 S: 12 Dutzend Vogelpfeile, Spitzen durchwegs mit Giftbelag, aus verschiedenen Elgondörfern.

Nr. 23 S: 16 Vogelpfeile mit Holzspitzen. Baumblattfiederung nach dem Typus der Fig. 20. Der Spalt im Schaft, durch welchen das Baumblatt gesteckt wird, steht senkrecht zur Kerbe. Die Spitzen sind alle mit einer Spirale aus Bast überzogen und mit einer dicken, schwarzen Masse bestrichen, die sich namentlich in den Rillen zwischen den Spiralen ansetzt. Der Zweck dieser Spiralen ist offenbar der, dem Gift in größerer Menge Halt zu gewähren.

Bogen:

23. Bogen aus Buhugu. (Nr. 42 S): Länge (Abstand beider Bogenenden) 135 *cm*. Der Bogen ist mittelmäßig stark gebogen (ohne Rückbiegung der Enden) und aus einem in der Mitte drehrunden, gegen die Enden zu ovalen, verjüngten Stab aus hartem Laubholz gebildet. Die zweisträhnig gedrehte Sehne besteht aus Pflanzenfasern. An einem Ende des Bogens ist durch aufgewickelte Bastfasern ein Widerlager zum Anbringen der Sehne hergestellt. Die Sehne ist an dieser Stelle in einer einfachen Schlinge um den Bogen gelegt, das freie Sehnenende ist zu einem Fingerknoten geschürzt und durch die erwähnte Sehnenschlinge rückläufig durchgezogen. Am anderen Ende ist die Sehne nach dem „Papillotentypus“[1]) befestigt und der übrig bleibende Teil der Sehne ist spiralig um das Ende des Bogens gewickelt. Die Entfernung zwischen Sehne und Bogenstab beträgt 12 *cm*, so daß die Hand, welche den Bogen hält, durch die rückschlagende Sehne nicht getroffen wird. Die Sehne selbst ist 97 *cm* lang, 50 *cm* von dem einen Ende ist in ihr ein mehrfacher Knoten geschürzt, neben welchem offenbar die Pfeilkerbe angesetzt wird. Dieser Bogen ist auffallend leicht, er wiegt nur 135 *g* und weicht von den übrigen im Elgongebiete gebräuchlichen Bögen dadurch ab. Vielleicht stammt er nicht von den Bageschu, sondern von den Batua.

24. (Nr. 37 S): Bageschubogen, Abstand von einem Bogenende zum anderen 143 *cm*, Länge der Sehne 130 *cm*, Querschnitt des Bogens in der Mitte rund, an den Enden oval. Größte Dicke des Bogenstabes 2 *cm*, größter Abstand der Sehne vom Stab 16 *cm*. Die Sehne ist dreisträhnig und besteht aus Pflanzenfaser. Auf beide verjüngten Bogenenden ist ein Lederring (vielleicht aus der Schwanzhaut eines Wiederkäuers) gesteckt und diese beiden Ringe dienen als Widerlager für die Schlingen, mit welchen die Sehne am Bogen befestigt ist. Die Befestigung erfolgt an einem Ende nach dem Papillotentypus, auf dem anderen Ende mit Hilfe einer zweifach umgelegten Schlinge, unter welche das am Ende geknotete Sehnenende durchgeschoben ist. Die Sehne ist sehr straff gespannt.

25. (Nr. 40 S) Bageschubogen, schwach gekrümmt, Länge 149 *cm*, Bogenstab im Durchschnitt vierkantig mit abgerundeten Seiten, im unteren Drittel mit einem darübergezogenen Fellbeschlag von 4 *cm* Länge, aus der Schwanzhaut eines Widerkäuers hergestellt. Die Sehne ist aus Tierfaser und dreisträhnig. Sie ist an beiden Enden ziemlich regellos in mehrere Schleifen an den Bogen angeknotet.

26. (Nr. 35 S): Fast gerade gestreckter, nur an beiden Enden gekrümmter Bageschubogen, von 165 *cm* Länge, aus sehr hartem und schwerem, wohlgeglättetem Holz. Die Sehne ist aus Pflanzenfaserspagat (dreisträhnig) hergestellt und an dem einen Ende nach Papillotentypus angebracht, das andere Ende ist einfach zu einer Schlinge geknüpft und diese Schlinge ist über das spitz zulaufende Ende des Bogens darübergesteckt worden. Ein Astknorren in der Nähe des Endes des Bogens bildet das Widerlager für die Sehnenschlinge.

[1]) L. Frobenius, Kulturtypen aus dem Westsudan, Ergänzungsheft Nr. 166 zu Petermanns Mitteilungen, S. 116.

Außerdem enthält meine Sammlung noch folgende Bageschubogen:

Nr. 38 S: 160 *cm* langer Bageschubogen vom Typus der Fig. 24. Die Sehne besteht aus Pflanzenfaser und ist in der gleichen Weise wie Fig. 24 am Bogen befestigt. Der Stab ist an der Konvexität abgeflacht.

Nr. 31 S: 120 *cm* langer Bogen mit straff gespannter Pflanzenfasersehne, welche so wie bei Fig. 24 am Stab befestigt ist. Der Stab ist an der Konvexität stark abgeplattet. Größte Distanz der Sehne vom Stab 14·5 *cm*.

Nr. 41 S: Bageschubogen von 138 *cm* Länge und ziemlich dünnem, knorrigem Stab. Die Sehne ist aus Tierfaser hergestellt und aus zwei Teilen zusammengeknüpft. Sie ist so wie in Fig. 26 in ziemlich kunstloser Weise über den Bogen gesteckt und wird auf der einen Seite desselben durch eine Spagatumwicklung und auf der anderen Seite durch einen Astknorren am Zusammenrutschen verhindert.

Nr. 28 S: 150 *cm* langer Bogen aus Buhugu. Der Stab hat an der konkaven Seite einen der Länge nach laufenden Spalt. Die Sehne ist an beiden Enden aufgewickelt, offenbar weil sie abgerissen war. Sie besteht aus Pflanzenfasern, wie mir scheint, aus Bananenfasern. Unsere Träger stellten selbst in Mbale aus Bananenfaser Spagat her. Bananenblätter wurden nach der Anweisung unseres arabischen Headmans Abeidi aufgerauht, die zurückbleibenden Rippenfasern der Blätter wieder abgerieben und dann verflochten. Der so entstandene Spagat war recht stark. Abeidi hatte dies selbst in Uganda gelernt.

Nr. 29 S: Bogen aus Buhugu ohne Sehne, an der konvexen Seite abgeflacht; 159 *cm* lang. Die Oberfläche ist glatt und geschwärzt.

Nr. 30 S: Bogen mit abgerissener Sehne aus Pflanzenfaser. Länge des Bogens 137 *cm*.

Nr. 27 S: Bogenstab aus Buhugu. 150 *cm* lang, Querschnitt rund, an der Konvexität abgeflacht. Beiderseits befindet sich 20 *cm* vom Ende ein etwa 15 *cm* breiter Beschlag mit Fell (Schwanzleder), das nach dem Darüberziehen erhärtet ist. Die Tiersehne wird mit einfacher Endschlinge auf den Stab geschoben.

Nr. 32 S: Bogenstab ohne Sehne, an der Konvexität abgeplattet, beiderseits mit Widerlager in Gestalt eines Schwanzfellringes für die Befestigung der Sehne. Länge 157 *cm*.

Nr. 31 S: Bogen mit abgerissener Tiersehne, auf der konvexen Seite durchaus sehr stark abgeplattet, so daß der Durchschnitt nahezu ein Halbkreis ist. Länge 158 *cm*. 6 *cm* von dem einen Ende ist ein Schwanzfellring als Widerlager für die befestigte Sehne angebracht.

Nr. 36 S: Bageschubogen mit Tiersehne, Stab der Länge nach gesprungen, die Sehne abgerissen, sehr elastisch. Länge des Bogens 138 *cm*. Befestigung der Sehne am Bogen an dem einen Ende nach Papillotentypus, an dem anderen mit einfacher Doppelschlinge aufgesteckt.

Nr. 33 S: Mehrere Tier- und Pflanzenfasersehnen, darunter eine sehr elastische, schwarzgefärbte Tiersehne, die von den Bögen beim Transport abgefallen sind, aus Buhugu.

### Geräte der Bageschu:

27. (Nr. 35 S): Saugrohr aus Mbale. Der Zweck dieses Rohres ist, Bier aus einem großen Topf aufzusaugen, um welchen die Trinker alle herumsitzen. Der Apparat ist ein Schilfrohr von 1·43 *cm* Länge und etwa 1·5 *mm* Lumen, bestehend aus 9 Internodien, welches der ganzen Länge nach mit Bast dicht spiralig umwunden ist. An einer Stelle ist diese Umwicklung durch eine solche aus Spagat ersetzt.

Auf das eine Ende dieses Schilfrohres ist ein Endstück aufgesetzt, welches aus einem sehr zarten Geflecht mit einem Holzknopf besteht. (Abb. 2.) Dieses stecken die Eingebornen in den Biertopf und saugen dann am anderen Ende. So wird das jeweilige Getränk durch das Netz des Endstückes filtriert. Das ganze Flechtwerk ist äußerst sorgfältig ausgeführt. Diese Saugfilterröhren fand auch Roscoe bei den Teso [1]) und Bageschu.[2]) Bei der Überquerung des Salisbury-(Kumi-)Sees zeigten mir unsere Träger die Verwendung des Schilfrohres zu einem anderen Zwecke, nämlich das Wasser aufzusaugen und zugleich zu filtrieren. Das Saugrohr steckt in einem dunkelbraunen, an der Oberfläche vollständig glatten Bambusrohr von 165 *cm* Länge. Diese Bambushülse sieht wie braun politiert aus. Das in Abb. 2 abgebildete Saugrohr ist eine Bageschuarbeit.

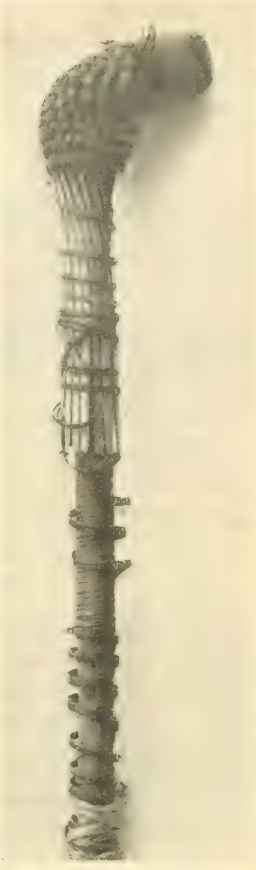


Abb. 2. Saug-Filter-Rohr der Bageschu.

28. (Nr. 215 S): Peitsche aus zusammengedrehter Rhinozeroshaut mit einer Schlinge am Griffende. Länge 164 *cm*. Sie wurde von meinem Boy Kilimandscharo wahrscheinlich in Mbale erworben. Er trug sie auf der ganzen Safari mit sich und verwendete sie gelegentlich gegen andere Neger, um Ordnung zu schaffen, oder auch, um sie zur Abgabe von Lebensmitteln gefügiger zu machen. Als wir uns z. B. im wilden Gebiete von Tobúr einmal verirrten (ich, Kilimandscharo und ein Bageschu-Askari) und wir arg Hunger litten, da drang Kilimandscharo in ein Gehöft ein, hieb unter den Eingebornen mit der hier abgebildeten Peitsche um sich und holte, als die Leute erschreckt auseinanderfuhren, Eier für uns drei.

## Messer der Batua.

29. (Nr. 59 S): Messer eines Batuahäuptlings (besonders wertvolles und seltenes Stück). Am Elgon von Dr. Sells erworben. Das Messer hat die Form eines Römerschwertes, die Klinge ist 21 *cm* lang und im breitesten Teile 4·8 *cm* breit. Der Griff ist 14·5 *cm* lang und am oberen Ende verbreitert. Das Messer ist beiderseits sehr scharf. Die Scheide ist 34 *cm* lang, sie besteht aus 2 Holzplatten, welche durch eine sorgfältig darübergenähte Schlangenhaut zusammengehalten werden und nach unten zu in eine Spitze auslaufen, welche ebenfalls mit einem Stück Schlangenhaut überdeckt ist. Die eine der beiden Platten dieser Scheide hat einen hölzernen Knauf, der durch ein Loch im Schlangenhautüberzug hervorragt. Dieser Knauf ist von einem quergestellten Loch durchbohrt, durch welches Lederriemen hindurchgezogen sind, welche die Scheide zirkulär umfassen. Der so entstehende Lederring dient einerseits dem Tragriemen, anderseits dünnen Riemen zum Ansatz, an deren freien Enden eiserne Schellen hängen, deren Aneinanderschlagen beim Gehen sehr schöne Klänge hervorbringt (ähnlich den Glocken unserer Schlitten). Dies verleiht offenbar dem Träger des Messers einen besonderen Nimbus. An dem Lederring, welcher die beiden Scheidenplatten zusammenhält, ist auch der lederne, 1·5 *cm* breite Traggurt befestigt, dessen freie Enden durch einen schmalen Lederriemen zusammen-

[1]) l. c. S. 270. [2]) l. c. S. 187.

gehalten sind. Derselbe ist an dem ursprünglichen und offenbar abgerissenen Tragriemen des Messers in folgender Weise befestigt: durch die freien Enden dieses Tragriemens sind sechs Löcher gebohrt und durch diese sechs Löcher wurde der dünne Tragriemen hindurchgezogen und das frei heraushängende Ende einfach geknüpft, so daß es nicht mehr zurückschliefen kann.

30. (Nr. 57 S): Prächtiges, sehr großes und schweres Messer vom Elgon. Länge der Klinge 26·5 *cm*, größte Breite 6·2 *cm*. Die Klinge hat Römerschwertform und ist beiderseits sehr scharf. Der Holzgriff ist 13·3 *cm* lang. Die Scheide ist 36·5 *cm* lang und 9 *cm* breit. Sie ist mit Antilopenfell überzogen und mit einem dünnen Lederriemen mehrfach umwickelt. Das Gleiche gilt auch von ihrem langen, spitz zulaufenden Ende. Der Tragriemen wird an der Scheide in zweifacher Weise festgehalten. Die beiden freien Enden des Tragriemens laufen längs der Scheide bis zu deren Spitze und ragen über die Scheidenspitze noch je 6 *cm* frei hinaus (vgl. Fig. 30). Sie werden an der Spitze durch Umwicklung mit einem Lederriemen festgehalten. Eine weitere Befestigung wird durch 16fache Umwicklung mit einem dünnen Lederriemen hergestellt, welcher einerseits durch ein in dem knaufartigen Holzfortsatz der Scheide befindliches Querloch, anderseits durch kurze Längsschlitze in den beiden Tragriemen hindurchgezogen ist.

**Messer der Bageschu (31—34).**

31. (Nr. 58 S): Messer in einer mit Schlangenhaut überzogenen Scheide, von mir in Buhugu um 1·50 Rupies gekauft. Länge des Griffes 13·5 *cm*, Länge der Klinge 21 *cm*, Länge der Scheide 33 *cm*. Die zweischneidige Klinge hat Römerschwertform, sie zeigt eine deutliche Mittelrippe. Der Griff ist aus Holz und mit Leder überzogen. Die Scheide besteht aus zwei Holzplatten, welche durch einen Schlangenhautüberzug und Umwicklung mit Tiersehnenspagat zusammengehalten werden. Unten endet die Scheide mit einem spitzen, mit Sehnenspagat umwickelten Fortsatz. Das hintere Scheidenblatt hat einen aus dem Vollen geschnitzten Fortsatz, welcher quer durchbohrt ist (wie in Fig. 30). Der Ledertragriemen ist am hinteren Scheidenblatt in folgender Weise befestigt: 1. an der unteren Spitze durch Umwicklung mit Sehnenspagat; 2. am oberen Ende der Scheide gleichfalls durch Umwicklung mit Sehnenspagat; 3. durch ein Lederriemchen, welches durch den bolzenartigen Fortsatz der hinteren Scheidenplatte und durch Löcher in beiden daneben vorbeilaufenden Tragriemen durchgezogen und an beiden Enden geknüpft ist. Der Tragriemen ist an beiden Enden und an mehreren defekten Stellen durch Nähte mit Lederriemen oder Sehnenspagat vereinigt. Gewicht 41 *dkg* ohne Scheide. Das Messer ist anscheinend sehr alt, die Klinge stark abgeschliffen.

32. (Nr. 55 S): Messer ohne Scheide, Schneide 19 *cm* lang, an der Basis 6·5 *cm* breit. Von da an fast geradlinig zur Spitze strebend. Die Form der Klinge daher gleichschenkelig dreieckig. Die Klinge zeigt eine deutliche Mittelrippe, Holzgriff sehr breit, Gewicht 34·5 *dkg*.

33. (Nr. 56): Messer ohne Scheide, Klinge von der Form eines Römerschwertes, verhältnismäßig leicht und sehr scharf. Länge der Klinge 22 *cm*, Breite der Klinge 5·5 *cm*, Länge des Griffes 14·3 *cm*, Gewicht 30·5 *dkg*.

34. (Nr. 54 S): Messer ohne Scheide, Schneide 14 *cm*, Griff 16 *cm* lang, Gewicht 142 *g*. Alle diese Messer sind sehr scharf, ihre Klingen sehr primitiv gearbeitet, mit schlechtgeglätteter Oberfläche.

**Holzschwerter der Bageschu:**

Diese Holzschwerter dienen nach der Angabe Dr. Sells nicht zum Kampfe, sondern zur Wegbahnung in Wald und Busch, statt Sensen, zum Mähen. Nach

H. Schwetz, Urgeschichte der Kultur, finden sich ähnliche Holzschwerter auch in manchen Gegenden Australiens.

35. (Nr. 51 S): Holzschwert aus Mbale mit einer abgeflachten und einer konvexen Fläche, die Kanten abgerundet ohne Einkerbungen. Es hat daher nicht den Anschein, daß dieses Schwert bereits viel zu landwirtschaftlichen Zwecken gebraucht wurde. Länge des ganzen Schwertes 124 *cm*, Länge des Griffes 15 *cm*, Breite des Schwertes 4 *cm*, Gewicht 52·5 *dkg*.

36. (Nr. 50 S): Mächtiges Holzschwert aus Mbale, 124 *cm* lang, Länge des Griffes 14 *cm*, Breite des Schwertes 6·5 *cm*. Der Griff ist deutlich abgesetzt mit einem Knauf am freien Ende. Die eine Kante ist abgerundet, die andere Kante von der Spitze bis zur Mitte geschärft, die zugeschärfte Kante ist holperig mit verschiedenen Einbuchtungen, wahrscheinlich vom Gebrauch, Gewicht 64·5 *dkg*.

37. (Nr. 51 S): Holzschwert aus Mbale, eine Seitenfläche flach, die andere stark gekrümmt, die beiden Kanten stark abgerundet. Länge des Schwertes 130 *cm*, Länge des Griffes 15 *cm*, Breite 4 *cm*, Gewicht 52·5 *dkg*. Der Schwerpunkt liegt 64·5 *cm* vom Knauf.

### Schellenschenkelbänder der Bageschu:

38. (Nr. 61 S): An einem 4 *cm* breiten Lederstreifen von 21 *cm* Länge sind teils mit Lederriemen, teils mit Bast 5 eiserne Schellen befestigt, welche die Gestalt der Länge nach aufgeschnittener Bananen zeigen. Im Innern derselben liegen je ein oder 2 kugelige Steine, welche beim Anschlagen an die Schellen einen hübschen Klang erzeugen. Dieses Schellenband wird nach der Angabe Dr. Sells in Mbale den Knaben nach der Beschneidung, die im Alter von etwa 14 Jahren erfolgt, an die Schenkel gebunden. Die frisch Beschnittenen führen dann blutend einen Tanz auf, wobei die Schellen klingen. Die Mädchen stehen dabei ringsum im Kreise und klatschen in die Hände.

39. (Nr. 60 S): Beschneidungsmesser (seltenes Stück). Holzgriff 8·5 *cm*, Klinge 7·5 *cm* lang. Klinge sehr dünn, vorn abgerundet, in der Mitte 2 *cm* breit.

40. (Nr. 62 S): Lederschenkelband mit drei Schellen, die übrigen sind verloren. In jeder Schelle ist nur ein runder Stein.

### Musikinstrumente der Bageschu:

41. (Nr. 92 S): Bambusrindensaiten-Gitarre aus Mbale (von mir in Mbale gekauft). Sie besteht aus neun durch Bambusspagat zu einer Grundplatte zusammengeflochtenen Bambusrohrstücken. Aus der Rinde von acht dieser Stäbe sind 2 3 *mm* breite Streifen der Länge nach abgehoben. Unter dieselben sind 2 Stäbchen (Stege) geschoben, so daß die als Seiten dienenden Rindenstücke frei in der Luft schweben. Die Höhe der Töne kann einerseits durch Änderung der Spannung, anderseits durch die Länge dieser Saiten variiert werden. Auf den so entstandenen acht Saiten wird wie auf einer Zither musiziert. Auf der Unterseite sind ebenfalls aus den Bambusröhren derartige Längsstreifen ausgeschnitten, ohne ihre Enden zu durchtrennen, und unter dieselben dünne Baumrindenplatten zur Erhöhung der Festigkeit der Grundplatten geschoben. Auf diesem Rindensaiteninstrument lassen sich ganz hübsche Töne hervorbringen, welche einen leisen und ziemlich monotonen Gesang der Neger begleiten.

42. (Nr. 93 S): Bambussaiten-Gitarre. Grundplatte wieder aus neun Bambusrohrstäbchen zusammengesetzt, welche durch ganz rohen Bastspagat miteinander

verbunden sind und durch Rindenplatten an der Unterseite versteift werden. Acht von diesen Stäben haben wiederum aus ihrer Rinde ausgeschnittene Saiten, unter welche zwei Ästchen als Stege geschoben sind.

43. (Nr. 94 S): Hirtenpfeife aus Mbale, aus einem mit schwarzem Ziegenschwanzfell überzogenen Bambusstück hergestellt. Durch die Spitze ist ein Tragriemen gezogen. An dieser Pfeife befindet sich nur eine einzige Öffnung, diese wird beim Pfeifen offenbar senkrecht zu den Lippen gehalten.

### Hausgeräte der Bageschu:

44. (Nr. 63 S): Fliegenwedel, aus einem Büffelschwanz erzeugt. In das Schwanzfell ist ein den Wedel steifender Holzstab eingesteckt. Solche Wedel werden von den Eingebornen erzeugt und für Menschen und Tiere verwendet.

45. (Nr. 64 S): Fliegenwedel aus Mbale. Gleich dem vorigen aus einem Büffelschwanz, der der Länge nach aufgeschnitten und wieder zugenäht ist.

52. (Nr. 96 S): Baumbastmatte, bei Allidina Visram in Mbale gekauft. Diese Matten stammen aus Uganda und werden zur Herstellung von Kleidern und zu Verpackungen verwendet. Solche und ähnliche Hausgeräte bekommt man nebst verschiedenen aus Europa eingeführten Artikeln in den Filialen des indischen Großhändlers Allidina Visram, welche bis in die entlegensten, von Europäern kaum erst berührten Gegenden Ugandas vorgeschoben sind.

53. (Nr. 95 S): Vierbeiniges Sesselchen aus einem Stück Wurzelholz. Zwei Füße (Wurzeln) sind durch einen Streifen Rhinozerushaut zur Erhöhung der Tragfestigkeit miteinander verbunden. Die Sitzfläche hat die Gestalt einer langgestreckten Ellipse, ist 21 *cm* lang und 7·5 *cm* breit. Sie ist wohl geglättet. Ihr Abstand vom Boden ist 21 *cm*. Solche Sesselchen trägt der Bageschu gelegentlich in der Hand mit sich.

### Rauchutensilien der Bageschu:

Die Bageschu bauen guten Rauchtabak und Haschisch. Alles raucht Pfeifen, auch die Weiber.

46. (Nr. 85 S): Ein in Bananenblätter eingewickeltes Paket Haschisch aus dem Eigenbau der Bageschu am Westabhange des Elgon. Der Tabak besteht nach der Untersuchung durch Herrn Hofrat H. Molisch aus den beblätterten Fruchtzweigen von canabis sativa (wahrscheinlich forma Indica). Die Hülle ist ein Bananenblatt (Musa), wie sich aus der anatomischen und der Aschenuntersuchung ergeben hat.[1])

51. Desgleichen wie 46. Beide Pakete von mir beim Aufstieg auf den Elgon erworben.

47. (S 87) und 48 (Nr. 90 S): Die beiden Teile eines Pfeifenkopfes aus rotbraunem Ton vom Elgon. 47 der Tabakbehälter, 48 der dazugehörige Aufsatz für die Glut, beide mit eingeritzten Linien verziert, welche schraffierte, bogenförmige Bänder darstellen. (Abb. 3 zeigt beide Teile zusammengefügt.) Die Technik der Herstellung der Verzierungen ergibt sich aus der Zeichnung selbst. Das spitze Messer, welches in den Ton Ritzen machte, wurde bei dem konvexen Rand des Bandes angesetzt und fuhr dann über den konkaven Rand hinaus. Der Aufsatz enthält ein zentrales Loch, welches von sieben Löchern an der Peripherie umgeben ist. Der kegelstumpfförmige oberste Teil des Tabakbehälters, welcher in den Glutbehälter hineingesteckt wird, ist mit Bast umwickelt, zur Dichtung des Verschlusses.

[1]) Ich danke Herrn Hofrat H. Molisch verbindlichst für diese freundliche Untersuchung.

49. Eine Kalebasse (Flaschenkürbis) als Wasserpfeife zum eben beschriebenen Pfeifenkopf mit gewundenem Rohr und einem Loch, in welches ein Pflanzenhalm hineingesteckt ist, der den Pfeifenkopf zu tragen hat. Über die Mitte des Halmes ist ein aus Bast geflochtener Ring geschoben, welcher zu verhindern hat, daß der Halm in die Kalebasse hineinfällt. Der dichte Abschluß wird durch Bastumwicklung erzielt.

Abb. 3. Bageschu-Pfeifenkopf aus 2 Teilen.

Abb. 4. Bageschu-Pfeifenkopf, 1 Stück mit 2 Abteilungen.

50. (Nr. 89 S) und (91 S): Tabakpfeife von der Ostflanke des Elgon. Der Pfeifenkopf (Abb. 4) aus rotbraunem Ton ist durch eine Querscheidewand in eine untere Hälfte zur Aufnahme des Tabaks, eine obere zur Aufnahme der Glut geteilt. Die untere Hälfte wird durch ein seitliches Loch mit Tabak gefüllt. Dieses Loch wird beim Rauchen zugehalten. Der Deckel des Tabakbehälters trägt obenauf die Glut und ist von 7 zu einem regelmäßigen Sechseck angeordneten Löchern durchbohrt. In die Oberfläche des Pfeifenkopfes sind geradlinige, sich schneidende Längs- und Querlinien eingeritzt. Die zugehörige Kalebasse wird, wie Nr. 49, durch einen Halm mit dem Aufsatz verbunden.

### Weibergürtel der Bageschu:

54. (Nr. 65 S): Frauengürtel vom Elgon aus einem bloß 1·5 *cm* breiten Streifen eines Affen(Meerkatzen)felles, welcher seiner Besitzerin als einziges Kleidungsstück diente. Die Enden dieses Gürtels werden durch einen Tiersehnenspagat zusammengehalten. Länge des Gürtels 82 *cm*.

55. (Nr. 66 S): Frauengürtel, von mir in Buhugu erworben. Er besteht aus 42 Lagen perlschnurartig aufgefädelter, gelbbrauner Hirsekörner. Diese Lagen sind durch 6 Lederriemen zusammengehalten. Taillenweite 84 *cm*. Die Hirsekörner sind ohne Zwischenraum über einer gedrehten Schnur aneinandergereiht, die Schlußknoten der Schnüre sind infolgedessen nicht sichtbar. Dieser Gürtel wird, wie alle übrigen Bageschu-Frauengürtel, unmittelbar am nackten Leibe getragen.

56. (Nr. 67): Frauengürtel vom Elgon. Gelbe Hirsekörner sind auf Bastschnüren aufgefädelt und zwar in 95 Lagen, welche mit 12 Riemen zusammengebunden sind. Die Enden der letzteren hängen als Schmuck frei herab. An einer Stelle, welche über den Schamberg zu liegen kommt, sind die freien Enden der Hirsekornschnüre zum Teil durch eine Lederplatte hindurchgesteckt und dadurch festgehalten, zum Teil hängen sie in Form von Büscheln einige Zentimeter lang herab. Über jedes dieser

Enden ist eine Metallhülse geschoben, welche durch einen Schlußknoten der Schnur am Herabgleiten gehindert wird. Dazwischen finden sich aber auch kurze Hirsekornschnüre ohne derartige Metallhülsen mit dickgeknüpften Enden. Die Metallhülsen dieses Büschels geben beim Zusammenklappen einen leisen Klang. Zu beiden Seiten dieses Schellenbüschels ist der Gürtel durch Lederriemen, die in einer Breite von 6 *cm* aufgewickelt sind, zusammengehalten.

57. (Nr. 58 S): Frauengürtel aus Mbale. Eine dicke Lage von sehr vielen dünnen, starken Spagatschnüren ist einerseits an eine um die Taille zu legende, dicke Schnur angeknüpft, anderseits zu einem einzigen zapfenartigen, 15 *cm* langen Fortsatz vereinigt, welcher mit einer Schnur sehr fest umwickelt ist. Dieser Gürtel wird so angelegt, daß er das Gesäß der Frau bedeckt. Der vordere Fortsatz wird zwischen den Beinen durchgezogen und so befestigt, daß er nach Art eines erigierten Penis nach oben zeigt (Fig. 5). Mir wurde in Mbale gesagt, daß dieser penisartige Fortsatz bedeute, daß die Trägerin dieses Gürtels verheiratet sei. Die Taillenschnur trägt an einem Ende eine Schlinge, durch welche das andere freie Ende beim Anlegen des Gürtels hindurchgezogen wird.

(Nr. 69 S) Ähnlicher Gürtel wie der vorhergehende, der penisartige Fortsatz aber nur 9 *cm* lang.

58 (Nr. 70 S): Mädchengürtel, ebenfalls aus dünnstem Spagat geflochten, aber ohne penisartigen Fortsatz. Der Gürtel wird ebenfalls so angelegt, daß die Strähne desselben über das Gesäß hinunterfallen. Diese werden dann zwischen den Beinen durchgezogen, über den Schamberg hinauf und um die Gürtelschnur wieder herumgeschlagen (Fig. 3). Solche Gürtel werden, wie mir in Mbale mitgeteilt wurde, nur von Mädchen getragen. Dr. Sells behauptet aber, daß dieser Unterschied nicht eingehalten werde.

**Tafel II** **Schmucksachen der Bageschu.**

1. (Nr. 78 S): Gürtelschnur aus kleinen Perlen, 78 *cm* lang, davon 26 *cm* mit kleinen dunkelblauen Glasperlen, der Rest mit weißen Porzellanperlen. Sie wurde von einem Bageschumädchen in Mbale um den Leib getragen, und zwar Tag und Nacht, ohne je entfernt zu werden. Die Perlen sind auf einen aus Pflanzenfasern gedrehten Zwirn aufgefädelt.

2. (Nr. 76 S): Frauenohrring aus 7 blauen und 7 weißen Glasperlen, welche abwechselnd oder je zwei gleiche hintereinander auf einen vierkantigen, ringartig zusammengebogenen Eisendraht aufgefädelt sind. Durchmesser 4 *cm*, in Mbale erworben.

3 (Nr. 74 S): Frauenohrgehänge aus blauen Glasperlen verschiedener Größe, auf einen ringartig zusammengebogenen vierkantigen Draht aufgefädelt, zwei große durchsichtige, 8 kleinere undurchsichtige blaue Glasperlen.

4. (Nr. 77 S): Ohreichel: ein Holzbecher von der Form und Größe einer Eichel, wird mit Fett gefüllt und von Bageschufrauen im Ohrläppchen getragen. Das Ganze hat wohl die Bedeutung eines Talismans. Aus Mbale. Herr Dr. Keißler von der botanischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien hatte die Güte, diesen Ohrschmuck zu untersuchen. Mikroskopisch wurde festgestellt, daß er nicht aus einer Frucht (etwa einer Eichel), sondern aus Holz hergestellt ist. Diese Ohreichel sieht wie gedreht aus; auch deutet ein Loch im Scheitel derselben daraufhin. Mir ist aber von einer Drehtechnik der Bageschu nichts bekannt.

S Nr. 219. Ohreichel aus Holz, Durchmesser der Fettschale 1·4 *cm*.

S Nr. 220. Ohreichel aus Holz, Durchmesser der Fettschale 1·9 *cm*.

5. (Nr. 75 S): Ohrring aus zwei durchsichtigen blauen und einer undurchsichtigen weißen Glasperle, auf einen hausgeschmiedeten, vierkantigen Ring aufgefädelt.

6. (Nr. 79 S): Fingerring aus Eisen, und zwar eineinhalb Windungen eines an beiden Enden verjüngten und zugespitzten Eisenbleches. Innere Weite 21 *mm*, Breite des Ringes 9 *mm*; aus Mbale.

7. (Nr. 73 S): Zwei schwarz-weiße Stachelschweinstachel, welche von den Männern in den Ohrläppchen getragen werden. Der längere Stachel ist 25·8, der kürzere 21 *cm* lang.

8. (Nr. 72 S): Zwei kurze, 8 *cm* lange, schwarz-weiße Stachelschweinstachel, welche von den Bageschumännern in den Ohren getragen werden. Von mir am Elgon gesammelt. Meine Sammlung enthält davon 2 Dutzend verschiedener Größe, darunter solche mit außerordentlich scharfen Spitzen.

9. Fünf Lippensteine aus Kalkspat. (Nach der freundlichen Untersuchung des Herrn Dr. Michel vom Naturhistorischen Museum in Wien bestehen diese Lippenpflöcke aus grobspatigem Kalzit.) Aus Mbale. Diese Steine aus Kalzit werden von Männern oder Frauen getragen. Von links nach rechts.

*a)* (Nr. 81 S): Lippenstein von nahezu 8 *cm* Länge, $1^3/_4$ *cm* Durchmesser, mit einem durch eine Nut vom Körper des Steines abgesetzten, verbreiterten, gegen die Zahnfläche des Unterkiefers gewendeten flachen Ende. Die Steine werden durch ein in die Unterlippe geschnittenes Loch hindurchgesteckt, so daß der Lippenstein wie ein kleiner Spitzbart aus derselben herausragt. Den Negern scheint das Tragen dieser Steine keine Schmerzen zu bereiten. Fig. 2 zeigt ein Bageschuweib mit einem Lippenpflock aus sehr leichtem Holz (S. Nr. 221), dessen äußerer Teil eine flache, glatte Scheibe von 22 *mm* Durchmesser, dessen durch die Unterlippe gesteckter Teil ein Zylinder von 7 *mm* Höhe und 17 *mm* Durchmesser ist. Gewicht bloß 2 *g*.

*b)* (Nr. 82 S): Lippenstein aus Mbale von 5·5 *cm* Länge, 1·8 *cm* Durchmesser und 27 *g* Gewicht.

*c)* (Nr. 84 S): Alabasterähnlicher, zarter Lippenstein von 3·3 *cm* Länge, 9 *mm* Durchmesser und nur 5 *g* Gewicht, vom Elgon.

*d)* (Nr. 83 S): Lippenstein aus Mbale, bloß 2·8 *cm* lang, aber 2·2 *cm* dick. Gewicht 20 *g*.

*e)* (Nr. 80 S): Lippenstein aus Mbale ohne Verbreiterung am zahnseitigen Ende. Länge 59 *mm*, Durchmesser 17 *mm*.

S. Nr. 222. Lippenpflock aus Kalzit, 6·7 *cm* lang, Durchmesser des äußeren, zugespitzten Teiles 1·4 *cm*, Durchmesser des im Vorraum der Mundhöhle liegenden, von dem unteren durch eine Einkerbung abgesetzten Teiles 1·6 *cm*, Gewicht 21 *g*. Die Lippensteine sind schwer zu bekommen, weil sich die Leute nicht gern von ihnen trennen wollen.

**Tafel II,** rechte Hälfte. **Kavirondo.**

30. (S.-Nr. 107.) Schweifartiger Schmuck der Kavirondofrauen, 150 *cm* lang. Ein mit Kaurimuscheln besetzter, aus Bastschnüren geflochtener Strick mit einem Antilopenschweif am unteren und einem Messingring am oberen Ende. Der Durchmesser des letzteren beträgt 4 *cm*. Der Ring ist in die Bastschnur eingeflochten. Das Ende der Bastschnur zwischen Ring und Kaurimuscheln ist von einer Eisenblechhülse von zirka 4 *cm* Länge umschlossen. Das untere Ende der Bastschnur ist durch den Antilopenschweif axial gezogen und das freie Ende der Bastschnur innerhalb der Quaste zu einem Knoten geschürzt, der das Herausgleiten der Bastschnur verhindert. An die Bastschnur sind 53 Kaurimuscheln mit Spagat angenäht.

Dr. Sells, der mir dieses seltene und wertvolle Stück schenkte, hat dasselbe in Mbale erworben, wohin viele Kavirondo als Träger kommen. Dieser schweifartige Schmuck wird nach Angabe Dr. Sells' von Kavirondofrauen am Rücken getragen und mit Hilfe des Messingringes am Kopfschmuck befestigt. Kein Mann darf den Schweif berühren, außer dem eigenen Gatten der Trägerin. Berührung dieses Schweifes durch einen anderen Mann wäre ein Zeichen, daß derselbe unerlaubten Umgang mit der Frau gepflogen habe. Ich habe einen solchen am Kopf befestigten und über den Rücken herunterhängenden Frauenschmuck bei den von uns besuchten Stämmen nicht angetroffen und auch in den Werken Johnstons, Roscoes und Lindbloms darüber nichts erwähnt gefunden. Wohl aber sprechen die drei genannten Autoren über eine ähnliche Frauentracht der Kavirondo, die auch eine gleiche Bedeutung hat: Die Kavirondofrauen tragen einen Perlengürtel um die Hüften und an diesen ist rückwärts eine schwanzartige Quaste von geflochtenen Schnüren befestigt, welche zwischen den Gesäßbacken herabhängt und bis zum oberen Ende der Schenkel reicht. Diese Quaste zeigen auch von Dr. Sells aufgenommene Photographien von Kavirondofrauen in Kisumu. Einen Rückenhängeschmuck der Nyaturufrauen bildet, ohne Angabe seiner Bedeutung, Reche[1]) ab.

Johnston[2]) schreibt über die Bedeutung dieses Schweifes: „Wenn ein Mann desselben Stammes ihn berührt (es ist die einzige Bedeckung, welche von einer verheirateten Frau getragen wird), so ist damit eine große Beleidigung begangen worden, sogar wenn der Mann der Gatte der Frau ist. Insolange nicht eine Ziege geopfert worden ist, glaubt man, daß die Frau infolge der Beschimpfung sterben werde. Wenn hingegen diese Bekleidung von einem Feind oder Fremdling berührt oder weggerissen wird, so ist damit nichts Böses geschehen."

Roscoe[3]) schreibt über diesen Schweif: „Der Gürtel mit dem Schweif wird ununterbrochen getragen, solange der Gatte lebt, aber nach seinem Tode nimmt ihn die Witwe ab und hängt ihn an das Hausdach oder der Tür während der Trauerzeit, um zu zeigen, daß sie eine trauernde Witwe ist."

Lindblom[4]) erwähnt, daß die Frauen der sogenannten Kavirondo südlich des Elgon, die sich selbst aber mit anderen Stammesnamen bezeichnen, solche Schwänze tragen. Mädchen tragen diese nach Lindblom nur dann, wenn sie allein einen großen Marsch zu machen haben, um von den Männern ungeschoren zu bleiben; denn es verstoße gegen den Gemeinsinn, eine verheiratete Frau zu belästigen. Die Mädchen müssen aber diesen Schmuck gleich nach ihrer Heimkehr wieder ablegen; Frauen müssen ihn aber immer tragen.

## Bakedi.

31. (S.-Nr. 104.) Bakedi-Mütze, von Dr. Sells in Mbale erworben, mit blondem Federbusch und mit Kaurimuscheln besetztem Kinnriemen. Innerer Umfang 55 *cm*, Gewicht 67 *dkg*. 9 Touren von Kaurimuscheln zwischen Spitze und Basis auf eine Form aus Bastschnüren genäht.

Johnston bildet einen Langohäuptling ab, der einen solchen Kaurimuschelhelm trägt.[5])

[1]) O. Reche, Zur Ethnographie des abflußlosen Gebietes Deutschostafrikas. Hamburg 1914. Tafel 8 und 9.

[2]) l. c. S. 728.

[3]) l. c. S. 282

[4]) Lindblom, I Wildmark och Negerbyar, S. 160 ff.

[5]) l. c. S. 779.

32. (S.-Nr. 106.) Prächtiger Armring aus Elfenbein, Bakediarbeit, innen 6·5, außen 10 *cm* Durchmesser, Gewicht 17 *dkg*. Breite des Ringes (Abstand des oberen vom unteren Rand) 2·6 *cm*.

Diese Elfenbeinarmringe werden heutzutage immer seltener. Die Eingebornen haben sie noch aus früheren Zeiten, in denen ihnen die Jagd auf Elefanten noch nicht verboten war. Dieses Verbot wird aber von den Engländern derzeit sehr streng gehandhabt.

Lindblom[1]) erwähnt das Gleiche von den Elfenbeinarmringen der Akamba. Er schreibt, daß sie nur von Männern getragen werden und heutzutage ziemlich selten sind, daß sie aber auch früher nur von Elefantenjägern und besonders hervorragenden Persönlichkeiten getragen worden seien.

Mir fällt bei diesem sowie bei den meisten Armringen der Eingebornen die geringe Weite auf. Offenbar werden sie schon frühzeitig über die Hand geschoben.

33. (S. 1.) Messer der Bakedi, vom Nordufer des Kiogasees, ohne Scheide, Klinge sehr scharf, 25 *cm* lang, 3·75 *cm* breit. Sehr elegante Form. Holzgriff 10 *cm* lang, aus einem Stück geschnitten, oben mit einem aus dem gleichen Stück geschnittenen, kleinen, zylindrischen Ansatz.

34. (S.-Nr. 105.) Armring, aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem Nilpferdzahn hergestellt. In Kaketta (Tesoprovinz) von mir von einem Mkedi angekauft. Der Oberarm ist in solche Ringe eingezwängt, so daß die Ringe nur sehr schwer über das Ellbogengelenk heruntergestreift werden können.

An dem Armring hängt mittels eines Eisenringes ein sogenanntes Medizinholz, ein medizinischer Talisman. Solche sind hier sehr schwer erhältlich. Gewicht des ganzen Ringes 10·5 *dkg*. Der Ring ist elliptisch, langer Durchmesser 13 *cm*, kurzer Durchmesser 7 *cm*, Breite 3·2 *cm*.

35. (S.-Nr. 103.) Sehr schöne Bakedimütze mit Haarbusch, der von einem in den Mützenzipfel eingesteckten Affenschwanz gebildet wird. Kinnriemen mit Kaurimuscheln besetzt. Kopfweite 53 *cm*, Gewicht 89 *dkg*, 11 Touren von Kaurimuscheln. In den unteren zwei Touren sind sie horizontal, in den neun oberen vertikal gestellt (mit ihrer Längsachse). Die Mütze wurde in Mbale erworben.

36. (S.-Nr. 127.) Ohrring aus Eisendraht mit weißen und blauen Glasperlen, welche abwechselnd aufeinanderfolgen, von einer Tesofrau aus Kaketta stammend.

37. (S.-Nr. 128.) Ohrgehäng mit drei Kaurimuscheln aus Kaketta.

38. (S.-Nr. 101.) Bakedimütze, Kopfweite 54 *cm*, Gewicht 62 *dkg*, 10 Reihen Kaurimuscheln, in den sieben oberen Reihen sind die Kaurimuscheln mit ihrer Längsachse vertikal, in den unteren Reihen horizonal gestellt. Die unteren drei Reihen bilden dieser Art gewissermaßen ein Hutband.

Unser Servierboy Momadi, ein Muganda, hat diese Mütze von Bageschuleuten in Buhugu erstanden und mir dann verkauft. Als Kinnriemen dienen zwei noch teilweise behaarte Lederriemen. Die Hutform ist aus Bastschnüren geflochten und auf diese sind die Kaurimuscheln aufgenäht. Kaurimuscheln waren früher das landesübliche Geld. Die englische Regierung hat dann alle Kaurimuscheln aufgekauft und verbrennen lassen.

39. (S.-Nr. 209.) Stockerl und Kopflehne von den **Bari**. Ein Baumstamm von 38 *cm* Länge und 4 *cm* Durchmesser mit vier Ästen. Auf dreien davon steht der Schemel. Die nach oben gewendete Fläche ist so geglättet, daß sie eine gegen den Boden geneigte Kopflehne bildet. Dieses Hausgerät kennzeichnet die Armut der Bari.

[1]) G. Lindblom, The Akamba, 2. Auflage, Uppsala. 1920, S. 382.

40. (S.-Nr. 102.) Bakedimütze, Kopfweite 52 *cm*, Gewicht 67 *dkg*, ohne Kinnband, 13 Touren von Kaurimuscheln. Zwischen der 3. und 4. vom Zipfel an gerechnet, sind vier je 90° voneinander entfernte, etwa 1·5 *cm* lange geflochtene Spagathülschen, in deren Innerem ein kleiner Ast steckt, eingeflochten. Der Zipfel steckt in einer Eisenblechhülse.

Alle diese Bakedimützen meiner Sammlung sind in Mbale erworben worden. Wieso sie aus ihrer Heimat Bakedi ins Bageschuland kamen, weiß ich nicht.

Von den Bakedi am Nordufer des Kiogasees stammen noch folgende, auf Tafel V abgebildete Speere:

**Tafel V,** rechte Hälfte: 6. (S.-Nr. 5.) Länge 147 *cm*. Der Schaft weist viele kleine Krümmungen auf, wie alle diese drei Speere, weil es in ihrer Heimat wenig gerade Äste gibt, sondern nur Sträucher mit vielfach gebogenen Ästen. Die Spitze ist weidenblattförmig mit scharf abgesetzter, hoher Mittelrippe. Die Spitze trägt eine Tülle zur Verbindung mit dem Schaft. Der Schwerpunkt liegt 55·5 *cm* von der Spitze, Dem hinteren Schaftende ist ein 20 *cm* langer eiserner Schuh von quadratischem Querschnitt aufgesetzt. Gewicht des Speeres 275 *g*.

7. (S.-Nr. 3.) Länge 142 *cm*, Länge der Spitze 30 *cm*, Tüllenspitze Gewicht 305 *g*. Der Schwerpunkt liegt 57 *cm* hinter der Spitze, also 14 *cm* vor der Mitte. Die Spitze hat eine scharf abgesetzte, hohe Mittelrippe. Der Schaft trägt in der Nähe seines hinteren Endes einen Ring aus schwarzem Rindsfell. Der Schuh ist 31 *cm* lang und hat einen quadratischen Querschnitt.

8. (S.-Nr. 2.) Ganze Länge 144 *cm*, Länge der Eisenspitze 33·5 *cm*, Gewicht 315 *g*, der Schwerpunkt liegt 17·5 *cm* vor der Mitte, der Schuh ist 37·5 *cm* lang, an seiner Spitze hat er einen quadratischen Querschnitt, in seinem mittleren Teil ist er zur Verzierung spiralig gedreht, weiter gegen die Tülle zu zeigt er wieder quadratischen Querschnitt.

S.-Nr. 4. Speer von 136 *cm* Länge. Tüllspitze 36 *cm* lang mit erhabener Mittelrippe. Gesamtgewicht 315 *g*, der Schwerpunkt liegt 10 *cm* vor der Mitte. Der Schuh ist 32 *cm* lang, vor dem Schuh steckt am Schaft ein bronzener Ring.

## Másai.

**Tafel II**, 41 und 42. Zwei Halsbänder von Másaimädchen (nach Angabe Dr. Sells, der mir diese Halsbänder schenkte). Sie sind beide aus Leder hergestellt, welches mit verschiedenfarbigen Perlen sehr ordentlich besetzt ist. Der Lederstreifen endet auf einer Seite in zwei Riemchen, welche nach dem Anlegen des Halsbandes durch zwei mit Perlen eingefaßte Löcher am anderen Ende des Halsbandes durchgesteckt und dann geknüpft werden.

41. (S.-Nr. 100.) Gesamtlänge 48 *cm*, Breite 1·6 *cm*, Länge des mit Perlen besetzten Teiles 30 *cm*. In der Mitte des Halsbandes ist ein aus roten Perlen gebildetes Rechteck, dann schließen sich beiderseits acht Längsreihen von Perlen in folgenden Farben an: weiß, blau, rot, weiß-schwarz, weiß, blau, rot, weiß-schwarz. Das eine der Löcher zum Durchstecken des Verschlußriemens ist mit weißen, das andere mit blauen Perlen umrandet.

42. (S.-Nr. 99.) Gesamtlänge 56 *cm*, Breite 1·7 *cm*. Der mit Perlen besetzte Teil ist 29 *cm* lang. Die Perlen sind der Länge nach in acht Reihen aufgenäht, sie bilden fünf rechteckige, nebeneinanderstehende farbige Felder, und zwar von den Riemen zu den Löchern gezählt, hellblau, dunkelblau, rot, hellblau, weiß. Diese fünf Felder sind durch rot-weiße Querreihen voneinander getrennt. Die Löcher zum Durchstecken der

Riemen sind mit einer Reihe von abwechselnd schwarzen und weißen Perlen umrahmt. Reche[1]) bildet ganz ähnliche Halsbänder der Burungi ab.

### Arbeiten „nubischer" Askarifrauen.

43. (S.-Nr. 97.) Speisensturz aus Mbale. Er wurde von der Frau eines Askari angefertigt. Die Askari und ihre Frauen werden einfach als Banubi bezeichnet. Es sind irgendwelche nilotische Leute, meist Mischlinge, wie es sich durch das Soldatenleben erklärt. Frau und Mann stammen oft aus ganz verschiedenen Gegenden. Der in Fig. 43 abgebildete Sturz wird, wie unser Glassturz, zum Schutz über aufzubewahrende Speisen gestürzt (nach Angaben Dr. Sells, dem ich diesen Speisensturz verdanke). Er ist nach Art eines Hutes in 38 Spiralen geflochten. Am Zipfel ist eine zopfartig geflochtene Bastschnur als Träger eingefügt. Darauf folgen acht krapprote Reihen, dann eine schwarze Reihe, dann sechs krapprote Reihen, welche durch zwei schwarz-rote und zwei schwarz-gelbe Schachbrettmuster unterbrochen sind, dann eine schwarze Reihe, dann 13 strohgelbe Reihen, eine schwarze Reihe, dann wieder sechs krapprote Spiralen, die durch sechs schwarz-rote und sechs schwarz-gelbe Schachbrettmuster unterbrochen sind, und zum Schluß eine krapprote Spirale.

44. (S.-Nr. 98.) „Nubische" Flasche. Arbeit einer Askarifrau in Mbale. (Geschenk der Frau Dr. Sells.) Ein Flaschenkürbis, der mit buntfarbigen Perlen in hübschen Mustern überzogen ist. Die Flasche ist mit einem ledernen Deckel verschließbar. Der Tragriemen ist mit abwechselnd weißen und blauen Perlreihen bestickt. Der Deckel ist aus zwei Lederstücken zusammengenäht, aus einer runden Platte und einem zu dieser senkrecht stehenden Lederstreifen. Der ganze Umkreis der Flasche ist in vier Teile geteilt, welche voneinander durch zwei der Länge nach angenähte Tragriemenenden und durch zwei feine Lederstreifchen abgegrenzt werden. Diese Lederstreifen laufen von oben nach unten, die Perlenschnüre laufen ringsum. Jede Perlschnur umfaßt ein Viertel des Flaschenumfanges und ist sehr kunstvoll an die Lederstreifen angenäht. In der Abbildung 44 ist das ganz Dunkle rot, das Hellere blau, das Weiße weiß zu denken. Die Flasche faßt 670 $cm^3$.

Eine Arbeit unbestimmter Herkunft ist

45. (S.-Nr. 108.) Ein mohammedanischer Rosenkranz aus Mbale, aus Holz gedreht. Der ganze Rosenkranz besteht aus 99 Kugeln, deren Reihe durch Einfügen einerseits eines längeren Holzstückes mit einer Quaste, anderseits zweier Klötzchen in drei gleiche Teile zu je 33 Kugeln geteilt ist.

(Solche Rosenkränze verwenden oft die Mohammedaner in Syrien und lassen sie fast den ganzen Tag gewohnheitsmäßig durch die Finger gleiten. Wie ich in Haifa selbst sah und mir auch der dortige Arzt Dr. Peters mitteilte, werden solche Rosenkränze auch vielfach gebraucht, um sich das Zigarettenrauchen abzugewöhnen, indem man statt der Zigarette den Rosenkranz zwischen den Fingern dreht und tastet.)

**Tafel III,** linke Hälfte. **Tobúr.**

15. (S.-Nr. 119.) Schnupftabaktabatière aus Tobúr, aus einem Nilpferdschneidezahn mit abgesägter Spitze, 13 *cm* lang. Er ist ausgehöhlt und an beiden Enden durch zwei Deckel aus Leder, welche sehr dicht anliegen, verschlossen. Beide Deckel sind mit einem sie verbindenden Lederstreifen aus einem einzigen Stück geschnitten und angefertigt. Der Tabak wird von den Leuten selbst erzeugt und ist recht gut. Diese Tabatièren werden um den Hals gehängt getragen.

[1]) l. c. Tafel 21.

16. (S.-Nr. 123.) Schnupftabakbehälter aus einem schwarzen Rinderhorn. Länge 9 *cm*, Basis 3·5 *cm* Durchmesser, Gewicht 35 *g*.

17. (S.-Nr. 118.) Schnupftabaktabatière, von mir in Akúr gegen Perlen, Messer und kleine Spiegel eingetauscht; ein 7 *cm* langes Rindhorn mit abgesägter Spitze, an deren Stelle eine Öffnung bleibt. Spitze und Basis durch zwei mit einem Lederstreifen zusammenhängende, aus einem einzigen Stück Fell angefertigte Deckel verschlossen. Das Hörnchen ist ganz voll Schnupftabak. Dieser hat einen ähnlichen Geruch wie unserer. Eine ähnliche aus Rinderhorn hergestellte Schnupftabakdose hat Reche unter den Irangi-Geräten gefunden.[1])

18. (S.-Nr. 126.) Kopflehne aus Tobúr. Sehr hübsche Arbeit aus einem Stück Holz; wird an zwei Tragriemen am Elgon getragen. Die Füße und die Unterseite des Schemels sind mit geflochtenen Lederriemen verbunden. An ihrem unteren Ende sind die Füße kegelförmig verdickt. Die Liegefläche ist rechteckig mit konkaven Ausschnitten an den kleineren Seiten. Sie ist 10·5 *cm* breit und 8 *cm* lang. Höhe der Liegefläche über dem Erdboden 11·5 *cm*. Ratzel[2]) bildet einen Stuhl der Bari von ganz gleicher Gestalt ab.

19. (S.-Nr. 113.) Messer aus Tobúr, Länge der Klinge 19 *cm*, Länge des Holzgriffes 13·5 *cm*, größte Breite der Klinge 4 *cm*. Die Klinge ist aus Eisen und weidenblattförmig. Der Holzgriff trägt an seinem Ende einen kegelstumpfähnlichen Fortsatz. Die Scheide ist aus Antilopenfell hergestellt, beiderseits geschlitzt, 22·5 *cm* lang, oben mit Lederstreifen umwickelt. An ihr ist eine Tragschlinge aus Bastschnüren befestigt, mit der das Messer am Ellbogen des rechten Armes getragen wird.

20. Schlagring aus Eisen, der größte unter allen, die ich gefunden habe, 22 *cm* lang, 55 *g* schwer.

21. Ein mittelgroßer Schlagring.

22. Schlagring von 30 *g* Gewicht.

Meine Sammlung enthält acht solche Schlagringe aus Tobúr und dem angrenzenden Teile von Kamdschuru. Ich habe diese Schlagringe in Tobúr gegen Perlschnüre aus weißen und blauen Perlen eingetauscht, die ich in Jinja gekauft habe, die aber aus Böhmen stammten. Sie wurden aber von den Tobúrleuten nicht besonders hochgeschätzt. Das beste Tauschmittel war Eisendraht oder Kochgeschirr und andere Gefäße, Messer, alte Kleider und Hüte. Der kleinste unter meinen Schlagringen hat ein Gewicht von bloß 14 *g*. Sie entstammen alle der Schmiedekunst der Tobúr und benachbarten Kamdschuru. Ich sah viele Frauen mit Narbenkeloiden auf Brust und Rücken, die von Wunden herrührten, die ihnen von erzürnten Gatten mit solchen Schlagringen beigebracht worden waren. Die Frauen sind hierüber nach der Meinung der Männer nicht gar so sehr außer sich, sie rächen sich durch Schmollen und tragen zufolge ihrer Ausdauer in dieser passiven Resistenz, wie mir die Eingebornen selbst erzählten, häufig den Sieg davon.

23. (S.-Nr. 122.) Aus einem Eberzahn ausgeschnittenes beinernes Anhängsel; es ist ein Längsschnitt durch einen Eberzahn und wird mittels einer Schnur um den Hals getragen. Es ist 9 *cm* lang, oben 12 *mm* breit und 3·5 *mm* dick, 4 *g* schwer. Stammt aus Tobúr. Ratzel erwähnt (l. c. S. 259), daß Eberzähnen, welche die Madi um den Hals trugen, die Würde von Amuletten beigelegt wurde.

---

[1]) O. Reche, Zur Ethnographie des abflußlosen Gebietes Deutsch-Ostafrikas. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstitutes, Bd. 17, Hamburg 1914, S. 101.

[2]) Ratzel, Völkerkunde, II. Bd., III. Heft. 1895. S. 265.

24. (S. 121.) Lippenpflock aus Tobúr, aus hartem Holz geschnitzt. Er wird von Männern oder Weibern in der Unterlippe getragen (siehe Textabb. im II. Teil) 6 *cm* lang, oben 8 *mm* dick, 2 *g* schwer.

25. (S.-Nr. 116.) Zwei Fetische aus Akur, von mir unter großem Widerstand des Besitzers im Tauschwege erworben. Beide sind an einem Eisenring angehängt, welcher an einem Eisenkettchen um den Hals getragen wird. Das größere 4 *cm* lange, gerippte Holz besagt nach der Mitteilung seines Besitzers: „Wenn ich dies trage, so werde ich gut schießen und das Wild kriegen." Das kleinere, 3·5 *cm* lange, schwarz angestrichene Holz besagt: „Wenn ich dies trage, so werden mich die Leute gern haben." (Dolmetsch bildete dabei mein Boy Kilimandscharo.)

26. (S.-Nr. 115.) Fetisch aus Tobúr, von mir in Akur gegen Medizinen erworben. Er besteht aus einem 3 *cm* langen Aststück samt Rinde, die nur an dem einen Ende in einer Länge von nicht ganz 1 *cm* abgeschabt ist. Dieser Fetisch wird gleich den vorherbeschriebenen von jungen oder alten Leuten an einem eisernen Kettchen um die Brust getragen. Der Fetisch (Fig. 26) bedeutet: „Wenn ich dies trage, so werde ich billig einkaufen." Das sagte mir der Mann, von dem ich den Fetisch gegen Rheumatismusmittel erhielt.

27. (S.-Nr. 123.) Anhängsel, Längsschliff eines Eberzahnes, 9·5 *cm* lang. Es wird mit einer Schnur um den Hals getragen.

Aus Tobúr stammen auch die beiden gläsernen Lippenstacheln.

**Tafel III,** rechte Hälfte. 28. (S.-Nr. 114.) Ein Unterlippenschmuck aus ordinärem grünen Glas, offenbar von einer Flasche stammend. Das obere Ende ist abgerundet, eingekerbt und an der Kerbe mit Tiersehne umwickelt, so daß sich eine Verdickung bildet, mit der das Stück im Lippenloch hängen bleibt. Das untere Ende ist spitz zugeschliffen. Länge ungefähr 10 *cm*, Gewicht zirka 6 *g*. Der Schmuck wird durch das Loch in der Unterlippe derart durchgeschoben, daß die konkave Fläche nach vorn sieht. Diese beiden Glasstücke wurden von mir in Morlim und Akur gegen Tauschartikel erworben; es wurden aber von den Tobúrleuten auch Cents angenommen, obwohl im Lande selbstverständlich kein Geld zirkulierte. Die Leute dachten eben, daß sie mit dem Gelde später einmal etwas anfangen könnten.

**Tafel III,** linke Hälfte. 28. (S.-Nr. 117.) Schlagring aus Naquá, an der konvexen Kante geschärft. Er wurde von mir in Naquá von Leuten, die in unser Freilager kamen, erworben. Gewicht 2·5 *dkg*. Er ist das einzige Exemplar eines messerartigen Schlagringes, das ich überhaupt zu Gesicht bekommen habe, also ein seltenes Stück.

29. (S.-Nr. 112.) Schlagring von einem Karamodschohäuptling (siehe Textabb. im II. Teil), der mit Kapitän Taughner aus Kirimi am Nordabhang des Elgon nach Mbale gekommen war. Er wurde am Mittelfinger der rechten Hand getragen. Ich habe diesen Ring von diesem Häuptling in Mbale erworben. Diese Ringe dienen: 1. als Schmuck, 2. als Waffe, 3. zur Bestrafung fauler Ehefrauen, 4. zum Zähneausbrechen (Mitteilung des Kirimihäuptlings), 5. in jenen Fällen, wo der Schlagring zugeschärft ist, auch angeblich zum Rasieren (nach einer Aufzeichnung Kmunkes), 6. zum Tätowieren.

Meine Sammlung (S.-Nr. 120) enthält auch einen eigentümlichen Ohrenschmuck aus Tobùr in Gestalt von Stachelschweinstacheln. Ein Stachel wird durch das Ohrläppchen durchgesteckt und über das freie herausragende spitze Ende desselben ein zweiter Stachel mit seinem Kiel darüber geschoben, so daß der Stachel nicht mehr aus dem Ohr herausgleiten kann. Die Stacheln stecken horizontal im Ohrläppchen.

**Tafel III,** rechte Hälfte. **Kamdschuru.**

Schmucksachen:

16. (S.-Nr. 223.) Starker, dicker Schlagring aus Kamdschuru, 34 *g* schwer, Durchmesser des Loches für den Finger 2 *cm*.

17. (S.-Nr. 158.) Eisenbracelet aus Kamdschuru, Gewicht 25 *g*, innnerer Durchmesser 5·3 *cm*, aus einem strickartig gewundenen Eisendraht. Ich habe es in Ongako erworben.

18. (S.-Nr. 169.) Ein Schildkrötenarmband aus Ongako. Das Schild einer Schildkröte ist mit einem Tragring für den Arm versehen, einem aus Lederstreifen geflochtenen Ring, dessen beide freie Enden in das für den Hals der Schildkröte bestimmte Loch gesteckt und durch seitlich abgehende Lederstreifen befestigt sind, welche durch Löcher im Brust- und Rückenschild hindurchgezogen und geknüpft sind. Die hinteren Randplatten sind durchlöchert und in diesen Löchern hängen acht Eisenkettchen, deren Länge von der Seite zur Mitte hin zunimmt. Der innere Durchmesser des Tragringes ist 5 *cm*. Der Schmuck wird am Ellbogen getragen.

19. (S. 159.) Eisenbracelet aus Ongako. Innerer Durchmesser 5·6 *cm*, Gewicht 17 *g*.

20. (S.-Nr. 168.) Bracelet aus einer Schnur aus Pflanzenfasern, auf welche Bleiperlen aufgezogen sind. Auch die freien, geknüpften Enden sind damit versehen. Das Bracelet wurde von einem Mann in Ongako getragen. Sein innerer Durchmesser beträgt 6·5 *cm*, sein Gewicht 26 *g*.

21. (S.-Nr. 148.) 3 Fingerringe. Links ein Eisenring aus gedrehtem Draht, 1·7 *cm* innerer Durchmesser, nur wenig über 1 *g* schwer. In der Mitte und rechts zwei aus je fünf Eisendrahtwindungen gebildete Ringe von 17, bzw. nur 15 *mm* Durchmesser, 5 *g* bzw. 4 *g* schwer.

22. (S.-Nr. 145.) drei Fingerringe aus Ongako. Der Ring links besteht aus einer einzigen Windung von dickem Kupferdraht, dessen Enden zusammengeschmolzen sind. Innere Weite 16 *mm*, Gewicht 10 *g*. Der mittlere Ring ist aus einem 7 *mm* breiten, dünnen Eisenblechstreifen hergestellt. Die beiden Enden sind einfach aneinandergelegt. Innere Weite 18 *mm*, Gewicht 3 *g*. Rechts Ring aus $1^2/_3$ Windungen eines starken Eisendrahtes. Innere Weite 19 *mm*, Gewicht 6 *g*.

23. (S.-Nr. 147.) drei Messingringe aus Ongako. Links: Ein Ring aus einem 1 *mm* dicken, 6 *mm* breiten Messingstreifen, dessen beide Enden einfach einander genähert sind. Die Außenfläche des Ringes trägt eine aus geraden Linien bestehende Verzierung in Gestalt von Einkerbungen. Ringsherum läuft eine gerade Linie über die Mitte, auf dieser kreisförmigen Linie stehen unter schiefen Winkeln beiderseits kurze Linien, so daß die ganze Zeichnung wie eine Blattrippe aussieht. Innere Weite 17 *mm*, Gewicht 3 *g*.

Rechts: Messingring aus einem dünnen, 4 *mm* breiten Messingstreifen, der Fläche nach zusammengebogen, so daß die eine scharfe Kante dem Finger anliegt, die andere nach außen sieht. Innere Weite 17 *mm*, Gewicht nur 2 *g*.

Ein dritter gleicher Ring der Sammlung ist nicht abgebildet.

24. (S.-Nr. 149.) Messingring aus Falabek, sehr interessantes Schmuckstück, Ring und Messerchen aus einem einzigen Eisenstück. Der Ring hat eine innere Weite von 16 *mm*, an ihn ist eine flache Lanzette geschmiedet, deren Klinge 7 *cm* lang und zu beiden Seiten gut geschärft ist, Gewicht 5 *g*.

25. (S.-Nr. 146.) Messingring aus Falabek, aus einem an seinen Enden flachgeklopften Messingdraht, der achterförmig geschlungen ist. Innere Weite des Fingerringes 19 *mm*, Gewicht 6 *g*.

26. (S.-Nr. 150.) Ring mit Messerchen aus Ongako. Der Ring ist aus Eisendraht hergestellt, dessen beide Enden übereinandergreifen. An diesem Ring hängt, wie an einem Schlüsselring, mittels einer Öse ein 3 *cm* langes, vorn abgerundetes Messerchen aus Eisenblech.

27. (S.-Nr. 144.) Links: Ring aus 4·5 *mm* dickem Messingdraht mit 2 *cm* innerem Durchmesser, 12 *g* schwer, aus Ongako. Dieser Ring ist so weit, daß er über den Ringfinger einer mittelstarken Europäerhand geschoben werden kann, während die meisten übrigen Ringe der Sammlung wesentlich enger sind.

27. Rechts: Ring aus einem in sechs Spiralen aufgewundenen, plattgehämmerten Messingdraht. Innere Weite 17 *mm*, Gewicht 10 *g*. Dieser Ring ist für einen erwachsenen Europäer viel zu eng.

28. (S.-Nr. 156.) Unterlippenschmuck aus Tobúr, aus Flaschenglas. Siehe „Tobúr".

29. (S.-Nr. 157.) Amulett aus Kamdschuru, als Anhängsel von einem Mann um den Hals getragen. Die Oberfläche des Amulettes ist mit zopfartig geflochtenen Schnüren überzogen, welche meridional über einen harten Kern im Inneren des Amulettes verlaufen, unten in einen Knopf zusammengedreht und oben zu einem kleinen Henkel vereinigt sind, durch den ein schlüsselringartiger Messingring durchgesteckt ist. Mit diesem wird das Amulett an einer um den Hals gelegten Schnur getragen. Das ganze Amulett ist dick mit rotem Ocker überschmiert, der Lieblingsfarbe der Atscholi.

30. (S.-Nr. 154.) Unterlippen-Glasstachel aus Ongako, vierkantig geschliffen, unten spitz, oben mittels eines Eisendrahtringes etwas verdickt, wodurch das Durchgleiten durch das Lippenloch verhindert wird. 6 *cm* lang, 4 *g* schwer. Die Kamdschurujünglinge trugen diesen Schmuck mit der konvexen Fläche nach vorn.

**Tafel IV,** rechte Hälfte.

**Kamdschuru-Schmucksachen.**

1. (S.-Nr. 171.) Mit Ocker bemaltes, geflochtenes Armband aus Ongako, mit eingeflochtenen Fransen als Verzierung. Äußerer Durchmesser 11·5 *cm*, innerer Durchmesser 7 *cm*. Der Ring ist mit weicher Masse gefüllt. Das Wandgeflecht ist aus Bastschnüren hergestellt, die mit rotem Ocker verschmiert sind. Die Fransen sind schwarzrot, bestehen ebenfalls aus Bastspagat. Gewicht 110 *g*.

2. (S.-Nr. 170.) Mit Ocker bemalter, geflochtener Armring aus Ongako. Material wie bei 1, Fransen sind an zwei diametral gegenüberliegenden Stellen eingeflochten. Äußerer Durchmesser 10·2 *cm*, innerer Durchmesser 7·6 *cm*.

3. (S.-Nr. 172.) Größerer Armring gleicher Herkunft, mit rotem Ocker bemalt, mit einer schwarzen Franse aus gedrehten Bastschnüren. Äußerer Durchmesser 13·5 *cm*, innerer Durchmesser 8·5 *cm*, Gewicht 120 *g*.

4. (S.-Nr. 167.) Elfenbeinarmspange aus Ongako, aus zwei Teilen zusammengesetzt, die mit Bastspagat zusammengebunden sind. Äußerer Durchmesser 10 11·5 *cm*, innerer Durchmesser 7·5 *cm*. Breite des Elfenbeinringes 1·5 *cm*, Dicke 0·5 *cm*, Gewicht 55 *g*. Das Elfenbein ist schon sehr alt und dunkelbraun. H. Schrötter[1]) schreibt, daß diese dunkle Farbe zum Teil durch die kosmetischen Mittel der Schwarzen bedingt sei und durch Wasserstoffsuperoxyd beseitigt werden könne. Diese Elfenbeinringe sind schon darum sehr schwierig zu erwerben, weil sie oft vom Arm des Besitzers, der sie seit seiner Jugend getragen hat, nicht mehr abgestreift werden können. Wie Ratzel[2]) erwähnt, waren die Elfenbeinringe schon früher sehr

[1]) H. v. Schrötter, Tagebuchblätter einer Jagdreise weiland des Prinzen Georg Wilhelm usw. von Khartoum an den oberen Nil. Braumüller, Wien, 1915. S. 222.

[2]) l. c. S. 259.

selten. Auffallend ist wieder die Enge des Ringes, der beispielsweise nicht einmal über meinen linken Unterarm geschoben werden kann.

5. (S.-Nr. 168.) Armring aus Ongako, allem Anschein nach aus zwei Eckzähnen eines Nilpferdes zusammengesetzt, die mit Bastschnüren zusammengebunden sind. Innerer Durchmesser 7·5 *cm*.

6. (S.-Nr. 129.) Armreif aus Dschale. Sehr altes Stück aus Elfenbein. Gewicht 50 *g*, Längendurchmesser 9·5 *cm*, Querdurchmesser 5·7 *cm*, Breite des Ringes 2 *cm*.

7. (S.-Nr. 165.) Halsband aus Giraffenhaar. Drei Bündel davon sind durch eigenartig und sehr kunstvoll geflochtene Knöpfe zusammengehalten. Darüber gleitet eine ziemlich große, außen rote und mit Blattfiguren bemalte Perle. Diese Malerei stammt aber sicher nicht von den Eingebornen her. Kreisrund aufgelegt, hat das Halsband einen Durchmesser von 17 *cm*. Es stammt aus Ongako.

8. (S.-Nr. 164.) Giraffenhaarhalsband aus Ongako. Die Haare sind an zwei Stellen zu Knoten geknüpft, welche über dem Haarbündel verschoben werden können. Außerdem ist eine schwarze Perle mit weiß-braun-blauen Bändern auf das Halsband aufgefädelt. Durchmesser des Halsbandes 15 *cm*.

9. (S.-Nr. 166.) Giraffenhalsband aus Ongako mit zwei „Daua"-Anhängseln (Amuletten). Zwei Bündel von vier bis fünf Giraffenhaaren sind an drei Stellen durch kunstvolle Um- und Verflechtungen untereinander zu einem Ring von 65 *cm* Länge verbunden. Die Amulette sind Antilopengeweihspitzen. Durch Löcher derselben ist ein kleiner Eisenring gesteckt, der an dem Haarband aufgehängt ist. Die Höhlung der beiden Amulette ist bei dem einen Amulett mit einer Schmiere angefüllt, die offenbar als Zaubermedizin dient. Das andere Amulett ist leer, aber außen von einem flachen Messingring umfangen.

10. (S.-Nr. 194.) Giraffenhaarhalsband aus Ongako aus rotbraunen Haaren, mit fünf für diese Schmuckgattung typischen Knöpfen zusammengehalten. Darüber gleitet zwischen zwei Knöpfen eine schwarze Perle mit einer Zeichnung von weiß-braun-blauen Bändern. Durchmesser des rund aufgelegten Halsbandes 18·5 *cm*. Ähnliche Halsringe bildet Ratzel (l. c. S. 235) als „Schmucksachen der Waganda" ab. H. v. Schrötter (l. c. S. 222) sagt, daß Halsbänder aus Giraffenhaar am oberen Nil kaum mehr zu erwerben sind.

11. (S.-Nr. 161.) Eiserner Halsring, von einem Mädchen in Falabek getragen. Der Ring ist an beiden freien Enden ösenartig aufgerollt und im ganzen mit dünnem Eisendraht umwickelt. Innerer Durchmesser 12·5 *cm*, Gewicht 85 *g*.

12. (S.-Nr. 173.) Kopfschmuck der Kamdschurujünglinge aus Ongako. Es wird, und zwar nur von jungen Männern, genau am Scheitel getragen. Dieser für die Atscholi typischeste Schmuck ist ein recht kompliziertes Kunstwerk. Es ist ein aus Menschenhaaren zusammengesetzter und zusammengepreßter Kegel, innen hohl, ganz durchnäht, außen mit Zieraten besetzt. Die unteren zwei Drittel des Haarkegels sind mit Messingringelchen besetzt, die von Gewehrkapseln herstammen. Der basale Rand ist mit drei Reihen weißer Perlen besetzt. An der Spitze ist eine Messinghülse (Patronenhülse) eingefügt. Das oberste Drittel des Kegelmantels ist unbesetzt und zeigt die Haare des Kegels. Am unteren Rand ist eine mit Kaurimuschelhälften besetzte, geflochtene Schnur von etwa 40 *cm* Länge angenäht. Dieses Kaurimuschelband wird über das Hinterhaupt gelegt (Textabb. im II. Teil). Oft wird noch eine Feder auf diesen Schmuck gesteckt. Dieser sonderbare Kopfschmuck ist schon von Albert Lloyd[1]) beschrieben worden, der ihn bei seiner Durchquerung des westlichen Atscholi antraf.

[1]) A. B. Lloyd, Uganda to Khartoum, 1906, S. 209.

13. (S.-Nr. 177.) Ein Flußpferdzahn, als Kopfschmuck der Atscholijünglinge (Textabb. im II. Teil). An der Basis ist er etwas breiter als in dem darüberliegenden Stück und von diesem durch eine Nut abgesetzt. Diese basale Verbreiterung des Zahnes dient zu seiner Befestigung am Scheitel hinter dem Haarkegel. Zu diesem Zwecke tragen die Kamdschurujünglinge ein geflochtenes Käppchen auf dem Haupt, welches dicht anliegt und am Kopfe befestigt ist. Durch dieses Käppchen wird von innen her der Flußpferdzahn so durchgesteckt, daß seine Konkavität und Spitze stirnwärts gerichtet sind. Das Gewicht des in Fig. 13 abgebildeten Zahnes ist 104 *g*.

14. (S.-Nr. 148.) Hippopotamuszahn als Kopfschmuck. In der Nähe der Spitze sind zur Verzierung sich rechtwinkelig überkreuzende Linien eingekratzt. Die Spitze ist durchbohrt und daran ein Ring mit zwei Kettchen aus Eisen angebracht, das eine davon trägt eine europäische Spielmarke aus Messing. Die Basis des Zahnes ist verbreitert und von zwei Löchern durchbohrt, durch welche eine Bastschnurschlinge gezogen ist, welche offenbar auch zur Befestigung am Kopfe dient. Der Zahn ist an der Basis künstlich ausgehöhlt, vielleicht um ihn leichter zu machen.

15. (S.-Nr. 174.) Kamdschurukopfschmuck, das obere Drittel des Kegels ist mit kleinen weißen und blauen Perlen besetzt. Oben ist eine Patronenhülse hineingesteckt sonst alles so wie bei Fig. 12.

**Tafel IV,** linke Hälfte.

15. (S.-Nr. 153.) Großer Fetisch aus Falabek, der „Gott der Krankheiten", Eine Hartholzkeule, welche in der Erde steckte. Das obere Ende ist der Quere nach von einem prismatischen Loch durchsetzt. Das Ganze ist mit Heu umhüllt und darüber ein Strick aus geflochtenem Stroh gewunden. Oben war der Fetisch mit Fäkalien beschmiert. Er ist 49 *cm* lang. Ich sah, als unsere Safari durch das Dorf zog, diesen Fetisch am Rande des Weges in die Erde eingerammt. Als ich seine Bedeutung erfuhr, daß er nämlich zur Bannung von Krankheiten diene, die im Dorfe geherrscht hatten, zog ich ihn aus der Erde, um ihn mitzunehmen. Keiner meiner Träger wollte aber diese Keule berühren. Sie sagten, daß dies unweigerlich ihren Tod zur Folge habe. So blieb mir nichts anderes übrig, als den Fetisch selbst zu tragen. Die Leute aus dem Dorfe sahen mir teils verwundert, teils erfreut nach, als ich mit dem Fetisch in der Hand auf meinem Esel weiterritt. Sie äußerten ihre Freude darüber, daß ich, ein Medizinmann, mit dem Fetisch wohl auch ihre Krankheiten davontrüge. Sie meinten aber, daß ich in wenigen Tagen sterben werde. Anderseits hatten sie, wie auch alle unsere Träger und ganz besonders mein Boy Kilimandscharo, die Ansicht, daß ein weißer Medizinmann mit Hilfe seiner Medizinen auch mit dem Tode kämpfen könne. Als ich mit dem Fetisch in der Hand durch die nächsten Dörfer ritt, liefen alle Leute zusammen und niemand wagte sich in meine Nähe. So groß war ihr Respekt vor dem ausgegrabenen Götzen.

Die Masse, mit der der Fetisch oberflächlich beschmiert war, bestand nach der Mitteilung Kilimandscharos, der sich bei den Kamdschuru darum erkundigte, aus verschiedenen gekochten Kräutern, Kot der Erkrankten, aus Eiter und vielleicht noch anderen Zusätzen. Trotzdem meine Träger sahen, daß mir nichts geschah, behielten sie ihre Scheu vor dem Fetisch einige Tage bei, dann aber verloren auch sie den Respekt vor diesem.

16. (S.-Nr. 143.) Messer aus Kamdschuru, höchst primitiv. Die Klinge ist aus einem Stück Eisenblech hergestellt, ganz flach, aber sehr scharf. In der Mitte hat sie ein rundes Loch. Offenbar ist sie aus einem anderen Gebrauchsgegenstand er-

zeugt worden. Der Griff ist aus einem roh zugeschnitzten Horn hergestellt und mit Schlangenhaut umhüllt. Die schwache Lederscheide trägt eine geflochtene Lederöse, durch welche ein Eisenkettchen durchgezogen ist. An diesem hängt wieder ein langer Tragriemen aus einem dünnen Fellstreifen. Die Scheide ist mit Tierfaserspagat zusammengenäht und unten mit einem Lederstreifen zusammengebunden, so daß dadurch unten ein Knopf entsteht. Länge der Klinge 24 *cm*, Breite 4 *cm*, Länge des Griffes 9,5 *cm*.

17. (S.-Nr. 139.) Messer aus Kamdschuru, in einer Lederscheide mit einem Tragring für den Ellbogen. Der Handgriff des Messers ist aus Holz mit drei Absätzen geschnitzt. Die Scheide ist auf einer Seite durch eine Holzstange versteift, und zwar an der dem Körper des Trägers zugewendeten Seite. Der Querschnitt der Scheide ist in der für die Kamdschuru-Messer typischen Weise rhombisch. Typisch für die Kamdschuru-Messer ist auch der Tragring. Der Tragring sieht so aus wie bei Fig. 20. Er ist aus zwei geflochtenen Schnüren zusammengesetzt. Die eine, um den Arm gelegte, endet mit zwei Schlingen, die zweite ist durch eine Öse an der Scheide und dann durch die beiden Schleifen der ersten Schnur hindurchgezogen und hinter denselben sind ihre Enden zu dicken Knoten geschürzt.

Die Länge der Klinge ist 15,2 *cm*, ihre größte Breite 3 *cm*, Länge des Griffes 11,7 *cm*. Das Gewicht des Messers samt Scheide ist 140 *g*.

18. (S.-Nr. 140.) Kamdschuru-Messer, heller Holzgriff, Scheide aus sehr festem, hellem Leder mit Verzierungen. Handgriff ohne Verzierungen. In einer Öse der Scheide steckt der typische Tragring für den Ellbogen. Länge der Klinge 12 *cm*, Breite der Klinge 2,5 *cm*, Länge des Griffes 10 *cm*. Der Griff ist aus hartem Holz in typischer Form geschnitzt. Die Scheide ist vierkantig und im Durchschnitte rechteckig, und zwar lediglich aus künstlerischen Rücksichten. An der Hinterseite ist das Leder durch eingepreßte gerade Linien, die stumpfwinkelig abgeknickte Bänder darstellen, einfach verziert. Die Tragschlinge ist wieder typisch gebaut. Sie besteht aus zwei geflochtenen Lederriemen, die in der bei 17 erwähnten Weise zu einem Ringe vereinigt sind, der durch eine an der Scheide befestigte Öse durchgezogen ist.

19. (S.-Nr. 142.) Prächtiges Kamdschuru-Messer mit Handgriff aus Elfenbein. An der Lederscheide ist ein eiserner Armring befestigt, mittels dessen das Messer am Arme getragen wird. Dieses Messer zeigt den ganz hervorragend künstlerischen Geschmack der Kamdschuru. Ein Doge von Venedig hätte dieses Messer als Paradestück tragen können. Es ist ebenso einfach wie künstlerisch geschmackvoll.

Gesamtgewicht samt Scheide 135 *g*. Die Klinge ist 17,5 *cm* lang, 2,5 *cm* breit, der Griff 8 *cm* lang, aus Elfenbein, geglättet, von hocheleganter Form, vierkantig, mit abgerundeten und von oben nach unten ein wenig konkaven Kanten. Das freie Ende des Griffes ist eben, ein Quadrat mit abgerundeten Ecken. Aus seiner Mitte ragt ein kleiner halbkugelförmiger Ansatz hervor. Das Ganze ist aus einem Stück Elfenbein geschnitzt. An seinem unteren Ende, wo das Heft der Klinge im Griff steckt, ist der Griff mit einer 1,6 *cm* breiten Lederhaut aus einem einzigen Stück ohne Naht, offenbar von einem Ziegenschwanz, überzogen, damit der Griff nicht gesprengt wird. Die Scheide ist aus gelbem Leder, unten mit einem Knopfe, der durch Umwicklung eines Lederstreifens entstanden ist, oben mit einem Henkel aus Lederstreifen, in welchem ein Eisenring von 8 *cm* Durchmesser steckt.

20. (S.-Nr. 141.) Kamdschurumesser mit Scheide aus rotem Leder und einem aus zwei gedrehten Riemen zusammengesetzten Armtragring, feine Arbeit. Die Klinge ist weidenblattförmig, 19·5 *cm* lang, 3·5 *cm* breit. Der Holzgriff ist von typischer Form

und 11 *cm* lang. Das Messer ohne Scheide wiegt bloß 105 *g*, samt Scheide 142 *g*. Die Klinge zeigt, daß die Kamdschuru Meister der Messerschmiedekunst sind, sie ist auch außerordentlich scharf. Die Scheide ist aus zwei Lederschichten zusammengesetzt, außen ist ein saffianrotes, feines Leder. (Es sieht aus wie Saffianleder.) Es ist einfach zusammengenäht und an seiner Spitze mit einem roten Lederstreifen umwickelt. Oben trägt es einen präzise geflochtenen, henkelartigen Ring, durch welchen eine kurze, geflochtene Lederschnur durchgesteckt ist. Dieser geflochtene Lederriemen hat an dem einen Ende einen durch Umwicklung mit Lederstreifen erzeugten Knopf und am anderen Ende eine Schlinge. Dies ist der eine kürzere Teil des Armringes, der zweite längere Teil ist wieder aus zwei Lederstreifen zusammengedreht und hat an dem einen Ende einen Knopf, an dem anderen eine Schlinge. Der Knopf des einen Riementeiles steckt in der Schlinge des zweiten. Auf diese Art ergänzen sich beide zu einen Tragring. Die Innenseite der Scheide, welche das Messer direkt umgibt, besteht aus derberem, hartem Leder.

21. (S.-Nr. 176.) Ein 42 *cm* langes Bambusrohr, welches innen durchaus ausgehöhlt, zur Aufbewahrung von vier schlechten Straußfedern dient. Aus Ongako.

22. (S.-Nr. 179.) Kampfbracelet aus Ongako, eine ringförmige, außen geschärfte Eisenklinge, welche am Handgelenk getragen wird. Ein typisches Kampfgerät der Atscholi. Breite der Klinge 2 *cm*, innere Lichte bloß 5 *cm*. Der innere Umfang ist zum Schutze des Handgelenkes mit einem Hohlring aus Leder versehen, der aber nicht abgebildet ist. Der äußere, scharfe Rand ist von einem Hohlring aus Leder umfangen, welcher beim Kampf abgenommen wird. Dieser Lederschutzring hält durch seine Federung ohne weiteres Befestigungsmittel an der Klinge. An seinem Ende ist dieser Lederschutzring mittels einer Eisenklammer zusammengehalten. Gewicht des Kampfbracelets 55 *g*.

Auch dieses sonderbare Handgelenkmesser hat Albert Lloyd [1]) bereits 1903 vorgefunden und beschrieben. Nach seiner Angabe findet es sich auch im Nordosten von Atscholi. Atscholi bildet die Südgrenze seines Verbreitungsgebietes. Diese Kampfbracelets sind auch in Tobúr verbreitet, wie ich selbst gesehen habe. Ratzel (l. c. S. 259) erörtert, daß die Irenga scharfe Armringe mit einem ledernen Schutzstreifen an der Schneide tragen, und daß bei den Bari diese Waffe nur tragen durfte, wer einen Mann oder ohne Hilfe einen Elefanten getötet hatte.

23. (S.-Nr. 181.) Das größte unter den von mir erworbenen Kampfbracelets. Es ist 90 *g* schwer. Breite der Klinge 4 *cm*. Die Klinge ist auf beiden Flächen zur Zierde radiär gestreift, indem radiäre, dünne Streifen glatt gerieben und die dazwischen liegenden Sektoren geschwärzt sind. Die Klinge besteht aus einer sehr schmalen und sehr scharfen Platte. Die äußere Seite ist mit einem Lederschutzring überzogen, der durch aufgesetzte Eisenblechklammern verstärkt ist. Die innere, natürlich nicht geschärfte Kante ist ebenfalls mit einer Lederschutzschiene versehen. Der innere Durchmesser derselben ist bloß 4·2 *cm*. Es ist aber auffallend, daß bei allen drei Kampfbracelets meiner Sammlung nur unvollständige, innere Schutzringe vorhanden sind. Offenbar ist der vollständige Schutzring samt der Klinge schon in der Jugend angelegt und den Leuten später doch zu eng geworden, so daß sie einen Teil des Ringes entfernen mußten, um das Bracelet über das Handgelenk legen zu können.

24. (S.-Nr. 180.) Kampfbracelet. Breite der Klinge 2·6 *cm*. Der äußere Umfang hat einen Durchmesser von 11 *cm*, der innere von 5·5 *cm*. Gewicht des Bracelets 86 *g* (samt Lederschutz). Der innere Rand der Klinge hat an seinen beiden einander

[1]) l. c., S. 210.

gegenüberstehenden Enden jederseits einen ganz kleinen, zugespitzten hakenförmigen Fortsatz, der in der Ebene der Klinge gegen den äußeren Umfang zu gebogen ist. Der äußere scharfe und der innere stumpfe Rand sind von Lederschutzringen eingefaßt, der innere Lederring ist mit Eisenklammern verstärkt. Er umfängt nur etwas mehr als die Hälfte des inneren Umfanges der Klinge. Das Loch, durch welches das Handgelenk durchgesteckt werden muß, ist bloß 4 *cm* weit.

Diese Schlagringe gelten bei den Atscholi als eine sehr wirkungsvolle Waffe.

25. (S.-Nr. 183.) Tabakspfeife aus Ongako. Das Mundstück ist aus einer Patronenhülse angefertigt, welche über den Schaft des Pfeifenrohres drübergeschoben ist. Das Pfeifenrohr ist aus hartem Holz. Der Tonkopf ist einfach verziert.

26. (S.-Nr. 182.) Tabakspfeife aus Ongako. Der Tonkopf ist an seinem freien Rande durch rechtwinkelig einander überkreuzende, in den Ton eingeritzte Linien im Bereich eines den Rand umlaufenden Bandes verziert. An der Unterseite hat der Pfeifenkopf eine abgesetzte, ebene, runde Bodenfläche. Der Durchmesser des Kopfes ist 3 *cm*. Das Pfeifenrohr ist 24·5 *cm* lang und hat zur Verzierung oder zur Verstärkung einen Messingbeschlag im oberen Drittel. Das Mundstück ist eine über das Rohr geschobene Messinghülse. Der Kopf ist an das Rohr mit einem Bastspagat angebunden.

27. (S.-Nr. 184.) Tabakspfeife aus Ajú. Länge der Pfeife 23 *cm*. Länge des Rohres 18 *cm*. Das Rohr ist aus hartem Holz, am Mundstück zugespitzt und geschwärzt. Es ist teils mit einfachem, teils mit geflochtenem Messing- und Kupferdraht umwickelt, teils zur Verstärkung, teils zur Verzierung. Der obere Durchmesser des Kopfes ist 3·5 *cm*. An der Unterseite ist der Kopf zugespitzt. Der Kopf ist nicht gezeichnet.

(S.-Nr. 191.) Schensi-Tabak aus Kamdschuru, offenbar zum Schnupfen, da er stark zum Niesen reizt. Tabak wächst im Lande, wird getrocknet, mit Kuhmist gemischt und so geraucht.

28. (S.-Nr. 189.) Kleines Hipphorn aus Ongako. Es ist aus Holz, mit Lederstreifen überzogen, die dick mit einer Mischung von Fett und Ocker bestrichen und an einer Seite zu einem Längsstreifen verflochten sind. Es ist 9 *cm* lang. Das Holz ist zylindrisch zugespitzt und durchaus ausgehöhlt. Die 1·5 *cm* breite Öffnung desselben ist mit zwei Hälften einer blauen Perle verziert, welche in die dicke Ockerfettschmiere am Rand hineingesteckt sind.

(S.-Nr. 190) (nicht abgebildet). Ein ähnliches Hörnchen wie Fig. 28, aber aus Ziegenhorn. 8·5 *cm* lang, außen mit Lederriemen umflochten, welche an der konvexen Seite des Hörnchens zusammengeflochten sind.

29. (S.-Nr 187.) Hipphorn aus Ongako mit Tragriemen. Aus dem Horn eines Riedbockes erzeugt, außen mit Ocker rot gefärbt, an der Spitze mit einer Eisenspirale umwunden. Die weite Öffnung des Hornes hat 4 *cm* Durchmesser, die Öffnung an der Spitze 4 *mm* Durchmesser. Der Tragriemen ist aus Lederstreifen hübsch geflochten und mit beiden Enden durch einen am Horn angebrachten Henkel durchgesteckt. Das eine Ende des Tragriemens ist in eine Schlinge verwandelt, am anderen Ende endigen die Lederstreifen, aus denen der Tragriemen zusammengeflochten ist, frei und sind nur durch zwei Touren eines anderen kleinen Lederstreifens zusammengebunden. Dieses freie Ende des Tragriemens ist durch die Schlinge am anderen Ende desselben unterhalb des Henkels durchgesteckt. Durch Anziehen des freien Endes kann der Tragring verkürzt werden. (Wenn man z. B. das Horn statt um den Kopf um den Ellbogen tragen will.)

S.-Nr. 188. Ein ebensolches Hipphorn, aber der Tragriemen viel einfacher, einem Schuhriemen ähnlich.

30. (S.-Nr. 185.) Hipphorn aus Ongako, aus Riedbockhorn, außen mit Ocker rot gefärbt, an der Spitze mit Eisenspiralen umwunden. Es trägt einen Deckel aus dünnem Leder, der mit einem Kettchen verziert ist. Durch die äußere Schicht des Hornes ist ein Loch gebohrt und durch dieses ist ein Lederhenkel durchgezogen, der zur Befestigung des Tragriemens dient. Der Tragriemen ist aus Leder geflochten und damit wird das Hipphorn um den Hals oder um den Ellbogen getragen. Es ist an der Oberfläche reichlich mit Schmiere aus Ocker und Fett bestrichen. Die Öffnung des Hornes hat an der Basis 4·5 *cm*, an der Spitze 4 *mm* Durchmesser. Das Horn ist 21 *cm* lang, der Tragriemen 60 *cm* lang. Das Ende des Tragriemens trägt eine Quaste aus Lederstreifen. Über der Quaste ist der Tragriemen mit vier Spiralen einer Kupferblechlamelle umwunden.

S.-Nr. 186. Ähnliches Hipphorn wie Fig. 30, etwas kleiner und ohne Deckel. Durchmesser der weiteren Öffnung 2 *cm*, der Öffnung an der Spitze 3 *mm*. Der Tragriemen ist in gleicher Art angefertigt, es sind nicht beide Enden miteinander fest verbunden, sondern nebeneinander durch den Henkel des Hornes gezogen und hernach das eine Ende geknotet, das andere ist mit einer Quaste versehen und so können sie beide nicht mehr durch den Henkel durchgleiten.

31. (S.-Nr. 195.) Mausefalle aus Kamdschuru, nach Art der „Mädchenfänger" aus Bambusrohrstreifen geflochten, am Eingang mit einem aus dem gleichen Material geflochtenen Ring umrandet. Diese Mausefalle ist 103 *cm* lang. Der Durchmesser des Einganges beträgt 4·5 *cm*. Von vorn nach hinten verengt sie sich allmählich. In das geschlossene hintere Ende wird ein Köder gelegt.

Ähnliche Netzsackfallen für kleinere Säuger kommen in Ostafrika[1]) vor. Diese werden aber am Eingang mit einer zusammenziehbaren Schlinge versehen.

S.-Nr. 197. Ähnliche Mausefalle aus Kamdschuru, 81 *cm* lang. Die Maus kann angeblich aus diesen Mausefallen nicht mehr zurückkriechen.

32. (S.-Nr. 192.) Zither mit sieben Saiten aus Falabek, sehr schönes Stück. Der Resonanzboden ist aus einem Stück Holz mit einem kreuzförmigen Ausschnitt. Die sieben Saiten sind verschieden dick, aus Tiersehnen gedreht. Sie laufen beiderseits über einen Steg in Gestalt eines Zweiges, der untergeschoben ist. Es ist auch eine Spannvorrichtung vorhanden. Der Resonanzboden ist 46 *cm* lang, 8·5 *cm* breit, 3 *cm* hoch. Die hohen Töne werden durch dünnere Saiten hervorgebracht. Durch ein Seitenloch ist eine Sehnenschlinge gezogen zum Aufhängen der Zither an einem Haken. Die freie Saitenlänge beträgt 40·5 *cm*.

33. (S.-Nr. 193.) Zither mit sieben Saiten, wovon eine gerissen ist. Es ist ein Holzstäbchen zum Spielen vorhanden. Der Resonanzboden hat einen kreuzförmigen Ausschnitt. Zur Verzierung ist er mit Eisenklammern beschlagen. Der Kasten ist 38·5 *cm* lang, 9 *cm* breit, 3 *cm* hoch. Die freie Seitenlänge beträgt 29 *cm*.

Zum Klang dieser Zithern haben in Falabek vier sehr sympathische junge Eingeborne dreistimmig wunderbar gesungen und uns ein ganz hervorragendes Tafelkonzert gegeben. Sie sangen Kriegslieder aus vergangenen Zeiten, wie die Kamdschuru die Araber, die Suaheli und die Weißen bekämpft haben. Die Lieder wurden mit großartigem Mienenspiel voll Glut und Freude vorgetragen. Die Sänger waren unermüdlich. Sie sangen vom Nachmittag bis über Mitternacht, vor unserem Zelte sitzend. Hier bedauerten wir am meisten, daß unser Phonograph so bald unbrauchbar geworden war.

34. (S.-Nr. 151.) Brettspiel aus Lakituogo samt Spielbohnen.

[1]) Meyers Konversationslexikon, 6. Aufl., 1912, 23. Bd., S. 966.

S.-Nr. 152. Spielbohnen dazu.

Dieses Spielbrett ist angeblich von den Kamdschuru selbst hergestellt. Es ist aus sehr schwerem Holz (etwa 10 *kg*), aus einem einzigen Stück geschnitzt, 82 *cm* lang, 26 *cm* breit, 5 *cm* dick. Die Bodenseite ist ganz roh bearbeitet. Auf der Oberfläche sind in vier Reihen je acht rechteckige Vertiefungen ausgeschnitzt, in welche die Spielbohnen gegeben werden. Jede dieser Gruben ist oben quadratisch, mit einer Seite von 6 *cm*. Vor diesen 32 Vertiefungen ist eine größere von 12 *cm* Breite, 10 *cm* Länge und 4·5 *cm* Tiefe zur Aufnahme mehrerer Spielbohnen. Zwischen diesem großen und den 32 kleineren Feldern ist noch eine Reihe von vier seichten queren Vertiefungen, die offenbar daher herrühren, daß sich der Schnitzer zuerst in der Anordnung der Felder verrechnete. Gespielt wird mit 64 großen schwarzen Bohnen, also zwei Bohnen für jedes Feld. Ein Feld hat ein Loch und dieses wurde von den Eingebornen mit einem Stein verstopft (2. Reihe der Felder). Den Kamdschuru-namen dieses Spieles kenne ich nicht. Mein Boy Kilimandscharo nannte es auf Suahelisch Mtscheso, Spiel. An der Suaheliküste und im Hinterland hat es nach Luschan[1]) den Namen „Mbao". Auch Johnston[2]) bezeichnet das in seinem Werk abgebildete Spiel mit dem gleichen Namen. Das sind aber keine Eigennamen; Mtscheso heißt Spiel, Mbao heißt Brett. Das sind Suaheliwörter. Luschan erklärt zwar die Bedeutung von Mbao nicht näher und hält dieses Wort offenbar für einen Eigennamen. Ich glaube aber, daß es mit dem Worte Mbao-Brett identisch ist. In Uganda heißt das Spiel angeblich Mueso. Näheres über dieses in Ägypten und Syrien unter dem Namen Mankala verbreitete Spiel, das jedenfalls schon sehr alt ist, berichtet Luschan. Die Herstellung eines Mankala-Spielbrettes, das dem meiner Sammlung sehr ähnlich ist, in Turu bildet Reche ab[3]).

**Tafel V,** linke Hälfte (Maßstab 1:20).

**Speere aus Kamdschuru.**

1. (S.-Nr. 136.) Speer aus Ongako. Der längste von allen Kamdschuru-Speeren meiner Sammlung. Länge des Speeres 238 *cm*, Länge der Speerklinge 74 *cm*, das Blatt davon ist 17 *cm*, die Tülle 57 *cm* lang. Länge des eisernen Schuhes 25·5 *cm*. Der Schwerpunkt liegt 25 *cm* vor der Mitte des Speeres. Gewicht des Speeres 79·5 *dkg*. Der Schaft ist aus hartem, glattem Holz, sein vorderes Ende ist zugespitzt und die Tülle der Speerklinge einfach darübergesteckt. Ebenso ist der Schuh am Schaft befestigt, der Querschnitt des Schuhes ist rund.

2. (S.-Nr. 135.) Schöner Speer aus Ongako. Der Schaft ist aus Bambus, über der Klinge ist eine lederne Schutzscheide, die auf einer Seite des Speerblattes durch einen Lederriemen zusammengehalten wird. Der Querschnitt des Schuhes ist rund. Länge des Speeres 226 *cm*, Länge der Klinge 38 *cm*, davon 22 *cm* auf das Blatt und 16 *cm* auf die Tülle entfallend. Der Schwerpunkt liegt 16·5 *cm* vor der Mitte des Speeres. Länge des Schuhes 31·5 *cm*. Gewicht des Speeres 66 *dkg*.

3. (S.-Nr. 137.) Speer mit auffallend langem Blatt (31 *cm*). Länge der gesamten Spitze 48 *cm*, wovon nur 17 *cm* auf die Tülle entfallen. Der Schuh fehlt. Gewicht 63 *dkg*.

4. (S.-Nr. 132.) Länge der Spitze 53 *cm*, davon entfallen auf das Blatt 20 *cm*.

[1]) F. v. Luschan, Zusammenhänge und Konvergenz. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, 48. Bd., 1918, S. 51.

[2]) l. c. S. 795.

[3]) l. c. Tafel XI.

Länge des ganzen Speeres 216 *cm*. Der Schuh hat einen runden Querschnitt und ist nur 14 *cm* lang. Der Speer stammt aus Dschale.

5. (S.-Nr. 131.) Speer aus Dschale. Er hat eine lange Spitze, aber ein sehr kurzes Blatt. Der Querschnitt des Schuhes ist rund. Länge des Speeres 204 *cm*, Länge der Spitze 58 *cm*, davon entfallen auf das Blatt 15 *cm* und auf die Tülle 43 *cm*. Länge des Schuhes 15 *cm*. Gewicht des Speeres 42 *dkg*.

6. (S.-Nr. 134.) Schaft aus hartem Holz mit vielen Aststümpfen. Querschnitt des Schuhes rund. Länge des Speeres 2 *m*. Länge der Spitze 41 *cm*, davon entfallen 13 *cm* auf das Blatt und 28 *cm* auf die Tülle. Länge des Schuhes 15·5 *cm*, Gewicht 46 *dkg*. Speer aus Dschale.

7. (S.-Nr. 138.) Speer aus Falabek. Schaft aus einem Ast mit vielen abgeschnittenen Nebenästen, der so krumm ist, daß Schaft und Klinge nicht in einer Geraden liegen. Schuh quadratisch. Länge des Blattes 11 *cm*, Länge der Tülle 23 *cm*. Länge des Speeres 170 *cm*. Gewicht 27 *dkg*. Länge des Schuhes 21 *cm*.

8. (S.-Nr. 130.) Speer aus Dschale. 135 *cm* lang, die Spitze ist 36 *cm* lang, davon entfallen 12·5 *cm* auf das Blatt. Der Schuh hat einen quadratischen Querschnitt und ist 32·5 *cm* lang. Gewicht 28·5 *dkg*.

Diese leichten schlechten Speere werden wahrscheinlich als Wurfspeere verwendet. Die miserablen Speere der Atscholi geben ein Bild ihrer derzeitigen Verarmung und Herabgekommenheit. Je näher man an den Nil kommt, um so armseliger und degenerierter sieht die Bevölkerung aus.

(S.-Nr. 133.) Speer aus Dschale, Gewicht 50 *dkg*, Länge der Spitze 53·5 *cm*, davon entfallen auf das Blatt 20 *cm*. Der Schuh fehlt.

9. (S.-Nr. 198.) Bogen aus Kamdschuru. Der Querschnitt des Bogens ist an der Außenseite konvex, an der Innenseite flach mit abgerundeten Kanten. Der Bogen ist 146 *cm* lang. Die Sehne besteht aus Pflanzenfasern und ist 128 *cm* lang. Das eine Ende der Sehne ist nach Papillotentypus am Bogen befestigt, das andere Ende ist nur mit Hilfe einer Schlinge über das Bogenende gelegt und hält einfach durch die Reibung. Größter Abstand der Sehne vom Stab 15 *cm*.

10. (S.-Nr. 199.) Schild aus Falabek von einer Gestalt, die schon Ratzel[1]) als „Schild der Schuli" abbildet. Ein typischer Kamdschuru-Schild. Sehr altes wertvolles Exemplar aus einem Stück Leder (Büffelleder [?]). Länge des Schildes 105 *cm*, Breite 39 *cm*, Länge des Stockes 122 *cm*. Der Stock überragt den Schild oben und unten. Die vier ausgezogenen Ecken des Schildes sind mit Eisen- und Kupferdraht umwickelt (charakteristisch für Kamdschuruschilde). Das Leder ist stark mit Fett eingeschmiert und geschwärzt. Der Stab ist mit Lederriemen an den Schild geflochten. Der Stock ist zur Zierde überdies der ganzen Länge nach, mit Ausnahme des Handgriffes, mit schmalen Lederriemchen umflochten, welche am Rücken des Stockes zu einem Längsstrang verflochten sind. An der Rückseite des Schildes ist unter dem Handgriff ein ledernes Oval gegen den Handrücken angesetzt. An der Vorderseite sind an den Löchern, welche von den zur Befestigung des Stabes dienenden Lederstreifen durchsetzt werden, Eisenblechklammern aufgesetzt, so daß man die Lederriemchen nicht sieht. Diese Eisenklammern dienen zugleich als Verzierung des Schildes. Es sind 18 Paare solcher Eisenklammern an der Schildvorderfläche längs des Stabes angebracht. Der Schild weist mehrere Schnitte und Risse von beträchtlicher Ausdehnung auf. Diese sind mit Eisenblechstreifen in fortlaufender Naht geflickt. Dieser Schild hat also sicher schon schwere Kämpfe mitgemacht. Es gelang

[1]) F. Ratzel, Völkerkunde, 2. Aufl., II. Bd., S. 262, 1895.

mir erst nach vielen vergeblichen Versuchen durch Abeidis, unseres Headmans, energische Vermittlung, den Schild käuflich zu erwerben.

11. (S.-Nr. 202.) Keulenaxt aus Ongako. Eine am Ende dreizipfelig geschnitzte Holzkeule mit einer durch das verdickte Ende gesteckten Klinge aus Schmiedeeisen. Sie ist 18 *cm* lang, 2 *cm* breit und vorn geschärft. Der Stab ist 71 *cm* lang, aus sehr hartem Holz und am aufgetriebenen geschnitzten Ende gebrannt.

12. (S.-Nr. 203.) Keulenaxt aus Ongako. 78 *cm* langer Stock mit einer zweizipfeligen Keule, die mit Leder überzogen ist. Der Stock ist mittels sich überkreuzender gerader Linien einfach verziert. Die durch die Keule durchgesteckte Eisenklinge ist 21 *cm* lang, vorn geschärft. Am hinteren, zugespitzten Ende des Beiles ist ein Loch, durch welches ein Eisenring durchgesteckt ist, damit das Beil nicht herausfällt. Die Keule ist aus sehr hartem Holze.

13. (S.-Nr. 201.) Spazierstock aus Ongako, mit hakenförmigem, gebranntem Griffe, von der Gestalt einer Krücke, welche mit dem Schaft einen Winkel von etwa 75° bildet. Der Stock hat keine Verzierungen. Länge des Schaftes 96 *cm*, Länge der Krücke 11 *cm*.

14. (S.-Nr. 200.) Spazierstock aus Ongako. Ein vielästiger, knorpeliger Knüppel, dessen Äste und Rinde vom Schaft des Stockes entfernt worden sind, während sie am Griff stehen geblieben sind. Länge 102 *cm*, davon entfallen auf den Griff 16 *cm*. Soweit ist am Griff die Rinde stehen gelassen und überdies trägt der Griff sechs Astansätze. Am unteren Ende des Stockes sind einige rohe Verzierungen, einander überschneidende Ringe und daneben sich senkrecht überkreuzende gerade Linien, eingeschnitten.

**Tafel V,** rechte Hälfte. **Schilluk.**

1. (S.-Nr. 214.) Schillukspeer, am Weißen Nil in einer Haltestelle des Nildampfers zwischen Tonga und dem Zufluß des Bahr el Ghazal erworben. Die Spitze des Speeres ist ein Antilopenhorn, der Schaft ist mit Straußfedern verziert. Das Antilopenhorn ist über den Schaft gesteckt, dann mit einer nach ihrem Relief offenbar aus der Haut einer Eidechse angefertigten, nirgends genähten Lederhülse überzogen und so befestigt. Nach Junker ist die Verwendung von Eidechsen- und Schlangenhaut, die in feuchtem Zustand über Holz gezogen, ungemein fest halten, wie Bandeisen, charakteristisch für die Bewohner des äquatorialen Nils.[1]) Der Schaft ist aus hartem, glattem Holz. Er ist mit einem Straußfederngewinde von 55 *cm* Länge verziert, das mit Spagat befestigt ist. Länge des Speeres 207 *cm*, Länge des Hornes 63 *cm*, Länge des Leders, das zur Befestigung über den Schaft und das Horn gezogen ist, 21 *cm*, davon liegen 10 *cm* über dem Holz, der Rest über dem Horn. Das Gewicht des Speeres beträgt 88 *dkg*. Der Schwerpunkt liegt 26 *cm* vor der Mitte des Speeres, größter Umfang des Hornes 13·5 *cm*.

2. (S.-Nr. 213.) Schillukspeer aus der gleichen Gegend am Weißen Nil. Die Spitze ist ein Antilopenhorn, der Schaft ist glatt und ohne Verzierung. Länge des Speeres 203 *cm*, Länge des Hornes 54 *cm*, größter Umfang des Hornes 14·5 *cm*, Länge des Lederüberzuges, der zur Befestigung des Hornes am Schaft dient, 22 *cm*, Gewicht des Speeres 74 *dkg*. Der Schwerpunkt liegt 72 *cm* hinter der Spitze, also zirka 30 *cm* vor der Mitte des Speeres.

Diese Speere stammen von Schilluk, die sich in der Nähe der Landungsstelle unseres Dampfers herumtrieben.

[1]) Zit. nach Ratzel, l. c. S. 263.

Die Schillukspeere mit Antilopenhornspitzen sind nach L. Rütimeyer[1]) ein Überbleibsel aus älteren Kulturschichten vor der Eisenkultur. Rütimeyer hat drei ähnliche Speere mit Antilopenhornspitzen, auch aus dem Distrikt Tonga, für das Baseler Völkermuseum erworben. Diese Speere haben am unteren Schaftende einen Schmuck aus Ziegenhaar, an Stelle der Straußfedern meines in Fig. 1 abgebildeten Speeres. Rütimeyer macht auf eine sehr interessante, bereits 2400 Jahre alte historische Erwähnung dieser Speere bei Herodot (VII, 69) aufmerksam. Herodot sagt bei der Beschreibung der Musterung und Zählung des persischen Heeres bei Dareiskos 481 v. Chr., daß die Hilfstruppen aus Ätiopien Speere führten, „auf welchen zugespitztes Antilopenhorn befestigt war, das statt der Spitze diente. Sie führten auch beschlagene Keulen". Nach den Äußerungen Herodots, daß diese Ätiopier oberhalb Ägyptens wohnten und das wolligste Haar aller Menschen hatten, ist es nach Rütimeyer sehr wahrscheinlich, daß es sich um Schilluk oder um verwandte nilotische Stämme handelte, die im persischen Heere gegen Griechenland geführt wurden. Rütimeyer kommt zu folgendem Schluß: „Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir diese Waffen der alten nigritischen Kulturschichte zuweisen. Hiefür spricht auch die Art ihres Vorkommens in den Gegenden am oberen Nil. Wie schon erwähnt, gibt Foy an, daß in Afrika die Spuren der ältesten Kulturkomplexe (entsprechend der australischen Urkultur und Bumerangkultur) sich ganz besonders in einem Streifen am oberen Nil nach Südafrika hinunterziehen und namentlich an beiden Endpunkten konzentriert vorkommen.

Eine direkte europäische prähistorische Parallele zu diesen Speeren mit Knochen- oder Hornspitzen haben wir in den dem späteren Magdalénien angehörigen und in Frankreich mehrfach gefundenen Speerspitzen aus Knochen oder Horn von Renntier oder Hirsch zu erblicken, wie drei solcher gerade neuerdings (September 1910) bei der durch die Herren F. Sartorius und F. Sarasin durchgeführten Ausgrabung einer Höhle in Arlesheim bei Basel zum Vorschein kamen. Es ist dies eine Fundstelle, die sich nach dem Urteil kompetenter Kenner als dem Übergang des Paläolithikum zum Mesolithikum, speziell dem Azylien, angehörig ausgewiesen hat."

Auch Ratzel bildet eine Schilluklanze mit Antilopenhornspitze ab.[2])

## Dinka.

3, 4, 5 sind drei Spitzkeulen, welche ich in Bor erworben habe. Sie sind aus sehr hartem und auffallend schwerem Holz hergestellt; sie haben Kegelform mit einer Spitze an dem einen Ende. Am dicken Ende haben sie eine ebene Fläche. Sie sehen dergestalt dem als „Ziegenhainer" bekannten Studentenstock ähnlich.

3. (S.-Nr. 211.) Länge 90 *cm*, Durchmesser am dicken Ende 3 *cm*, Gewicht 55 *dkg*.

Keine Verzierungen. Der Stock ist schwarz-weiß, in natürlichen Farben des Holzes.

4. (S.-Nr. 210.) Länge 75 *cm*, Durchmesser an der dicksten Stelle der Keule 2·8 *cm*. Gewicht 37 *dkg*. Der Stock ist einfach verziert. An der Grenze des ersten gegen das zweite Drittel ist ein Band von sich rechtwinkelig schneidenden geraden Linien, darauf folgt eine Zeichnung aus einigen Spiralen, die bis zur Spitze verlaufen. Die Einschnitte, welche diese Verzierungen bilden, sind künstlich geschwärzt. Die eine Hälfte des Umfanges des ganzen Stockes ist braungelb, die andere Hälfte schwarz, in natürlichen

[1]) L. Rütimeyer, Über einige altertümliche afrikanische Waffen und Geräte und deren Beziehungen zur Prähistorie. „Zeitschr. f. Ethnologie", Heft 2, 1911, Seite 243.

[2]) Ratzel, Völkerkunde, II. Bd., S. 263.

Farben des Holzes. Diese beiden verschiedenfarbigen Hälften sind gegeneinander geradlinig abgegrenzt.

5. (S.-Nr. 212.) Ein ganz schwarzer, sehr eleganter ziegenhainerähnlicher Dinkastock. Länge 73 *cm*. Durchmesser am dicken Ende 3 *cm*, Gewicht 38 *dkg*, keine Verzierungen. Das Holz, aus dem diese Keulen gefertigt sind, sieht aus wie Ebenholz. Ratzel[1]) bildet eine ähnliche Spitzkeule der Wanyoro ab.

6, 7, 8 sind drei Wurfspeere der Bakedi am Nordufer des Kiogasees und bereits früher erwähnt (unter Bakedi).

## Feuerwaffen.

9, 10, 11, 12. Drei Vorderladergewehre mit Kapselverschluß und ein Patronengürtel. Sie wurden Mitte Februar 1912 Eingebornen abgenommen, welche am Berg Gurgur, zwei Tagreisen südlich von Nimule, in Höhlen hausen. Diese Leute verweigerten die Registrierung ihrer Gewehre, d. h. die Zahlung der Waffensteuer. Der Distriktskommissär von Nimule, Mr. Bains, entsandte deshalb den assistent-commissioner mit ein paar Askari und bei dem darauffolgenden Kampfe, bei dem auch mehrere Eingeborne ihr Leben verloren, wurden den Gurgurleuten ihre Gewehre abgenommen. Drei Stück davon sckenkte mir Mr. Bains.

Die einzige Nachricht, die ich über die Gurgurbewohner in der Literatur vorfand, stammt von Albert Lloyd[2]) und ist gerade in diesem Zusammenhange sehr bezeichnend und interessant.

Als Albert Lloyd 1904 in Atscholi in der Nähe von Gurgur weilte, hörte er von den Atscholi, daß die Gurgurleute mit ihrer ganzen Umgebung mit den Eingebornen und mit der englischen Regierung in Feindschaft lebten und daß viele von ihnen in den Gurgurhügeln in Höhlen hausten, welche, umgeben von Sümpfen, feindlichen Angriffen schwer zugänglich seien, kurz, daß die Gurgurleute in feindlicher Abgeschlossenheit von der übrigen Welt lebten.

Eines Tages wurde Lloyd von einer Abordnung der Gurgurleute besucht und eingeladen, ihren Besuch zu erwidern. Lloyd ging darauf ein und begab sich nach dem nahen Gurgur. Er fand ein mitten aus dem Sumpf festungsähnlich emporsteigendes Felsgebiet, von dem er eine sehr interessante Abbildung bringt. Es war nur schwer, und zwar auf versteckten Pfaden, die mitten durch die Sümpfe führten, zugänglich, aber ein überraschend schöner Platz, in dem große Bäume zwischen mächtigen Felsblöcken standen. Als Lloyd die Eingebornen, die ihn bald umringten, nach ihren Höhlen fragte, von denen er so viel gehört hatte, da lachten diese und behaupteten, das sei reine Einbildung. Sie hätten wohl ein paar Höhlen, die sie gelegentlich benützten, aber durchaus nicht als dauernde Wohnstätten. Als aber Albert Lloyd auf sein Drängen endlich doch in eine solche Höhle geführt wurde, die nichts anderes war als ein Spalt in einem Felsen von geringer Ausdehnung, in dem man nicht einmal aufrecht stehen konnte, da fand er in derselben doch Haushaltgeräte und zum Schlafen dienende Häute.

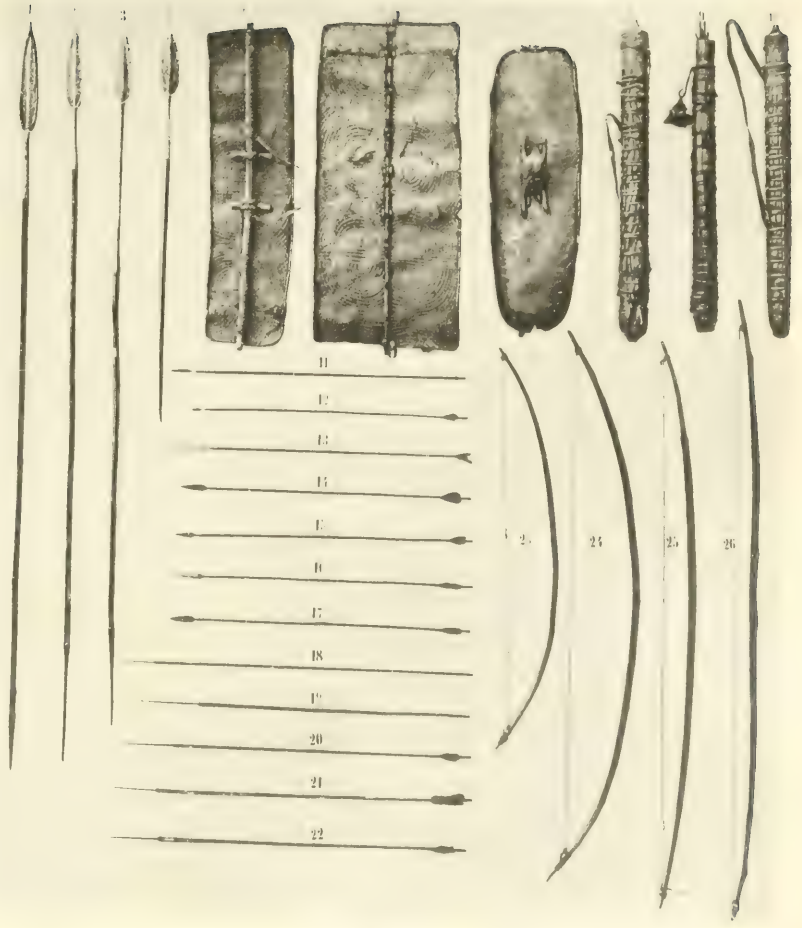
Wie mir Mr. Bains erzählte, mußten die Gurgurleute in ihren Höhlen förmlich belagert werden. Sie haben offenbar absichtlich aus kriegerischen Gründen diese Wohnstätten verheimlichen wollen.

9. (S.-Nr. 205.) Vorderlader mit Kapselverschluß von Danelo, Lille. Kolben mit Messingbeschlägen verziert, Kaliber 1·8 *cm*, glatter Lauf, früheres Ordonnanzgewehr. Drei Laufringe. Ladestock fehlt. Visiereinschnitt ein einfaches Korn. Größe eines ein-

[1]) l. c. S. 237.

[2]) l. c. S. 272—276, Abb. bei S. 257.

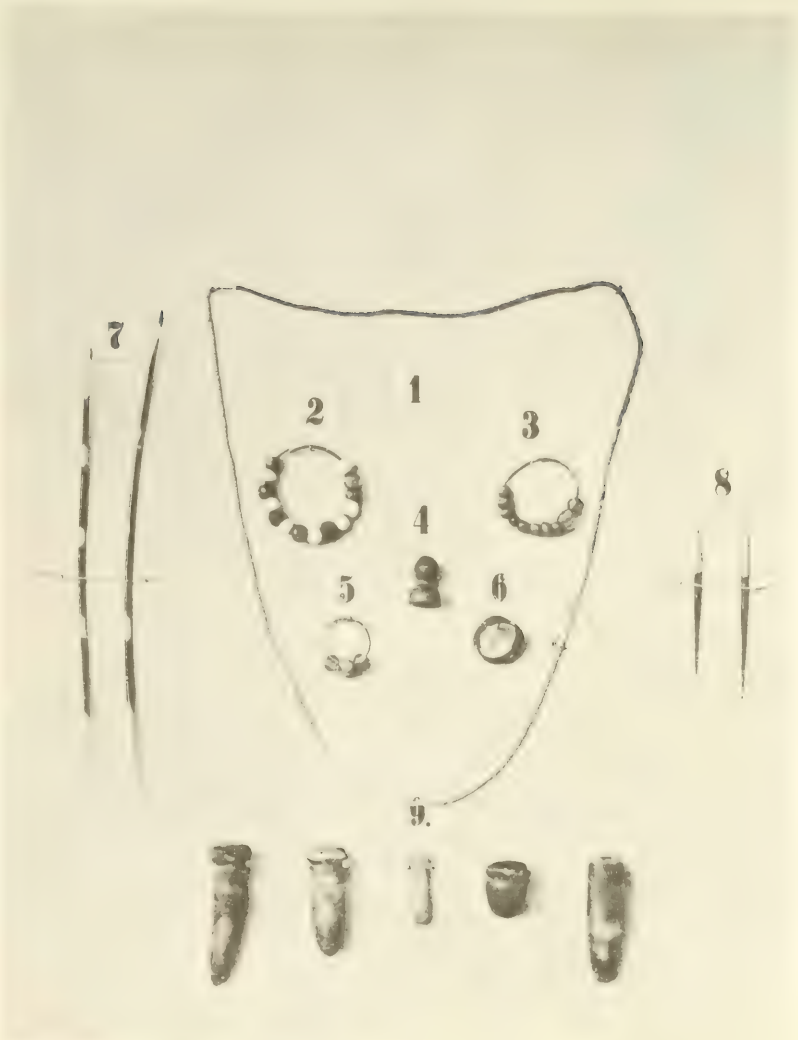
Bageshu.



Bageshu.



Lichtdruck v. Max Jaffé, Wien

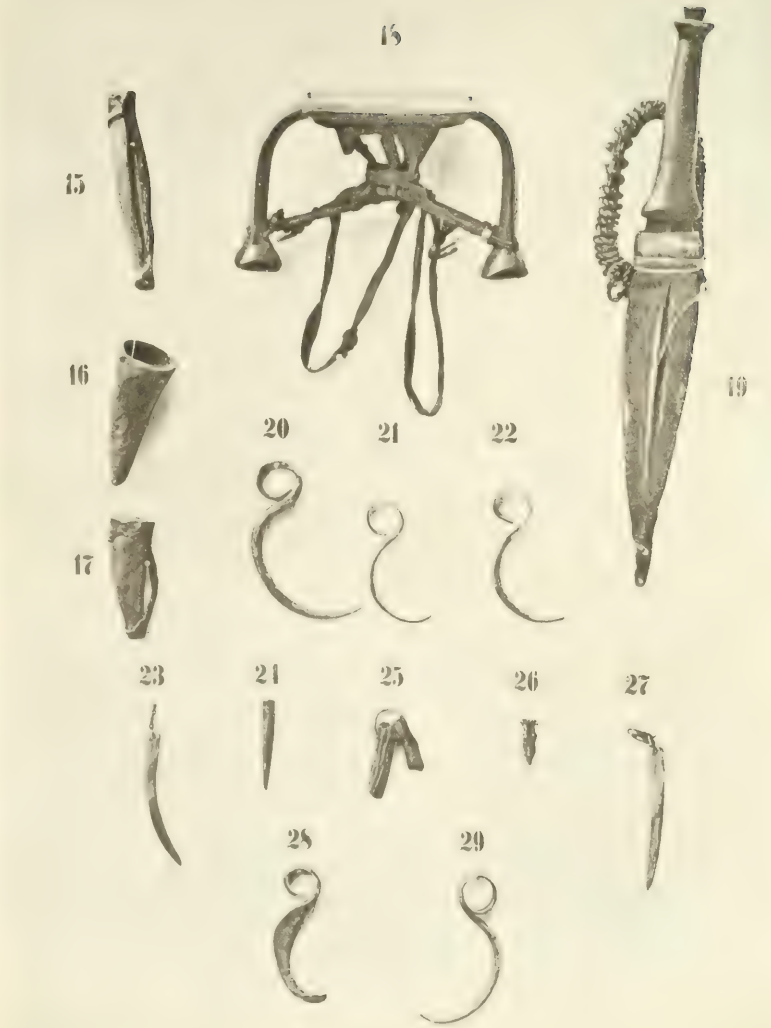



Schmuck der Bageshu.

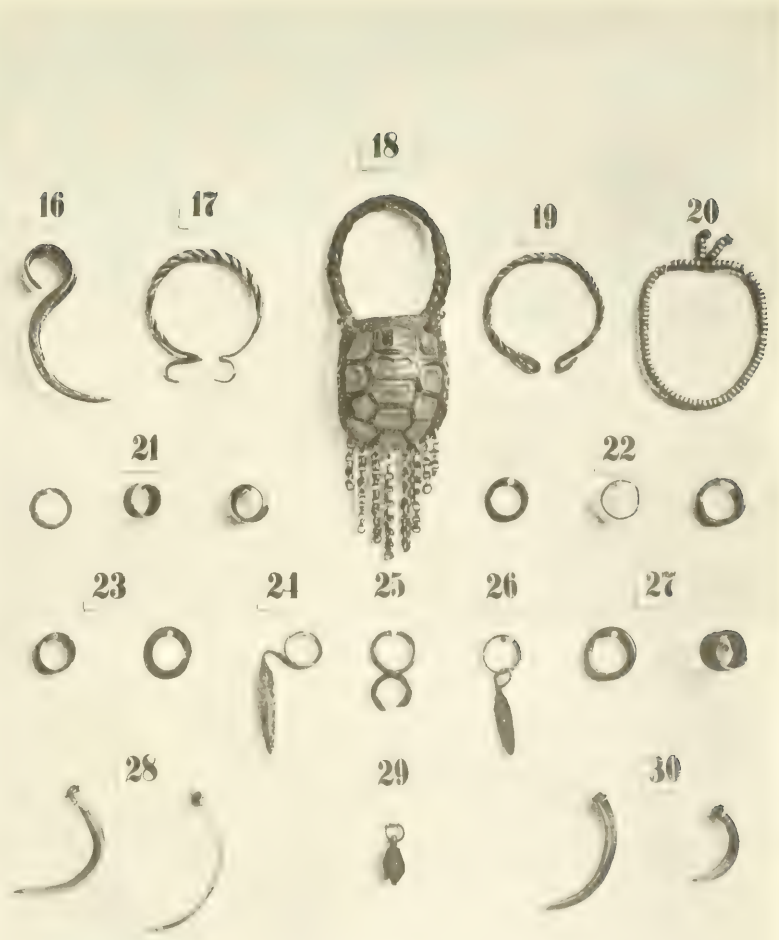
Kavirondo (30), Bukedi, Teso (36, 37) Massai u. a.



Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.



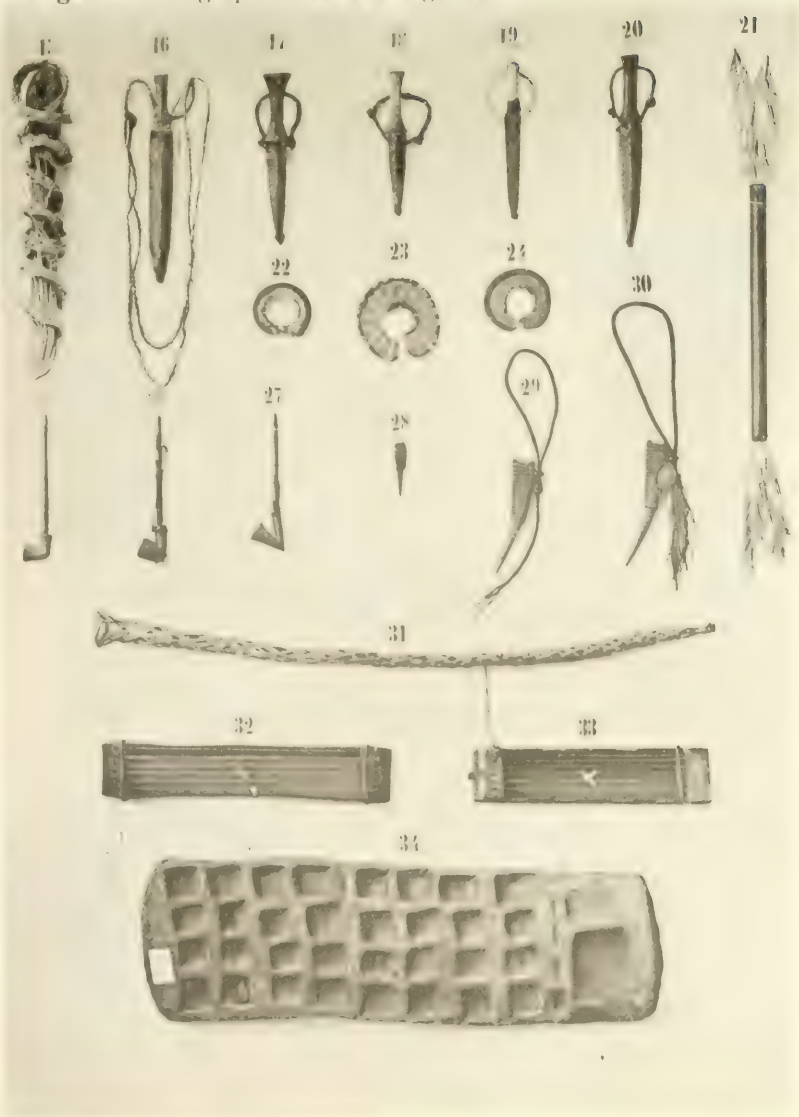

Tobúr.



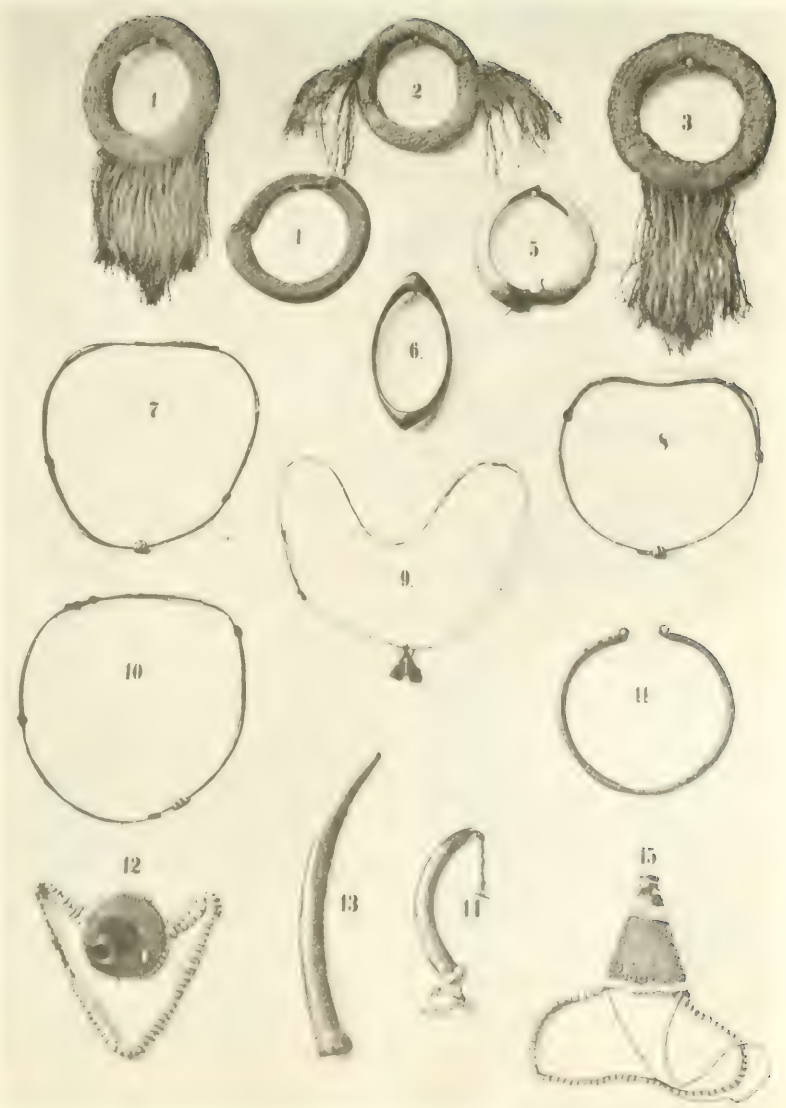

Schmuck aus Kamtschuru.



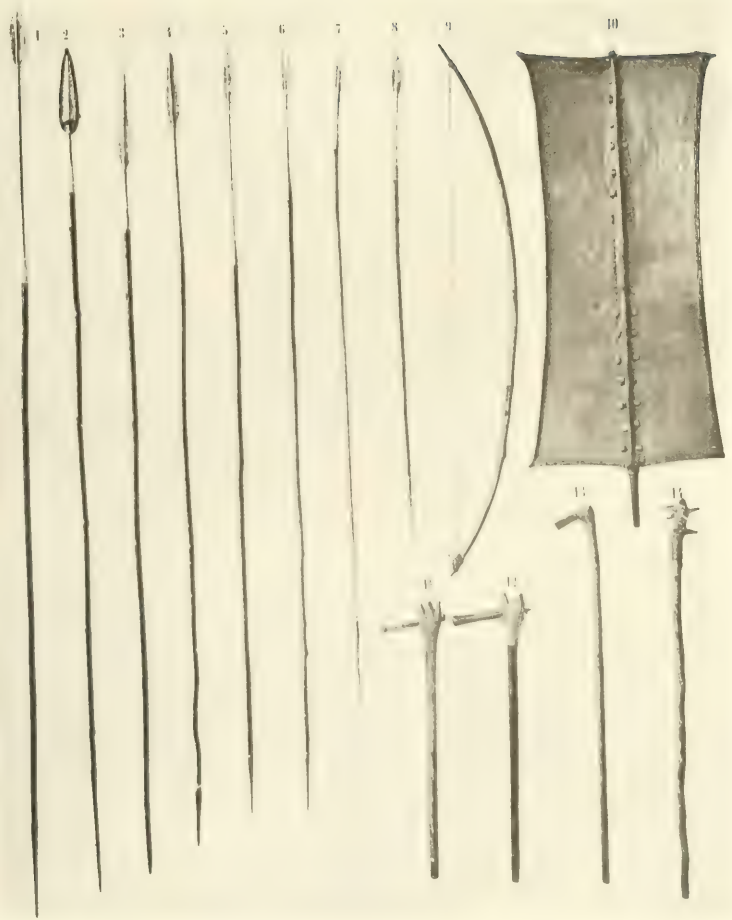
Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien



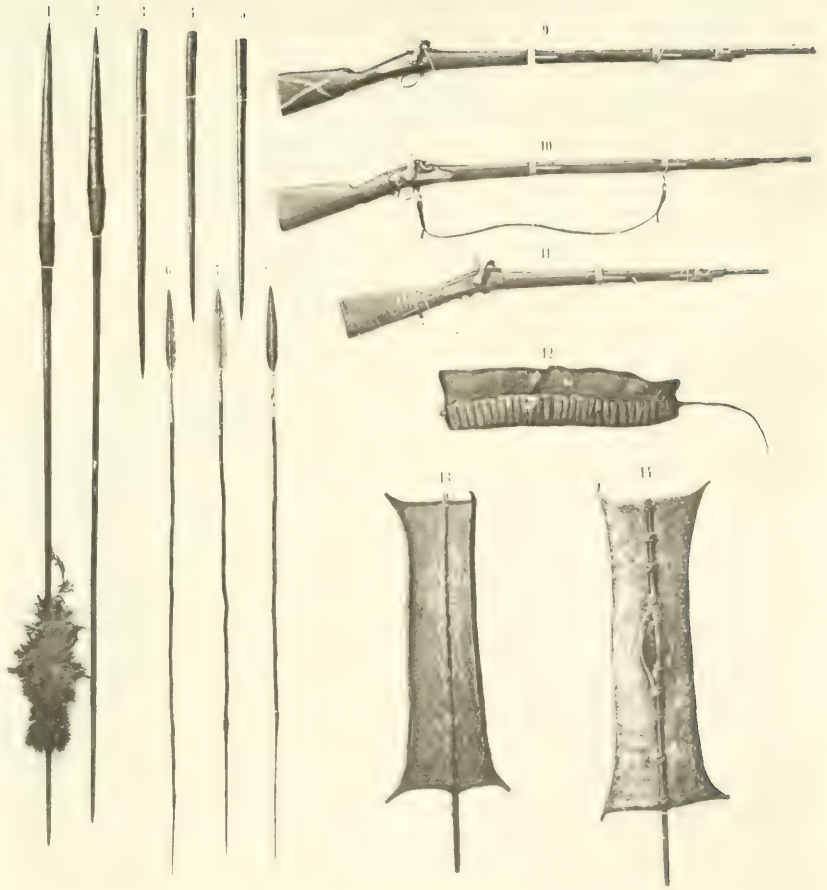

Kamtschuru.




Kamtschuru



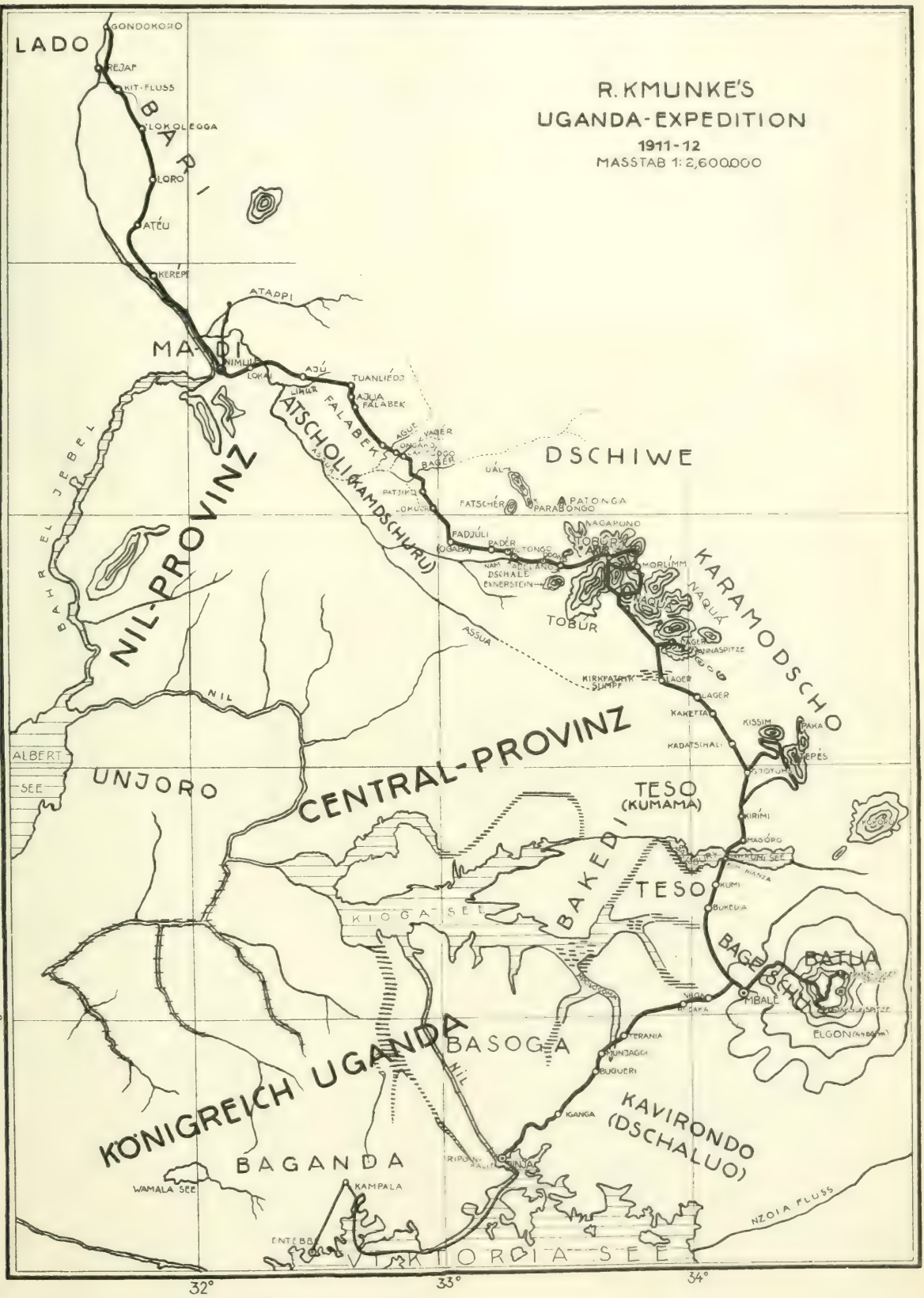
Kamtschuru



Tobúr (13 u. 14.), Dinka (1—5) u. a.



Lichtdruck v. Max Jaffe, Wien.


R. KMUNKE'S
UGANDA-EXPEDITION
1911-12
MASSTAB 1: 2,600.000
LADO
GONDOKORO
REJAF
KIT-FLUSS
LOKOLEGGA
LORO
ATÉU
KERÉPE
BARI
ATAPPI
MA-DI
NIMULE
LOKAI
AJÚ
TUANLIÉDJ
AJUA
FALABEK
FALABEK
ATSCHOLI (KAMDSCHURU)
ASSUA
AGUE
VAGÉR
BAGER
PATJIKO
DSCHIWE
UÁL
FATSCHÉR
PARABONGO
PATONGA
NAGAPONO
FADJÚLI
PADÉR
TOBÚR
MORLÍMM
DSCHALE
EXNERSTEIN
TOBÚR
NAQUÁ
KARAMODSCHO
NAGER
PANNASPITZE
KIRKPATRIK SUMPF
LAGER
LAGER
KAKETTA
KISSIM
PAKA
KADATSCHALI
TEPÉS
NIL-PROVINZ
BAHR EL JEBEL
NIL
ALBERT SEE
UNJORO
CENTRAL-PROVINZ
TESO (KUMAMA)
KIRÍMI
MAGÓRO
KUMI SEE
TESO
KUMI
BUKEDIA
BAKEDI
KIOGA SEE
BAGESCHU
BATUA
MBALE
ELGON
TERANIA
MUNJAGGI
BUGUERI
BASOGA
NIL
KÖNIGREICH UGANDA
KAVIRONDO (DSCHALUO)
KIANGA
BAGANDA
KAMPALA
WAMALA SEE
ENTEBBE
VIKTORIA SEE
NZOIA FLUSS
5°
4°
3°
2°
1°
32°
33°
34°

fachen Infanteriegewehres. Die Verzierung besteht aus kreuzweisen Bändern, welche aus der Quere nach eingeschlagenen Messingklammern zusammengesetzt sind. Am Bügel vorn und hinten ist die englische Krone mit der Marke C. D.

10. (S.-Nr. 204.) Vorderladergewehr mit Kapselverschluß. Größe eines Infanteriegewehres ohne Visier. Tragriemen aus einem Fellstreifen. Am Kolben eingekratzt MCCLVI. Der Kolbenhals ist mit Krokodilleder umwickelt. Abzugbügel und zwei Laufringe aus Messing. Kaliber 18 *mm*, glatte Bohrung. Ladestock fehlt. Der Kolbenschuh ist auch mit Messing beschlagen.

11. (S.-Nr. 206.) Vorderlader mit Kapselverschluß in der Größe eines Karabiners. Am Schloß ist eingraviert: Chattellerault, Jules Creuzé. Kaliber 18 *mm*, glatte Bohrung, Abzugbügel, Kolbenschuh und zwei Laufringe aus Messing. Ladestock fehlt. In den Kolben sind Messingkettchen eingelassen, als Eingebornenzierat. Der Kolbenhals ist offenbar einmal gebrochen und mit Messingstreifen zusammengehalten. Am rückwärtigen Ende des Laufes steht „C. 1860. M 1." Es ist nur hinten ein Visier, kein Absehen.

12. (S.-Nr. 207.) Patronengürtel aus Leder, ebenfalls von Gurgur, mit einer Patrone. Länge 60 *cm*, Breite 16 *cm*, die Ränder sind mit Lederriemen abgenäht. 29 Patronenfächer. Das Leder ist teilweise noch behaart. Der Umschnallriemen wird mit einer roh gefertigten Eisenschnalle geschlossen. In einem Fache steckt eine Patrone mit 13 *mm* Durchmesser.

## Naquá.

13. (S.-Nr. 110.) Naquáschild. Von mir in Naquá gegen Eisendraht eingetauscht. Sehr schwerer Schild aus dickem Giraffenleder, Länge des Schildes 72 *cm*, Breite 24 *cm*, Länge des Stockes 93 cm. Der Stock ist an der konvexen Seite des Schildes befestigt, der Handgriff ist auffallend seicht, so daß ich mit der Hand nicht durchkommen kann. Der Schildstab reicht unten über den Schild hinaus. Der Schild ist an den vier Ecken spitz ausgezogen. Der Schild hat eine Aufhängeschlinge. Der Stock ist am Schild mit Riemchen befestigt. Der fußwärts letzte Befestigungsriemen für den Stock hängt mit seinem Ende ein Stück frei herunter.

14. (S.-Nr. 109.) Schild aus Naquá. Prachtstück aus Giraffenhaut. Der Handstock ist an der konvexen Seite des Schildes befestigt. Unter dem sehr seichten Griff ist ein Lederfleck aus Giraffenhaut befestigt, der mit dekorativen Schnüren eingefaßt ist, die aus Giraffenlederstreifen geflochten sind. Zwei Schlingen dienen zum Aufhängen des Schildes. Jede derselben hängt in je einem der beiden geflochtenen Lederstreifen. Der Schild ist an den vier Ecken spitz ausgezogen, der Handstock reicht unten über den Schild hinaus. Der Stock ist in eine Kehle an der Konvexität des Schildes eingelegt. Er ist dort durch zehn Lederschleifen befestigt, welche durch Löcher des Schildes durchgesteckt und durch Unterschieben des freien Endes unter die Schleife geschlossen sind. Dem Feinde wird beim Kampfe die konkave Seite des Schildes zugekehrt.

Breite des Schildes 25 *cm*, Länge des Schildes 75 *cm*, Stocklänge 93 *cm*. Auch dieser Schild wurde von mir in Naquá gegen Eisendraht eingetauscht. Andere Tauschartikel hatten bei den kriegerischen Naquá fast gar keinen Wert. Kmunke wollte unter anderem auch Regenschirme an den Häuptling vertauschen; ein Regenschirm wurde zwar angenommen, aber sehr gering eingeschätzt.

Von den Naquá stammt auch der in Tafel III links, Fig. 28 dargestellte, an einer Kante zugeschärfte Schlagring.

# Die vorgeschichtliche Höhensiedlung am Burgstall bei St. Georgen im Pinzgau, Salzburg.

Von Ing. **Martin Hell**, Salzburg.

(Mit 4 Abbildungen im Texte.) [1])

Zwischen Gries und St. Georgen im Pinzgau ragt aus dem mäßig steilen Berghang, mit welchem sich der Königskogel (1854 *m*), ein südwestlicher Ausläufer des Hundsteines (2116 *m*) gegen Süden zum Tal der Salzach niedersenkt, ein dominierender Felskopf hervor, der den Namen Burgstall oder Weberpalfen (nach dem Weberbauerngute, dem er zugehört) trägt, Abb. 1.

Abb. 1. Kartenskizze des Burgstalles bei St. Georgen im Pinzgau (1:37.500).

Bei Begehung dieser Örtlichkeit, die mir im Vorüberfahren von der Bahn aus aufgefallen war, zeigte sie die typische Form eines hochmittelalterlichen Hausberges, Abb. 2, und ergab zahlreiche vorgeschichtliche Gefäßscherben sowohl auf der Oberfläche als auch an den Abhängen. Ich nahm daher zusammen mit meiner Frau Lina eine eingehende Durchgrabung der Oberfläche vor.

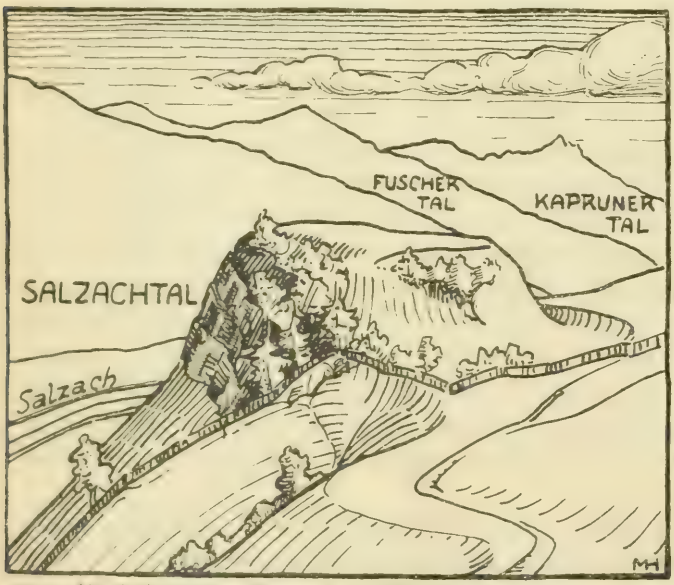



Abb. 2. Ansicht des Burgstalles bei St. Georgen im Pinzgau.

Die Hochfläche dieses aus Tonglimmerschiefer bestehenden Felskopfes liegt im Niveau jenes präglazialen Talbodens, welcher einst das Längstal der Salzach von Schwarzach im Pongau bis Bruck im Pinzgau vertrat und in welchen sich erst seit der Eiszeit die Salzach ihr heutiges enges Talbett eingegraben hat. Die Reste dieses alten, bis zu 3 *km* breiten Talbodens begleiten als hohe Terrassen nunmehr das schmale Salzachtal.

So breitet sich auch nördlich des Burgstallfelsens, getrennt von ihm durch einen tiefen Einschnitt, eine mehrere hundert Meter breite, flache Terrasse aus, welche erst allmählich in die steileren, bewaldeten Hänge des Königskogels übergeht.

[1]) Die Klischees zu diesem Aufsatze sind vom Bundesdenkmalamt in dankenswertester Weise zur Verfügung gestellt worden

Moränenmaterial, wie es sich in den Aufschlüssen an den Terrassen allenthalben zeigt, steht auch auf der Oberfläche des Burgstalles an.

Die Hochfläche liegt bei einer Höhenlage von 857 *m* 135 *m* über dem Spiegel der Salzach. Sie ist fast eben, hat eine länglichrunde Grundrißform von 45 *m* Länge und 21 *m* Breite. Gegen Süden, der Talseite zu, bilden jäh abstürzende Felswände die Begrenzung, während anderseits steile Grashänge die Hochfläche umsäumen. Gegen Norden, also bergwärts, trennt ein 11 *m* tiefer Einschnitt den Felskegel von der Hinterlandsterrasse ab. Dieser Einschnitt, der schon ursprünglich vorhanden war, hat jedoch eine künstliche Erweiterung und Vertiefung erfahren.

Da an der Südseite der Hochfläche, an der noch gern Höhenfeuer abgebrannt werden, der Fels zutage tritt, beschränken sich die Reste vorgeschichtlicher Besiedlung des Platzes auf den breiteren nördlichen Abschnitt. Hier ergab die Grabung den Nachweis von drei Hüttenstellen I, II, III und eines Eisenschmelzplatzes IV.

Die angetroffenen Wohnschichten waren keineswegs ungestört und ihrem Umrisse nach nur bei I noch einigermaßen sicher zu bestimmen. Diese mehrfachen Schichtstörungen sind durch den Umstand begründet, daß nach Ausweis der Funde der Platz in drei vorgeschichtlichen Kulturperioden besetzt war und auch noch in hochmittelalterlicher Zeit als Hausberg Verwendung fand. Die Funde, insbesondere die Keramik, zeigten sich an diesen vier Stellen in reichlicher Anhäufung, dazwischen aber nur ganz vereinzelt.

Wohnstelle I liegt ungefähr in der Mitte des nördlichen Hochflächenabschnittes, welcher an dieser Stelle eine Neigung von $3^0$ aufweist. Wie sich aus den noch feststellbaren Schichtgrenzen ergab, hatte sie einen rechteckigen Grundriß und waren die Langseiten nordost-südwestlich orientiert. Der Hüttenboden war wagrecht, so daß er an der Nordwestseite 0·8 *m*, an der Südwestseite 0·42 *m* unter der Oberfläche lag. Der Boden über der Wohnschichte zeigte unter 0·25 *m* Humus braune Erde mit zahlreichen großen bis zu 20 *kg* schweren Steinen, Holzkohle und nach der Tiefe zu vereinzelten vorgeschichtlichen Scherben. In 0·45 *m* bzw. 0·8 *m* Tiefe liegt die schwärzliche, fundreiche Wohnschichte mit einer Stärke von 12—15 *cm* auf grauem Moränenboden auf. Die Kulturschichte stößt an der nordwestlichen Langseite geradlinig an dem unter $45^0$ aufsteigenden Phyllitfels ab. Hiedurch erscheint eine sichere Grenzlinie gegeben. An der gegenüberliegenden Langseite sowie an der südwestlichen Schmalseite ist die Schichtgrenze nur auf kurze Strecken sicherzustellen. Die andere Schmalseite ist nicht mehr klar erkennbar. Dieser Hüttengrundriß hatte demnach eine Breite von 3·2 *m* und eine Länge von etwa 6 *m*. Nahe der westlichen Ecke lag eine Abfallgrube von 0·7 *m* Randweite und 0·45 *m* Tiefe, die mit kohliger Erde erfüllt war, welche weißgebrannte Knochenstückchen, Tongefäßscherben sowie einen Spinnwirtel enthielt.

Wohnstelle II fand sich auf der nordwestlichen Seite der Hochfläche. Eine sichere Schichtgrenze konnte nur an der nordöstlichen Schmalseite festgestellt werden, wo diese wieder am Felsen absetzt. Weitere Grenzen sind nicht sicherzustellen, doch läßt sich die ungefähre Flächenausdehnung aus einzelnen ungestörten Schichtteilen sowie dem konzentrierten Auftreten der Funde erkennen. Immerhin ließ sich auf diese Weise ersehen, daß die Längsrichtung fast parallel mit jener der Hütte I verläuft. Der Grundriß war wohl wieder rechteckig und hatte eine ungefähre Ausdehnung von 5·5 × 3·5 *m*. Der wagrechte Hüttenboden lag 0·3—0·7 *m* unter der flach geneigten Oberfläche. Eine Feuerstelle zeigte sich an der nordwestlichen Langseite in Form einer runden 0·9 *m* weiten, 0·25 *m* tiefen Mulde mit Kohlenerde ausgefüllt. Der

darunterliegende Moränenboden war an den lehmführenden Stellen rot gebrannt. Über der Wohnschichte lagen wieder viel große Steine.

Wohnstelle III lag nahe der nordöstlichen Ecke der Hochfläche. Die dunkle Fundschichte wurde in 0·7 *m* Tiefe angetroffen; sie zeigte jedoch nur auf der Südostseite auf 2·5 *m* Länge eine bestimmbare Grenzlinie. Dem Ausdehnungsgebiet der Schichtreste und Funde nach läßt sich wieder auf rechteckigen Grundriß schließen, dessen Orientierung ungefähr den Stellen I und II entsprach. Die Grundfläche hatte ein Ausmaß von mindestens 3·0 × 4·5 *m*. Eine Feuerstelle lag an der südöstlichen Langseite als runde 0·7 *m* weite, 0·15 *m* tiefe Mulde, deren Sohle und Umgebung roten Brandboden aufwies.

Die Stelle IV ergab in 0·6 *m* Tiefe eine intensiv schwarze kohlige Schichte von 10—18 *cm* Stärke, welche viel schwere Eisenschlacken und eine Anzahl von Graphittonscherben enthielt. Die Schichte bildete ein unregelmäßiges Langrund von 4 *m* Länge und 2·5 *m* Breite.

Diese vier Fundschichten sind teilweise von großen Steinen überlagert, welche sich aber auch zwischen ihnen finden. Es sind teils kantige Stücke vom anstehenden Phyllitfels des Burgstalles, zum weitaus überwiegenden Teile jedoch runde Gneisgeschiebe, wie sie sich im Moränenboden allenthalben finden.

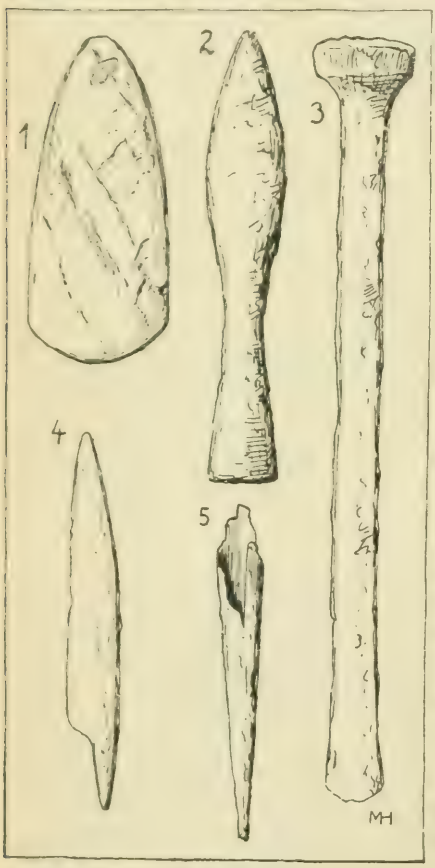



Abb. 3. Funde vom Burgstall bei St. Georgen im Pinzgau (²/₅ n. Gr.)

Unter den Steinfunden sind zu nennen: 1 spitzenartige Axt mit rechteckigem Querschnitt aus Serpentin 10·7 *cm* lang, 4·7 *cm* breit, Abb. 3, 1; 14 Stück Klopfsteine aus Serpentin, Quarzit und Grünstein; 2 Wetzsteine aus Werfener Schiefer; 1 Glättstein aus Quarzit; 1 Fragment eines Arbeitsteines von länglicher Form mit bikonvexem Querschnitt.

Bronze fand sich in Form eines flachen trapezförmigen Kuchens von 4 *cm* größter Seitenlänge sowie eines kleinen Gußklümpchens.

Eisenfunde sind: Vierkantiger Spieß mit runder Tülle, 13·5 *cm* lang, Tüllenweite 2 *cm*, Abb. 3, 5; vierkantiger Meißel mit Kopf, die Schneide etwas verbreitert, lang 26·5 *cm*, Seitenlänge des Kopfes 4·5 *cm*, Abb. 3, 3; Lanzenspitze mit Tülle, 15 *cm* lang, Tüllenweite 2·3 *cm*, Abb. 3, 2; Messer mit Griffdorn, 12·5 *cm* lang, Abb. 3, 4; Messerfragment, 7 *cm* lang, 2 *cm* breit.[1])

Schwere Eisenschlacken ergaben sich in größerer Anzahl in durchschnittlich faustgroßen Stücken.

An Gefäßresten fanden sich bei 1000 Scherben. Hievon gehören etwa 85% der älteren Bronzezeit, 5% der frühen Hallstattzeit und 15% der Latènezeit an.

Die Tonware der älteren Bronzezeit entspricht nach der Zusammensetzung des Tones, der Form und Verzierung der Gefäße vollkommen jener der 24 *km* in öst-

[1]) Auf Abb. 3 sind Fig. 2 und 4 nach den unpräparierten Stücken, Fig. 3 und 5 nach der Präparierung abgebildet.

licher Richtung entfernten älterbronzezeitlichen Höhensiedlung am Klinglberg bei St. Johann im Pongau.[1]) Es ist fast durchgehends derbe Hauskeramik mit hohen, wenig gebauchten Töpfen und einfachen Schüsseln. Profile bieten 1 und 2, Abb. 4. Ein feineres Krüglein mit Henkel stellt 4, Abb. 4, dar. Die Verzierung bestreiten Buckel, Tupfenleisten an der Schulter, Tupfenkerben am Mundsaum sowie aus der Schulterleiste hervortretende aufgezogene Lappen. Einen solchen Lappen mit Delle zeigt 9, Abb. 4. Weiters finden sich schwere Bandhenkel, darunter auch ein solcher mit 2 breiten Längsfurchen. Abb. 4, 7 bringt einen Tonlöffel mit abgebrochenem Stielzapfen. Besonders hervorzuheben ist, daß vorzugsweise die derben Gefäßscherben ganz so, wie am Klinglberg, granulierte Kupferschmelzschlacke enthalten. Wenn auch die Schlackenkörner in der Tonmasse der Gefäße keiner chemischen Analyse unterzogen werden konnten, so steht doch auf Grund der vollkommenen Gleichartigkeit der Keramik sowie der gleichgearteten Schlackenbeimischung fest, daß es sich auch hier um Beimengung von solcher Schlacke handelt, wie sie beim Schmelzen von Kupfer aus Roherzen ausfällt.

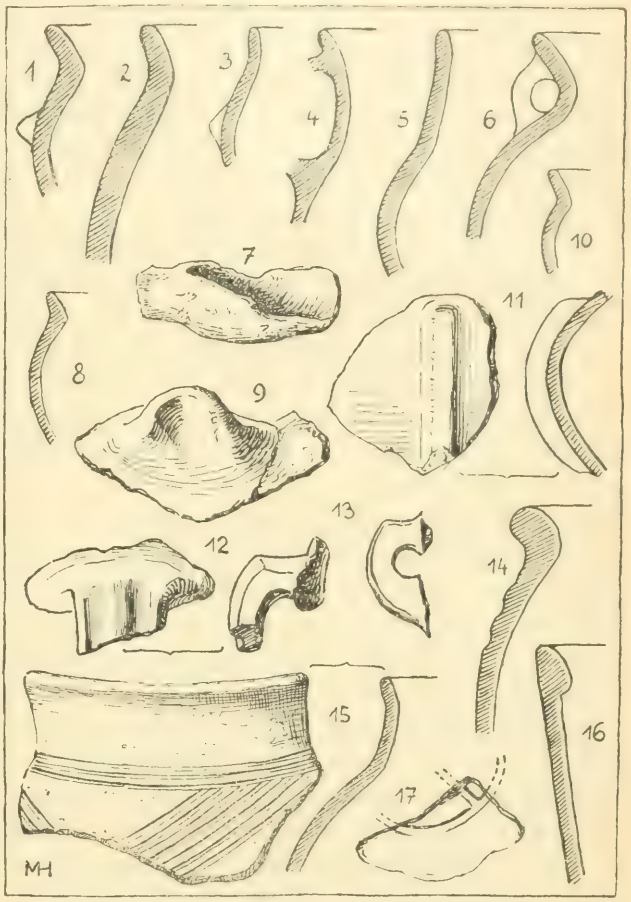


Abb. 4. Funde vom Burgstall bei St. Georgen im Pinzgau (2/5 n. Gr.).

Zur frühhallstättischen Tonware bringt Abb. 4 in 3, 5, 6, 8, 10, 11 bezeichnende Stücke. Fig. 6, Abb. 4, weist außer dem kleinen Henkel noch aus der Schulter der Gefäßwand herausgetriebene, breite Buckel, auf. Fig. 3 und 10, Abb. 4, zeigen Graphitanstrich. Die Gefäße sind aus feinerem Ton und mit gut geglättetem Feinüberzug versehen. Die mit seichten Furchenstrichen verzierte, feintonige Randscherbe Fig. 15 sowie der Absatzhenkel Fig. 13, Abb. 4, gehören ebenfalls hieher. Letzterem formähnlich ist zwar auch Fig. 12, Abb. 4, doch kann dieser Henkel auch viel später zu datieren sein. Schließlich gehört noch ein bikonischer Spinnwirtel mit 3·8 *cm* Durchmesser der frühen Hallstattzeit an. Dieser Zeit ist auch der zahlreiche, auf Wohnstelle I beschränkte Hüttenbewurf zuzuweisen, welcher Rundholzabdrücke sowie auch Abdrücke gespaltenen Holzes zeigt.

Die Tonware der Latènezeit beschränkt sich nahezu auf Graphittonscherben. Sie sind meist glatt; an einem Gefäßscherben zeigt sich jedoch auch eine Tupfenleiste. Fig. 14 zeigt eine Randscherbe mit gewulstetem Mundsaum, Fig. 16, Abb. 4, gehört einem geradrandigen Gefäße an, ein ähnlich profiliertes Gefäß zeigt Kamm-

[1]) M. Hell, Eine älterbronzezeitl. Höhensiedlung bei St. Johann im Pongau in Salzburg und ihre Beziehungen zum alpinen Kupferbergbau. Diese Zeitschrift, Bd. III, 1921, S. 193 ff.

strichmuster. In einer einzigen Scherbe ist die bemalte Keramik der Spätzeit vertreten; das Stück ist dünnwandig, zeigt auf der Innenseite Drehscheibenfurchen, an der Außenseite Reste flächenhafter Bemalung in Schwarz und Rot mit horizontal umlaufender Trennungslinie.

Mittelalterliche Scherben fanden sich in wenigen Exemplaren, wovon ein Randstück mit Wellenornament dem Burgwalltypus angehört und das Bodenstück Fig. 17, Abb. 4, in erhabenem Stempel ein Ringkreuz zeigt.

Die Verteilung der Funde auf die vier Fundplätze betreffend, waren die älterbronzezeitlichen Altsachen auf die Hüttenplätze I, II, III ziemlich gleichmäßig verteilt und herrschen an diesen Stellen weitaus vor. Das Steinbeil lag in I, das Bronzegußklümpchen in II und der kleine Gußfladen in III; die Kopfsteine beschränken sich auf II und III. Die Plätze I, II und III bildeten also nach ihrem Inventar die Standorte älterbronzezeitlicher Hütten.

Die Hallstattfunde beschränken sich auf die Stelle I. Insbesondere enthielt die Abfallgrube hallstättische Scherben und den Spinnwirtel. Da sich der Hüttenlehm lediglich auf der Stelle I findet, ist er der hallstättischen Wohnstelle zuzuweisen.

Die Latènefunde verteilen sich auf die beiden Wohnstellen I und III sowie auf den Schmelzplatz Stelle IV. An der Wohnstelle I lagen die größeren Eisensachen sowie eine Anzahl von Gefäßresten, in III fanden sich Gefäßreste und das Messerfragment. Die Stelle III barg sämtliche Eisenschlacken sowie Graphittonscherben mit wulstigen Randprofilen; die Plätze I und III bezeichnen also Wohnstellen und III einen Eisenschmelzplatz der Latènezeit.

Der Umstand, daß an den einzelnen Wohnplätzen mehrere Kulturperioden übereinander liegen, daß also die nachfolgenden Siedler nach langandauernden Unterbrechungen der Besiedlung wieder die gleichen Stellen für ihre Hütten wählten, ist darin begründet, daß auf der an und für sich kleinen Hochfläche eben nur diese Plätze für die Situierung von Wohnbauten in Betracht kamen. Untereinander sind diese drei Plätze nicht gleichwertig. Zur Zeit der stärksten Besiedlung des Platzes, zur älteren Bronzezeit, waren alle drei Plätze besetzt. Zur Hallstattzeit, als der schwächsten Besiedlung, war nur der zentral gelegene beste Platz I allein bewohnt. Zur Latènezeit hingegen blieb der schlechteste Platz II ausgeschaltet und waren nur I und III besiedelt.

Ist durch das Vorangeführte schon an und für sich eine gewisse Störung in den Schichten bedingt, so wurde diese durch die Besetzung des Platzes in hochmittelalterlicher Zeit noch verstärkt. So läßt sich die Einteilung der einzelnen Abschnitte vorgeschichtlicher Zeitperioden nur mehr durch die gruppenweise Verteilung der Funde nachweisen.

Die Gestalt der hier bestandenen Baulichkeiten betreffend, kann lediglich gesagt werden, daß sie jeweils rechteckig waren und daß die Wände der frühhallstättischen Hütte mit Lehm gedichtet waren. Ob von den großen Steinen, welche mit den vorgeschichtlichen Bauten im Zusammenhang stehen, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

Weitaus am reichsten vertreten zeigt sich mit drei Hüttenplätzen die ältere Bronzezeit. Wenn auch die Tonware wenig bezeichnende Typen aufweist, so ist doch die Datierung durch die Gleichartigkeit der Hauskeramik mit jener vom benachbarten Klinglberg, woselbst sich auch bezeichnende Zierkeramik fand,[1]) vollkommen sichergestellt. Das bereits betonte Auftreten von Kupferschmelzschlacke in der Tonmasse beweist auch für diese Siedlung die Gewinnung von Kupfer bereits zur älteren Bronzezeit, wie ja überhaupt die älterbronzezeitliche Höhensiedlung am Burgstall in

[1]) M. Hell, a. a. O.

engster Parallele zu jener am Klinglberg bei St. Johann im Pongau steht. Es hat demnach auch diese Siedlung eine bergbautreibende Bevölkerung beherbergt.

Da auch nördlich des Einschnittes auf der flachen Hinterlandsterrasse sich älterbronzezeitliche Gefäßscherben zeigten, und zwar auf eine Breite von etwa 100 *m*, so scheint sich die Besiedlung der älteren Bronzezeit auch auf dieses Gebiet zu erstrecken.

Die frühere Hallstattperiode, nur in Wohnstelle I vertreten, bezeichnet jenen Zeitpunkt, in welchem der prähistorische Kupferbergbau im Salzburgischen sein Ende findet, wie die Funde aus den Bergwerksorten des Landes besagen.[1])

Reichhaltiger, und zwar mit den beiden Wohnstellen I und III, ist die Latènezeit vertreten. Unter den Funden weisen die glatten Scherben sowie die Tupfenleiste auf deren älteren Abschnitt, die Stücke mit Kammstrichmuster sowie die bemalte Scherbe auf die Spätzeit. Bemalte Latènekeramik ist im Salzburgischen bisher lediglich vom Dürrnberg bei Hallein bekannt geworden.[2]) Hieher gehören auch die beiden Wetzsteine sowie das linsenförmig profilierte Steinfragment.[3]) Der Eisenschmelzplatz mit den vielen Eisenschlacken und den Graphittonscherben mit gewulstetem Rande gehört ebenfalls der späteren Latènezeit an. Daß Stelle IV den Standplatz eines zerstörten Rennofens bildet, deuten die an den Schlacken vielfach angebackenen, rotgebrannten Lehmstücke an, welche Reste der Lehmverkleidung des Ofens darstellen. Die hier liegenden großen Steinstücke mit teilweiser Brandwirkung stammen ebenfalls vom Ofenbau her.

Von den Schlacken wurden zwei der schwersten Stücke auf ihren Gehalt an Eisen untersucht und hiebei nachstehendes festgestellt. Das eine Stück zeigt braunen Strich und enthält 94·2% metallisches Eisen, das andere hat grauen metallischen Strich und ergibt 97·3% Eisen.[4]) Es dürfte sich daher bei diesen schlackenförmigen Stücken nicht um Abfall, sondern um Reinprodukte handeln, welche noch nicht in Barren- bzw. Luppenform übergeführt worden sind.

Mit dem Eisenverhüttungsprozeß scheint auch der große Eisenmeißel in Beziehung zu stehen, da auch im Inventar der Eisenschmelzen in der Ansiedlung von Sanskimost, die noch in die Latènezeit reicht, ähnliche Werkzeuge gefunden wurden.[5])

Es zeigen sich also auch die latènezeitlichen Bewohner des Burgstalles mit Metallgewinnung beschäftigt, und zwar wurde hier Eisen geschmolzen, bezüglich dessen angenommen werden darf, daß auch das Eisenerz in der Umgebung bergmännisch gewonnen wurde. Liegt doch der Burgstall am Südabhang der eisenerzreichen Hundsteingruppe, in deren östlichem Teile die reichen Eisenvorkommen des Dientner Tales liegen.[6])

---

[1]) G. Kyrle, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg. Österr. Kunsttop., Band XVII, Beiträge I und II.

[2]) M. Hell, Vorgeschichtliche Funde vom Dürrnberg bei Hallein. Wiener prähist. Zeitschrift Jahrg. III, 1916, S. 57 ff.

[3]) M. Hell, ebenda.

[4]) Die Untersuchung wurde über Auftrag des Leiters der Landesapotheke am St. Johannsspitale in Salzburg, Herrn Oberapotheker mag. pharm. Hans Kordik, durch Herrn phil. Hubert Auer in dankenswertester Weise durchgeführt.

[5]) F. Fiala, Das Flachgräberfeld und die prähistorische Ansiedlung von Sanskimost. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Bd. VI, 1899, Fig. 182, 191, S. 123, 125.

[6]) E. Fugger, Das Dientner Tal und seine alten Bergbaue. Mitt. d. Ges. f. Salzb. Landesk., Bd. XLIX, 1909.

Die Bedeutung der prähistorischen Höhensiedlung am Burgstall liegt also darin, daß sie einerseits einen neuerlichen Beleg für die Gewinnung des Kupfers im Ostalpengebiet zur älteren Bronzezeit bietet und anderseits auf die autochthone keltische Eisengewinnung im Salzburgischen hinweist. Siedlungsgeschichtlich ist sie insofern von Belang, als sie ein weiteres Beispiel für die Besiedlung des hochalpinen salzburgischen Berglandes liefert.

Was den Weg anbelangt, auf welchem die vorgeschichtlichen Besiedler zum Burgstall gelangten, so scheint der Umstand, daß im Reichenhaller Talbecken sich älterbronzezeitliche, frühhallstättische und spätlatènezeitliche Besiedlung in reichen Wohnstättenfunden nachweisen ließ, welchen Zeitabschnitten auch die Burgstallsiedlung entspricht, darauf hinzudeuten, daß die Besiedlung dieser Höhe und damit aber auch die Besiedlung des Pinzgaues überhaupt, vorzugsweise vom Reichenhaller Talbecken aus flußaufwärts längs der Saalach vor sich ging.[1])

Die Gefäßscherbe vom Burgwalltypus ist der erste Bodenfund im salzburgischen Pongau und wohl mit der Anwesenheit der Alpenslawen, welche Ende des 6. Jahrhunderts hier eindrangen, in Zusammenhang zu bringen.[2]) Burgwallkeramik ist bisher in Salzburg nur im Lungau zutage getreten.[3])

In hochmittelalterlicher Zeit wurde der Burgstall zu einem Hausberg ausgestaltet Was die Korrektion des Geländes anbetrifft, so bestand diese darin, daß der bereits von Natur aus vorhandene Einschnitt um zirka 3 *m* vertieft und etwas erweitert wurde. Hiedurch wurde eine Gesamttiefe des Einschnittes bzw. Grabens von 11 *m* erzielt Gelegentlich dieser Erweiterung wurde insbesondere der bergseitige Abhang des Burgstalles wesentlich steiler ausgebildet. Das aus dem vertieften Einschnitte gewonnene Material wurde beiderseits an dessen Enden aufgeschüttet, wodurch sich hier terrassenförmige Geländestufen ergaben, Abb. 2.

Daß diese Geländekorrektion in mittelalterlicher Zeit geschah, ergab die Bodenuntersuchung. Während sich beiderseits des Einschnittes prähistorische Scherbenfunde zeigten, waren der vertiefte Teil sowie die Terrassen fundleer; auch zeigte dieses Gebiet sogleich den lichten Moränenboden unter dem Rasen.

Die Funde aus dieser Zeit sind, wie auf allen Hausbergen, äußerst spärlich und beschränken sich auf einige Gefäßscherben, darunter das Stück mit dem Ringkreuzstempel. Die vielen großen Steine, die über den vorgeschichtlichen Fundschichten lagen, dürften größtenteils aus dieser Zeit stammen und als Wurfsteine gedient haben. Mauerreste oder Mörtelspuren wurden nicht konstatiert. Es ist also ein hölzerner Turmbau anzunehmen, welcher, etwa mit einer Palisadenwehr umgeben, samt dem tiefen Abschnittsgraben eine für Verteidigungszwecke bestens geeignete Anlage gebildet haben mochte. Der heute noch bestehende Name Burgstall bildet also die letzte Erinnerung an die Vergangenheit dieser Örtlichkeit.

In kaum 1 *km* westlicher Entfernung vom Burgstall liegt das Kirchdorf St. Georgen, Abb. 1, hoch über der Salzach ebenfalls an der südlichen Flanke des Königskogels. Die Kirche samt Friedhof befindet sich auf einer plateauartigen Anhöhe (826 *m*), die sich aus dem Berghang heraus weit gegen die Talmitte vorschiebt und so talauf- und talabwärts eine weitreichende Fernsicht gewährt. Die ebene Hochfläche von etwa 80 *m* größter Breite ist von Steilhängen umgeben, zeigt gegen

[1]) Auf diesen Weg hat auch G. Kyrle a. a. O. hingewiesen.

[2]) H. Widmann, Geschichte Salzburgs, Bd. I, 1907, S. 79 ff.

[3]) Ich habe solche in Mauterndorf im Lungau ausgegraben; unpubliziert.

die Salzach felsige Abstürze und ist vom Berge durch eine breite Einsattelung getrennt, welche die Häuser des Dorfes aufnimmt.

Gelegentlich mehrmaliger gemeinsamer Absuchung des Geländes fand meine Frau im östlichen Teile der Hochfläche eine Anzahl vorgeschichtlicher Gefäßreste.

Diese Scherben sind derb und enthalten Kupferschmelzschlacke in granulierter Form beigemischt; sie gehören nach Analogie mit Burgstall und Klinglberg der älteren Bronzezeit an. Eine Scherbe aus Graphitton stammt von einem großen Gefäße mit gewulstetem Mundsaum und ist der späteren Latènezeit zuzuweisen.

Vorbehaltlich weiterer Untersuchung des Platzes deuten diese Funde im Hinblick auf die örtlichen, für vorgeschichtliche Besiedlung so günstigen Verhältnisse eine Bewohnung dieser dominierenden Höhe zur älteren Bronzezeit und jüngeren Latènezeit an. Es darf also auch der Kirchberg von St. Georgen im Pinzgau als vorgeschichtliche Höhensiedlung angesprochen werden.

Für ständige Mitarbeit habe ich meiner Frau Lina zu danken. Die Funde befinden sich in unserer Sammlung.

# Groß-Weikersdorf, eine neue Paläolithstation in Niederösterreich.

Von J. Bayer in Wien.

Zwischen dem reichen altsteinzeitlichen Fundgebiete der Wachau und des Kamptales einerseits und der östlichsten Paläolithstation Niederösterreichs, Stillfried an der March, anderseits liegt ein Gebiet von mehr als 80 *km* West-Ost-Ausdehnung, aus dem bisher größere Paläolithstationen, wie in dem bezeichneten Gebiete, nicht bekannt geworden sind. Da die Eignung dieses Terrains zur altsteinzeitlichen Besiedlung offenkundig ist — es wäre nicht einzusehen, warum sich nicht wie am Kamp auch an den anderen von Norden der Donau zuströmenden Flüssen der Diluvialjäger aufgehalten haben sollte, wo doch diese flachen Täler gleich wie für das Mammut für seinen Jäger geradezu ideale Lebensverhältnisse boten —, ist die bisherige Leere wohl nur darauf zurückzuführen, daß hier den Funden bisher nicht so nachgegangen und ihnen nicht die Beachtung geschenkt wurde wie in der Wachau; denn wenn man sich die Mühe nimmt, Literatur und Lokalmuseen durchzusehen, so kommt man auch für dieses Gebiet auf eine recht beträchtliche Anzahl von Fundstellen, welche bereits erkennen läßt, daß auch dieser Teil Niederösterreichs vom diluvialen Jäger sehr häufig und auf längere Dauer aufgesucht worden ist.

Die ersten Mitteilungen verdanken wir M. Much.[1]) Er nennt Gösing und Stettenhof östlich von Hadersdorf am Kamp sowie Sonnberg und Oberhollabrunn, alle mit bisher nur spärlichen Funden, was wohl bloß darauf zurückzuführen ist, daß in allen Fällen nur die Ergebnisse ganz flüchtiger Untersuchungen vorliegen. Dasselbe gilt mehr oder weniger von den Fundstellen, die im Krahuletz-Museum zu Eggenburg vertreten sind: Eggenburg[2]), Fuchsen- oder Teufelslucken bei Roggendorf nordöstlich von Eggenburg[3]), Groß-Reipersdorf, Gegend von Sigmundsherberg, Bayerbach, Ruppersthal[4]) u. a. Man sieht schon aus dieser keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch erhebenden Aufzählung, wie reich an paläolithischen Spuren dieses Gebiet tatsächlich ist.[5]) Die Zahl dieser Fundstellen, deren Bearbeitung und Veröffentlichung für später in Aussicht genommen ist, hat sich nun um einen weiteren Fundplatz vermehrt, der, wenn er gründlich untersucht sein wird, allem Anscheine nach einmal zu den wichtigsten Paläolithstationen Niederösterreichs zählen wird.

[1]) Über die urgeschichtlichen Ansiedlungen am Mannhartsgebirge, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien I (1871), 161; derselbe, über die Zeit des Mammut im Allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammutjägern in Niederösterreich im Besonderen, ebenda XI (1881), 18—54.

[2]) Von hier erliegt im genannten Museum eine Kollektion von Feuersteinabsplissen und Knochen diluvialer Tiere (darunter ein Bärenzahn), welche wohl dem Aurignacien angehören dürften. Krahuletz fand sie in der Nähe des jetzt nicht mehr bestehenden Stranzky-Ziegelofens in diluvialem Lehm.

[3]) Von dieser Lokalität verwahrt das Krahuletz-Museum außer sehr reichem paläontologischen Material mehrere bearbeitete Feuersteine.

[4]) S. S. 6, Anmerkung 1.

[5]) Wie mir Herr Pfarrer Dr. Hrodegh mitteilt, befindet sich auch in der Sammlung Engelshofen auf der Rosenburg eine Anzahl Funde paläolithischen Aussehens, die sich nach seiner Angabe vom neolithischen Material scharf abheben.

Wie man schon jetzt erkennen kann, handelt es sich um einen Lagerplatz von großer Ausdehnung, der, wie wir sehen werden, speziell in archäologischer Beziehung interessant zu werden verspricht, so daß ein vorläufiger Bericht angebracht erscheint.

## Fundstelle und Fundgeschichte.

Die Fundstelle liegt fast genau in der Linie Gruebgraben—Stillfried westlich von Groß-Weikersdorf im Tale des Schmidabaches, des stromabwärts nach dem Kamp folgenden linksseitigen Nebenflusses der Donau. Hier wird knapp neben der Eisenbahnstation in zwei Ziegeleien der sehr mächtige, durchaus homogene Löß, welcher das rechte sanft abfallende Talgehänge bedeckt, seit vielen Jahren abgebaut, wobei bekanntlich zahlreiche prähistorische Funde verschiedener Altersstufen, hauptsächlich aber aus der Bronzezeit, gemacht wurden.

In der südlicher gelegenen, dem Herrn Franz Groiß in Groß-Weikersdorf gehörigen Ziegelei fanden nun im Jahre 1912 Arbeiter, als sie beim Grundausheben etwa 2 *m* unter das Niveau der Ziegelei gruben, eine Anzahl Feuersteine, welche Herr Prof. Dr. Rudolf Much bei einem seiner Besuche am Fundplatze von den Arbeitern erhielt und sofort als paläolithisch erkannte. Bei der von ihm vorgenommenen Untersuchung der Fundstelle zeigten sich in einem bestimmten, etwa $1^1/_2$—2 *m* unter dem Boden der Ziegelei und zirka 5 *m* unter der ursprünglichen Oberfläche gelegenen Horizonte Silices in ziemlich reichlicher Anzahl, doch war irgendeine Verfärbung des Lösses nicht wahrzunehmen,[1]) woraus zu schließen ist, daß es sich an dieser Stelle nur um eine Streuschichte handelt, während die Feuerstellen (Kulturschichten) wohl nicht weit davon entfernt sein werden.

Einen wertvollen Anhaltspunkt für die Ausdehnung und den Verlauf der Paläolithstation gibt die Auffindung von Mammutknochen beim Graben eines Brunnens im südlichsten Teile der Ziegelei, in beträchtlicher Entfernung vom obigen Fundpunkte. Hier stießen die Arbeiter vor etwa zehn Jahren zirka 2 *m* unter dem Boden der Ziegelei auf einen Horizont von Mammutknochen, worunter sich ein guterhaltener Stoßzahn befand, der ins niederösterreichische Landesmuseum gelangte. Ein zweiter soll nach Aussage des Arbeiters noch drinnen stecken, so daß es sich vielleicht um einen ganzen Schädel handelt. Eine Kulturschichte soll sich hier nicht befinden, auch von Feuersteinen hat, wie mir Herr Groiß mitteilt, niemand etwas bemerkt.

Nichtsdestoweniger ist es in Anbetracht der Niveauübereinstimmung nicht zweifelhaft, daß hier der Horizont des diluvialen Jägers durchschnitten wurde, und zwar handelt es sich an dieser Stelle offenbar um einen Ablagerungsplatz für die Knochen abseits von den Herden, wie solche Knochenanhäufungen zum Beispiel besonders gut in Lang-Mannersdorf beobachtet werden konnten.

Die beiden Fundpunkte gestatten jedenfalls den Schluß, daß hier ein sehr ausgedehnter Lagerplatz des Eiszeitmenschen vorliegt, über dessen Zeitstellung die geologischen Verhältnisse und die Funde guten Aufschluß geben.

## Altersbestimmung.

### *a)* Auf Grund der geologischen Verhältnisse.

Der Fundhorizont läuft anscheinend 4—5 *m* unter der Oberfläche in einheitlichem, typischem Löß, der keine Zonung oder dergleichen erkennen läßt. Sein Liegendes ist hier bisher nirgends aufgeschlossen und man kann daher über die Mächtig-

[1]) Herrn Prof. Much statte ich für diese Informationen über die Fundumstände den besten Dank ab.

keit des oberen jüngeren Löß, um den es sich da handelt, noch nichts sagen. Die Lagerung des Fundhorizontes ist also die des Jung-Aurignacien—Alt-Solutréen, so daß eine Kultur zu erwarten ist, die etwa zwischen Willendorf II/7 und Předmost liegt. Dies ist auch der Fall, wie sich

*b*) auf Grund des archäologischen Materials ergibt, das eine ziemlich genaue Fixierung gestattet.

Es liegen im ganzen über 100 geschlagene Steine vor, wovon etwa zwei Dutzend Typen bzw. retuschierte Klingen sind; das übrige ist Abfallsmaterial, zum Teil mit Gebrauchsretuschen. Unter den Gesteinsorten herrscht der weißpatinierende Feuerstein vor, vereinzelt erscheint auch gelbbrauner Jaspis, grauer, verkieselter Mergel und graubrauner, feuersteinähnlicher Hornstein mit unebener Bruchfläche.

Der Gesamteindruck dieses Fundmaterials weist dem Groß-Weikersdorfer Paläolithikum seinen Platz am Ende der oben abgesteckten Kulturstrecke zu.

Das lehrt nicht nur das bereits vollständige Fehlen der steilen Aurignacretusche, sondern vor allem das Auftreten einer ausgesprochenen Solutrétechnik an zwei Stücken. Diese für die Altersbestimmung wichtigsten Stücke sind ein dicker Klingenabspliß von annähernd Lorbeerblattform, dessen Flachseite zur Hälfte grobgemuschelt ist, was schon sehr an die Lorbeerblattspitzen Předmosts erinnert. Möglicherweise liegt hier ein unfertiges Stück vor.

Ein weiteres Stück mit Solutrétechnik ist das Bruchstück einer feinen, gut retuschierten Silexklinge. Hier ist die flache Unterseite zunächst der Spitze fein gemuschelt, wie das bereits in den höchsten Niveaus von Willendorf II vorkommt und für das jüngste Aurignacien charakteristisch ist.

Weiters verdienen Erwähnung zwei kurze Klingenkratzer, welche durch einen typischen, kräftigen Kantenabschlag auch als Stichel verwendet werden konnten, eine Form, wie sie in Předmost sehr häufig vorkommt. Dann liegen noch ein einfacher Klingenstichel, eine sehr regelmäßige Klinge mit breitem und schmalem Kratzerende, Klingen mit flüchtig zum Kratzerende zugearbeiteten Querbruchenden und unter den retuschierten Klingen ein annähernd blattförmiges Stück mit Randretusche vor. Nutzbuchten kommen vor, aber ohne die für das mittlere Aurignacien typische Ausprägung.

Von sonstigen Steinen ist ein als Unterlage verwendetes Geschiebebruchstück aus Hornblendegneis mit Schlagmarken, wohl aus der Donau stammend, erwähnenswert. Ein Bruchstück aus zersetztem Chloritschiefer mit viel Magnetit besitzt annähernd zylindrische Form mit ovalem Querschnitt und zeigt eine feinpolierte Oberfläche, die an mehreren Stellen Hiebspuren aufweist; auch die Bruchstelle ist etwas poliert. Man könnte es für das Ende eines Stößels, Reibsteines oder dergleichen halten oder für das Bruchstück eines neolithischen Hammers, doch kann es ganz gut paläolithisch sein. Von Graphit liegt ein Stückchen vor, auf Rötel deuten schwache Spuren an einigen Silices. An einem Silex ist starke Feuereinwirkung wahrzunehmen.

*c*) Mit Hilfe des paläontologischen Materials.

Die Tierwelt ist bisher nur durch Mammutknochen vertreten, und zwar liegt von der Fundstelle der Silices ein stark zerfallenes Bruchstück einer Stoßzahnspitze und ein Extremitätenfragment, von der Stelle des Brunnens der schon erwähnte guterhaltene Stoßzahn vor.[1])

[1]) Das gesamte Fundmaterial mit Ausnahme des Stoßzahnes gelangte im Tauschwege in den Besitz der prähistorischen Sammlung des Naturhistorischen Museums.

Daß beide Schürfungen — um mehr handelt es sich noch nicht — auf so kleinem Raume nur Mammut ergeben haben, läßt bereits erkennen, daß dieses Tier hier die Hauptrolle spielt, was mit den anderweitigen Befunden gut übereinstimmt.

### Ergebnis: Jüngstes Aurignacien oder Alt-Solutréen.

Wir sehen die drei Faktoren zur Altersbestimmung hier in schöner Übereinstimmung, wobei die geologische Lagerung noch einen größeren Spielraum läßt, während die Gerättypen eine schärfere Einstellung gestatten, die durch das allerdings noch sehr dürftige paläontologische Bild bestätigt wird.

Auf Grund der Typen ist auf oberstes Aurignacien oder Alt-Solutréen zu schließen. Für letzteres spricht, daß beim Groß-Weikersdorfer Paläolithikum meines Erachtens die Solutrétendenz bereits stärker hervortritt als bei der jüngsten Industrie von Willendorf II, die noch dem obersten Aurignacien angehört. Die Übereinstimmung mit Předmost ist, wie gesagt, eine große und es steht daher zu erwarten, daß hier künftig noch Lorbeerblattspitzen der dortigen Form gefunden werden. Wir befinden uns jedenfalls in einem Horizont, welcher nicht mehr sehr fern vom Maximum des letzten Eisvorstoßes liegt. Wenn hier verhältnismäßig viel Löß auf dieser anscheinend bisher jüngsten Lößkultur Niederösterreichs liegt, so hängt das nur mit lokalen Verhältnissen zusammen, welche gerade hier eine sehr mächtige Bildung des oberen jüngeren Löß begünstigt haben. Diese Dimensionen sind immer bis zu einem gewissen Grade relativ und müssen mit der Mächtigkeit der ganzen Ablagerung verglichen werden.

Die Bedeutung der neuen Station scheint mir erst ins rechte Licht gerückt, wenn man das südmährische Solutréen und die Stücke von ausgesprochenem Solutrécharakter im Krahuletz-Museum zu Eggenburg in den Kreis der Betrachtung zieht.[1]) Es werden dann allmählich die Umrisse einer Alt-Solutréen-Provinz in Nieder-

[1]) In diesem Gebiete sind Lorbeerblattspitzen keineswegs selten, denn außer einigen im niederösterreichischen Landesmuseum verwahrten Solutréenartefakten aus Millowitz an der niederösterreichisch-mährischen Grenze — auch Zeltsch Ondratitz wäre hier zu berücksichtigen — erliegt auch im Krahuletz-Museum zu Eggenburg eine Anzahl Stücke, die ich ohne Bedenken dieser Kulturstufe zuweise: Je eine in ihrer schönen weißen Patina gut paläolithisch aussehende Lorbeerblattspitze aus Groß-Reipersdorf nordöstlich von Eggenburg und aus der Gegend von Sigmundsherberg. Letztere befindet sich in Gesellschaft einiger anderer Artefakte paläolithischen Aussehens; an beiden Orten wurde allerdings auch Neolithikum gefunden, das sich jedoch schon äußerlich abhebt. Ein gut weiß patiniertes Lorbeerblattbruchstück, von einem größeren Exemplar als die vorigen stammend, wurde nächst Bayerbach bei Ravelsbach auf offenem Felde gefunden. Angesichts dieser sicheren Solutréfunde darf nicht vom „Fehlen des Solutréen in Niederösterreich" gesprochen werden. (O. Menghin: Chronologie der prähistorischen Perioden Niederösterreichs, Monatsbl. d. Ver. für Landeskunde von Niederösterreich, 1913, S. 286.) Die ebenfalls in Eggenburg aufbewahrte große, sorgfältig gearbeitete Lorbeerblattspitze aus Missingdorf nördlich von Eggenburg scheint neolithischen Alters zu sein. So wie dieses möchte ich auch das schöne von O. Abel gefundene und in „Lebensbilder aus der Tierwelt der Vorzeit", Jena, Gustav Fischer, 1922, S. 68, als Solutréen publizierte Stück von Bruderndorf bei Stockerau von einer Betrachtung des niederösterreichischen Solutréen ausschließen, da ich das Stück nicht für paläolithisch ansehe. (Siehe „Das Alter des Artefakts aus der Petőfigasse in Miskolcz und anderer angeblich paläolithischer Steingeräte", Wiener Prähist. Zeitschr. IX, 1922, S. 22—26.) Größeres Interesse gewinnt im Zusammenhange mit dem Groß-Weikersdorfer Paläolithfund die Paläolithstation Rupperstha l, deren Funde ebenfalls im Krahuletz-Museum liegen und die anscheinend bis jetzt ganz unbeachtet geblieben ist. Ihr Silexmaterial, zumeist weißpatinierte Klingen, zeigt im ganzen Habitus vollständige Übereinstimmung mit dem Großweikersdorfer Material, so daß wir, wenn auch typische Stücke fehlen, auch Rupperstha l für jüngstes Aurignacien oder Alt-Solutréen halten, eine Altersbestimmung, welche überdies durch die Lage der beiden Fundplätze eine Stütze erhält, indem sie lediglich durch den 341 *m* hohen „Kogelberg" getrennt sind. Auch Rupperstha l harrt noch einer näheren Untersuchung.

österreich als Südteil eines größeren, mindestens bis Polen reichenden Kulturgebietes — sichtbar, wobei uns in Niederösterreich zunächst das Problem der Beziehungen dieser Solutréstationen zu der reichen Aurignacgruppe der Wachau und des Kamptales beschäftigen wird, das in mehr als einer Richtung interessant zu werden verspricht.

Fast wäre man versucht, in Niederösterreich eine Südwärtsbewegung des Paläolithikers während des älteren Aurignacien aus der Drosendorfer Gegend in die Wachau und von hier am Ende der Aurignacentwicklung eine Ost- und Nordostbewegung anzunehmen. Das sind natürlich nur Vermutungen, die durch neue Funde als wertlos erkannt werden können; aber nach den bis jetzt bekannten Funden gewinnt man diesen Eindruck und es scheint z. B. doch kein Zufall zu sein, daß bisher in der Wachau kein Solutréen gefunden wurde. Der Mensch war vielleicht wegen des Solutrévorstoßes in alpenfernere Gebiete abgewandert, etwa nach Ungarn, wo vor dem nun gegenüber dem Mittel-Aurignacien beträchtlich verschlechterten Klima viele Höhlen Schutz boten. Eine solche Annahme erhält in dem großen Reichtum Ungarns an Höhlen-Solutréen eine gute Stütze, doch könnte es sich nur um eine Zuwanderung handeln, denn angesichts der dortigen Evolution der Lorbeerblattspitze muß eine autochthone Solutrébevölkerung für Ungarn angenommen werden, deren Kulturbefruchtung nur aus dem Süden, der Sphäre des Askalonien, erfolgt sein kann. Ungarn war jedenfalls ein Hauptaufnahmsgebiet dieses südlichen Einflusses, der dann vermutlich das Spät-Aurignacien des westlichen Niederösterreich ergriffen und langsam — sit venia verbo — solutresiert hat.

Um diese und andere Fragen sicher zu beantworten, genügt aber unser heutiges Wissen beiweitem nicht, denn wir sind ja überhaupt erst bei der Grundsteinlegung für das Gebäude urgeschichtlicher Erkenntnis, dessen Aufbau eine große Zahl brauchbarer Bausteine voraussetzt. Einen solchen wird zweifellos die Station Groß-Weikersdorf liefern, wenn sie einmal systematisch untersucht werden kann, was dank des großen Entgegenkommens des Ziegeleibesitzers Herrn Groiß zu erwarten steht.[1])

Es wird sich hier darum handeln, die Untersuchung auf eine größere Fläche hin auszudehnen, um hinreichend viel Typenmaterial für eine schärfere archäologische Einstellung zu gewinnen, als sie jetzt möglich ist.

Freilich, das, was ich bei der schon jetzt sichtbaren großen Ausdehnung und der ganzen Lage vermute, wird angesichts der Momente, welche sich hier einer Erschließung in großem Stile entgegenstellen, sobald nicht enthüllt werden: daß hier ein niederösterreichisches Předmost vorliegt, dessen reiches Inventar mit allerlei Überraschungen auch hier erwartet werden darf. Daß diese Stelle am Schmidabache nicht der einzige Lagerplatz in der Gegend war, wird man inne, wenn man sieht, wie die gleichen günstigen Verhältnisse — vor allem Westschutz — eine weite Strecke hin in nördlicher und südlicher Richtung obwalten.

[1]) Es obliegt mir hier, dem Genannten für die Erlaubnis zu weiteren Untersuchungen bestens zu danken.

# Zwei Begräbnisstätten der jüngeren Bronzezeit bei Zwentendorf an der Donau im Tullnerfelde (Niederösterreich).

(Vorläufiger Bericht.)

Von **J. Bayer** in Wien.

Während das gesamte Randgebiet des Tullnerfeldes durch zahlreiche prähistorische Funde als ehemals dicht besiedelt bezeugt wird, sind die Funde im Tullnerfelde selbst bisher nicht besonders zahlreich.

Betrachtet man die Lage der letzteren, so sieht man, daß sie fast ausschließlich auf der Niederterrasse liegen und nicht ins Alluvium hinabsteigen. Besonders bevorzugt wurde aber der Rand der Niederterrasse, wie südlich der Donau die Lage der großen bronzezeitlich-hallstättischen Nekropole Gemeinlebarn, des frühmittelalterlichen Gräberfeldes von Langenschönbichl, des Ringdepotfundes der Bronzezeitstufe A bei Asparn südwestlich von Tulln und des hallstättischen Tumulus von Langenlebarn erkennen läßt. Markieren hier diese Fundstellen ungefähr seinen Verlauf, so erscheint dabei aber ein wichtiger Punkt bisher nicht fixiert, nämlich die Stelle, wo der bei Gemeinlebarn von der Donau fast 5 *km* entfernte Terrassenabfall sich zuerst an den Strom heranschiebt, um dann bis Zeiselmauer nahe seinem Ufer zu verlaufen. Dieser Punkt liegt bei Zwentendorf, wo das Alluvium auf einen ganz schmalen Saum zusammenschrumpft und wo der vorgeschichtliche Mensch in der Lage war, auf der Niederterrasse fast direkt am Strome trocken und vor Hochwasser sicher zu leben.

Nun ist auch diese Stelle, wie der folgende Bericht zeigt, in die Reihe der prähistorischen Fundplätze getreten, nachdem sie schon seit vielen Jahren als solche der römischen Zeit bekannt ist.

Es handelt sich um zwei Begräbnisstätten aus der Bronzezeit, über deren Ausdehnung vorerst noch wenig gesagt werden kann, die aber immerhin wichtig genug erscheinen, um noch vor Veröffentlichung des sich wohl bald vergrößernden Fundmaterials kurz gewürdigt zu werden.

Die eine liegt im Ortsbereiche von Zwentendorf, die andere etwa 2 *km* westlich vom Ort auf dem „Haidfeld“. Wir beginnen mit der ersteren, die zuerst entdeckt wurde.

## Das Gräberfeld im Garten des Grafen Althan.

Im Jahre 1913 fand der Gärtner des Grafen Althan, Robert Grimm, in dem im Ostteile von Zwentendorf gelegenen Gemüsegarten des Schlosses (Parz. Zw. Nr. 63/1 und Erpersdorf 117/2) beim Wegherrichten mehrere Gräber mit Gefäßen und Bronzen, die von verschiedenen Personen an sich genommen wurden, ohne daß eine wissenschaftliche Stelle von dem Funde Kenntnis erhalten hat.

Nun sah ich zufällig bei dem aus Zwentendorf stammenden Bürgerschullehrer Herrn Hans Brachmann gelegentlich eines Besuches in Mödling die in seinem Be-

sitze befindlichen Funde und erhielt durch ihn die weiteren Aufschlüsse über ihre Herkunft. Meine alsbald an Ort und Stelle vorgenommene Erkundigung ergab folgenden Sachverhalt:

Es wurden etliche Brandgräber in einer Durchschnittstiefe von 1 *m* gefunden. Jedes besteht aus einer größeren Urne, in der ein oder mehrere kleinere gehenkelte Gefäße stehen. Der Leichenbrand mit etwaigen Bronzebeigaben liegt im großen Gefäße.

Die von der Zentralgüterinspektion in Zwentendorf sowie von Herrn Lehrer Brachmann und Herrn Franz Pleßl in dankenswerter Weise der urgeschichtlichen Sammlung des Naturhistorischen Museums gespendeten Fundgegenstände geben, wenn sich auch nicht mehr feststellen läßt, wie sie nach Gräbern zusammengehören, immerhin guten Aufschluß über die Zeitstellung des Urnenfeldes. Es liegen von Keramik vor:

Bruchstücke von zwei großen Gefäßen (also wohl Leichenbrandbehältern zweier Gräber); das eine aus graubraunem, brüchigem Ton mit schlecht geglätteter Oberfläche, das andere aus festerem Ton mit jenem erdigen Aussehen, wie es beispielsweise vielen Gefäßen vom Gräberfelde zu Hadersdorf am Kamp eigen ist. Weiters Bruchstück eines Henkeltopfes aus dem gleichen brüchigen Ton, innen schwarz, außen rötlich-grau, dann von einer Schüssel aus grauem Ton mit schmalem, horizontalem Mundsaum, wie sie im benachbarten Gemeinlebarn in den jüngeren (Brand-) Gräbern häufig sind.[1])

Ganz erhalten sind lediglich die zwei von Herrn Pleßl gespendeten Gefäße:

Eine kleine Henkelurne aus gutem, schwarzem Ton mit Graphitüberzug, kleine Standfläche, Bauch ausladend, Hals vom Bauch scharf abgesetzt, konisch sich gegen die Mündung erweiternd. Dann eine fast konische Schüssel, außen rötlichbraun, innen schwärzlich, auf der Außenseite neben dem kleinen Boden in gleichen Abständen drei kleine, runde Eindrücke.

Diese Keramik weist auf den jüngeren Abschnitt der Bronzezeit hin. Diesem Alter entsprechen auch die Bronzen. Von solchen liegen vor:

Reste einer (oder mehrerer?) Nadel mit scheibenförmigem Kopf, eine Anzahl geschlossener (Finger-?) Ringelchen mit scharfer, fein gekerbter Außenkante, ein runder, konvexer Blechknopf mit zwei gegenüberstehenden Löchern zum Befestigen und ein Beschlägebruchstück mit Niete. Weiters ein gegossener Bronzegegenstand, dessen Zweck mir noch nicht klar ist: Mitten zwischen zwei breiten Blechflügeln befindet sich ein von zwei erhabenen konzentrischen Ringen eingesäumtes, kreisrundes Loch; in der Ausnehmung zwischen den Flügeln setzte sich zumindest nach der einen Seite, wo eine deutliche Bruchstelle zu sehen ist, ein Stiel oder ein Haken fort. Leider hat das Stück durch den Brand, wie auch die übrigen Bronzen gelitten, so daß unter anderem auch die Form der Flügel nicht genau festzustellen ist. Entweder handelt es sich um ein Rasiermesser oder, was wahrscheinlicher ist, um ein Zierblech, das vielleicht mit zwei Fortsätzen befestigt war.

Wie die Keramik, deutet also auch dieses Ensemble auf die jüngere Bronzezeit, womit auch die Bestattungsform übereinstimmt.

Die Lage der Bronzen im Leichenbrand und in der großen Urne wird durch Grünspanspuren auf einigen ihrer Bruchstücke und auf etlichen Knochen bestätigt.

Der vorhandene Leichenbrand stammt von einem erwachsenen Individuum.

Die Vereinigung des Fundmaterials von hier, das sich noch in verschiedenen Händen befindet, und eine systematische Untersuchung der Stelle wäre wünschenswert.

[1]) Im Gegensatze zu den Skelettgräbern, in welchen die Schüssel mit kleinem Henkel und außen unter dem Rande verlaufender Rinne typisch ist.

### Der Grabfund auf dem „Haidfeld".

Der zweite Fund stammt vom sog. Haidfeld, das etwa 2 *km* westlich von Zwentendorf liegt.

Hier stieß man auf dem von Herrn Michael Grötzl (Zwentendorf Nr. 18) gepachteten Herrschaftsacker, Parz. Nr. 686, am 9. August d. J. beim Ackern in der Furche auf eine Steinplatte. Von Herrn H. Brachmann darauf aufmerksam gemacht, veranlaßte ich die Untersuchung der Stelle, welche zur Aufdeckung eines bronzezeitlichen Grabes führte, das inhaltlich und in der Anlage den vorhergehend besprochenen Gräbern vom Althangarten sehr nahesteht.

Die am 19. August l. J. durchgeführte Ausgrabung ergab folgenden Befund:

Ein Steingehäuse in der Form eines aufgestellten Fasses gebildet aus 27 Steinen (unten und oben Steinplatten, seitlich Steine in doppeltkonischer Anordnung) umschloß eine große Urne, in der sich Leichenbrandreste mit Bronzebeigaben und — darüber beisammenstehend — fünf kleine Gefäße befanden. Die Basis des Grabes lag zirka 0·7 *m* tief im Humus.

Die Keramik deutet auf die Lausitzer Kultur. Eine wieder aus ziemlich rohem Ton gemachte große Urne, von der nur eine größere Zahl von Scherben vorliegt, scheint doppeltkonisch gewesen zu sein; im oberen Teile war sie graphitiert der Bauchknick ist durch einen aufgelegten kantigen Wulst markiert. Die in ihr enthaltenen fünf Gefäße sind: Zwei bauchige Henkeltöpfchen mit Graphitüberzug, eine gut geglättete Henkelschale mit scharfkantig ausladendem Bauche, eine innen graphitierte größere Schüssel mit ausladendem Mundsaum und unter dem Rand angesetztem Henkel, endlich ein Henkelschüsselchen der typischen konischen Form. Diese Gefäße sind mit Ausnahme der größeren Schüssel ganz erhalten. Weiters liegen Scherben einer graphitierten Urne mit Kannelierung vor, wobei ein Teil der Kanten horizontal gekerbt ist.

Die Bronzen lagen auch hier im Leichenbrande. Es sind im Feuer deformierte Reste von wahrscheinlich zwei Schmucknadeln, deren eine dem Typus der Nadeln mit geschwelltem und gerieftem Halse (und sphärischem oder kegelförmigem Köpfchen — hier nicht erhalten) angehört. Zwei Nadelbruchstücke zeigen im Guß die Nachahmung herumgewickelten Drahtes. Weiters ist ein Bronzedrahtgewinde in Noppenringform vorhanden, wahrscheinlich ein Ohrschmuck.

Es kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß hier nicht ein Einzelgrab vorliegt, sondern ein Gräberfeld.

---

Wir haben es hier also mit zwei Grabstätten zu tun, die nach allem zeitlich nicht weit auseinander liegen können, was auch im Bestattungsritus zum Ausdruck kommt. Die eigenartige Steinsetzung des Grabes auf dem Haidfeld ist allerdings im Althangarten bisher nicht beobachtet worden. Sie kommt auch in Gemeinlebarn nur vereinzelt vor[1]), trotzdem hier mit Zwentendorf gleichaltrige Gräber in größerer Zahl vorhanden sind.

Die beiden neuen Fundstellen bereichern das bisherige Siedlungsbild des mittleren Niederösterreich in mehrfacher Beziehung.

Wie eingangs erwähnt, tritt durch sie neuerdings die Bedeutung der Niederterrasse als Besiedlungsboden in Erscheinung, eine Bedeutung, die bis zum

[1]) Nach Mitteilung von J. Szombathy wies z. B. das von Oberlehrer A. Zündel gehobene Grab Nr. 6 eine Art Steinkiste auf.

heutigen Tage fortbesteht, wenn auch der heutige Mensch vielfach in das Alluvium hinabgestiegen ist.

Dann werden wir durch sie inne, wie verhältnismäßig dicht die Bevölkerung in der jüngeren Bronzezeit gewesen sein muß, wenn so nahe nebeneinander zwei Begräbnisstätten angelegt wurden.

In wirtschaftsgeschichtlicher Beziehung besagen die beiden Funde im Verein mit den Nachbarfundstellen, daß schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausende ein ziemlich großer Teil des Tullnerfeldes bis zum Strom hin bewohnt und bewirtschaftet gewesen ist, wenn man auch wird annehmen müssen, daß gerade die Leute der Zwentendorfer Nekropolen nicht allein Bauern, sondern auch (und vielleicht in erster Linie) Fischer gewesen sind. Vielleicht handelt es sich im vorliegenden Falle überhaupt um Fischerdörfer, deren Bewohner nur ein wenig Gartenbau trieben. Auch über diese Frage könnten noch künftige Funde Aufschluß geben.

Jedenfalls läßt die Lage der beiden Fundstellen erkennen, daß sich bei Zwentendorf der Stromlauf der Donau seit der jüngeren Bronzezeit nicht wesentlich geändert hat, denn der Beweggrund für diesen weiten Vorstoß des Bronzezeitmenschen in das Stromgebiet war zweifellos das Leben nahe am Strom.[1])

Ich möchte diesen vorläufigen Bericht[2]) nicht abschließen, ohne dem Zentralgüter-Inspektor Herrn Josef Hromatko für die Aufbewahrung und Schenkung eines Teiles der Funde vom Althangarten und für die in zuvorkommendster Weise gegebene Erlaubnis zu weiteren Nachforschungen bestens zu danken. An der Rettung der Funde vom Althangarten haben auch die Herren Franz Pleßl und Gärtner Gustav Stecker dankenswerten Anteil. Die glückliche Bergung des Fundes auf dem Haidfelde ist dem großen Entgegenkommen des Wirtschaftsbesitzers Herrn Michael Grötzl zu danken, der sofort die Erlaubnis zur Ausgrabung erteilte. Ihm und allen bei der Ausgrabung Beteiligten sei für ihre verständnisvolle Mitarbeit bei der Bloßlegung und Bergung der Funde bestens gedankt. In beiden Fällen aber hat mich Herr Lehrer Brachmann durch jedmögliche Unterstützung und wertvolle Mitarbeit zu besonderem Danke verpflichtet.

[1]) Auch bei Gemeinlebarn darf meines Erachtens größere Stromnähe als heute angenommen werden.

[2]) Eine Materialpublikation ist für später in Aussicht genommen; hoffentlich lassen in absehbarer Zeit systematische Grabungen die Ausdehnung dieser Begräbnisstätten erkennen und erbringen genügend Fundmaterial, um ein Bild von der Dauer ihrer Benützung, von den Bestattungsriten (möglicherweise findet sich auch hier noch die brandlose Bestattung), von den Beziehungen zu den benachbarten gleichalterigen Gräberfeldern usw. zu gewinnen.

# Bemerkungen zu M. Blanckenhorn: Die Steinzeit Palästina-Syriens und Nordafrikas.

Von **J. Bayer**, Wien.

M. Blanckenhorn hat in dieser Arbeit[1]) ein völlig unrichtiges Bild vom Alter und Wesen der von mir aufgestellten Askalonkultur gegeben und meine Ausbreitungsannahme als eigene Idee übernommen, zwei Fakten, die ich in einer im Mannus erscheinenden Arbeit „Alter und Wesen der Askalonkultur" gebührend ins Licht stellen werde. Da diese Arbeit jedoch erst nach Monaten erscheinen wird, Blanckenhorns Abhandlung aber auch Bemerkungen enthält, welche geeignet sind, mich wissenschaftlich und persönlich herabzusetzen, sei mir gestattet, hier den Angriffen Blanckenhorns sofort — wenn auch nur mit wenigen Zeilen — zu begegnen.[2])

Ich stelle gegen Blanckenhorn hiemit fest: Das Askalonien ist kein „Campignien, altpaläolithisch-neolithische Übergangs- oder Mischkultur" mit angeschliffenen Steinwerkzeugen und Tonscherben, erscheinend nach dem Aurignacien-Magdalénien, sondern die zwischen dem Altpaläolithikum und Frühneolithikum gelegene Verbindungskultur, rein diluvial, rein paläolithisch, ohne Steinschliff, ohne Keramik! Wie die Fauna lehrt, älter als das Aurignacien-Magdalénien (Capsien) Palästina-Syriens.

Womit alle mit dieser Frage zusammenhängenden Polemiken Blanckenhorns gegenstandslos sind.

Ich bemerke ausdrücklich, daß diese Definition aus meiner Publikation „Der Kulturverlauf im Steinzeitalter"[3]) klar hervorgeht, indem die Askalonkultur in der graphischen Darstellung der Würm-Eiszeit gleichgesetzt und ausdrücklich ausgesprochen ist, daß es sich dabei um die ganze Entwicklung seit dem europäischen Altpaläolithikum handelt,[4]) also auch um die der Würm-Eiszeit vorausliegende Zeit, da ja meines Erachtens das Alter der Faustkeilkultur um so höher wird, je weiter man nach Westen geht. Damit kommen wir zu meiner Ausbreitungsannahme. Hier stelle ich als zweiten Punkt fest, daß sich Blanckenhorn diesen Gedanken (Ausbreitung des Altpaläolithikums während des Jungpaläolithikums vom Westen der alten Welt über Afrika nach Asien usw.) ohne Angabe des Urhebers in obzitierter Abhandlung angeeignet hat, um ihn — was man unter anderen Umständen mit Freude begrüßen würde — geradezu zum Fundament der ganzen Arbeit zu machen.

Ich überlasse es dem Leser, sich darüber ein Urteil zu bilden.

Wien, 31. Oktober 1922.

---

[1]) Das Land der Bibel, Gemeinverständliche Hefte zur Palästinakunde. Im Auftrage des Deutschen Vereines zur Erforschung Palästinas herausgegeben von Prof. D. Dr. G. Hölscher, Leipzig 1921, Bd. III, H. 5 und 6.

[2]) Eine Bitte um Veröffentlichung dieser Zeilen im „Land der Bibel" wurde von der Redaktion mit der Motivierung abgelehnt, daß das Land der Bibel „für Erwiderungen der eingesandten Art nicht in Betracht kommt". Man muß sich also nach Ansicht dieser Kreise jede Ehrabschneiderei ohneweiters stillschweigend gefallen lassen.

[3]) Zeitschr. f. Ethnol., 1919, S. 163—178.

[4]) Z. B. a. a. O. S. 176 unten.

# LITERATURBERICHTE.

26.

**Hrdlička A.:** *Physical Anthropology, its scope and aims; its history and present status in the United States.* Published by the Wistar Institute of Anatomy and Biology. Philadelphia 1919. 164 pag.

Im ersten Teil des vorliegenden Werkes gibt der verdiente Kurator der physisch-anthropologischen Abteilung des U. S. Nationalmuseums eine programmatische Darlegung der Ziele und Aufgaben physisch-anthropologischer Forschung. Er stimmt mit P. Broca und R. Martin in der Auffassung überein, daß die gesamte Naturgeschichte der Hominiden zu erforschen Aufgabe der physischen Anthropologie sei. War mit dieser Definition auch schon seit Jahrzehnten eine scharfe Grenze gegenüber Ethnologie und Archäologie gezogen, so blieben doch die Grenzen gegenüber Anatomie, Physiologie und Biologie, soweit sich diese Wissenschaften mit dem Menschen befassen, recht ungeklärt. Die Ausführungen Hrdličkas in dieser Richtung erscheinen mir von so grundsätzlicher Bedeutung, daß ich sie in extenso wiedergebe: „The comparative element shows clearly the position of Physical Anthropology in relation to general human anatomy and physiology, and general biology. The objects of general human anatomy and physiology are essentially the pursuit of knowledge regarding structure and function in the average man of the present day; while the chief aims of general biology are to trace the structural and functional relations of the various species of living beings to one another, and to seek the general causes and processes of organic variation and evolution. Physical Anthropology is a continuation — and extension — of all these to the chronological, racial, social, and even pathological groupings of mankind, and it reaches with its investigations beyond man only in so far as may be necessary to an understanding of the phenomena which it encounters. If it had not its present designation it could well be called ‚advanced human anatomy, physiology, and biology'." — Bisher ist nur allzuoft in praxi Anthropologie mit Anthropometrie gleichgesetzt worden.

Das Programm, das Hrdlička für den Ausbau der Anthropologie entwirft, ist umfassend und enthält, wenn es auch in manchen Belangen auf die amerikanischen Verhältnisse zugeschnitten ist, auch für uns die wertvollsten Anregungen. Engste Zusammenarbeit ist sein erstes Postulat. Vereinheitlichung und Vervollkommnung der anthropometrischen Methoden und der Methoden der Bearbeitung, Herausgabe moderner Hand- und Lehrbücher, Intensivierung des Unterrichtes, Ausbau der Fachzeitschriften, Herstellung einer vollständigen Bibliographie und deren fortlaufende Ergänzung, Zugänglichmachung aller Sammlungen für die wissenschaftlichen Arbeiter, Ergänzung der Sammlungen, Schaffung anthropologischer Stellen, Verallgemeinerung anthropologischer Kenntnisse, das sind die weiteren Grundforderungen, die der Verfasser stellt. Sehr wünschenswert ist ferner die Abhaltung anthropologischer Vorlesungen für Hörer der Medizin.

Bezüglich der Vervollständigung der Sammlungen richtet Hrdlička an „unsere archaeologischen Freunde" die nur allzu begründete Bitte, sie mögen bei ihren Ausgrabungen das unersetzliche Skelettmaterial schonen und konservieren. Die Zustände auf dem Gebiete der prähistorischen und historischen Anthropologie sind auch nachgerade unhaltbar. Jeder paläolithische Fund wird — und mit Recht — ausführlich monographisch dargestellt, die Skelettreste aus dem Neolithikum und den prähistorischen Metallzeiten sind, soweit sie überhaupt erhalten wurden, zum größten Teile mangelhaft oder überhaupt nicht bearbeitet. Über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung des römischen Imperiums — auch für die Zeit, als die Erdbestattung vorherrschend wurde — wissen wir aber so gut wie gar nichts, obwohl bereits viele Hunderte von Gräbern geöffnet wurden.

Als wichtigste und zunächstliegende Aufgabe bezeichnet der Verfasser die gründlichste Bearbeitung der Anthropologie der weißen Rasse. Heute liegen die Dinge ja so, daß wir z. B. über die physische Beschaffenheit der Feuerländer oder Australier beinahe mehr wissen als über die der

Niederösterreicher. Trotzdem hat der Verfasser natürlich recht, wenn er sagt, daß wir uns auch in der Erforschung der „primitiven" Rassen noch nicht viel „above the stage of amateurism" erhoben haben.

Anthropologische Erhebungen an Kindern sollten in Hinkunft so vorgenommen werden, daß das Kind auch im Zusammenhang mit Eltern und Geschwistern betrachtet wird — also physisch-anthropologische Familienforschung auf breitester Basis. Hrdlička zieht anthropologische Untersuchungen an den verschiedenen sozialen Gruppen (Sozialanthropologie) sowie an pathologischen Gruppen in den unmittelbaren Aufgabenkreis der physischen Anthropologie. Damit hat er zweifelsohne recht. Anthropologie ist ihm in hervorragender Weise „a science of public utility" und ihre letzte Aufgabe ist: die Richtlinien der Entwicklung des Menschengeschlechtes zu erkennen und so der Rassenhygiene eine exakte Basis zu liefern. Eugenik soll angewandte Anthropologie sein. So ist die Pflege anthropologischer Forschung eine Kardinalforderung vorausschauender Volksgesundheitspolitik. Hrdlička kommt auch auf die Notwendigkeit der Errichtung staatlicher anthropologischer Untersuchungsstellen („national anthropometric surveys") zurück, deren Aufgabe es wäre, die physische Beschaffenheit der Bevölkerung von Zeit zu Zeit zu erheben, um so einen Einblick in ihre Entwicklung zu erhalten.

Im zweiten Teile des Buches gibt der Verfasser den historischen Werdegang der anthropologischen Forschung in Nordamerika.

Der dritte Abschnitt schildert eingehend deren gegenwärtigen Stand. An 10 Universitäten werden regelmäßig anthropologische Vorlesungen gehalten.

Ein Verzeichnis der in den Zeitschriften „The American Anthropologist", „Anatomical Record", „The American Journal of Anatomy" und „The Journal of Heredity" erschienenen physisch-anthropologischen Arbeiten sowie Hinweise auf die Entwicklung der Anthropologie in Amerika außerhalb der Union schließen das Buch. Das Werk stellt sich die Aufgabe, den Leser über Ziel und Betrieb der Anthropologie in Amerika zu informieren. Es wird diese Aufgabe glänzend erfüllen, denn es führt bewußt und unbewußt den Leser auf den einzigen Weg, auf dem unsere Wissenschaft ihre Ziele erreichen kann, auf den Weg zielbewußter Organisation und selbstloser Zusammenarbeit.

*Dr. Viktor Lebzelter (Wien).*

27.

**Hrdlička A.:** *Anthropometry.* Published by the Wistar Institute of Anatomy and Biology. Philadelphia 1920. 161 pag.

Mit der Herausgabe eines modernen Leitfadens der Anthropometrie hat A. Hrdlička eine seit langem fühlbare Lücke in der englischen anthropologischen Literatur ausgefüllt. Da wir in der deutschen Literatur das anthropometrische Standardwerk von R. Martin besitzen, das wohl in der Hand jedes Anthropologen ist, glaubt sich Ref. darauf beschränken zu dürfen, jene Punkte hervorzuheben, in denen sich die Vorschriften A. Hrdličkas von denen R. Martins wesentlich unterscheiden oder wertvolle Neuerungen darstellen. Im ganzen besteht zwischen den beiden Forschern, die ja beide auf dem Boden der internationalen Vereinbarungen von Monaco und Genf stehen (bei Hrdlička in extenso abgedruckt), die weiteste Übereinstimmung. Im besonderen sei hervorgehoben:

Die Akromienhöhe soll beiderseits gemessen werden. Hand- und Fußmaße werden links abgenommen (bei R. Martin rechts). Bei Abnahme von Kopflänge und Kopfbreite wird der Zirkel nur an seinem Gelenkende in der Nähe des Scharnieres zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gefaßt; bei Abnahme der Kopflänge muß freilich auch die Spitze des linken Zirkelarmes mit der linken Hand an die Glabella gedrückt werden. Nach R. Martin (l. c. S. 157) fallen nach dieser Methode die Maße um etwa 1 *mm* größer aus als nach der Methode R. Martins. Die Ohrhöhe wird mit dem „Spreading Kompass" A. Hrdličkas genommen (Maß Nr. 15*d* nach R. Martin, l. c. S. 165). Die Handlänge wird über die Palma gemessen (Maß Nr. 49*d* nach R. Martin l. c. S. 146). Als Handbreite wird nicht die geradlinige Entfernung des Metacarpale med. vom Metacarp. lat. (Martin, Nr. 52, l. c. S. 147), sondern es wird die wirkliche größte Breite über den Handteller gemessen [„The most expressive breath of the hand is that across the palm, at nearly right angles to the length"]. (Achtung bei Vergleichen!) Bei dem Wirrwar, das heute noch bezüglich der Bezeichnung der Haut-, Haar- und Irisfarben besteht, mögen die übersichtlichen Einteilungen A. Hrdličkas voll wiedergegeben sein:

Hautfarbe: Weiß — Schattierung: karminweiß (florid), fahlweiß (light), mittel, brünett, dunkel, lichtbraun.
Gelb — Schattierung: blaßgelb (sallow), lohfarben, dunkelgelb.
Braun — „ hell, mittel, dunkel, schokoladefarben.
Schwarz — „ braunschwarz, blauschwarz, grauschwarz, ebenholzschwarz.

Irisfarbe: Klasse: Blau — Vergißmeinnichtblau, mittel, dunkelblau, schieferblau.
Unterklasse: Grün — Oft mehr „grünlich", gewöhnlich verbunden mit etwas braun; häufig in den Vereinigten Staaten.
Unterklasse: Grau — Gewöhnlich bei den Nordslawen.
Klasse: Braun — Licht, mittel, dunkel, sehr dunkel.
Unterklasse: Schwarz, eigentlich ein sehr dunkles Braun (bei Negern).

Haarfarbe: Klasse: Blond — Pigmentlos, flachsblond, strohblond, mattgelb, goldgelb, besondere Farben.
Klasse: „Intermediaries" — Lichtbraun, aschfahl (ashy), mittelbraun, rötlichbraun.
Klasse: Brünett — Dunkelbraun, schwarzbraun.
Klasse: Schwarz — Mullschwarz (rusty), blauschwarz, koksschwarz, schwarz.
Klasse: Rot — Sandrot (licht braunrot), mittelbräunlichrot, ziegelrot, safranrot, kastanienbraun, besondere Farben.

Der Abschnitt über die Bearbeitung des Kraniums bringt in gedrängter Kürze die wichtigsten kraniometrischen und kranioskopischen Vorschriften Wiedergegeben sei die auf Grund der gesamten Literatur veröffentlichte Zusammenstellung über das Durchbruchsjahr der Zähne. Eine solche Zusammenstellung fehlt bisher in den deutschen anthropologischen Lehrbüchern.

Erste Dentition: *Obere Reihe:* $I_1$ (Monate: 8–11), $I_2$ (8—11), $M_1$ (9—21), C (16—24) $M_2$ (20—36).
*Untere Reihe:* $I_1$ (4—8), $I_2$ (12—15), $M_1$ (12—21), C (16—25), $M_2$ (20—36).

Zweite Dentition: *Obere Reihe:* $M_1$ (Jahre: 5–8), $I_1$ (5—8), $I_2$ (6—10), $P_1$ (7–14), $P_2$ (9—15), C (9—16), $M_2$ (10—17), $M_3$ (17—30).
*Untere Reihe:* $M_1$ (4—7), $I_1$ (5—8), $I_2$ (6—10), C (8—14), $P_1$ (8—15), $P_2$ (9—15), $M_2$ (10—17), $M_3$ (15—30).

Aus Prioritätsgründen zieht der Autor den Ausdruck „Alveolarpunkt" dem Terminus „Prosthion" vor. Statt „Gnathion" gebraucht er „Menton".

Die überaus klaren osteometrischen und — wenn man so sagen darf — „osteoskopischen" Anweisungen machen das Buch für jeden, der auf diesem Gebiete arbeitet, unentbehrlich. Für die Bearbeitung jedes Knochens ist das Formular eines Meß- und Beobachtungsblattes abgedruckt. Die klaren Vorschriften für die systematischen Beschreibungen der Skeletteile sind wertvolle Bereicherungen unserer Methodologie. Für Details muß auf das Werk selbst verwiesen werden.

*Dr. Viktor Lebzelter (Wien).*

28.

**Fürst** C. M., M. D., and Fr. C. C. **Hansen,** M. D.: *Crania Groenlandica.* A. Description of Greenland Eskimo Crania with an Introduction on the Geography and History of Greenland. 52 Photogravureplates of crania and mandibles, 5 maps, 6 views, tables of measurements and, in the text, 40 portraits, maps figures, 19 diagrams, 74 curves and 133 tables of measurements. 233 pag. Copenhagen. Andr. Fred. Höst & Sön. 1915.

In den einleitenden Abschnitten wird an ausführliche, durch reiches Bilder- und Kartenmaterial erläuterte Übersicht über die Geographie, Geschichte, Bevölkerung und Verwaltung Grönlands gegeben, an die eine grönländische Bibliographie (über 300 Nummern) angeschlossen ist. Die Zahl der Eskimos wurde 1911 auf 13.500 geschätzt; die Bevölkerung nimmt zu.

Die Untersuchung beruht auf 380 Kranien aus verschiedenen nordischen Museen und Instituten. Ein beschreibender Katalog leitet die Darstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse ein, aus denen hervorgeht, daß das grönländische Eskimokranium ein typisches Eskimokranium ist. Die untersuchte Reihe ist sehr homogen und zeigt nur in Südwesten nach Ansicht der Autoren fremde Beimischungen. Der Schädel der grönländischen Eskimos ist im Durchschnitt stark dolichokephal. Die größte Schädellänge beträgt im Mittel 185 *mm* (168—205), die größte Breite 133 *mm* (121—149). In der Verteilung der Schädelformen bestehen deutliche regionäre Unterschiede.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Nordgrönland: | ultradol. | 4% | hyperdol. | 35·0% | dolichok. | 51·0% | mesok. | 10·0% | brachyk. | — |
| Nordwestgrönland: | „ | 0·6% | „ | 29·1% | „ | 60·3% | „ | 10·0% | „ | — |
| Südwestgrönland: | „ | — | „ | 17·0% | „ | 63·9% | „ | 19·1% | „ | — |
| Ostgrönland: | „ | 1·6% | „ | 17·2% | „ | 65·6% | „ | 14·0% | „ | 1·6% |
| „Grönland": | „ | 0·6% | „ | 24·1% | „ | 59·9% | „ | 14·4% | „ | 1·0% |

Für männliche Kranien beträgt der mittlere Index 70·67, für weibliche 72·21. Die basiparietale Höhe schwankt von 123—151 *mm* und beträgt im Mittel 137 *mm*. 5·1% der Schädel sind chamaekephal, 57·3% orthokephal und 37·6% hypsikephal. Doch finden wir auch bei diesem Index ziemliche regionale Unterschiede. In Nordgrönland beträgt die Hypsikephalie 48·5%, in Südwestgrönland 35·3%. Der Breitenhöhenindex beträgt 102·78 *mm* (87—119), die aurikuläre Schädelhöhe 118·78 *mm* (108—132). Der Horizontalumfang des Schädels beträgt im Mittel 516 *mm*, der Sagittalumfang 374 *mm*, der Transversalumfang 310 *mm*.

Die Schädelkapazität ist sehr hoch, im Mittel 1483·51 *ccm* (♂ 1526·83, ♀ 1435·49); 20% haben eine höhere Kapazität als 1600 *ccm*. Nur 6·1% der untersuchten Schädel sind oligenkephal, dagegen 60·4% aristenkephal. Da nach G. Buschan unter den Deutschen 75%, bei den hier untersuchten Eskimos aber 93·9% eine Kapazität über 1300 *ccm* haben, so müßten wir, sofern wir eine Korrelation zwischen Hirngewicht und geistigen Fähigkeiten akzeptieren, annehmen, daß die Eskimos ein sehr befähigter Menschenschlag sind und daß die Wahrscheinlichkeit des Auftretens geistiger Plusvarianten bei ihnen nicht geringer ist als bei uns. Die hohe Kapazität ist in erster Linie durch die bedeutende Höhenentwicklung des Schädels bei starker Längenausdehnung bedingt. Durch die große Schädelhöhe nähern sich die Eskimos manchen amerikanischen Gruppen.

Der Gesichtsindex schwankt von 73—100 und beträgt im Mittel 87·15. Hyperchamaeprosop sind 0·4%, chamaeprosop 27·0%, mesoprosop 40·0%, leptoprosop 31·8%, hyperleptoprosop 0·8%. Ebenso groß ist die Schwankungsbreite beim Obergesichtsindex (43—61) bei einem Mittelwerte von 53·13. Hypereuryen sind 1·2%, euryen 11·7%, mesen 53·1%, lepten 32·2%, hyperlepten 1·8%. Die Jochbogenbreite schwankt von 116—154 *mm* und zeigt einige regionale Unterschiede (Ostgrönland 134 *mm*, Nordwestgrönland 135 *mm*, Südwestgrönland 137 *mm*). Der Nasenindex schwankt von 32—55 und beträgt im Mittel 42·99. Leptorrhin sind 82·9%, mesorrhin 13·0%, platyrrhin 4·1%. Die leptorrhinen Fälle verteilen sich auf 14 Indexeinheiten, die mesorrhinen auf 4, die platyrrhinen auf 6. Chamaekonch sind 2·2%, mesokonch 44·6%, hypsikonch 53·2% (Schwankungsbreite 68—102). Leptostaphylin (50—79) sind 87·2%, mesostaphylin (80—84) 9·7%, brachystaphylin (85—90) 3·1%. Dem Gesichtswinkel nach sind 38·0% prognath, 61·1% meso- oder orthognath und 0·9% hyperorthognath.

Ein Torus mandibularis wurde in 85% der Fälle beobachtet, eine Crista medialis ist sehr häufig, die Schläfenlinien liegen sehr hoch; der Processus mastoideus ist klein, das Tympanicum groß, Glabella und Arcus superciliares sind wenig ausgeprägt, Foramen supraorbitale ist fast immer vorhanden.

Um den Gesamtcharakter der Eskimoschädel näher zu analysieren, bedienten sich die Verfasser der Klaatschschen Methode der Sagittalschnitte (H. Klaatsch: „Kraniomorphologie und Kraniotrigonometrie", Archiv f. Anthrop., Bd. 36, 1909) in vorbildlicher Weise. Aus dieser Untersuchung geht mit aller Sicherheit hervor, daß der Eskimoschädel einen ganz ausgeprägten Rassentypus repräsentiert und daß die Reihe im wesentlichen eine „monotypische" ist. Es muß jedoch auffallen und verleiht den Ergebnissen eine allgemeine prinzipielle Bedeutung, daß die Variationsbreiten der einzelnen Merkmale und Indices in dieser doch „monotypischen" Reihe nicht kleiner sind wie bei vielen Typengemengen. Beträgt doch die Spannung beim L.-B.-Index (61—81) 21 Einheiten (für Nordgrönländer, die die Verfasser als die rassenreinsten ansehen, auch noch 17 Einheiten). Würde der mittlere Index nicht 71·9, sondern 75 betragen, so kämen bei gleicher Variationsbreite schon recht viel Brachykephale vor. Man erkennt daraus wieder, wie falsch es ist, eine Reihe lediglich nach den L.-B.-Indices zu charakterisieren. Nur das Studium der Kombination und Korrelation aller erfaßbaren Maße und deskriptiven Merkmale vermag da Klarheit zu schaffen. Die Analyse der Merkmalskombinationen haben die Verfasser nicht ausgeführt, wie sie auch die Frage nach den Verwandtschaftsbeziehungen der Eskimos und ihrer Herkunft offen ließen in der Hoffnung, „that our tables of measurements and photograms will furnish future anthropological scholars with valuable comparative material, for we have taken this to be the main object of our ‚Greenland crania'". Möge sich diese Hoffnung bald erfüllen!

Bemerkt sei noch, daß die Verfasser den Eskimotyp nicht als einen „primitiven" Typus ansehen. Die „primitiv" erscheinenden Merkmale sind wahrscheinlich als sekundäre funktionelle Anpassungen anzusehen (Hochstand der Lineae temporales u. a. m.). *Dr. Viktor Lebzelter (Wien).*

29.

**Bryn Halfdan:** *Troms Fylkes Antropologi.* Med 20 figurer og karter i teksten (med tysk resumé). Videnskapsselskapets Skrifter I. Mat.-nat. Klasse, 1921. Nr. 20. Kristiania 1922.

Die Untersuchung basiert auf einer Reihe von 662 militärpflichtigen Männern im Alter von 20—21 Jahren aus Troms Amte im nördlichen Norwegen. Die Bearbeitung des Materials ist eine

sehr sorgfältige. Dabei bedient sich der Verfasser der „Affinitätszahlen", die nach einem von A. H. Hansen etwas abweichenden Verfahren berechnet werden. Wenn z. B. in einer Reihe (S) eine Eigenschaft, z. B. Dolichokephalie, in einer bestimmten Anzahl von Fällen (d) gefunden wird, so ist die Wahrscheinlichkeit, auf diese Eigenschaft innerhalb der Population zu treffen, im allgemeinen $\frac{d}{S}$; für Blauäugigkeit ergäbe sich die analoge Formel $\frac{b}{S}$ und für das Zusammenvorkommen von Dolichokephalie und Blauäugigkeit die Formel $\frac{d}{S} \times \frac{b}{S}$. Ist nun der empirisch gefundene Wert $\frac{a}{S}$ (a = Zahl der Fälle d + b) größer als $\frac{d}{S} \cdot \frac{b}{S}$, so ist die Annahme gerechtfertigt, daß zwischen den beiden untersuchten Eigenschaften ein „biologischer" Zusammenhang besteht. Für die „Affinitätszahl" gilt dann die Formel $\frac{a \cdot S}{b \cdot d}$. Vorausgesetzt, daß sich bei der notwendigen Seriation genügend große Individuengruppen ergeben, was in vorliegender Arbeit nicht immer der Fall ist, ist dieses Verfahren sehr zu empfehlen. Auf Grund seiner Berechnungen unterscheidet Verfasser drei „Blöcke", einen nordischen (mesokephal, leptoprosop, groß, mit großem Jugofrontalindex, leptorrhin, blond, blauäugig), einen alpinen (brachykephal, euryprosop, klein, mesometop, mit kleinem Jugofrontalindex, mesorrhin, schwarzhaarig und braunäugig) und einen lappischen (hyperbrachykephal, stark euryprosop, klein, stenometop, chamärrhin, mit braunem Haar und hellen braunen Augen, mit Plica marginalis). Er glaubt, daß sich diese drei „Urtypen" im Verhältnis 66 : 30 : 4 gemischt haben. Die Merkmalskombinationen werden mit Hilfe einer graphischen Darstellungsmethode recht klar charakterisiert und Verfasser findet auch „Typen, die der Bevölkerung ihr Gepräge geben", also ungefähr dasselbe, was ich als „Kombinationstypen" bezeichnet habe. Allerdings kann man bezweifeln, ob alle Kombinationstypen, die Bryn als Varietäten ansieht, es auch wirklich sind; einige dürften wohl nur Gruppen in den Bezugsmerkmalen gleicher Mischlinge sein. Entscheiden kann man das freilich nicht. *Dr. Viktor Lebzelter (Wien).*

30.

**Kammerer, Paul:** *Das Gesetz der Serie.* Eine Lehre von den Wiederholungen im Lebens- und im Weltgeschehen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1919.

Im Jahre 1917 veröffentlichte Dr. O. Hovorka einen Aufsatz, in welchem er ein allgemein gültiges psychologisches Grundgesetz, sein „Gesetz der ausgelaufenen Bahnen", d. h. der ausgelaufenen Assoziationsbahnen, behandelte, das er folgendermaßen formulierte: „... der einmal auf der Bewußtseinsschwelle aufgetauchte Vorgang wickelt sich jedesmal in gleicher Weise ab." Zur Erläuterung dieses Gesetzes besprach er einige Fälle, die er als Primararzt der n.-ö. Landes-Pflege- und Beschäftigungsanstalt für schwachsinnige Kinder in Gugging gesammelt und ausgewählt hatte.

Dieses Gesetz der Wiederkehr des Gleichen untersucht Kammerer, der jenen Aufsatz weder zitiert noch zu kennen scheint. In seinem längere Zeit später herausgekommenen Werk, das bei seinem Erscheinen großes Aufsehen und die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, unterwirft er dieses Gesetz einer genauen Analyse und sein Verdienst ist es, das menschlich Subjektive aus diesem Gesetz eliminiert und als erster seine objektive und universelle wissenschaftliche Bedeutung mit größtem Nachdruck betont zu haben. Er nennt es das „Gesetz der Serie".

Unter „Serie" versteht er eine Reihe zeitlich oder räumlich oder zeitlich und räumlich getrennter Erscheinungen, die durch mindestens ein gleiches Merkmal wieder verbunden sind. Den „zufällig" zueinander in Beziehung stehenden Vorkommnissen wird dadurch ein neuer Sinn imputiert, der jenseits des Kausalen stehende „Zu-Fall" wird zum serialen Geschehen und eine Menge von Tatsachen, die sich bisher der wissenschaftlichen Einordnung entzogen, können auf diese Art erfaßt werden.

An einer Menge von populären Beispielen aus dem Alltagsleben beweist K. zunächst, daß es Gesetzmäßigkeiten gibt, die jedem auffallen, die sich aber keinem der bekannten Gesetze unterordnen lassen. Für diese Gesetzmäßigkeiten postuliert er das Gesetz der Serie und kommt im nächsten Kapitel auf die Morphologie und Klassifikation der Serien zu sprechen. Im vierten Kapitel untersucht er die Herkunft der Serien und führt im fünften die serialen Wiederholungen darauf zurück, daß eine Kräftekonstellation einen Körperkomplex in einer Lage und Richtung seines Geschehens zurückläßt, die er vermöge seiner Beharrung bis zum Einsetzen einer anderen Kräftekonstellation beibehält („das Seriengesetz ist der Ausdruck des Beharrungsgesetzes der in seinen Wiederholungen mitspielenden Objekte"). Im sechsten Kapitel stellt er seine Imitationshypothese auf: „. . .kein Körper, kein Ding (ob Stoff, ob Kraft) kann in der Nachbarschaft eines anderen weilen, ohne ihm in sämtlichen Beziehungen ähnlicher zu werden." Dann kommt er auf die Attraktionshypothese zu sprechen: „. . .das Höchstmaß der Anziehung besteht zwischen gleichartigen Stoffen, die mit heterogenen Polen einander zugewendet

sind." Einen gewissen Abschluß finden die rein theoretisch-philosophischen Erörterungen im achten Kapitel, in welchem er die mathematischen Grundlagen des Seriengesetzes aufsucht. Im neunten bis sechzehnten Kapitel bespricht er eine Menge von Problemen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, unter anderem das anthropologische der bewußten oder unbewußten Nachahmung fremder Nationalcharaktere, der Polygenesie des Wortes, des Märchen- und Sagenstoffes.

Als sich seinerzeit beim Erscheinen des Buches die Reklame des serialen Prinzips bemächtigte und es an die große Glocke hing, da war man leicht versucht, bei einem Satz zu lächeln, wie bei folgendem: „Unsere ganze Lebensführung wird sich deshalb des serialen Prinzips bemächtigen . . ." Seitdem ist aber der Lärm verrauscht und andere ernste Werke sind erschienen, die von einem ähnlichen Gesichtspunkt aus Universalität erzielen wollen. Die sich wiederholenden Kulturperioden Spenglers z. B. kann man im Sinne K. auffassen. Es muß wohl die Erkenntnis der Wiederkunft des Gleichen in unserer Zeit lebendig werden wollen. Darum würde man erwarten, daß K., der als erster diesen Gedanken nachdrücklich in die Wissenschaft überführt hat, jetzt eine zweite Auflage erscheinen läßt, in welcher die Grundlagen und Voraussetzungen des Gesetzes der Serie strenger untersucht und festgelegt würden, denn darüber kann der größte Umfang (486 Seiten) und das ausführlichste Literaturverzeichnis (16 Seiten) nicht hinwegtäuschen, daß das Werk logisch und erkenntniskritisch schwach fundiert ist. *Nik. Hovorka.*

31.

**Frobenius, Leo:** *Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre* (Veröffentlichung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie). München (C. H. Beck) 1921. 125 Seiten. 8°.

Der geistige Urheber der Kulturkreislehre und Begründer des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie in München, bekannt als geist- und gemütvoller Erforscher und Schilderer menschlicher Kulturen, besonders afrikanischer, faßt in dem vorliegenden Buche die allgemeinen Richtlinien seiner kulturphilosophischen Betrachtungsweise zusammen als eine Art Programm für alle künftigen Veröffentlichungen seiner vorbildlich ausgestatteten Forschungsanstalt. Der Verf. vertritt, wie ich glaube mit Recht, die Anschauung, daß nicht der bewußte Wille des Menschen die einzelnen Kulturen geschaffen hat, daß wir vielmehr unter Kulturen selbständige, die Menschen innerlich formende und sie durchlebende Organismen zu verstehen haben. Neben die beiden Reiche der organischen und anorganischen Natur stellt der Verf. die Gesamtheit des Kulturlebens mit allen seinen Stufen und Formen als „drittes Reich", als das Reich der paideumatischen Natur. Wie man sich auch im Einzelnen zur Kulturkreislehre und zu der intuitiven paideumatischen Lebensauffassung stellen mag, das eine ist zweifellos, daß diese Auffassung gegenüber der Lehre vom Elementar- und Völkergedanken A. Bastians, worin alle kulturellen Vorgänge auf gesetzmäßige Funktionen des menschlichen Geistes zurückgeführt werden und gegenüber der Lehre F. Ratzels, welche alle kulturellen Vorgänge aus der geographischen Eigenart und der Enge des Bewußtseins zu erklären suchte, einen großen Fortschritt bedeutet, indem die einseitig mechanistische Auffassung, wonach manche Erscheinungen des Kultur- und Seelenlebens als gleichwertig eingeordnet werden, die es nicht sind, vermieden und durch eine sinnvolle Erfassung bedeutsamer Erscheinungen innerhalb der Gesamtheit ersetzt wird. Neben die biologische und psychologische Auffassung der Tatsachen des Kulturlebens tritt als gleichberechtigt die intuitiv-paideumatische Auffassung, die sich nicht damit begnügt, Erscheinungen des Kultur- und Seelenlebens in starre Gesetze und trockene Formeln zu pressen, sondern den ganzen regellosen Reichtum lebendiger Seelenregungen im Geiste mit zu erleben sucht. Das Ziel dieser Lebensauffassung ist eine Typologie des lebendigen Seins und Werdens sowie der symbolischen Ereignisse. Das seelenhafte geheimnisvolle Wesen im Seelenleben des einzelnen Menschen wie in dem der Kulturvölker, das, was Oswald Spengler in seinem Buche „Der Untergang des Abendlandes" als „Kulturseele" bezeichnet, während Frobenius dafür den Ausdruck „Paideuma" wählt, sucht der Verfasser unserem Verständnisse näher zu bringen. Während bisher die Kultur als etwas Unselbständiges, als eine bloße Seite am Menschen betrachtet wurde, tritt sie nach paideumatischer Auffassung als selbständiges Wesen auf, als Subjekt, das dem Menschen als Objekt gegenübersteht. Unstreitig ist diese Auffassung geeignet, die Kulturkreislehre, die sich meist mit der Beschreibung der materiellen Kultur begnügte, die geistige Kultur dagegen stiefmütterlich behandelte, in wertvoller Weise zu ergänzen und zu vertiefen. Ein Vergleich der technischen Seite der neueren Kulturforschung zeigt, wie verschieden das Kulturleben betrachtet wird. Für den französischen Forscher z. B. steht die soziale Kultur stark im Vordergrunde, während germanische Forscher wiederum größeren Wert auf historisch-deskriptive Schilderung legen.

Beide Auffassungen erscheinen dem Verf. subjektiv, zum Teil sogar durch einseitige Einstellung verzerrt und lassen das eigentliche Wesen, die Seele einer Kultur, nur selten richtig zur Geltung kommen. Die seelischen Vorgänge, wie sie sich bei der Bildung einer Kultur abspielen und in allen Gebilden auch des materiellen Lebens sich ausprägen, sucht die paideumatische Auffassung zu begreifen. An Beispielen aus afrikanischen Kulturkreisen zeigt der Verf., daß z. B. die Stoffe der Volksdichtungen nicht erdichtet oder gar erfunden, sondern im Gemütsleben innerlich erlebt werden. Die Kunst des Erzählens solcher Volksdichtungen, die dem europäischen Kulturmenschen seit den Tagen der Gebrüder Grimm immer mehr verloren gegangen ist, war nicht bloßes Erzählen in unserem heutigen Sinne, sondern ein wirkliches seelisches Mit- und Nacherleben. Frobenius, der, wie wir alle, das Aussterben der lebendigen Märchenwelt in der Heimat noch persönlich miterlebte, suchte nun jene Gebiete in Afrika auf, wo diese Welt zum Teil noch lebendig, zum Teil sogar in einer Reihe geistiger Neubildungen heute im Entstehen begriffen ist, wie z. B. bei den Bakuba und Baluba. Für manche Art Volksdichtung, z. B. für Märchen konnte Frobenius richtig feststellen, daß solche am liebsten im Dämmerlicht oder am glimmenden Feuer erzählt werden. Der Referent, dem es gleich dem Autor noch vergönnt war, als Kind oft stundenlang zu Füßen einer richtigen „Olschen", einer biederen alten Dienstmagd hockend, nicht nur ihren lebendig erzählten Märchen zu lauschen, sondern die zauberhafte Märchenwelt selbst lebendig zu schauen und daseinsvergessen sich selbst völlig in jene Welt versetzt zu fühlen, erinnert sich an kein einziges Mal, wo jene von Frobenius festgestellte Einschränkung durch Zeit und Umstände gefehlt hätte. Feuerschein und Dämmerlicht mit ihren Schatten bilden also wohl eine notwendige Voraussetzung für das Lebendigwerden der Märchenwelt. Bei Erzählung echter Märchen spielen die lebendige szenische Wiedergabe durch einen bestimmten Wortlaut, besonders durch Einführung direkter Rede und Gegenrede, dann auch Geste und Betonung die Hauptrollen. Der Autor vergleicht das Verhältnis einer wenn auch noch so treuen Übersetzung einer echten Volksüberlieferung bildlich mit dem Verhältnisse zwischen einem Notenblatte und dem wirklichen Liede. Denselben Unterschied empfinden afrikanische Eingeborene, z. B. die Baluba, zwischen Übersetzungen europäischer Fabeln (Mukanda-Sachen) und den Fabelerzählungen ihres eigenen Volkes (Tuschimuni). Treffender als der Baluba es vermochte, könnte wohl niemand den Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Überlieferung kennzeichnen. Er zeigte auf einen vor der Hütte liegenden Elefantenschädel und sagte: „Der Elefant da ist tot. Er lebt nicht mehr. Er kann nicht mehr leben. So sind Mukanda-Sachen. Die Tuschimuni aber sind so lebendig wie die Elefanten, die jede Nacht nach Galikoko kommen und jede Nacht dort die Maniokfelder abfressen. Mukanda-Sachen sind tote Knochen. Tuschimuni sind lebendiges Fleisch." Frobenius scheidet die Welt der Tatsachen von der Welt des Dämonischen. In letztere verweist er das lebendig Vererbte und Erlebte, zu ersterer die tote schriftliche Überlieferung. In dieselbe Welt des Dämonischen versenkt sich, wie der Verf. richtig bemerkt, in gleicher Weise der Musiker, der eine Beethovensche Sonate vorträgt, wie auch das alte Mütterchen, das den Kindern ein Märchen erzählt. Die von Frobenius angeführten Beispiele tun dar, daß die so wenig beachteten Afrikaner dieser Welt des Dämonischen in der Tat noch heute näher stehen als wir zivilisierten Menschen, denen das dämonisch intuitive Begreifen der paideumatischen Grundlage durch eine Menge objektiver seelenloser Tatsachen verschüttet wurde. Höchst eindrucksvoll ist des alten Kabamba Frage nach den Toten (S. 24/25), von rührender Lebenswahrheit die darauf folgende Erzählung vom Klatschgespenst. Von den gesammelten Erzählungen waren die meisten alte Überlieferungen, doch stelite Frobenius bei einem Stamme, den Benalulua, von denen auch die beiden erwähnten Erzählungen herrühren, ein ausgesprochenes Talent für Neuschöpfungen fest.

Erinnerungen an das alte Gana-Reich, das um den Beginn unserer Zeitrechnung in den Ländern am nördlichen Senegal und im Nigergebiete blühte, enthält das vom Verf. angeführte Bruchstück des Epos von Samba Gana. Es ist ein uralter Heldengesang, der an eine der mächtigsten pyramidenartigen Grabberge in dem genannten Gebiete anknüpft und einzelne an Mythisches anklingende Züge enthält (Abweisung der vielen Freier durch die Fürstentochter, Stellen schwieriger Aufgaben an den Freier, die mythische Schlange des Issa Beer, die die Flut steigen läßt, siegreicher Kampf mit der Schlange) Den Kulturtypus, den das Epos von Samba Gana spiegelt, bezeichnet Frobenius als Typus der Kultur jener Weltanschauung, die sich in dem sogenannten Weitengefühl, dem Gefühl der Weltweite ausdrückt, zum Unterschiede von der z. B. in orientalischen Märchen sich ausprägenden Weltanschauung des Höhlengefühles, und knüpft daran geistvolle Bemerkungen über die sogenannten „Dimensionen des Vermögens zur Weltanschauung". In der Weltanschauung des mohammedanischen Trarza-Mauren, nach dessen Ansicht die Erde eine Scheibe und der Himmel ein ringsum abschließendes Gewölbe bildet (Weltauffassung des Höhlengefühles) ist das Leben mit allen seinen Handlungen durch dieses Gefühl bestimmt und eingeengt. Nach der Auffassung des Diarra dagegen, dessen Weltanschauung das Gefühl der Weltweite zugrunde liegt, wonach die Erde keine Grenzen kennt, ist auch das Leben bloß durch die

natürliche Spannkraft des menschlichen Geistes begrenzt. Ausgehend von dem System der vier Altersstufen oder -klassen bei den Äthiopen, entwirft Frobenius ein Bild von dem harmonisch ineinandergreifenden materiellen, sozialen und geistigen Kulturleben und zeigt, wie in der Umwelt des Äthiopen das Dämonische und die objektiven Tatsachen durchaus zusammenfallen, wie jede Handlung nicht etwa bloß eine profane, sondern zugleich auch eine religiöse ist, woraus die schon den Alten sprichwörtliche „Unsträflichkeit der Äthiopen", zugleich eine Unbeirrtheit, Selbstverständlichkeit und Stilreinheit ihrer Kultur entsteht, wenn uns auch im ersten Augenblicke manches unverständlich und brutal erscheint, z. B. der Jubel beim Tode eines Greises im Gegensatze zur Trauer beim Tod eines Jünglings. Die natürliche Erklärung geben uns die Worte eines Mannes aus dem Gongola-Gebiete, die so bezeichnend sind, daß sie hier wiedergegeben seien: „Ein junger Mann, der stirbt, vergeht wie das trockene Laub, das zur Erde fällt und verfault. Ein alter Mann, der stirbt, ist wie eine reife Frucht, die in die Erde fällt und wieder aufwächst. Der Mensch ist wie das Korn. Schneidest du das Korn unreif ab, trocknest es und legst es in der nächsten Regenzeit in die Erde, so verfault es. Es kann nicht keimen. Schneidest du das Sorghum reif ab, trocknest es und legst es in der nächsten Regenzeit in die Erde, so wird es Wurzeln und Blätter haben, es wird heranwachsen und reife Früchte tragen. Ebenso ist der Mensch. Der junge Mensch kann nicht wiederkommen, der alte Mensch wird wiedergeboren." (S. 46 f.) Das Kind gilt als der wiedergeborene Großvater, eine Auffassung, die auch einer vergangenen Entwicklungsstufe unserer eigenen Kultur nicht fremd war, wie z. B. die Sitte der Benennung des erstgeborenen Enkels nach dem Großvater oder Ausdrücke, wie avunculus, Enkel = kleiner Großvater, bezeugen.

Das gleichsam unbewußte Wissen der äthiopischen Kulturform bewegt sich innerhalb des Gemütes und ist insofern ein lebendiges Wissen, als es gleichbedeutend ist mit einem organischen Erleben. Nur die unbeirrte Zuversicht auf den zweifellosen Erfolg des Opfers und auf seine eigene Wiedergeburt im Urenkel kann in dem Priesterkönige der äthiopischen Kirri die uns unverständliche Gelassenheit, Ruhe und Zufriedenheit erzeugen, mit der er seinem eigenen Opfertode entgegensieht. Die scheinbaren Widersprüche in der Erklärung des Geistes des geopferten Königs als Buschgeist, dem das Blutopfer der Beschneidung dargebracht wird, oder als Beschneidungspriester in Gestalt eines Leoparden bzw. als Leopard erklärt sich der Verfasser wohl mit Recht aus der verschiedenartigen Auffassung der einzelnen Altersklassen und stellt die äthiopische Kultur auf die Stufe des Vormythischen, worin die verschiedenartige Entwicklung des Erkenntnislebens je nach der Altersklasse den Umfang des paideumatischen Spielraumes wahrnehmen läßt. (S. 50.) Die Erscheinungen des Seelen- und Kulturlebens sind nach Frobenius Ausdrucksformen eines selbständigen Organismus mit besonderem Eigenleben. Dieses kommt in dem stufenmäßigen Aufbau zum Ausdrucke, dem die Bildung des menschlichen Geistes unterworfen ist. Dieser Stufenbau drückt sich z. B. in der Bildung von Altersklassen aus, die sich in allen Kulturformen zeigen, nicht nur in den Altersstufen des einzelnen Menschen. Je nach der Altersstufe zeigt sich der Gegenstand des Paideumas in verschiedenen Formen, im Dämonischen, in den Idealen und in den Tatsachen. Das Dämonische entspringt dem Gemüte und zeichnet sich durch seine spontane Schöpfungskraft aus. Im Paideuma des Einzelmenschen entspricht diese Weltauffassung der ersten Stufe, dem Kindesalter, im Paideuma der Völker der schöpferischen Kulturperiode und dem Kulturzustande der Barbarei. Die Ideale, die sich im Paideuma des Individuums auf den Verstand gründen und die Individualität an die Stelle der Schöpfungskraft setzen, gehören der zweiten Stufe und der Altersklasse der Jünglinge an. Im Paideuma der Völker entspricht dieser Stufe die Kulturperiode der monumentalen Gestaltung. Die dritte paideumatische Stufe steht in Beziehung zur Altersklasse des Mannes. Ihr haben sich die früheren Ideale in Tatsachen verwandelt, die Vernunft überwiegt den Verstand, an Stelle der Individualität tritt das verstandesgemäße Zweckbewußtsein. Auf der Stufe des Greisenalters geht das Paideuma in den anorganischen Zustand, den Zustand der Auflösung über. Im Paideuma der Völker unterscheidet der Autor dem entsprechend drei Kulturstufen: die Periode der Schöpfung (Barbarei), die Periode der Gestaltung (Kulturei) und die Periode der Erfüllung (Mechanei). Die paideumatische Auffassung gestattet die Schaffung einer Morphologie der Lebensformen wie auch einer Physiognomie derselben. Zur Kennzeichnung der Arten des Paideumas werden treffende Beispiele angeführt. Auf der dämonisch-intuitiven Stufe belebt das Paideuma die Welt des Kindes mit Dämonen und verlangt nach schöpferischer Auswirkung, die sich auch im Spieltriebe oft deutlich zu erkennen gibt. Aus dem Material der Tatsachen schafft und bildet das Kind. In seinem Gemute verwandelt sich das einfache Streichholz in die Hexe, eine Flaumfeder in einen fliegenden Vogel und erhält als Hexe, als Vogel u. dgl. dämonisches Leben. Der Vorgang scheint sich in der Weise abzuspielen, daß ein unvermittelt auftretender Vorgang einen Sinneseindruck beim Kinde erzeugt, der sich zugleich auf sein Vorstellungsvermögen, sein Erinnerungsvermögen und auf seine Einbildungskraft fortpflanzt. Durch unmittelbares Einwirken des Erinnerungsbildes auf die seelische Tätigkeit wird das Vorstellungsvermögen

vor dem Zustandekommen eines geordneten Vorstellungsbildes unter starkem Einflusse der lebhaften Phantasie von der verstandesmäßigen, streng logischen Denkrichtung abgelenkt und zum Vergleiche des sinnlich aufgenommenen Vorstellungskomplexes mit dem frisch auftauchenden Erinnerungsbilde angedrängt. Infolge Einwirkung des Erinnerungsbildes und der Phantasie auf die Ausgangsvorstellung tritt das zwischen beiden vermittelnde Erinnerungsbild plastisch in den Vordergrund. Das Ergebnis dieser Verbindung ist das, was Frobenius als das Dämonische bezeichnet, das die natürliche Grundlage des Paideumas im Kindesalter bildet und im Paideuma der Völker die Kulturperiode der Schöpfung erfüllt. Das Dämonische, das die Eindrücke der Tatsachenwelt im Seelenleben des Kindes beweglich gestaltet und umbildet, ist auch das eigentlich Schöpferische im späteren Leben, das Geniale, dem der Künstler in seinem Kunstwerke Gestalt und Leben verleiht. Um das Dämonisch-Geniale zu wecken, bedarf es entweder eines in der Seele spontan auflebenden Affektes oder beim Fehlen eines solchen einer aus dem Wechsel des Lebens von außen erfolgenden Einwirkung. Wie das Dämonische ein Ausdruck des Werdens des Paideumas ist, so sind die Ideale des Jünglingsalters der Ausdruck des Seins. Im Paideuma des Kindes wird die Individualität noch nicht bewußt, wogegen sie im Jünglingsalter bewußt hervortritt und sich der Welt der Tatsachen gegenüberstellt. An die Stelle des Dämonischen im Kindesalter treten als bewußt geistige Elemente die Ideale, von denen als erstes das eigene Ich in das geistige Bewußtsein tritt, in dem sich der Jüngling aus der bisherigen Umgebung frei zu machen, sich selbst in den Mittelpunkt der Tatsachenwelt zu stellen und sein individuelles Ich zu der Umwelt in logische Beziehung zu setzen sucht. Erst durch die Ideale wird das Paideuma ein organisches und erhält die Fähigkeit zur Kulturbildung. Im Mannesalter werden die Ideale durch die Tatsachen ersetzt und materiellen Zwecken dienstbar gemacht. Intuition und Logik der ersten beiden Stufen treten in den Hintergrund und an ihre Stelle tritt immer mehr das Wissen und das Nachdenken auf kausale Zusammenhänge und auf die kausale Einordnung der Erfahrungen. Frobenius vergleicht das Kindlich-Dämonische der ersten Stufe mit der Kraft, das Sinnlich-Geistige der zweiten Stufe mit dem Stoffe, das Kausale der dritten Stufe dagegen mit einem Wertmaße. Wie der einzelne Mensch nacheinander diese verschiedenen Entwicklungsstufen durchläuft, so auch die Völker in ihren verschiedenen Kulturstufen. Ausgehend von der bekannten Tatsache, daß die menschliche Veranlagung zum Sprachenlernen am größten im Kindesalter ist, unterscheidet er auch drei Perioden in der Entwicklung der Sprachen: 1. Das infantile Alter der Sprachbildung, die Periode der spontanen und sporadischen Variabilität. Auf dieser Stufe bewegen sich nach dem Autor die Sprachen der Tonhöhe, z. B. die Sudansprachen. 2. Die Periode der harmonischen Organität der Sprache. Hieher rechnet Frobenius die Sprache des größten grammatischen und syntaktischen Formenreichtums, wofür die arischen oder indogermanischen Sprachen ein Musterbeispiel bilden. Die dritte Periode der Sprachenentwicklung nennt Frobenius die Periode der anorganischen Mechanik. Auf dieser letzten Stufe dient die Sprache nur noch als mechanisches Hilfsmittel, das sich bloß in der Richtung des praktisch-intellektuellen Gebrauches verändert. Als Beispiele nennt Frobenius das heutige Englische und Französische.

Aus dem allmählichen Absterben der Fähigkeit zur Erlernung mehrerer Sprachen schließt Frobenius, daß die Sprache zum Paideuma in keiner organischen Beziehung stehe und daß sich das dämonische Schöpfertum im Paideuma des Kindes unabhängig vom Formenkreise der Sprache entwickle.

Am Schlusse seiner tiefgründigen kulturphilosophischen Betrachtung, die eine lebendige Erfassung aller Erscheinungen des Kulturlebens ermöglicht, faßt der Autor den Unterschied zwischen den dämonisch aus dem Wesen des Paideumas erstehenden lebendigen Ideen und ihren begrifflichen Verkörperungen, den starren Begriffen dahin zusammen, daß erstere als Ausdrucksformen der lebendigen Wirklichkeit der organischen Materie der Pflanze, letztere dagegen der leblos gewordenen, abgenützten Materie, etwa der die lebendige Materie umschließenden Rinde entsprechen. Den Unterschied zwischen dem occidentalen oder orientalen Paideuma kennzeichnet Frobenius treffend durch die verschiedenen Gemütsdimensionen des Weitengefühls und des Höhlengefühls. Ersteres vergleicht er mit dem Dahinschreiten auf einem gleichmäßig aufwärts führenden Bergpfade, letzteres dagegen mit dem Verweilen auf einer berglosen Ebene. Das Paideuma des Abendlandes erscheint ihm wie ein elektrischer Strom, der durch den Leitungsdraht fließt, das orientale dagegen wie ein sich im Himmel entladender und auf die Erde überspringender Blitzstrahl. Das eine wirkt beständig durch seinen „organisierten Furor", das andere durch seinen jähen Wechsel zwischen duldender Ruhe und wilden Ausbrüchen des Fanatismus. Mit Recht schätzt Frobenius den Wert der kulturphilosophischen Betrachtungsweise für die Kultur- und Menschheitsgeschichte sehr hoch ein. Der erste Gewinn ist die Entdeckung eines uralten, sich innerlich harmonisch auswirkenden Kulturlebens in West- und Inner-Afrika, das noch ungeahnte Aufschlüsse auf die vorgeschichtlichen Kulturen Südwesteuropas, auf das noch immer ungelöste Etrusker-Problem und die Entstehung der ägyptischen Kultur verspricht, womit die kulturphilosophische Betrachtung an

die großen Probleme der Menschheitsgeschichte heranführt und die Möglichkeit näher bringt, die gesamte Kultur der Menschheit als organische Einheit zu erfassen und wissenschaftlich zu behandeln.

Es unterliegt schon nach den im vorliegenden Werke aufgezeigten, wenn auch erst im Umrisse gezeichneten Richtlinien keinem Zweifel, daß das System der paideumatischen Kulturphilosophie, wenn es einmal allseitig ausgebaut sein wird, einen mächtigen Schritt nach vorwärts auf dem Wege bedeutet, das innere menschliche Kulturleben richtig zu erkennen. Mögen der vorliegenden Arbeit bald weitere, ebenso gehaltvolle Werke folgen! *F. Röck.*

32.

**Thurnwald, Richard:** *Psychologie des primitiven Menschen.* (Handbuch der vergleichenden Psychologie, Bd. 1, Abt. 2, S. 145–320.) München (Ernst Reinhardt) [1922]. 8°. Mk. 80.

Die vorliegende Arbeit bildet eine Abteilung des I. Bandes des von Gustav Kafka herausgegebenen Handbuches der vergleichenden Psychologie, der die Darstellung der Tierpsychologie und der des primitiven Menschen und des Kindes enthält.

Das Riesenmaterial, das in der ethnographischen Literatur niedergelegt ist, ist in seiner Gesamtheit vom psychologischen Gesichtspunkte noch wenig betrachtet worden. Der Verfasser mußte daher die bisherige Methode der ethnographischen Darstellung, die kulturelle, beibehalten und die einzelnen Äußerungen des kulturellen Lebens der Naturvölker vom psychologischen Gesichtspunkte betrachten. Bei dem Mangel an Vorarbeiten ist es indes auffallend, daß Verfasser nirgends, auch nicht in dem 14 Seiten in kleinen Druck füllenden, über 500 Titel aufführenden Literaturverzeichnis seines Vorgängers Fritz Schultze, dessen „Psychologie der Naturvölker" (Leipzig) 1900 erschienen ist, Erwähnung tut.

In der Einleitung legt Verfasser dar, wie die allgemeine entwicklungsgeschichtliche Auffassung, die bisher zu einseitig vorgegangen ist, auf jene Faktoren, welche die Entwicklung durchkreuzen und hemmend oder ablenkend beeinflussen, mehr Rücksicht zu nehmen hätte. Die Übereinstimmung in vielen kulturellen Zügen zwischen den vorgeschichtlichen Menschen und den heutigen Kulturvölkern läßt nun auf eine verwandte Geistesverfassung schließen. Die Untersuchungen des Verfassers sind daher in erster Linie auf die Beobachtungen an den lebenden Primitiven aufgebaut, wobei ihm die eigene langjährige Forschungstätigkeit unter noch unberührten Naturvölkern zustatten kommt, bei der er insbesondere die psychologische Betrachtung in den Vordergrund gestellt hatte.

Nach Erörterung der physiologischen Vorfragen, in denen der Verfasser hinsichtlich der Beziehungen zwischen Gehirnbildung und geistiger Veranlagung einen vielleicht zu skeptischen Standpunkt einnimmt, dann nach Betrachtungen über psychologische Beobachtungen und Untersuchungen an Naturvölkern überhaupt, behandelt er nacheinander die sozialen Verhältnisse, die Nutzung der Natur, Wirtschaft, Recht, Moral, dann — ausführlicher — Kunst, die Entwicklung der Schrift, Sprache, Zählen, Religion und Mythus, Zauber und schließlich die Geistesverfassung überhaupt.

16 Tafeln mit 28 Abbildungen dienen nebst 76 Textabbildungen der Erläuterung des Textes. Das inhaltsreiche Werk ist vermöge seiner von der bisherigen Darstellungsweise immerhin abweichenden Methode auch als allgemeine Völkerkunde von Bedeutung. *L. Bouchal.*

33.

*Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde zu Leipzig.* Zugleich Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Museums. Herausgegeben von der Direktion. Band 8. 1918/1921. Leipzig (R. Voigtländer) 1922. 119 S., gr. 8°, mit 13 Tafeln und 108 Textabbildungen.

Vier Jahre nach Erscheinen des 7. Bandes[1]) liegt nun trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse wieder ein recht stattlicher neuer Band vor, der zugleich den 50jährigen Bestand des Museums feiern soll. Der verdiente Direktor des Museums, Prof. Dr. Weule, eröffnet den Band mit einem Rückblick auf die Entwicklung und die Schicksale des Museums seit 1872. Nach dem Tätigkeitsbericht über die Jahre 1918/21 folgt wieder eine Reihe von Aufsätzen über Dinge aus den Beständen des Museums: von Dr. Fritz Krause über Schleiergewebe aus Alt-Peru; von Dr. E. Erkes über einen chinesischen Altar mit Glasmalereien; Dr. P. Germann gibt in einer kurzen Abhandlung über „Afrikanische Wurfeisen und Wurfhölzer im Völkermuseum zu Leipzig" eine Typologie dieses Gerätes, in dem Aufsatz „Der Buschmannrevolver, ein Zaubergerät" erbringt er den Nachweis, daß es sich bei diesem Gerät nicht

[1]) S. Sitzungsberichte 1918/19, S. [49].

um eine wirkliche Waffe handelt, sondern daß es nur zauberischen Zwecken dient; Dr. H. Plischke beschreibt Geistertrompeten und Geisterflöten aus Bambus vom Sepik. Neuguinea; Dr. J. Richter gibt einen Bericht über die Aufstellung der Vorgeschichtssammlung des Museums, die trotz ihrer verhältnismäßigen Kleinheit vom Gesichtspunkte der Belehrung als Muster einer Sammlung bezeichnet werden kann. Alle diese Aufsätze sind gut und reich illustriert.

Die Sitzungsberichte des Vereines für Völkerkunde bringen kurze Inhaltsangaben der gehaltenen Vorträge, darunter eines Vortrages von Dr. Schwidetzky über eine neue Theorie von der Entwicklung der Sprache aus Tierlauten, die in der darauffolgenden Aussprache nicht unangefochten blieb.

*L. Bouchal.*

34.

**Weule, Dr. Karl:** *Die Anfänge der Naturbeherrschung. 1. Frühformen der Mechanik.* Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart (FranckhscheVerlagsbuchhandlung) 1921, 76 S., 8°.

Der Verfasser stellt in anregender Weise dar, wie sich der Ur- und Naturmensch die Naturkräfte in unbewußter und bewußter Weise durch Erfahrung und Erkenntnis ihrer Gesetzmäßigkeit dienstbar gemacht und dadurch jene Errungenschaften erworben hat, die wir als Kultur bezeichnen. Beginnend mit den Traggeräten, die die Freihaltung der Hand ermöglichten, über die Nutzbarmachung von Stein und Holz, über die Ausnützung des verschiedenen Wärmeleitungsvermögens der Stoffe und die des Luftdruckes führt uns der Verfasser zur Verwendung der einfachen physikalischen Maschinen im täglichen Leben des Naturmenschen und zeigt, wie das Beharrungsvermögen und die Wirkungen des Kräfteparallelogramms, wie die Beobachtung von Licht und Schall ausgewertet werden, und deutet im Schlußkapitel noch verschiedene andere Erkenntnisse an, durch die der Mensch Naturerscheinungen seinen Lebenserfordernissen dienstbar gemacht hat.

*L. B.*

35.

**Boll, Dr. Franz:** *Die Sonne im Glauben und in der Weltanschauung der alten Völker.* Ein Vortrag im Verein „Schwäbische Sternwarte", Stuttgart, gehalten von —. Astronomische Schriften des Bundes der Sternfreunde, Nr. 3, Stuttgart (Franckhsche Verlagshandlung) 1922 (24 S., 8°, mit 18 Abbildungen).

Der Verfasser, der wohl unbestreitbar als der beste Kenner der Weltanschauung und des Sternglaubens der Alten gelten darf, entrollt uns in diesem Schriftchen in frischer, lebendiger Schilderung ein Bild von den Vorstellungen der alten Völker über die Welt und zeigt an dem Beispiele der Sonne, wie jene Vorstellungen durch Jahrtausende herauf bis in unsere Zeit fortleben, auch wenn wir dessen nicht gerade immer bewußt sind. Den vollkommensten Ausdruck der zum Teil in die Zeit lebendiger Mythenbildung zurückreichenden Weltanschauung der Antike hat Goethe gefunden, der sie uns in vollendetster dichterischer Form z. B. im Prolog des Faust vermittelt und noch kurz vor seinem Tode sich freudig zur Verehrung der Sonne als der mächtigsten Offenbarungserscheinung der Gottheit bekannte. Mit dem herrlichen Gesange des Erzengels eröffnet daher der Verfasser sein Schriftchen, das in einer Reihe von Bildern die Vorstellungen einer von der Wissenschaft längst überwundenen, zum Teil jedoch noch immer lebendigen Weltanschauung vorüberziehen läßt und mit der tief empfundenen religiösen Begeisterung des großen Dichters ausklingt. Als Beispiele, die jenem Vorstellungskreise entsprangen, führt Boll vor allem die Einreihung der Sonne unter die sieben Planeten an, die, von Engeln geleitet, in ihrer Gesamtheit einen mächtigen himmlischen Chor bilden, der in großartiger, eindrucksvoller Weise durch die gesetzmäßige Regelmäßigkeit des Laufes der Wandelsterne längs ihrer Bahnen sowie durch ihre harmonische Sphärenmusik die Herrlichkeit Gottes als des großen Weltherrschers verkünden, ein religiös dichterischer Gedanke, der, wie ich glaube, auch dem siebenteiligen Namen Gottes, dem Onoma heptagrammaton: AEHIOYΩ, der hellenistischen Zeit und dem daraus abgeleiteten, aus der Gnosis stammenden christlichen Sinnbilde AΩ zugrunde liegt. Der alten mythischen Weltanschauung galt der Kosmos nicht als unermeßlicher, vor eisiger Kälte starrender Raum, in dem in Entfernungen von Tausenden und aber Tausenden von Lichtjahren die Himmelskörper ihre ewigen Bahnen ziehen, sondern als eine durch ein abgeschlossenes Gewölbe begrenzte geordnete Welt, die baldachinartig die Erde überdeckte in einer Höhe, bis zu der zuweilen sogar vermessene Erdbewohner, wie Riesen und Titanen, vordringen können, um den himmlischen Wohnsitz der Götter zu stürmen. Die Alten sahen in der Erde gleichsam den Kern des Weltalls, der

von den Planetensphären und dem Fixsternhimmel umgeben war, hatten sich also noch nicht von der geozentrischen Weltanschauung losgesagt.

Eine Kindheitserinnerung unseres großen Physikers Ernst Mach, wonach dieser als Knabe die Sonne in einem Teiche verschwinden sah und ihr Zischen zu hören vermeinte, wird in Vergleich mit dem Glauben der alten Iberer, daß die Sonne täglich im äußersten Westen der Welt wie ein glühendes Eisen zischend in die Flut versinke, als Beispiel dafür angeführt, daß das Kind, so auch die Menschheit einmal eine kindlich einfältige Stufe der Naturanschauung durchlaufen habe. Auch andere Anschauungen sind in diesem Sinne zu werten, so die Vorstellung, daß sich die Sonne täglich neu bilde aus feurigen Wolken, die beim Untergange wie Kohlen erlöschen, daß sich die Sterne in der gleichen Weise täglich neu bildeten, daß der Mond sein eigenes Licht ausstrahle u. dgl.

In den Vorstellungen der großen Kulturvölker des Altertums spielt die Sonne eine ganz verschiedene Rolle. So tritt sie bei den alten Babyloniern gegenüber dem an erster Stelle stehenden Mond stark in den Hintergrund. Dagegen galt sie den alten Ägyptern als der älteste und größte Gott, der unter verschiedenen Namen verehrt wurde und gleich dem für die Fruchtbarkeit des Landes so bedeutungsvollen Nilstrome die höchste Verehrung genoß, was am schönsten in dem herrlichen Sonnenhymnus des Ketzerkönigs Amenophis IV. zum Ausdrucke kommt. Während die ihm vorangehende Zeit die Sonne als Auge des göttlichen Falken, als großen geflügelten Käfer oder als geflügelte Scheibe am Himmel auffaßte, erscheint unter dem genannten Könige das Bild der Sonnenscheibe in Kreisform mit zahlreichen in Hände auslaufenden Strahlen. Bei den Griechen des klassischen Altertums wiederum, bei denen keine besondere kultische Verehrung von Göttern der Sonne, des Mondes und der Sterne üblich war, war die Auffassung der Gottheiten überwiegend anthropomorph. Häufig tritt die Vorstellung des Sonnengottes in Menschengestalt auf, so z. B. als des ewigen unermüdlichen Wanderers auf der Himmelsstraße bei Tage. Bei Nacht fährt Helios in einem seltsamen Fahrzeuge, einem von Hephaistos geschmiedeten goldenen Becher, auf dem Ozean heim zu den Seinen. Der Sonnenbecher ist allerdings eine seltsame Vorstellung, die weit besser auf den Mond als auf die Sonne passen würde, so daß wir wohl vermuten dürfen, daß das anfänglich am Mond erschaute mythische Bild erst nachträglich auf die Sonne übertragen worden sei. Die häufigste griechische Anschauung ist jene von dem auf dem Viergespann dahinfahrenden goldlockigen, mit der Strahlengloriole ausgestatteten Gotte Helios. Unter den bildlichen Darstellungen des göttlichen Sonnenwagenlenkers zeichnet sich ein entzückendes attisches Vasenbild aus dem 4. Jahrhundert aus, das unter anderem die sich vor dem dahereilenden Sonnenwagen des Helios in keckem, neckischem Spiele ins Meer stürzenden Sterne, darunter den bis zum letzten Augenblick standhaltenden Morgenstern in geradezu vollendeter künstlerischer Großartigkeit zeigt und, wie der Verfasser mit Recht betont, das alte immer wieder aufgetischte Märchen von dem mangelnden Naturgefühl der Alten von neuem widerlegt. Seit Alexander dem Großen nimmt unter dem Einflusse orientalischer Kulte und gefördert durch die aus dem Osten eindringende Astrologie die Bedeutung des Sonnengottes immer mehr zu. Der mithraistische Sol invictus wird in der römischen Kaiserzeit zum Schutzgotte des Reiches erhoben, römische Kaiser geben ihren Kindern Beinamen, wie Helios und Selene oder lassen ihre eigenen Statuen in der Gestalt des Sonnengottes aufstellen und alle übrigen Götter werden zu bloßen Erscheinungsformen des Sonnengottes. Der kürzeste Tag im Jahre, der 25. Dezember, an dem das Licht zu wachsen anfängt, wurde zum Geburtstage der Sonne des neuen Jahres und in der Folge zum Geburtstage des christlichen Heilandes als der neuen Sonne der Gerechtigkeit. Wenn noch heute bei allen Christen der Tag des Herrn der Sonntag, also der Tag der Sonne ist, so wirkt auch hier wie in vielem anderen noch, wenn auch unbewußt, aber deutlich genug der heidnische Sonnenkult im Christentume nach und ist vor allem der Einfluß des einst über das ganz römische Reich verbreiteten Mithradienstes nicht zu verkennen. Hinsichtlich der oben erwähnten zum Teil kindlich naiv anmutenden Vorstellungen aus der Antike werden wir wohl eher anzunehmen haben, daß bereits damals auch ausgebildetere, einer wissenschaftlichen Erkenntnis näher kommende Anschauungen neben jenen einfältigen, der Natursymbolik und mythischer Denkweise entsprungenen Vorstellungen einherliefen. Jene kindlichen Vorstellungen waren sicherlich z. B. den alten Hellenen selbst weniger Gegenstand des Glaubens in unserem Sinne, als vielmehr der Ausdruck des dichterisch empfindenden, künstlerisch gestaltenden Naturgefühls. Ich möchte daher jene Vorstellungen geradezu als Zeugen einer sich in ästhetischer Kunstübung gefallenden religiösen Auswirkung bei einem mythenfreudigen, schönheitstrunkenen Volke, naturigen Kindern des sonnigen Südens erblicken, deren großen Geistern Religion gleichbedeutend war mit ästhetisch künstlerischem Erfassen der Welt.

Nur so nebenbei möchte ich einmal die Frage aufwerfen, worauf sich denn eigentlich die Auffassung des Räderwagens von Trondholm aus der nordischen Bronzezeit gerade als eines Sonnenwagens stützt, eine Auffassung, die wenn auch fast allgemein vertreten wird, doch meines Wissens bisher noch von niemandem ernstlich begründet worden ist, was doch um so notwendiger geschehen müßte, als ja der

berühmte Wagen bekanntlich keine Spur einer Inschrift trägt und auch durch seine Form keinerlei Hinweis auf die Sonne gibt.

Das von einem so namhaften und sachkundigen deutschen Gelehrten verfaßte Schriftchen verdient um so wärmer empfohlen zu werden, als derselbe im Gegensatze zu der oft trockenen und unsagbar nüchternen Schreibweise anderer Gelehrter nicht nur in meisterhafter Weise es versteht, auch spröde wissenschaftliche Themen in frischer, lebendiger, dichterisch verklärter Form darzubieten, sondern auch in der Auswahl der beigegebenen Bilder einen durchaus vornehmen künstlerischen Geschmack verrät.

*F. Röck.*

36.

*Stimmen des Orients.* Monatsschrift für das geistige, kulturelle, politische und wirtschaftliche Leben des Morgenlandes. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Orientalen von Max Grühl. Fr. Späths Nachf. Jos. Weixler, Kirchheim-Teck, 1922. 8°.

„Stimmen des Orients" nennt sich eine Monatsschrift, welche seit Juli d. J. in Kirchheim-Teck erscheint und von der bisher vier Hefte vorliegen. Als Herausgeber zeichnet Max Grühl, der außer einer Reihe von Artikeln in den Monatsheften auch eine Vierteljahrsbeilage „Der werdende Orient" beisteuert, deren erstes Heft das vor- und frühgeschichtliche Werden des ägyptischen Volkes behandelt. Darin hat Max Grühl mit anerkennenswerter Beschränkung auf die gesicherten Ergebnisse archäologischer und anthropologischer Forschung, wie sie bis heute vorliegen, und gestützt auf die besten Autoritäten eine gute Übersicht über die Rassenelemente geboten, welche die Grundlage für das altägyptische Volkstum gaben. Auch aus den übrigen Beiträgen wäre manches hervorzuheben, besonders die von Ägyptern herrührenden Artikel politischen und kulturellen Inhaltes. Jedem Deutschen, der sich über die uns von den Siegern künstlich verschleierten wirklichen Zustände in der islamischen Welt, die nun in den Brennpunkt des Weltgeschehens gerückt ist, unterrichten will, kann die Zeitschrift warm empfohlen werden, um so mehr, als sie für die kulturelle Annäherung der Moslims an Deutschland und für die Verwirklichung der Interessengemeinschaft mit unseren ehemaligen und künftigen Bundesgenossen eintritt. Im gleichen Verlage (Fr. Späths Nachf. F. Weixler, Kirchheim-Teck) erscheint auch eine Broschürenreihe: „England und die Orientprobleme", in deren erstem Bändchen: „Indien", Max Grühl die Grundlagen, die Geschichte, die Ziele und die Aussichten der indischen Nationalbewegung schildert und eine Übersicht über die Ereignisse in Indien vor dem und während des Weltkrieges gibt. Auch dieses Büchlein verdient Verbreitung.

*D. J. Wölfel.*

37.

**Le Coq, A. von:** *Türkische Manichaica aus Chotscho.* I. (mit 4 Tafeln) Berlin 1912; II. (mit 2 Tafeln) Berlin 1919, III. Nebst einem christlichen Bruchstück aus Bulayïq. Berlin 1922; (Sämtlich aus den Abhandlungen der Preuß. Akademie d. Wissensch., phil.-hist. Klasse).

Die wissenschaftliche Bearbeitung des reichen Materials, das die verschiedenen deutschen Turfan-Expeditionen aus Ostturkistan mitgebracht haben, hat trotz der großen Schwierigkeiten der letzten Jahre große Fortschritte gemacht. Wir kommen immer mehr und mehr zur Erkenntnis, daß Ostturkistan, obwohl es eines der unzugänglichsten Gebiete unseres Planeten ist, ein altes Kulturland gewesen ist. Die Kulturzone bildete zu allen Zeiten ein breiterer oder schmälerer Streifen der ansteigenden Randgebirge, deren äußerst fruchtbarer Lößboden alle natürlichen Vorbedingungen für die Entwicklung einer höheren Kultur in sich vereinigte. Fühlbar machte sich nur der große Wassermangel, doch suchte man durch ein reiches Netz von Bewässerungskanälen, die man noch heute auf viele Tagereisen in die Wüste hinein verfolgen kann, diesem Übel abzuhelfen. Die Bevölkerung, welche diese Gebiete besiedelte, gehörte nach den Untersuchungen, die Prof. Klaatsch (Breslau) an mehreren Schädeln aus Turfan vorgenommen hat, schon in alter Zeit zwei Typen an, einem kaukasoiden und einem mongoloiden. Dies kann man auch noch gegenwärtig beobachten, obwohl die Hauptmasse der heutigen Bevölkerung Ostturkistans aus einer Mischform dieser beiden Haupttypen besteht. Die ältesten Städtegründer dürften Iranier gewesen sein, und zwar am Nordrande Soghdier, am Südrande dagegen Saken und ihnen verwandte Stämme. Erstere scheinen in den Oasen ostwärts von Kutscha in Kurla, Karaschahr und Turfan-Karachodscha unter

der Herrschaft nomadisierender Tocharer, den Yüe-či der chinesischen Quellen, deren Sprache nach den neuesten Forschungen zweifellos eine indogermanische war, gestanden zu sein. Gegen Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. begann eine gewaltige Einwanderung türk.-mongolischer Stämme einzusetzen, unter denen die Hiung-nu, die Vorfahren der Hunnen, die größte Bedeutung erlangten. Viel später, erst gegen Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. erscheinen die Uiguren, die sich von den erwähnten Hiung-nu herleiteten, auf der Bildfläche und es gelingt ihnen, ein wohlgeordnetes Reich mit der Hauptstadt Chotsche, das nicht weit von Turfan gelegen war, zu begründen. Die Sprache dieser Uiguren, die sich höchstwahrscheinlich aus Skythen, Iraniern und Türken zusammensetzten, war rein turkisch, ihrer Religion nach dürften sie ursprünglich Buddhisten gewesen sein. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts n. Chr. fand jedoch der Manichäismus, eine Verquickung mazdaitischer und christlicher Lehren, bei ihnen Eingang, und zwar war es ihr Chan Bükük, der ihn zuerst annahm, welchem Beispiele bald das Volk nachfolgte. Dieser türk.-manichäischen Kulturperiode gehören nun die von A. v. Le Coq herausgegebenen Manichaica an. Es sind Handschriftenreste, die sich auf die religiöse Literatur der Manichäer beziehen, wie Reste von Gebeten und von durch Gleichnisse erläuterten Predigten, von kosmogonischen Schilderungen und anderen legendenhaften Erzählungen; ferner astronomisch-kalendarische Blätter und Gesänge, von von denene iner als Lied (Melodie, t. = küg), die übrigen als Hymnen (mittelpers. = baš, bašik) bezeichnet werden. Das Lied enthält einen Lobgesang auf eine manichäische Gottheit, die Hymnen sind an den Gott der Morgenröte und an die vier großherrlichen Wesenheiten gerichtet. Eine, zweifellos die interessanteste, beschäftigt sich mit dem Schicksale der Seele nach dem Tode und schildert sehr realistisch eine der dabei erscheinenden Schreckgestalten. Nicht unerwähnt mächte ich lassen, daß ein kleines Schriftstück (III., Nr. 14) auch das Vorkommen der Fabeln des Äsop (Josipas) bei den Uiguren in Turfan beweist. Es ist hier nicht der Platz, näher auf den Inhalt der verschiedenen Fragmente einzugehen. Schon die obige oberflächliche Darstellung des reichen Materials, das sie bieten, genügt, um zu zeigen, welche Fülle von religions- und kulturhistorischen Hinweisen in ihnen enthalten ist und welche Bereicherung unser Wissen von der älteren Kultur Ostturkistans wird erfahren können. Nicht minder reich verspricht die Ausbeute des sprachlichen Materials für den Turkologen zu werden, zumal da außer dem bekannten Kudatku Bilik nur wenige Schriftdenkmäler in uigurischer Sprache bekannt sind. Volles Lob aber gebührt dem Herausgeber, der keine Mühe und Anstrengung gescheut hat, die Texte, die der Mehrzahl nach Übersetzungen einer mittelpersischen oder soghdischen Vorlage sind, richtig zu deuten. Dabei waren gewiß große Schwierigkeiten zu überwinden, da die Übersetzer den Versuch einer wörtlichen Wiedergabe so weit getrieben zu haben scheinen, daß die ohnehin schon durch die Unkenntnis der einschlägigen Realien sehr schwierige Verdeutschung durch die ungewöhnlichen Konstruktionen noch wesentlich erschwert wurde. Daß manche Stelle nach vielfacher Überlegung und mit Benützung ähnlichen Materials anders zu deuten sein wird, liegt in der Natur derartig schwieriger Arbeiten, was aber den Wert des vom Herausgeber Geleisteten nicht im geringsten zu beeinträchtigen vermag. *Prof. Dr. F. Kraelitz-Greifenhorst (Wien).*

38.

**Cohn, William:** *Indische Plastik* (Band II der „Kunst des Ostens", Berlin, Bruno Cassirer, 1921.)

In der Wertung der östlichen, fernöstlichen, ja auch der atlantischen Kunst ist in den letzten Jahren insofern ein radikaler Umschwung eingetreten, als diese Kunstkreise nicht mehr wie bis vor kurzem als exotische, vorwiegend den Ethnologen interessieren, sondern in den Betrachtungskreis der Kunstgeschichte einbezogen und rein künstlerisch gewertet werden. Auch W. Cohn, der nicht Ethnologe, sondern Kunsthistoriker ist, stellt gleich im ersten Satze seines Vorwortes fest, daß die indische Plastik in seiner Arbeit „nicht als Objekt der Völkerkunde oder Religionsgeschichte", sondern allein als Kunst behandelt werden soll, wenn auch notgedrungen, der allgemeinen Fremdheit des Gegenstandes wegen, die geschichtlichen und religiösen Zusammenhänge aufgezeigt werden müßten. Ein einleitender Text gibt einen Überblick über die wichtigsten Denkmalstätten Indiens und über die historische Entwicklung, soweit sie heute schon feststeht. Hunderteinundsechzig fast durchwegs vorzügliche Tafeln geben einen Einblick in die Pracht und den phantastischen Formenreichtum der indischen Plastik und Architektur und darauffolgende Beschreibungen erläutern die Darstellungen und ihre Bedeutung. Das Buch ist nicht nur für weitere Kreise, denen zum ersten Male ein umfassender Einblick in die indische Formenwelt geboten wird, sondern auch für die Fachleute von grundlegendem Werte, denn es war bisher eine mühsame Arbeit, aus zahlreichen Werken all das zu schöpfen, was hier in handlichem Format vereinigt genossen und studiert werden kann. *E. Diez.*

39.

**Milne, Mrs. Leslie:** *An Elementary Palaung Grammer.* With an Introduction by C. O. Blagden, Oxford (Clarendon Press) 1921. 188 pp. in 8°. Preis: 8 sh. 6 p. net.

Das Palaung gehört zu jener Gruppe der austroasiatischen Sprache, die, wie auch die Sprache der Riang und die der Wa, sowohl geographisch wie innerlich zwischen dem Khasi und der Mon-Khmer-Gruppe steht, wie ich in meiner Khasi-Arbeit nachgewiesen habe.[1])

Mrs. Milne hat sich durch die Herausgabe dieser Grammatik, zu der sie das Material im nördlichen Teile des Palaung-Gebietes gesammelt hat, ein besonderes Verdienst erworben, da das Palaung bis jetzt nur durch zwei Wörtersammlungen bekannt war.

Die Grammatik der Sprache bietet wie die der meisten übrigen austroasiatischen Sprachen keine besonderen Schwierigkeiten, da sie von äußerster, fast ärmlicher Einfachheit ist. Größere Kompliziertheit und Fülle weisen diese Sprachen bei der Wortbildung auf; aber auch darin wird man hier beim Palaung enttäuscht, da das ganze System der (einfachen und doppelten) Präfigierung — außer *pa, pan, ra* —, wie auch anscheinend die Gesamtheit der Infixe fehlen, ein Mangel, der ziemlich sicher eine sekundäre Verarmung der Sprache darstellt.

Daß die Sprache, die jetzt so starr und spröde zu sein und jegliches Ineinanderwachsen abzulehnen scheint, zu diesbezüglichen Formen doch fähig ist, offenbart die Numerusbezeichnung am Pronomen personale, das, wie es auch bei anderen austroasiatischen und durchgängig allen austronesischen Sprachen zutrifft, auch die interessante Erscheinung der doppelten Form in der 1. Pers. Dual und Plur., einer inklusiven und einer exklusiven, aufweist:

| | Singular | | Plural | Dual |
|---|---|---|---|---|
| 1. Person | *o* | inklusive | *e̱* | *ai̱* |
| | | exklusive | *ye̱* | *yār* |
| 2. | „ *nū* | | *pe̱* | *pār* |
| 3. | „ *ën* | | *ge̱* | *gār* |

Hier sind die Dualformen *yār, pār, gār* natürlich nichts anderes als Verbindungen eines Stammes *y, p, g* mit dem Zahlworte für „zwei" *ār.* Ebenso möchte ich den sogenannten Plural auffassen als die Verbindung eines Stammes *y, p, g* mit der Kontraktion *e*, die hervorgegangen ist aus dem Zahlworte für „drei" *n-ai̱, oi̱*, eine Bildung, die in einigen melanesischen und durchgehends in den polynesischen Sprachen sich findet.

Ein besonderer Vorzug des Werkes von Mrs. Milne ist die genaue Festlegung der Phonetik. Danach weist das Palaung auf:

die einfachen tonlosen Explosiven *k t p*
die aspirierten tonlosen Explosiven *kh th ph* [2])
die einfachen tönenden „ *g d h*

ein Ergebnis, das nach meiner Feststellung dem Konsonantenstand beim Khasi entspricht. Betreffs des *t* macht aber die Verfasserin die Angabe, daß kein englischer Laut es genau wiedergebe; es ähnele etwa der interdentalen Frikative *s̱* in engl. *thing.* Ich habe anderswo[3]) die Ansicht ausgesprochen, daß hier der den austroasiatischen Sprachen eigentümliche Zerebrallaut *ṭ* vorzuliegen scheine. Mr. Blagden, der dem Werk eine vortreffliche Einleitung geschrieben hat, die die Stellung des Palaung innerhalb der austroasiatischen Sprachen bestimmt, teilt mir brieflich mit, daß die Eingeborenen vielfach auch die alveolare Aussprache des englischen *t* schon als zerebral empfinden und schreiben. Die Unklarheit ist auch damit noch nicht behoben, und genauere Feststellungen über diesen Laut wären noch wünschenswert.

Eine genauere Vergleichung des Lautbestandes und Wortschatzes mit dem der übrigen austroasiatischen Sprachen ist erst möglich, wenn das Wörterbuch erschienen ist, an dem die Verfasserin ebenfalls arbeitet und dessen baldiger Vollendung wir entgegensehen. *P. W. Schmidt, S. V. D.*

[1]) W. Schmidt, Grundzüge einer Lautlehre der Khasi-Sprache usw. Mit einem Anhang: Die Palaung-, Wa- und Riang-Sprachen des mittleren Salwin. Königl. Bayr. Ak. d. Wiss., I. Kl., XXII. Bd., III. Abt. München 1904. Vgl. Schmidt, Die Mon-Khmer-Völker. Braunschweig 1906. S. 9—25.

[2]) Für die unnötiger und irreführender Weise die Zeichen $k^{\epsilon}$ $t^{\epsilon}$ $p^{\epsilon}$ gewählt sind.

[3]) Anthropos, XIV/XV (1919/1920), S. 118.

40.

**Westermann, Dietrich:** *Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia.* Dargestellt auf der Grundlage von Eingeborenen-Berichten. Mit zwei Nachträgen: Texte in der Golasprache und Kpelle-Beiträge von H. Rohde nebst einer Kartenskizze. Göttingen und Leipzig. 1921. Quellen der Religionsgeschichte. Band 9.

Das Buch ist die Frucht eines viermonatlichen Aufenthaltes des Verfassers in Liberia in der zweiten Hälfte des Jahres 1914 und Januar 1915, der dem Studium der Kpelle- und Golasprache gewidmet war. Trotz der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit ist es dem bekannten Forscher gelungen, ein umfangreiches Material zusammenzutragen, und zwar neben Aufnahmen rein sprachlicher Art vor allem eine große Zahl von Texten über das gesamte Leben der beiden Stämme. Diese Berichte der Eingeborenen bilden die Grundlage des vorliegenden Werkes. Da Dank dem Entgegenkommen der Hamburger Universität die Herausgabe der Aufzeichnungen in der Ursprache gesichert ist, — die Aufnahmen des Gola sind bereits erschienen,[1]) kann Satz für Satz mit dem Original verglichen werden.

Jedem Textabschnitt geht als Ergänzung und Übersicht eine Einführung voraus. Als Unterlage dienten dazu die an Ort und Stelle notierten Auskünfte. Dabei bot ein Vergleich mit der älteren Literatur, besonders mit denjenigen Quellen, die weiter zurückgreifen, die für Afrika so seltene Gelegenheit, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen. Einrichtungen und Anschauungen, die schon vor einem halben Jahrhundert beobachtet worden sind, bestehen heute noch unverändert. Ich erwähne nur, was zum Beispiel Dapper über den Bau von Befestigungen oder über die sozialen Verhältnisse, Geheimbünde usw. berichtet. Das gleiche gilt ebenso für das sprachliche Gebiet. Soweit aus den Mandingowörtern in der arabischen Literatur vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert ersichtlich ist, haben sich die Laute in dem betreffenden Zeitraum kaum gewandelt.

Obgleich die Gola und Kpelle der Sprache und Abstammung nach vollkommen voneinander getrennt sind, hat Westermann die Texte von beiden in einem Bande vereinigt. Ihr Kulturbesitz ist im wesentlichen der gleiche. Auch die Märchen zeigen verwandte Züge, nur wird im Gola das Hauptmotiv, nämlich die Rettung einer vom Waldteufel-Dämon entführten Schwester durch ein Brüderpaar ausführlicher behandelt und trägt einen ursprünglicheren Charakter als im Kpelle und Mende. Hier hat sich wohl ein von den Gola mitgebrachtes hamitisch-nordafrikanisches Motiv mit echten Negeranschauungen verbunden. In dem Zusammenhange ist es ebenfalls interessant, daß die Gola im Gegensatz zu den Kpelle eine ausgesprochene Abneigung, ja Verachtung gegen den Ackerbau hegen. Wahrscheinlich haben sie früher eine andere, nach ihrem Urteil vornehmere Beschäftigung gehabt, die Viehzucht, die sie in dem dichten Urwalde ihrer heutigen Heimat notwendig aufgeben mußten.

Es ist mir natürlich innerhalb einer kurzen Besprechung nicht möglich, auf den reichen Inhalt des Buches im einzelnen einzugehen. Weit über den Rahmen der Sammlung hinausgehend, berücksichtigt es nicht nur die religiösen Vorstellungen, sondern bringt auch eine genaue Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Zustände. Die Grundlage des Lebens bildet ein in der Anzahl der Haupterzeugnisse beschränkter, aber gut ausgebildeter Ackerbau. Die wichtigste Nahrungspflanze ist der Reis. Die Rinder werden nicht als Nutztiere, sondern, wie auch sonst in hamitisch beeinflußten Gebieten, zu Zwecken der Thesaurierung gehalten. Der Hausbau spiegelt in seinen mannigfachen Formen die verschiedenartigen Einflüsse wieder; es finden sich quadratische und runde, ovale und rechteckige Grundrisse vor. Sehr beachtenswert ist, was Westermann über das Verhältnis der Tabugemeinschaften zu den Sippen berichtet. Das Tabu vererbt sich vom Vater auf die Kinder, während die Sippe mutterrechtlich organisiert ist. Die Tabuvorschriften sind es, die den oft losen Sippenverband zusammenhalten. Auch die rechtlichen und staatlichen Verhältnisse werden eingehend berücksichtigt. Zu bedauern ist nur das Fehlen jeder Abbildung für die Darstellung der materiellen Kultur.

Die Religion ist dem Kpelle ein nicht von der übrigen Lebensbetätigung getrenntes oder über sie hinausragendes Gebiet. Sie steht vielmehr mit ihr auf gleicher Linie und verfolgt die nämlichen Ziele wie sein sonstiges Tun. Der Gleichsetzung von Dingen und Handlungen, die für uns auseinanderfallen, entspricht der von Lebendem und Leblosem, von Dämonen, Menschen, Tieren, Pflanzen, ohne daß dabei an eine Art von Beseelung in unserem Sinne zu denken wäre. Eine selbständige Seele kennt er nach Westermann überhaupt nicht. Ich möchte aber doch nach den übrigen Berichten meinen, daß auch hier verschiedenartige Seelenvorstellungen, etwa im Sinne Ankermanns, wirksam sind. Über Totemvorstellungen und über die Geheimbünde wird viel neues Material gebracht. Die

[1]) D. Westermann: Die Golasprache in Liberia. Grammatik, Texte und Wörterbuch. Abhandl. a. d. Gebiet d. Auslandskunde d. Hamburger Universität. Bd. 6. 1921.

letzteren sind der beherrschende Faktor im Leben der Kpelle. Nur wer einer geheimen Verbindung angehört, ist wirkliches Mitglied des Stammes, nur er besitzt eine gesellschaftliche Stellung. Die zugrunde liegenden Anschauungen lehnen sich dabei eng an das oben Gesagte an. Der Bund ist eine Vereinigung zum Schutz erworbener Güter, von denen bei der Gleichsetzung rationaler und irrationaler Werte die Zauber an erste Stelle treten. Wo die Mitglieder ein gemeinsames Schutztier verbindet, wie z. B. im Leopardenbund, sind wohl totemistische Vorstellungen tätig.

Besonders möchte ich noch auf Abschnitt 6 hinweisen, der die Sprache als Ausdrucksmittel des geistigen Lebens behandelt. Es ist dies ein überaus wertvoller Versuch, entsprechend dem Stande der Erkenntnis in ähnlicher Weise den Charakter einer Sudansprache zu zeigen, wie es H. Steinthal in seiner Arbeit über die Mandesprachen getan hat.

Die dem Werke beigegebenen Beiträge von H. Rohde und die Sprachenkarte von Bernhard Struck bilden eine wertvolle Ergänzung des Bandes. *Dr. M. Schmidl.*

41.

*Bibliothèque Congo* Bruxelles (V. Denyn u. Ed. de Jonghe) o. J. I. A. Hutereau: *Histoire des peuplades de l'Uele et de l'Ubangi.* II. P. Basile Tanghe: *De slang bij de Ngbandi.* III. P. R. van Wing S. J. *Études Bakongo.* IV. —: *Die geheime Sekte van 't. Kimpasi.*

Wie Ed. de Jonghe schreibt, ist das Manuskript Hutereaus bereits im Jahre 1914 abgeschlossen gewesen. Mag es schon in einzelnen Teilen betreffs der Völkergeschichte des Uelegebietes überholt sein, so liegt doch hier eine solche Fülle siedlungs- und sozialgeschichtlicher Beobachtungen vor, wie sie für diesen Bereich kaum noch bisher zusammengefaßt wurden. Lebendige Schilderungen des Herganges der Kämpfe ergänzen die Berichte über Abstammung und Beziehungen der einzelnen Stämme und Sippen, die hier so wenig wie etwa in Loango, reine Stammformen einheitlichen Ursprunges vorstellen. Auch ethnologisches Beobachtungsmaterial anderer Art wird mitgeteilt, über die modische Ausbreitung von Stammestatauierungen u. dgl.

Dem Buche sind vier sehr klare und übersichtliche Völkerkärtchen beigegeben, die im ganzen keine sehr wesentlich ins Gewicht fallenden Abweichungen etwa gegenüber den Czekanowskischen Aufstellungen aufweisen. Die Schreibweise schließt H. möglichst eng der Lautgebung und Aussprache bei den betreffenden Namensträgern selbst an (Bobwa = Ababua, Barombi = Warumbi usw.)

Namentlich die Anthropologen seien auf das reichhaltige Material von Typenaufnahmen der ein sehr buntes Typengemenge darstellenden Volksgruppen hingewiesen. Leider enthält das wertvolle Buch, abgesehen von einer genaueren Abgrenzung der für die Pygmäen gebräuchlichen Benennungen über allfällige geschichtliche Veränderungen derselben, so gut wie keine Angaben.

P. Basile Tanghe widmet der Bedeutung der Schlange bei den Bangbandi am Ubangi eine inhaltsreiche Studie, die auch die sprachliche Stellung dieser Gruppe einleitungsweise charakterisiert. Auch dieser Arbeit ist eine ansehnliche Reihe von Bildtafeln, welche die geschilderten Gebräuche veranschaulichen, und eine Skizze der Völkerlagerung am Ubangi beigegeben.

Verf. erkennt der Schlange hier eine ähnliche Rolle zu, wie sie bei anderen Stämmen Nilpferd und Leopard spielen. Sie erscheint mit Seelenglauben und Geburt namentlich derer von Zwillingen verknüpft.

Als besonders vielseitig und inhaltsreich sind die Arbeiten P. van Wings zu charakterisieren. Früher als erwartet ist damit die vom Ref. anderwärts ausgesprochene Zuversicht, aus der Missionsgeschichte der Kongoländer die Unterlagen für die Ausdeutung vieler Kulturerscheinungen zu gewinnen, auf eine sichere Basis gestellt worden. Das Wirken von insgesamt über 300 opferwilligen Missionären in allen Provinzen des alten Reiches Kongo und Angola seit der Entdeckungszeit, Reisen von Fürsten und Fürstensprößlingen nach Rom, Erziehung in römischen Kollegien, nicht zuletzt das geistige Gut rückfällig gewordener schwarzer Neophyten haben zweifellos ihren Niederschlag in der Ideenwelt des ganzen Gebietes gefunden, in dem mutvolle Glaubenskämpfer gleich ihren ruhmvoller bedankten Vorbildern im heidnischen Europa Hand an Tempel und Kultobjekte legten, um freilich oft genug, wie wir hören, nur einen vorübergehenden Sieg ihrer Ideen zu verkünden. Bezüglich des Nzambi-Glaubens hat schon Pechuel-Loesche (Volkskunde von Loango, S. 267 f.) eine Überlieferung aus Loango vom Sündenfall mitgeteilt, die den christlichen Ursprung deutlich offenbart; van Wing berührt diesen Punkt nicht näher, es mag sich bei der weiten Verbreitung und Bedeutung dieser Schöpferidee wohl auch um eine ältere Überlieferung wie bei den Masai handeln, die vielleicht auch mit den christlichen Überlieferungen im Nigergebiete zusammenhängt, deren kulturelle Bedeutung

namentlich L. Frobenius neuerdings betonte. Für die Kimpasi-Sekte — früher meist unter dem Namen „Ndembo"-Bund subsummiert — hält van Wing die Beziehung mit den Marienkongregationen in San Salvator im 17. Jahrhundert gleich früheren Autoren für wahrscheinlich. Ref. glaubt auch in den dankenswert genau angeführten Texten der Anrufungen stellenweise formelhafte christliche Wendungen als Vorbilder zu erkennen. Vielleicht wäre sogar die Frage aufzuwerfen, ob die vornehmlich in Westafrika anzutreffenden Schnitzereien, die Mutter mit ihrem Kind an der Brust vorstellend, nicht diesem Ideenkreise entstammen. Verbreitung der Sekte, die von der portugiesischen Grenze bis zum Kwilu, im Osten bis zu seinem Nebenfluß, der Tawa, von da zur Mündung der Lukunga und längs der Lurida reicht, sowie am Kongolaufe selber verfolgbar war, Ursprung wie auch die gebräuchlichen Feierlichkeiten werden eingehend beschrieben.

Wertvoll ist namentlich auch die Wiedergabe älterer Überlieferungen der Kimpasi über die Pygmäen unter Heranziehung der Nachrichten der älteren Reisenden (bei Dapper). Verf. bezeichnet es als möglich, daß eine derartige Geheimorganisation bereits im 15. Jahrhundert bestand, von wo sie die Vorväter der heutigen Bevölkerung mitgebracht haben sollen. Sehr eingehend ist die Schilderung der Schicksale des Königreiches Kongo. Als Überreste aus dem Dschagga-Einfall bezeichnet Verf. die Bajaka, wenn auch von Reinhaltung des Blutes naturgemäß keine Rede sein kann.

Zur Besiedelungsfrage ist wichtig, daß von diesen Gruppen nicht gerodet wird, vielmehr oft absichtlich ein Hain von Fruchtbäumen bei jedem Dorf aus Samen gezogen wird. Die Sippen sind mutterrechtliche Bildungen. Für die Monogamie der Fürstenfamilien lehnt Verf. gewiß mit Recht christlichen Einfluß ab. Es besteht hier dieselbe höhere Geltung der Frau, wie sie beispielsweise im ganzen westlichen Nordafrika anzutreffen ist (Tuareg, Rif-Berber, ähnlich bei den Tibbu). Schon der heute viel zu wenig gewürdigte Bachofen hat sie als besondere Entwicklungsstufe des Mutterrechtes charakterisiert, jedenfalls werden wir sie als einen gerade bei mütterlicher Versippung häufig erreichten Rechtszustand der Frau bezeichnen können (vergl. Wedda und Buschmänner). Die Polygamie des Volkes scheint van Wing als jung anzusehen. Es liegt, da es sich um eine rein wirtschaftliche Frage handelt — die Ärmeren leben in ganz Afrika in Einehe, ohne daß sie als Rechtszustand, wie oben angedeutet, hervortreten würde — die Möglichkeit einer zeitlichen oder geschichtlichen Abgrenzung kaum vor.

Allenthalben wird vom Verf auch die Geltung des Mannes klar umschrieben, ebenso Grad und Ausdehnung der männlichen und weiblichen Verwandtschaft, so daß das Buch die wichtigste Grundlage für die Erkenntnis der gesellschaftlichen Verhältnisse im ehemaligen Königreiche Kongo bildet.

*A. Haberlandt.*

42.

**Fuhrmann, Ernst:** *Reich der Inka.* Textteil: Sprache und Kultur im ältesten Peru. Bildteil: Keramik, Weberei und Monumentalbau. Kulturen der Erde. Material zur Kultur- und Kunstgeschichte aller Völker, Bd. I. Hagen i. W. (Folkwang-Verlag G. m. b. H.) 1922. 60 S. Text, mit 96 Tafeln in Schwarzdruck. 4°.

Gäbe es einen Gerichtshof, der auch über geistige Vergehen seine Urteile schöpfte, so müßte sich derselbe mit diesem Werke alles Ernstes befassen, denn das Buch ist nicht nur eine Entwürdigung der öffentlichen Institute, die durch diese Art von Veröffentlichung ihres ethnographisch und künstlerisch hervorragenden Materials bloßgestellt erscheinen, sondern auch ein Vergehen an allen ehrlichen Vertretern der Wissenschaft. Im vollen Bewußtsein, daß die Wissenschaft sein Vorgehen verurteilen werde, das angeblich „den tiefen Sinn erforschen will, den die Menschen im Sein gefunden und ihn in ihre Werke hineingelegt haben", in Wahrheit aber wertvolles, wissenschaftliches Material zur Erzielung nacktes Geschäftsgewinnes mißbraucht, erklärt Fuhrmann, „daß er seine Arbeit nicht den Fachleuten vorlege, sondern dem Laien, als den er aus begreiflichen Gründen auch ‚sich selbst' bezeichnet mit der Beifügung, ‚er sei der Meinung', daß diese Dinge jeden angehen". Mit letzterem hat er leider in dem Sinne recht, daß es jeden angeht, wenn ihm F. in die Tasche steigt und der Käufer erst später bei näherem Zusehen erkennt, welcher Täuschung er zum Opfer gefallen. Die von F. herausgegebenen, vom Folkwang-Verlage mit allen Mitteln der modernen Buchtechnik ausgestatteten Bände können schönen Äpfeln verglichen werden, denen von außen niemand ansieht, daß sie von innen heraus faulen. Das Beste an dem Werke besteht in den schönen, nach photographischen Aufnahmen hergestellten Bildern, von denen der überwiegende Teil nach Objekten im Museum für Völkerkunde zu Berlin, in vereinzelten Fällen aus dem Bestande des Folkwang-Museums in Hagen gemacht sind und die herrliche Formen peruanischer Tongefäße, prächtige Gewebe mit Mustern und vereinzelte

Skulpturen und Baudenkmäler zeigen. Letztere sind meist verkleinerte Wiedergaben der schönen Lichtdrucktafeln in dem Riesenprachtwerke von Stübel und Uhle, Die Ruinenstädte von Tiahuanaco im Hochlande des alten Peru (Breslau 1892). Die Beschriftungen der Tafeln sind angesichts der durchaus oberflächlichen, unzuverlässigen und unwissenschaftlichen Arbeitsweise Fuhrmanns so gut wie unbrauchbar, da ihre Richtigkeit in einzelnen Fällen erst an Ort und Stelle nachgeprüft werden müßte. Beschriftungen, wie z. B. „Ruinen am Fluß. Nach unbekannter Quelle" sind mehr als nichtssagend. Manchen Bildern fehlt jeder Vermerk, der die Herkunft bezeichnete, und täuschen sie in unerlaubter Weise selbständige Aufnahmen des Verfassers vor. Ein kleines Versehen ist es, wenn auf Tafel 77 der geisterhafte Schatten der Beine stehen geblieben ist, welche dem an der Südseite des Monolith-Tores lehnenden, in der Wiedergabe wegretouchierten Manne der Vorlage angehörten (vergl. Taf. 5 bei Stübel u. Uhle). Daß F. die Quelle, der er seine peruanischen Sprachkenntnisse verdankt, dem Leser verschwiegen hat, wollen wir ihm um so lieber verzeihen, als er sich ja im Textteile dieses und aller übrigen Werke selbst dem Unkundigen als blutiger Laie auf allen von ihm heimgesuchten Gebieten verrät. Ein Vergleich des peruanischen Wortschatzes bei F. beispielsweise mit dem bei J. J. v. Tschudi, Die Kechua-Sprache würde schon bei wenigen Stichproben so starke Abweichungen von der wirklichen Sprache ergeben, daß man sehen könnte, wie sich F. nach dem Vorbilde seiner ältesten peruanischen Priester deren Sprache auch für seine Zwecke umgeschaffen hat. Hätte F. unter diesen Umständen dem wissenshungrigen und kauflustigen Publikum nicht einen weit größeren Dienst erwiesen, wenn er den Textteil ganz unterdrückt, dafür aber für eine zuverlässigere und inhaltsreichere Beschriftung der Bilder gesorgt hätte? Ich glaube, viele Leser auch unter den Laien wären ihm dankbarer dafür gewesen, als für die oft wahnsinnigen Zumutungen, die der Verfasser in allen seinen sprachlichen Auseinandersetzungen an die geduldig sich nasführen lassenden Leser der Laienwelt stellt, Zumutungen, die schon den bekannten Sprachforscher A. Dirr in seiner Besprechung „Chinesisches-Allzuchinesisches" von F.s Chinawerk auf Grund einer Fuhrmannschen Etymologie unwillkürlich zu dem Ausrufe: „Gehn's, drahn's net auf!" veranlaßte. Welch starker Tabak den Lesern in sämtlichen erläuternden Texten E. Fuhrmanns geboten wird, geht aus dem Folgenden zur Genüge hervor. Seine „Etymologien" überbieten jene eines Guido v. List oder eines Karl Stuhl noch um ein Vielfaches, was viel sagen will! Dabei unterläßt es F. nicht, der wissenschaftlichen Sprachforschung gegenüber neue Grundsätze aufzustellen, nach denen sie künftig vorzugehen habe. Obwohl er sich in nur wenigen Gedankenkreisen bewegt, worunter die Voraussetzung im Vordergrunde steht, daß die Verwendung des Konsonanten R in der Sprache, einer „Kultureroberung, die mit einem besonderen Hochstande der Sonnenreligion zusammenfalle, weshalb dieser Konsonant auf lange Zeit hindurch unbedingt der Sonne beigelegt worden sei", will er dennoch dem Leser weis machen, daß der Autor ohne vorgefaßte Meinung an seine „Lösung" der verschiedenen Sprachprobleme herangehe. „Nicht grammatische Formen seien maßgebend für sprachliche Untersuchungen, sondern die erst von ihm ‚herausdestillierten Kernbegriffe' der einzelnen Worte." Der Sonnenkult, nach dem die ältesten peruanischen Priester ihre Sprache umgeschaffen hätten, sei ein ausgesprochener „Ra-Kult", dessen Urheimat gleich jener der Kultur von Südamerika in Europa gelegen habe. Als Absicht seiner Arbeit bezeichnet F. den Nachweis, „daß die Wortgestaltung der Ketswa-(sic!) und Aimara-Sprache nur in Europa gelernt worden sein kann . . ." Erst F. blieb es vorbehalten, zu erkennen, „daß der Weg der Sprachuntersuchung nun einmal anders geht, als man bisher angenommen hatte. Aber auf diesem Wege, wie er ihn gezeigt habe, findet er, daß man weit gelangen kann" (S. 21). In letzterem Punkte dürfte F. sicherlich Recht behalten, wenn auch noch gar nicht abzusehen ist. wie weit und wohin man auf diese Weise gelangen kann! Ein paar Proben mögen genügen, um F.s linguistische Methode zu kennzeichnen und den Leser seines aufrichtigen Dankgefühles gegenüber dem Verfasser dafür erst bewußt werden zu lassen, daß F. nicht noch „weitere ungezählte Seiten" über die amerikanischen Sprachen geschrieben, sondern seine linguistischen und kulturhistorischen Jonglerien in dem Bande über Peru auf etwa 50 Druckseiten beschränkte. Von F. lernen wir endlich den ursprünglichen Sinn der Zahlwörter kennen: „Alle ungeraden Zahlen bezeichnen den Tagstand der Sonne, die geraden Zahlen dagegen drücken den Nachtstand aus und bedeuten, daß die Sonne zum Wasser gegangen ist" (ebenda S. 23). Der Verfasser will z. B. wissen, daß das peruanische Zahlwort für „eins" (bei Tschudi h'uk oder suk, bei F. dagegen huy-huy) = „HEUTE" ist und daß dieses „HOCH" bedeutet. Höher geht's nimmer! Auf derselben Höhe bewegen sich die Deutungen der übrigen Zahlwörter! Von des Verfassers Etymologien, recte Wort- und Sinnverdrehungen sei nur noch ein Beispiel hier angeführt, und zwar peruanisch PUSCA „Spinnrocken" und PUSCAY „Spinnen". „Das Wort Rocken bedeutet (span. RUECA) nur RA GA, d. h. Gang der Sonne, denn es ist der ewige Faden, den die Sonne um die Erde spinnt, der auf dem Rade des Rockens gesponnen wird" (S. 21). Wir hätten hier also einen neuen mythischen Zug, den die Mythenforscher unter dem Stichworte „kosmisches Spinnrad" verzeichnen müßten. Ob

die sonst geltende Entsprechung zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos auch für diese Vorstellung zutrifft? Manches in dem Texte liest sich wie eine abgeschmackte witzlose Faschingszeitung, so z. B. wenn F. in den unendlich mannigfaltigen Formen der peruanischen Keramik „die Galerie der Likörflaschen der alten Peruaner" sieht. Wenigstens brauchen sich spätere Geschlechter nicht mehr zu beklagen, daß die Sprachforschung der von E. Fuhrmann eingeleiteten „neuen Periode" allzu trocken und ungenießbar ist! Dem Folkwang-Verlage aber gebührt das Verdienst, durch die von F. herausgegebenen Bände das Ragnarök dieser deutschen „Wissenschaft" mächtig beschleunigt zu haben, wenn er noch einige diesem Buche gleichwertige Bände herausgibt. *F. Röck.*

43.

**Damm, Dr. Hans:** *Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südvölker.* I. Teil: Die Zweikampfspiele. Mit 7 Karten. (Staatliche Forschungsinstitute in Leipzig. Institut für Völkerkunde. Erste Reihe: Ethnographie und Ethnologie. V. Bd.) Leipzig (Otto Spamer) 1922. 135 S. gr. 8°.

Der Verfasser beabsichtigte ursprünglich, seine Untersuchungen auf sämtliche Naturvölker auszudehnen. Die Fülle des Stoffes zwang ihn nun, sich zunächst auf die gymnastischen Spiele zu beschränken und von diesen vorerst die Zweikampfspiele der Südseevölker zu behandeln.

Die Nachrichten über diese Spiele sind in der Literatur sehr lückenhaft und bringen oft nur die Erwähnung des Vorkommens eines Spieles ohne nähere Angaben, so daß manchmal nicht einmal die genauere Art des Spieles ersichtlich ist. Das wirkt natürlich auch auf die Ergebnisse der Untersuchung, die vielfach die Klärung erst von künftigen Beobachtungen erwarten müssen.

Verfasser teilt den Stoff (nach Groos) in folgender Weise ein:

*A*) Spielendes Experimentieren.

*B*) Spielende Betätigung der Triebe 2. Ordnung: 1. Kampfspiele, 2. Liebesspiele, 3. Nachahmungsspiele, 4. Soziale Spiele.

Die Kampfspiele zerfallen in Zweikampfspiele und Wettkämpfe, beide wieder in solche mit körperlichen und mit außerkörperlichen Mitteln.

Der Verfasser behandelt nun der Reihe nach die einzelnen Zweikampfspiele, und zwar den Ringkampf, den Zieh- und Schiebkampf (Stock- und Tauziehen), dann die Zweikämpfe mit Nahwaffen, als: Stock, Keule, Säbel; mit Fernwaffen, als: primitiven Wurfgeschossen, Speer, Bogen und Pfeil und mit mehreren Waffen. Ringkampf ist in 3 Typen vertreten, dem indonesischen und polynesischen, die offenbar mit dem Vorkommen in Südostasien zusammenhängen, und einem südostaustralischen. In Melanesien kommt der Ringkampf bloß vereinzelt (vielleicht als fremdes Kulturgut) vor. In Polynesien ist er sportlich am höchsten entwickelt. Das Tauziehen kommt bei den Alfuren Ostindonesiens und dann lückenlos in Melanesien und Mikronesien vor, also im Bereiche des Alfurenwanderzuges, von wo es an einzelnen Stellen durch Verschlagung oder Handelsbeziehungen ausgestrahlt ist. Der Boxkampf gehört als Faustkampf dem polynesischen Kulturkreis an, als Beinstoßen dem indonesischen, und zwar der malaiischen Schicht. Kampfaufforderung ist sowohl beim Ringkampf als beim Faustkampf auf Zentralpolynesien beschränkt. Faustschutz kennt man nur in Westpolynesien. Beim Zweikampf mit Nahwaffen scheidet Damm das Duell aus. Der Stockzweikampf ist in Indonesien fast allgemein verbreitet, die Träger des Sports sind besonders die Malaien; er kommt auch in Mikronesien und vereinzelt in Bougainville vor. Der Keulenzweikampf ist auf Zentralpolynesien und Südostaustralien beschränkt[1]), jedoch scheint zwischen beiden kein grundlegender Unterschied zu bestehen. Der Säbelzweikampf hat sich in Indonesien erst infolge arabischer und indischer Kultureinflüsse eingebürgert. Am sportmäßigsten ist die Ausbildung wieder in Polynesien. Der Zweikampf mit primitiven Wurfgeschossen ist hauptsächlich auf das östliche Indonesien und Melanesien beschränkt, also auf das Gebiet des Alfurenwanderzuges. Sonst tritt er nur sporadisch auf. Er scheint wie das Tauziehen der melanesischen Bogenkultur zuzuweisen zu sein. Er tritt als offenes Kriegsspiel, und zwar stets als Massenkampf auf. (Die Melanesier sind dem offenen Einzelzweikampf abhold, daher fehlt bei ihnen Ringen, Boxen, Keulenfechten.) Der Speerzweikampf kommt in Ozeanien und Australien allerorts vor, in Australien und Melanesien stets als Massenkampf. Wechselnd sind die Methoden dieses Kampfspieles: das Ausweichen scheint der ältesten Kulturschicht anzugehören, das Parieren dem indonesisch-polynesischen Kulturkreis, das Auffangen mit der Hand der mikronesischen Kultur. Der Zweikampf mit Bogen und Pfeil kommt naturgemäß hauptsächlich im Hauptverbreitungsgebiet dieser Waffe vor, also in Neuguinea, in Ostindonesien anscheinend nur auf den Kei-Inseln. In Zentralborneo tritt an Stelle des Bogens das Blasrohr (Lehmkugeln).

[1]) Vgl. Pöch in Mitt. der Anthrop. Gesellsch. in Wien 1915, S. 18, mit Abb.

In einem weiteren Abschnitt untersucht nun der Verfasser den Zusammenhang zwischen den Spielen und verschiedenen Festen, bei denen sie hauptsächlich ausgeführt werden. Daß ein solcher Zusammenhang in vielen Fällen besteht, läßt sich nach den Darlegungen des Verfassers nicht bezweifeln. Die reinen Sportspiele scheiden hier natürlich aus. Die Festspiele, soweit sie nicht Schauspiele rein profaner Natur sind, tragen aber einen rein zeremoniellen Charakter und gehören zu den Festriten selbst. Die Festspiele, die Verfasser nach den geographischen Gebieten der Südsee und nach den einzelnen Festen untersucht, stellen sich meist als Analogie- oder Abwehrzauber oder als andere magische Manipulationen dar, teils sollen sie vielleicht auch nur die Geister erfreuen und dadurch für den gewünschten Zweck günstig stimmen, oder aber sind sie (Tauziehen) auch als Orakel zu deuten, sie können zum Teil auch aus Menschengefechten (Ersatz für Menschenopfer) hervorgegangen oder endlich im Mythos ihren Ursprung haben. In weiterer Entwicklung sind oft solche Kulthandlungen zu Kinderspielen geworden. Bei Hochzeitsbräuchen mögen sich die Kampfspiele auch aus ernstlichen kriegerischen Handlungen zu einem Zeremoniell abgeschwächt haben. Die Entwicklung der Sportspiele ist an günstige Daseinsbedingungen geknüpft, daher fehlen sie bei den niedersten Völkern, Sammlern und Jägern, fast ganz.

Was die Ergebnisse der Untersuchung betrifft, so liegt der Hauptwert der Arbeit wohl in der Darlegung der Verbreitungsverhältnisse und Zugehörigkeit der einzelnen Spiele zu bestimmten Kulturkreisen und -schichten. Die Ergebnisse des zweiten Teiles sind mehr allgemein theoretischer Natur und es ist in den wenigsten Fällen möglich, auf Grund der heutigen Kenntnisse von den Spielen der Südseevölker für die einzelnen Fakten eine sichere Erklärung zu geben.

Das 578 Nummern starke Literaturverzeichnis gibt Zeugnis von der gründlichen Benützung der Quellen, wenn wir auch meinen, daß in der holländischen Zeitschriftenliteratur, die nur vereinzelt benutzt ist, noch manche einschlägige Daten zu finden wären. Die 7 Kärtchen sind nicht besonders übersichtlich ausgefallen.[1]) *L. Bouchal.*

Bemerken möchte Ref. nur, daß Verf. das Vorkommen des Fischdrachens auf Palau und Yap (S. 31 u. 37) verneint und auf der Karte es bezüglich Palau und Truk mit einem Fragezeichen versieht; Krämer dagegen hebt in „Mitt. aus deutschen Schutzgebieten", XXI, S. 175, ausdrücklich das Vorkommen des Fischens mit Drachen als gemeinsamen Zug von Palau, Yap und Truk hervor.
*L. Bouchal.*

44.

**Menghin, Oswald:** *Urgeschichte Niederösterreichs.* (Heft Nr. 7 der Heimatkunde von Niederösterreich, herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich.) Wien, Leipzig, Prag. (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Ges. m. b. H.) 33 S. mit XII Tafeln, 8°.

Verfasser gibt eine gedrängte Übersicht der urgeschichtlichen Funde Niederösterreichs und versucht sie gleichzeitig in den größeren Rahmen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft einzuordnen. Ist ihm das bezüglich der jüngeren Perioden im allgemeinen gelungen, so vermißt man bei der Behandlung der paläolithischen Kulturen ein Eingehen auf die geologischen Probleme, ohne deren Berücksichtigung es kein wirkliches Verstehen des diluvialen Abschnittes der Menschheitsgeschichte gibt und die auch den Leserkreis, für welchen diese Hefte in erster Linie bestimmt sind, sehr interessiert hätten.

Auf verschiedene kleinere Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, die bei einer eventuellen Neuauflage leicht auszumerzen wären, soll hier nicht eingegangen werden.

Daß die Vorgeschichte des Landes mit der römischen Zeit abschließt, wie der Verfasser sagt, ist zwar die landläufige Ansicht, trifft aber tatsächlich nicht zu, denn nicht nur die ganze Völkerwanderungszeit, sondern auch noch eine lange Strecke des Mittelalters liegt weiter in prähistorischem Dunkel, in das nur hie und da wie durch eine Wolkenlücke ein schwacher Sonnenstrahl der Geschichte fällt.

Daher wäre auch ein Wort über die Hausberge und Erdställe erwünscht gewesen, über die keine geschichtliche Überlieferung aussagt und die gerade in Niederösterreich eine hervorragende Rolle spielen.

12 Tafeln mit charakteristischen Funden der einzelnen Kulturabschnitte begleiten den Text, den ein Literaturverzeichnis beschließt. *Bayer.*

[1]) Zu S. 32, Spalte 2, Zeile 10 von unten: Kampilan ist ein Schwert, es muß daher in der nächsten Zeile statt Schwert wohl „Schild" heißen. Zu S. 81: *ramadan* ist mal. *puāsa,* nicht *puasu.*

# SITZUNGSBERICHTE

DER

# ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

# IN WIEN.

REDIGIERT VON

LEO BOUCHAL.

**JAHRGANG 1921—1922.**

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT
1922.

## Außerordentliche Versammlung am 16. September 1921.

Herr Professor Dr. Oskar Montelius (Stockholm) hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

**„Die älteste Kultur Griechenlands".**

## Monatsversammlung am 11. Oktober 1921.

Herr Professor Dr. Richard Thurnwald (Halle a. d. S.) hält einen Vortrag:

**„Zur Psychologie des primitivem Menschen".**

An der Diskussion beteiligen sich Hofrat Dr. Lippert und Fr. Dr. Marianne Schmidl

## Außerordentliche Versammlung am 14. Oktober 1921.

Herr Dr. med. et phil. Hans Prinzhorn (Heidelberg) hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

**Bildnerei bei Geisteskranken und primitive Kunst.**

Aus der „Bildersammlung der Psychiatrischen Klinik Heidelberg", die Vortragender in den letzten Jahren aus den Irrenanstalten Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Italiens zusammengebracht hat, wurde eine Auswahl typischer Stücke im Lichtbilde gezeigt und analysiert. Es handelt sich bei dieser Sammlung fast ausschließlich um spontan entstandene Bildwerke ungeübter Kranker, und zwar echter dauernd Geisteskranker (Dementia praecox), von denen das Material mehrere tausend Nummern enthält. Dabei sieht man nun die einfachsten, von Tradition und Schulung fast unabhängigen und durchweg unbewußten Gestaltungstendenzen am Werk. Oft fallen sie ganz auseinander: die ornamentale Tendenz überwiegt etwa, wo deutlich eine abbildende Darstellung gemeint ist. Vor allem aber finden sich nicht selten Gestaltungsmerkmale, die aufs engste mit der Bildnerei primitiver Völker übereinstimmen. Es wurden vier Gruppen solcher Parallelerscheinungen mit reichlichen Vergleichsstücken belegt, die allerdings jedermann in Erstaunen setzten. Zur Erklärung dieses Phänomens wurde die Auffassung diskutiert, daß die Fähigkeit zu bildnerischer Ausdrucksweise wohl ebenso in jedem Menschentalent liege wie die Fähigkeit zum lautlichen Ausdruck. Nur mögen die Begabungsschwankungen größer sein. Die formalen Entsprechungen von holzgeschnitzten Irrenfiguren mit Neger- und Südseeplastik führen dann zu der Annahme: wo immer ungeübte Menschen ein einfaches Motiv wie die menschliche Figur zu gestalten trachten, stellt sich zwangsläufig ein Umkreis von Formelementen ein, der überall und immer im wesentlichen gleich ist, wenn auch einzelne Komponenten bevorzugt werden mögen. Abgesehen von allen inhaltlichen, magisch-dämonischen Bestandteilen solcher Bildwerke (auch in dieser Hinsicht wurde auf Verwandtschaften kurz hingewiesen) geben diese formalen Analogien eine starke Stütze ab für die Menschheitsgedanken Bastians und gegen die Auffassung, daß gleiche Formgedanken an verschiedenen Orten für eine direkte Beeinflussung sprechen müßten.

**Diskussion.**

(1) Hofrat Dr. M. Haberlandt.

(2) Prof. Dr. Robert Stigler: Es handelt sich bei der vom Herrn Vortragenden besprochenen Kunst der Narren, der Primitiven und der Kinder nach meiner Anschauung um eine weitgehende Ausschaltung des hemmenden Einflusses von in der Großhirnrinde allein ablaufenden Bewußtseinsvorgängen auf zur schöpferischen Tätigkeit erforderliche Unterbewußtseinsvorgänge, welche sich aller Wahrscheinlichkeit nach sowohl in der Großhirnrinde als auch in den subkortikalen Zentren abspielen. Den hemmenden Einfluß der Großhirnrinde auf den Ablauf unbewußter Prozesse im Zentralnervensystem, der Reflexe und Instinktbewegungen kennen wir längst aus dem Tierexperiment. Befangenheit, psychi-

sche Impotenz und viele andere analoge Erscheinungen geben Beispiele der Hemmungen von Unterbewußtseinsvorgängen durch rein intellektuelle Großhirnprozesse.

Beim Kind ist der Einfluß der Bewußtseinsvorgänge auf den Ablauf der Unterbewußtseinsvorgänge gering. Ähnliches trifft auch für die primitiven Völker zu, jedoch besteht hier der wesentliche Unterschied, daß deren Künstler Erwachsene sind, bei denen doch auch Erfahrung und Leidenschaften einen Unterschied gegenüber der kindlichen Kunst bedingen (z. B. Sexualmotive). Bei den irrsinnigen Künstlern des Autors mag in den meisten Fällen die Psyche weit differenzierter gewesen sein, als bei den Kindern und Primitiven. Diese Unterschiede scheinen mir auch in den gezeigten Bildern deutlich zum Ausdruck zu kommen. Ich möchte aber noch auf den Zusammenhang der drei besprochenen Kunstrichtungen der Kinder, Primitiven und Narren mit der modernen Kunst des Expressionismus, Futurismus, Kubismus hinweisen. Wenn z. B. in der Schule des Professors Czizsek in Wien dem Schüler die Aufgabe gestellt wird, irgendeine Stimmung, z. B. die Trauer oder die Freude oder gar seine eigene Seele in einem Gemälde zum Ausdruck zu bringen, so setzt dies eine weitgehende Ausschaltung der hemmenden kritischen Denkvorgänge zwecks Befreiung der unterbewußten Regungen des Gemütes voraus, welche durch besondere Suggestivmittel des Lehrers angestrebt wird. Es besteht zweifellos ein Erfolg dieser Schule in der Schöpfung neuartiger Kombinationen von Formen und Farben und es handelt sich daher hier wirklich um eine schöpferische Kunst. Der Erfolg dieser Schule hängt aber von der Suggestibilität der Schüler ab, nämlich von dem Grade der suggestiven Ausschaltung des hemmenden Intellektes während des Malens. Aus der größeren Suggestibilität der Frauen dürfte sich wohl auch der große Prozentsatz der in dieser modernen Kunst erfolgreichen Frauen und Mädchen erklären, während ja das weibliche Geschlecht in Kunst und Wissenschaft sonst nur in geringem Ausmaße selbständig produktiv ist.

(3) Dozent Dr. A. Haberlandt: Aus den Bemerkungen R. Stiglers, Dr. Jolles', R. Thurnwalds, scheint doch hervorzugehen, daß wir in der künstlerischen Konzeption einen besonderen Zustand der Spannung, vielleicht unter Verdrängung spezifisch intellektueller Funktionen vor uns haben, wie er ähnlich durch Hemmungserscheinungen usw. am Geisteskranken auftritt. Es ist ja „Geisteskrankheit" nicht gleichbedeutend mit vollständiger Zerstörung normaler Denkfähigkeit und die betreffenden Einwände gehen wohl von irrigen Voraussetzungen vom psychopathischen Zustand aus. Gegenüber der Beschreibung phantastisch künstlerischer Leistungen der primitiven Menschheit als etwas historisch Gewordenem muß festgehalten werden, daß diese Dinge (namentlich Doppelköpfige, Kopffüßler, erotische Dinge usw.) denn doch irgendwo und irgendwann einmal von einem Künstler individuell gestaltet worden sein müssen; wenn er das sozusagen wider Vernunft und Erfahrung über sich gebracht hat, müssen die schlagenden Parallelen, die der Vortragende vorgeführt hat, für dieses, „das Konzeptionsstadium" der Ideen wohl gelten gelassen werden.

(4) Prof. Dr. Löwy möchte in den vorgeführten Beispielen zweierlei unterscheiden. Zunächst die Wiedergabe der Form als solche; in dieser findet er nichts, was nicht einer primitiven Kunst überhaupt zukomme, das Bestimmende sei also hier nicht Krankheit, sondern Ungeschultheit des Verfertigers. Was den geistigen Inhalt betrifft, so scheint ihm in der Kunst der Primitiven gerade das vom Vortragenden vorangestellte autistische Moment in der Regel zu fehlen; der primitive Künstler leiht nicht einer von ihm selbst geschaffenen Gedanken- und Gestaltenwelt Ausdruck, sondern einer ihm schon von außen gegebenen, überkommenen, diene seine Kunst nun einer religiösen, magischen oder wie immer gearteten Idee. Daß allerdings zwischen dieser Idee und den Vorstellungen der Geisteskranken aufschlußverheißende Verbindungen bestehen können, sei damit nicht bestritten.

(5) Prof. Dr. Thurnwald.

(6) Fr. Dr. Jolles.

(7) Prof. Dr. Hüsing.

(8) Dr. V. Christian: Ich kann der Meinung Prof. Thurnwalds, daß die vom Vortragenden aufgezeigten Ähnlichkeiten vermutlich in das Gebiet der Konvergenzerscheinungen gehören, nur vollinhaltlich beistimmen. Die Ursachen für das Konvergieren werden verschiedene sein; eine möchte ich in der Tatsache erblicken, daß in beiden Fällen, in der Kunst des Geisteskranken wie in der des Primitiven, eine technisch ungeschulte Hand mit einfachem Werkzeug in oft auch noch gleichartigem Material arbeitet. Um nur ein Beispiel dafür zu geben, so erklärt sich die Art, wie auf einer der gezeigten Plastiken ein Geisteskranker die Füße des gekreuzigten Christus zur Darstellung brachte, ohne

weiters aus dem technischen Unvermögen des Künstlers. Die gleiche Ursache führt auch bei Negerplastiken zu einer ganz ähnlichen Darstellungsweise, wie ein Elfenbeinkruzifix von Ambrizete (Angola) in der ethnographischen Sammlung des naturhistorischen Museums zeigt. Die vom Vortragenden aufgezeigten Ähnlichkeiten zwischen der Kunstübung Geisteskranker und primitiver Völker werden daher wohl nicht in inneren, psychischen, sondern in äußeren, materiellen Ähnlichkeiten ihre Begründung haben.

(9) Frau Dr. H. Pöch: Wenn Vergleiche zwischen der Kunstübung geisteskranker und primitiver Kunst angestrebt werden, müßte das ganze ethnologische Material herangezogen werden, nicht nur, wie es im Vortrage geschah, die Kunstäußerung bestimmter höher stehender Völker, die eine Spezialentwicklung darstellt. Es würde sich dabei herausstellen, daß das vorgelegte Material nicht berechtigt, etwa Beziehungen zwischen der Kunst der Geisteskranken und der naturalistischen Kunst primitiver Völker (Buschmann- und paläolithische Höhlenmalereien) zu behaupten. In der Kunst der Geisteskranken scheint die Darstellung von Naturobjekten immer nur die Grundlage für das Ausleben und Betätigen der eigenen Phantasie abzugeben, wogegen der Primitive die geschauten Naturobjekte möglichst naturwahr, ohne phantastische Ausgestaltung, wiedergibt.

## Monatsversammlung am 9. November 1921.

1. Der Vorsitzende Prof. Dr. R. Much widmet dem am 3. November in Stockholm verstorbenen Ehrenmitglied Prof. Dr. Oskar Montelius einen warmen Nachruf, in dem er besonders der Persönlichkeit des verstorbenen Gelehrten gedenkt.

2. Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt widmet dem verstorbenen früheren Ausschußrat Bauernhausforscher Oberingenieur Anton Dachler einen warmen Nachruf.

3. Herr Dr. Wolfgang Schultz hält einen Vortrag über

**Izanagi und Izanami als Beleg ostwestasiatischer Beziehungen.**

An der Diskussion nehmen Dr. A. und Hofrat Dr. M. Haberlandt teil.

## Außerordentliche Hauptversammlung am 14. Dezember 1921.

1. Über Antrag des Ausschusses beschließt die Versammlung eine Änderung der Satzungen, wonach diese nunmehr folgenden Wortlaut haben:

Satzungen

für die Anthropologische Gesellschaft in Wien.

§ 1. Die Anthropologische Gesellschaft in Wien beschäftigt sich mit Anthropologie, Völkerkunde und Urgeschichte.

Zweck der Gesellschaft ist also die Förderung aller Studien über den Menschen in körperlicher und geistiger Beziehung, besonders insofern sie seine Verhältnisse in einzelnen Volks- und Kulturgruppen und deren Geschichte zum Gegenstande haben.

§ 2. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind:

*a)* regelmäßige Versammlungen;
*b)* Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen;
*c)* Herausgabe von Druckschriften;
*d)* Anlage von Sammlungen;
*e)* Unterstützung von zweckdienlichen Arbeiten.

§ 3. Die Gesellschaft schöpft die Mittel zur Bestreitung ihrer Auslagen und zur Durchführung ihrer Aufgaben:

*a)* aus den Beiträgen ihrer Stifter, unterstützenden und wirklichen Mitglieder;
*b)* aus Zuwendungen von Behörden;
*c)* aus Schenkungen von Gönnern und Freunden.

§ 4. Die Gesellschaft besteht aus:

*a)* Stiftern,
*b)* unterstützenden Mitgliedern,
*c)* wirklichen Mitgliedern,
*d)* Ehrenmitgliedern,
*e)* korrespondierenden Mitgliedern.

§ 5. Die Aufnahme der Stifter, der unterstützenden und wirklichen Mitglieder geschieht durch den Ausschuß auf Vorschlag zweier Mitglieder der Gesellschaft.

Als Stifter werden Personen aufgenommen, welche der Gesellschaft einen (einmaligen) Betrag von mindestens dem 100fachen des jeweiligen Jahresbeitrages eines wirklichen Mitgliedes widmen.

Als unterstützendes Mitglied kann jedermann aufgenommen werden, der sich verpflichtet, den doppelten Jahresbeitrag eines wirklichen Mitgliedes zu leisten.

Als wirkliches Mitglied kann jedermann aufgenommen werden, der sich verpflichtet,

den jährlich von einer Hauptversammlung festzusetzenden Jahresbeitrag zu leisten.

Unterstützende und wirkliche Mitglieder können mit Zustimmung des Ausschusses die lebenslängliche Mitgliedschaft durch einmalige Zahlung des 20fachen des für sie festgesetzten Jahresbeitrages erwerben.

§ 6. Zu Ehrenmitgliedern können Personen gewählt werden, denen die Gesellschaft für ausgezeichnete Verdienste um die Wissenschaft ihre besondere Anerkennung darzubringen wünscht.

§ 7. Zu korrespondierenden Mitgliedern ernennt die Gesellschaft Personen, denen sie für ihre wissenschaftlichen Leistungen eine besondere Anerkennung aussprechen will.

§ 8. Die Wahl von korrespondierenden und Ehrenmitgliedern steht jeder beschlußfähigen Hauptversammlung zu, wenn ein Vorschlag des Ausschusses vorliegt.

§ 9. Der Jahresbeitrag ist alljährlich im Laufe des Monates Januar an den Schatzmeister zu entrichten.

Unterbleibt die rechtzeitige Zahlung, so wird die Zusendung der Veröffentlichungen eingestellt.

Mitglieder, die mit zwei Jahresbeiträgen im Rückstande sind und einer besonderen Zahlungsaufforderung der Geschäftsleitung nicht Folge leisten, sind als ausgetreten zu betrachten.

§ 10. Jedes zahlende Mitglied hat in den Versammlungen der Gesellschaft eine Stimme.

§ 11. Jedem Stifter und Mitgliede steht die Benützung der Bibliothek und der Sammlungen der Gesellschaft im Rahmen der bestehenden Vorschriften zu. Jedes wirkliche Mitglied hat Anspruch auf kostenfreien Bezug der Zeitschrift der Gesellschaft, jeder Stifter und jedes unterstützende Mitglied aber auf kostenfreien Bezug sämtlicher von der Gesellschaft nach seinem Eintritte herausgegebenen Druckschriften, soweit nicht besondere Einschränkungen von der Hauptversammlung festgesetzt werden.

§ 12. Die Angelegenheiten der Gesellschaft werden erledigt:

*a)* durch die regelmäßigen Versammlungen und die Hauptversammlungen der Gesellschaft;
*b)* durch die Geschäftsleitung und durch den Ausschuß.

§ 13. Den regelmäßigen Versammlungen sind vorbehalten:

*a)* die Beschlußfassung über gestellte Anträge nach vorausgegangener Beratung im Ausschusse;
*b)* die Entscheiduug über die Art der Verbindung und des Zusammenwirkens mit anderen Vereinen für gemeinsame Zwecke.

§ 14. Den Hauptversammlungen (ordentliche und außerordentliche) bleiben vorbehalten:

*a)* die Wahl der Geschäftsleitung und der Ausschußräte;
*b)* die Ernennung der korrespondierenden und Ehrenmitglieder;
*c)* die Prüfung des Rechnungsberichtes durch jährlich von der Hauptversammlung zu wählende Rechnungsprüfer;
*d)* die Entgegennahme des Jahresberichtes über die Tätigkeit der Gesellschaft;
*e)* Beschlüsse über Änderung der Satzungen;
*f)* Beschlußfassung über etwaige Auflösung der Gesellschaft.

§ 15. Die Geschäftsleitung der Gesellschaft besteht aus:

*a)* einem Präsidenten und drei Vizepräsidenten;
*b)* zwei Sekretären;
*c)* einem Schriftleiter;
*d)* einem Schatzmeister;
*e)* einem Rechnungsführer.

§ 16. Der Ausschuß besteht aus der Geschäftsleitung und mindestens zwölf aus der Mitte der zahlenden Mitglieder gewählten Ausschußräten.

§ 17. Die Geschäftsleitung und die Ausschußräte werden auf die Dauer von drei Jahren gewählt. jedes Jahr tritt behufs einer Neuwahl ein Dritteil des jeweiligen Bestandes des Ausschusses aus. Die Austretenden sind wieder wählbar.

§ 18. Dem Ausschusse obliegt die Erledigung aller Verwaltungsgeschäfte. Überdies fällt ihm die Vorberatung der von den Mitgliedern der Gesellschaft gestellten Anträge und ihre Vorlage in den Versammlungen zu.

§ 19. Für die Erledigung besonderer Aufgaben und Fragen können Unterausschüsse eingesetzt werden, in denen der Ausschuß durch wenigstens zwei Mitglieder vertreten sein muß.

§ 20. Bei allen Beschlüssen entscheidet einfache Stimmenmehrheit. Zur gültigen Beschlußfassung im Ausschusse ist die Anwesenheit von sieben Ausschußmitgliedern, darunter mindestens vier Ausschußräten, erforderlich.

§ 21. Der Präsident leitet die Versammlungen und Ausschußsitzungen.

§ 22. Die Vizepräsidenten unterstützen und vertreten den Präsidenten in der Geschäftsleitung nach Bedarf.

§ 23. Die Sekretäre besorgen im Einvernehmen mit dem Präsidenten die Geschäfte der Gesellschaft; ihre Obliegenheiten setzt der Ausschuß fest.

§ 24. Nach außen und den Behörden gegenüber wird die Gesellschaft durch den Präsidenten in Gemeinschaft mit einem der Sekretäre vertreten. Von ihnen werden sämtliche Bekanntmachungen der Gesellschaft gefertigt.

§ 25. Die Bekanntmachungen der Gesellschaft erfolgen schriftlich.

§ 26. Die Versammlungen sind für die Erledigung der gewöhnlichen Geschäfte und Anträge beschlußfähig, wenn außer 3 Ausschußmitgliedern noch wenigstens 10 stimmberechtigte Mitglieder der Gesellschaft anwesend sind.

Zur Beschlußfassung über die Auflösung der Gesellschaft ist die Stimmenabgabe von mindestens der Hälfte der wirklichen Mitglieder und Zweidrittelmehrheit erforderlich.

§ 27. Über Streitigkeiten, die sich zwischen Mitgliedern über Angelegenheiten der Gesellschaft ergeben, entscheidet auf Antrag des Ausschusses eine Hauptversammlung.

§ 28. Über das bei einer etwaigen Auflösung vorhandene Vermögen einschließlich der Sammlungen verfügt die letzte Hauptversammlung bzw. im Verhinderungsfalle der letzte Präsident.

* * *

2. Die Versammlung setzt den Mitgliedsbeitrag für 1922 mit 200 Kronen fest.

3. Über Vorschlag des Ausschusses wird der Dozent und Konservator der archäologischen Abteilung des Historischen Museums in Bern, Dr. V. Tschudi, zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

4. Hofrat Prof. Dr. Oberhummer berichtet über die diesjährige Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hildesheim.

5. Anschließend an die Hauptversammlung fand eine gemeinsam mit der Wiener Prähistorischen Gesellschaft veranstaltete

**Montelius-Gedenkfeier**

statt, der der schwedische Gesandte Everlöf, Vertreter der Akademie der Wissenschaften und andere Gäste beiwohnten.

Die Gedenkrede hielt Prof. Oswald Menghin.

Ein Nachruf auf den verstorbenen Altmeister der Prähistorie ist in den „Mitteilungen" abgedruckt.

## Monatsversammlung am 18. Januar 1922.

Prof. Dr. Rudolf Much hält einen Vortrag über

**Balder.**

In der Diskussion spricht Dr. A. Haberlandt.

## Monatsversammlung am 8. Februar 1922.

1. Der Vorsitzende hält Nachrufe auf E. Cartailhac, V. Giuffrida-Ruggeri und Hans (Grafen) Wilczek.

2. Herr Dr. V. Lebzelter hält einen Vortrag:

**Zur Anthropologie der Südslawen.**

Der Vortrag wird in den „Mitteilungen" erscheinen.

**Diskussion.**

(1) Dr. J. Weninger.

(2) Dozent Dr. A. Haberlandt: Was die Frage der Realität der von Dr. Lebzelter vorgeführten Typenkombinationen betrifft, so bin ich dem „kleinen schwarzen brachyzephalen Typus mit schmalem Unterkiefer" nur selten (2—3 mal) begegnet, hatte aber den Eindruck einer ganz besonderen „spezifischen" oder, um das Wort Pöchs beizubehalten, „harmonischen" Bildung. Das gleiche kann von den hochgewachsenen dunklen Brachyzephalen gesagt werden, die ich in Kruja als besonders häufig anmerkte. Einen sehr hochgewachsenen, vielfach „hellbraunen" Typus hatten vor allem die Männer, die in Cetinje zum Markte kamen, doch schien mir dieser Typus auf das montenegrinische Hochland einschließlich der östlichen Waldgebiete beschränkt. Durchwegs hatte ich den Eindruck harmonischer Gestaltung.

(3) Dr. Franz Hoefft: Der Vortrag hat eine ganze Reihe sehr interessanter Gesichtspunkte dargeboten, aus denen ich nur in der gebotenen Kürze und nur auf dem mir näher stehenden Gebiete einiges herausheben möchte, während ich mir auf anderen Gebieten in geziemender Bescheidenheit ein Urteil versage. Zuvor eine Anregung, mit der ich meine Ausführungen in der Diskussion am 19. Januar 1921 neuerlich unterstreichen möchte[1]).

[1]) Vgl. auch den Aufsatz „Kulturtechnik" des Verf. in der Linzer Mittagspost vom 13. März 1922, in dem die Angliederung eines biochemischen Versuchslaboratoriums an das Volksgesundheitsamt zur Förderung der Rassenhygiene gefordert wird.

Die Zoologie verlegt sich in letzter Zeit besonders auf Erforschung der feinen Milieuabhängigkeiten der Tierwelt in kleineren Gebieten z. B. talstrichweise. Die Anthropologie könnte dies mit Vorteil nachahmen. Gilt die Anthropologie heute in weiteren Kreisen für eine Wissenschaft, die wenig oder keine praktische Bedeutung und daher in Zeiten der Not ebensowenig Anspruch auf Förderung hat, würde für jedermann klar werden, daß sie für unser aller Zukunft die größte Bedeutung von allen Wissenschaften hat, wenn sie für Erhaltung einer vollwertigen Rasse sorgt. Es ist hiezu erforderlich, daß die Milieuforschungen nicht auf die Naturvölker allein beschränkt bleiben, wo sie natürlich am einfachsten sind, sondern auch den Wirkungen unserer technischen und anderen Kulturfortschritte nachgehen, so daß der Kulturprozeß bewußt, nicht unbewußt wie bisher, fortschreitet, so daß es nicht geschehen kann, daß er durch (vielleicht leicht zu beseitigende) Nebenwirkungen rassezerstörend wirkt, weil die angewandte Anthropologie als Kulturtechnik uns die Mittel zur Vermeidung der Schäden an die Hand gibt. Wir stehen jetzt z. B. vor dem Beginne einer ganz neuen Kulturepoche durch die Kraftsymbiose der Elektrizitätszentralen ganzer Länder in gemeinsamen Hochspannungsnetzen, die selbst dem fernsten Bauernhause Licht und Kraft in Bälde zuführen werden, wobei diese Symbiose ebenso hoch über der alten Kleinversorgung steht, als der Zellenstaat Mensch über der einzelnen bakterischen Zelle. Gerade auf die Bauernschaft, die bis jetzt von der Kultur weniger direkt berührt wurde, muß dies physisch und psychisch anthropologisch von der größten Wirkung sein. Hat dies auch schädliche Nebenwirkungen und wie wäre diesen vorzubeugen? Ein besonders geeignetes Objekt dürften hier gerade die in dem Vortrage besprochenen Völker bieten, weil sie vielfach gerade erst aus dem Naturin den Kulturzustand übertreten. Ein anderes Beispiel wäre die Haut-, Haar- und Augenfarbe, der der Vortragende mit Recht besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Allerdings darf man sich nicht von Anfang auf den einseitigen Standpunkt Johannsens stellen, dessen Hypothesen oder Dogmen viel Starrheit und Willkür anhaftet. Der Standpunkt, daß eine Reihe Farben als feste Erbeinheiten in Urzeiten durch ein Wunder entstanden und sich dauernd ohne jede Beeinflussung, man möchte fast sagen, wieder durch ein Wunder erhalten, läßt sich nach den neuen Ergebnissen der Chemie (Fürth, Przibram, Bloch) und besonders ihrer jüngeren Schwester, der physikalischen Chemie (Hoefft) nicht mehr aufrecht erhalten. Über Ansichten wie vorgenannte oder wie, daß die Farbstoffe von Epidermis und Korium ganz verschiedener Herkunft sind und nichts mit einander zu tun haben, muß man wohl jetzt zur Tagesordnung übergehen, wenn man nicht in unwissenschaftlicher Weise die Ergebnisse der Chemie ganz außer acht lassen will.

Die Verwandtschaft aller Melanine wird ständig durch neue Tatsachen gesichert und sind diese jedenfalls stetige Kondensationsstufen von Ketten zyklischer Kerne, und da die Seitenketten jedenfalls abgespalten werden, hat ihre Zusammensetzung für das Endprodukt keine Bedeutung. Die Bildung erfolgt durch oxydative Fermente, die eben in erster Linie die Seitenketten wegoxydieren. In dem Maße in dem sich Melanine bilden, erfolgt aber auch ihre Zerstörung, sodaß der jeweilige Farbenzustand als das Gleichgewicht zweier konkurrierender Prozesse anzusehen ist. Die Zerstörung erfolgt durch Fermente, die nach den Versuchen von Hoefft wahrscheinlich dem Wasserstoffsuperoxyd in der Wirkung nahestehen, bis zu einfachen Karbonsäuren. Die verschiedenen Farbentöne entstehen bloß durch Dispersitätsvariation, zum Teil infolge des Grades saurer oder alkalischer Reaktion des Mediums. Letztere hat auch die größte Bedeutung für die Wirkung der auf- wie abbauenden Fermente. Die Beziehungen zwischen Färbung und Dispersitätsgrad im allgemeinen sind durch die Arbeiten von Wo. Ostwald, Ehrenhaft usw. vollständig klargestellt. Es wird daher vielleicht auf diesem Wege möglich werden, das Grundproblem unserer Anthropologie, das Entstehen der hellen Rassen zu lösen. Ich stelle mir vor, daß durch Kälte, Mangel an Licht und durch Nebel, Höhlenwohnungen (Przibram) und Fellkleider, die ja auch eine Art finsterer Höhle bilden, die Depigmentierung in Jahrzehntausenden vermutlich durch die Eiszeiten erfolgt ist, sei es, daß der Melaninbildungsprozeß verzögert oder die Zerstörung des Melanins beschleunigt wurde, worüber vielleicht physiologische (Tier)experimente Auskunft geben könnten. Wüßten wir erst über die Entstehung der hellen Rassen, dieser höchststehenden Teile der Menschheit, Bescheid, wären wir wohl auch in der Lage, durch Kulturtechnik dafür zu sorgen, daß sie weitere Jahrzehntausende blühen.

# Ordentliche Hauptversammlung am 8. März 1922.

1. Der Vorsitzende Prof. Dr. Rudolf Much erstattet den

## Jahresbericht für das Jahr 1921.

Die heutige Hauptversammlung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gibt mir die Gelegenheit, in aller Kürze einen Überblick über unser Vereinsleben im Jahre 1921 zu geben und Rechenschaft abzulegen namens der Leitung der Gesellschaft, an deren Spitze ich in der außerordentlichen Hauptversammlung vom 13. April 1921 berufen worden bin, in der auch die Wahl der neuen Ausschußräte Prof. P. W. Schmidt, Prof. Stigler und Frau Dr. Pöch erfolgte.

Wir haben in diesem Vereinsjahr 1921 durch den Tod besonders schmerzliche Verluste erlitten, von denen uns keiner so schwer getroffen hat, wie der des Bannerträgers der Anthropologie auf heimatlichem Boden, Prof. Pöchs. Außer ihm sind gestorben von wirklichen Mitgliedern Prof. Holl, Urbantschitsch und Hofrat Stache, von korrespondierenden Mitgliedern Prof. Giuffrida-Ruggeri, von Ehrenmitgliedern Geheimrat Waldeyer, Prof. O. Montelius, Graf Hans Wilczek und E. Cartailhac, Männer, deren Verdienste um die Wissenschaft unbestrittene sind.

Der Mitgliederstand betrug am 31. Dezember 1921: 17 Ehrenmitglieder, 66 korrespondierende, 7 Stifter, 18 unterstützende, 326 wirkliche Mitglieder.

Angesichts der schwierigen Zeitverhältnisse, die es völlig unmöglich machen, auch nur die allernotwendigsten Auslagen der Gesellschaft aus den Mitgliedsbeiträgen zu decken, sind wir doppelt dankbar für die uns von verschiedenen Seiten zugekommenen Subventionen. Solche erhielten wir vom Unterrichtsamt im Betrage von 10.000 und 5000 K und durch die Emergency Society of German and Austrian Science and Art im Betrage von 40.000 K. Das Bundes-Denkmalamt unterstützte uns durch Herstellung von Klichees. Dagegen hat die Gemeinde Wien unser Ansuchen um einen Beitrag abgelehnt.

Die notwendig gewordene Änderung der Satzungen wurde in der außerordentlichen Hauptversammlung vom 14. Dezember 1921 vorgenommen und gleichzeitig der Mitgliedsbeitrag für 1922 in Österreich auf 200 K., im Deutschen Reich auf 50 Mk. festgesetzt.

In den Beginn des abgelaufenen Vereinsjahres fällt die Stiftung der Toldtmedaille, die dann als erstem posthum Prof. Pöch verliehen wurde.

Der Redaktionsausschuß wurde neu gebildet durch Zuziehung der Herren Ausschußräte Lasch, Menghin, Stigler und des Präsidenten der Gesellschaft; letzterer wurde auch in das Kuratorium des niederösterreichischen Landesmuseums entsendet.

Auf der Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hildesheim vom 3. bis 6. August 1921 war unsere Gesellschaft durch den ersten Vizepräsidenten Oberhummer vertreten; ferner waren anwesend und durch Vorträge beteiligt die Herren Heger, Menghin und Kyrle.

Der ehemalige Präsident der Gesellschaft Baron Andrian-Werburg hat der Gesellschaft einen Teil seiner Bücherei als Stiftung zugedacht. Über die Bedingungen und die Möglichkeit der Annahme schweben noch Verhandlungen, da der Transport der Bücher nach Wien vielleicht auf unüberwindliche materielle Schwierigkeiten stößt.

Unter den öffentlichen Veranstaltungen der Gesellschaft muß vor allem der Gedenkfeier am 11. Mai 1921 Erwähnung geschehen, in der Herr Oberhummer uns die wissenschaftliche und menschliche Persönlichkeit Rudolf Pöchs vor Augen führte; ebenso fand am 14. Dezember eine Gedenkfeier statt, in der Herr Menghin für Oskar Montelius den Nachruf hielt. Montelius hatte ja selbst noch, einer Einladung folgend, im September des Jahres 1921 im Rahmen unserer Gesellschaft einen Vortrag gehalten, dessen zuerst gedacht werden muß, wenn von der Vortragstätigkeit der Gesellschaft die Rede ist.

Im übrigen hat diese auch im Jahre 1921 einen Zyklus von Uraniavorträgen veranstaltet, die sich vom Oktober bis Dezember erstreckten und „Die Erforschung des Menschengeschlechtes“ behandeln sollten. Als Vortragende waren die Herren Thurnwald, Christian, Arthur Haberlandt, Mahr, Much, Bayer, Weninger, Sperk und Frau Pöch beteiligt.

Außer der einen ordentlichen und zwei außerordentlichen Hauptversammlungen (im April und Dezember) fanden sechs ordentliche und eine außerordentliche Monatsversammlung (im Oktober) statt, so daß die Gesellschaft auf eine recht lebhafte Vortragstätigkeit zurückblicken kann. Ihre Mitteilungen erschienen in einer Stärke von 226 Seiten, wovon 34 Seiten für die Sitzungsberichte

kommen, daher gegen das Vorjahr ein Zuwachs zu verzeichnen ist.

Wenn wir aus Vergangenheit und Gegenwart auch in die Zukunft unsere Blicke wenden, so ist wohl für niemanden etwas Neues gesagt mit der Feststellung, daß uns große materielle Schwierigkeiten bevorstehen. Das gilt in gleicher Weise von allen wissenschaftlichen Gesellschaften. Von diesen Sorgen abgesehen, hat sich unsere Lage gegen früher auch dadurch verschlechtert, daß die Anthropologie durch Pöchs Tod ihrer akademischen Vertretung verlustig gegangen ist. Mit der Wiederbesetzung der erledigten Lehrkanzel ist das Interesse unserer Gesellschaft auf das engste verknüpft. Hoffentlich wird der nächste Rechenschaftsbericht die Mitteilung enthalten können, daß die Wissenschaft vom Menschen wieder zu ihrer gebührenden Vertretung an unserer Universität gelangt ist.

2. Der Sekretär Dr. V. Christian verliest den Rechnungsabschluß für das Jahr 1921. Nach Erstattung des Berichtes der Rechnungsprüfer durch Herrn Dr. R. Kulka wird der Abschluß von der Versammlung genehmigt.

**Rechnungsabschluß für das Jahr 1922 (Auszug).**

Einnahmen.

| | | |
|---|---|---|
| 1. Allgemeiner Kassarest . . | K | 18.235'83 |
| 2. Zinsen . . . . . | „ | 295'69 |
| 3. Subventionen: | | |
| *a)* der Stadt Wien . . . | „ | 600'— |
| *b)* des Unterrichtsamtes . | „ | 10.000'— |
| 4. Mitgliederbeiträge . . . | „ | 36.512'47 |
| | ung. „ | 40'— |
| | č. „ | 40'— |
| | Mark | 50'— |
| | Lire | 20'— |
| | franz. Fr. | 65'— |
| | holl. fl. | 10'— |
| 5. Einnahmen aus Druckschriften | K | 162.085'61 |
| | Mark | 4.527'18 |
| | franz. Fr. | 70'— |
| | holl. fl. | 9'50 |
| | Dollar | 14'40 |
| 6. Spenden . . . . . | K | 40.600'— |
| | Zusammen K | 268.329'60 |
| | ung. „ | 40'— |
| | č. „ | 40'— |
| | Mark | 4.577'— |
| | Lire | 20'— |
| | franz. Fr. | 135'— |
| | holl. fl. | 19.50 |
| | Dollar | 14'40 |

Ausgaben.

| | | |
|---|---|---|
| 1. Kosten der Publikationen: | | |
| *a)* Rest 1920 . . . . | K | 33.055'80 |
| *b)* 1921, Heft 1–5 . . | „ | 165.268'67 |
| 2. Kanzleiausgaben . . . . | „ | 39.654'98 |
| 3. Rückzahlung des Darlehensrestes an die Bodenkreditanstalt . . . . . | „ | 1.632'— |
| 4. Kassarest, Übertrag auf 1922 | „ | 28.718'15 |
| | ung. „ | 40'— |
| | č. „ | 40'— |
| | Mark | 4.577'— |
| | Lire | 20'— |
| | franz. Fr. | 135'— |
| | holl. fl. | 19'50 |
| | Dollar | 14'40 |
| | Zusammen K | 268.329'60 |
| | ung. „ | 40'— |
| | č. „ | 40'— |
| | Mark | 4.577'— |
| | Lire | 20'— |
| | franz. Fr. | 135'— |
| | holl. fl. | 19'50 |
| | Dollar | 14'40 |

Reservefonds für Druckereiauslagen (unverändert) . . . . . K 675'—
Anlagekapital und Zinsenkupons (unverändert) . . . . . „ 6.324'—
Widmung des Herrn Johann Wanner, Lienz (unverändert) . . . . ung. „ 100.000'—

3. Die Versammlung vollzieht die vom Ausschuß vorgeschlagenen Wahlen, und zwar

die Wiederwahl des III. Vizepräsidenten Dr. Josef Bayer, des Sekretärs Dr. A. Haberlandt und der Ausschußräte Dr. Othenio Abel, Dr. Otto Antonius, Dr. Hermann Junker, Dr. Georg Kyrle, Dr. Adolf Mahr und Dr. Eugen Oberhummer;

die Neuwahl des Museumsassistenten Dr. Friedrich Röck zum Ausschußrat und des bisherigen korrespondierenden Mitgliedes Frau Marie Andree-Eysn in Berchtesgaden und des Hofrates Universitätsprofessors i. R. Dr. Hugo Schuchardt in Graz zu Ehrenmitgliedern.

Dem ausscheidenden Ausschußrat Dr. Oskar Hovorka in Gugging wird der Dank

für seine bisherige Tätigkeit ausgesprochen und der Hoffnung auf seine weitere Mitwirkung im Falle seiner Übersiedlung nach Wien Ausdruck verliehen.

4. Nach dem Berichte des Sekretärs Dr. Christian beschließt die Versammlung die Erhöhung des Mitgliedsbeitrages für das Jahr 1922 auf 500 K.

5. Herr Primarius Dr. Bernhard Sperk hält einen Vortrag über

**Die biologische Richtung in der Anthropologie.**

An der Diskussion beteiligen sich Dozent Dr. A. Haberlandt, Dr. V. Lebzelter, Dr. J. Weninger und Prof. Dr. R. Stigler.

Dr. V. Lebzelter: Gewiß nimmt in dem Lehrbuch für Anthropologie von R. Martin die Beschreibung der Meßmethoden einen sehr breiten Raum ein. Martin hat dies ausdrücklich damit begründet, daß einheitliche Meßmethoden die unerläßliche Voraussetzung für die Weiterentwicklung unserer Wissenschaft seien. Martin sagt aber auch in der Einleitung seines Buches: „Die physische Anthropologie ist die Naturgeschichte der Hominiden". Damit ist wohl mit aller Deutlichkeit ausgedrückt, daß die Anthropologie eine biologische Wissenschaft, ein Spezialzweig der Zoologie ist. Wir müssen dem Vortragenden dankbar sein, daß er mit aller Schärfe darauf hingewiesen hat, daß die biologischen Tatsachen bei der Beantwortung anthropologischer Fragen in erster Linie berücksichtigt werden müssen. So wenig, wie man etwa Ichthyologie betreiben kann, ohne die Tatsachen aus anderen Gebieten der Biologie zu kennen, so wenig kann man auch Anthropologie betreiben, ohne diese Vorkenntnisse zu besitzen.

Der Anthropologe braucht gewiß bei seinen Schlußfolgerungen die Erfahrungen jener Geisteswissenschaften, die der Anthropologie benachbart sind. Die Arbeit selbst muß er aber als Biologe machen. Da ich die Anthropologie somit als eine biologische Wissenschaft ansehe, möchte ich nicht von einer „biologischen Richtung" in der Anthropologie sprechen. Vielleicht könnte man die Untersuchung der mit dem Domestikations- und Degenerationsproblem zusammenhängenden Fragen als eine (im weiteren Sinne) ethologische Richtung in der Anthropologie auffassen.

## Außerordentliche Versammlung am 8. April 1922.

Der Gesandte der Argentinischen Republik Exzellenz Dr. Fernando Perez hält unter Vorführung von Lichtbildern und Demonstrationen einen Vortrag über

**Ethnische und vergleichend-zoologische Kraniologie auf Grundlage der Vestibion-Ebene.**

Der Vortrag wird in den „Mitteilungen" abgedruckt werden.

**Diskussion.**

(1) Prof. Dr. Robert Stigler: Wenn die Kopfhaltung durch die Lage der äußeren Bogengänge im Schädel bestimmt ist, wie der Herr Vortragende aus seinen anatomischen Präparaten schließt, so scheint mir entwicklungsgeschichtlich die Frage wichtig, welche Lage die äußeren Bogengänge zu jener Zeit hatten, da der Mensch aufrecht gehen lernte. Die diesbezügliche Untersuchung prähistorischer Schädel wäre sehr interessant.

Der Herr Vortragende bringt seine Lehre von der die Kopfhaltung bestimmenden Lage der äußeren Bogengänge in Zusammenhang mit der Funktion der Otokonien. Es ist aber durchaus nicht erwiesen, daß die Otokonien beim Menschen einen beträchtlichen Einfluß auf die Körperhaltung ausüben. Dies ist sicher der Fall bei Wassertieren und, wie Magnus und de Kleijn nachgewiesen haben, offenbar auch bei Kaninchen. Jedoch schon die beiden genannten Autoren verwahren sich gegen eine Verallgemeinerung ihrer bloß am Kaninchen gewonnenen Versuchsergebnisse und halten dieselben nicht einmal für auf alle Säugetiere, geschweige denn auf den Menschen übertragbar.

Nach meinen eigenen Untersuchungen an Tauchern sind die Otokonien beim Menschen aller Wahrscheinlichkeit nach Organe mit reduzierter Funktion. Bei möglichst weitgehender Ausschaltung der Schweregefühle durch Untertauchen mit gleichzeitiger Atmung entsprechend komprimierter Luft vermag ein mit verbundenen Augen unter Wasser passiv in verschiedenen Lagen gedrehter Taucher die Vertikale nur mehr sehr fehlerhaft anzugeben. Daraus schloß ich, daß die Otokonien als statisches Organ beim Menschen keine wesentliche Bedeutung haben können. Diese Anschauung ist vor kurzem durch großzügige Versuche des Leipziger Physiologen S. Garten über die räumliche Orientierung der Aviatiker völlig bestätigt worden.

Trotzdem ist es möglich, daß die Otokonien des Menschen noch einen reflektorischen Einfluß auf die Kopfhaltung ausüben. An den anatomischen Präparaten des Herrn Vortragenden ist aber, soviel ich sehen konnte, nur die Lage der äußeren Bogengänge, nicht aber die des Sacculus und Utriculus zu erkennen, so daß daraus bezüglich der Lage der Otokonien im Schädel nichts zu erschließen sein dürfte.

(2) Hofrat Prof. Dr. Hatschek.

(3) Dr. V. Lebzelter: Ich möchte vor allem auf die hohe praktische Bedeutung der Vestibionebene für die vergleichende Kraniologie des Menschen und der Säugetiere hinweisen. Alle bisher verwendeten Ebenen hatten den großen Fehler, daß die relative Lage ihrer Bezugspunkte beim Menschen und bei den Affen eine verschiedene ist. Ich habe schon vor mehr als 10 Jahren, und zwar unter vollster Billigung meiner damaligen Lehrer bezüglich der Frankfurter Horizontalebene, darauf hingewiesen, daß der Orbitapunkt bei den Affen eine andere relative Lage zu den Ohrpunkten hat als beim Menschen, da bei den Affen der orbitale und viscerale Schädelteil vor dem cerebralen liegt, beim Menschen jedoch unter demselben. Die Bezugspunkte der Vestibionebene sind jedoch einwandfrei. Durch die Aufstellung des Vortragenden eröffnet sich auch eine ganze Reihe wichtiger ethologischer Probleme. Es wäre z. B. sehr interessant, festzustellen, wie sich die Verhältnisse bei Bradypus und bei Cetaceen gestalten.

(4) Frau Dr. Pöch.

(5) Prof. Dr. Hugo Frey: Da die Diskussion nun auch auf das ohrphysiologische Gebiet übergegangen ist, möchte ich doch auch einige Bemerkungen machen. Wenn wir auch zugeben müssen, daß der Vestibularapparat (worunter wir Vorhofsgebilde und Bogengänge verstehen) beim Menschen anatomisch und physiologisch nicht so hervortritt wie bei vielen anderen Spezies, ja, selbst wenn wir zugeben, daß die von ihm gelieferten Sinnesempfindungen im bewußten Vorstellungsleben bei weitem nicht die Rolle spielen wie die der anderen Sinnesorgane, so dürfen wir ihn als Sinnesapparat doch nicht vernachlässigen oder, wie es Stigler will, ihm jede physiologische Bedeutung absprechen. Die tägliche klinische Erfahrung lehrt uns, wie wichtig die von ihm ausgehenden Reize sind, und eine Unzahl Tatsachen, ich erinnere nur an die von Barany genauer studierten Beziehungen, beweist, daß von ihm aus ganz bestimmte muskuläre Reflexe ausgelöst werden. Daß diese Beziehungen, weil sie eben zur Erhaltung des Körpergleichgewichtes wichtig sind, sich nicht im bewußten Vorstellungsleben äußern, sondern als automatische Reflexe im Unbewußten tief verankert sind, beweist nur, wie wichtig sie für eine so primitive Funktion sind.

Wenn ich auch ferner zugeben will, daß die Position des Kopfes nicht unmittelbar von der Lage des knöchernen Bogenganges, sondern vielmehr von der Lage der Maculae sacculi und utriculi abhängt, so scheint mir doch die Annahme erlaubt, daß zwischen der Lage dieser schwer zugänglichen Teile und der des knöchernen Bogenganges eine genügend fixe Beziehung besteht, daß man diesen als eine Art Index ansehen kann. Zudem handelt es sich ja um die Auffindung eines Kennzeichens an mazerierten Schädeln, als welches ja nur Merkmale des Skeletts benützt werden können.

## Monatsversammlung am 10. Mai 1922.

Herr Prof. Dr. Robert Stigler hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag über

**Die Psyche der Neger.**

## Monatsversammlung am 14. Juni 1922.

Herr Dr. V. Christian hält unter Vorführung von Lichtbildern und Demonstrationen einen Vortrag über

**Volkskundliches aus dem Montafon.**

Der Vortrag ist in den „Mitteilungen“ abgedruckt.

# Monatsversammlung am 14. Juni 1922.

(Fortsetzung.)

## 1. Diskussion zum Vortrage Dr. V. Christians „Volkskundliches aus dem Montafon".

(1) Ing.-Chem. Carl Schwarz:

Ich kenne kein Verfahren zur sogenannten Rotte oder Röste von Bastfasern, wie der Flachs, das nur auf dem Trocknen und darauffolgendem Abklopfen der Bastlage vom Stengel und nachfolgender Gewinnung der Spinnfaser durch Herausklopfen der eingetrockneten Klebstoffe, des Gummi und der Pektine, die die Bastfasern aneinanderkleben, als die Gewinnung der Nesselfaser, des sogenannten Chinagrases in China, und wenn ich nicht irre, auch in Sibirien. Die Nesselfaser ist, gleich dem Flachse, eine Bastfaser, die aber weit schwieriger zu gewinnen ist als der Flachs.

2. Das Verfahren der Röste der Flachsfaser, wie es uns Dr. Christian beschrieben hat, also das abwechselnde Befeuchten des Rohflachses mit Wasser nebst darauffolgendem Trocknen, wird auch jetzt noch angewendet und dient insbesondere auch beim Bleichen der Flachsleinwand, bei der sogenannten Rasenbleiche. Das Bleichen verfolgt ja auch keinen anderen Zweck, als das Entfernen der oberwähnten Klebstoffe aus der Faser, ein Prozeß, der bei der Flachsleinwand, aus der ja durch das Rösten, Hecheln und Spinnen des Flachses der größte Teil dieser Stoffe bereits entfernt wurde, viel leichter vor sich geht. Ich mache darauf aufmerksam, daß die besten Flachssorten des Handels, der belgische und irische, durch die sogenannte Wasserröste gewonnen werden, wobei der Flachs wochenlang ins Wasser gelegt wird und die Klebstoffe des Rohflachses durch einen Fäulnisprozeß teils aufgelockert, teils entfernt werden. Was nun das Alter der beiden letztgenannten Röstprozesse anbelangt, so halte ich die Wasserröste des Flachses aus dem Grunde für älter, weil der Mensch, der Primitive, sehr leicht die Erfahrung machen konnte, daß Dinge, die naß werden, vor allem das Haar, das ja so große Ähnlichkeit mit dem Flachs hat, dadurch geschmeidiger, weicher werden, als sie sonst sind. Das aber konnte leicht zu dem Gedanken führen, Dinge, die man ständig geschmeidig haben wollte, wie den Rohflachs, einfach durch anhaltendes Wässern, die Wasserröste ist ja nichts anderes, zu erhalten.

(2) Außerdem beteiligten sich an der Diskussion die Herren Dr. M. und A. Haberlandt, Much und Frau Dr. Schmidl.

2. Herr Livio Odescalchi übersendet eine Mitteilung

## Über den vorgeschichtlichen Festungswall auf dem Berge Tribeč.

Der Berg Tribeč liegt in Ungarn, Komitat Neutra, ist der prominenteste Gipfel des Tribečgebirges oder Kette und ist auf der Spezialkarte des militär-geographischen Institutes, Blatt Neutra, mit Kote 829 bezeichnet.

Jedem, der sich dem Gipfel des Tribeč nähert, muß ein mächtiger, offensichtlich von Menschenhänden errichteter Steinwall in die Augen fallen, der in einer langgeschwungenen Ellipse den ganzen Gipfel dieses Berges umgibt. Diese Ellipse (Abb. 1) läuft gegen Nord-

Abb. 1. (Totalumfang 1780 *m*, Flächeninhalt 25·24 ha = etwa 40 Katastraljoch.)

ost sehr spitzig zu, während sie gegen Südwest, Süd und Südost sehr weit und rund ausgebuchtet ist. Der Steinwall hat heute noch eine sehr ansehnliche Höhe und Außenböschung, die Escarpe ist 10—15 *m* hoch bei einer Elevation von zirka 35—45°. Selbst die innere Böschung beträgt beinahe in der ganzen Länge der Ellipse noch immer 1—2 *m* (Abb. 1a) Nur an einzelnen kurzen Teilen derselben ist sie nach innen gänzlich verflacht, wohl in-

folge von fallweisen, aber im Laufe vieler Jahrhunderte ebenfalls zahllos sich wiederholenden Windbrüchen, welche das Erdreich samt den die Steine umklammernden Baumwurzeln hoben. Die Witterungseinflüsse haben dann im Verein mit den Gesetzen der Schwere das ihrige getan, um an jenen Stellen den Wall, auf welchem die entwurzelten Bäume standen, in der Richtung dem Berggipfel zu einzuebnen. Die gefährliche Windrichtung ist in diesem Gebirge die von Nordwest und jene aus Südost, und eben nur in dem den nordwestlichen Stürmen ausgesetzten Teile des Walles ist eine vollkommene Verflachung

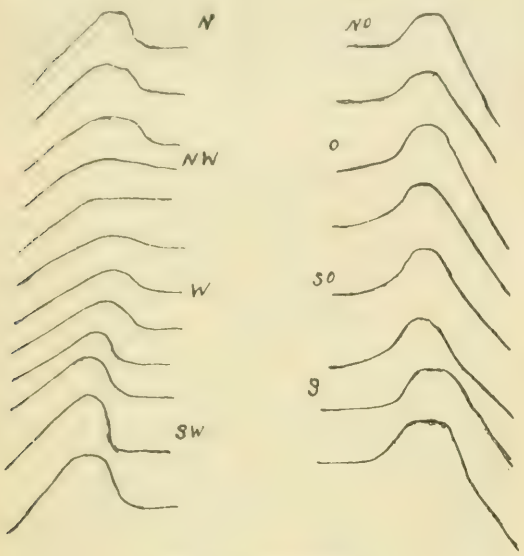



Abb 1a. Wallprofile.

der Wallkrone und das gänzliche Einebnen derselben nach innen zu konstatieren. In der den südöstlichen Stürmen ausgesetzten Richtung liegt der Wall viel tiefer an den Flanken des Berges und ist daselbst der Baumwuchs, also der Waldbestand, den Katastrophen naturgemäß weit weniger ausgesetzt, daher hier auch keine beträchtlichere Verflachung der Wallkrone zu konstatieren ist.

Heute ließe sich aus den vorhandenen, lose aufeinander getürmten Steinen des Walles wohl kaum mehr ein solcher neu errichten und aus denselben eine haltbare Festungsmauer ohne Mörtel aufbauen, da die Steine meistenteils zu klein sind und leicht auseinanderkollern würden. Zieht man aber in Betracht, daß der Tribeč aus reinem Trachyt besteht und daß dieses Gestein sehr schnell verwittert, so muß man annehmen, daß alle heute sichtbaren Steine vor so vielen Jahrhunderten, jeder einzeln für sich, viel größer gewesen sein mag und daher aus denselben sehr wohl eine festgefügte zyklopische Mauer gebaut werden konnte, die ja auch keinen Belagerungsmaschinen standzuhalten berufen war, sondern nur als Einfriedungsmauer dienen sollte, die den Verteidigern nur Schutz zu gewähren berufen war gegen Pfeile, Wurfspieße und Geschosse aus Schleudern.

Im Walle sind heute noch vier Toröffnungen deutlich zu sehen, ihre Breite ist 8—10 *m*, sie liegen je eines in den Fronten gegen Nordwest, Süd, Ost und Nordost desselben. Das Südtor, welches an der steilsten Stelle der Flanken des Berges gelegen ist, kann als einfache Öffnung im Walle gelten, auch führt zu demselben keine heute noch sichtbare archaische Straße; allerdings ist es auf einer Entfernung von kaum 40 *m* von einer Ausbuchtung flankiert, die ich aber nicht mit Sicherheit als Turm oder Rondelle zu bezeichnen wage, da sie nur einen Durchmesser von 10 *m* hat, also vielleicht nur einer lokalen Senkung des Walles entspringen dürfte. Im Gegensatz zum primitiv angelegten Südtore kann man vom Ost- und Nordosttore, besonders aber vom Nordwesttore behaupten, daß sie eine zu flankierender Verteidigung befähigende Anlage gehabt hätten und daß deren Erbauer schon so etwas wie eine Vorahnung des Begriffes „bastionierte Front" haben mußten. Bei jedem dieser drei Tore springt die talabliegende Fortsetzung auf viele, 10—30 *m* vor und bildet so einen Bastion für flankierende Geschoßverteidigung. (Siehe Abb. 2.)

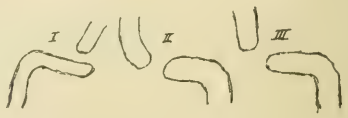



Abb. 2. I. Nordwesttor. II. Osttor. III. Nordosttor.

Bei jedem jener drei Tore windet sich die Zufuhrstraße, 8—10 *m* breit, in tadelloser Kurve durch die Toröffnung und ist auch ihr Radius genügend, um bei der immerhin beträchtlichen Steigung die Kraftentfaltung der Zugtiere nicht durch die zu schroffe Wendung zu beeinträchtigen. Die Zufuhrstraßen mußten an der Böschung gewiß auch in Rohbau untermauert gewesen sein, denn heute noch weisen sie eine horizontale Geleisefläche auf. Man kann sie also getrost als Kunststraßen bezeichnen. Es wäre gewiß lohnend, innerhalb des Walles nachzugraben; in geringer Tiefe, vielleicht nur von den auseinandergekollerten Steinen des verfallenden Walles bedeckt, mögen die

interessantesten Funde an Artefakten, Waffen und Gerätschaften (wohl auch Gräber) verborgen zu heben sein, denn im Hochwald und in solcher Höhe kann eine massige Überdeckung von Artefakten durch Staub und angeschwemmte Erde nicht stattfinden, einzig der Laubabfall konnte eine jährlich sich erneuernde Decke über dieselben breiten, und das macht nicht viel aus, denn die Tätigkeit der den Humus chemisch aufsaugenden Baumwurzeln ist eine nicht zu übergehende, stark ausgleichende Kraft und Faktor, ebenso die Tätigkeit des Sickerwassers.

Während gegen Norden der Wall sehr hoch an den Flanken des Tribeč liegt, dem länglich runden Gipfel sehr nahe, läßt er sich gegen Süden sehr tief an demselben herunter. Diese Eigentümlichkeit findet durch den Umstand ihre Begründung, daß der Gipfel des Veliki Tríbeč sich gegen Norden nur wenig, nur um 62 *m* über den Mali Tríbeč, beiläufig um 80 *m* über den die beiden verbindenden Sättel (nicht kotiert), wo eine Quelle, zirka 400 Schritte vom Nordosttore, die einzige, liegt, und nur um 113 *m* über den Medvedi Vrch (Bärenberg), den mächtigsten Berg der ganzen Kette erhebt, während er gegen Süden beinahe in seiner ganzen Kotenhöhe ziemlich steil in das Hügelland abfällt, und so mußte denn im Norden zur Anlage des Verteidigungswalles jenes kurze Stück der natürlichen Steile des Berges benützt werden, welchen die Erhebung des Veliki Tríbeč über den Verbindungssattel ergibt, um ihn möglichst sturmfrei zu machen. An den steilen westlichen, östlichen und südlichen Abhängen konnten die Verteidiger ihren Wall beliebig tief herablassen, um dem Notlager, denn nur von einem solchen kann hier die Rede sein, innerhalb der Circumvallation die gewünschte Ausdehnung an Areal zu geben. In der Relation zu den Isohypsen ist die Lage des Walles folgende:

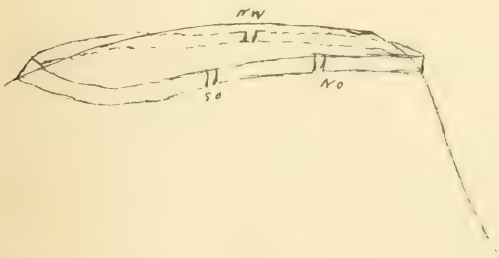



Abb. 3. Profil der Tribečkuppe und des Walles.

In einem solch großen Raume konnte denn sehr wohl ein ganzes Volk samt seinen gewiß zahlreichen Herden in Zeiten plötzlicher Kriegsnot und Gefahr Aufnahme finden. Unwahrscheinlich hingegen ist, daß jene Festung als ständiges Lager, als Wohnstätte eines ganzen Volkes gedient haben könnte, dagegen sprechen die sehr hohe und den Witterungsunbilden ausgesetzte Lage und die Entfernung des Walles von den möglichen Weideplätzen, da das ganze Gebirge wohl sehr weit in das Tal hinein dicht bewaldet war. Auch die Wasserarmut der höheren Teile des Tribečgebirges spricht dagegen. Innerhalb des Walles ist und war wahrscheinlich keine Quelle, nur auf dem Sattel zwischen Mali und Veliki Tríbeč ist eine schwache Quelle, eben eine solche 300—400 gegen Nordwest unterhalb desselben und auf dem Mali Tríbeč, also nördlich vom Walle auf zirka 1000 Schritte vom Nordwesttor eine starke Quelle. Von einstigen Zisternen ist heute innerhalb des Walles nichts zu bemerken, es können aber welche gewesen sein, die eingestürzt und mit der Zeit ausgefüllt wurden durch Laub und Humus; schwer zu finden werden sie für den Forscher jedenfalls sein. Auch keine wie immer gearteten Höhlen sind sichtbar. Es ist also höchstwahrscheinlich, daß in ruhigen Zeiten nur ein Wach- und Beobachtungsposten im Walle lag und der ganze Volksstamm erst in Zeiten der Gefahr beim Anmarsche von Feinden sich in denselben zurückzog, wenn die vorgeschobenen Wachposten desselben, die es gewiß auch auf der Žibrica und dem Zobor hatte, dem Hauptposten auf dem Tribeč den Anmarsch von Feinden durch Signale und Alarmfeuer bekanntgab. Dann wurde es wohl bald lebendig auf den Zufuhrwegen zum schützenden Wall. Soviel bekannt ist, gab es vier solcher Hauptwege, die heute noch fahrbar sind. Zum Osttor führt einer, der vom Barser Komitat aufsteigt. Zum Nordwesttor führen drei Wege. Zwei derselben steigen vom Jagdhause Pochaban im Kovarczer Revier auf, der eine führt über den Vorberg Kruch, der andere über die Vorberge Mali Kurna und Veliki Kurna, wo sie sich dann bei der oberwähnten starken Quelle vereinigen. Sie sind in Serpentinen angelegt und in noch heute fahrbarem Zustande. Der Hauptzufuhrweg, eine Kunststraße zu nennen, ist aber die von Norden aus dem Revier Szolcsány aufsteigende Kriva Cesta (Abb. 4), die in kunstvollen Serpentinen sich durch das Revier Zavoz schlängelnd (daher der Name „gewundener Weg"), nahe dem Kamme des Gebirges in das Zerdahelyer Revier übertritt und stetig, aber sehr sanft

ansteigend, in einer beinahe geraden Linie an den Flanken des Mali und des Veliki Tribeč emporklimmend, zum Nordwesttor führt. Wahrscheinlich hatte die Kriva Cesta auch eine Bifurkation, die zum Nordosttor führte, da der Sattel dort sehr flach ist. Die ganze Anlage zeigt von einem hochentwickelten Verständnisse für Wegebau und Technik bei jenen namenlosen Völkern, im Gegensatz zu den Römern, die nur die gerade Linie bergan und talab kannten. Im ganzen Plan der Anlage der Kriva Cesta liegt ein überraschendes Beispiel

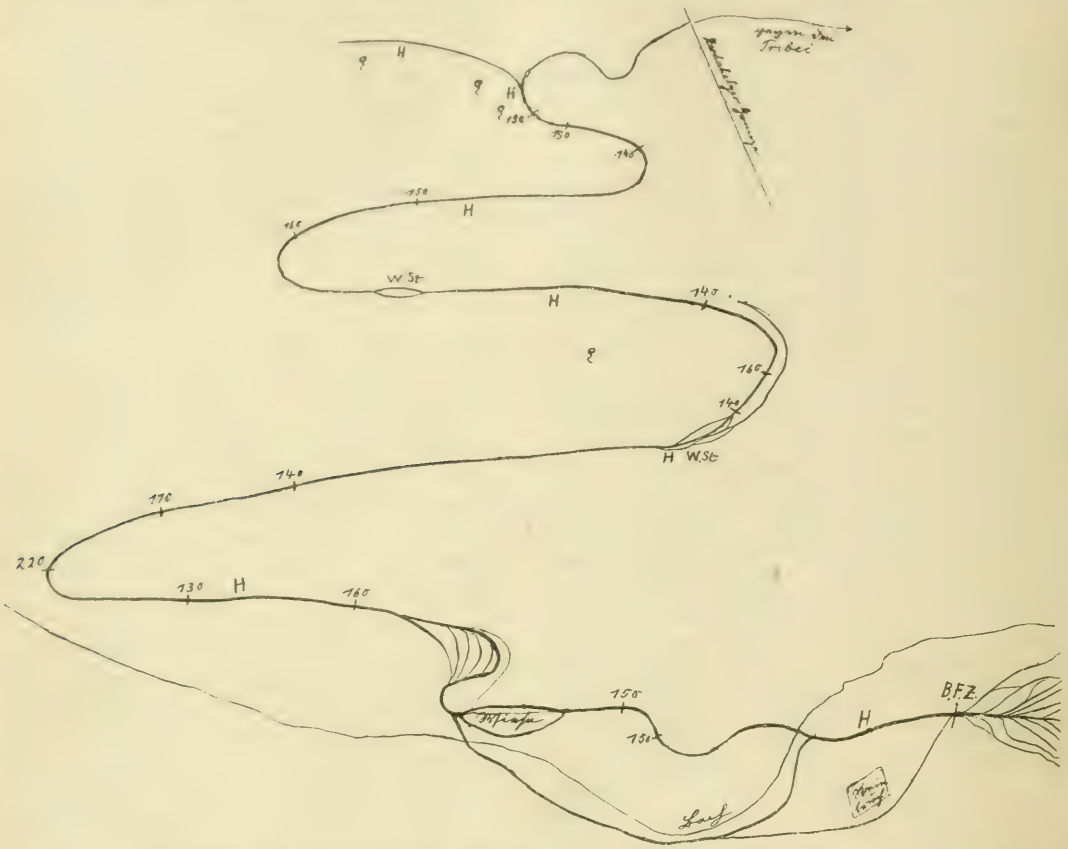



Abb. 4. Q Quelle, H horizontal, W. St Weichenstelle, | und die Zahlen: Tiefe des Hohlweges. B. F. Z. Beginn der Zone des Feldspates und Lehmbodens. Die Kriva Cesta löst sich in Hunderte von Waldwege auf. Vielleicht ist der Ossici Jarek aus einem riesigen Hohlweg im Lehmboden entstanden. Anders schwer zu erklären. Gesamtlänge der Kriva Cesta zirka 3900 *.

archaischer Wegebaukunst und sie führt vorsorglich an drei starken Quellen vorbei. Die Wasserzufuhr wird dort auf dem Tribeč eben immer eine heikle, schwer zu lösende Frage gewesen sein und in Kriegszeiten wurde wohl das Wasser oft mit Blut erkauft. Dieser Weg ist in genialen Serpentinen angelegt, in seinen geraden Linien heute 1—2 *m* tief in den steinigen Boden eingegraben, in den Kurven auch noch tiefer, bis zu 2·5 *m*, da dort die schweren Scheibenräder bei den Biegungen noch mehr Steine herausgruben, und das Material des Bodens, ein mit sehr wenig Humuserde vermischtes Trachytagglomerat, ist der beste Beweis dafür, daß, wenn in solch widerstandsfähigem, felsigem Grunde Hohlwege von bis 2·5 *m* und mehr Tiefe ausgefahren worden sind, dies nur durch die Jahrhunderte hindurch dauernde Befahrung jenes Weges entstehen konnte.

Von einer Anlage dieses Weges in historischen Zeiten weiß niemand und wird derselbe im Volke als uralt bezeichnet. Daß derselbe für Zwecke der Holzabfuhr angelegt worden wäre, ist einfach undenkbar, denn jeder ältere Forstmann kann es bezeugen, daß in solchen Höhen und bei dem großen Holzreichtum der ganzen Gegend noch vor hundert Jahren in Anbetracht der minimalen Rentabilität der Wälder immer nur in den näheren Vorgebirgen geholzt wurde und die Kriva Cesta höchstens ein einzigesmal die Abfuhr der gefällten Holzmasse des Revieres Zavoz (heißt „wenden mit dem Wagen"),

zirka 200 Joch, über ihre archaischen Serpentinen erdulden mußte.

Moderneren Ursprung kann sie demnach nicht haben, erstens ist ihre Trace direkt auf dem Tríbeč einwandfrei nachzuweisen und zweitens war sie kein Übergangsweg von einem Tal zum anderen, denn sie hört 200—300 Schritte unterhalb des Kammes auf, anzusteigen und wendet sich nach rechts beinahe horizontal eine lange Strecke in gerader Linie dem Tríbeč zu. Pässe über den Gebirgsstock gibt es mehrere, so den unter dem Tríbeč, wo in schon historischen Zeiten der Verkehr von einem Tal in das andere, von der Gyimeser Burg der Forgács zur Nagy-Tapolcsányer Burg derselben Familie ein sehr reger war. Auch in jenem Passe sind die Wege tief eingeschnitten, aber sie führen durch einen Wald mit Lehmterrain, wo die Abschwemmung eine unvergleichlich schnellere war als im Trachytgebiete. Auf seiner talwärts gewandten Böschung begleitet den Hohlweg ein Wall aus unzähligen losen Steinen (Abb. 5), großen und kleinen Brocken,

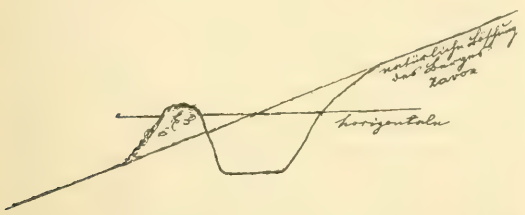


Abb. 5. Profil des Hohlweges. (Die talabwärts liegende Böschung ist an vielen Stellen höher als die bergseitige infolge fortdauernden Herauswerfens der Steine aus dem Geleise und Abschwemmung oben.

die den Weg überall einsäumen; jetzt stehen starke Bäume dazwischen; sie lagen gewiß alle einst in der Geleisespur des Wagens, da wurden sie durch die wuchtigen Räder der Karren herausgewühlt und lagen nun als herumrollende Hindernisse für die nachfolgenden Gefährte im Geleise.

Sowie die Kriva Cesta in das flache Hügelland sich herabläßt, erreicht sie auch zugleich die Feldspatzone und den aus diesem entstandenen Lehmgrund und löst sich in Dutzende, ja in Hunderte von alten Geleisespuren, die parallel den Wald durchquerten, auf. Wurde eine Geleisespur im lehmigen Boden zu tief, legte man eine neue einige Schritte parallel mit der alten an und es ging wieder. Unzählige solcher alten, jetzt verwachsenen Geleisespuren sind heute noch im Waldteile Hustyavi zu konstatieren. So geht es mehrere Kilometer weit durch den Wald. Dann plötzlich, dort wo jetzt schon Felder sind, im ganz ebenen Terrain, beginnt ohne jeder ersichtlichen Ursache ein Graben, der sich schnell vertieft und verbreitert, ein Wasserriß ohne Gefälle, eine scheinbar unerklärliche Merkwürdigkeit. Dieser Graben, der im ganzen 1438 *m* lang ist, hat 878 *m* lang eine gerade Richtung und eine beinahe horizontale Lage, biegt dann scharf nach rechts gegen die Talsohle ein und erreicht nach weiteren 560 *m* das Niveau des Baches, bei dem er dann aufhört. Von seinem oberen Ende zieht er 320 *m* lang auf einer horizontalen Fläche, die eher konvex als konkav ist, dahin und hat nur unbedeutende Breite und Tiefe, nach weiteren 100 *m*, wo das Gelände etwas abfällt, hat er aber schon eine Breite von 22·5 m bei 4 *m* Tiefe, nach weiteren 110 *m* verflacht er sich in einer horizontalen Mulde von 30 *m* Länge, um sich gleich wieder in einen Wasserriß zu verwandeln, der nach 148 *m* schon eine Breite von 34 *m* bei 8·5 *m* Tiefe, nach weiteren 100 *m* 39 *m* Breite bei 9 *m* Tiefe aufweist und nach ferneren 100 *m* Längenlauf in das oberwähnte scharfe Knie (90°) einbiegt, in welchem seine Breite 46 *m* bei einer Tiefe von 9 *m* mißt. 60 *m* weiter hat er schon eine Breite von 53 *m* und eine Tiefe von 11 m, nach ferneren 80 *m* Lauf aber nur 22 *m* Breite bei 11 *m* Tiefe. An diesem Punkte tritt Tiegelerde (Schamotte) auf und sind die Wände des Wasserrisses beinahe vertikal, wie Felswände, daher die Breite um so viel geringer geworden ist. Nach weiteren 420 *m*, wo er an Ausdehnung immer mehr abnimmt, erreicht er das Bett des Wildbaches und verschwindet. Ein so enorm großer Wasserriß, auf einer konvexen und horizontalen Ebene entspringend, würde ein Naturwunder sein, wenn er nur das Werk der Naturkräfte wäre, denn sein Dasein wäre die Negation der hydrostatischen Naturgesetze. Er ist eben nicht anders als nur als das Ergebnis einer menschlichen Betätigung zu erklären. Nicht oben auf der konvex horizontalen Ebene ist sein Anfang zu suchen, sondern unten beim Wildbach, mit einem Worte, er ist nur als die Fortsetzung der Kriva Cesta zu erklären. Während viele Kilometer weit diese im Waldgrunde Hunderte von Armen bildete, vereinigten diese Geleise sich dort in ein einziges, welches dauernd beibehalten wurde, da der Weg sich nunmehr in nächste Nähe der prähistorischen Ansiedlungen im Tale näherte. Von der Talsohle anfangend, haben Regen und Schneeschmelzen das Geleise im

so leicht rinnendem Lehmboden jahrhundertelang abschwemmend immer mehr vertieft, bis es zu einem Wasserriß von so ungeheuren Dimensionen wurde. Oben, auf der konvexhorizontalen Ebene, die sogar beinahe eine verkehrte Steigung aufweist, mußte er natürlich von selbst aufhören. Nur so ist die Existenz des immensen Wasserrisses, Ossici Jarek genannt, den Naturgesetzen entsprechend, erklärlich. Auch andere uralte Kommunikationslinien weisen solch riesige Hohlwegstrecken auf. Ich erinnere mich, vor mehr als dreißig Jahren öfters die alte Paßstraße zwischen Radosna und Bad Pistyán befahren zu haben. Damals gab es dort noch keine Kunststraße in Serpentinen wie jetzt, nur ein einziges Geleise gab es, rechts und links eine unendlich hohe Lehmböschung; es waren mehrere solche ziemlich lange Strecken; wer talab fuhr, mußte zuerst lange Zeit rufen und schreien, um jene zu warnen, die eventuell gerade in den Hohlweg hinein bergan fahren wollten. Wer dies versäumte, riskierte endlose Auseinandersetzungen und eventuell Prügeleien mit den ihm Entgegenkommenden, da an ein Ausweichen nicht zu denken war. Wer bergauf fuhr, mußte ausspannen und den Wagen zurückziehen lassen. Es sollen auch unzählige Fuhrmannsschlachten, auch Mord und Totschlag sowie planmäßige Raubüberfälle in jenen Hohlwegen vorgekommen sein bis in die jüngste Zeit. Viele noch heute dort stehende Kreuze und Bildsäulen sind dieser Gewaltzeit stumme Bezeuger. Wie mag es erst auf der Kriva Cesta vor Jahrtausenden zugegangen sein, in deren Teilen, die heute der Wasserriß Ossici Jarek sind. Einige hundert Schritte von dem Punkte, wo jener Wasserriß aufhört, auf der anderen Seite des Wildbaches, beginnt wieder so ein uralter Hohlweg, allerdings viel geringer in seinen Dimensionen, aber mit ganz demselben Habitus. Er beginnt an einer sanften gegen Westen geneigten Lehne und zieht sich 160× gegen Südost, wendet sich dann im rechten Winkel nach Nordost, um nach 200× sich wieder nach Südost zu wenden. Bei der ersten Biegung nach Nordost bifurkiert der Wasserriß und der eine Arm hält die Richtung nach Südost auch weiter ein, ist ziemlich steil und ist auch jetzt ein Hohlweg und daher der fortwährenden Abschwemmung ausgesetzt, so daß aus seinem gegenwärtigen Zustande keine archäologischen Schlüsse gezogen werden können. Der andere Arm ist jedoch mit vielen alten Bäumen und Gras bewachsen, seiner nach Nordost ins Feld führenden Richtung halber auch gewiß schon seit undenklichen Zeiten, d. i. seit der Auflassung jener Siedlung, ungebraucht. Dann nach 120× endet er, ohne sichtbare Ursache, ebenfalls auf einer vollkommen ebenen Fläche. Im ersten Teile ist er zirka 19 *m* breit und 230 *cm* tief, im zweiten 16 *m* breit und 260 *cm* tief, im dritten nur mehr 13 *m* breit und 2 *m* tief. Am Ende, auf der Hochfläche, war wohl die Ansiedlung, zu welcher jener kleinere Hohlweg speziell führte.

3. Herr Dr. A. Mahr übersendet eine Mitteilung über

**Die „American School in France of Prehistoric Studies".**

Über die bisherige Wirksamkeit dieser Gründung und über deren nächstjähriges Arbeitsprogramm unterrichtet eine Bekanntmachung im American Journal of Physical Anthropology (V : 1, 1922). Wir entnehmen daraus nachstehendes:

Entstehung. Im Jahre 1919 überließ der vormalige Präsident der Société Préhistorique Française, Dr. Henri Martin, den Anthropologen Amerikas auf unbeschränkte Dauer ein Areal französischen Fundbodens für den Zweck prähistorischer Ausgrabungen und mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß von Amerika eine Lehrschule ins Leben gerufen werde, die ergänzend zu den Ausgrabungen treten solle. Das Grundstück liegt nächst Villebois-Lavalette, etwa 20 *km* südöstlich Angoulême (Departement Charente), in unmittelbarer Nachbarschaft der unerschöpflichen Fundstation La Quina, in der Martin 15 Jahre lang Grabungen gemacht hat.

Die Schule ist seither als gemeinsames Unternehmen des Archaeological Institute of America und der American Anthropological Association ins Leben getreten und arbeitet nun schon längere Zeit auf Grund ungefähr ähnlicher organisatorischer Bestimmungen, wie sie für die amerikanischen archäologischen Schulen in Rom und Jerusalem bestehen. Die nötigen Mittel für die ersten Jahre wurden durch Subskription sichergestellt, ein neungliedriger Vorstand wurde gewählt und Professor George Grant Mac Curdy der Yale-Universität zum Direktor für das erste Jahr (ab 1. Juli 1921) bestellt.

Nun, da dieses erste Jahr der Tätigkeit verstrichen ist, wird es vielleicht von Interesse sein, Näheres darüber mitzuteilen.

Grabungen. Die Ausgrabungstätigkeit begann Anfang Juli 1921 und ergab in zweimonatlicher Tätigkeit zahlreiche Funde. Wie schon die früheren Grabungen Martins ge-

zeigt hatten, gehört die Station von La Quina dem Moustérien an. Die Grabungen der Amerikaner in der Nachbarschaft ergaben nun, wie zu erwarten, ähnliche Überreste.

Vom 1. Juli 1922 an hat wieder eine dreimonatliche Ausgrabungskampagne begonnen. Es ist den Amerikanern dabei weniger darum zu tun, große Fundmassen aus der Erde zu holen, als daß die Teilnehmer sich in der Ausgrabungstechnik, im Beobachten und im Bestimmen der Grabungsergebnisse ausbilden.

Die ganze Arbeit soll durch den Direktor und seine Lehrlinge verrichtet werden; die Technik der Ausgrabung ist natürlich eine ganz verschiedene, je nachdem ob es sich um einen abri sous roche, um eine Höhle, um eine Freilandstation oder um eine Fundstelle aus klassischer Zeit handelt. Die Teilnehmer sollen aber nicht nur im Graben und Beobachten, sondern auch im Untersuchen, Bestimmen, Restaurieren und Konservieren, im Vergleichen und Klassifizieren der Fundstelle und schließlich auch in der Museal-technik des Ausstellens unterrichtet werden. Dr. Martin hat zu diesem Zweck nicht nur seine eigenen Erfahrungen (durch Vorträge und Ratschläge) und seine praktische Teilnahme zur Verfügung gestellt, sondern auch auf dem in Rede stehenden Grundstück ein Laboratorium errichtet, mit reichen Vergleichsserien von Stein- und Beinwerkzeugen aus dem Moustérien, sowie überhaupt mit Typenreihen aus dem paläolithischen und neolithischen Frankreich.

Nach Analogie der früheren Grabungen dürften auch die heurigen wieder Spitzen, Kratzer und Messer des mittleren und jüngreen Paläolithikums ergeben, sowie Tierknochen, teilweise mit Schlag- und Schnittspuren der Flintwerkzeuge. Man hat in La Quina auch schon Reste des Menschen selbst gefunden; vielleicht dürfen also noch bessere Skelettproben des Neandertal-Menschen erwartet werden.

In der nächsten Umgebung liegen noch zahlreiche Fundstellen des Jungpaläolithikums. Für den Herbst ist auch die Teilnahme an der Öffnung eines gallo-römischen Grabhügels in Südfrankreich geplant.

Exkursionen sollen stattfinden nach dem klassischen Fundgebiet um Les Eyzies in der Dordogne (die berühmten Höhlen mit Wandmalereien von Fout de Gaume, Combarelles) und zu den abris in der Nähe dieses Ortes: La Ferracie, Le Moustier, La Madeleine, Laugerie Haute und Laugerie Basse. Capitan, Peyrony, Abbé Breuil haben ihre Teilnahme an Ort und Stelle zugesagt. Auch soll Graf Bégouen auf einer sich daran ausschließenden Pyrenäentour führen. Nach Möglichkeit sollen die paläolithischen Bisondarstellungen des Tuc d'Audubert, die Höhlen von Mas d'Azil, Gargas usw. besucht werden.

Im Frühjahr findet eine Exkursion in die Bretagne zum Studium der megalithischen Denkmäler, vor allem der alignements von Carnac statt, andere Ausflüge werden zum Ziele haben: Lagerplätze und Befestigungen („champ de César" bei Dieppe), Alesia und andere bedeutende gallo-römische Niederlassungen.

Musealstudien, Vorlesungen. In und nächst Paris bieten große Museen (Muséum d'Histoire Naturelle, Muséum de Paléontologie Humaine, Trocadéro-Museum, Musée des Antiquités Nationales in Saint-Germain-en-Laye) Gelegenheit zu allgemeinen und speziellen Studien. An Hand von Objekten soll der Schüler eine wissenschaftliche Abhandlung ausarbeiten. Die Führungen sollen vor allem durch die Lehrkräfte der „École d'Anthropologie" und der anderen anthropologischen Institute in Paris stattfinden, die sich alle weitgehend in den Dienst der Sache stellen. Der persönliche Kontakt wird dabei eine wichtige Rolle spielen.

Die Stellung der paläolithischen und neolithischen Kunst (Höhlenwandmalereien, Gravierungen, bewegliche Kunstwerke usw.) in der Kunstgeschichte kann nicht richtig erfaßt werden, ohne einige Kenntnis der historischen Kunst und Kunsttechnik. Diesem Zweck sollen für die amerikanischen Studenten dienen die ägyptische Abteilung des Louvre, die Gemäldesammlung im Palais Luxembourg und vor allem die vielen Ausstellungen realistischer moderner Kunst.

Vorbildung; Aufnahme. Die Leitung will zwischen „Sommerstudenten" und „regular students" unterscheiden. Für letztere sind die Aufnahmsbedingungen natürlich schärfer und der Kurs soll ganze 12 Monate umfassen, also auch die mehr theoretische Bildung in der Kapitale. Die Vorlage einer selbständigen wissenschaftlichen Arbeit schließt die Lehrzeit ab; ein Zeugnis wird ausgestellt. Die Kenntnis der französischen Sprache ist erwünscht, doch bedarf es keiner Vollkommenheit; die soll sich von selbst ergeben. Lehrkosten erhebt die American School in France of Prehistoric Studies nicht; der Schüler bestreitet nur die eigenen Kosten. Beim Aus-

graben kann er sich als Erdarbeiter Geld verdienen, ohne seinen Hauptzweck zu beeinträchtigen, im Gegenteil. Zwei Stipendien von 5000 und 2000 Francs sind für besser vorgebildete Bewerber verfügbar. Das Studienjahr beginnt alljährlich mit dem 1. Juli. Es werden Damen ebensogut zugelassen wie Herren.

Frankreich hat in der Geschichte der anthropologischen Wissenschaften eine große Rolle gespielt. Die vorstehend geschilderten Einrichtungen zeigen, daß es nicht auf seinen Lorbeeren auszuruhen gedenkt. In der Zeit wirtschaftlicher Depression nach dem Kriege hat es verstanden, die amerikanische Wissenschaft, die als einzige noch über die finanziellen Voraussetzungen der Vorkriegszeit verfügt, für das prähistorische Europa zu interessieren.

4. Herr Hofrat Josef Szombathy übersendet eine Notiz über

## Altslawische Schädel von der Kaiserburg in Eger.

Im Jahre 1911 wurden im Auftrage des kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts durch den Architekten Julius Ernst Jonas die Ruinen und das ganze Gelände der Egerer Kaiserburg systematisch untersucht. Dabei wurden südlich vom Palast und von der Doppelkirche zahlreiche, in nicht vollkommen regelmäßigen Reihen angeordnete Skelettgräber entdeckt, welche aus der Zeit vor der Errichtung der Kaiserpfalz Eger durch Friedrich Barbarossa, also zuverlässig vor dem letzten Drittel des XII. Jahrhunderts stammen. Durch das Vorkommen der charakteristischen Schläfenringe sind sie als altslawische Begräbnisse gekennzeichnet. Aus diesen Gräbern ist eine Anzahl von Schädeln als Geschenk der Stadt Eger in die anthropologische Sammlung des Wiener naturhistorischen Museums gelangt, darunter 28 Stück, an welchen die Längen- und Breitenmaße ordentlich gemessen werden konnten. Im Anschlusse an die bekannte Abhandlung Hofrat Toldts[1]) möge hier nur auf die in dieser Schädelgruppe vertretenen Hauptformen kurz hingewiesen werden.

Toldt hatte aus dem Gebiete der Tschechoslowakei 22 Schädel von Ober-Danowitz bei Znaim in der Hand. Von diesen waren

45·5% dolichokran,
45·5% mesokran,
9·0% brachykran.

[1]) C. Toldt, Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XLII, 1912, S. 247.

Zum Vergleiche zog er (l. c. S. 269) 71 Schädel aus altslawischen Gräbern Böhmens heran, welche H. Matiegka[1]) veröffentlicht hatte. Von diesen sind

28·2% dolichokran,
52·1% mesokran,
19·7% brachykran

und von letzteren einer (von Levý Hradec, mit einem Längenbreiten-Index von 91·0) hyperbrachykran.

Diese Schädel zeigen so wie die von Toldt aus Niederösterreich, Nord- und Südsteiermark beigebrachten nahezu 100 altslawischen Schädel in ihrer überwiegenden Mehrzahl einen ausgemachten Langbau oder Mittellangbau und als eine damit zusammenhängende bemerkenswerte Eigenschaft das mehr oder weniger ausgezogene, kegelförmig zugespitzte Hinterhaupt.

Diesem Formenkreise, von dem die Schädel der rezenten Bevölkerung der betreffenden Länder sehr stark abweichen, schließen sich die altslawischen Schädel von Eger auf engste an. Von ihnen sind

12 = 42·8% dolichokran (Längenbreiten-Index = 69·0—74·3),
11 = 39·3% mesokran (Längenbreiten-Index = 75·1—79·8),
5 = 17·9% brachykran (Längenbreiten-Index = 81·6—86·1).

Unter den Langschädeln sind drei (= 10·7%) hyperdolichokran mit einem Längenbreiten-Index von 69·0—69·8 und unter den Kurzschädeln ist einer bereits hyperbrachykran mit dem Index 86·1. Er schließt sich aber ganz nahe an die übrigen Kurzschädel an und nimmt keine solche Sonderstellung ein, wie der von Toldt besonders genannte hyperbrachykrane Schädel von Levý Hradec.

Die charakteristische Form des Hinterhauptes, die gewissermaßen kegelförmige Ausgestaltung desselben zeigen die Egerer Altslawenschädel ganz besonders gut, und zwar nicht bloß die dolicho- und mesokranen, sondern in abgeschwächtem Maße auch die brachykranen. Unter ihnen gibt es ebenso wie unter den von Toldt behandelten Altslawenschädeln keinen planoccipitalen.

5. Herr Dr. J. Bayer übergibt folgende Mitteilung über

## Ein Grab aus der Wende der Bronze- und Hallstattzeit in St. Pölten.

Mit 1 Textabbildung.

Auf die Mitteilung des um die prähistorische Erforschung seines Heimatgebietes ver-

[1]) H. Matiegka, Crania bohemica. Prag 1891.

dienten Bürgerschullehrers Herrn Adolf Tobner in St. Pölten vom Funde eines Bronzemessers begab ich mich an die Fundstelle, wo ich folgendes feststellen konnte: Das Stück, ein

Bronzemesser aus einem Brandgrabe in St. Pölten, fast $^1/_2$ n. G.

geflammtes Messer, wurde Mitte Oktober 1922 beim Bau eines Brennofens hinter dem Hause des Hafnermeisters Herrn Anton Schilling, Kremser Landstraße Nr. 21, in 0·5—0·6 *m* Tiefe im Humus von einem Arbeiter gefunden und vom Sohne des Herrn Schilling in der Schule Herrn Tobner übergeben. Bei dem Messer sollen sich Knochenreste befunden haben, von Gefäßen ist nichts bekannt. Leider wurde knapp neben der Fundstelle eine Mauer aufgeführt, so daß eine Untersuchung des benachbarten Erdreiches vorderhand nicht erfolgen kann, doch beabsichtigt Herr Schilling dessen Aushebung im nächsten Jahre. Da es sich wohl sicher um ein Brandgrab handelt, bei dem der Leichenbrand mit dem Messer auf freier Erde lag, ist es wahrscheinlich, daß sich dann noch zum Grabe gehörige Sachen vorfinden, um so wahrscheinlicher, als ein Grab mit einem so guten Metallgegenstand stets auch keramische Beigaben aufweist.

Leider wurde dem sicher unbeschädigt gehobenen Fundstücke stark mitgespielt, denn es ist frisch entzwei gebrochen und die Schneide besonders im unteren Teile stark beschädigt. Teile davon fehlen. Ebenso ist die Griffangel beschädigt durch Anschleifen mit einer Feile. Das untere Messerbruchstück ist überdies dem Feuer ausgesetzt gewesen, dessen patinavernichtende Wirkung man deutlich sieht. Das in der prähistorischen Sammlung des Staatsmuseums restaurierte Stück ist 30 *cm* lang, wovon 5 *cm* auf die Griffangel entfallen. Verziert ist die Klinge beiderseits mit drei zur Schneide parallel laufenden Linien und drei Würfelaugen. Am mittleren Teile des Rückenverlaufs sieht man zwei knapp an den Kanten und parallel mit ihnen verlaufende Linien. Die Kanten des vierkantigen Griffdornes sind gekerbt.

Über die Zeitstellung braucht nichts gesagt zu werden. Mit seinen 30 *cm* Länge gehört das Stück zu den größten Exemplaren seiner Form. Ein fast ebenso langes, aber anders verziertes Messer fand sich auf dem Urnenfeld von Hadersdorf am Kamp (Grab Nr. 33).

Auch in St. Pölten dürfte es sich nicht um ein einzelnes Grab handeln.[1])

Bei dem der Angelegenheit seitens des Grundbesitzers entgegengebrachten Interesse darf damit gerechnet werden, daß künftige Funde sachgemäß behandelt werden.

Das Messer wurde dem städtischen Museum in St. Pölten einverleibt.

[1]) In keinerlei Zusammenhang mit unserem Funde sind wohl menschliche Knochenreste (ein ganzes Skelett und zwei Schädel), welche nach H. Schillings Angabe beim Bau seines Hauses an der Südostecke ohne irgendwelche Beigaben gefunden wurden. In ihrer Nähe stand ein Feldkreuz und es ist anzunehmen, daß es sich um mittelalterliche oder frühneuzeitliche Bestattungen handelt.

6. Herr J. V. Želízko übersendet

**Einige Bemerkungen zur Frage der Steatopygie des paläolithischen Menschen.**

Das im Jahre 1909 gefundene Steinfigürchen der „Venus" bei Willendorf in Niederösterreich[1]) und die kurz vor dem entdeckten plastischen weiblichen Bildnisse bei Laussel (Dordogne) in Frankreich[2]) lenkten die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich, so daß neuerdings alle bisher existierenden mitteleuropäischen, in ihrer Motivierung und Ausführung so auffallend übereinstimmenden Funde zur Diskussion kamen.

Auch mir waren die angeführten Funde ein willkommener Gegenstand meines jahrelang betriebenen paläoethnologischen Vergleichsstudiums.

Beide bereits oberwähnten Funde wurden dann zum Gegenstande eines interessanten Streites, in welchem die Frage betreffs des Aussehens des Urmenschen resp. des Urweibes gelöst werden sollte.

Die auffallende körperliche Hypertrophie der Venus von Willendorf und der plastischen Gestalten von Laussel führte einige Forscher zur Ansicht von der Existenz einer mittelpaläolithischen Rasse mit Zeichen einer typischen Steatopygie, die, wie bekannt, bis heute bei einigen Völkern Südafrikas, namentlich bei den Buschmännern und Hottentotten erscheint. Andere sahen in diesen Darstellungen bloß die Früchte der übertriebenen Phantasie des primitiven Künstlers, andere wiederum Symbole erotischer Bedeutung, der Fruchtbarkeit usw.

Dieser Streit ist aber bis heute nicht befriedigend gelöst und, wie es scheint, wird er auch nicht sobald positiv aufgeklärt.

Es handelt sich daher um auf bloße Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten gegründete Hypothesen und Schlüsse.

Auch der Zweck dieses kurzen Aufsatzes ist nur der, zur teilweisen Aufklärung der obigen interessanten Frage beizutragen.

Die bis jetzt in Europa bekannten ältesten, durch eine körperliche Hypertrophie gekennzeichneten Skulpturen stammen aus dem Mittelpaläolithikum, da sie insgesamt dem Aurignacien angehören.

Es sind dies vor allem zwei aus Mammutelfenbein geschnitzte Statuetten von Brassempouy (Landes) und drei aus Steatit verfertigte Idole von Mentone. Mit diesen stimmen die Venus von Willendorf und die Plastiken von Laussel am meisten überein.

Die z. B. von Mas d'Azil und andernorts stammenden Statuetten sowie die in Zeichnungen und Schnitzereien in Bein, Geweih und auf Felswänden ausgeführten menschlichen Gestalten, die übrigens durchschnittlich selten sind und weit hinter den Skulpturen zurückbleiben, kommen hier nicht in Betracht.

Bei allen Funden der menschlichen Skulpturen ist ersichtlich, daß der paläolithische Künstler die wenigste Aufmerksamkeit den Gesichtszügen widmete, während er aber mit besonderer Vorliebe die Geschlechtsorgane und die in ihrer Nachbarschaft befindlichen Körperteile ausdrücklich ausprägte. Brust, Bauch und Hüften waren die Hauptgegenstände seiner Darstellungen. Die Gestalten sind vollkommen nackt, nur einige scheinen Spuren irgendeines Gewandes oder Verzierung zu tragen. Andere zeichnen sich auch durch irgendeinen Haarputz oder eine eigentümliche Kopfbedeckung in Form einer Kapuze aus, wie auf dem Kopfe der Figur von Brassempouy zu sehen ist, deren Augenbrauen und Nase nur schwach angedeutet sind. Eine besondere Haartracht oder Kopfbedeckung weist auch die Venus von Willendorf auf.

Obermaier[1]) sieht in diesen Idolen realistisch-erotische Abbilder der Fruchtbarkeit. Eben wegen dieser symbolisch-sinnlichen Übertreibungen gewisser Körperpartien kann man aus ihnen kaum einigermaßen exakte Schlüsse anthropologischer Natur, d. h. auf die Körperbeschaffenheit der damaligen Bevölkerung aufbauen.

Bei einer Diskussion in der Monatsversammlung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft im Jänner 1910, in welcher Szombathy die Venus von Willendorf behandelte, kam auch die Frage der eventuellen Steatopygie zur Erwägung, gegen welche sich damals Hoernes, Toldt und Pöch aussprachen. Szombathy schließt gleichfalls die Steatopygie aus. Er bemerkte jedoch, daß, trotzdem bei einigen französischen Skulpturen die Steatopygie nicht angedeutet ist, die Frage dieser körperlichen Hypertrophie keineswegs beseitigt sei, wobei er auch auf die zwei fragmentarischen Steatitstatuetten von

[1]) J. Szombathy, Die diluvialen Kulturschichten von Willendorf (Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien, Sitzungsberichte, S. 4, Bd. XL). Wien 1910.

[2]) G. Lalanne, Découverte d'un bas-relief à représentation humaine dans les fouilles de Laussel (L'Anthropologie, T. XXII). Paris 1911. — Bas-reliefs à figuration humaine de l'abri sous roche de „Laussel" (Dordogne). (Ibid. T. XXIII, 1912).

[1]) H. Obermaier, Der Mensch der Urzeit, S. 227.

Brassempouy hinwies, die dagegen ganz bestimmt steatopyg sind.

Piette vertritt eine vorübergehende Existenz irgendeiner den Buschmännern ähnlichen Rasse in West- und Mitteleuropa während des Mittelpaläolithikums.

Lalanne, der Entdecker des Felsenreliefs von Laussel, hält gleichfalls an dieser Hypothese fest.

Nach Piette lebte im Aurignacien um das Mittelmeer herum eine negroide kunstbegabte Rasse, deren Weiber steatopyg waren. Die Rasse trat dann Schritt für Schritt immer gegen Süden zurück, zuletzt Südafrika erreichend. Dieser Rückgang spielte sich wahrscheinlich infolge einer Veränderung des glazialen Klimas ab, wonach die an Kälte gewöhnten nachkommenden Renntierjäger die alten Lagerplätze der negroiden Bevölkerung einnahmen.

Lalanne beruft sich nebstbei unter anderem auf die Übereinstimmung der süd- und westspanischen paläolithischen Felsenmalereien mit den rezenten Zeichnungen der Buschmänner.

Breuil meint ebenfalls, daß im Aurignacien um die mittelländische Küste sowie in Mittel- und Westeuropa eine Bevölkerung afrikanischen Ursprungs siedelte, welche im Solutréen und Magdalénien eine andere diesmal von Osten kommende Rasse ablöste. Näheres über dieses Thema findet man übrigens in Hoernes' Buch: „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa" (Wien 1915), wo auch die nötige Literatur angeführt ist.

Vergleichen wir die Venus von Willendorf, die Torsos von Brassempouy, ferner die plastische Gestalt des Weibes von Laussel oder eine andere aus demselben Fundorte mit einem auffallend steatopygen Buschmannweib, dessen Bild ich zufällig aus dem Nachlasse des Afrikaforschers Holub besitze, oder mit den Buschmannfelsgravierungen von Südafrika auf Grund des Holubschen bis jetzt noch nicht publizierten Materials, welches ich in einer mit mehreren Foliotafeln ausgestatteten Monographie zur Veröffentlichung vorbereitet habe, mahnt die Ansicht obiger Forscher zur aufmerksameren Betrachtung.

Daß die Steatopygie bei den Buschmännern, Hottentotten und anderen Völkern Afrikas in verschiedenen Formen auftritt, möchte ich nur auf ein Bild eines Hottentottenweibes von Bersabi im Werke L. Schultzes: „Aus Namaland und Kalahari", S. 180 (Jena 1907), aufmerksam machen und auf eine ähnliche Form körperlicher Hypertrophie, welche Schweinfurth bei den afrikanischen Bongoweibern konstatierte.[1])

Wenn wir also die Existenz einer steatopygen negroiden Rasse im Mittelpaläolithikum Europas zugeben, könnten wir auch da mit den verschiedenen Formen dieser körperlichen Hypertrophie rechnen, wenn sie auch der primitive Künstler einigermaßen vergrößerte und übertrieb.

Schweinfurth fand auch bei den Männern des interessanten Zwergstammes der Akka eine ungemein konkave Ausbiegung des hinteren Körperteiles.[2]) Ob die plastische Gestalt eines Mannes, welche Lalanne auch bei Laussel fand, eine ähnliche anatomische Abnormalität darstellen soll, oder ob es sich nur um eine aus freier Phantasie diktierte Ausführung handelt, ist bei diesem Einzelnfunde schwer zu sagen. Daß wir auch bei den Männern des Hottentottenvolkes der Steatopygie begegnen, ist nicht nötig, weiter zu erörtern.

Der paläolithische Mensch hinterließ, ähnlich wie die anderen bis heute lebenden primitiven Völker, in den Zeichnungen, Schnitzereien und Höhlenwandgravierungen und Malereien so viele naturalistisch treue Darstellungen, namentlich der Tiere, mit welchen er lebte und die er jagte und welche ein fortwährender Gegenstand seiner Aufmerksamkeit waren, wie das Mammut, sibirische Nashorn, Wildpferd, Bison u. a., wie viele Beispiele in Frankreich und Spanien zeugten.[3])

Infolgedessen wäre es zu verwundern, wenn dieser Mensch in seinen Skulpturen die weibliche Gestalt durchwegs nur karikiert hätte.

Daß der Haarputz oder die Kopfbedeckung bei der Venus von Willendorf sowie des Kopfes von Brassempouy nicht ein Erzeugnis bloßer Phantasie sein dürfte, dafür möchte ich ein Beispiel aus der Gegenwart erwähnen. Es ist dies ein Figürchen einer Eskimofrau aus Ostgrönland nach W. Thalbitzer[4]). Auch hier widmete der Eskimokünstler den Gesichtszügen sehr wenig Aufmerksamkeit, ähnlich wie wir bei den paläolithischen

[1]) G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, S. 156. Leipzig 1918.

[2]) Ibid. S. 365.

[3]) E. Cartailhac - H. Breuil, La Caverne d'Altamira à Santillane près Santander (Espagne). Monaco 1906.

[4]) W. Thalbitzer, The Ammassalik Eskimo. Meddelelser om Grønland. Bd. XXXIX, p. 648. København 1914.

Skulpturen sehen, dafür aber widmete er die sorgfältigere Arbeit dem knotenartigen Haarputz, wie solcher bei den Frauen in Ostgrönland üblich ist. Dieses Figürchen ist für unseren Vergleich auch dadurch von Interesse, da es weibliche Körperformen aufweist, die mit den paläolithischen Darstellungen auffallend übereinstimmen.

Wenn wir auch die Steatopygie der paläolithischen Rasse während des Aurignacien in Europa ausschließen, ist dadurch die Frage der körperlichen Beschaffenheiten der Urbevölkerung in der genannten Periode keineswegs noch abgetan.

Es genügt wieder zu einigen gegenwärtigen Beispielen zu greifen, um zu erkennen, daß es auch andere Motive sein könnten, die dem paläolithischen Künstler bei seinen Bildnissen vorschwebten und die vielleicht von einer anderen Seite als der bisherigen die eigentümliche Herkunft und Bedeutung der weiblichen Skulpturen beleuchten könnten.

Ähnlich wie bei einigen primitiven oder halbzivilisierten Völkern bis heute das Ideal der männlichen Sehnsucht ein Weib ist, dessen körperliche Formen je abnormaler, desto willkommener sind, so ist es nicht ausgeschlossen, daß auch bei dem paläolithischen Menschen ein besonders üppiges Weib der Gegenstand seiner erotischen Sehnsucht war. Folglich ist es nicht unmöglich, daß auch in seinem Stamme Weiber mit solcher körperlichen Hypertrophie vorkamen, wie er uns dieselbe in den Skulpturen vorführte und daß er gerade diese Weiber mit besonderer Vorliebe zum Gegenstand seiner Schnitzereien wählte. Wenn auch diese Darstellungen stellenweise übertrieben sind, so ändert das nichts an der Sache.

Es ist bekannt, daß die Weiber einiger Völker zu einer abnormalen Fettleibigkeit besonders inklinieren, zum Beispiel im Orient. Eine auffallende Fettleibigkeit der Hüften und des Bauches habe ich öfters bei den slowakischen Marktweibern in Wien beobachtet. Im Orient und andernorts erreicht man bei Weibern die gewünschte abnormale Korpulenz auch auf künstliche Art.

Ich erinnere an die Erzählung des Reisenden F. Klement (Quido Mansvet)[1]), daß in Isfahan in Persien die Mütter bei ihren heranwachsenden heiratsfähigen Töchtern die erwünschte Üppigkeit des Körpers durch große Milchportionen erzielen. Jedes zur Verfettung bestimmte Mädchen muß täglich bis vier Liter Milch austrinken. Klement bestätigt, daß in Dscheda am Roten Meere Mädchen gewisser „Mütter" Tag für Tag je acht bis zehn Liter Milch verbrauchen, infolgedessen so verfetten, daß ihr Körper einem dort natürlich sehr gesuchten Fleischblock ähneln.

Seinerzeit brachten die Tagesblätter einige Erzählungen des englischen Forschungsreisenden John Roscoe über einige bisher wenig bekannte Stämme Ostafrikas, deren Name leider nicht angeführt war. In einem in London gehaltenen Vortrage sprach der Forscher über ein Gebiet, in welchem die fettleibigste Frau als schönste geschätzt wird. In diesem Gebiete soll sich die Bevölkerung größtenteils mit Milch nähren, wozu sie große Viehherden züchtet. Ein nur hundert Kühe besitzender Bauer wird als arm betrachtet, da er nicht imstande ist, sich eine eigene Frau zu halten. Zwei oder drei solcher Bauern sind gezwungen, sich gemeinsam eine Frau zu kaufen und sie auszuhalten, da hundert Kühe zur Erhaltung des Mannes und des Weibes eben zu wenig sind. Nach dortigem Brauche, eine Frau zu ernähren und sie hübsch zu halten, bedeutet, sie auf eine erstaunliche Dicke zu mästen. Je fettleibiger das Weib, desto schöner und bewunderungswürdiger ist es. Der genannte Forscher sah beim Besuche eines vornehmen Hauses eine Frau, die wegen ihrer enormen Fettleibigkeit nicht imstande war, sich durch die Tür zu zwängen.

Dies nur einige Beispiele.

Wenn wir also unsere bisherigen Vergleichsbeobachtungen über das oben angeführte Thema zusammenfassen, kommen wir zu dem Schlusse, daß während des Aurignacien tatsächlich irgendwo in West- und Mitteleuropa eine bestimmte Menschenrasse existieren konnte, deren Weiber sich durch eigentümliche körperliche Hypertrophie, sei es in Form der Steatopygie oder einer anderen Abnormalität, auszeichneten.

Demzufolge führte uns der paläolithische Mensch Schnitzereien nach lebenden Mustern vor, von denen er für seine Darstellungen die passendsten auswählte, welche er manchmal auch karikierte, legte vor allem das Gewicht auf die Geschlechtsorgane und deren Nachbarteile, wobei er den Kopf und die Glieder schleuderhaft ausprägte.

Hoernes meint, nach dem nackten Figürchen der Venus von Willendorf urteilen zu müssen, daß die Frauen wenigstens im Sommer

[1]) F. Klement, Z ovzduší harémů a pouští, pag. 121. Praha 1909.

vollständig oder teilweise nackt gingen, was auf keine besonders kalte Jahrestemperatur hinweist. Hoernes sucht für seine Hypothese die Stütze in der Fauna (Mammut, Renntier, Riesenhirsch, Wildpferd und Eisfuchs), welche in derselben Lage mit dem Figürchen gefunden wurde. Nach ihm spricht diese Fauna durchaus gegen ein ausschließlich kaltes Klima.

Die Ansicht Hoernes' kann man aber nicht in vollem Umfange akzeptieren.

Ich erinnere nur an die Schnitzereien der rein arktischen Völker, z. B. Eskimos und Tschuktschen, die auch vorwiegend nackte menschliche Gestalten aus Holz und Bein ausschneiden, ohne daß sie im arktischen Sommer sämtliche Kleider ablegen würden.

Da aber, wie wir wissen, diese Menschen in ihren Zelten vollkommen nackt schlafen, hat der eingeborene Künstler viel mehr Gelegenheit als andernorts, sich sein Modell gewiß aus unmittelbarer Nähe anzusehen.

Infolgedessen würde es zu weit führen, wenn wir nach den angeführten Darstellungen die klimatischen Verhältnisse dieser oder jener paläolithischen Periode bestimmen wollen.

Darüber liefern uns belehrende Beispiele die primitivsten Indianerstämme des Feuerlandes, Alakalufa und Onas, welche bei jedem Wetter, mehr als ungenügend gekleidet, stellenweise sogar vollkommen nackt gehen, obwohl das dort herrschende Klima sehr rauh ist.

Nach G. Andersson[1]) sind nackte, in den verschneiten Einöden des Feuerlandes herumlaufende Kinder der Onas keine seltenen Erscheinungen.

Es ist zu erwarten, daß weitere neue Funde und neue Resultate der paläoethnologischen Vergleichsstudien die Frage noch besser beleuchten werden, als es den bisherigen Forschern glückte.

[1]) O. Nordenskiöld, Antarctic. Zwei Jahre im Schnee und Eis am Südpol. Bd. II. Berlin 1904.

## Eingänge für die Bibliothek.

**Winkler, Dr. H.,** Die Altaische Völker- und Sprachenwelt. (Osteuropa-Institut in Breslau.) Leipzig und Berlin 1921.

**Koch-Grünberg, Theodor,** Zwei Jahre bei den Indianern Nordwest-Brasiliens. Stuttgart 1921.

**Frazer, Sir James George,** Folk-Lore in the Old Testament. 3 Vols. London 1919.

**Leaflets of the Museum** of the American Indian Heye Foundation. New York.

**Contributions of the Museum** of the American Indian Heye Foundation. New-York.

**Nordenskiöld, Erland,** The Copper and Bronze Ages in South America. (Comparative ethnographical Studies.) Göteborg 1921.

**Poebel, Arno,** Historical and Grammatical Texts. (Publications of the Babylonian Section, Bd. V.) Philadelphia 1914.

**Nieuwenhuis, Dr. A. W.,** Die Veranlagung der malaiischen Völker des Ostindischen Archipels. (Suppl. Bd. XXI, S.-A. Bd. XXII, S.-A. Bd. XXIII, S.-A. Bd. XXV, Intern. Archiv für Ethnographie.) Leiden.

— Die Wurzeln des Animismus. (Suppl. Bd. XXIV, Intern. Archiv für Ethnographie.) Leiden.

**Pires de Lima, Amerigo,** Subsidios para o estudo comparado da mandíbula do homeo e de alguns mamíferos. (Extr. do Vol. II. 3 1915, do Archivo de Anatomia e Antropologia.) Lisboa.

— Estudo d'um monstro cebocéfalo. Porto 1921.

**Pires de Lima, Amerigo,** O dente-santo de Aboim da Nóbrega e a lenda de S. Frutuoso (Abbade). (Extr. do fasc. III vol. I dos Trabalhos da Soc. Portuguesa de Antropologia e Etnologia.) Porto 1921.

A Teratologia nas Tradiçoes populares. (sep. dos Arquivos de Historia de Medicina Portuguésa) Porto 1921.

— A propósito do divertículo de Meckel. Consideraçoes morfologicas e clinicas. (Sep. Nr. 334 de a Medicina moderna.) Porto 1921.

A propósito de sindroma de Dubreuil-Chambardel. (Sep. do Nr. 326 de „A Medicina Moderna".) Porto 1921.

– Um caso de Gigantismo parcial do pé. (Sep. do Nr. 9 [1921] do „Portugal Medico".) Porto 1921.

— Polydactilie transitoire. (Extr. des Comptes rendus des séances de la Soc. de Biologie.) 1920.

— Deux cas de Polymastie. (Extr. de la Gazette Médicale du Centre.) Tours 1920.

**O Instituto de Anatomia** da Faculdade de Medicina do Porto. Director J. A. Pires de Lima. Porto 1921.

**Garret de Almeida, A. y Pires de Lima, J. A.,** El Rasoto, enano acondroplásico (publicado en los nums. 21 y 22 de la Revista internacional Plus-Ultra Argensola, 2 — Madrid).

**Monteiro, Hernani Bastos,** A Contribuiçao portuguesa para o estudo das Anomalias Musculares (Revista critica). (Sep. do „Portugal Medico" 3. a série, Vol. IV, Nos. 1 e 2 1918.) Porto.

**Pires de Lima, J. A.,** Etude d'un Monstre otocéphalien. (Extr. du Bull. de la Soc. Portugaise des Sciences Naturelles, T. VIII.) Lisbonne 1918.
Sobre alguns casos de Sindactilia congénita. (Sep. dos „Anais Scientificos da Faculdade de Medicina do Porto", Vol. IV, Nr. 3.) Porto 1918.
Sobre tres monstros ciclocefalianos. (Sep. dos „Anais Scientificos da Faculdade de Medicina do Porto", Vol. IV, Nr. 2.) Porto 1918.

**Sergi, Sergio,** Sul piano orizzontale della visione. Roma 1920 21.
– Sulla differenza sessuale del tipo di respirazione negli hominidae. (Estratto di Rassegna di Studi sessuali, f. 5.) Roma.
Il modulo antropometrico per la scuola magistrale Ortofrenica di Roma. Roma 1921.
— I Muscoli intercostali e la Differenza sessuale del Tipo di Respirazione nello Cimpanzè. (Estr. Riv. di Antropologia, Vol. XXIV.) Roma 1920/21.
— e **Genna, Dott. Maria,** Sulla Differenza del Tempo di Reazione semplice degli Arti simmetrici. (Estr. della Riv di Antropologia, Vol. XXIV.) Roma 1920 21.
Studi sul Midollo Spinale dello Cimpanzè. I. Sulla topografia vertebro-midollare nello Cimpanzè. II. La Sostanza grigia e la Sostanza bianca del Midollo spimale; variazioni assolute e variazione relative nello Cimpanzè: confronti con l'Uomo. (Estr. dalla Rivista di Antropologia, Vol. XXIV.) Roma 1920/21.

**Frobenius, Leo,** Spielmannsgeschichten der Sahel. Atlantis, Volksmärchen und Volkserzählungen Afrikas, Bd. VI.) Jena 1921.

**Boman, Eric,** Los vestigios de industria humana encontratos en Miramar (Republica Argentina) y atribuidos a la época terciaria. Santiago 1921.

**Helmolt, Hans F.,** Weltgeschichte. IX. Bd. Amerika, Australien, Gesamtregister. Leipzig 1922.

**Seligmann, Dr. S.,** Die Zauberkraft des Auges und das Berufen. — Ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens. Hamburg 1922.

**Conti Rossini, C.,** Il popolo sudanese-etiopico detto „tiknah" o „buknah" dai geografi arabi. Roma 1921.

**Lehmann-Nitsche, R.,** Las Constelaciones del Orion y de las Hiadas. (Rev. del Museo de la Plata, XXVI.) Buenos Aires 1921.

**Illustrierter Führer** durch die Prähistorische Abteilung, Städtisches Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Herausgegeben von der Direktion, verfaßt von Dr. Johannes Richter. Leipzig 1922.

**Hough, W.,** Synoptic Series of Objects in the United States National Museum illustrating the History of Inventions. (Proc. U. S. N. Mus. Vol. 60, Nr. 2404.) Washington 1922.

**Levy-Bruhl, L.,** La Mentalité Primitive. (Bibl. phil. contemporaine.) Paris 1922.

**Fruin-Mees W.,** Geschiedenis van Java. Deel 1, Hindoetijdperk. Deel 2, De Mohamedaansche Rijken. Weltevreden 1920.

**Ziegler K.** u. **Oppenheim S.,** Weltuntergang in Sage und Wissenschaft. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig-Berlin 1921.

**Handelingen** van het Eerste Congres voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Java. Solo 1919.

**Washington, H S.,** The Jade of the Tuxtla Statuette. (Proc. U. St. Nat. Mus. Vol. 60, Nr. 2409.) Washington 1922.

**Kroeber, A. L.,** California Culture Provinces. (Univ. of Calif. Publ. in Amer. Arch. and Ethn., Vol. 17, Nr. 2.) Berkeley 1920.

**Scheidt, Dr. W.,** Die respiratorische Exkursionsbreite des Brustumfanges und ihre Bedeutung. (S.-A. Deutsche med. Wochenschrift, 1922, Nr. 6.)
— Anthropometrie und Medizin. (S.-A. Münchner med. Wochenschrift 1921, Nr. 51.)

**Martin, Dr. R.,** Anthropometrie. (S.-A. Münchner med. Wochenschrift, 1922, Nr. 11.)

**Report of the Canadian** Arctic Expedition 1913/18. Vol. XII: The Life of the Copper Eskimo by D. Jenness. Southern Party 1913/16. Ottawa 1922.

**Stein, Arthur,** Römische Reichsbeamte der Provinz Thracia. Hrg. vom bosn.-herzeg. Landesmuseum in Sarajevo. 1920.

**Le Coq, A. von,** Türkische Manichaica aus Chotscho. III. (Abh. d. pr. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl. 1922, Nr. 2.) Berlin 1922.

**Posnansky, Arthur,** La Lengua „Chipaya" (Carangas, Bolivia). La Paz 1915.
— Templos y Viviendas Prehispanicas. La Paz 1921.

**Prietze, Albert,** Natur und Volkstum. Hannover-Linden 1920.

**Praschniker, C.,** Kretische Kunst. (Bibliothek der Kunstgeschichte, herausg. von H. Tietze, Bd. 7.) Leipzig.

**With, K.,** Japanische Baukunst. (Bibliothek der Kunstgeschichte, herausg. von H. Tietze, Bd. 10.) Leipzig.

**Giuffrida, Ruggeri V.,** The First Outlines of a Systematic Anthropology of Asia. (Univ. of Calcutta, Anthrop. Papers Nr. 6.) Calcutta 1921.

**Rivers, W. H. R.,** Kinship and Social Organisation. London 1914.

**Roscoe, John,** The Northern Bantu. An account of some Central African Tribes of the Uganda Protectorate. Cambridge 1915.

**Antze, Gustav,** Die Brasiliensammlung Vollmer aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck und 10 Abb. im Texte. (Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg VII.) Hamburg 1922.

**Götze, Alfred,** Die Steinsburg bei Römhild. (S.-A. Prähist. Zeitschrift, XIII, 1921.)

**Katalog** der Ausstellung Ostasiatischer Kunst im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie. April - Juni 1922.

**Rudert, Theodor,** Neue Theorien über die geschlechtliche Liebe. Die geschlechtlichen Perversionen, die Charakterverschiedenheit der Geschlechter, das sexuelle Problem als Weltanschauungsfrage. Berlin-Halensee.

**Damm, Hans,** Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker. I. Teil: Die Zweikampfspiele. (Institut für Völkerkunde.) Leipzig 1922.

**Thurnwald, Richard,** Psychologie des primitiven Menschen. (Handbuch für vergleichende Psychologie, I./2.) München.

**Correa, A. A. Mendes,** Curso de Antropologia na Universidade do Porto. I. Porto 1922.

**Ötteking, Bruno,** Anomalous Patellae. (The Anatomical Record, Vol. 23, Nr. 4, 1922.)

**Goldstern, Eugenie,** Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden. Ein Beitrag zur romanischen Volkskunde. Wien 1922.

**Matiegka, Jindřich,** The Origin and Beginnings of the Czechoslovak People. (Smith. Rep. 1919, pp. 471—486.) Washington 1921.

**Keith, Arthur,** The Differentiation of Mankind into Racial Types. (Smith. Rep. 1919, pp. 443—453.) Washington 1921.

**Montgomery, James A.,** The Opportunity for American Archaeological Research in Palestine. (Smith. Rep. 1919, pp. 433—441.) Washington 1921.

**Hough, Walter,** The Hopi Indian Collection in the United States National Museum. (Proc. U. St. Nat. Mus., Vol. 54.) Washington 1918.)

**Holmes, W. H.,** On the Race History and Facial Characteristics of the Aboriginal Americans. (Smith. Rep. 1919, pp. 427—432.) Washington 1921.

**Cook, O. F.,** Milpa Agriculture, a primitive tropical System. (Smith. Rep. 1919, pp. 307—326.) Washington 1921.

**Fewkes, Walter J.,** Two tapes of Southwestern Cliff Houses. (Smith. Report for 1919, pp. 421—426.) Washington 1921.

**Pires de Lima, J. A.,** Deux observations de tumeurs congénitales du plancher pelvien ayant provoqué des monstruosités. (Extr. du Bull. de la Soc. Portugaise des Sciences Naturelles, T. VIII.) Lisbonne 1918.

— Sur quelques observations de Fistules juxta-uréthrales congénitales. (Communication au XVIIe Congrès international de Médecine, Londres, 6—12 Août 1913, Section I. (Anatomie et Embryologie.) Porto 1913.

**Breasted, J. H.,** The Oriental Institute of the University of Chicago. A Beginning and a Programm. (Oriental Institute Communications Nr. 1.) Chicago 1922.

**Bryn, Halfdan,** Troms Fylkes Antropologi. (Videnskapsselskapets Skrifter I, 1921.) Kristiana 1922.

**Koganei, Yoshikiyo,** Über die künstliche Deformation des Gebisses bei den Steinzeitmenschen Japans. (S.-A. Mitteil. der med. Fakultät der Kais. Univ. zu Tokyo, XXVIII, 3, 1922.)

**Rosen, Eric von,** Träskfolket. Svenska Rhodesia-Kongo Expeditionens ethnografiska forskningsresultata. Stockholm.

— Bland Indianer. Forskningar och aeventyr i Gran Chaco. Stockholm.

— En förgangen Värld. Forskningar och Aeventyr bland andernas högfjäll. Stockholm.

**Outes, Felix F.,** Los asuntos decorativos biblicos en los objetos de ceremonial Pagano Payaguá. Buenos Aires 1915.

— La gruta sepulcral del Cerrito de las Calaveras. Buenos Aires 1915.

— Las Hachas insignias patagonicas. Buenos Aires 1916.

Sobre el Hallazgo de un Arpon de Hueso en la Region de Cabo Blanco. Buenos Aires 1916.

— Las Placas Grabadas de Patagonia. Buenos Aires 1916.

— Formacion del Gabinete del Rey. Primeras contribuciones sudamericanas. Buenos Aires 1917.

— Cuestiones de Nomenclatura Paleoetnologica. Buenos Aires 1917.

— El primer Hallazgo Arqueologico en la Isla de Martin Garcia. Buenos Aires 1917.

— Valor del Hallazgo de una pipa de Piedra tallada en la Provincia de Entre Rios. Buenos Aires 1917.

— Le Materializacion del Cherruve Araucano. Buenos Aires 1917.

— Observaciones etnograficas de Francisco Javier Muniz. Buenos Aires 1917.

— Notas para el estudio de la geografia historica rioplatense. La Matanza y el Rio de los Querandies. Buenos Aires 1917.

— Nuevo jalon septemtrional en la dispersion de Representaciones plasticas de la Cuenca paranaense y su valor indicador. Buenos Aires 1918.

— La musica y nuestro Folk-Lore.

— Nuevos rastros de La Cultura Guarani en la Cuenca del Parana inferior. Buenos Aires 1918.

**Giuffrida, Ruggeri V.,** La Phylogénie humaine. (Scientia, Mai 1922.) Mailand 1922.

— Nekrolog von Prof. Dr. Ugo G. Vram. (Estratto dall' Archivio di Scienze Biologiche III 1 - 2.) Napoli 1922.

— Il Significato Sessuale del Peso del Corpo e della Statura durante lo sviluppo. (Riv. di Antropologia, Vol. XXV.) Roma 1922.

— L'origine e l'evoluzione degli Hominidi e l'influsso del l'ambiente. (Riv. Geogr. Ital., XXIX.) Firenze 1922.

**Giuffrida, Ruggeri V.,** La distantia Cristarum nella cintura pelvica del L'uomo. — Valori assoluti nello scheletro e nel vivente. — Valori relativi alla statura, al tronco e alla larghezza acrominale. — Divario sessuale e paragone con gli antropodi. (Estratto dall' Archivio di Scienze Biologiche, III 3.) Trieste 1922.

**Churchill, William,** Club Types of Nuclear Polynesia. Washington 1917.

**First Pan Pacific** Scientific Conference under the Auspices of the Pan Pacific Union, Honolulu, Hawaii, August 2, to 20, 1920. Pt. I. Organization, Proceedings, Resolutions. Honolulu 1920.

**Schuller, Rudolph Dr.,** The Linguistic and Ethnological Position of the Nambicuára Indians. (Amer. Anthropologist, Vol. 23/4.) 1921.

— Zur sprachlichen Verwandtschaft der Maya-Qu'itšé mit dem Carib-Aruác. (Anthropos, XIV/XV.) 1919/1920.

**Vasconez, Pablo Alfonso,** Historia Profana de Israel. Quito (Ecuador) 1921.

**Boll, Franz Dr.,** Die Sonne im Glauben und in der Weltanschauung der alten Völker. (Astronomische Schriften des Bundes der Sternfreunde, Nr. 3.) Stuttgart 1922.

**Plischke, Hans Dr.,** Der Fischdrachen. (Veröffentl. des städt. Mus. für Völkerkunde zu Leipzig, Heft 6.) Leipzig 1922.

**Hrdlicka, Aleš,** The Peopling of Asia. (Proc. American. Phil. Soc., LX, 1921.)

**Mahalanobis, P. C.,** Anthropological Observations on the Anglo-Indians of Calcutta. Pt. I. Analysis of Male Stature. (Records of the Indian Museum, Vol. XXIII, 1922.) Calcutta 1922.

**Merrill, George P.,** Handbook and Descriptive Catalogue of the Collections of Gems and Precious Stones in the United States National Museum. (U. St. Nat. Mus. Bulletin 118.) Washington 1922.

**Arsandaux H. et Rivet P.,** Étude sur l'Archéologie mexicaine. (Acad. des Inscriptions et Belles-Lettres 1921.) Paris.

**Arsandaux H. et Rivet P.,** — Contribution à l'étude de la métallurgie mexicaine. (Journal de la Soc. des American., XIII.) Paris.

**Rivet, P.,** Nouvelle contribution à l'étude de la Langue des Itonoma. (Journal de la Soc. des American., XIII.) Paris 1921.

— Note complémentaire sur la métallurgie Sud-américaine. (Journal de la Soc. des American., XIII.) Paris 1921.

**Hoffmann-Kreyer, E.,** Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1919. Berlin und Leipzig 1922.

**Weule, Prof. Dr. Karl,** Die Anfänge der Naturbeherrschung. 1. Frühformen der Mechanik. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.) Stuttgart.

**Carr-Sainders, A. M.,** The Population Problem. a Study in Human Evolution. Oxford 1922.

**Jenness, D. et Ballantyne, Rev. A.,** The Northern d'Entrecasteaux. Oxford 1922.

**Czaplicka, M. A.,** The Turks of Central Asia in History and at the Present Day. Oxford 1918.

**Milne, Leslie,** An Elementary Palaun Grammar. Oxford 1921.

**Taylor, F. W.,** A first grammar of the Adamawa Dialect of the Fulani Language (Fulfulde), Oxford 1921.

**Crawford,** Man and his Past. Oxford 1922.

**Falls, J. C. Ewald,** Im Zauber der Wüste. Fahrten, Entdeckungen und Ausgrabungen der Kaufmannschen Expedition (Menasexpedition). Freiburg i. B. 1922.

**Bibliothéque Congo, Bruxelles:**

I. Hutereau, A., Histoire des Peuplades de l'Uele et de L'Ubangi.

II. Tanghe, Basil P., De Slang bij de Ngbandi.

III. Wing, R. P. van, Études Bakongo. Histoire et Sociologie.

IV. Wing, J. van, De geheime Sekte van t'Kimpasi.

V. Clercq, L. de, Grammaire du Kiyombe.

VI. Lagae, C. R. et Vanden, V. H., La Langue des Azande 1. Grammaire, Exercises, Légendes.

VII. Lagae, C. B. et Vanden, V. H., La Langue des Azande. 2. Dictionnaire Français-Zande.

# LITERATURBERICHT.

**Kaudern, W.:** *I Celebes obygder.* Stockholm (A. Bonnier) 1921. 2 Bde, 557+425 S., 8°, mit 338 Abbildungen, 18 Karten im Text und 15 Farbendrucktafeln.

Der Verfasser, der schon in einem früheren Reisewerke „På Madagaskar" (Stockholm 1913) seinen guten Blick für ethnographische Beobachtungen bewiesen hatte, hat in den Jahren 1917—1920 in Celebes tiergeographische Untersuchungen, besonders über die Verbreitung von Babirusa (Hirscheber), Anoa (Wildbüffel) und Cynopithecus, angestellt, die ihn in bisher wenig erforschte Gebiete führten. Da er auf seinen Reisen in der Regel in geeigneten Punkten für längere Zeit sein Hauptquartier aufschlug, von dem aus er die nähere und weitere Umgebung durchstreifte, bot sich ihm Gelegenheit, den ethnographischen Verhältnissen ein besonderes Augenmerk zuzuwenden.

Im vorliegenden Werke gibt der Verfasser die zoologischen Ergebnisse nur in einem für weitere Kreise berechneten Umfange, legt aber das Hauptgewicht auf die Schilderung seiner Reisen selbst und gibt vor allem ein Bild der Eingebornenkulturen in den von ihm besuchten Teilen der Insel. Die Mitnahme seiner Frau und Kinder brachte ihn in eine viel engere Berührung mit den Eingebornen.

Den ersten Aufenthalt nahm K. auf der Nordhalbinsel. In der hochkultivierten Minahassa, die unter den holländischen Kolonialländern eine ganz eigenartige Stellung einnimmt, war naturgemäß ethnographisch nichts Neues zu erwarten. Auch der Aufenthalt im westlich angrenzenden Mongondou, über das wir viele Berichte von Missionären besitzen, konnte nicht mehr viel bringen. Um so mehr Gelegenheit zu neuen Beobachtungen bot sich aber im nordwestlichen Zentral-Celebes, wo Kaudern in zahlreichen Zügen die nur von wenigen Missionären, vor allen A. C. Kruyt und N. Adriani, geschilderten Gebiete durchstreifen konnte, in deren Verhältnisse die Sarasin auf ihrem bahnbrechenden Zuge und später Grubauer infolge ihres raschen Reisetempos tiefer nicht einzudringen vermochten. Zahllose ethnographische Bemerkungen und Schilderungen sind in den Bericht über die Reisen durch Lindoe, Koelawi und die im Stromgebiete des in die Makassarstraße mündenden Koroflusses gelegenen Gebiete von Gimpoe, Tole, Tobakoe, Kantewoe, Benahoe, Bada Besoa, Napoe enthalten. In einer Reihe von Kapiteln schildert K. eingehend die ethnographischen Verhältnisse dieser Völkerschaften, wobei er insbesondere den Steinaltertümern, die in diesen Gebieten von anderen und ihm beschrieben worden sind, eingehende Erörterungen widmet, ohne indes über ihre Herkunft und Bedeutung ein abschließendes Urteil abgeben zu können.

Ein eigenes Kapitel ist auch den Völkerwanderungen in diesen Gebieten gewidmet.

Was die ethnographische Einteilung der Toradja-Stämme von Zentral-Celebes betrifft, so will K. zwischen die von Adriani und Kruyt aufgestellten Gruppen der Kaili- (Nordwest-), Sadang- (Südwest-) und Poso- (Zentral-) Toradja noch eine Gruppe der Koro-Toradja einschalten, welche die im Flußgebiet des Koroflusses sitzenden Stämme umfaßt; jedenfalls unterscheiden sich die Sadang-Toradja am meisten von den übrigen Gruppen.

An diese Züge schloß sich eine Reise durch Nordost-Zentral-Celebes von Poso über die Gebiete von Ondae und Mori, die zum Teil schon stark unter holländischem Regierungseinflusse stehen, an den Golf von Tolo, dann Reisen in der noch völlig unbekannten Nordosthalbinsel von Zentral-Celebes. Dort wurden in den Gebieten von Lamala und Lojnang ganz neue ethnographische Beobachtungen gemacht. Den Abschluß der Reisen bildeten Besuche auf den Banggaai-Inseln, Peling und Boeton.

Die ethnographischen Schilderungen sind sehr gründlich, besonders der Darstellung der materiellen Kultur ist viel Sorgfalt gewidmet. Die Abbildungen sind gut und reichlich. Dankenswert ist ein reichhaltiges Verzeichnis der im Werke vorkommenden fremden (einheimischen) Wörter und ihrer Bedeutung. Schwer vermißt man dagegen die Sachregister und ein Verzeichnis der Abbildungen

Kaudern hat sich durch seine Beobachtungen und ihre Veröffentlichung ein großes Verdienst um die Erkenntnis der Kultur der Völkerschaften Celebes erworben und das Buch wird unter den Reisewerken der Insel stets eines der wichtigsten bleiben. Dem Verlag gebührt für die gewohnte gute Ausstattung unser Dank

*L. Bouchal.*

# INHALTS-VERZEICHNIS.


Seite

Außerordentliche Versammlung am 16. September 1921 . . . . . [3]
Monatsversammlung am 11. Oktober 1921 . . . . . [3]
Außerordentliche Versammlung am 14. Oktober 1921 . . . . . [3]
Prinzhorn: Bildnerei bei Geisteskranken und primitive Kunst . . . . . [3]
Stigler: Diskussion . . . . . [3]
A. Haberlandt, Löwy, Christian: Diskussion . . . . . [3]
H. Pöch: Diskussion . . . . . [4]
Monatsversammlung am 9. November 1921 . . . . . [5]
Außerordentliche Hauptversammlung am 14. Dezember 1921 . . . . . [5]
Änderung der Satzungen . . . . . [5]
Montelius-Gedenkfeier . . . . . [5]
Monatsversammlung am 18. Januar 1922 . . . . . [7]
Lebzelter: Zur Anthropologie der Südslawen. . . . . [7]
A. Haberlandt, Hoefft: Diskussion . . . . . [7]
Ordentliche Hauptversammlung am 8. März 1922 . . . . . [9]
Much: Jahresbericht für das Jahr 1921 . . . . . [9]
Rechnungsabschluß, Wahlen . . . . . [10]
Sperk: Die biologische Richtung in der Anthropologie. . . . . [10]
Lebzelter: Diskussion . . . . . [11]
Außerordentliche Versammlung am 8. April 1922 . . . . . [11]
Perez: Ethnische und vergleichend-zoologische Kraniologie auf Grundlage der Vestibion-Ebene. . . . . [11]
Stigler: Diskussion . . . . . [11]
Lebzelter, Frey: Diskussion . . . . . [12]
Monatsversammlung am 10. Mai 1922 . . . . . [12]
Monatsversammlung am 14. Juni 1922 . . . . . [12]
Christian: Volkskundliches aus dem Montafon. . . . . [12]
Schwarz: Diskussion . . . . . [13]
Odescalchi: Über den vorgeschichtlichen Festungswall auf dem Berge Tribeč (mit 5 Textabbildungen) . . . . . [13]
Mahr: Die „American School in France of Prehistoric Studies“ . . . . . [18]
Szombathy: Altslawische Schädel von der Kaiserburg in Eger . . . . . [20]
Bayer: Ein Grab aus der Wende der Bronze- und Hallstattzeit in St. Pölten (mit 1 Textabbildung) . . . . . [20]
Želizko: Einige Bemerkungen zur Frage der Steatopygie des paläolithischen Menschen . [22]
Eingänge für die Bibliothek . . . . . [25]
Literaturbericht . . . . . [29]

GN
2
A83
Bd.50-52

Anthropologische Gesell-
schaft in Wien
Mitteilungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY